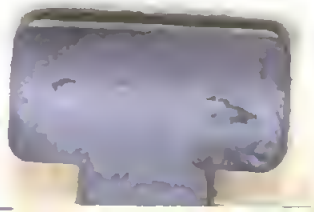
WIDENER
HN JBGA A

Coll. gk. fo

Aus39505.5 ~~Aus 87 8~~

No 11428



Digitized by Google

Carinthia.

Zeitschrift

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Redigirt

von

Vinzenz Rizzi.

Vierundvierzigster Jahrgang.

1854.

(Beiblatt zur Klagenfurter Zeitung.)

Klagenfurt.

Gedruckt und verlegt bei Ferdinand von Kleinmayr.

Aus 39505.5

~~Aus 27.3~~

Harvard College Library
AUG 16 1916
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

Digitized by Google

Register

der Zeitschrift „Carinthia" vom Jahre 1854.

(Die arabische Ziffer bedeutet die Nummer des Blattes.)

I.

Vaterländisches.

Die Khevenhüller. 5. 6. 7. 8. 9. 10. Das Hirten- und Königsspiel in heil. Blut. 10. Zweiter Bericht der kärnt. Handelskammer über die Fahrbarmachung der Drau. 11. 12. 13. 14. Das Jahrbuch des naturhistorischen Museums. 12. 13. Ueber Witterung und ihre Einflüsse in Kärnten. 14. 15. 18. 22. 33. 48. 60. Bericht und Jahresrechnung der Kleinkinderbewahranstalt. 16. Beiträge zur Beurtheilung der Eisenfrage in Kärnten. 19. 20. 21. 23. 24. 25. 26. 27. Magnus Klein (zur kärnt. Literaturgeschichte). 26. Erste diesjährige Kunstausstellung. 29. 30. 35. Volksschulen in Kärnten. 36. Die Hazer in der Pasterze. 38. Mittheilungen des kärnt. Geschichtvereins. 42. 76. 96. Franz Xaver Luschin. 43. Fercher von Steinwand. 45. Montanistisches. 51. Die Rosenberge. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. Franz Xaver Luschin. 62. 63. 64. Zweite diesjährige Kunstausstellung. 68. 69. Ueber Dialektforschung. 68. 69. 70. Geologische Untersuchungen. 70. Aus dem Jahresbericht der kärnt. Handelskammer. 72. 73. 74. 75. 76. Geschichte des Appellationsgerichtes zu Klagenfurt. 90. 91. 92. 93. Bericht über das naturhistorische Museum. 91. 92. 93. 94. 95. Literarisches. 96. Kärnten und die Münchner Industrieausstellung. 97. Beitrag zur literarischen Thätigkeit in Kärnten. 103. Schlußworte. 103.

II.

Erzählungen.

Eine Neujahrsnacht in Wien. 1. Die Industriellen. 2. 3. 4. Aus der Knabenzeit. 28. 29. 30. 32. 34. Des Teufels Erdenfahrt. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. Ein nächtliches Rendezvous. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. Rückblicke eines Gefangenen. 55. 56. 57. Verlust und Gewinn. 59. Lela. 70. 71. 72. 73. Schlacht- und Herzensbeben. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. Eine Nacht auf dem Dampfschiffe. 88. 89. Der Pfeffer-Matthes 101. 102.

III.

Gedichte.

Auf den Ruinen von Virunum. 6. Prolog von Fr. Holm. 34. Vision. 58. Die Donau. 65. An M. D. Joh. Gottfried Kumpf. 67. Hinweg den Becher der berauscht. 71. Wirklichkeit und Sehnsucht. 74. Ein trauriger Anblick. 74. Prolog bei Eröffnung des Theaters. 75. Tycho de Brobe. 94. Trüber Tagr. 100. Zuruf. 102.

IV.

Naturwissenschaftliches.

Die Bedeutung der Kometen im 19. Jahrhundert. 31. Naturgeschichte der Wurst. 35. Duft und Farbe der Blumen. 38 39. 40. Der Auerhahn 100.

V.

Zur Länder- und Völkerkunde.

Der Hafen von Pola. 17. Bulgarien und dessen Bewohner. 23. 24. 25. Ueber selbstständige Tracht. 27. 30. 31. Die Krim. 36. Amerikanische Technik. 37. Die Bauernspiele in Innerösterreich. 39. 40. Der Krystallpalast in London. 44. Die Statistik der Tronungen. 50. Statistik der Geburten. 61. Aus Liefland. 77. 78. 79. 80. 81. 84. 85. Ein Neger. 86. Reisebriefe. 89. 90. 91. 92. Der menschliche Schmuck 94. 95. 96. 97. 98. 99. Frau Ida Pfeiffer's zweite Reise. 102 103.

VI.

Landwirthschaftliches und Technologisches.

Das Vorbereitungsjahr an der k. k. Montan-Lehranstalt zu Leoben. 5. Bericht über Eisenproduction. 33. Ueber Fußboden-Glanzlack. 57.

VII.

Vermischtes.

Die Industrieausstellung zu München. 11. Schnelle Vorrückung der franz. Generalr während der Revolutions-

kriege. 16. 17. 18. Ergebniſſe des Gymnaſial-Unterrichtes $18^{52}/_{53}$. 20. 21. 23. Der Credit der Faulheit. 34. Das Volksfeſt im Prater. 37. Das Friedrichshaller Bitterwaſſer. 46. Die Todtenfeier im Bensbergerwalde. 52. Das Turnen, ſein Zweck und Nutzen. 53. Die letzte Reiſe des Königs von Sachſen. 66. 67. Einladung zur 8. Verſammlung des Forſtvereines. 68. Engliſche Publiziſtik. 87. 88.

VIII.

Notizen.

Nr. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 8. 9. 11. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 24. 25. 26. 27. 28. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 41. 44. 47. 49. 50. 53. 54. 61. 66. 67. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 77. 78. 79. 80. 81. 83. 84. 85. 88. 89. 90. 91. 93. 96. 97. 98. 100. 101. 102.

IX.

Theater und Concerte.

Nr. 7. 8. 12. 19. 22 28. 47. 82. 83.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 1. Klagenfurt, Dienstag, den 3. Jänner. 1854.

Eine Neujahrsnacht in Wien.

Von Julius.

Motto: Leicht aufzureizen ist das Reich der Geister,
Sie liegen wachend unter dünner Decke,
Und leise hörend stürmen sie herauf.

Goethe.

„Es bleibt also dabei, Kinder, wir treffen uns heute Abend bei Bogumil!" Mit diesen Worten verließ ich Boßners Cafféhaus an dem letzten Nachmittage des Jahres 1851. Die Gesellschaft, aus deren heiterer Mitte ich mich eben entfernte, bestand aus mehreren Wiener-Literaten und einigen Mitgliedern des Hof-Burgtheaters, die sich alltäglich um die Tafelrunde des kleinen Conversations-Zimmers zu vereinigen pflegen. — Daß ich heute Nacht noch einmal recht lustig sein wollte im alten Jahre, hatte ich mir fest vorgenommen, ebenso, daß allerlei Schwänke und Schnurren gerissen werden müßten, um dem verdrießlichen Gesichte des alten Janus noch ein Schmunzeln abzuzwingen. Ich schlenderte die Kärntnerstraße entlang, und bog, um recht ungestört zu sein, auf die Bastei; vor dem ungärtlichen Ost, der da oben brauste, bewahrte mich mein dicker Schuppenpelz. „Was treiben wir heute Abend? „diese Frage beschäftigte rastlos meinen Geist, soll nicht einer von uns noch zu guterletzt genarrt werden? was der Wiener „aufsitzen" nennt. Da fiel mir ein, daß vor einiger Zeit Justinus Kerner und seine Mystik, Schoder und dessen magnetische Kraft, die beherrschende Gewalt, deren der heftige concentrirte Wille des einen Menschen auf die tiefinnerste Natur des andern fähig, der Gegenstand einer lebhaften Debatte unserer Tafelrunde gewesen — und daß sich der gute N . . . durch seinen alles verwerfenden Scepticismus am meisten ausgezeichnet, und jedes Argument für die geheimnißvollen Kräfte der Natur flugs niedergedonnert habe.

„Diese Nacht ist" — wie Kaspar im „Freischützen" sagt: — „zu hohen Dingen bestimmt," es scheidet das Alte vom Neuen, es geschieht punct 12 Uhr eine Incision, die alle Bewohner unseres Erdballs gleichmäßig empfinden und notiren, es ist ein Abschnitt, der in keinem Geschichtswerke übergangen werden darf, der fröhlichste, unbefangenste Mensch ist empfänglich für den Ernst dieses Wechsels, und wer hat nicht schon mitten unter dem Klingen der Gläser — wenn die letzten Minuten des Jahres schwanden, wenn das Fenster geöffnet wurde, um den Glockenschlag durch die Stille der Nacht deutlicher hören zu können, und er nun endlich dumpfdröhnend über die Stadt hallte, wen hat nicht dann ein wehmüthig-ernstes Gefühl, ein Nachdenken über seine Vergangenheit, eine stille Frage an das Schicksal überrascht: „Wie viel solcher Stunden sind mir wohl noch vergönnt? und welche Farbe werden sie tragen? die rosenrothe der Freude, oder die schwarze des Kummers?"

Freund N. muß uns aufsitzen, er soll ein Mal die Feuerprobe bestehen, ob er der eiskalten Umarmung des Giganten „Schreck," oder hier mit dem milderen Namen „Ueberraschung" getauft, Widerstand zu leisten im Stande, ob er ihr gewachsen sei? — Der Plan reifte nach und nach in meinem Gehirne, die Nebelbilder formten sich immer mehr und mehr zu festen Gestalten, und bis ich auf die Dominikanerbastei gekommen, stand der Plan fix und fertig in meinem Geiste. Flugs schwenkte ich und trabte hinaus auf die Mariahilfer-Vorstadt zu Bogumil, den ich in voller Arbeit fand, mitten unter Vorbereitungen zum Neujahrspunsche. In aller Eile theilte ich ihm meine Absicht mit, erbielt seinen Beifall und seine Zusage, mitzuwirken; rannte dann ins Theater a. d. Wien, um das, was ich brauchte, herbeischaffen zu lassen. — Der Zapfenstreich rasselte durch die Straßen der Kaiserstadt, da kamen die Genossen von allen Seiten herbei, und die freundlichen, hellerleuchteten Zimmer unseres gastfreien Wirthes füllten sich mit den fröhlichen Gästen, — ein Blick, zwischen dem ersteren und mir gewechselt, genügte vollkommen, mich erkennen zu lassen: es ist alles bereit, und der Spaß kann zu geeigneter Zeit beginnen. Der Abend versprach ein sehr angenehmer zu werden, ein Buchhändler hatte den neuen Kladderadatsch-Kalender erhalten und mitgebracht, dessen Inhalt unsere Lachnerven auf das ergötzlichste kitzelte. Witzfunken prasselten von allen Ecken heraus, die Bowle wurde leer und wieder voll; dulce dulcissime war's desipere in loco. Da brachte ich vorsichtig das Gespräch auf die Somnambule, die zu selber Zeit von sich reden machte, gewandt ergriff Bogumil den Faden, und führte den großen Magnetiseur Grafen Rapary an, und dessen Wunder. N. biß sogleich auf den Zopf und ergoß sich in die erbittertsten Verhöhnungen der dunklen, geheimnißvollen Kraft. —

„Bester Horatio sage, was du willst, entgegnete ihm unser Wirth, es gibt nun doch ein Mal Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumt. — Ihr alle wißt, daß ich ein Sarmat, aber vielleicht nicht, daß in meinem waldigen Vaterlande, in den Schluchten der Karpathen, noch allerlei getrieben wird, das stark nach den Hexereien des Mittelalters schmeckt. Ich hatte einen Oheim, der, ferne von aller menschlichen Gesellschaft, tief im Gebirge einsam wohnte, und unter dem Titel eines Geisterbanners weit und breit in unserer Gegend bekannt und gescheut war. Ich selbst habe einige Mal Dinge von ihm gesehen, die mir heute noch, da ich so manchen Glauben meiner Kinderjahre abgeschüttelt, eine Gänsehaut machen und Euch, wie mir, unerklärlich sein dürften. „Dacht ich's doch, da wird eine Geschichte herauswachsen, wie die der hirnverrückten „Seherin von Prevorst" bohnlachte N. — „Ihr seid im Irrthume, lieber Freund! ich bin durchaus nicht gewillt, dir in einer Erzählung von Sachen, die ich erlebte, und die du doch nicht glauben würdest, meinen armen, guten Onkel Preis zu geben. Bei all dergleichen hat das gesprochene Wort, und wäre es mit heiligen Eiden betheuert, doch nur geringen Werth, hier fallen nur selbst erlebte Facta ins Gewicht."

„Hahaha! Ihr möchtet uns wohl selber so eins der Fanststückleln aufführen? rief ich dazwischen, „lieber Freund, vor uns halten die Gespenster aus den Karpathen nicht Stand, wir sind so ziemlich alle der Ueberzeugung, daß aus jenem Lande da drüben keine Rückkehr möglich ist."

„So? — Wißt Ihr das so sicher und gewiß? Ich bitte, reizt mich nicht! hier begannen Bogumil's Augen unheimlich zu funkeln — „ich wäre wohl im Stande, Eure Ueberzeugung stark zu erschüttern, wenn Ihr Muth genug besitzen solltet, Euch einem unbekannten Gegner zu stellen."

„Das klingt ja wie Beleidigung! Ich wüßte nicht, was ich in meinem Leben je gefürchtet hätte! ich habe dem Tode im Cholera-Spitale kühn ins Auge geblickt, als ich noch auf Galenus Spuren wandelte, und ich kann Euch versichern, das war ein Menschenschlächter, vor dem so Mancher erblichen."

„Nu nu! wir glauben dir's ja, daß du ein Held „sans peur et sans reproche," rief einer der Zuhörer unserer Debatte. „Nein! Nein! er hat mir den Handschuh hingeworfen, ich nehm' ihn auf. — Er soll mir zeigen, was er kann, und wie er uns vermuthen läßt, von seinem Hokuspokus-Onkel gelernt haben will."

„Nein, hört nur die Kinder an, lachte N... wieder, der, glücklich getäuscht, unseren ganzen Disput für Ernst genommen, ich glaube wahrhaftig, der J... möchte heute noch einen Geist sehen. Guck in's Glas, da verlt er lustig von unten nach oben."

„Recht hast du, das wird auch wohl der einzige spiritus familiaris sein, mit dem uns Bogumil aufwarten kann, außer dem, der in seiner Zirbeldrüse kauert. — Ach, vor dem allen Respect.

„Meine Herren" — Bogumil sprang auf — seid Ihr's zufrieden, wenn ich dem Hartnäckigen eine Lection gebe?"

„Ja ja! Los damit! 's kann ihm nicht schaden! klangs von allen Seiten.

„Nun gut! — er blickte auf die Wanduhr — noch haben wir drei Viertel Stunden bis Mitternacht, laßt uns nun abbrechen, und ein halb Stündchen verplaudern, dann soll J... das Zimmer verlassen, und sich in das Letzte links begeben, wo er sich verschließen und allein im Dunkel den Wechsel des Jahres erwarten mag. ich stehe ihm dafür, mit dem zwölften Schlage wird er, trotz der verschlossenen Pforte, Gesellschaft haben. Ist's Euch noch Ernst?"

„Mehr als je!"

„Nun denn, genug für jetzt! schenk mir ein, Paul; ich bin ganz trocken geworden. Laube hat ein sehr interressantes Stück von Ludwig bekommen: „die Maccabäer," er ist ganz enchantirt davon." — Wir waren auf anderem Boden. — Bald schlugs drei Viertel.

„Nun ist's Zeit!" er klingelte. — „Bring einen Mörser und eine Flasche Spiritus, befahl er dem eintretenden Diener.

„Ihr J . . . geht! der Weg durch meine Zimmer. ist euch bekannt, die Thüren laßt alle offen, nur die letzte verriegelt hinter Euch — Licht bekommt Ihr nicht mit."

„Sperrt mich nur nicht etwa ein, und trinkt mir indeß nicht allen Punsch aus — ein volles Glas nehm' ich mit. Adieu, meine Herren, auf Wiedersehen anno 52." — Ich trat ab, sie sahen mir nach, bis die letzte Thür sich aufthat und ich hinter ihr verschwand und klirrend die Riegel vorschob. Mit einem halben Lächeln blickten die zurückgebliebenen Tischgenossen einander an.

„Mit Erlaubniß! — " der Wirth verlöschte plötzlich alle Lichter bis auf eines, das vor ihm stand. „Wen soll ich rufen, daß er ihm sichtbar werde? — sag' du es, N..., du bist der ungläubige Thomas. Schreib den Namen auf ein Papier, und reich es mir dann herüber. — "

Wie gesagt, so geschehen. — N... flog an den Schreibtisch, rasch war ein Name auf's Papier geworfen, der Zettel in Bogumil's Händen, der ihn langsam in den ehernen Mörser fallen ließ, hierauf goß er Spiritus darauf, zündete diesen an, und nun löschte er auch das letzte Licht, so daß die Gesellschaft im Dunkeln, nur von der Spiritusflamme blau beleuchtet, ihn umgab.

„Jetzt Stille!"

Wie die Mauern saßen die Herren. Nach einer das Fenster auf, daß wir die Glocken deutlich hören. — Geschehen. Mit ernster Würde ergriff nun unser Wirth den Stößer, und eilf Mal ließ er ihn mit aller Kraft auf den metallenen

Boden klingend niederfallen, dann rieb er eine Weile die Asche des verbrannten Papieres, die blaue Flamme lohete hoch auf. Fünf Schläge folgten, dann trat eine Pause ein, nun 13, er rieb wiederum die Papierasche zu Staub, sein blasses Gesicht, von den langen schwarzen Ringellocken umflogen, leuchtete gespenstig über die Flamme, die ihn umzüngelte; zum vierten Male erdröhnte das Metall, doch jetzt nur ein Mal — lange Pause, — plötzlich ergriff er von neuem den Stempel, und rasch erfolgten zwanzig Schläge. Mit dem letzten Streiche erscholl der erste Glockenschlag der mitternächtlichen Stunde, und zur selben Zeit aus dem Zimmer, in welches ich mich zurückgezogen, ein entsetzliches Krachen und Prasseln, das immer schwächer wurde, um mit verstärkter Gewalt sich zu erneuern. Einen furchtbaren gellen Schrei des Entsetzens hörte man, sah die Thür des Zimmers aufreißen, und todtenbleich, mit gesträubten Haaren, entsetzensvollen verstörten Zügen stürzte ich durch die leeren Zimmer bis in das, wo die Freunde erwartungsschwer meiner harrten: „Lenau, Nicolaus Lenau! o welch ein Bild! stöhnte ich keuchend hervor, und sank an N . . .'s Seite zu Boden.

„Hab' ich gelogen? — hab' ich gehalten, was ich versprach, und glaubst du nun N . . . an die lustigen bleichen Jungen, schmetterte Bogumil's grelle Stimme zu N . . . hinüber, der zitterte, daß ich's, der ihn an den Händen gefaßt hatte, deutlich fühlen konnte.

„Hast du den Mann verlangt, N . . . ?

„Ja! ja! Ich that es."

„Nun, so habe ich meine Aufgabe gelöst. Ihr habt's alle gehört, er hat ihn selbst genannt, nicht ich." —

Die Neujahrsglocken läuteten dumpf ihre Begleitung zu der sonderbaren, unheimlichen Scene. Endlich klingelte Bogumil, der Diener trat ein: „zünde die Kerzen an, und nimm Spiritus und Mörser fort." — „Wo habt Ihr Euer Glas, J. . . .?" „Das steht in dem unheimlichen Zimmer, ich hole es nicht, gebt mir ein anderes."

„Nun, und deines ist leer, N . . ."

„Laß sein, ich trinke nicht mehr, ich gehe nach Hause."

„Was? Wie? Nach Hause? Jetzt schon?"

N . . . war blaß wie der Tod, so hatte ihn die Sache alterirt.

„Ach, Faxen! Das ist vorbei, nun laßt uns fröhlich sein: „Prost Neujahr, Jungen, und allezeit Gutheil! Noch hundert Jahre wie heute."

„Prost Neujahr! prost Neujahr!" die Gläser klangen zusammen. Als wir uns wieder setzten, bemerkten wir erst, daß N . . . sich fortgeschlichen.

„Ach, das thut mir leid, brummte ich, soweit wollt ich's nicht treiben, hätt' ich denken können, daß sich der gute Kerl den Spaß so zu Herzen nehmen würde, so hätt' ich's bleiben lassen."

„Ihr habt's nicht anders haben wollen, tu l'as voulu, Georg Dandin!" entgegnete Bogumil. „Nun, was heißt denn das wieder, gibt's ein neues Mysterium?" fragte Einer der Tafelrunde. „Das nicht, aber Aufklärung! Kommt einmal mit in's Gespensterzimmer, ich habe schon noch soviel Courage, mich hinein zu wagen.

Ich nahm ein Licht vom Tische, und schritt voran. „Seht! ein Alphabet, jeder Buchstabe mit der Nummer, die er in der Reihe seiner Kameraden einnimmt, zur Seite lag am Boden; im Hintergrunde des Zimmers stand ein viereckiger hölzerner Kasten mit einer Drehkuebel, das Innere voll Walzen, Räder und kurzen klappernden Holzstücken. Verdutzt sahen sich die Herren das Ding an, und Keiner wußte, was er daraus machen sollte. — „Seht, das ist eine Theatermaschine, durch die man auf der Bühne das Rotten- und Peloton-Feuer ausdrückt." Ich trat an die Kurbel, hört einmal: derselbe Lärm erschallte wie vorhin. — So! nun wieder zu Tisch, dort mag Euch Bogumil die Sache auseinandersetzen."

„Nun, da ist nicht viel zu erklären, Ihr alle seid aufgesessen, und N . . . am meisten, das werdet Ihr wohl merken? J . . . und ich steckten unter einer Decke, deshalb zankten wir uns, deshalb hielt ich mich auch nur an ihn, er mußte in's Geisterzimmer. Der Mörser, indem ich den Namen zu Pulver brannte und stampfte, war die Glocke, durch die ich ihm signalisirte — hier das Alphabet in seiner Hand erklärte ihm die geheimnißvollen Schläge; erinnert Euch, ich stieß erst elf Mal den Stempel nieder — dann fünfMal und so fort, immer in Pausen; nun seht, das waren die vier Buchstaben des Namens, und J . . . wußte mit dem letzten Stoß von meiner Hand, welchen Nomen er uns zu nennen habe. Diese Maschine gab das Gepeaffel, die blaue Spiritusflamme und Euere Ueberraschung den Rest. — Gestebt nur: Ihr waret alle verblüfft, und J . . . hat seine Rolle nicht übel gespielt; daß aber N . . . bei seiner Freigeisterei so erschrocken, so verstimmt werden konnte, daß er sich sogar unserem lustigen Cirkel entzieht, das hätte ich doch nicht erwartet. Der wird Moegen Augen machen, wenn er die triviale Auflösung des metaphysischen Räthsels erhält."

In einem Riesengelächter ging die stumme Aufmerksamkeit unseres Auditoriums unter. „Faust und Wagner, die Teufelsbanner!" — Seht; was uns die Kerl's für eine hübsche Komödie aufgeführt!" Bravo! das gibt Stoff für's Feuilleton.

Notizen.

— Ueber die Taufe zweier Mohrenkinder zu Trient erfahren wir folgende interessante Einzelheiten: Seit einiger Zeit wurden von wohlthätigen Personen Mohrenkinder, welche auf den öffentlichen Märkten zu Cairo zum Verkaufe ausgeboten werden, angekauft, um sie in der christlichen Religion unterrichten und erziehen zu lassen, damit sie, nach vollendeter Erziehung in ihr Vaterland zurückkehrend, die Missionäre in der Bekehrung ihrer Stammesbrüder unterstützen können. Diesem edlen Sinne verdanken bereits mehrere dieser Kinder die Aufnahme in Klöstern von Deutschland, Italien und Frankreich. Auch in Trient erklärte sich Hr. Vincenz Graf von Consolati zur Annahme eines solchen Mohrenkindes bereit, daher vorläufig vor zwei Monaten zwei auf dem letzten Markte zu Cairo gekaufte Mohrenmädchen im Alter von acht Jahren in Trient anlangten, wo sie auf Veranlassung des erwähnten Herrn Grafen in dem von den Schwestern des h. Herzens Jesu geleiteten Convicte für arme Mädchen unentgeltlich aufgenommen wurden. Beide betragen sich sehr wohl, zeigen sehr viel Eifer im Lernen, und fangen schon an, in italienischer Sprache sich verständlich zu machen. Eines dieser Mädchen erkrankte vor vier Wochen, und da die Krankheit eine üble Wendung zu nehmen drohte, so erachtete man es für nöthig, dasselbe auf ihr Ansuchen zu taufen, worauf auch das zweite Mädchen, welches mehr Fähigkeiten besitzt, und sich auch bereits die nothwendigen Kenntnisse aus der Religionslehre angeeignet hatte, über ihre Bitte am 8. December, dem Festtage der unbefleckten Empfängniß der h. Maria, in der Pfarrkirche zu St. Maria Maggiore auf feierliche Art getauft, und denselben der Name Maria Elisabeth beigelegt wurde, bei welcher Funktion Herr Graf von Consolati und dessen Schwester Gräfin v. Albertini Pannstille vertraten.

— Nachdem die k. baierische Staats-Regierung sich zu wiederholten Malen für Förderung der Fischzucht ausgesprochen und insbesondere die Errichtung von Anstalten künstlicher Befruchtung der Fische empfohlen hat, sind nunmehr vom landwirthschaftlichen Verein etliche theoretisch und praktisch gebildete Fischer nach Hüningen abgeordnet worden, um die Einrichtung des dortigen Etablissements zu studiren. Zugleich ist nach einer officiellen Mittheilung des General-Comités des Vereines beschlossen, ein solches Etablissement zunächst in München ins Leben treten zu lassen. Dasselbe wird im englischen Garten zwischen der Veterinärschule und dem königlichen Schlosse Biederstein eingerichtet werden.

— Das Stadtschwurgericht in Berlin verhandelte neulich eine Anklage wegen Meineides und Betruges, die insofern von Interesse war, als durch die Verhandlung die Trüglichkeit des Beweises durch Handschriften-Vergleichung auf eine eclatante Weise dargestellt wurde. Es handelte sich nämlich in diesem Processe um den Beweis: ob das Accept unter einem Wechsel von der Hand des Angeklagten herrühre, was derselbe bestritt, die Schreibverständigen aber nach Vergleichung mit anderen, vom Angeklagten herrührenden Schriftstücken behaupteten. Der Vertheidiger des Angeklagten, Rechtsanwalt Deycks, legte demnächst ein Blatt Papier vor, auf dem sich der Namenszug seines Clienten befand, und trug beim Gerichtshof darauf an, diese Unterschrift gleichfalls den Schreibverständigen vorzulegen. Der Präsident des Gerichtshofes that dies, indem er die Frage stellte: ob diese Namenszug nicht täuschend nachgemacht, vielleicht durch's Fenster nachgezeichnet sein könnte? Die Schreibverständigen versicherten nach sorgsamer Prüfung und mit größter Bestimmtheit, daß dies unmöglich sei, und daß nur der Angeklagte selbst diesen Namen geschrieben haben könne. Da nahm der Vertheidiger das Wort und erklärte: „Meine Herren! Sie können jetzt sehen, was eine Handschrift-Vergleichung heißt. Ich selbst bin der Fälscher der letztern Unterschrift; ich habe des Angeklagten Namen hier im Sitzungssaale während einer kleinen Pause durchs Fenster nachgezeichnet, und doch behaupten die Sachverständigen, daß nur der Angeklagte den Namen so schreiben könne. Auf meinen Amtseid versichere ich, daß ich den Namen nachgemalt habe." Diese Erklärung erregte eine allgemeine Sensation, und machte auch auf die Geschworenen eine solche Wirkung, daß sie den Angeklagten für nichtschuldig erklärten.

— Der „Hamb. Corresp." macht über die muthmaßliche Witterung des nächsten Winter folgende Prophezeiung: Von allen Merkzeichen, welche schon bei guter Zeit im Herbst die Witterung des nächsten Winters, ob strenge, ob gelinde, andeuten, sollen diejenigen, welche die Waldameisen bieten, die zuverlässigsten sein. Bedecken sie sich nämlich im Herbste recht ungewöhnlich stark, so soll es ein strenger, bedecken sie sich dagegen nur wenig, ein gelinder Winter werden. Bestätigt diese Witterungsregel sich nun in Bezug auf den nächsten Winter, so muß derselbe recht strenge werden, denn wie finden, daß die Ameisen sich diesmal sehr stark bedeckt und somit gegen die Kälte mehr als gewöhnlich geschützt haben. Was weiter zu der Vermuthung Anlaß gibt, daß der nächste Winter ein strenger werde, ist der von den Jägern vielfach beobachtete Umstand, daß auch die Füchse in diesem Herbste sehr fett und feist sind.

— Ein Herr Bathhardt, der auf seiner Reise nach dem Süden Amerikas in New-York angelangt ist, sendet von da folgende ernste Warnung: Schon seit zehn Monaten herrscht große Sterblichkeit auf dem Meere. In der Regel stirbt der fünfte Theil der Auswanderer, bevor die Schiffe in Amerika landen. Man entsetzt sich in New-York über diese Erscheinung und hat deswegen Untersuchungen eingeleitet. Die Schuld würde der Ueberfüllung der Schiffe zugeschrieben, wenn nicht andere Schiffe in demselben Falle wären. Es herrscht zugleich auch große Sterblichkeit unter den Fischen. Man sieht vielorts, und namentlich im mexicanischen Meerbusen, zu tausenden todte Fische den Ufern nahe auf dem Meeresgrunde liegen. Eine deutsche Dame, die hier in Glücksumständen lebt, sandte diesen Sommer ihrer Mutter, zwei Brüdern und zwei Schwestern das Reisegeld, um sie nach Amerika kommen zu lassen; diese Personen betraten in Havre in guter Gesundheit das Schiff und alle starben auf dem Meere. Man sieht zu dieser Zeit nichts als Jammer und Trauer auf den Plätzen, wo die Auswanderer aus den Schiffen steigen, da stehen Frauen und Kinder, welche den verlornen Vater, und Väter und Kinder, welche die gestorbene Mutter beweinen, und Eltern, die über den Verlust ihrer Kinder klagen und trauern.

Verantwortliche Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 2. Klagenfurt, Sonnabend, den 7. Jänner. 1854.

Aus Tschabuschnigg's soeben beendetem Romane:

Die Industriellen.

Zehntes Capitel

(Fortsetzung.)

. . . . . .

Die mittägige Ruhestunde hatte die Entschlossenen zur letzten Besprechung an den festgesetzten Orten versammelt. Jeder sollte sich von dort einzeln, um nicht Aufsehen zu erregen, an den ihm zugetheilten Ort begeben. Dies fand statt zur Zeit, da die Arbeiter täglich wieder zur Arbeit zurückzukehren pflegten, und die Bewegung unter ihnen konnte daher nicht auffallen.

Einem Haufen derselben wurde die Aufgabe zugetheilt, Absolon festzunehmen; sie schlichen sich unbemerkt in sein Haus, und wären ebenso unbemerkt bis zu seiner Person gedrungen, wenn nicht Sweeters heute beauftragt gewesen wäre, vor Beginn der nachmittägigen Arbeit vor ihm zu erscheinen. Er trat gerade in dem Augenblicke in die Flur des Hauses, als die ersten dort Versammelten sich leise unter sich berieten, und noch Einige ihrer Kameraden erwarteten.

Sein Erscheinen überraschte sie, sie glaubten sich verrathen. In diesem entscheidenden Augenblicke faßte Lindwurm den Werkmeister mit einer seiner gewaltigen Tazen am Halse, und schloß ihm mit der zweiten das Maul. Es war ihm dies doch nicht so völlig gelungen, daß Sweeters nicht vorher einen lauten Schrei ausgestoßen hätte, der gleichsam das Zeichen zum Ausbruche gab.

— Hinauf zu Absolon, brüllte Lindwurm; Wittich, führe sie; den Burschen da überlaßt nur mir, ich will ihn versorgen, daß ihr eure Freude daran haben sollt.

Beim ersten Laute war Absolon oben im Zimmer aufgesprungen.

— Was ist das? rief Katharine, die bei ihm saß, verwundert.

— Die Arbeiter sind in Aufruhr, schließ' die Thüre.

Katharine eilte zu selber und schob den Riegel vor.

Schon polterte der Lärm über die Stiege hinauf, als sie damit fertig war. Sie sah sich nach Absolon um, der war verschwunden; nun wollte auch sie durch die Thüre nach rückwärts entfliehen; sie konnte sie nicht öffnen. Absalon hatte offenbar den Augenblick, während sie die Thüre nach der Stiege verriegelte, zur Flucht benützt, und hatte, um das Weiterdringen der Meuterer zu verzögern, diese zweite Thüre von Außen versperrt. Ob er dabei auf Katharine vergessen hatte, oder ob er sie absichtlich den Eindringenden in die Hände liefern wollte, um selbe aufzuhalten, ließ sich in diesem Augenblicke kaum ermitteln. Jedenfalls gab ihm eine selten benützte hintere Treppe unterdessen Gelegenheit zur Flucht und zum Herbeirufen der Bewaffneten.

Zorniger Hohn verzerrte Katharinens Angesicht, als sie sich so feige preisgegeben sah, aber nur zu schnell mußte er der Furcht weichen, denn schon im nächsten Augenblicke wurde mit Heftigkeit an die versperrte Thüre geschlagen. Sie hatte keinen Ausweg und verhielt sich ruhig und erwartete mit bebendem Herzen den Fortgang der Gefahr. Bald brach die Thüre zusammen, und die Aufständigen drangen in das Zimmer.

— Wo ist Vater Absolon? schrien sie mit Hohn gegen Katharine.

Sie stand todtenblaß vor ihnen. Ich weis es nicht, war ihre Antwort.

— Du weist es nicht? brüllten mehrere Stimmen auf sie ein, und Wittich griff ihr unsanft nach dem Halse.

— Er ist durch jene Thüre entflohen und hat das Schloß hinter sich abgesperrt.

— Hoho, er ist seines Schätzchens satt, und hat es wieder bei uns an den Mann bringen wollen, schrie Wittich, und erlaubte sich nicht zarte Vertraulichkeiten mit ihr. Gut, daß wir dich haben, alte Metze; du warst stolz wie Jezabel, und wolltest zugleich der Tugend und dem Laster die Nase drehen. Führt sie hinab zu Sweeters. Gebt mir aber auf die losen Vögel Acht, daß sie euch ja nicht entwischen, bis wir die ganze Brut beisammen haben. Ihr Andern mir nach; noch lebt der alte Gott Israels, ich hoffe, daß er uns den neuen Absolon an seiner Perrücke aufgehängt am nächsten Baume überliefert.

Er gab der Thüre ein Paar Fußtritte, sie wich, und die Mehrzahl der Zusammengerotteten schlug den Weg ein, auf dem Absolon geflohen war.

In dem Haufen, der unten bei Sweeters geblieben war, erschien plötzlich auch Spaz. Er trug beide Hände in den Hosentaschen, ohne sie je herauszuziehen, es schien, als wünschte er, daß dies bemerkt werde, damit ihm für

den Fall des Bedarfs die Zeugenschaft nicht mangle, daß er an den Gewaltthätigkeiten keinen Theil genommen habe.

— Was wollt ihr denn da mit meinem ehrlichen Freunde Sweeters? fragte er mit zur Schau getragener Theilnahme; sprecht, guter Sweeters, kann ich euch in irgend einer Weise dienlich sein? Ihr wißt, ein Wunsch von euch ist mir Befehl.

Sweeters schaute ihn voll Trauer und Schrecken an, er hob die gebundenen Hände gegen ihn empor, als wollte er ihm sagen: Siehst du nicht, was ich brauche, Freiheit. Zu reden wagte er jedoch nicht, da ihm die andern Arbeiter mit geballten Fäusten unter die Nase trohten.

— Ich bitte euch, Burschen, beruhigt euch doch, fuhr Spaz fort; hab' ich es euch nicht stets gesagt: der Arbeiter muß legitim und manierlich sein! Haben unsere vortrefflichen Herren nicht jederzeit wie Väter für uns gesorgt. Die Stunde Arbeit mehr ist der Rede nicht werth. Leben doch auch sie vom Schweiße — ihrer Arbeiter allerdings, aber das macht nichts, Schweiß bleibt Schweiß. Sollten wir ja doch bereit sein, unser Blut für sie herzugeben, warum nicht auch unsern Schweiß? Dabei ist schwitzen sogar gesund, und schützt vor manchen Krankheiten. Der Schweiß ist nichts als eine salzige Schärfe, und wir müssen wünschen, daß er aus dem Körper ausscheidet. Oder ärgert euch vielleicht die neue Schraube? Warum etwa? Ihr habt Arbeit wie früher, sogar eine Stunde täglich mehr. Auch halte ich den Wollstaub, den sie auftreibt, für nahrhaft. Trachtet darum, recht viel davon einzuschlucken. Das sättiget. Um aber wieder auf besagten Hammel zurückzukommen: Ihr wißt Vater Sweeters gute Eigenschaften offenbar nicht genug zu schätzen. Er lehrt euch Ordnung und Lust zur Arbeit. Daß bei so verstockten Naturen, wie die euren, mitunter herbe Mittel angewendet werden müssen, das ist euere Schuld, nicht die seine. Er führt das Verzeichniß über euere Trägheit mit Gewissenhaftigkeit; wollte Gott, ihr nähmet es mit eurer Arbeit ebenso genau. Und was die Schläge anbelangt, wie selten setzt es irgend einen Puff von seiner Seite ab; nur gleichsam, wenn es nöthig ist, euch an die väterliche Gewalt, die er über euch führt, zu erinnern. Und jetzt, — wenn ich euere gottlosen Reden recht verstanden habe, wollt ihr Vater Sweeters auf das Rad flechten, — aber wollt ihr nicht, ihr Sinnlosen?

— Ja, auf's Rad mit dem Halunken! schrie der Schwarm, obwohl er früher daran gar nicht gedacht hatte. Spaz machte sich aus dem Staube, die Arbeiter aber schleppten ihren Aufseher in die Werkstube, wo das große Treibrad ging, das alle Maschinen dieser Abtheilung in Bewegung setzte. Er wurde gepackt, und an dessen Speichen gebunden. Ein allgemeiner Jubel erscholl, als der gewesene Sclavenwächter wie ein Kreisel in der Runde umherflog.

Ein kaum besseres Schicksal schien Katharinen bevorzustehen, als sie in die Hände der Arbeiter gefallen war. Gerade, daß sie einst ihrer Classe angehört hatte, und dann, uneingedenk früherer Tage, sich im Wohlleben über sie erhob, — daß eine Ihresgleichen reich versorgt und hoffärtig auf sie hinabblickte, hatte seit jeher die entschiedene Abneigung der Arbeiter auf sie gelenkt. Der Umstand, daß sie, ungeachtet ihr Lebenslauf Allen bekannt war, sich als die Tadelloseste, Preiswürdigste nach jüngst unter ihnen geberden mochte, empörte die Arbeiter vollends; heute, da sie in ihre Hände gefallen war, regte sich die lebhafte Begierde, an ihrem Hochmuthe, an ihrer Heucheiei Vergeltung zu nehmen.

— Ei, bringt der Unschuld doch einen Jungfernkranz, schrie einer ihrer Begleiter, und bald waren mehrere Hände thätig, einen Reif aus wilden Rosen und Schlehdornen für sie zu flechten. Sie blieb blaß und schweigend, und schien in stille Verbitterung versunken. Sie war zu stolz, um zu bitten oder zu klagen, ja ihre Furcht mochte sogar einer noch heftigeren Aufregung gewichen sein. So war es auch in der That, und dies Gefühl, das in diesem Augenblicke jedes andere überwog, war der grenzenlose Zorn und Haß gegen Absolon, der sie zu seinem eigenen Nutzen abermals preisgegeben hatte. Sie hätte in diesem Augenblicke das Aeußerste gern ertragen; wenn es nur auch ihm nicht besser ergangen wäre.

— Da, seht euch satt an der Bettel, rief ein Anderer, die ihren Stamm verleugnet hat in Hochmuth, und die Brosamen ihrer Tafel lieber den Hunden vorwarf, als der Armuth. Kam eine unserer Töchter zum Falle, da ward die Schande im Ueberflusse ausgemessen; diese Metze aber trieb ihr Handwerk all' ihre Tage in Stolz und Ehre.

— He, Jungfer, wo sind deine Bankerte?

— Metze, Kindsmörderin! schrie es von allen Seiten, ihre Kleider waren schon theilweise abgerissen, und das Dornengeflecht eben fertig, als Siegfried über dem Getümmel herbeieilte. Ein allgemeiner freudiger Zuruf begrüßte ihn.

— Was macht ihr hier?

— Wir winden ihr den Jungfernkranz
Von veilchenblauer Seide —

— Ihr Tollen, schrie er entrüstet, und schleuderte ein Paar der Nächststehenden auf die Seite, wer sie noch weiter beleidigt, der soll meine Faust verkosten.

— Sei verständig, Siegfried; heute sind ein Mal wir oben on, und da vergönn' uns den unschuldigen Spaß mit dem Aase.

— Ihr Sündenregister ist voll.

Digitized by Google

— Soll denn das Laſter, wenn es nicht arm iſt, immer über der Armuth ſchwimmen?

— Siegfried, du biſt einer von uns, ja hör's nur: du biſt der Beſte, Erſte unter uns, hilf uns heute, führ' uns, ſei unſer Hauptmann.

— Wenn ihr mir folgen wollt, ſo laßt zuerſt von Katharinen ab; wollt ihr aber nicht auf mich hören, nun ſo überwältigt mich zuerſt, bevor ihr über eine ſchwaches Weib verfallet.

Er hielt ihnen mit ſtraffem Arm die geballte Fauſt entgegen. Nicht ohne Unmuth ließen ſie endlich Katharine los, und ſchauten mit Murren zu, wie Siegfried ſie in das Haus geleitete, und das Thor mit dem Bedeuten hinter ihr abſchloß, daß ſie jetzt unter ſeinem Schutze ſtehe.

In Katharinens Innern hatte dieſer Vorgang einen außerordentlichen Eindruck hervorgebracht. Derjenige, deſſen Glück ſie einſt untergraben half, befreite ſie heute aus den Händen der roheſten Gewalt. Dafür beſchloß ſie, ihn zu belohnen. Wie hatte dagegen Abſalon an ihr gehandelt, — er, dem ſie Alles aufgeopfert hatte, was einem Weibe, was einem Menſchen koſtbar ſein kann? Er hatte ſie verlaſſen, verrathen. Es ſtand in dieſem Augenblicke feſt bei ihr, daß ſie den zwei jungen Leuten den koſtbaren Streif Papier ausliefern wolle, den ſie einſt aus dem goldenen Gehäuſe genommen hatte. Er enthielt die von Adam gemachte Erbeinſetzung, und ſie zweifelte nicht, daß Marianne durch ihn das ihr beſtimmte Vermögen noch erwerben könne. Das Paar ſollte glücklich werden, dafür aber der Erbſchleicher ſeinen Reichthum herausgeben. Abſalon entlarvt und im Elende! Wie ſüß ſchmeckte ſchon die Hoffnung auf Rache, und machte ſie immerhin ſelbſt in ſeinen Fall verflochten werden.

Da der Zorn der Arbeiter vorzüglich gegen Abſalon entbrannt war, ſo hatten ſie ſich heute bei ſeinem Anſitze zuſammengerottet. Zuerſt ſollte mit ihm Abrechnung gepflogen werden, dann Karvinus folgen. Zuerſt der Böſewicht, dann der Geck!

Als nach Katharinas Entfernung Siegfried ſich wieder unter ihnen befand, verſuchten ſie es, ihm ihre Abſicht auseinanderzuſetzen. Es wurde lebhaft bedauert, daß er an ihren vorausgegangenen Verſammlungen nicht Theil genommen hatte, dann würde ihm längſt Alles klar geworden ſein. Vergeblich wurde, um ihm die Sache in Kürze deutlich zu machen, nach einem der fremden Anſtifter ſich umgeſehen. Kein Arbeiter hatte heute einen von ihnen geſehen. Aber es bedurfte des vielen Redens nicht, Siegfried hatte bald begriffen, daß es ſich nach der Meinung der Arbeiter heute darum handelte, das verweigerte Recht mit Gewalt durchzuſetzen. Es war im Kleinen eine Empörung der Arbeit gegen das Capital, der Armuth gegen den Beſitz.

Sein Theil war alſogleich gewählt: er beſtand darin, ſeinen ganzen Einfluß auf die Arbeiter aufzubieten, um ſie von ihrem ungerechten und unklugen Unternehmen abzuhalten, und ohne Gewaltthat von anderer Seite die ihren zu verhindern und abzubrechen. Siegfried ließ ſich durch ihre Heftigkeit nicht abſchrecken, er ermüdete nicht, immer wieder einen neuen Haufen derſelben zu Frieden und Ruhe zu ermahnen. Nur die große Beliebtheit, die er bei den meiſten von ihnen genoß, vermochte ſie, auf ſeine Worte zu hören; dennoch äußerten ſie vor Allem Unmuth über ſein heutiges Betragen. Es gelang ihm zwar auch nach, Sweerts aus der peinlichen Lage zu befreien und die Aufrührer in ihrer Unternehmung unſicher und zweifelhaft zu machen, aber ihre volle Ueberzeugung und Beruhigung konnte auch er nicht zu Stande bringen. Es half nichts, daß er ihnen vorſtellte, daß, ſo vortheilhaft ſich die Sache anfangs auch für ſie geſtalten machte, ſie endlich dennoch der größern Gewalt unterliegen würden, und daß dann, je entſchiedener das erſte Gelingen war, eine deſto heftigere Niederlage und Strafe folgen würde. Jetzt waren ſie ein Mal im Beſitze der Macht, warum ſollte ihnen ein Zweifel deren Gebrauch verkümmern? Wer die Gelegenheit nicht zu benützen verſteht, dachten ſie, der ſei keines Sieges würdig. Rohe Naturen laſſen ſich oft lang beherrſchen und mißhandeln; wenn ihre Entrüſtung aber ein Mal die Ufer durchbrochen hat, dann können ſie, bevor ſie ihre wilde Luſt nicht gebüßt haben, kaum in die alten Grenzen zurückgeleitet werden. So geſchah es auch heute. In Siegfrieds nächſter Umgebung beſchwichtigte ſich das Getümmel zum Theile, dafür aber erhob es ſich immer wieder an einer andern Stelle.

Die entſchloſſenſten der Unruheſtifter faßten ſogar gegen Siegfried heftigen Zorn; wäre er nicht bei der Mehrzahl wohlgelitten geweſen, ſie würden am liebſten über ihn ſelbſt hergefallen ſein, ſo aber befürchteten ſie, dadurch viele ihrer Genoſſen zu verlieren. Es ſchien jedoch ein anderer Ausweg offen zu ſtehen; war nur erſt eine Gewaltthat, die ſich nicht mehr ungeſchehen machen ließ, verübt, dann mochte Siegfried beſchwichtigen, ſo viel er wollte, der Haufen mußte weiter ſchreiten, und ihre Abſicht erreicht werden.

Als eine ſolche That, nach der kein Umkehren mehr ſtattfinden konnte, erſchien ihnen das Anzünden der Fabriken; ſie beſchloſſen es daher, und erſahen die Verwegenſten zu dieſem Unternehmen. Strohkränze waren bald zur Stelle, und im nächſten Augenblicke ſtand der Ausbruch des Feuers zu erwarten.

Noch gelang es Siegfried, einigen Aufſchub zu erwirken; er hatte die Wüthendſten um ſich verſammelt, und redete ihnen zu, und beſchwor ſie zur Ruhe. Er ergriff ſogar eine ſchwere Stange, mit der er Jeden zu erſchlagen drohte, der ſich eine ſolche Gewaltthat erlauben

Digitized by Google

würde. Die Rädelsführer schrieen um ihn, einer von ihnen verspottete seine Drohungen, und entzündete bereits das Strohbündel in seiner Hand.

In diesem Augenblicke schwenkten die Landjäger um die Ecke. Es war Absolon gelungen, sich seinen Verfolgern zu entziehen, und bis zu der Schutzmannschaft im Vorwerke zu gelangen. In hinreichender Anzahl verfügten sie sich alsogleich ohne Lärm auf den Schauplatz der Gewaltthätigkeiten, und erschienen jetzt unerwartet in geordneter Reihe vor den Meuterern.

Hinter ihnen befand sich Absolon und mahnte zu entschiedenem Einschreiten.

— Sie wollen mordbrennen, schrie er, als er den aufflackernden Strohkranz erblickte; ergebt euch, ihr Bösewichter, oder ihr seid des Todes.

Schon das erste Erscheinen Bewaffneter mochte den größten Theil der Unruhestifter vom Platze verschwinden. Nur Einige der Entschlossensten hielten noch Stich, die Andern stoben auseinander. Vor Jenen stand Siegfried.

— Seht, der dort mit der Brechstange in der Hand, der ist ihr Rädelsführer.

Siegfried hohnlachte ihm laut entgegen, während auch noch der Rest seiner Gefährten von seiner Seite verschwand.

— Ergib dich, Schurke! schrie Absolon von Neuem, und Siegfried drohte ihm verächtlich mit dem Eisen entgegen. Seht, er wagt es noch, sich zu widersetzen, schießt doch, meine Freunde, schießt den Lotterbuben nieder.

Wurden diese Worte augenblicklich für einen Befehl des Commandanten gehalten, oder geschah es im eigenen Eifer, genug, es fielen ein Paar Schüsse von Seite der Landjäger.

Siegfried ließ die Stange fallen. Wie kühl! rief er, und fuhr mit der Hand nach dem Herzen. Darauf brach er zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— Se. kais. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Ferdinand Max haben dem Dr. S. H. Mosenthal eine prachtvolle Busennadel mit der höchsten Namens-Chiffre in Brillanten zuzusenden geruht. Das von Dr. Mosenthal eben herausgegebene „Museum aus den deutschen Dichtungen österreichischer Lyriker und Epiker der frühesten bis zur neuesten Zeit" ist Sr. kais. Hoheit gewidmet.

— In Irland hat man in dem den Torf unterlagernden Schneckenmergeln, welcher die Knochen des Riesengeweih-Hirsches in Menge enthält, auch Bärenschädel gefunden, welche mit der großen schwarzen oder braunen skandinavischen Bären-Varietät übereinstimmen. Die ältesten Schriftsteller (so St. Donatus †840, Giroldus, Beda ꝛc. erklären, daß in Irland keine Bären leben. Diese Thiere sind also wohl gleichzeitig mit dem Riesengeweih-Hirsche ausgestorben.

— In den jüngsten Tagen war in Prag das Gerücht entstanden, daß eine Frau in der Stadt Hungers gestorben sei. Die „Bohemia" erzählt den wahren Sachverhalt folgendermaßen: „Eine Häusler-Familie, bestehend aus Mann, Weib und mehreren Kindern, war vor längerer Zeit aus Böhmen nach Galizien ausgewandert. Dort traf die Familie ein Unglück um das andere, und endlich das Härteste, daß der Familienvater starb. Hilflos, an dem Nöthigsten Mangel leidend, beschloß die unglückliche Witwe, mit ihren Kindern noch der Heimat zurückzukehren. Unter Entbehrungen aller Art legte sie die weite Reise zurück, und langte vor Kurzem in Prag an. Aber die mühe- und drangsalvolle Wanderung hatte ihre letzten Kräfte gebrochen, und als sie die Stadt betrat, war sie schon im Zustande der äußersten Erschöpfung. Ein wackerer Bürger und Gewerbsmann vom Hradsin traf sie in ihrem erbarmungswürdigen Zustand und nahm die Arme in seine Wohnung auf. Dem Samaritaner im Evangelium nacheifernd, suchte er die ersterbenden Kräfte der Unglücklichen zu neuem Leben anzufachen; an ihrem Lager kniend, versuchte er, ihr Speise einzuflößen, — es war zu spät. Die Arme war bereits eine Leiche. Sie hatte Prag nur erreicht, um hier zu sterben. — War bei der Mutter alle Hilfe schon zur Unmöglichkeit geworden, den überlebenden Waisen sollte sie noch im reichsten Maße zu Theil werden. Das Unglück und die trostlose Lage der armen Verwaisten war nämlich kaum zur Kenntniß des betreffenden k. k. Polizei-Bezirks-Commissärs gekommen, als sich dieser auch beeilte, ihnen Hilfe zu schaffen. Durch die hochherzige Unterstützung, welche ihm von Seite hochgestellter Personen sogleich zu Theil wurde, gelang es ihm, die armen Waisen auf das Beste zu versorgen."

— Der hochw. Herr Erzbischof von München hat ein Generale gegen den Aberglauben und einige seiner Formen in diesen Tagen erlassen. Zunächst ist es gegen die „Mode-Thorheit des Tischrückens" gerichtet. Dem kolossalen Unfuge gegenüber, der damit getrieben wird, macht der Herr Erzbischof darauf aufmerksam, daß dies eine schwere Sünde sei und oft selbst ein Reservatfall sein könne, wie jeder Beichtvater weiß. Dann heißt es sehr bezeichnend: „Als vor Kurzem einfältige Menschen aus dem Volke, die aber doch des christlichen Glaubens noch nicht bar scheinen, sich von abgefeimten Betrügern durch falscher Geistererscheinungen hintergehen ließen, da entsetzte sich die ganze gebildete Welt wegen der Dummheit des Volkes. Und jetzt läßt sich dieselbe gebildete Welt von Tischen berücken und ist nahe daran, die Wahrheit des Christenthums nach Tisch-Orakeln zu beurtheilen. Die erwiesensten und im hellsten Lichte moralischer Heiligkeit strahlenden Wunder des Christenthums sind dieser hoffärtigen sogenannten Vernunft widersinnig und unglaublich, aber die Tisch-Prophezeiungen werden angenommen, und während man der Kirche nicht glaubt, welche die Unsterblichkeit der Seele und ewigen Lohn oder Strafe lehrt, glaubt man angeblichen Geistern der Verstorbenen."

— Von Hrn. Thiers werden nächstens drei Publicationen erscheinen: ein neuer Band der Geschichte des Consulats und Kaiserthums, eine Geschichte von Florenz in zwei Bänden und ein Werk über die schönen Künste.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Klinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 3. Klagenfurt, Dienstag, den 10. Jänner. 1854.

Aus Tschabuschnigg's soeben beendetem Romane:

Die Industriellen.

Eilftes Capitel.

. . . . . .

Spaz hatte beim Anfange der Meuterei als kluger Mann in jeder Beziehung das Zweckmäßigste gewählt. Er hatte seine Weiber und Kinder in der Wohnung eingesperrt und den Schlüssel mit sich genommen. Was sollten auch die Weiber bei den wilden Thaten der Männer beginnen? Von den jungen Sperlingen hatte er dabei aber jedenfalls nichts Gutes vorausgesehen; endlich konnte ein Theil des gewaltthätigen Haufens bis in seine Wohnung verschlagen werden und seine trefflichen Einrichtungsstücke dabei Schaden nehmen.

Das Einsperren seiner Familie war offenbar ein kluger Streich gewesen. Ganz zufrieden mit seiner Vorsicht, und den Vortheil überrechnend, den ihm sein heutiges Benehmen noch abwerfen müsse, schloß er seine Hausthüre auf und fand mit Behagen Leute und Sachen in bester Ordnung.

Bis zu diesem abgelegenen Hause war von den auswärtigen wüsten Vorgängen kaum irgend ein Laut gedrungen; nur manchmal eilte ein kleiner Haufen aufgeregter Leute durch die Gasse, dann war es wieder still geblieben. Seine Hausgenossen waren daher noch in völliger Unkenntniß der Ereignisse und umringten ihn jetzt neugierig. Insbesondere bestürmten ihn die zwei größeren Buben mit Fragen und beklagten sich, daß er sie vom lustigen Lärme abgesperrt hatte.

Spaz erzählte jetzt mit der Lebhaftigkeit eines Augenzeugen die Vorgänge, bei denen er sich keine untergeordnete Rolle im Sinne seines Wahlspruches zugetheilt hatte. Als Spitze seines Vortrages erschien ihm selbst Siegfrieds Tod; ohne daher desselben früher zu erwähnen, that er es gerade in der Reihenfolge, wie sich selber wirklich ereignete.

— Siegfried todt? rief Marianne mit einem wilden bittern Schrei.

— Ganz und gar, bei meiner Treue, bestätigte Spaz mit der Befriedigung eines rohen Menschen, dem es gelingt mit etwas ganz Unerwartetem Erstaunen hervorzurufen.

— Siegfried! wiederholte Marianne in höchster Aufregung und fiel zu Boden.

Ueber den dumpfen Klang, den Mariannens Hirnschale auf den Dielen hervorbrachte, sprang die Großmutter vom Hochsitze empor, auf dem sie wie gewöhnlich bis jetzt verweilt hatte; in überraschender Behendigkeit eilte sie bis zur Ohnmächtigen. Sie war blind, aber den Weg zum theuersten Wesen konnte ihr die Erdennacht nicht verlegen. Sie beugte sich über sie, sie nahm ihren Kopf auf den Schoß und rieb jammernd ihre Schläfe.

— Ja so, bemerkte Spaz, hab' ich da in meinem Eifer vergessen, daß der ihr Liebster war. Er trieb die Sache aber auch immer so scheinheilig. Seid nur nicht besorgt um sie; die Tage, da die Mädchen am gebrochenen Herzen starben, sind vorüber, wenn sie anders je dagewesen sind. Schüttet ihr ein Glas Wasser in's Gesicht und das Täubchen kommt wieder zu Verstande. Im Grunde war der Siegfried doch nur ein Taugenichts und stand dem Glücke der schönen Kleinen im Wege. Ich wette euch, was ihr wollt, für die kommen jetzt erst bessere Tage.

Marianne hatte von diesen Reden nichts gehört; die Weiber hielten ihr Essig an die Nase; bald schlug sie die Augen wieder auf.

— Siegfried ist todt, waren auch jetzt wieder ihre ersten Worte, ihr Bewußtsein mochte, als es sich verloren hatte, gleichwohl diesen einen Gedanken nicht aufgegeben haben. Aber ihre Stimme klang jetzt schon milder, nur voll unendlicher Trauer.

Wir wollen die Art und Weise nicht weiter ausführen, in der die Arbeiterfamilie Mariannen zu trösten versuchte. Sie schien wenig anzuschlagen; das schöne Mädchen saß starr und ohne Thränen unter ihnen. Zuerst wurde den Kindern das trübselige Gerede zu langweilig, sie schlichen sich davon und versuchten, ob sich von den außerordentlichen Vorgängen noch irgend ein Nachtrag erhaschen ließe. Dann entfernte sich Spaz, er wollte nachsehen, ob sich heute in der Schenke Gesellschaft einfinden werde. Endlich riefen die täglichen Beschäftigungen auch Susanne aus der Stube.

Nur Marianne und die Großmutter blieben zurück. Der Schmerz des Mädchens hatte nicht nachgelassen, aber sie fühlte sich doch minder bedrängt, als sie allein waren. Die blinde Greisin war durch das blutige Ereigniß selbst auf das Tiefste ergriffen; von Zeit zu Zeit brachte sie ein

ſchmeichelndes Wort des Troſtes hervor und griff dabei nach der ſtummen Enkelin, gleichſam um ſich zu überzeugen, das ſie ſich noch an ihrer Seite befinde.

So wurde es allmälich Abend. Die Sonne war untergegangen und hatte noch einen goldenen Strahl auf die zwei Trauernden geſendet, jetzt hüllte die Dämmerung den Schauplatz trauriger Ereigniſſe allmälich in ihre Nebel.

Bald darauf ſchaute die ſilberne Mondſichel in die Stube; Marianne bob, als ſich ihr erſter Schimmer zeigte, wie unwillkürlich die trockenen, brennenden Augen nach ihr empor. Nicht ihr blaßer Glanz, ſondern ein Gedanke, der erſte, der ſie nach dem ſeines Todes überkam, belebte dabei Mariannens Züge. Sie blickte nach der Großmutter und erhob ſich leiſe. Aber ſelbſt das geringe Geräuſch machte die Blinde aufmerkſam, ſie griff nach der Stelle, die das Mädchen bisher neben ihr eingenommen.

— Um Gotteswillen, Marianne, wo biſt du?

Das Mädchen, das ſchon ein Paar Schritte leiſe gegen die Thüre gemacht hatte, reichte ihr die Hand herüber, in Angſt ergriff ſie die Blinde.

— Marianne, wohin willſt du? fragte ſie mit aufgeregter Theilnahme.

— Fort, antwortete das Mädchen leiſe.

— Marianne, wohin willſt Du? wiederholte die Alte mit ſteigender Angſt. Du willſt mich verlaſſen; Marianne, du willſt nicht wieder kommen?

Eine kurze Pauſe entſtand; die Greiſin hatte die Hand der Enkelin nicht losgelaſſen; ſie ſtand neben ihr und klammerte ſich an ihre Seite. Es ſchien, als ob das Mädchen einen Augenblick in heimlichem Sinnen verloren ſei, bald aber wich der Ausdruck innerer Spannung von ihren Zügen. Mit derſelben Trauer, die ſie vorher erfüllte, waren ſie wieder übergoſſen und mit dumpfer Ruhe antwortete ſie der Greiſin.

— Fürchtet nichts, ich kehre zurück.

— O, verlaß mich nicht, Marianne, es iſt das Entſetzlichſte, das In dieſer finſtern Stunde an uns vorüber geht!

— Laßt mich, ich muß fort, aber ſo wahr ein Gott im Himmel lebt, ich komme wieder. Bei ſeinem Tode gelob' ich es euch; jetzt aber gebt mich frei, wenn ihr mich nicht ganz in den Abgrund der Verzweiflung ſtürzen wollt; laßt mich, — ich muß fort.

Die Alte verſuchte, ſie zu begleiten; Marianne machte ſich ſanft von ihr los; ſie wollte allein gehen und betheuerte wiederholt ihre Rückkehr.

Mit ausgeſtreckten Händen ſtand die Alte gegen die Thüre, als ſich dieſe vor ihr ſchloß und Marianne verſchwunden war.

Es war draußen bereits finſter; leiſe und eilig glitt das Mädchen über die verlaſſenen Wege. Wie in innerem Hellſehen nahm ſie den kürzeſten Weg nach dem Platze, wo Siegfried gefallen war. Auch dort war Niemand zu ſehen; die Arbeiter verbargen ſich in ihren Wohnungen, die Landjäger wurden in Abſolons Hauſe bewirthet; draußen ſollte nach ſeiner Anordnung bis zur Ankunft des Gerichtsabgeordneten Alles im vorigen Stande verbleiben.

Der Mond warf ſein zitterndes Silberlicht über den Platz; auf ſeiner Mitte erblickte Mariannens ſcharfes Auge einen dunklen Körper. Sie flog hin, ihr bebendes Herz hatte ſie nicht getäuſcht: hier lag Siegfried vor ihr am Boden.

Die eine Hand hielt er noch immer am Herzen, die andere ausgeſtreckt. Er lag am Rücken, der Mond übergoß ſein Angeſicht mit ſeinem bleichen Lichte. Seine Stirne war kalt, wie der Nachtthau, aber ſeine Züge überſchwebte eine ſüße Glückſeligkeit.

Marianne kniete bei ihm nieder, ſie ſank lautlos an ſein Herz.

Plötzlich aber fuhr ſie auf und blickte entſchloſſen um ſich. Ein unerwarteter Gedanke ſchien ſie ergriffen zu haben. Einſam und finſter lagen die Gebäude und Bäume um ſie.

Mit ſtarken Händen erfaßte ſie die geliebte Leiche, und als gälte es das Koſtbarſte zu rauben, trug ſie den Todten in ruheloſer Haſt über den Platz, durch die nächſte Gaſſe ins Feld hinaus. Erſt bei den Gebüſchen draußen hielt ſie an, aber nur, um ſich die Leiche bequemer aufzubürden.

Durch ihre Trauer zuckte ein ſcheues Gefühl der Freude. Vielleicht konnte es ihr gelingen, den letzten Wunſch Siegfrieds zu erfüllen. Nicht in die gemeinſchaftliche Grube der Armuth ſollte ſein theurer Leichnam geworfen werden, kein freches Meſſer ſollte vorher die edlen Glieder in gelehrter Gleichgiltigkeit verſtümmeln, ſie kannte Siegfrieds Abſcheu vor beiden. Draußen im grünen Walde, in der ſchönen Einſamkeit der Natur ſollte der geliebte Todte Ruhe finden, dort wo das Waldmoos ſchwillt, wo die heimlichen Waſſer rauſchen, dort, wo er ſelbſt ein Grab ſich gewünſcht hatte.

Der feſte Wille erfüllte das Mädchen mit Kraft, mit der edlen Bürde beladen ſchritt ſie gegen den Wald. Es war ein Anblick, vor deſſen heiliger Begegnung ſelbſt die Geiſter der Nacht zurückgewichen wären.

Trage nur immerhin die theure Bürde, armes Mädchen! Ach, wie viel Frühling und Liebe ſind aus dem Herzen für dich emporgeſchoſſen, das nun für immer gebrochen iſt. Dein Antlitz war ſeine Sonne, dein Wille ſein Geſetz, deine Tugend ſein Leitſtern, deine Liebe ſeine Glückſeligkeit! Dein Erwählter war ein gemeiner Arbeiter, aber ſein Gemüth war jeder zarteſten Regung fähig, ſein Geiſt fühlte den Durſt nach dem Wiſſen der Weiſeſten der Erde, ſeine Thatkraft ſehnte ſich nach den edelſten Werken. Schade, daß dein Prometheus an dieſe dürre Erdſcholle gefeſſelt war, daß ſeinem drangvollen Geiſte diesſeits ein ſo elendes Quartier angewieſen war, daß ihn ſo ſchmuz-

Digitized by Google

zige Verhältniſſe beſchränkten. Aber freue dich, Marianne, wie die keuſche Waſſerlilie ſchwammſt du über der dunklen Flut ſeines Daſeins, das Prachtvollſte, das Höchſte ſeines Lebens warſt du, der Silberblick aus Jenſeits, der es verſchönerte.

Ermüde nicht unter der ſüßen Laſt, du holdes Kind! Auch Träume des Glückes haben oft wie Frühlingslüfteln deine reine Stirn umgaukelt. Geſtehe es nur, wie auch das Schickſal ſich kalt und unfreundlich gegen euch zeigte, wieder und immer wieder drang der Athem der Hoffnung in deine Bruſt, ſüß und unwiderſtehlich wie der Hauch des allumgebenden Aethers. Was auch geſchah und unterblieb, du konnteſt nicht verzagen und von ihr laſſen. Schönheit und Jugend ſchienen ſo hoch berechtigt, und du vermochteſt den Gedanken nicht zu faſſen, daß die Stunde des Glückes für euch nie ſchlagen ſollte.

Nur Muth, armes Kind, bald biſt du mit der geliebten Leiche an Ort und Stelle. Lange ſchwebte der Raubvogel lauernd über Siegfried, nun iſt er niedergefahren und hat ſein Herz getroffen. Es iſt das letzte Mal, daß dir diesſeits ſeine liebe Nähe gegönnt iſt. Die Uhr deines Glückes iſt abgelaufen. Eure Liebe war vogelfrei. Was euch die Satzung der Erde auch daran zugemeſſen, habt ihr verſchmäht; was eure Sehnſucht davon verlangte, war das vorbehaltene Theil der Bevorzugten. Der Streit iſt entſchieden; ihr ſeid unterlegen.

Nur noch wenige Schritte Mädchen, und du biſt am Ziele, Scheuche die Nachtvögel der Verzweiflung von deinem Haupte! Sieh, Alles war ein Spielwerk, ein Traum. Blicke hinauf in den Sternenhimmel. Er ſteht klar und unverrückt über dir. Millionen Welten kreiſen im harmoniſchen Umzuge, und der Saum der Ewigkeit iſt mit zahlloſen Sternen beſetzt, deren Jeder Millionen Glücklicher zu beherbergen vermag. Du trauerſt Mädchen! ſchäme dich deiner kindiſchen Wallung vor dem Abgrunde der Unſterblichkeit. Schau hinauf nach dem Monde, nach dem Abendſterne — weiter noch, nach all den funkelnden Sternenbildern, — nach den Milchſtraßen darüber, — nach den Sternennebeln. Vergiß nicht, ihr leiſer Strahl, der heute dein Elend beſcheint, iſt wohl vor einem Jahrhundert vom Rande der Schöpfung ausgezogen, ſo lange dauerte ſeine Reiſe, daß er gerade zu deinem Jammer zurechtkam; der Schimmer aber, den jene fernſten Welten heute ausſtrahlen, er wird bis zur armen Erde dringen, wenn dein Schmerz und deine Liebe lang ſchon dahin ſind, wenn dein ganzes Daſein vom Antlitze der Erde getilgt und längſt vergeſſen iſt. Schaue empor Marianne in den geſtirnten Himmel; vermagſt du noch länger zu trauern, und ſinkt nicht vielmehr der Staub der Erde unmächtig von deinen Füſſen ab?

Sie war an der Stelle angekommen, die ihr einſt Siegfried als jene bezeichnete, an der er begraben werden möchte. Sie legte die Leiche nieder. Der feuchte Wald ſchwieg rings umher, der Mond hatte die Einſamkeit mit ſeinem goldenen Schimmer erfüllt und auch auf das Antlitz des Todten fiel er. Siegfried war ſo ſchön. Er lag auf dem Waldmooſe und die unſichtbaren Quellen, die an dieſer Stelle ſich befanden, rauſchten und rieſelten ohne Unterlaß. Marianne neigte ſich über den Todten, ſie küßte ihn. Da wurde auch die Erſtarrung ihrer Augen gelöst, ſie überſtrömten in unzähligen Thränen. Das Weinen that ihr ſo wohl.

Mit dem Waſſer des Waldes, gemiſcht mit ihren Thränen, wuſch ſie die theuere Leiche, das liebliche Angeſicht. Mit ihren langen, gelösten Haaren trocknete ſie es. Die mattabſinkenden Hände gefaltet, kniete ſie dann vor der Leiche und ſchaute auf die holden Züge. Ach, ſie hätte ihr ganzes übriges Erdenleben in dem bitterſüßen Anblicke aufzehren mögen.

Jetzt aber fiel es ihr ein, daß man, wenn der Leichnam vermißt würde, ſie verfolgen und ihr Werk vereiteln könnte; ſie raffte ſich auf und ſuchte die Stelle, die Siegfried einſt als das Grab bezeichnet hatte. Sie lag nur wenige Schritte entfernt. Sorgfältig hob ſie das Waldmoos weg: war es Zufall, oder hatte er ein Mal in ahnender Schwermuth hier gewaltet, eine völlige Grabhöhle befand ſich mehrere Schuh tief darunter. Auch ein Paar Steinplatten, gleichſam als Sargdeckel, lagen bereitet.

Sie trug Siegfried zu dieſer Stelle, ſie ſchüttete Moos und Waldblumen auf den Boden des Grabes, dann legte ſie ſorgfältig die Leiche darauf. Noch einen Kuß gab ſie dem geliebten Todten zum Abſchiede, der letzte Zoll ihrer Thränen floß über ſein Antlitz. Dann hob ſie die Flachſteine darüber, und verbarg die Stelle wie vorher unter das hohe Moos des Waldes. Es war ein ſo feierliches Leichenbegängniß, als je eines ſtattgefunden.

Siegfried war nun an der Stelle begraben, die er ſich ſelbſt gewählt hatte.

Katharina hatte unterdeſſen ihren Racheplan gegen Abſolon ſchnell zur Reife gebracht. Sie zeigte ihm nicht das volle Maß ihrer Entrüſtung, ſondern nahm den Zettel, den ſie einſt im goldenen Gehäuſe gefunden, mit der Erbeinſetzung zu Gunſten Mariannens aus dem Verſtecke, in dem ſie ihn verwahrt hielt, ſteckte ihn zu ſich, und ſobald ſie ſich ohne Verdacht zu erregen vom Hauſe entfernen konnte, ſuchte ſie Marianne auf.

Zu ihrem Verdruße fand ſie die Arbeiterin nicht. Da ſie aber die Ausführung der Rache gegen Abſolon für heute beſchloſſen hatte, und bei weiterer Verzögerung, ſobald Abſolon ihre Abſicht merkte, ein vereiteln durch ſeine Schlauheit befürchtete, ſo wollte ſie nicht früher nach Hauſe zurückkehren, bis ſie das verhängnißvolle Papier, das Marianne zur Beſitzerin ſeiner Güter machte, dieſer übergeben hatte. Dann mochte Abſolon ihre That

immerhin erfahren; die Würfel über ihn waren bereits entscheidend gefallen.

Es war die Nacht schon vorgerückt, als sie endlich eine flüchtige weibliche Gestalt über die Felder gegen die Fabrikswohnungen schreiten sah. Sie täuschte sich nicht; es war Marianne. Katharina eilte ihr entgegen.

— Marianne, begann sie, sobald sie ihr nahe gekommen war, und ergriff die Hand des Mädchens, das ungeachtet dieser Anrede an ihr vorüberschreiten wollte, Marianne, ich habe ihnen eine Sache von größter Wichtigkeit zu übergeben. Was einst vermuthet wurde, ist in der That wahr, und ich bin bereit, es zu bestätigen, daß Absolon, als sie ein Kind waren, ihnen ein goldenes Kleinod vom Halse entwendet hat, weniger kostbar durch das edle Metall, aus dem es verfertigt war, aber unschätzbar für sie durch den Inhalt, den es verschloß. Sie haben sich nicht geirrt, daß ihr Glück an seinen Besitz gebunden war, es befand sich ein Papier darin, von der Hand ihres Vaters beschrieben, der ihnen nach seinem Tode sein ganzes Vermögen hinterließ. Obwohl nur ein unbedeutender Zettel, besaß er doch alle Eigenschaften, um ihnen, selbst wenn das förmliche Testament abhanden käme, den Besitz des reichen Nachlasses zu verschaffen. Diese Verschreibung ist in meine Hände gekommen, — sie fragen, wie? ich will es nicht verhehlen: durch keine löbliche Handlung. Das Testament selbst aber hat Absolon vernichtet. Beides bin ich zu bezeugen bereit. Dieser Zettel besteht noch, und befindet sich noch gegenwärtig in meinem Besitze. Durch Vorgänge, die aus fremder Bosheit entstanden, weniger — ich will mich nicht besser machen, als ich bin — durch Reue über das, was ich gethan habe, oder durch Wohlwollen für sie, finde ich mich veranlaßt, ihnen diesen kostbaren Zettel ohne Bedingung, ohne Gegenleistung auszuliefern. Hier ist er, nehmen sie ihn.

Marianne starrte sie gleichgiltig an wie bisher.

— Haben sie mich verstanden, Marianne? der Zettel, den ich ihnen hier übergebe, enthält den Schuldbrief ihres Glückes. Sie sind von nun an keine arme Arbeiterin mehr, sondern eine reiche Besitzerin. Begreifen sie?

— Marianne nickte gleichgiltig mit dem Kopfe.

— Hier, nehmen sie den Zettel. Vergessen sie nicht, daß Absolon es war, der sie so lange von ihrem Glücke ausgeschlossen hat. Mit diesem Zettel wird es ihnen nicht schwer fallen, sich in dessen Besitz zu setzen. Verfügen sie über mich, meine Aussagen stehen ihnen zu Gebote. Hier, nehmen sie den Zettel, verwahren sie ihn wohl, er enthält ihr kostbarstes Gut auf Erden.

Marianne ergriff das Papier, und ohne zu sprechen entfernte sie sich.

In den verschiedensten Gefühlen begleitete Katharina das Mädchen mit ihren Blicken, bis es ihnen entschwunden war.

Langsam schritt Marianne nach Hause.

Als sie dort angekommen war, hatte sie den Papierstreifen nicht mehr in der Hand. Die Nachtluft mochte ihn über das Feld verweht haben.

Marianne hatte ganz wohl verstanden, was der Zettel enthielt, sie wußte, was ihr sein Besitz verschaffen konnte. Jetzt war er für immer spurlos verloren. Immerhin, wozu brauchte sie nach irgend ein Glück auf Erden?

(Schluß folgt.)

Notizen.

— Die Poesie des katholischen Spanien findet in Deutschland jetzt wieder zahlreiche und geistvolle Vertreter, theils in selbstständigen literar-historischen Werken, theils in Uebersetzungen. Zu den ersteren ist vorzüglich die von Dr. Julius mit treffenden Bemerkungen ausgestattete Uebersetzung von Ticknar's „Geschichte der schönen Literatur in Spanien" (Leipzig, Brockhaus 1852) zu rechnen; zu den letzteren die Gedichte „des christlichen Haraz," Luis Ponce de Leon, gesammelt, durchgesehen und in's Deutsche übertragen von Schlüter und Stark und die eben an das Licht getretenen sämmtlichen Gedichte des „h. Johannes vom Kreuze" und der „h. Theresia von Jesus," gesammelt und übersetzt von Stark. Der heil. Johannes vom Kreuze wurde im Jahre 1542 in Altcastilien geboren, starb am 14. December 1591 im Kloster zu Pegnuela und wurde im Jahre 1726 canonisirt. Das Original der Gedichte findet sich in dem Werke „opera mystica f. Joh. a Cruce." — Mit dem heil. Johannes a Cruce eng verknüpft durch ihre heilige Freundschaft und durch dasselbe rege Wirken war die h. Theresia, „die seraphische Jungfrau, ebenfalls in Altcastilien geboren im Jahre 1515, gestorben am 4. October 1582 und canonisirt im Jahre 1622. Die deutsche Literatur wird von diesen Uebersetzungen echter christlicher Poesie großen Gewinn, der Leser der Gedichte durch die Tiefe der Gedanken ebensoviel Genuß als Erhebung des Geistes finden. Gleichzeitig mit der Uebersetzung erschien in demselben Verlage (Münster 1854, bei Theissing) auch der spanische Original-Text.

— Die Kaulbach'sche Shakespeare-Gallerie, woran renommirte Kupferstecher arbeiten, wird in ihrem ersten Hefte enthalten: Macbeth und die Hexen, ausgeführt von Eichens; das ergreifende Bild von der nachtwandelnden Lady Macbeth, gestochen von Louis Jacoby, und Macbeth wappnet sich zum letzten Kampfe, von Hoffmann.

— In Bochnia ward kürzlich eine Frau, die Witwe eines kaiserl. Beamten begraben, die das seltene Alter von 108 Jahren erreichte; sie blieb bis an ihr Lebensende gesund und saß die letzten Tage fortwährend an dem Fenster ihres kleinen Zimmers. Bis zu ihrem letzten Augenblicke war sie mit Handarbeiten beschäftigt und betete.

— Die zweite Sängerfahrt nach London, welche der Vorstand des Männergesang-Vereines in Köln mit Herrn Mitchell abgeschlossen hat, wird im künftigen Sommer während der Zeit der Pfingstferien erfolgen.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 4. Klagenfurt, Sonnabend, den 14. Jänner. 1854.

Aus Tschabuschnigg's soeben beendetem Romane:

Die Industriellen.

(Schluß.)

Zwölftes Capitel

Korvinus betrieb die Zurüstungen zu seiner Hochzeit mit Eifer. Sobald durch Tills Vermittelung die persönliche Verständigung zwischen ihm und der Gräfin zu Stande gekommen war, warf er sich mit Nachdruck auf die Erfüllung der Bedingnisse.

Die kurze Bewegung unter den Arbeitern war fast ohne sein Zuthun unterdrückt worden. Er war, da sie ausbrach, absichtlich von den Fabriken abwesend; als er zurück kam, waren die geordneten Zustände schon wieder eingetreten. Mit Befriedigung nahm er zur Kenntniß, daß einer der Haupträdelsführer derselben dabei den Tod fand, und daß noch einige Andere verhaftet und der Strafe zugeführt wurden. Da die Sache vorüber war, nahm sie seinen Antheil nicht mehr im besondern Grade in Anspruch. Dennoch wußte er die guten Folgen der Vorgänge gehörig zu würdigen, die Vermehrung der Arbeitsstunden trat ohne weiteren Anstand in Vollzug, und die Arbeiter zeigten sich unterwürfiger und demüthiger als je. Er verkannte nicht das Verdienst seines Vetters Absolon um den erwünschten Ausgang der Sache, pries aber nebst dem auch seinen Arbeiter Spaz als den Helden des Tages. Dieser hatte nicht nur allein die Verabredungen entdeckt, sondern auch, bis die bewaffnete Gewalt einschritt, eine Menge Gewaltthätigkeiten verhütet. Der legitime, manierliche Bursche erfreute sich seitdem noch größerer Begünstigungen als bisher, er wurde als einer der Oberaufseher über seine Genossen gestellt, und Korvinus beliebte in vielen Angelegenheiten seine Meinung anzuhören, oder ihm geradezu ihre Ausführung anzuvertrauen.

Die Scene, da die Gräfin Habicht dem Fabrikanten ihre Hand zusagte, war so feierlich als irgend eine ähnliche gewesen. Sie hatte es für angemessen gehalten, ihn unmittelbar nach dem Versprechen zu dem auf Pergament ausgeführten Stammbaume zu führen, den sie vorher von Brigitta sorgfältig auf den Boden ausbreiten ließ, und erklärte ihn in gründlicher Weitläufigkeit von der Wurzel bis zu seinen letzten Ausläufen. Korvinus hörte mit gespannter Aufmerksamkeit alle die vornehmen Verwandtschaften aufzählen, in die er jetzt aufgenommen werden sollte. Es ergab sich dabei nur ein Umstand, der sein Entzücken einigermaßen mäßigte, alle die hohen, vornehmen Personen, die ihm aufgezählt wurden, waren schon längst in die friedlichen Urstände eingegangen, selbst ihre Familien waren fast ohne Ausnahme ausgestorben. Es hätte dem Fabrikanten so wohl gethan, irgend einem seiner neuen Vettern die Hand leiblich drücken zu können, allein es lebte keiner von ihnen, und so blieb ihm nichts übrig, als sich in den Willen des Herrn zu fügen. Gleichsam als Widerlage der vornehmen Versippung bereitete Korvinus seiner Braut eine kleine Ueberraschung. Er veranlaßte sie am nächsten Tage zu einem Ausgange, und als sie in ihr Zimmer zurückkehrte, war der ganze Stammbaum, der sich noch immer am Boden ausgebreitet befand, nach allen vier Seiten mit Goldstücken überdeckt. Die Gräfin gab dem Bräutigam für die zartsinnige Ueberraschung einen leichten Backenstreich mit dem Fächer, Brigitta gaffte aber mit offenem Munde auf das goldene Wunder. Der Stammbaum schien ihr durch diese Behandlung nur gewonnen zu haben.

Es ist unmöglich, daß der Brautstand an irgend einem weiblichen Wesen ohne Veränderungen vorübergeht, meistens sind es günstige. Auch Gräfin Habicht fühlte jetzt zum zweiten Male in ihrem Leben seinen Silberblick über sich ergehen. Wo die Natur ihre Dienste bereits versagte, mußte die Kunst nachhelfen, das wandelnde Erröthen jugendlicher Bräute ersetzte bleibend ein starker Anflug aus der Schminkdose, auch die dunkle Farbe ihrer Augenbraunen wurde erhöht, und aus dem Schatzkästchen verblichener Erinnerungen die Geberden eines gewissen Schmachtens hervorgesucht, das bei der fettreichen Fülle der kurzen Frau auf ihren Bräutigam nicht allen Eindruckes entbehrte. Brigitta konnte sich, wenn sie ihr beim Ankleiden beistand, einiger aufmunternder Bemerkungen nicht entschlagen; als aber gar die prächtigen Kleider und Schmucksachen aus der Hauptstadt angekommen waren, die Korvinus ihr als Geschenk bestellt hatte, war Brigitta über den Anblick ihrer Dame vollends entzückt, und schlug die Hände lobpreisend aneinander. Doch die vieljährige Dienerin traf ein harter Schlag, bald nach den Anzügen kamen auch neue Kammermädchen und

Digitized by Google

Bediente für die Gräfin, und die treue Seele sah sich allmälich in allen ihren Verrichtungen ersetzt. Das Versprechen lebenslänglicher guter Versorgung vermochte nicht, sie darüber völlig zu trösten, sie wurde mit ihrem Schicksale erst dann wieder versöhnt, als die Herrin versprach, ihr die Schlüssel ihres künftigen Hauswesens als Beschließerin anzuvertrauen.

Auch Korvinus und die Gräfin fanden täglich mehr Behagen aneinander. Sie hatte unter den Ueberresten aus schönern Tagen auch ein Bildniß gefunden, das sie als Schäferin darstellte, und den Glanz ihrer damaligen Jugendlichkeit eben nur mit dem leichtesten Kleiderschatten verdunkelte. Dieses Bildniß hatte damals ein geliebter Garde-Officier erhalten, es blieb das einzige Gut, das sie später aus dem Bankbruche seiner Liebe zurück gerettet hatte. Mit schicklicher Verwirrung schenkte sie dieses Bild jetzt ihrem Bräutigam, sie hielt es für ein ganz taugliches Mittel, seine retrospective Zärtlichkeit anzufachen. Man konnte nicht behaupten, daß sich die zwei Leute ineinander verliebten, aber die Verhältnisse paßten, und so entwickelte sich der Brautstand vortrefflich. Wenn man sie auch eben nicht einem Paare Turteltauben vergleichen mochte, so nahmen sie sich doch ungefähr wie zwei kluge Raben aus, die in allem Ernste ihr Nest bauten.

Auch der junge Graf Habicht fand bei der Sache seine Rechnung; sein Klepper wich einem feurigen Pferde ersten Ranges, ein Reitknecht wurde beigelegt, und seine Taschen strotzten von verfügbarem Gelde.

Wenn er jetzt am Fabriksgehöfte Christofs vorüberritt, stach ihn der Liebesgram nicht im Geringsten, er vergönnte das kalte Fabrikanten-Mädchen ohnewelters Oswald, dem es nach seiner Ansicht ohne Zweifel früher oder später zufallen mußte. Er seiner Seits fühlte sich ganz befriedigt, daß ihm seine Zukunft noch frei und offen stand, und daß er gleichwohl dem bisherigen Geldmangel glücklich entronnen war. Seine Mutter wußte sich offenbar viel besser in die bevorstehenden Verhältnisse zu schicken, oder vielmehr selbe zu beherrschen, als ihm dies jemals gelungen wäre.

Korvinus hielt es ebenso sehr für seine Pflicht, als er auch seinen Stolz darein setzte, den künftigen Stiefsohn glänzend auszustatten. Auch sein bisheriges Haus, das seine Gattin, bis der Habichtstein in bewohnbarem Stand hergestellt sein würde, beziehen sollte, ließ er prachtvoll herstellen. Auf dem Silberzeuge, den Geschirren und Gläsern wurde ohne Verzug ihr Wappen angesetzt, ja auf mehreren kostspieligen Gegenständen dauernden Gebrauchs hatte er an der Seite des ihren bereits einen leeren Schild für sein künftiges Wappen beifügen lassen, denn daran, daß er geadelt werden würde, zweifelte er keinen Augenblick länger. Ja, wer ihn genauer erforscht hätte, würde die Bemerkung nicht zurückgedrängt haben, daß er durch die bevorstehende Vermälung sich selbst eigentlich als Grafen betrachtete. Jedenfalls erschien es ihm, wenn er genauer darüber nachdachte, als ein schlecht angebrachter Scharfsinn, daß wohl der Mann seiner Gemalin, nicht aber auch die Dame ihrem Gatten den Adel mittheilen dürfe. Wie einfach würden alle seine Wünsche erreicht worden sein, wenn nicht zwecklose Willkühr hier ein ungerecht abgrenzendes Gesetz geschaffen hätte. In solche und ähnliche Gedanken vertiefte sich der ehrliche Fabrikant jetzt nicht selten.

Darüber vergaß er aber nicht seine äußern Geschäfte. Die Wiederherstellung des Habichtsteins wurde alsogleich in Angriff genommen; baufälliges Gemäuer riß man ohne Säumniß nieder, ein geschickter Architekt entwarf die Pläne der künftigen Burg, und setzte nach dem Geschmacke des Fabrikanten immer mehr Thürmchen und ausspringende Balkone an, bis der Bau Diesem in hinlänglicher Alterthümlichkeit übereinander aufgegiebelt schien. Maurer und Steinhauer begannen zu arbeiten, und ein halbes Dutzend Maler erhielten den Auftrag, die Ahnen der Braut für den künftigen Prunksaal nach ihren Andeutungen und nach der eigenen Fantasie zu conterfeien.

Ebenso gewissenhaft erfüllte er auch die zweite Verpflichtung gegen die Gräfin, nämlich das Wegschaffen des Denkmales. In seiner Liebenswürdigkeit ging er noch weiter als eigentlich gefordert wurde; er war nicht nur bereit, die Ausgleicher nach dem Bedürfnisse des Schienenweges damit schalten zu lassen, sondern er beschloß, den Grabhügel sammt dem umgebenden Haine ganz spurlos verschwinden zu lassen. Dieser völlige Bruch mit der Vergangenheit konnte auf die Gräfin keinen andern als den günstigsten Eindruck hinterlassen.

Spaz wurde mit der Ausführung betraut; es wurden ihm hiezu die nöthigen Arbeiter auf ein Paar Tage zur Verfügung gestellt, die Korvinus mit andern Vorbereitungen in der Hauptstadt zuzubringen beschloß. Der treffliche Mensch zeigte sich seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Er ließ Bäume und Gebüsche niederhauen, deren sorgsame Pflege ihm jederzeit lästig und zwecklos erschienen war. An die Cypressenbäumchen und die Myrthenbüsche, die im Winter so mühsam überdeckt, und vor dem Froste geschützt werden mußten, legte er selbst Hand an, und dies geschah mit solchem Eifer, als ob er dabei eine alte Lust zu befriedigen hätte. Die Zieranlagen und Blumenbeete überließ er seinen Kindern zur Zerstörung. Er verfolgte bei dem ihm übertragenen Geschäfte die Art und Weise, die bei Ausrodungen angewendet wird. Er ließ nur die größeren Stämme wegführen und zu Brennholz ausarbeiten, die minder starken und das gesammte Buschwerk wurden an Ort und Stelle in großen Haufen aufgeschichtet und dann verbrannt. Es sollte jede Erinnerung an den Ort der Trauer von der Oberfläche der

Erde vertilgt werden, dabei sprach er die Hoffnung aus, daß seine Freudenfeuer vom Habichtsteine aus bemerkt werden könnten. Auch das Marmorwerk kam nun an die Reihe. Die Arbeiter warfen die Meinung auf, ob dabei so sorgfältig vorgegangen werden sollte, daß die einzelnen Platten und Stücke unbeschädigt davon kämen.

— Keineswegs, belehrte sie Spaz, und hieb dabei mit einer schweren Picke auf die Urne und den Sockel, daß Inschriften und Marmorsplitter davonflogen, keineswegs! unser Herr hat mir keinen solchen Auftrag gegeben, und ich habe mich streng an seine Befehle zu halten. Auch sind wir reich; wenn es uns beliebt, errichten wir ein neues, noch prachtvolleres Denkmal. Aber jetzt, da wir heiraten, wollen wir nicht an Tod und Verwesung erinnert werden. Also fort damit aus unserer Nähe. Wenn ein Mal auch die Gräfin im Herrn entschläft, ist es Zeit, daß wir wieder an solchen Plunder denken. Ich müßte mich aber sehr irren, wenn dann der freie, gemeine Anger dazu gewählt werden würde; im Gegentheile dürfte in Hinkunft das Gruftgewölbe auf der Burg die einzige geeignete Stelle sein, wo wir die Denkmäler unserer beiden verstorbenen Ehefrauen unterbringen werden.

Rohe Naturen fühlen eine eigene Lust am Zerstören. Selten war ein Werk so rasch von Statten gegangen, als das Niederhauen des Gehölzes und das Zertrümmern des Denkmals. Was davon noch verwendbar war, wurde als Bausteine weggeführt, und sodann zum Abebnen der freigewordenen Stelle geschritten.

Während einerseits die Gleichmacher ihr Werk bereits begannen, hatte Spaz auch in anderer Richtung den Platz auszubeuten veranlaßt.

Wir haben schon gehört, daß zur Zeit, als in dieser Gegend noch Landwirthschaft und Viehzucht betrieben wurde, gerade an dieser Stelle für die nahen Bauernschaften eine Wasenmeisterei betrieben wurde. Es konnte daher nicht fehlen, daß beim Umgraben und Ausebnen des Bodens die Gebeine verscharrter Aeser zum Vorscheine kamen.

Spaz glaubte die Vielseitigkeit seines Gebieters nicht besser nachahmen zu können, als wenn er auch diese längst vergessenen Abfälle wieder nutzbringender Verwendung zuführte.

Die Phosphor-Fabrik, die Korvinus in letzter Zeit angelegt hatte, und die wie Alles Neueste seine Gunst in vorzüglichem Grade besaß, schaffte hiezu eine vortreffliche Gelegenheit.

Spaz ermunterte also die Kinder der Arbeiter, die Knochen, die ausgegraben wurden, zu sammeln, und sie nach dem Gewichte gegen Bezahlung in das neue Geschäft abzuliefern.

Bald wimmelte das aufgerissene Stück Land von kleinen Taugenichtsen, die mit alten Säcken oder vorgebundenen Schürzen sich an das leichte Geschäft der Knochenlese verlegten. Es wurde dabei eigentlich mehr gespielt, gelärmt und gebalgt, als gearbeitet; aber gerade dies erhöhte die allgemeine Heiterkeit. Hier drohte ein kleiner Wechselbalg wie Simson mit dem Eselkinnbacken, dort schleuderte ein Zweiter Todtenbeine auf seine Gefährten, während ein Paar Andere sich an den Haaren faßten oder am Boden wälzten. Die jungen Sperlinge standen an der Spitze der Verwirrung, und selbst Vater Spaz, obwohl seine Stimme hier und dort Ordnung gebot, schien am tollen Treiben sein Vergnügen zu finden.

In diesem Augenblicke trieb auf der Straße eine leichte Staubwolke empor, und der Wagen des Herrn Korvinus wurde erkannt.

Dieser Anblick wirkte wie ein Zauberschlag. Spaz verschob mit unmerklichem Rucke sein Gesicht in die Falten des Amtseifers, die Erwachsenen geberdeten sich mit der letzten Abebnung beschäftigt, und auch das kleine Gesindel ließ sich gegenseitig los, warf die zunächst liegenden Knochen in die Säcke, und suchte emsig nach weiteren.

Demjenigen, für den dieses Schauspiel ausgelegt wurde, ging es nicht verloren. Sobald der Wagen näher rollte, und die Staubwolke davor verschwand, betrachtete Korvinus mit Befriedigung die allgemeine Thätigkeit und die Veränderung, die der Fleiß weniger Tage an diesem Platze hervorgebracht hatte. Es war ihm erwünscht, an seine dunkle Vergangenheit gar nicht mehr erinnert zu werden, er fühlte sich dadurch ordentlich erleichtert, daß er von seinem Haine und von dem Denkmale hier gar nichts mehr erblickte, und wie die Panière künftigen Glückes flatterten ihm die bunten Fähnlein der Nivellirer entgegen.

Sobald der Wagen bei den Arbeitern angekommen war, ließ er halten und stieg aus. Ein allgemeines Freudengeschrei begrüßte ihn, und Spaz trat manierlich vorwärts.

— Brav, sehr brav, mein lieber Spaz, begann Korvinus, und klopfte dem alten Burschen, der süßlich lächelte, auf die Schulter; ich habe dich in Allem als treuen Diener befunden, und will endlich dazu schreiten, ein besonderes Beispiel der Belohnung an dir herzustellen.

— Nichts als meine Schuldigkeit hab' ich gethan, und nach meinem Wahlspruche legitim und manierlich gehandelt. Wenn das, was ich hier geleistet habe, meinem hohen Herrn und der gnädigen Gräfin gefällt, so ist mein erster, ja ich kann wohl sagen, mein einziger Wunsch erfüllt.

Auch die Kinder mit den Knochensäcken sammelten sich um Korvinus und gafften ihn an.

— Was haben denn die Kinder hier in den Bündeln? fragte er endlich.

— Herr, erwiderte Spaz, ich weis nicht, ob ich ihren hohen Willen getroffen habe; allein, da sich hier viele brauchbare Knochen vom alten Schindanger her vorfanden, so dachte ich, die langen gerade in die neue Fabrik. Sind auch Gottesgabe, und mit der muß der Mensch sparsam und ehrfürchtig umgehen. Ich erlaubte also den Kindern, sie zu sammeln, und sich ihren Kreuzer daran zu verdienen.

— Vortrefflich, mein braver Spaz, rief Karvinus in wahrer Begeisterung; ja, ja ist es recht, wie das Zahnwerk einer guten Maschine müssen alle Unternehmungen in einander greifen. Munter, ihr kleinen Burschen, sucht nur fleißig nach Knochen; heute gebe ich euch doppelte Bezahlung dafür. Scharret den Boden auf, spürt ihnen nach: Nur Knochen, nach mehr Knochen! Seht ein Mal, da kommen noch ein Paar Beine zum Vorscheine, lustig Buben, hieher, und die Knochen gesucht und aufgelesen.

Er stieß mit dem Fuße auf ein Häuflein weißer Gebeine, die soeben unter dem Spaten eines Arbeiters sichtbar wurden. Die Kinder liefen herbei; die nächsten von ihnen begannen um die neue Ausbeute zu raufen.

Ein kleines Mädchen wurde weggestoßen, und wischte sich abseits mit der einen Hand die Thränen von den Augen, während sie mit der andern ihre kärgliche Knochenlese in der Schürze zusammenhielt.

Der edle, feinfühlende Mann konnte selbst diesen kindischen Jammer nicht gleichgiltig ansehen; er faßte behende einen ergiebigen Backenknochen, der die letzte Ausbeute des Spatens war, und schob ihn ermuthigend zu dem geringen Vorrathe der Kleinen.

— Sei getrost, mein fleißiges Dirnchen, siehe ein Mal, was für einen prächtigen Knochen du da bekommen hast, noch ganz voll und markig, der wiegt das Doppelte. Nur immer wacker und fleißig, Kinder; heute habt ihr eine treffliche Ernte. Sucht emsig nach den Beinen. Nur immerzu Knochen und noch mehr Knochen, Kinder; dabei stieß er mit seinem spanischen Rohre die einzelnen Wirbel eines Rückgrates zusammen.

Jetzt kam unter dem Spaten auch noch ein ausgebleichter Schädel zum Vorscheine. Die langen braunen Haare, die noch an einzelnen Stellen daran hingen, ließen erkennen, daß er dereinst einem Weibe angehört hatte.

Ein flüchtiger Gedanke zuckte einen Augenblick lang durch das Herz des Fabrikanten, aber schon hatte Spaz den Schädel an den Haaren ergriffen, und hielt ihn den Andern entgegen.

— Wollt ihr ihn vielleicht frisiren, Bursche, ehe ihr ihn zur Siederei traget?

Der rohe Scherz erregte ein noch roheres Gelächter; Spaz schleuderte ihn über die Menge, daß die Zähne klapperten, und die Buben balgten sich noch lange um den Todtenkopf, ehe er in einem ihrer Säcke zur Ruhe kam.

Ist er vielleicht der deine, Alba Rasa? Ich fürchte sehr, die Sache wird sich selbst am Tage der Auferstehung nicht ohne Schwierigkeit mehr erheben lassen, denn noch heute wird er abgewogen und eingestampft, und sein erleuchteter Inhalt wird alsobald auf vielen Tausenden von Reibzündhölzchen ausgestrichen werden.

Notizen.

— Der Graf v. Peyronnet, Minister unter dem Könige Karl X., ist auf seinem Schlosse im Gironde-Departement gestorben. Ferner der berühmte Nestor der Pariser Buchdrucker, ein in der Geschichte der französischen Typographie vielbewanderter Mann, Peter Didot, Bruder von Firmin Didot, 93 Jahre alt, in Paris.

— Abermals eine Todesbotschaft von der Düsseldorfer Akademie! Am 30. December starb daselbst nach ein halbjähriger Krankheit der Maler Melcher Friedrich Sjöstedt aus Schweden.

— Der „New-York Herald" erklärt, daß er durch verschiedene in Bezug auf die Papierverfertigung, die Typen und die Druckerpresse vorzunehmende Verbesserungen binnen Kurzem in Stand gesetzt sein werde, mit geringeren Kosten, als er jetzt aufwende, mindestens 100.000 Bogen in der Stunde zu drucken.

— Als ein zuverlässiges Mittel gegen Feldmäuse wird von Herrn Andreä, Gutsbesitzer zu Gelchsheim, in der „Würzburger Gemeinnützigen Wochenschrift" Folgendes angegeben: „Man fängt Mäuse, je mehr je besser, faßt sie beim Genicke und zieht sie einige Male durch dünne, mit Fischthran vermengte Wagenschmiere und läßt sie wieder laufen. Der Geruch hievon ist ihnen unerträglich, sie laufen sich zu todt und die andern Mäuse fliehen alle Orte, wo diese den Geruch verbreitet haben. In zwei bis drei Tagen sieht man auf weit und breit keine lebenden, wohl aber viele todte Mäuse, die sich zu todt gelaufen haben. Wenn die mit obiger Mischung beschmierten Mäuse einige Stunden durch die Gänge gelaufen sind, so kommen alle anderen auf die Oberfläche und laufen wie toll herum, wo viele leicht mit einem Bret oder Besen getödtet werden können*). Wer dieses Mittel in der Weise, so lange er noch Mäuse in der Gegend bemerkt und fangen kann, 2 bis 3 Mal auf seinen Feldern anwendet, wird sich wundern, wie schnell dieses Ungeziefer spurlos verschwunden ist. Gleiche Wirkung haben Königskerzen (Verbascum Thapsus), mit Blüte und Wurzel dahin gelegt, wo viele Mäuse sind. Sie fliehen diese Pflanze außerordentlich, laufen davon und kehren nie mehr an den Ort zurück, wo die Königskerze lag oder liegt. — Bei Bäckern und Müllern, auf Fruchtböden in Scheunen zwischen die Garben gelegt, hat die Königskerze die beste Wirkung und man sollte diese Pflanze zu diesem Gebrauche besonders anbauen. Gleiche Wirkung hat das Heidekraut (Erica vulgaris), indem die Mäuse, sobald sie in die Nähe dieses Krautes kommen, von einer Laufwuth befallen werden, deren Folge gewöhnlich der Tod ist.

*) Wäre dies Mittel nicht auch gegen die Ratten in unserm Theater anwendbar?

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 5. Klagenfurt, Dienstag, den 17. Jänner. 1854.

Die Khevenhiller.

Die Khevenhiller stammen wie die Seinsheime und die von diesen entsprossenen Schwarzenberge aus dem Frankenlande. Die schönen Besitzungen, welche die Bamberger Kirchenfürsten durch Kunigund die Heilige, Gemalin des gleichgesinnten Kaisers Heinrich II., als Mitgift der Stiftung jenes Bischoffitzes vor mehr denn acht Jahrhunderten in Kärnten aus ihrem Allode erhalten hatten, zog eine Zahl Edle, Künstler und Handwerker aus den Gauen am Main in die nicht weniger reizenden, aber damals wenig cultivirten im Lavant- und Drauthale: Wenn wir der Abkunft so vieler kärntnerischen Edlen nachspüren, finden wir sie auf diesen Wegen in unsere heimischen Gegenden eingewandert, so die Khimburge, Erzolzheim, Siegersdorf, Ekugenfuß, Pein, Leuninger, Seenus, Potheim u. a. m. Vor allem war Villach die damals so mächtige und reiche Handelsstadt, besonders nach dem ihr so unheilvollen Erdbeben dem Jahre 1348, wo die einladendsten Aufrufe in Deutschland und im nahen Italien zur Einwanderung in das seiner Bewohner größtentheils verlustige Emporium des venetianischen und levantinischen Handels erging, der Zielpunct der Ankömmlinge. Dieses scheint auch der Zeitpunct der Hieherkunft der Khevenhiller gewesen zu sein, die wir früher nie in den vaterländischen Urkunden und Zeitbüchern zu lesen bekommen. Ob die Khevenhiller von Richard, dem Ersten dieses Namens um das Jahr 1030, herstammen, welcher nach Angabe einiger Geschichtsschreiber bereits damals seinen Stamm nach Kärnten verpflanzt haben soll, können wir aus dem angegebenen Grunde nicht behaupten *). Auf gleich unsichere Annahmen reduciren sich die Ueberlieferungen und Vermuthungen über die Nachkommen dieses angeblichen Stammvaters der Khevenhiller in unserm Kärnten. Richards Sohn, Albigno, soll mit Herzog Luitpold von Kärnten sich im Jahre 1080 zum Tournire nach Augsburg begeben, und Gertraud von Kreig zur Gemalin gehabt, sein Sohn Sigmund erst im Jahre 1185, verehlicht mit einer von Aufenstein, gestorben sein. Sowohl Namen als Jahrzahlen sind offenbar außer aller Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit; denn weder diesen Herzog gab es damals, noch existirte im elften Jahrhunderte schon das nachmals so berühmte Geschlecht der Aufensteine am wenigsten in Kärnten, sowie denn überhaupt die Tournirbücher Kirners und Consorten für sich keinen historischen Glauben verdienen. Auch ein Sigmund und eine Gertraud gehören nicht in jene Zeit. Die weitere Stammesfolge der Khevenhiller, wornach Sigmunds Sohn Achatz im Jahre 1220 von Christina von Sternberg, Barbara, Hansens von Hohenwart Gemalin hinterließ, und Richard, der im Jahre 1290 mit Tod abging, nachdem er mit Elisabeth von Himmelberg Johann I. gezeugt — leidet an eben solch' historischer Grundlosigkeit *).

Die erste Urkunde, die uns von dem Dagewesensein der Khevenhiller in Kärnten Kunde gibt, ist jenes Document, welches den Vertrag zwischen der Stadt Villach und den Grafen von Cilli, als Besitzer der Herrschaft Landskron, Betreff der Grenze der beiderseitigen Gerichtsbarkeit, gegeben um Lichtmeß 1400, enthält, als welche der Seebach bestimmt wurde. Von Seite der Villacher fertigte sie, in der Reihe mehrerer der vorzüglichsten dortigen Rathsbürger der Erste, Hanns Khevenhiller. Daß Khevenhiller nicht das damals noch ganz ungewöhnliche Prädikat: „von" gebrauchte, welches nur angewendet wurde, wenn man damit einen Besitz ausdrücken wollte, thut der Ansicht keinen Abbruch, derselbe habe aus Franken jene Adelsauszeichnung mitgebracht, deren Anerkennung bald darauf auch hier Landes seinen Nachkommen auf vorzügliche Weise zu Theil wurde; gleichviel ob wir annehmen, die Khevenhiller stammten aus einem reichsstädtischen Patrizier- oder sonst geadelten Geschlechte. Die Genealogen, deren Stammbaum nun sichern Boden gewinnt, lassen Johann Khevenhiller den Sohn des gleichnamigen Erzeugers sein, der als im Jahre 1380 verstorben, mit Polixena Mordax der Vater der Söhne Richard, Wilhelm und Johann geworden, welchen letztern wir urkundlich als Stammhalter seines Hauses finden, so wie auch ein Wilhelm und Ulrich in den ersten Decennien des fünfzehnten Jahrhundertes öfters vorkommen, welcher Letztere von Bamberg die Burghut des wichtigen Schlosses Federaun erhielt **). Die erste Erwerbung der bereits durch den Betrieb mehrerer Gewerkschaften und sonstigen Handelsunternehmungen vermöglichen Khevenhiller war das Schloß Aichelberg, dessen Ruinen noch ober Damtschach in mäßiger Entfernung von Villach zu sehen sind. Das unter den Sponheimern, besonders auch von dem Sänger Ulrich von Lichtenstein und sonst vielgenannte Geschlecht der Ritter v Aichelberg war bereits lange schon ausgestorben, und ihre Stammburg dem Lon-

*) Lunig in seinem Werke: Scriptores rerum Bamberg. pag. 1271 führt die Freiherrn von Khevenhiller in der Matricula clientel. Vasall. Bamb. als immatriculirte Lehensleute des Hochstiftes auf, mit der Beigabe, daß sie durch Richard nach Kärnten gekommen, daselbst das Schloß Aichelberg erbaut hätten. Lunig hat, wie wir aus dem Verfolge der Geschichte dieses Hauses entnehmen, in der Wesenheit recht; doch kann seine Angabe den historischen Standpunct in der Zeitbestimmung nicht verrücken.

*) Die Stemmatographen, welche uns jene Angaben auftischen, sind Gabriel Bucelini Germ. Topo. Stemmatogr. P. II p. 3. et pag. 184; J Comes de Wurmbrand Coll hist. Gen p 300; von Hohenegk Beschreibung von Oberösterreich. Imhof Notitia procerum imperii III. 10. §. 9. pag. 150 Von Falkenstein Nordg. Alterthümer II. Th. c. I. Abg. 48 p. 104 seq. Hübner Geneal. Tabellen.

**) Die betreffenden Urkunden aus dem Wolfsberger- und dem k. k. geheimen Archive.

Digitized by Google

desfürsten als offenes Lehen anheimgefallen; da erboten sich die reichen Khevenhiller Friedrich dem Aeltern, Grafen in Tirol, zugenannt mit der leeren Tasche, welcher Friedrichs, seines Neffen, des nachherigen Kaisers, Vormundschaft führte, dieselbe käuflich an sich zu bringen. Der Antrag gefiel, und Friedrich erließ im Jahre 1427 an Christian Volner, Pfleger zu Landskron den Auftrag, die Feste Aichelberg mit Zugehör an den Khevenhiller zu Villach für eine Geldschuld zuerst pfandweise zu überlassen, welche dann kurz darauf in wirkliches Eigenthum derselben überging. Von nun an schrieben sich die Khevenhiller: „die zu Aichelberg," und nahmen die goldene Eichel mit zwei gleichen Blättern in ihr Wappen auf, wie wir denn auch an den Harnischen, welche noch in der Rüstkammer zu Osterwitz erübrigen, dieses Abzeichen der anfänglichen Herrlichkeit der Khevenhiller in Kärnten finden. Eine erwünschte Gelegenheit für die Khevenhiller, ihre Anhänglichkeit an dem neuen Landesfürsten zu zeigen, ergab sich, als der zur Regierung gekommene, zum deutschen Reichsoberhaupte gewählte Friedrich der Aeltere, nunmehr Einzige, nach Rom zog, um dort die Kaiserkrone vom Vater der Christenheit zu empfangen. Viele von Friedrichs Vasallen weigerten sich, den Zug mitzumachen; der Graf von Cilli und Ciginger brüteten Verrath, Andere verließen am Wege heimlich den Zug. Dafür entschädigte den Kaiser der Kärntner Treue, unter denen besonders Johann von Khevenhiller mit seinen Anverwandten, denen von Mordax, Bibelach und Himmelberg, seinem und ihrem Gefolge eine ansehnliche Schar bildeten. Am 9. März 1452 hielt Friedrich mit seinem Mündel, König Ladislaus von Ungarn und Böhmen, und seinem Bruder Albrecht den Einzug in Rom. Seine Gesellschaft bestand in 5000 zu Pferd unter den Paniren des h. Georg und des h. röm. Reiches. Den 15. März fand Friedrichs Krönung als König der Lombardie, am 16. seine Vermälung mit Eleonora von Portugal, und am 19. die Kaiserkrönung statt. Auf dem Rückwege, und zwar auf der Engelsbrücke schlug der Kaiser viele aus seinem Gefolge, und zwar aus den Kärntnern einen Ungnad, einen Rechberg, einen Kolnitzer, einen Mordax, einen Reisacher und unsern Johann Khevenhiller von Aichelberg zu Rittern *). In den folgenden Tagen Kaiser Friedrichs, und diese waren von langer, aber prüfungsschwerer Dauer, hielten sich die Khevenhiller in bescheidener und vorsichtiger Entfernung von der Landesregierung. Die Unruhen mit den Cillierm, den Görzer Grafen, die Einfälle der Türken, und die Raubzüge der in Angelegenheit der Salzburger-Metropolitenwahl im Lande eingenisteten Ungarn machten es gerathen, sich möglichst zurückzuziehen; obwohl die Ommnen auf kein Gebiet, möchte es kaiserlich oder hambergisch sein, Rücksicht nahmen, sondern ohne Kriegserklärung gegen Alles wütheten, was Christ war. Es thut wohl, nach so vielen Verheerungen von der im Jahre 1493 auf den Feldern von Villach vorgefallenen Türkenschlacht zu lesen, oder die dramatische Vorstellung davon über die Bretterwelt schreiten zu sehen, wo nämlich die Kärntner unter Anführung ihres Landeshauptmanns, Rudolf von Khevenhiller, wie hundert Jahre hernach bei Sissek, den Türken eine entscheidende Niederlage beigebracht haben sollen; aber man fühlt sich sehr unbehaglich, wenn gleichzeitige Chroniken, wie Unrest und Fuggers „Ehrenspiegel," die Geschichtschreiber des nachbarlichen Venedig und von Tirol davon keine Meldung machen, und Urkunden jener Zeit von keinem Landeshauptmann, da vom Jahre 1444 bis 1518 es nur Landesverweser gab, etwas erwähnen. Indessen dem sei wie immer, selbst die Ueberlieferung dieses Sieges, an dessen Spitze man einen Khevenhiller stellte, beweiset die hohe Achtung, welche man diesem edlen Geschlechte sowohl in Hinsicht seiner Tapferkeit als seiner Vaterlandsliebe zollte.

*) Lichnowsky Geschichte des Hauses Habsburg VI. B. S. 193 u. f. f. Handbuch der Geschichte Kärntens von Hermann, 1. Heft. S. 152 u. f. w

Indem wir die genealogische Zusammenstellung der Khevenhiller im fünfzehnten Jahrhunderte wegen den vielen Lücken in Urkunden und Zeitbüchern, wornach eine genaue und sicheer Angabe unthunlich wird, übergehen, und diesfalls rein auf die muthmaßlichen Anreihungen der angeführten Genealogen hinweisen können, nehmen wir es uns zur Aufgabe, aus den Khevenhillern des sechzehnten und der folgenden Jahrhunderte nicht sowohl eine Stamm-, sondern eine Ehrentafel ihrer Leistungen für Kärnten, ja für die Monarchie und das Kaiserhaus herauszuheben, die freilich dem Blatte und seinem Raume angemessen, nur eine sehr beschränkte, und kaum mit schwachen Umrissen angedeutete sein kann, aber auslangt, um die Verdienste dieses erlauchten Hauses jedem andern in Oesterreich an die Seite zu stellen, um so mehr, da es nicht nur im Kriegskleide, in der Gewandtheit der Diplomatie glänzte, sondern die so seltene Beanspruchung auf literarische Bildung, auf schriftstellerisches Verdienst, auf eine ausgezeichnete Art erprobt und errungen hat.

Indessen, haben wir es uns gleich nicht zur Aufgabe gemacht, unfruchtbare Aeste eines an sich mächtigen und nach immer lebenskräftigen Baumes, zum Gegenstande unserer Behandlung zu wählen, sondern mit Uebergehung solcher uns an jene zu halten, die bleibende Früchte im Geschicke des Landes, und eingreifende Wirkungen selbst im Gange weltgeschichtlicher Ereignisse hervorbrachten, finden wir es doch der klaren Uebersicht und des Zusammenhanges der Begebenheiten wegen nothwendig, bis auf den gemeinschaftlichen Stammvater der in diesem historischen Gemälde in Vordergrund tretenden Personen zurück zu gehen. Als solcher ist uns durch sichere Quelle *) Johann von Khevenhiller, vermält mit Felizitas von Lindegk, ausgemittelt, wahrscheinlich der Nämliche, welcher mit Kaiser Friedrich nach Rom zog, und dort auf der Tiberbrücke den Ritterschlag empfing. Nach Vergleichung der, die Angabe seiner Gattin, sowie der nachfolgenden auf unten angesetzten Grabsteine vorgemerkten Gattinen des Vaters und Großvaters Christofs von Khevenhiller enthaltenden Genealogien mit diesem Monumente und dem natürlichen Zeitmaße, zeugte Johann einen gleichnamigen Sohn, der mit Christinn Zilhart verehelicht war, aus welcher Ehe sodann Augustin von Khevenhiller, Gatte der Siguna von Weisspriach entsproß, dessen Sohn Chri-

*) Diese Quelle oder eigentlicher Anhalt ist der in der Josefscapelle der Villacher-Stadtpfarrkirche annoch vorhandene Grabstein, welcher lautet: „Diese Gedächtniß „hat lassen machen Herr Christoph Khevenhüller von „Aichlberg, auf Landskron und Sommeregkh, dazumahlen „des römischen zu Hungarn und Behaim Königs ꝛc. Erz„herzog Ferdinandi in Oesterreich ꝛc., Rath und Käm„merer und Landshauptmann in Kernten, und ist gestor„ben den 3. Tag des Monaths April 1557. Jahr. Avia „paterna ex gente Bacouum e Lindegk, Avia materna „ex familia de Zilhart, Siguna ex familia de Weis„priach matre Chr. Khevenhiller. Elisabeth F. Joan Monsdorfer ab Aich uxor prima, Anna Maria F. Mauritii Welzer Feaunstein uxor Secunda Offenbar spätere Inschriften.

stof sich das in der Stadtpfarrkirche zu Villach vorfindige Monument in der Art setzen ließ, daß eine spätere Hand seinen Todestag und mütterlichen Ahnen verzeichnete, wo sich dann die Variante der „avio paterna und materna“ auf obige Art nach den vorhandenen Geschlechtsregistern, die aus jenen Zeiten, wo noch keine Matrikelbücher geführt wurden, einzig aus Ueberlieferung oder Urkunden hergestellt werden konnten, berichtigt.

Herausgekommen aus diesem den Lauf und Strömung der Erzählung hemmenden eisernen Thore glauben wir am besten zu thun, die Familie der Khevenhiller zur theilweisen Behandlung und leichtern Uebersicht, beginnend von Augustin Khevenhiller, in zwei Hauptzweige sondern zu sollen. Dieser Augustin, Kaisers Maximilion I. Rath, der bei seinem Absterben im Jahre 1519 sechs Söhne hinterließ, wovon zwei, Christof und Sigmund sein Geschlecht fortsetzten, ist der eigentliche Stammvater des nachhin gräflichen und fürstlichen Khevenhillerschen Hauses, während sich bereits Christof Freiherr auf Landskron und Sommereck schrieb. Christof ist der Gründer der nachhin österreichischen, Sigmund war es von der kärntnerischen zum österreichischen Fideicommisse gekommenen Linie. Christof erwarb sich als Landeshauptmann von Kärnten hauptsächlich das Verdienst, die Befestigung von Klagenfurt in ihren Hauptbestandtheilen aus Landesmitteln durchgeführt, und für bessere Organisirung der Wehrkräfte des Landes gesorgt zu haben. Wenn man die Leistungen seiner Söhne Johann und Barthlmä zum Maßstabe der väterlichen Erziehung und Bildung nimmt, so werfen sie unstreitig ein sehr günstiges Licht auf dieselbe zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das Vorbereitungsjahr an der k. k. Montanlehranstalt zu Leoben.

Das Vorbereitungsjahr an der k. k. Montan-Lehranstalt zu Leoben, welches mit Ministerial-Verordnung vom 28. August 1852 provisorisch eingeführt wurde, hat mit Schluß des Studienjahres 1853 sein erstes Lebensjahr zurückgelegt, und es dürfte nun eine genaue Bekanntgabe des Zweckes dieses Vorbereitungsjahres an der Zeit sein.

Nach den organischen Bestimmungen für die montanistischen Lehranstalten zu Leoben und Przibram müssen diejenigen, welche als ordentliche Eleven bei denselben aufgenommen werden, und in den technisch-administrativen Montan-Staatsdienst treten wollen, sich mit den Vorkenntnissen über Mathematik (niedere und höhere), darstellende und praktische Geometrie, Mechanik, Civil-Baukunst, Physik, Chemie (allgemeine, technische und analytische), Mineralogie, Geognosie (mit Paläontologie) und das technische Zeichnen auf eine ganz befriedigende Art ausweisen. Zum Studium dieser Wissenschaften in jenem Umfange, wie sie gegenwärtig an den k. k. Instituten gelehrt werden, sind aber mindestens vier Jahre erforderlich, ein Zeitraum, welchen junge Leute, die sich nach beendeten juridisch-politischen Studien nur dem Dienste bei Berggerichten und Bergbehörden, oder nach Beendigung der Gymnasialcurse nur dem montanistischen Buchhaltungsdienste widmen wollen, weder füglich darauf verwenden können, noch dazu genöthigt sind, da zu diesen Dienstleistungen eine allgemeine Kenntniß des Berg- und Hüttenwesens genügt, die sich jedoch in den beiden ordentlichen Lehrcursen an den montanistischen Lehranstalten zu Leoben und Przibram ohne einen vorbereitenden Unterricht über die wesentlichsten Lehrsätze der erwähnten Hilfswissenschaften nicht in genügender Weise erwerben läßt. Auch hat die Erfahrung während des vierzehnjährigen Bestandes einer montanistischen Lehranstalt in Steiermark gezeigt, daß ein großer Theil der Zöglinge, welche die Montanstudien zu betreiben versuchten oder zu versuchen wünschten, nicht den regelmäßigen Vorstudien-Verlauf befolgten, indem sie sich früher nur auf den praktischen Theil mehr verlegten, darüber jedoch in ein Alter von zwanzig bis dreißig Jahren vorgerückt sind und sich dann nicht entschließen können, vorerst noch vier Jahre in einem technischen Institute zuzubringen, bevor sie die Montan-Lehranstalt besuchten. Diese Leute mußten daher dem Verlangen nach einer wissenschaftlichen Ausbildung im Montanfache entsagen, oder wenn sie je als außerordentliche Zöglinge aufgenommen wurden, konnten sie den Studien nicht gehörig folgen. Nachdem aber gerade solche Leute, bei denen in reiferen Jahren das Verlangen nach einer bestimmten wissenschaftlichen Bildung erwacht, durch Fleiß, wie durch ihre anderweitige praktische Ausbildung bei den vielseitigen Anforderungen im Montanfache oft die brauchbarsten Montanistiker werden, wenn sie ihrem Verlangen nachkommen können, so war die Aufforderung nahe gelegen, wo möglich auch diesen Leuten die montanistischen Studien zugänglich zu machen.

Diese Verhältnisse bewogen das bestandene Ministerium für Landescultur und Bergwesen, im Einverständnisse mit dem Ministerium für Cultus und Unterricht, an der montanistischen Lehranstalt zu Leoben ein Vorbereitungsjahr einzuführen, welches den Zweck hat, das montanistische Studium jenen Männern zugänglich zu machen, welche für ihre erwählte künftige Laufbahn, vermöge ihres reiferen Alters, ihrer bereits anderweitig erlangten wissenschaftlichen oder praktischen Ausbildung, nicht mehr füglich an den ausgedehnten Studiengang der technischen Institute verwiesen werden können.

Die im Vorbereitungsjahre gelehrten Gegenstände sind im ersten Semester: Mathematik bis einschließlich der Differential- und des Nothwendigen aus der Integral-Rechnung durch 160—170 Vorlesestunden; darstellende Geometrie durch 50 Vorlesestunden; Geognosie mit Paläontologie durch 70 Vorlesestunden; technisches Zeichnen durch 250 Unterrichtsstunden; und im zweiten Semester: Chemie mit dem einschlägigen Theile der Physik, durch 80 Vorlesestunden; praktische Geometrie (mit dem einschlägigen Theile aus der Physik) durch 60 Vorlesestunden; Arbeiten am Felde aus der praktischen Geometrie durch ungefähr 80 Unterrichtsstunden; Mechanik und Baukunst (mit den einschlägigen Theilen aus der Physik) durch 70 Vorlesestunden; eine geognostische Excursion von 14 Tagen.

Nicht nur die Gegenstände, sondern desgleichen die Zahl der Vortrags- und Unterrichtsstunden beweisen, daß die Eleven des Vorbereitungsjahres ungewöhnlich viel zu thun haben. Es ist nur bei dem reiferen Alter der Zöglinge, deren theilweise an Universitäten oder durch Privatstudien schon erlangten einschlägigen Kenntnissen und der vergleichungsweise geringen Zahl derselben, verbunden mit vorzüglichem Fleiße möglich, die Masse dieser Gegenstände in Einem Jahre zu bewältigen. Ein Wochenferialtag existirt hiebei nicht, täglich sind die Eleven durch 6 Stunden mit einem oder dem anderen Gliede des Lehrkörpers im Hör- und Zeichnungssaale, und bei der geringen Elevenzahl ist die nöthige Aufklärung oder Nachhilfe von Seite des Lehrenden stets bei der Hand. Ab-

gesehen, daß ein derartig gedrängter Unterricht in diesen Fächern fast nirgends existirt, kann die dabei zu beobachtende Auswahl des Nöthigsten für das montanistische Studium nur von den eigenen Gliedern der Lehranstalt vorgenommen werden.

In dem abgelaufenen ersten Lebensjahre des Vorbereitungscurses sind an Eleven aufgenommen worden: 13 absolvirte Juristen, 6 Praktikanten der k. k. Hofbuchhaltung, 8 bereits im praktischen Werksdienste gestandene außerordentliche Zöglinge, in Summe 27; sämmtlich in einem Alter von 22 bis 28 Jahren. Die Gesammtzahl war in diesem Jahre jedenfalls eine ungewöhnlich große, weil in den vorhergehenden Jahren keine ähnliche Gelegenheit für diese Vorstudien vorhanden war, folglich die dessen bedürftigen Zöglinge sich gleichsam von etlichen Jahren angesammelt haben. Im Ganzen sind in beiden Semestern 177 Prüfungen vorgekommen, wovon 105 mit Vorzugs- und Auszeichnungs-Classen, 68 mit erster und 4 mit zweiter Classe von der Prüfungs-Commission beurtheilt worden sind. Es sind von den vorgenannten 27 Eleven für das montanistische Fachstudium 14 als vollkommen und 7 als genügend vorbereitet erklärt worden, 4 als zweifelhaft verblieben und 2 wieder ausgetreten. Von diesen ersten Zöglingen des Vorbereitungsjahres sind behufs der montanistischen Studien in Leoben 21 verblieben, 3 zu dem Ende nach Przibram abgegangen, und nur ein Einziger war genöthiget vom montanistischen Studium abzustehen.

Es bildet demnach dieses Vorbereitungsjahr, bei seiner ausgesprochenen Beschränkung bezüglich der Vorkenntnisse der Eleven gegenüber den gesteigerten Anforderungen in den technischen Vorstudien für administrativ-technische Montanbeamte, das einzige Mittel, diese Lehranstalten auch jenen Leuten zugänglich zu machen, die erst später das entschiedene Bedürfniß nach einer wissenschaftlichen Bildung im Montanfache fühlen, und nur ihre praktisch erworbenen Kenntnisse für Privatdienste erweitern wollen, oder deren Staatsdienste vornehmlich für den nicht technischen Theil des Montanfaches bestimmt sind. Das Ergebniß dieses ersten Vorbereitungsjahres hat gezeigt, daß dasselbe ein wirkliches Bedürfniß sei, daß es benützt werde, und daß bei der getroffenen Organisation desselben der beabsichtigte Zweck in günstiger Weise erreicht werde. Aus diesem Grunde ist dieses Vorbereitungsjahr auch für 1854 in ungeänderter Art und Weise fortzuführen angeordnet worden. (Oest. Corr.)

Notizen.

— Einem Schreiben des Landschaftsmalers Herrn Fiedler an die „Triester Ztg." aus Alexandrien, 22. December, entnimmt dieses Blatt, daß der begabte Künstler, nachdem er am 23. October in Beirut angelangt war, sich entschloß, da kein Reisegefährte zu finden war, die Ruinen von Balbek (Heliopolis) allein zu besuchen. Ein arabischer Kavaß begleitete ihn. Der Ritt den Libanon hinauf war beschwerlich und unsicher, jedoch wurden die Mühseligkeiten reichlich belohnt. Die Reisenden übernachteten im romantisch gelegenen, von Christen bewohnten Dörfchen Bachle, und Hr. Fiedler hielt sich fast vier volle Tage in den Ruinen von Balbek auf, deren Eindruck er großartig überwältigend nennt. Auf dem Rückwege mengte sich sein Kavaß in einen Mauthandel ein, wobei 6 Beduinen, einen Türken plünderten, was ihn selbst in große Gefahr brachte. Doch rettete ihn List; er pries sich aber glücklich, als er den Libanon im Rücken hatte und sich in der Ebene von Beirut befand. Am 7. November langte er in Jaffa an und weilte 2 Tage in der Umgegend. Als er in Ramle übernachtete, schloß sich ein anglikanischer Geistlicher mit Familie der Reisegesellschaft an; diese erhielt nun einige Reiter zum Schutz, der sehr nöthig war, da man durch Gegenden zog, wo verschiedene Scheiks mit einander in Fehde lagen. Am 11. Abends ritten die Reisenden in Jerusalem ein. Herr Fiedler wohnte dort in dem von Sr. Majestät dem Könige von Preußen gegründeten Hospiz. Herr v. Pizzamano, der österreichische Consul, empfing ihn sehr freundlich, sowie ihm auch vom preußischen Consulat stets ein Kavaß beigegeben wurde, da es in der Umgegend von Jerusalem jetzt sehr unsicher ist. Die h. Stadt selber, so wie die Landschaft Bethanien, das todte Meer und der Jordan lieferten dem Künstler den anziehendsten Stoff für Studien. Herr v. Pizzamano begleitete ihn mit einem Gefolge von Türken und Arabern am 8. December nach Jaffa. Als man durch ein kleines Dorf kam und die Reiter des räuberischen Scheik Abu Ghosch sah, ließ der Consul durch einen Kavassen denselben grüßen und man ritt ungehindert weiter. Der französische Dampfer, auf dem sich Fiedler einschiffen wollte, traf erst am 11. ein. Das Meer war ungemein stürmisch; zwei Tage war man schon unterwegs und nur noch acht Stunden von Alexandrien entfernt, als ein Gegenwind sich erhob und die Maschine nicht mehr arbeiten konnte. Der Capitän lenkte um und überließ das Schiff der Willkür der Wogen und des Windes. Man hoffte nach Cypern zu kommen; am vierten Tage sah man Land und den fernen Libanon, landete aber am fünften Tage statt in Alexandrien in Beirut. Hier nahm der Dampfer Kohlen, und nachdem man wieder drei volle Tage auf dem Meere geschaukelt worden, erreichte man endlich nach 8 Tagen, statt nach 42 Stunden, am 19. December Alexandrien. In den ersten Tagen des Jänner gedenkt Hr. Fiedler von Cairo aus den Nil hinauf zu gehen und auch einen Theil von Nubien zu besuchen.

— Im Krystall-Palaste zu Sydenham fand am 31. December zu Ehren des Professors Owen ein Festessen statt, welches sich dadurch auszeichnete, daß der Tisch in einem höchst sonderbaren Locale gedeckt war, nämlich im Innern des großen Iguanodon-Modells, das zur Versinnlichung der vorsündfluthlichen Thierwelt aufgestellt ist. Professor Owen saß zu Häupten des Tisches im Haupte des Ungeheuers: außer ihm hatten noch 20 Gäste im Innern Platz. Der barocke Speisesaal war übrigens gar nicht gräulich anzusehen, vielmehr durch furbige Draperien und Fähnlein recht comfortabel heimisch gemacht. Ihre Majestät die Königin hatte kürzlich mit Sr. Majestät dem König Leopold dem Innern des Iguanodon einen Besuch abgestattet.

— Ericson's calorisches Schiff soll in einer neuen vielfach verbesserten Auflage demnächst wieder auf dem Wasserspiegel des atlantischen Oceans erscheinen und vorerst die Linie zwischen New-York und Havre befahren, in der durch den Untergang des „Humboldt" eine schmerzliche Lücke fühlbar ist. In Folge der vorgenommenen Maschine soll Ericson seinem Schiffe eine Geschwindigkeit von über 9 Meilen in der Stunde verschafft haben.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 6. Klagenfurt, Sonnabend, den 21. Jänner. 1854.

Die Khevenhiller.

(Fortsetzung.)

Johann Khevenhiller im Jahre 1538 geboren, erhielt in seiner Jugend eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung, und erwarb sich die Kenntniß der vorzüglichsten Sprachen. Früh schon an Kaiser Ferdinands I. und Maximilians I. Hof gezogen, erwarb er sich bei Letzterem ein solches Vertrauen, daß er ihn nicht nur zu seinem Kämmerer machte, sondern ihn mit auch mehrfältigen Missionen in den damals so verworrenen Reichsangelegenheiten betraute. Im Jahre 1568 sendete der Kaiser kurz nach dem Reichstage zu Augsburg seinen erst achtundzwanzigjährigen Bruder Karl, nunmehr Regenten Innerösterreichs, nach Spanien, um dem Könige Philipp II das Beileid über den Tod seiner zweiten Gemalin, Isabella von Valois zu bezeugen, ihm zum Frieden mit den Niederlanden und mit Frankreich zu reiten, vielleicht auch Philipps Wiedervermälung mit Anna, Kaiser Maximilians Tochter, zu besprechen. Johann Khevenhiller wurde dem Erzherzog bei dieser so heikeligen und folgereichen Sendung als Assistenz-Rath beigegeben, und entledigte sich des verantwortlichen Auftrages in der Art, daß ihm nach seiner Rückkunft der ebenso ehrenvolle als einträgliche Posten eines Landeshauptmanns der Grafschaft Görz übertragen wurde. Diese spanische Reise, die ihn mit König Philipp und seinem Hofe bekannt machte, und dessen Zuneigung gewann, war von entschiedensten Folgen für seine künftige Laufbahn. Bereits im Jahre 1571 erhielt Khevenhiller den Auftrag, sich an den spanischen Hof wegen Beilegung der Streitigkeiten, betreffend die Grafschaft Finale, zu begeben, und als er denselben zur Zufriedenheit vollführt, wurde er förmlich als kaiserlicher Botschafter am Hofe Philipps II. beglaubigt. Bis zu Kaisers Maximilians II. Tod (1576) war Khevenhillers Stellung gegenüber dem mißtrauischen, wenn auch von den Schriftstellern der Neuzeit mehrfach zu hart getadelten Philipp noch eine erträglichre, wenn gleich des Königs Ansichten vielfach denen Maximilians, seines Schwagers, entgegen waren; indessen Maximilian beabsichtigte, seine älteste Tochter nach dem Tode der zweiten Gemalin Philipps, Elisabeth, mit demselben zu vermälen, sowie er auch nachhin, der spanischen Geldhilfe bedürftig, sich mit Philipp nach seinem leutseligen friedliebenden Charakter bestens zu vertragen suchte. Ungleich härter war Khevenhillers Lage nach Kaiser Rudolfs Thronbesteigung. Obwohl Rudolf wie sein Bruder Ernst in Spanien erzogen wurde, die jugendlichen Eindrücke bei ihm dauernd blieben, und seine als Witwe in Spanien ablebende Mutter, die Kaiserin Maria, mit ihrem Bruder, K. Philipp, über Rudolf fortwährend einen vorherrschenden Einfluß ausübten, so war doch Rudolfs Gemüthsart, seine Unentschlossenheit, sein Argwohn, seine Unthätigkeit und Abgeschlossenheit, und endlich seine Abhängigkeit von Menschen, die ihren Einfluß, wie sein Kammerdiener Philipp Lang, zu ihrem Vortheile mißbrauchten, ein oft fast unüberwindliches Hinderniß in Verhandlungen, welche den Zusammenhang und das Zusammenwirken beider Habsburgischen Linien, wovon die in Spanien damals das mächtigste Reich der Erde beherrschte, die Aufrechthaltung ihres Besitzes gegen Heinrichs IV., Königs von Frankreich, unter dem Vorwande des Gleichgewichtsinstems fortwährender Umtriebe gegen Englands beginnende Uebermacht zur See, und bei dem fortwährenden Aufruhr in den Niederlanden betrafen *). Eine der verdrießlichsten Angelegenheiten, womit Khevenhiller Rudolfs Wankelmuth und Unentschlossenheit belastet, war des Kaisers Brautwerbung um Isabella, Philipps geliebte Tochter. Nicht weniger als dreizehn Jahre verzog sich des Bräutigams bestimmte Erklärung, und Khevenhiller hatte, man kann es denken, unsäglicher und nimmer enden wollende Mühe, den Anwürfen und Beschwerden Philipps und der Kaiserin-Witwe Maria zu entgegnen, und seinen Herrn zu entschuldigen, ja einen offenen Bruch, da der Gegenstand doch eine solche Ehrensache war, zu verhüten. Als endlich Philipp des Harrens müde, die Prinzessin war bereits 31 Jahr alt geworden, sie an Rudolfs Bruder, den Erzherzog Albrecht, vermälte, und ihnen die Niederlande zur Mitgift gab, hatte Khevenhiller die schwere Aufgabe, sich bei Ersterm zu reinigen, und den Kaiser zu beruhigen, aus welchem Grunde er die so einträgliche Stelle eines Obersthofmeisters und Oberstkämmerers des Erzherzogs Maximilian niederlegte. Es gelang ihm, da er seinem durch Gemüthsart so unglücklichen Gebieter seine hohe Stellung, die Nothwendigkeit, sich nicht bloß zu geben, und mit Spanien in Eintracht zu bleiben, vorstellte. Nicht so glücklich war Khevenhiller bei König Philipp rücksichtlich der unüberwindlichen Flotte, wo er von ihm zu Rath gezogen, vorerst rieth, sich eines sichern Hafens in Holland oder Seeland zu bemächtigen, was aber nicht geschah, und den Ruin einer Flotte herbeiführte, welche, bei zweckmäßiger Verwendung, Englands Uebergriffen vielleicht für Jahrhunderte ein Ziel gesetzt hätte. Desto glücklicher war er bei Austragung des Streites wegen Modena und Reggio, bei den Differenzen mit dem schon damals auf Oberitalien ein gieriges Auge werfenden Herzog von Savoyen, bei Herbeischaffung der Mittel zur Erlangung der polnischen Königskrone für Erzherzog Maximilian, und der Türkenhilfe für Oesterreich, worin er zu wiederholten Malen einen Beitrag von 300,000 Ducaten erzielte. Bei seiner Reise nach Prag zur mündlichen Be-

*) Außer den vielen darüber bereits in österreichischen und deutschen Reichsgeschichten erschienenen Schilderungen sind sowohl die „Ferdinandischen Annalen" Franz Christof Khevenhillers, als Hurter's „Geschichte Ferdinand II." sowie seine Monographie jenes ämsigen Kammerdieners am besten geeignet, über Rudolfs Charakter und sohin auch Khevenhillers Lage Aufschlüsse zu geben.

Digitized by Google

sprechung mit dem Kaiser im Jahre 1591 wurde er überall auf das ehrenbafteste empfangen und ausgezeichnet; nach sah er nach so langer Abwesenheit sein geliebtes Vaterland Kärnten wieder. Auf der Rückreise nach Spanien fand er Gelegenheit, mit der Erzherzogin Witwe Marie, Mutter des nachherigen Kaisers Ferdinand II., in Graz zu sprechen, und die Heirat zwischen ihrer Tochter Margarethe und dem Thronfolger Spaniens, Philipp III., zu verabreden, die er auch glücklich zu Standen brachte. Mit keinem, auch seiner eigenen Minister, außer dem Vertrauten Perez, verkehrte Philipp II. so offen, so zutraulich und freundschaftlich, trotz aller spanischen strengen Hofordnung, als mit Khevenhiller. Er wollte ihn zu seinem wirklichen geheimen Rathe mit großen Bezügen ernennen; aber Khevenhiller dankte, ohne in der Dienstleistung für den König lässiger zu sein, wie es ihm auch gelang, für die Rüstungen des Königs bei den Cortes höchst bedeutende Bewilligungen durchzusetzen. Kaiser Rudolf war mit Khevenhillers uneigennützigen Leistungen so zufrieden, daß er ihm auf die Kunde solcher Resignation mit A. h. eigenem Schreiben den Kammerschlüssel zusandte, und ihn zu seinem geheimen Rathe ernannte. Philipp, der Khevenhiller gegen die gewohnte Etiquette mit Besuchen beehrte, sich so ganz gegen seine Gewohnheit mit seiner Familie bei ihm aufheiterte, wollte ihm die Gouverneursstelle in den Niederlanden übertragen, ja den Cardinalshut von dem h. Vater erwirken; doch für alles dieses hatte Khevenhiller, den einzig das Interesse seines Kaisers und seines Vaterlandes anzog, keine Neigung. Johann hatte, obwohl fast immer in Spanien abwesend, bei sich ergebender guter Gelegenheit vom Kaiser Rudolf II. die Herrschaften Frankenburg, Kogel und Kammer in Oberösterreich im Jahre 1593 käuflich an sich gebracht, und sie mit landesfürstlicher Bewilligung zu einem Fideicommisse, dem der Kaiser die Erhebung zur Grafschaft Frankenburg ertheilte, gemacht, mit dem, daß er Würde und Gut, weil er unverheiratet, an seinem Bruder vererben könne. Mit diesem Majorate hinterließ Graf Khevenhiller seinem Hause ein bleibendes Denkmal seiner Anhänglichkeit an Stamm und Vaterland, eine lebhafte Erinnerung an alle seinem Kaiser und jenem mit so großer Aufopferung geleisteten Dienste, indem er, um freie Hände zu haben, dem Familienglücke und allen ihm in Spanien gebotenen glänzenden Aussichten entsagte. Er starb, noch kurz vorher geschmückt mit dem Orden des goldenen Vließes, ohne daß ihm Jemand aus seiner Familie die Augen zudrückte, den 8. Mai 1606 zu Madrid, hochgeachtet und viel bedauert selbst von Jenen, deren Eifersucht er durch die genossene königliche Gnade hätte rege machen können, die er jedoch jeder Zeit zum Vortheile des Friedens und der guten Sache gebrauchte. Sein Leichnam fand die Ruhestätte daselbst in der Klosterkirche des h. Hieronimus, die er mit ansehnlichen Stiftungen bedacht hatte *).

Barthimä Khevenhiller, Johanns Bruder, war im Jahre 1539 geboren. Wie dieser sorgfältig erzogen und wissenschaftlich ausgebildet, hatte er kaum die Kinderschuhe abgelegt und sich die Ritterspornen angeschnallt, als er schon darauf bedacht war, sich die nöthige Welterfahrung zu verschaffen. Er reiste daher, getrieben von den ersten religiösen Eindrücken seiner Jugend, über Constantinopel nach Jerusalem, was damals mit ganz andern Schwierigkeiten als jetzt verbunden war, und kehrte, nachdem er die heiligen Orte besucht, zu Wasser über Venedig nach Hause zurück. Als er auf diese Art die Probe bestanden, konnte er an Kaiser Maximilians II. Hof mit Selbstbewußtsein auftreten, erhielt bei ihm wie bei seinem jüngern Bruder, Erzherzog Karl von Steiermark, die Kämmererwürde, begleitete als solcher den Kaiser auf mehreren Reisen, und übernahm Gesandtschaften an die nachbarlichen Höfe. Da er sich das Kriegs- und Fortificationswesen zum vorzüglichem Ziele seiner Beobachtungen genommen, wurde er kais. Kriegsrath, und auch von den Ständen Kärntens, als eine der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten des Landes, zu ihrem Chef, zum Burggrafen gewählt, als welchem im Jahre 1588 auch vom Landesfürsten ihm das Oberststallmeister-Erbamt bleibend bei seiner Familie übertragen wurde. Barthimä Khevenhiller betheiligte sich als ständischer Chef so sehr mit den Landes-Angelegenheiten, daß er in späteren Jahren nur selten sich aus Kärnten entfernte, und besonders bei den fortwährenden Rüstungen gegen die Türken in voller Thätigkeit war. Als im Jahre 1597 am 28. Jänner dem jungen Erzherzoge Ferdinand persönlich in Klagenfurt gehuldigt wurde, sprach er die Anrede, hielt dem Erzherzoge nach damaliger Gewohnheit den Huldigungseid vor, und wußte sowohl denselben als seine Mutter, die Erzherzogin Marie, Karls Witwe, für sich so sehr einzunehmen, daß beide und die noch anwesende erzherzogliche Familie sich am 30. Jänner bei ihm zur Abendmalzeit lud, und auf das beste unterhielt, sowie die Erzherzogin, als sie folgendes Jahr mit ihrer Tochter Margareth, Braut des Königs von Spanien, dahin durch Kärnten reiste, in seinem Hause zu Villach auf mehrere Tage das Absteigquartier bezog. Wenn Hurter *) ihn das Haupt der Protestanten in Kärnten nennt, so konnte damit nur seine Stellung als Burggraf gemeint sein, denn sowohl obbemerkte Auszeichnung der streng katholischen und glaubenseifrigen Erzherzogin und ihres regierenden Sohnes, wie die nachfolgenden Thatsachen, besonders die negative ruhige Haltung der Stände bei der bekannten Religions-Reformation im Jahre 1600, und die Erziehung seines Erstgebornen, Franz Christof, sprechen dagegen. Immerhin mochte er in den damaligen stürmischen Zeiten, so lange die Protestanten die Oberhand hatten, sich denselben ergeben, und sonst mehr indifferent, wie es leider auch damals Sitte war, sich gezeigt haben **).

Nach dem Ableben seines Bruders Johann fielen Barthimä, laut dessen am 6. August 1605 zu Madrid aufgerichteten Testamentes, da er unverehelicht, die schönen Herrschaften in Oberösterreich, Frankenburg, Kammer und Kogel sammt der Grafenwürde zu, wohin er sich sonach sammt seiner Familie im Sommer 1607 begab, und das Gelübde seiner Unterthanen empfing. Er genoß indessen den Zuwachs dieser Güter, in Kärnten besaß er Landskron, Wernberg, Paternian und Sommereck, sammt Häusern und Gütern zu Klagenfurt und Villach, nicht lange,

*) Wir entnehmen diese Thatsachen und Ansichten aus Hurters „Ferdinand II.," 1. Buch; Khevenhillers „Annalen" I. bis IV. Theil, Seite 621, 768, 1052, 1845, 772, 936, 1053, 1072, 1340, 1479, 1684; Leipziger Lexikon, XV. Band, S 567; „Archiv der österr. Geschichtsquellen," herausg. von der kais Akademie der Wissenschaften. Jahrg. 1850, S. 338.

*) Gesch Ferd. II., 4. Band, S. 592. Khevenhillers Annalen," I. - IV. Band, Seite 1713.

**) Einen solchen Fall erzählt uns Franz Christof Khevenhiller in den Aufzeichnungen seiner Jugend- und Wanderjahre von dem k. Kammer-Präsidenten, Freiherrn Hanns Georg von Heisenstein, der drei Tage vor seinem Ableben durch P. Hiller, einem Jesuiten, die kath Sterbe-Sacramente empfing.

sondern starb, nachdem er drei Mal sich verehelicht, am 16. August 1613 zu Villach, wo er sich auch seine Ruhestätte *) in der dortigen Stadtpfarrkirche bestellte. Barthlmä Graf von Khevenhüller war der Wiedererbauer des noch vor fünf Jahrzehenden noch in seiner Herrlichkeit, nun in seinen Ruinen prangenden Schlosses Landskron, sowie er nach einem mäßigen Anschlag 8 Tonnen Goldes, d. i. 300,000 fl., auf Bauten verwendet haben soll.

Franz Christof von Khevenhüller zu Aichelberg, Freiherr auf Landskron und Wernberg, dritter Graf und Nachfolger in der Grafschaft Frankenburg, war der Sohn ermeldten Barthlmä und seiner zweiten Gemalin, — die erste war Anna Gräfin von Schernberg und Goldegg, — der Gräfin Blanka Ludmilla von Thurn, einer nahen Anverwandten jenes Grafen Heinrich Matthäus von Thurn, der die Unruhen in Böhmen, und somit den dreißigjährigen Krieg erregte. Franz Christof wurde geboren zu Villach den 21. Februar 1588. Bis zum siebenten Jahre war er ein sehr schwächliches Kind; doch nach dem erfolgten Tode seiner Mutter von der dritten Gemalin seines Vaters, Regina von Thonhausen, Witwe Sigmunds von Khevenhüller, mit verständiger Sorgfalt gepflegt, erholte er sich zusehends **). Mit ihr kam der junge Franz Christof im Jahre 1595 nach Graz, wo er im Hause des Georg von Stubenberg, dem Gemale seiner Stiefschwester Barbara, weilte. Hier war es, wo der Knabe den ersten Hofdienst that, indem er bei einer glänzenden Maskerade an Erzherzog Ferdinands Hofe seinem Schwager als Edelknabe das Windlicht vortrug. Als er wieder nach Villach zurück kam, wurde er unter verschiedenen Lehrmeistern zum Studiren angehalten, kam dann 1603 wieder auf eine kurze Zeit nach Graz, und kehrte, nachdem er die niederen Studien vollendet, nach Kärnten zurück, um nach der Absicht seines Vaters zu seiner weiteren Ausbildung: „Studiren, Erlernen der Sprachen und Exercitien halber," nach Italien geschickt zu werden.

Mit seinem Hofmeister, „dem edlen vesten Christof Wiedergut," einem aufrechten und gelehrten Mann, und einem Bedienten, verließ er, 16 Jahre alt, am 20. Mai 1604 das väterliche Schloß Landskron, und gelangte über Pontafel nach Venedig. Er besah die Stadt und deren Merkwürdigkeiten, war Augenzeuge jener berühmten Feierlichkeit der Vermälung des Dogen aus dem Hause Grimani mit dem adriatischen Meere, und wurde durch den kaiserlichen Gesandten demselben vorgestellt. In Padua, wo er sich der Universität einverleibte, erhielt er einen eigenen Lehrer in dem Auctor Hornberger, nicht ohne den Lehrcurs mit Ausflügen in der Nähe zu unterbrechen. Nach Verlauf eines Jahres reiste er über Ferrara und Bologna nach Florenz, wo er Ende Juni 1605 ankam. Bei seinem Anzuge auf diese Stadt begegnete unserm Wandersmann ein lustiger Schwank, welchen er anzumerken für werth erachtete, und den wir ihm nacherzählen wollen. In Florenz ist es der Gebrauch, sagt Khevenhüller, daß die Wirthe den Fremden auf den Straßen und Gassen entgegen laufen, und sie halb mit Gewalt bei ihnen einzukehren nöthigen. Auch den Deutschen wiederfährt diese Ehre, wobei sie gewöhnlich viele schöne Worte, schlechte Bedienung und doppelte Zeche finden. Einige Deutsche gaben zum Danke einem dieser Wirthe eine Empfehlung in deutscher Sprache für ihre Landsleute, des Inhalts: „Ihr lieben ehrlichen Deutschen! kehrt beim Vorzeiger, diesem Wirthe nicht ein, denn er ist ein loser Scheim, hat uns viel versprochen, doch nichts gehalten, denn in seinem Wirthshause ist außer magern und zähen Hühnern nichts zu haben; sauter Wein, harte und laufige Betten. Zudem regnet es überall ein; die Kreide aber ist doppelt." Mit dieser Empfehlung, die er hoch hielt, kam der Wirth unserm Reisenden entgegen, und lud ihn ein, bei ihm abzusteigen. Dieser lobte den Inhalt, empfahl dem Wirthe, die Schrift, welche ihm großen Vortheil bringen werde, wohl zu bewahren, und versicherte, daß er mit Vergnügen bei ihm einkehren würde, wenn er nicht schon einem andern Wirthe die Zusage gemacht hätte.

Es war den 21. Juni 1605, als er in die Stadt der Mediceer einritt. In einer Bittschrift, welche Khevenhüller durch den Ritter Veita dem Großherzoge übergeben ließ, bat er um die Erlaubniß, reiten lernen zu dürfen. Seinen Dank für die gewährte Bitte stattete er in einer Audienz bei dem Großherzoge persönlich ab. Khevenhüller begann den 27. August seinen Unterricht in der Fortificationswissenschaft bei dem Mathematiker Giulio Pariss; in den ritterlichen Uebungen genoß er die Unterweisung des berühmtesten Bereiters von ganz Italien, Lorenzo Palmieri *). Bald darauf wurde Khevenhüller den glänzenden Hoffesten beigezogen, die man wegen der Vermälung des Erbprinzen Cosmo mit der Erzherzogin Magdalena, Tochter Karls von Steiermark, mit großem Aufwande gab. Khevenhüller erhielt dabei bei Hof vielen Beifall, und die ihm nachhin so sehr zu Statten gekommene ritterliche Ausbildung.

Nach einem Aufenthalte von fünfzehn Monaten verließ unser Junker Florenz, vom Großherzoge freundlich entlassen und mit Andenken beschenkt, und besah in Gesellschaft mehrerer seiner jungen Landsleute vom Adel die ewige Roma und Neapel, bereiste Mittel-Italien, besonders die Lombardie an allen ihren merkwürdigen Orten, worüber er sich Aufzeichnungen machte, und wurde bei seiner Rückkunft zu Padua, Anfangs des Jahres 1607, von der deutschen Nation zum Assessor an der dortigen Universität gewählt. Nach einem beinahe dreijährigen Aufenthalte in Italien kehrte Khevenhüller in sein Vaterland zurück, und traf den 30. März in Klagenfurt bei seinen Aeltern und Geschwistern ein. In diese Zeit fällt

*) Franz von Khevenhüller, welcher ebendaselbst im Mai 1607 starb und dort beigesetzt werden wollte, wurde dieses vom Patriarchen von Aquileja als Protestanten verweigert, und er ruht in der Kirche zu Osterwitz.

**) Wir folgen bei Schilderung des Lebens und Wirkens unseres mit Recht gerühmten Landsmannes, welches den eigentlichen Mittel- und Zielpunct dieser Laudbeation ausmacht, der bereits angegebenen Quelle seiner Autobiographie, nicht ohne dabei auch fremder Quellen, Beweis allgemeiner Anerkennung, Gebrauch zu machen. Wenn wir dabei weitläufiger sind, geschieht es, weil sein Wirken in die bewegteste Zeit dreier Jahrhunderte fällt, und selbst sein Privatleben uns eine tiefere Einsicht in die Gewohnheiten, das Thun und Treiben jener folgenreichen Epoche, besonders der damals noch sehr bevorzugten Stände nehmen läßt.

*) So war damals das Land, welches nicht blos große Musiker, sondern auch Mathematiker und Reitkünstler in die Welt sendete; beides letztere hat es jetzt den Franzosen überlassen. Sind ja doch erst noch nicht fünf Decennien, daß selbst seine Weine in Deutschland von den Französischen verdrängt wurden. Obwohl dieses Franzosenthum letzterem mehr frommte, als die ehemalige Aneignung des Italienischen.

die Nachfolge seines Vaters in die bereits angeführte Erbschaft des Oheims zu Madrid und in der Grafenwürde. Diese Erwerbung hatte einen entschiedenen Einfluß auf die Lebensrichtung unseres Khevenhüllers, indem er sich nun größtentheils auf den österreichischen Gütern aufhielt, und dadurch in nächste Berührung mit dem Wiener Hofe kam.

(Fortsetzung folgt.)

Auf den Ruinen von Virunum.

(Am 10. Mai 1847.)

Seid gegrüßt mir heilige Ruinen!
Längst verfall'nen Tadentügeln gleich,
Von der Sonne Abendgold beschienen,
Seh' ich trauernd rings um mich euch liegen. —
Muse! gönne meinem Geist zu fliegen
In dein stilles, träumevolles Reich.

O, was träum' ich? — Hier auf diesem Grunde
Stand vielleicht des Donners Tempelhain? —
Römer mit den Narikern im Bunde
Hier dem Gotte ihre Opfer weihten,
Und der Augur wagt daraus zu deuten,
Ob Gefahren nicht dem Lande dräu'n.

Dort geöffnet stand die Januspforte —
Und schon sprengt hinaus der Fecial
Zu der zwölften donnernden Cohorte,
Wirft, der heil'gen Wuth sich zu entladen,
Seinen blut'gen Speer ins Land der Quaden,
Und weithin tönt bald der Tuba Schall.

Auf dem Forum wimmelt das Gedränge,
Um das Fest des Bachus zu begeh'n,
Laut in Dithyramben jauchzt die Menge,
Und ein Evoe der tausend Zungen
Aus den Hallen ist zu mir gedrungen,
Taumelnd schwingt den Thyrsus der Silen.

Beifalls Stimmen hör' ich im Theater,
Traja's Brand entzückt des Volkes Sinn.
Und Aeneas, seinen greisen Vater
Auf dem Rücken, trotz der Wuth der Flamme,
Flieht nach Latium, wo seinem Stamme
Eines neuen Glückes Stern erschien.

Hier der Circus; — Voll Erwartung stille
Harrt die Menge, der Lyb'sche Löwe naht,
Tritt, die Mähnen schüttelnd, mit Gebrülle
Auf den Kampfplatz, wo mit Furcht und Beben
Ringt mit ihm der Fechter um das Leben,
Und das Volk jauchzt zu der blut'gen That.

Dort, wohin das Auge düster blicket,
Hob sich einst des Mythrastempels Dach.
Kunstreich mit dem Architrav geschmücket, —
Aber todt ist's jetzt in jenen Hallen,
Und die Geister seiner Priester wallen
Trauernd durch des Götzen Prunkgemach.

O, wer löset mir die dunkle Frage —
Diese Inschrift, halb verwittert schon
Auf dem moosbedeckten Sarkophage,
Galt sie einer Mutter stiller Trauer,
Oder dem Erstürmer einer Mauer,
Oder einem oft beweinten Sohn.

Du hast nichts mehr an die Zeit zu fodern,
Lebe wohl, du Kärnten's Niobe!
Alle — alle deine Kinder modern.
Und vielleicht in naher Zukunft Tagen
Wird der Sohn den Vater zweifelnd fragen,
Ob er auf Virunum's Trümmern steh'. —

Budik.

Notizen.

— Ihre Durchlaucht die verwittwete Frau Fürstin Katharina von Hohenzollern-Sigmaringen, geb. Prinzessin zu Hohenlohe, ist in den Orden der Dames du sacré coeur zu Kiensheim im Elsaß als Postulantin aufgenommen worden. Der Orden besitzt von derlei bekanntlich ein mit einer weiblichen Erziehungs-Anstalt verbundenes Kloster. Die Aufnahme der Frau Fürstin in das Noviciat, welches gewöhnlich zwei Jahre dauert, dürfte in einigen Monaten erfolgen. Bei der Einkleidung am Schlusse des Noviciats findet die Ablegung des Gelübdes zunächst nur auf sieben Jahre statt, und erst nach Ablauf dieses Zeitraumes wird die lebenslängliche Verpflichtung geleistet.

— Dem bei Gelegenheit der vorjährigen Zusammenkunft deutscher Geschichts- und Alterthumsforscher arganisirten „Gesammtverein deutscher Geschichts- und Alterthums-Vereine" sind bis jetzt 28 solcher Vereine beigetreten.

— Der Chef-Redacteur des „Journal des Debats," Hr. Armand Bertin, ist am 12. plötzlich gestorben. Louis Maria Armand Bertin, Sohn von Louis François Bertin (l'aîné), geboren zu Paris am 22. August 1801, war zur Zeit, wo Chateaubriand die französische Regierung beim Hofe von St. James vertrat, Gesandtschafts-Secretär, 1820 Mitglied der Redaction des „Journal des Debats" geworden, übernahm er beim Tode seines Vaters im Jahre 1841 die Hauptleitung jenes Blattes.

— Die ersten Versuche mit einem neuen Hemm-Apparate von Major Robin's Erfindung auf der Bahnstrecke zwischen Laudan und Windsor sind befriedigend ausgefallen. Der Train, der zu den Versuchen verwendet wurde, bestand aus einer Maschine sammt Tender und 16 Wagen, von denen blos 8 mit dem neuen Apparate versehen waren. Die Wirksamkeit desselben wurde dadurch absichtlich erschwert und trotzdem lieferte er folgende bemerkenswerthe Resultate. Bei einer Geschwindigkeit von 35 englischen Meilen in der Stunde wurde auf ein gegebenes Signal der Zug in einer Distanz von 250 Yards vollkommen zum Stehen gebracht, was bisher nur auf einer Strecke von 800 Yards möglich gewesen war. Bei einer Geschwindigkeit von 40 Meilen geschah dieselbe Operation in einer Distanz von 450 Yards in ungefähr 50 Secunden Zeit. Wären sämmtliche Wagen mit dem Hemm-Apparate versehen gewesen, so hätte das Resultat ein günstigeres sein müssen. Als der Train in Windsor anlangte, war Prinz Albert auf dem Bahnhofe und ließ sich von Major Robins den Apparat erklären.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 7. Klagenfurt, Dienstag, den 24. Jänner. 1854.

Die Khevenhiller.

(Fortsetzung.)

Ehe noch Franz Christof die ihm zugedachte diplomatische Laufbahn betrat, sollte er noch ein Mal, und zwar in weit größerem Maßstabe, als in seiner ersten Jugend, die Welt und das Hofleben kennen lernen. Er trat, nachdem er sich am 18. October 1607 bei seinen Eltern in Ebelsberg beurlaubt, seine Reise nach Frankreich an und begab sich mit seinem jüngern Bruder Paul, den er in Straßburg traf, nach Paris. Hier lernte er allerhand Uebungen und wohnte den Festen bei, womit man die Taufe des Dauphins, nachmaligen Königs Ludwig XIII. feierte. Im März 1608 ging er mit zwei jungen Sauraus, seinen Verwandten, nach Brüssel und besuchte die übrigen Städte der kath. Niederlande, von da aus England, namentlich Canterbury und London, wo er dem Könige, der Königin und dem Prinzen von Wallis, nachmaligen K. Karl I., die Hände küßte; durchwanderte dann Holland, und stellte sich den berühmtesten Feldherren jener Zeit, dem Prinzen Moriz von Nassau-Oranien und Marquis von Spinola, vor. Vom Juni bis 23. August verweilte Khevenhiller wieder in Paris, und trat dann mit seinem Bruder Paul und Vetter Barthlmä Khevenhiller die Reise nach Südfrankreich an. In Lyon blieb er drei Monate, so daß er erst Anfangs des Jahres 1609 in Oesterreich ankam.

Während dieser Zeit hatten sich in der Heimat wichtige Dinge zugetragen. Oesterreich war nebst Ungarn und Mähren durch den Erzherzog Mathias dem Kaiser Rudolf, seinem Bruder, abgedrungen worden (am 25. Juni 1608). Im Mai 1609 ließ sich der neue Landesfürst zu Linz huldigen. Unser junger Khevenhiller fand sich auch bei der Feierlichkeit ein und ließ sich als Truchseß verwenden. Im Juni ging er mit seinen Eltern wieder nach Kärnten, wo er bis October verweilte und dann mit der ganzen Familie nach Wien zog. Franz Christof wurde von König Mathias nach Preßburg berufen, und zum Vorschneider ernannt. Bei den Verlobungs- und Hochzeits-Feierlichkeiten, die in der ersten Hälfte des Jahres 1610 am Hofe stattfanden, machte er, der Zögling Meister Lorenzo's, den Lehrmeister in Quintano-Reiten, und erwarb sich mehrere „Dänke" in den ritterlichen Uebungen.

Bei der darauf folgenden Reise des Königs Mathias nach Prag zur Veröhnung mit seinem kais. Bruder war unser Khevenhiller der Begleiter des Erzherzogs Ferdinand, nachmaligen Kaisers, der auf sein Leben einen so entschiedenen Einfluß haben sollte. Prag gefiel ihm sehr wohl, und der Erzherzog erlaubte ihm den Eintritt in seine Kammer, den er auch in der Eigenschaft als Kammerherr dann bis Mürzzuschlag zurück begleitete, seinen Vater auf Lichtenstein (bei Judenburg) besuchte und auf dessen Geheiß nach Kärnten zur Stift der dortigen Unterthanen verreiste. Zu Klagenfurt gab er ein Scheibenschießen von 4 Ducaten und 1 Ducaten im Kranz; gewann diesen und zwei Beste als Meister auch in dieser ritterlichen Uebung. Nach einem kurzen Abstecher nach Venedig, wo er mit Markgrafen Sigmund von Brandenburg Bekanntschaft machte, kehrte er am 7. Jänner 1611 wieder nach Klagenfurt zurück, wo er nebst Karl von Eck, Augustin von Khevenhiller, Victor Welzer u. a. am 13. einer Maskerade beim Landeshauptmann Christof David von Ursenbeck) beiwohnte, bei der auch Erzherzog Leopold zugegen war. Am 1. Februar 1611 war Khevenhiller in Wien, wo er von König Mathias zum k. Silberkämmerer ernannt, den Diensteid ablegte, und dann den König nach Prag begleitete. Er wohnte dem prächtigen Einzuge desselben in Prag bei, und verrichtete sein ablies Hofamt bei der Krönung am 23. Mai, machte die Hoffeste mit, wobei er wieder zwei „Dänke" gewann, begleitete den König in die Lausitz und nach Schlesien, und war bei desselben Vermälung am 4. December mit Anna, Tochter Erzherzogs Ferdinand von Tirol, in Wien, bei den welschen Tänzen welche während den Feierlichkeiten aufgeführt wurden, spielte Khevenhiller eine Hauptrolle. Kaum war die Vermälung vorüber, traf die Nachricht vom Ableben des unglücklichen Kaisers Rudolf I ein, welches den 20. Jänner 1612 am Prager-Schlosse erfolgte. Khevenhiller zog nun mit dem Hofe zur feierlichen Bestattung nach Prag und begleitete König Mathias zur Kaiser-Krönung nach Frankfurt, wo er am 13. Mai seinen Einzug hielt. Nach der Rückkehr in Prag erlangte Khevenhiller Urlaub, eilte über Kammer und Kogel und Frankenburg zu seinen Eltern nach Kärnten, wo er, da sein Vater das Jahr darauf starb, dessen letzten Segen erhielt und am 5. October wieder nach Wien zurückreiste.

Franz Christof Khevenhiller hatte bereits die Großjährigkeit erreicht und stand in einem ansehnlichen Hofdienste, er vermälte sich am 6. Mai 1613 mit Fräulein Barbara von Teufel, und begab sich mit ihr nach Regensburg, wo sich der Kaiser einfand, um den ersten Reichstag zu halten. Noch vor Schluß desselben erhielt Khevenhiller Nachricht von dem am 16. August erfolgten Absterben seines Vaters zu Villach, wohin er nun mit Zurücklassung seiner Gemalin sich begab, um bei der Testaments-Eröffnung gegenwärtig zu sein, und die Legate zu berichtigen. Seine Gemalin kam ihm nach; dann er erkrankte am 10. December zu Landskron an einem Fieber, von welchem ihn Doctor Moser aus Villach wieder befreite. Am 12. darauf fertigte und siegelte er die Erbeinigung der Khevenhiller, die er selbst aufgesetzt hatte, verließ, nachdem er vollkommen genesen, am 2. Jänner 1614 Klagenfurt mit hellem Haufen und kam, begleitet von Paul (seinem Bruder), Barthlmä und Paul Khevenhiller (seinen Vettern), dann den Grafen Ferdinand und Georg von Ortenburg, den 4. nach Gmünd, wo er bei Herrn von Reitenau im Schlosse übernachtete und dann auf seine österreichischen Herrschaften sich verfügte, wo er die Hul-

Digitized by Google

digung seiner neuen Unterthanen empfing. Von neuem zu den Hofdiensten gerufen, diente er dem Kaiser wegen Abwesenheit aller übrigen Kämmerer als solcher durch ein halbes Jahr allein, nicht ohne bei den gelegenheitlich der Anwesenheit hoher Personen gegebenen Ringelrennen mehemals die Preise zu gewinnen. Bei dem im August 1614 wegen der gefährlichen Lage der Länder und der in Prag wie in Wien herrschenden Pest in Linz abgehaltenen Landtage, wo sich auch die Erzherzoge einfanden, erhielt Khevenhüller vom Erzherzoge Ferdinand am 10. August die Kammerherren-Schlüssel. Indessen alle diese fortwährenden Zerstreuungen verwirrten nicht seinen frommen Sinn, vielmehr benutzte er einen freien Zeitraum, um mit Frau und Hausleuten nach Altötting zu wallfahrten, wo er mit ihnen die heil. Sacramente empfing. Im Jahre 1615, wo er nach Kärnten zu ziehen Willens war, übergab er seinen Sohn Mathias, geboren den 28. April 1614, einer gewissen Frau Wiederrauten zu Viereck, und war bereits den 20. Jänner bei dem in Klagenfurt gehaltenen Landtage, wo dem Landesfürsten 90,000 fl. als Contribution bewilligt, ein Grimming und Hektor von Ernau als Verordnete gewählet wurden. Bei dem Besuche, den er noch im Fasching in Graz machte, nahm ihn der Erzherzog Ferdinand sehr gnädig auf, nicht ohne sich mit ihm in wichtigen Staats-Angelegenheiten zu besprechen, und ihn einem Hoffeste beizuziehen, wo unter seiner Anleitung der „Matozino“ aufgeführt wurde. Er begleitete den Erzherzog auf eine Entenjagd und dieser unterhielt sich mit ihm auf dem Ritte über seine Angelegenheiten. Bei seiner Rückkehr nach Klagenfurt, wo er bei dem Burggrafen Ludwig von Dietrichstein mit einem kleinen Feste den Fasching schloß, that man ihm die Ehre an, daß die Congregation, welche dort unter den Honoratioren und Studirenden mit dem Titel „zur lieben Frau“ bestand, ihn zum Rector wählte, welche Wahl er, angesprochen durch den Studenten Karl von Grotta, in einer zierlichen Rede mit Vergnügen annahm, und während seines dreimonatlichen Aufenthaltes viel mit dem Vereine verkehrte *).

Bei seiner Rückkunft auf seinen österreichischen Gütern, glaubte er, der ein eifriger Katholik war, nicht länger mit der Rückstellung der ihm unterstehenden Patronats-Pfarren an kath. Seelsorger verziehen zu sollen, wozu er bereits, nach Berathung der Aebte von Göttweih und Kremsmünster, über Einhaltung der Bestimmungen des Ordinariates Passau, die nöthigen Voranstalten getroffen hatte. Die Entfernung der bisher an den betreffenden Orten befindlichen Prädikanten erregte einen Auflauf, und Khevenhüller mit seiner Gemalin kam in persönliche Gefahr, welcher er, gewarnt, sich noch zeitlich entzog und den meuterischen Haufen durch seine Leute, doch ohne zu schießen, zerstreuen ließ.

Die Conföderation der österreichischen mit den böhmischen Ständen, welche Letztere bereits im Jahre 1614 auf dem Landtage zu Budweis ihre rebellischen Absichten zu erkennen gaben, war die Vorläuferin der schrecklichen Tage die da kommen sollten, und Khevenhüller, dessen Scharfblick sie ahnte, fühlte sich um so mehr gedrückt, als mehrere seiner nächsten Verwandten, wie die Jörger, an der Spitze der Bewegung standen. Khevenhüller, der sie vergeblich zu beschwichtigen suchte, reiste im Spätherbste 1615 nach Kärnten, verkaufte Sommereck an Paul von Khevenhüller, und kehrte, nachdem er die Vertheilung des Nachlasses seines Vaters beendigt, zu den Seinen nach Frankenburg zurück. Mittlerweile war er durch ein kaiserliches Schreiben nach Prag berufen worden, um bei der Krönung der Kaiserin als Königin von Böhmen Dienste zu leisten, doch noch mehr, um ihn zu bewegen, als außerordentlicher Botschafter nach Madrid zu gehen. Die Unterhandlungen diesfalls verzogen sich ob des bedeutsamen Umstandes, weil man wegen der Kostenbestreitung nicht heraus wollte, während Khevenhüller sich bei seinen vielen Dienstreisen und gegebenen Festen in Schulden gestürzt hatte. Es gab für ihn kein Mittel, als seine Güter zu verpfänden, wozu er die Einwilligung der Agnaten bedurfte. Endlich wurde ihm diese und der landesfürstliche Consens zu Theil und das ständische Einnehmeramt in Linz übernahm die Gläubiger des Grafen nebst 100,000 fl. Auszahlung, wogegen jährlich 10,000 fl. von dem herrschaftlichen Einkommen der Güter Frankenburg und Kogel während des Zeitraumes von 18 Jahren rückgezahlt werden sollten. Nun nachdem er mit seinen Geldsachen in der Ordnung, nahm er von Erzherzog Ferdinand in Graz, seiner Stiefmutter und den Verwandten in Kärnten Abschied, und stellte sich, nachdem ihm vom Hofe für jeden Monat seines Aufenthaltes 4000 fl. auf ein halbes Jahr vorhinein waren bewilligt worden, mit seiner Gemalin den 10. Februar 1617 der Kaiserin vor. Der Schmerz der jungen Frau, nun Mutter zweier Söhne, sich sobald und auf solche weite Ferne und unzewisse Aussicht des Wiedersehens von ihrem Gatten trennen zu müssen, entlockte selbst der Kaiserin Thränen; doch Beide waren aus Liebe zum Kaiserhaus zu jedem Opfer entschlossen. Nachdem er vom Kaiser und dessen damals allmächtigen Minister, dem Cardinal Klesel, mit den nöthigen Instructionen und Briefen versehen worden, reiste er am 16. Februar 1616 mit einem Gefolge von zehn Personen über Augsburg, Mainz, Köln zu Wasser nach Antwerpen, von da über Brüssel, wo ihm eine Staffete Kleſels Eile gebot, nach Paris, nicht ohne manche, selbst Raubergefahren zu bestehen und traf am 23. April in Madrid ein. Nach den nöthigen Aufwartungen, wo ihn besonders die Erzherzogin Margareth, Tochter Kaisers Maximilians II., sehr liebreich empfing, besuchte er den damals Alles vermögenden Herzog von Lerma zu Lerma, und beabsichtigte unter andern zu Segovia das Münzhaus, welches K. Philipp II. nach Anweisung seines Oheims, des Grafen Hanns Khevenhüller, hatte bauen lassen, und wohin er von Hall in Tirol Leute berufen hatte. Khevenhüller gewahrte bald die Absicht Kleſels, ihn der Gesandtschaft sobald nicht entheben zu wollen. Da er sich aber außer Stand sah, den Aufwand, welchen seine gegenwärtige Stellung in Anspruch nahm — denn er hatte von dem ihm zugesicherten Gehalte erst 8000 fl. empfangen, auf die Länge bestreiten zu können, faßte er den Entschluß, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen, und lieber die ordentliche Gesandtschaft anzunehmen. In seinem Gutachten, welches er am 6. Juni 1617 an Klesel absendete, setzte er die Gründe für eine ordentliche Gesandtschaft auseinander. Diese waren, außer dem Geldersparnisse, die Nothwendigkeit, sich bei längerem Aufenthalte mehr bei den spanischen Großen bekannt und beliebt zu machen, sich über alle die Wege des Hofes und der Diplomatik gehörig zu unterrichten, und auch mit den kaiserlichen Residenten an den andern Höfen in Verbindung zu setzen, um den Winkelzügen und Absichten fremder Diplomaten zeitig entgegen zu wirken. Einem bloßen Attaché oder Secretär fehle zu allem diesem das gehörige Ansehen und der Zutritt bei Hof. Schließlich bittet Khevenhüller, ihn seiner Stelle zu entheben, da er unvermögend sei, ohne völliges Verderben seiner Vermögens-

*) Klagenfurter Jesuiten-Chronik, Manuscript — unter den Bemerkungen zum Jahre 1615.

umstände länger zu bleiben; doch erbiete er sich, die ordentliche Gesandtschaft über sich zu nehmen, wenn man ihm 10,000 fl. anweise zur Einrichtung seines Hauses, und 20,000 fl. als jährliche Besoldung. Kiesel nahm den Vorschlag anfangs mißfällig auf; allein die Nothwendigkeit, mit dem Hofe zu Madrid, d. i. der einen Hälfte des Kaiserhauses, in engster Verbindung zu bleiben, brachte ihn dahin, auf denselben einzugehen, und ihm die Beglaubigungsschreiben an den König Philipp III. und den Herzog von Lerma, datirt Prag, den 22. September 1617, zuzusenden.

Das erste was Khevenhiller in seiner neuen Stellung in Gang brachte, war die vom Könige für den Kaiser bewilligten 200,000 Ducaten und neuerdings 300,000 fl., deren Auszahlung er betrieb. Ein fernerer Geschäft war die Beendigung des Friauler- oder sogenannten Uskokenkrieges, den Erzherzog Ferdinand schon das zweite Jahr gegen Venedig zu führen sich genöthigt sah, zur See und mit Subsidien von Spanien unterstützt; wobei jedoch insbesonders Kärnten durch den Einfall der Venetianer, welche im Jahre 1616 Pontafel, Malborgeth und Tarvis durch Raub, Mord und Brand ruinirten, sowie durch die gänzliche Handelssperre sehr viel litt. Versehen mit Vollmachten des Erzherzogs Ferdinand, brachte Khevenhiller endlich nach langen fruchtlosen Bemühungen den Friedensschluß im Dorfe Madrid am 26. September 1617 zu Stande. Die Stände Kärntens dankten Khevenhiller für diesen dem Vaterlande geleisteten Dienst, und schenkten zum Andenken seiner Gemalin 800 fl. in neu geschlagenen Kärntner-Ducaten.

Bereits waren zwei Jahre verflossen, daß sich Khevenhiller von seinem Vaterlande und seiner Familie getrennt hatte. Da sich nun seine nur auf einen kurzen Aufenthalt verbestimmte Sendung als außerordentlicher Botschafter in die Anstellung eines bleibenden Gesandten verwandelt hatte, war es endlich an der Zeit, auf die Wiedervereinigung mit jener zu denken. Ein Jahr verstrich mit den Vorbereitungen zur Reise, die zu einer Zeit, wo es beinahe an allen Verbindungsmitteln und guten Heerstraßen mangelte, eine schwere Aufgabe war. Endlich kam alles in den Gang. Khevenhiller reiste seiner Gemalin bis zur Grenze entgegen, und empfing sie den 3. Mai zu Irun. Sie hatte nebst den beiden Kindern Mathias und Judith Bianca, der zweitgeborne Sohn war gestorben, 50 Personen, worunter mehrere Verwandte, bei sich. Am 26. Mai, nach einer Reise von 99 Tagen, traf sie in Madrid ein. Seinem Stiefbruder Paul, der mit unter den Angekommenen war, verkaufte er auf Wiederkauf in drei Jahren um 21,000 fl. die Aemter Ilmenitz, Lassendorf und Viering in Kärnten nebst dem Hause und Maierhofe zu Klagenfurt.

Das Jahr 1619 war für Khevenhiller ein höchst bedeutsames und prüfungsschweres. Der allmächtige Kiesel wurde gestürzt, seine Forderungen an Ausständen fanden bei der Hofkammer kein Gehör; endlich starb auch Kaiser Mathias, und es blieb Khevenhiller nun nichts übrig, als sich ob seines Guthabens von 105,131 fl. an den Erzherzog Ferdinand zu wenden, und ihn um weitere Verhaltungsbefehle rücksichtlich der Angelegenheiten der deutschen Linie des Hauses Habsburg zu bitten, die er bei der spanischen zu vertreten habe, und worüber man ihn in letzter Zeit so sehr in Ungewißheit gelassen. Indessen war Erzherzog Ferdinand in keiner bessern Lage: Böhmen, Mähren waren in offener Empörung; ebenso die Ungarn unter Bethlem Gabor; die andern Erbländer im höchsten Grade schwierig, er selbst in seiner Burg zu Wien durch den Grafen Thurn belagert, von seinen Stunden bedroht. In diesen Tagen des Schreckens und der Noth mußte sich Khevenhiller selbst helfen; er that es mit einer Standhaftigkeit, die mit der seines Herrn wetteiferte. Er hatte seine und der Seinen Kleider bis auf die alltäglichen versetzt oder verkauft, sich des Silbers und der Kleinodien entäußert, wohl wissend, daß die Unkatholischen in Oesterreich sich seiner Güter und Habschaften bemächtigt hatten, sein Gebieter in Gefahr seiner Freiheit, wenn nicht des Lebens, der König von Spanien in Portugal abwesend sei. Doch er blieb muthig und stark und hörte nicht auf, die Sache seines Herrn auf das Kräftigste zu vertreten *). Was Khevenhillers Stellung am spanischen Hofe bei diesen äußerst drückenden, ja wie es oft schien, ganz verzweifelten Umständen am meisten erschwerte, war der Sturz des Herzogs von Lerma, an dessen Stelle nun der Herzog von Uzeda, dessen undankbarer und unnatürlicher Sohn, getreten war, ein Mensch ohne Kenntnisse und guten Willen, einzig geleitet von Fra Luis de Aliaga, Groß-Inquisitor und Spiritual des Königs, welchem als allen vermögendem Günstlinge nichts so sehr im Wege stand, als der Einfluß der Agnaten des Königshauses. Während jede Stunde höchst entscheidend war, und nur ein Angriff auf die Rhein-Pfalz Oesterreich von den Verbündeten des eingedrungenen Böhmen-Königs, Pfalzgraf Friedrich, befreien konnte, ließ Aliaga den kaiserlichen Gesandten einst in so dringender Lage mehrere Stunden **) in seinem Vorgemache unter Lakaien und und Hausgesinde warten.

Endlich ging Khevenhiller die Geduld aus und er drang hinein: „nicht nur die Bandes des Blutes, sondern das Heil der kath. Kirche, sprach er, mache ihm dies zur Pflicht.“ Als er fortfuhr dem durch solch ein Erscheinen Anfangs Verblüfften das Verwerfliche seines Benehmens, wodurch er bisher dem deutschen Hause Habsburg jede Hilfe zu entziehen bemüht war, vorzuhalten und Aliaga endlich kalt und höhnisch antwortete: „mehr als bisher könne sein König nicht thun;“ versetzte Khevenhiller, „dann wird es am besten sein, der Kaiser verbündet sich mit Spaniens Feinden, um seine Colonien zu theilen, und sich Ersatz in den Niederlanden, Mailand und Neapel zu suchen. „Hüttet Euch, Herr Graf,“ sagte der Groß-Inquisitor, „daß Ihr Euch nicht um den Kopf redet.“ Khevenhiller rief: „Gerne würde ich um diese Worte mein Leben lassen; für die Wahrheit, für meine Liebe zu Oesterreich hätte ich mein Blut verspritzt; aber mit Euch wollte ich nicht tauschen, während ich die ewige Seligkeit genösse, säßet Ihr in der untersten Hölle.“ Damit schloß Khevenhiller; fuhr eilends zum Könige, er erzählte ihm Alles, der dabei über und über erröthete. Es hatte geholfen: Spinola erhielt den Befehl, von den Niederlanden aus in die Pfalz zu marschiren; K. Ferdinand wurde mit drei Millionen Ducaten unterstützet, und war sonach in der Lage, ein Kriegsheer aufzustellen und selbst Kosaken in seinen Sold zu nehmen. Die Stände Ober-Oesterreichs indessen, darunter Khevenhillers nächste Verwandte, besonders Karl von Jörger, besetzten seine Schlösser, und benahmen sich so, als kamme es nur noch darauf an, seine und der kath. Geistlichen Güter zu theilen.

In dieser so getrübten Zeit hatte er den Trost von guten Freunden, als Franz Grafen von Lodron und Wen-

*) Eine getreue Schilderung davon jener mehrmals angeführte Aufsatz, enthaltend seine Autobiographie, S. 374.

**) Khevenhillers „Annalen,“ IX B., S. 702 705 Gfrörer: „Gustav Adolf und seine Zeit,“ Seite 321 und 22.

zel von Sprinzenstein, so auch den Brüdern Marquart und und Philipp Fugger; in Madrid besucht zu werden. Damals erfuhr er auch das Aussterben mehrerer Kärntner-Geschlechter: Lichtenstein-Murau, Freistritz, Halfinger, Hämel, Spangstein. Eben am 12. December 1620, als Madrid wegen der eingelangten Nachricht der Schlacht am weißen Berge beleuchtet war, wurde der Frau von Khevenhüller noch einer unglücklichen Entbindung die letzte Oelung gegeben. Wie durch ein Wunder genaß sie und auch seine Kinder wurden von der Ansteckung der Blattern gerettet.

(Fortsetzung folgt.)

Theater in Klagenfurt.

Wenn ich heute nach längerem Stillschweigen wieder die kritische Feder ergreife, so wird die böse Welt, welche in der Feder eines Recensenten eine gewisse Aehnlichkeit mit der Hahnenfeder des Mephistopheles findet, ohne Zweifel glauben, ich habe nun auf einen, so was man sagt, recht fetten Bissen, wie die Benefice-Vorstellung des Hrn. Limbek, gewartet, um daran so recht nach Herzenslust meinen kritischen Ingrimm auslassen zu können; ich will aber dieser bösen Welt zeigen, daß die Recensenten denn doch keine gar so schlimmen Gesellen sind, und wenn ich auch das erwähnte unglückliche Benefice-Stück aus Gründen, die ich unten erörtern werde, nicht unberührt lassen kann, werde ich doch nichtsdestoweniger auch dem Anerkennenswerthen unserer Bühnenleistungen mit Wärme das Wort sprechen.

Es wäre ungerecht, zu verkennen, daß unsere Theater-Direction, namentlich in letzterer Zeit, eine anerkennenswerthe Thätigkeit in der Vorführung von Novitäten und mancher beliebter älterer Stücke, sowie eine löbliche Sorge für eine anständige Darstellung entwickelte. Es wurden uns mitunter Stücke, bezüglich dem Genre des Conversations-Lustspieles angehörig, mit einer Rundung und Präcision vorgeführet, wie dies auch bei größern Bühnen nicht immer der Fall sein dürfte.

Ich halte es für überflüssig, in alle Novitäten besonders einzugehen, um so mehr, als die wenigsten derselben durch irgend welche Eigenthümlichkeiten in Tendenz oder Form der Kritik etwas Neues zu sagen geben, ich will nur einigee erwähnen, die sich eines ganz besondern Beifalles erfreuten. Hieher gehören namentlich Feldmann's „Proceß zwischen Eheleuten," und: „Er ist nicht eifersüchtig," von Elz, zwei recht unterhaltende Lustspiele, welche auch beide charmant gegeben wurden. In Ersterem ist es namentlich die Figur des Kanzleischreibers Brandler, welche eine äußerst komische Wirkung machte, und von Hrn. Keoseck sehr launig und charakteristisch in Maske und Haltung dorgestellt wurde. Letzteres aber mit der pikanten Idee, eine Frau zu curiren, welche sich über den Mangel an Eifersucht ihres Gemals grämt, ist so reich an komischen Situationen, daß der Zuschauer aus dem Lachen gar nicht heraus kömmt. Ich erwähne dieses Stückes auch desbalb, weil seine Darstellung namentlich durch Frau Julius sowie die Herren Zochorda und Keoseck eine wirklich vorzügliche war. Es freut mich, Anlaß nehmen zu können, unserm würdigen Hrn. Zacharda ein wohlverdientes Wort der Anerkennung zu sagen. Dieser Schauspieler, nun schon seit einer Reihe von Jahren unserer Bühne angehörig, ist gewiß eine ihrer festesten Stützen. Ungeachtet seiner so bedeutenden Anstrengung steht dieser Mann mit immer gleichem Eifer für seinen Beruf, mit immer gleicher Lust und Liebe auf der Bühne; und in den verschiedensten Rollen, heute als Odorado Galotti, und morgen als Dorfrichter verwendet, gelinge es diesem Manne, sich überall ehrenvoll zu behaupten, in manchen Charakteren komischer und gemüthlicher Alter aber wirklich Ausgezeichnetes zu leisten. Wie Viele hat dieser Mann schon heiter zu stimmen gewußt, und das gilt viel in so bedrängten Zeiten.

Nun verlangt aber auch das böse Prinzip des Recensenten seine Rechte, und so wende ich mich denn zu Hrn. Limbeks ominöser Benefice-Vorstellung: „Das Gespenst in der Papiermühle," oder — nun die folgenden Titeln wird man mir ersparen. Wahrlich: „es gnu ein finst'rer Geist durch dieses Haus." Wenn ich überhaupt über dieses Machwerk Worte verliere, so thue ich dieses nur des Prinzipes wegen, daß man sich überhaupt erlaubt, solche Kinder- und Narrenpossen einem gebildeten Publikum vorzuführen. Ich weis, daß die Wahl von Benefice-Stücken nicht von der Direction, sondern vom Benefizianten geschieht, es treffen daher diese meine Worte nicht Hrn. Zöllner, sondern Hrn. Limbek, den Dichter und Benefizianten.

Man wende mir nicht ein, was verschlägt es, wenn ein Stück ein Mal unglücklich ausgefallen, und das Publikum um einen Abend gebracht wurde; daran liegt freilich eben nicht viel; schon mehrere Stücke haben Fiasco gemacht, auch das Publikum wurde schon um mehr als einen Abend gebracht, aber solche Gauklerschwänke, auf der Bühne geduldet, entwürdigen das Institut, und setzen den Schauspieler in die Kategorie des Seiltänzers herunter; solche Komödien müssen unsere ganze Anschauungsweise der Bühne irre machen, denn wer kann noch einen Kunstgenuß, oder auch nur eine harmlose Unterhaltung in den Räumen erwarten, wo Tags vorher die läppischesten Marionetten-Possen producirt wurden? Wie sollen, ohne zur Parodie herabzusinken, die edlen Gestalten einer „Maria Stuart" oder eines „Götz" über die Bühne schreiten, wo sich Tags vorher ihre Repräsentanten in niederen Bojazzaspäßen herumgeprügelt?

Hr. Limbek kündete uns an, daß sein Stück achtunddreißig Male in München gegeben wurde. Zur Ehre des Geschmackes des 19. Jahrhunderts kann ich das unmöglich glauben, bei den Kaffern vielleicht, oder in Hinterindien, aber gewiß nicht in einem civilisirten Staate. Schon der Titel des Stückes, worüber sich schon der „Humorist" lustig gemocht, zeigt, welche Idee der Verfasser von dem Geschmacke des hiesigen Publikums hat. Er glaube so nicht, daß er sein volles Haus den drei Titeln seiner Komödie zu verdanken hatte; solche Titel können bei ambulanten Truppen anziehen, aber ganz kleinen Bühnen, wo allenfalls am Schlusse der Vorstellung ein „Osterlamm" ausgespielt wird. Er verdankt sein volles Haus lediglich der Humanität und Freundlichkeit des Publikums für einen sonst beliebten Schauspieler. Sieht sich aber das Publikum für seine Freundlichkeit so behandelt, so wird es die Benefizen satt bekommen, wie es, was wir zwar nicht wünschen, seine Collegen empfinden dürften. Man sündige nicht auf die Nachsicht des Publikums; es liebt keine lärmenden Demonstrationen, aber es könnte, wenn es ihm zu arg wird, ausbleiben, denn ein solches Gespenst könnte einem die Theaterlust für lange rauben. Doch genug davon. Ich fühlte mich zu dieser Aeußerung gedrungen, weil es sich um die Würde einer Anstalt handelt, für die ich einzustehen mich bereit erklärt habe. **Cajus.**

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Feed. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 8. Klagenfurt, Sonnabend, den 28. Jänner. 1854.

Die Khevenhiller.

(Fortsetzung.)

Da nach der Schlacht am Weißenberg des Kaisers sonstige Angelegenheiten mehr in das Auge gefaßt werden konnten, beschloß Khevenhiller, seinen Hofmeister, Theodor Hartmann, nach Wien abzufertigen. Er übergab ihm eine Menge Commissionen zu besorgen, insbesonders auf die Abtragung der nunmehr durch die Zeit jener schweren Prüfung und gänzlicher Trennung auf 172,384 fl. angewachsenen Gehaltsguthabungen mit dem Beisatze zu dringen, daß Khevenhiller die in Spanien liegende Erbschaft seines Oheims Johann, die sich in den Händen Lermas und Uzedos befinde, aus Besorgniß, die kaiserlichen Angelegenheiten zu beeinträchtigen, gerichtlich einzubringen unterlasse. Der Kaiser und seine Minister nahmen Hartmann gut auf; aber weniger gerne ertheilte der Monarch den gebetenen Urlaub für Khevenhiller, wenn auch nur einen Postritt nach Deutschland zu machen. Wie schnell er ihn machte, beweiset, daß er, nur von seinem Secretär begleitet, den 3. Juli 1621 abgegangen, bereits den 17. in Lyon, und den 29. Juli in Straubing bei Herzog Maximilian von Baiern ankam, so daß er am 1. August in Wien eintreffen konnte. Kaum war Khevenhillers Ankunft bekannt geworden, strömten zahlreiche Besuche der geheimen Räthe und anderer Herren herbei, der Kaiser bewillkommte ihn durch einen Kammerdiener, und reichte ihm bei seiner ersten Audienz, so wie Erzherzog Karl die Hand; wies ihm mehrere bedeutende Geldsummen an, sprach mit ihm wegen des Erzherzogs Ferdinand (später Kaiser) Vermälung mit einer spanischen Prinzessin, und der spanischen Hilfe u. dgl. Unter andern Fragen legte der Kaiser dem Grafen auch die vor: was mit den confiscirten Gütern zu thun sei; Khevenhillers Gutachten bestand darin, „daß sie nicht als Eigenthum, sondern allein zum Nutzgenusse auf die Lebensdauer hingegeben werden sollten.“ In der That erwies es sich, daß ertheilte Gnaden bald vergessen, und dem Kaiser die Mittel benommen wurden, treue Diener auch nachhin zu belohnen, oder eine Rückerstattung an Begnadigte zu leisten. So fuhr der Kaiser fort, Khevenhillers Gutachten in wichtigen Geschäften abzufordern, und ihn ein zur Hoftafel, und zeigte ihm in eigener Person die k. Schatzkammer. Am 20. December 1621 ward er zum geheimen Rathe ernannt, und am 27. nahm er Abschied vom Kaiser, dem ersten Minister, dem Fürsten von Eggenberg, und wurde auf die herzlichste Weise entlassen. Begleitet von seinem Bruder Hanns verließ er Wien, besuchte Alt-Oetting, um seine Andacht zu verrichten, München, um mit Herzog Max, Haupt der kath. Liga, sich zu unterreden *). Von ihm erhielt er zum Andenken eine goldene Kette mit einem dertei, reich mit Diamanten besetzten Gnadenpfennig, welche Khevenhiller nur tragen wollte, wenn ihm der Kaiser die Annahme gestatte. Mit einer Denkschrift des Herzogs an den König von Spanien, worin die Lage der Sachen gründlich erörtert war, reiste er dahin weiter. Am 1. März 1622 wieder in Madrid eingetroffen, hatte er die nicht leichte Aufgabe, den spanischen Hof, dessen man doch so sehr bedurfte, von der, ohne Mittheilung an denselben vor sich gegangenen Vermälung des Kaisers mit Eleonora von Mantua ämtlich zu benachrichtigen und zu beschwichtigen, und dieses um so mehr, da dieselbe gegen die Absicht des Königs geschah, welcher eine Prinzessin von Savoyen in Antrag hatte. Nach vielen vergeblichen Versuchen brachte er es endlich dahin, daß der König seinen Glückwunsch in einem Schreiben an den Kaiser aussprach.

Es wäre zu weitläufig, Khevenhiller auf allen seinen Reisen und Wegen zu folgen, die ungemeine Masse seiner gesandtschaftlichen Verrichtungen zu ordnen, und in einen Rahmen zu bringen; doch zwei seiner diplomatischen Meisterstücke, wie sie ein ausgezeichneter Historiker der neuesten Zeit nennt **), können wir nicht übergehen. Der Bruder des Kaisers, Erzherzog Leopold, war aus dem geistlichen Stande getreten, hatte sich verehelicht, und verlangte seinen Antheil aus dem Gesammtgute des Hauses. Leopold erhielt Tirol, Burgau, Breisgau und das Elsaß. Indessen bei letzterem hatte es einen eigenen Anstand, weil der Madrider Hof, sobald er von der Erbforderung des Erzherzogs Kunde erhielt, mit Berufung auf den geheimen, im Jahre 1617 mit Ferdinand abgeschlossenen Vertrag **), die Abtretung des Elsaßes verlangte. Wer hätte damals den so unerwarteten Schritt Leopolds voraussehen, ja nur vermuthen können. Diese neue Gefahr wandte der kaiserliche Gesandte in Madrid, Graf Khevenhiller, glücklich ab, indem er alles aufbot, um Philipp IV zu bewegen, daß er den Vortheilen jenes Vertrages entsagte, was unserm Landsmanne auch gelang. Es galt dabei nichts weniger, als den traurigen, in den früheren Jahrhunderten als so verderblich erprobten Folgen von Erbtheilungen der österreichischen Gesammtgüter zuvorzukommen, und durch Spaniens Gegengewicht den weit aussehenden Plänen Leopolds Mäßigung zu gebieten.

Eine andere noch weit verwickeltere und vielleicht noch folgenreichere Angelegenheit war die der Heirat der spanischen Infantin Marie. Es handelte sich um nichts weniger, als sie mit dem englischen Prinzen und präsumtiven Thronfolger Karl, Sohn König Jacobs, zu vermälen. Jacob war der Schwiegervater des aus Böhmen vertriebenen sogenannten Winterkönigs Friedrich. Dieser Ehebund, worüber der Vertrag bereits am 5. Jänner 1623 von Jacob und seinem Sohn und dem spanischen Hofe

*) Baiern hatte damals in Madrid einen gewissen Lenkre als Agenten, der sich in seinen Bemühungen mit jenen Khevenhillers, dieses klugen und rechtschaffenen Edelmanns, wie ihn Gfrörer S. 320 nennt, vereinigte.

*) Gfrörer in seiner Geschichte Gustav Adolfs, Seite 456 und 473 —.

**) Khevenhiller Annalen, X. B., S. 457.

unterzeichnet wurde, bedingte die Wiedereinsetzung des geächteten Friedrich in die Rheinpfalz, sei es auch mit spanischer Waffengewalt, zwei Millionen Ducaten Aussteuer für die Braut, und stellte nicht nur die freie Religionsübung der Katholiken in England — ja die endliche Rückführung dieses Reiches zur kath. Kirche in Aussicht. So wenig die nachherige Geschichte der katholisch gewordenen Stuarte diese Voraussetzung späterhin bestätigte, so legte doch schon die Hoffnung dieses Erfolges ein überwiegendes Gewicht in die Wagschale, und konnte nicht ermangeln, den Beifall des Kirchenoberhauptes und der meisten Cardinäle zu erhalten. Doch der Gegenstand hatte eine zweite, damals noch weniger fühlbare Seite. Friedrichs V., des Pfälzers, Wiedereinsetzung mit den nothwendig damit in Verbindung tretenden Verfügungen hätte der katholischen Liga in Deutschland, die damals sieghaft die Wiedergewinnung dieses Reiches für die Kirche in Gang gebracht hatte, Stillstand geboten, Deutschland wäre für sie verloren gewesen, und England hätte nur höchst unsichere Aussichten geboten, die der Stuarte Vertreibung endlich vernichtete. Dieses durchblickte ein Theil der Cardinäle, und die in Germanien, Spanien, wie auch in Rom noch mächtige deutsche Partei hegte eine entgegengesetzte Ansicht. Als ihr öffentlicher Geschäftsmann wirkte Khevenhiller, insgeheim aber müssen ihm viele Helfer in die Hände gearbeitet haben, deren Namen jedoch in den zu Gebote stehenden Quellen nicht aufzufinden sind. Während noch der Hof und der größte Theil des Adels auf Englands Seite stand, gewann Khevenhiller den Grafen Olivarez, der an Lerma's Stelle getreten war, und als allmächtiger Minister Philipp IV. in Spanien waltete. Er leitete die Fäden des Erfolges auf die feinste Art, indem er, als wäre er ganz für England, das persönliche Erscheinen des Prinzen und Verlobten beantragte, damit er seine Braut kennen lerne. Prinz Karl, dann sein Begleiter, der Herzog von Buckingham, ein eitler aufgeblasener und den damaligen Verhältnissen gar nicht gewachsener Herr, fanden sich wirklich in Madrid ein. Die Ansprüche wurden beiderseits immer höher gespannt; man ging von Seite Buckinghams, der sich die Ehre des Erfolges und die Gunst der künftigen Königin erwerben wollte, zu weit, weiter, als es das Parlament billigen konnte, und als endlich Olivarez mit der Forderung hervortrat, die Heirat sollte in Spanien geschlossen werden, und Jacob falle vor ihrer Schließung die den Katholiken, wenn auch im Geheimen gemachten Zusagen erfüllen, da erhob sich eine allgemeine Mißbilligung von Seite Englands, wo Buckingham viele Feinde und Neider hatte; man scholt ihn einen Verräther, während man ihn, der in Spanien sich so vielfältig durch seine freien, ja frechen Sitten gegen den dortigen Ernst und Strenge versündigt hatte, am Hofe Philipps IV verachtete, wozu nicht wenig sein Stolz und das unzarte Benehmen gegen Olivarez, dessen Gemalin ein Ziel seiner Gefallsucht war, beitrug. Nun, nachdem dieses so großes Aufsehen in Europa machende Unternehmen in Nichts zerfallen war, trat Khevenhiller mit seiner Werbung für Ferdinands II. Erstgebornen, der früheren Verabredung gemäß, hervor, und nun ward ihm nach so zweifelhaften und harten Kämpfen der Erfolg, die Braut nach Hause zu führen *). Die Reise dauerte nicht weniger als ein Jahr und drei Monate, und hatte eine Menge Hindernisse und Verdrießlichkeiten im Wege, deren Hauptquelle Herzog Alba's, als Oberststallmeister der Braut, Eigensinn und Grandezza war. Erst in Triest trat derselbe vom Schauplatze ab, und Khevenhiller wurde nun (den 1. Februar 1631) Oberststallmeister der Königin, dann Kaiserin, und blieb es bis an sein Ende, sowie er es gewesen, der den gordischen Knoten gelöst, und den Bund beider Linien Habsburgs durch eine glückliche Ehe vermittelt hatte.

Von dieser Zeit weilte Khevenhiller am kaiserlichen Hofe, und theilte mit ihm die widrige Wendung des dreißigjährigen Krieges, welcher ihn selbst durch den im Jahre 1632 wieder ausbrechenden Bauernaufstand in Oberösterreich in das ärgste Gedränge brachte. Die Erfolge der schwedischen Waffen und die Aufstachelungen geheimer Agenten bliesen den verborgenen Funken zur offenen Flamme. Khevenhiller war auf seinen Gütern, wohin er sich, um den Vulkan in der Nähe zu beobachten, begab; alles, was er um die Gemüther zu beruhigen that, war vergebens. Von Völklabruck aus berichtete er zuerst unterm 24. September 1632 an den Kaiser, und relationirte fortwährend über den Gang der Rebellion und seine ungenügenden Mittel. Kurz darauf wurde er in dem nur wenig festen Schlosse Köppach von 1200 Rebellen belagert, die er und seine wenigen Leute jedoch tapfer zurückschlugen. Traun befreite den Grafen von seiner gefahrvollen Lage durch die Niederlage, die er den Bauern im Machlandviertl beibrachte, und Khevenhiller zeigte sich nun als Wohlthäter seiner verirrten Unterthanen, indem er unterm 13. November 1632 es bei der kaiserlichen Commission erwirkte, daß ihm ihre Abstrafung zu freier Verfügung gelassen wurde; die jedoch nur über die Schuldigsten in möglichster Milde erging *). Schmerzlicher als diese Erfahrungen und erlittenen Gefahren war dem edlen Gatten und Vater der frühe Tod seines Erstgebornen, Mathias, der in dem Treffen am Ticino, welches den 20. Juni 1636 zum Nachtheile der Spanier gegen die Franzosen geliefert wurde, als spanischer Capitän aus acht Wunden verblutete. Er hatte ihn zu Kammer, Linz, Wien und Prag auf das sorgfältigste unterrichten, und vom Jahre 1618 an in Spanien von einem dahin gerufenen deutschen Hofmeister erziehen lassen, und stellte, um seine Anhänglichkeit an den dortigen Hof durch das größte Opfer eines väterlichen Herzens zu bethätigen, den jungen hoffnungsvollen Sohn unter spanische Fahne **).

Die letzten Jahre lebte Khevenhiller, wenn auch ruhelos durch die damaligen Zeitereignisse, die Oesterreich mehrmals an den Rand des Unterganges brachten, in seiner Heimat, in Oesterreich, theils am Hofe, theils auf seinen Gütern. Er war mit dem Cardinal Dietrichstein, dem Bischof von Gurk und dem Grafen Brunner, Assistenzrath des Erzherzogs Leopold Wilhelm, wenn Kaiser Ferdinand III. im Reiche abwesend war, und jener die Regierung der Erblande verwaltete. Das zweite Mal mit Susanna Eleonora Gräfin von Kolonitsch verehelicht, und durch sie Vater von noch zwei Töchtern, fand er im häuslichen Kreise Erholung nach einem so viel bewegten Leben. Von Natur aus zart gebaut, und nur durch Leibesübung erstarkt, schwanden in Folge so übermäßiger Anstrengungen seine Kräfte zeitlich dahin. Er starb zu Baden, wohin er sich zur Pflege seiner Gesundheit begeben, am 13. Juni 1650, an einer langsam sie ver-

*) Schreiber dieses hat im Jahrgang 1827 der „Carinthia," Nr. 14, die Schilderung der Reise der Braut Ferdinands II. aus Khevenhillers Annalen im Abrisse geliefert.

*) Khevenhiller, XII. Band, S 265 287.

**) Khevenhillers Jugend- und Wanderjahre am angegebenen Orte, Seite 371, 385 und 394.

zehrenden Schwindsucht *). Seine Grabschrift enthält die Uebersicht seines Lebens, wir geben sie daher wie folgend **): „Hier liegt begraben der Hoch- und Wohlgeborne Graf und Herr, Herr Franz Christof Khevenhiller zu Aichlberg, Graf zu Frankenburg, Freiherr auf Landskron und Wernberg, Erbherr auf Hohen-Osterwitz und Karlsberg, Herr der Herrschaften Kammer und Kogl, Oberster Erblands-Stallmeister in Kärnten, Ritter vom Orden des goldenen Vließes, welcher anno 1612 bis zu seinem sel. Hinscheiden dreien röm. Kaisern, als: Mathias, Ferdinand II. und III. Voeschneider, Mundschenk, Oberster Silberkämmerer, Kämmerer, achtundzwanzig Jahre geheimer Rath, der Kaiserin Marie, Infantin von Spanien vierzehn Jahre Oberster Hofmeister, vier Jahre General Oberster der windisch-croatischen Grenze, Plenipotentiarius bei Schließung der Heirat mit höchstbesagter römischen Kaiserin, auch vierzehn Jahre ordentlicher und außerordentlicher Gesandter bei den Königen von Spanien Philipp III. und IV., zwei Mal bei den geistl. Kurfürsten ***), sechs Mal bei dem aus Baiern, zwei Mal bei Erzherzog Albrecht und dem Großherzog von Toscana, und ein Mal bei den Herzogen von Savoyen und Mantua, der auch den Frieden mit Venedig und Savoyen, für Erzherzog Ferdinand in Spanien 6 Millionen Kronen zu dem Krieg in Deutschland, die spanischen Hilfsvölker in die Pfalz, Oesterreich und Ungarn verschafft, und eine Zahl anderer wichtiger Geschäfte vollendet, und letzlich vier römischen und zehn andern königlichen Krönungen beigewohnt ꝛc."

Franz Christof Graf von Khevenhiller war im hohen Sinne Edelmann, ein treuer Anhänger seiner Kirche und Diener seines Herrn, dem er Familienglück, Vermögen und wenn es darauf ankam, sein Leben mit einer Bereitwilligkeit opferte, wie die Geschichte der Heimat nicht viele Beispiele hat. Würde ein Khevenhiller Oesterreichs Interessen auch nach Verlauf noch eines halben Jahrhundertes zu Madrid vertreten haben, es hätten jene Intriguen nicht gesiegt, die ihm die spanische Erbschaft entrissen, und es durch eine Reihe von Jahren in die unruhvollsten Kriege verwickelten. Die Weltgeschichte hätte eine andere Gestalt erhalten. Doch was seinen Namen, sowie diesen geschilderten Charakter und seine Thaten als Diplomat und Staatsmann unsterblich machen sollte, war sein Verdienst als Schriftsteller, als Historiker Oesterreichs.

(Fortsetzung folgt.)

Theater in Klagenfurt.

(Schluß.)

Weil ich eben von Benefice-Vorstellungen gesprochen, kann ich nicht umhin, so ganz kurz im Vorbeigehen noch der des Hrn. Balletmeisters Winklee zu erwähnen, bei welcher wir das Vergnügen hatten, in dem Stücke: „der Hund des Schiffbrüchigen" einen jungen Debutanten, Namens Dragon, (ob dies sein Familien- oder Künstlername können wir nicht mit Bestimmtheit angeben,) kennen zu lernen. Ungeachtet das Publikum mit seiner Leistung nicht ganz zufrieden schien, so glaube ich ihn doch in Schutz nehmen und sein zum Theile mißlungenes Debut seiner übergroßen Befangenheit zuschreiben zu müssen, die um so mehr begreiflich, als er sich einem Publikum gegenüber befand, dem er sich nicht verständlich machen konnte, und dem somit manche zarte Nuancen seines Spieles verloren gehen mußten.

Der junge Debutant ist auch zu bescheiden; da ersucht er auf der Theater-Ankündigung das Publikum, sich bei seinem Erscheinen ruhig zu verhalten. Hat man so etwas von einem Schauspieler schon gehört; sonst lieben sie es, recht lebhaft empfangen zu werden.

Ein weiteres Debut wird zeigen, für welches Fach sich Dragon vorzüglich eignen wird; fur Liebhaber und Bonvivants scheint er mir zu klein und corpulent, auch fehlt ihm dazu der erforderliche Anstand, er läuft zu viel auf der Bühne herum und hat ein zu bellendes Organ; für Intriguants ist er zu wenig bissig; am meisten scheint er sich für gemüthliche Rollen zu eignen; das Gemüthliche scheint seine Stärke zu sein; wer erinnert sich nicht der Scene, wo er so unendlich gemüthlich dem Räuber, den er anfangs verfolgt, nachsieht, und sich lieber selbst von ihm fassen läßt, als daß er es über das Herz brächte, ihm etwas Böses zu thun. Also nur Courage Dragon; in mancher der modernen Possen dürften Sie eine entsprechende Thätigkeit finden; vor der Hand können wir Sie versichern, daß Sie uns mit ihrem theatralischen Versuch einen sehr besteren Abend verursacht. Sie lachen meine Herren und Damen! Sie glauben vielleicht, daß das alles nur Ironie sei. Ich versichere in allem Ernst, daß mich dieses Hunde-Debut sehr unterhalten, weil es mich überzeugt hat, daß es denn doch mit Hunden auf den Bühnen nicht recht geht, und wir troz aller Fortschritte des Jahrhunderts schon bei der Menschen-Darstellung verbleiben müssen.

Ich glaube, es ist nicht meine Ansicht allein, sondern die des gesammten gebildeten Publikums:

„Mit Hunden, sowie mit Affen,
Hat die Bühne nichts zu schaffen."

Neu war uns auch Böhm's: „Falsche Pepita."

Dieses Stück hat bekanntlich in den letzten Tagen in Leipzig eine derartige Indignation des Publikums hervorgerufen, daß es Veranlassung von groben Excessen wurde. Ich bin weit entfernt, mich zum Ritter der „falschen Pepita" zu erklären, glaube jedoch, daß sie nicht zu der schlechtesten der modernen Possen zu zählen sei. Ich habe wiederholt in diesen Blättern ausgesprochen, was ich von der modernen Posse halte, und stimme vollkommen bei, daß Unsinn und Gemeinheit nicht selten die hervorragendste Stellung einnehmen.

Aber dies ist, glaube ich, bei Manchen in noch höherem Grade als bei der „falschen Pepita" der Fall. Sie hat wenigstens mitunter Spaß, ist nicht ganz ohne Sinn und noch leidlich anständig gehalten. Es kann nicht leicht ein Thema geben, welches sich für die Parodie mehr eignete, als der lächerliche forcirte Kunst-Enthusiasmus. Wer irgend in größeren Städten Gelegenheit hatte, jene Enthusiasten von Profession kennen zu lernen, wie sie lauern auf den Trompetenruf der Journalistik, um für den Helden oder die Heldin des Tages in die Schranken treten zu können, und wie dann diese traurigen Ritter auf dem ihnen so fremden Felde der Kunst sich so possierlich wie der Held von Mancha geberden; wer je Zeuge von solchen Triumpfzügen und Pferde-Ausspannungs-Scenen war, wie sie einer Elßler, Lind und in letzter Zeit der

*) Theatrum Europaeum, VI Band, Seite 1207.
**) Vorgedeutet dem I Bande seiner Annalen
***) Der Verfasser der Grabschrift übersah Khevenhillers Gesandtschaft bei dem König von Frankreich, Ludwig XIII., die ihn in Streitigkeiten mit dem allmächtigen Minister Cardinal Richelieu, dem bekannten Gegner Oesterreichs, verwickelte.

noch obendrein sehr zweifelhaften Künstlerin Pepita gebracht wurden, den muß es freuen, einen solchen, Kunst und Künstler beleidigenden Parteisinns der Albernheit geeiselt zu sehen. Freilich hätte dieses Thema ganz anders ausgebeutet werden können, als es in der in Rede stehenden Farce geschah; nichtsdestoweniger sind einige Figuren, wie die des Krapfmaler, der von Hrn. Lindek äußerst wirksam gegeben wurde, ziemlich komisch, und das Ganze, wie gesagt, erträglicher, als Manches, was das Publikum geduldig hingenommen hat.

Wenn ich mich nun zu den Reprisen älterer Stücke wende, so muß ich, wie schon oben bemerkt, nur wiederholen, daß uns einige recht interessante und beliebte vorgeführt wurden; ich rechne dazu besonders Gutzkow's „Werner" und Otto Ludwigs „Erbförster," mancher Anderer nicht zu gedenken, die sich ebenfalls einer sehr beifälligen Aufnahme erfreuten. Wohl, innig wohl hat es uns gethan, wieder ein Mal eine so schöne, edle Sprache, wie die Gutzkows zu hören. Sie fließt so ruhig dahin diese Sprache, ist so einfach und ungekünstelt, und doch so blühend und reich an schönen poetischen Gedanken. Uebt die genannte Dichtung Gutzkows schon vermöge des Stoffes, den sie behandelt, einen gewissen Reiz auf jugendliche Gemüther, so weiß sie auch den ruhig und unbefangen Denkenden durch interessante Behandlung des psychologischen Themas, und manche ebenso wahre als zarte Züge des menschlichen Herzens, die uns daraus entgegen treten, anzuziehen. Gleichwohl müssen wir bekennen, daß uns die Katastrophe, die Lösung des Knotens nicht recht gefällt. Wir glauben, alle in dem Herzenkampfe Betheiligten haben zu tiefe Wunden davon getragen, als daß diese so schnell wieder vernarben, und Alle am Ende so glücklich sein könnten, als der Dichter uns glauben machen will. Wenn wir auch annehmen wollen, daß Marie Seelengröße genug hatte, über das der Ruhe ihres Jugendgeliebten gebrachte Opfer ihr eigenes Herz zur Ruhe zu bringen, und Julie die so drohend emporgestiegenen finsteren Schatten ihres ehelichen Glückes so schnell aus ihrem Gedächtnisse zu löschen im Stande sei, so ist doch Werner noch immer der poetischen Gerechtigkeit, die Sühne für den an Marien verübten Treubruch, schuldig geblieben, und es kann ihn jene vor seinem Gewissen nicht freisprechen, das in Marien auch nach ihrer Verheirathung mit dem jungen Fels noch immer das unglückliche Opfer seines leichtfertigen Charakters erkennen muß. Gehoben durch eine in allen Theilen recht brave Darstellung, in welcher Beziehung namentlich wieder Hr. Melchior für seine schöne schwungvolle Leistung das vollste Lob gebührt, verfehlte diese Dichtung auch dies Mal nicht ihre Wirkung auf das Publikum, und man konnte bemerken, wie so manches schöne Auge sich bei dem unglücklichen Schicksale Mariens getrübt.

Ueber Otto Ludwigs „Erbförster" wurde seiner Zeit viel gesprochen und geschrieben, ein Beweis, daß es jedenfalls ein interessantes Product ist. Mag man übrigens davon denken was man will, immerhin wird man in dem Verfasser ein frisches, kräftiges, dramatisches Talent erkennen, welches eine Idee klar durchzuführen, und die Charaktere scharf zu zeichnen und consequent durchzuführen versteht. Namentlich ist die Figur des Erbförsters Ulrich, mit seinem starren Sinn und seinen verwirrten Begriffen von Recht und Moral, kräftig wie in Stein gemeißelt hingestellt, und erinnert in ihrer entschiedenen Haltung an den Oberförster in Iffland's „Jägern," oder an den Meister Anton in Hebbels „Maria Magdalena."

Also heute werden wir Göthes „Götz von Berlichingen" sehen. Nun, die Aufgabe ist zwar groß; wir werden jedoch die Verhältnisse zu berücksichtigen wissen, und zufrieden sein, wenn sie nur insofern erreicht wird, als wir es billigerweise verlangen können.

Jedenfalls verdient der Beneficiant für diese Wahl unsern Dank, von dem wir zur Steuer der Wahrheit auch bemerken müssen, daß er die von uns wiederholt gerügten üblen Manieren seiner Darstellung in letzterer Zeit sichtlich zu beseitigen sucht, und sich eines ruhigeren Spieles befleißt.

Könnten wir sonst kein classisches Stück zu sehen bekommen, oder wenn wir schon auf das rein Classische verzichten müssen, wenigstens wieder etwas von Gutzkow oder Freitag u. dgl.? Wie wir hören, gibt Hr. Mayer zu seiner Benefice Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind," eine alte, aber doch noch immer jugendfrische, äußerst gemüthvolle Dichtung, worauf wir uns recht sehr freuen. Wie gesagt, es fehlt nicht an Schönem in allen Zweigen unserer Literatur, aber den Willen muß haben, es zu suchen, und den Geschmack, es zu finden.

Cnjus.

Notizen.

— In der Beschreibung der Gedächtniß-Medaille der oelentalischen Akademie ist die Jahreszahl neben dem Namen der Kaiserin Maria Theresia irrig mit 1704 statt mit 1754 angegeben. Auf den Büchern neben der Minerva sind die Aufschriften „Anthologia persica" und „Meninski II." aus dem Grunde ersichtlich gemacht, weil die Zöglinge der orientalischen Akademie sowohl jene Anthologie, als auch die zweite, so bedeutend vermehrte Auflage von Meninski's großem Wörterbuche herausgegeben haben. An die Flanken des kais. Adlers schließt sich der in persischer Schrift gravirte Wahlspruch der Akademie: „Für Gott und den Kaiser."

— Thier's Verleger hat bekannt gemacht, daß die drei letzten Bände der Geschichte des Consulats und Kaiserreiches bis Ende dieses Jahres in den Händen der Abnehmer sein werden.

— Der Franzose Mariette, bekannt durch die Auffindung der Apisgräber bei Sakara, hat wieder eine werthvolle Entdeckung gemacht. Bekanntlich haben schon Mehrere den Versuch gemacht, zu der nicht weit von den Pyramiden liegenden Sphinx einen Eingang zu finden. Irrthümlich hat man immer an der Brust und zwischen den Vorderklauen gegraben und da den Eingang gesucht; Herr Mariette hat an den Seiten parallel mit der Sphinx gegraben und wirklich daselbst den Eingang entdeckt. Er führt zu unterirdischen, schön von Marmor aufgeführten Räumen und Gewölben, von denen man vermuthet, daß sie in Verbindung mit den Pyramiden stehen. Herr Moriette hat bis jetzt noch Niemanden den Eintritt gestattet, arbeitet aber dabei selbst eifrig mit ungefähr 100 Mann.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 9. Klagenfurt, Dienstag, den 31. Jänner. 1854.

Die Khevenhiller.

(Fortsetzung.)

Wenn wir die Laufbahn Franz Christofs Graf von Khevenhiller, unseres durch That und Schrift verewigten Landsmannes übersehen, so liegt der Gedanke zunächst, er habe dem unter seinem Namen herausgekommenen Geschichtswerke nur den Stämpel der Glaubwürdigkeit aufgedrückt, oder als Mecän irgend eines oder mehrerer Gelehrten, die in dunkler Abgeschiedenheit der Ausführung seiner Lieblingsidee ihre Federn widmeten, sich die Patenschaft ihrer gemeinschaftlichen Combination zugeeignet; doch trotz dem Allen ist es nicht so. Khevenhiller war, wie ein Julius Cäsar, ein Friedrich II., der Geschichtschreiber seiner Zeit, wenn auch nicht, wie sie, seiner Thaten. Längst vergangene Tage, die Geschichte der Vorwelt, der Römerherrschaft und des Mittelalters mögen mit Recht nur die Aufgabe für Gelehrte sein, die mit allen Sprach- und bibliographischen, diplomatischen und archivalischen Kenntnissen ausgerüstet, und mit allen Hilfs- und Scheidemitteln der Kritik versehen, das Wahre von dem Falschen zu sondern, und uns ein minder oder mehr gelungenes Bild einer längst schon entschwundenen Vergangenheit, oft auch nur eine wirre Mosaik von Bruchstücken, mit dem losen Kitte von Vermuthungen gefügt, vorzuführen im Stonde sind; bei Khevenhiller galt es eine Periode, die er, sein Vater und sein Oheim selbst durchlebten, die sie, so zu sagen, hinter den Coulissen stehend zunächst beobachteten, bei der sie selbst eine nicht unbedeutende Rolle, wenn nicht die der Hauptpersonen, doch der auf sie planmäßig Einfluß nehmenden Mithandelnden durchspielten, und mit dem Gefühle vom Schauplatze abtraten, des Beifalles ihrer Mit- und Zeitgenossen, sowie der Nachwelt durch die Redlichkeit ihres Wollens und das Gelingen ihrer Bestrebungen sicher zu sein.

Als Franz Christof Khevenhiller 22 Jahre alt war, und sein Vater bei ihm die nöthige literarische Vorbildung, Welt- und Menschenkenntniß voraussetzen konnte, bald nach seiner Rückkehr von seiner Reise nach England, Frankreich und den Niederlanden, sprach er am 8. November 1610, als Franz von ihm, um nach Kärnten zu reisen, zu Lichtenstein Abschied nahm, zu selben folgende merkwürdige Worte: „Mein Sohn! Unsere Vorältern, sonderlich aber unsere Ur- und Ahnherren und mein Bruder, Graf Hanns Khevenhiller, haben mit sonder Treu und Fleiß ihre eigene und andere Geschichten aufgezeichnet, denen ich auch nachgefolgt habe. Weil ich aber nunmehr alt und schwach, und Du hierinnen mein Stell mit Deiner Jugend verrichten kannst, derwegen ich dieß Jahr die Hand von diesem Werk aufhebe. Du aber wirdest es mit Anfang dieß 1611 (Jahrs) mit solcher Treu und Fleiß, wie ich's von dir hoffe, auflegen (sic). Mit deme wirst Du Dich bei Deinen Nachkommen unsterblich machen, und selbst daraus einen großen Nutzen schöpfen. Der Allmächtige verleihe, daß es alles zu seinem Lob, zu Deines Herrn, Vaterlands und eigenem Nutzen gedeihe, und Du's viel lange Jahre continuiren mögest." Gerne rufen wir dabei das „Amen" aus, denn Franz Christof hat seines Vaters Willen redlich erfüllt, und sein Werk, da er keine Welten-Chronik, sondern die während des Lebens seines Herrn, d. i. Ferdinand II., schrieb, dem er ganz und ohne Vorbehalt sich widmen wollte, bis zu dessen zeitlichen Hintritt im Jahre 1637 fortgesetzt, sowie er es genau mit Ferdinands Geburtsjahr 1578 begann. Er nannte es daher „Ferdinandische Jahrbücher," Annales Ferdinandei, und widmete es, wie es die Vorrede des ersten Theiles zeigt, Kaiser Ferdinand III., worin er zugleich anzeigt, daß er seine Jahrbücher, welche nicht nur das Leben a. h. Seiner Majestät Kaiser Ferdinands II., und die während desselben vorgefallenen weltgeschichtlichen und höchst merkwürdigen Begebenheiten, sondern auch aller andern christlichen und heidnischen Potentaten Regierung und Thaten, wie nicht minder die der kaiserl. Minister und hohen Beamten umfassen sollten, ohne Passion, Niemand zu Leid oder Lieb, allein nach Bestand der Wahrheit aus den vorhandenen, auch geheimen Relationen, geschriebenen und gedruckten Historien und den herrschaftlichen, auch Privat-Archiven zusammengetragen habe.

In seiner mehrmals im Verlaufe dieses Aufsatzes angezogenen, bis 1623 sich erstreckenden Selbstbiographie bemerkt Khevenhiller, er habe seine Geschichte nach Jahrgängen, meistens bei Auslauf der einzelnen Jahre, wie dieses ausdrücklich beim Jahresschluß 1614 und 1615 notirt ist, zusammengestellt. Beweis dessen, wie sehr er beflißen war, zu der Ausarbeitung der Geschichte ausländischer Höfe und Vorstellung von seinem Amtsbothe in weiter bevor zugetragener Begebenheiten aus verläßlichen Quellen zu schöpfen, diene der unter Punct 11 und 13 seinem im Jahre 1621 nach Oesterreich entsendeten Geschäftsträger Hartmann ertheilte Auftrag, er sollte dort der Witwe des Hieronymus Megiser (der bekannte Geschichtschreiber Karntens) und Haunsen Keppler, (Mathematiker und Astronom in Graz, dann bei Kaiser Rudolf II. in Prag,) welcher Megisers Nachlaß in Händen hat, einen Gruß entrichten und sich erkundigen, ob sie ihm nicht ein Verzeichniß der Stammbücher und Genealogien geben könnte, welche ihr Mann hinterlassen habe, diese soll er ihm schicken. Ingleichen solle Hartmann sich in Wien bei gelehrten Leuten erkundigen, welche Autoren von dem letzten ungarischen Kriege, von Erzherzog Maximilians Gefängniß in Polen, und vom Leben der Kaiser Rudolf und Mathias geschrieben? Diese Bücher habe er zu kaufen und zu schicken.

Von diesen Annalen, welche eigentlich die ganze Zeitgeschichte enthalten, und dem Plane nach am meisten dem im Jahre 1618 begonnenen, und bis 1718, mithin gerade hundert Jahre von den bekannten Buchhändlern und

Digitized by Google

Kupferstechern zu Frankfurt am Main: Merian herausgegebenen Theatrum Europaeum ähnlich sind, gab unser Autor bereits im Jahre 1636 in Wien bei Maria Richses Witwe den Prodromus in Folio unter dem Titel heraus: Annales Ferdinandei, oder jährliche Beschreibung Kaisers Ferdinandi II. Geburt, Auferziehung und bisshero zu Kriegs- und Friedenszeiten vollbrachten Thaten, geführten Kriege, und vollzogener hochwichtiger Geschäfte, sammt kurzer Erzählung deren in der ganzen Welt, von hochgedachter kais. Majestät Geburt an, bis auf laufendes 1636 Jahr vorgelaufener Handlungen und denkwürdigen Geschichten, alles in drei Theil ausgetheilet, deren erster die Beschreibung von J. k. Majestät Geburt bis zur Antretung dero Erzherz. Regierung, der II. von dannen bis zur Kaiserwahl, und der III. von dort bis auf jetziges 1636 Jahr begreifet." Indessen von diesem Prodromus erschien nur die Geschichte von 1578 bis 1595, und es war sonach ein Wiedererscheinen des ganzen, vollständigen Werkes nothwendig. Die neueste Auflage desselben, welche wir vor uns haben, veranstaltete der Leipziger Buchhändler Moriz Georg Weidmann im Jahre 1721, und begründet sein mit großen Kosten vollführtes Unternehmen aus der Ansicht, „daß, weil unter allen Büchern, so jemals in deutscher Sprache durch den Druck an's Licht gestellt, keines rarer und vortrefflicher ist, als des geheimen Rathes u. F. Gh. Khevenhillers Annales Ferdinandei, er dieses Werk in 12 Theile abgetheilet, da solches vorhin nur zu 40 Exemplaren und das nur bis zum 9. Theile gedrucket worden, nunmehr complet und vollständig herausgeben. Die frühere Auflage, wovon die vier ersten Theile in Regensburg bei Christof Fischer im Jahre 1640 und 41, die folgenden fünf Theile von 1642—46 in Wien bei Matthäus Cosmerovius gedruckt, habe nur in jenen vier Theilen Kupferstiche enthalten; Herausgeber sich jedoch die Abbildungen der vorzüglichsten Begebenheiten und Portraite ohne Rücksicht der auflaufenden Kosten verschoffet, nun sie in schönen Kupferstichen dem Werke beigefügt."

Indem wir so die sogenannte Genesis dieses so seltenen, und sowohl durch Inhalt als typographische Ausstattung ausgezeichneten Werkes angeführt, glauben wir jene Kritik nicht entübrigen zu sollen, welche die demselben zugetheilten Lobsprüche, die der Herausgeber in Leipzig im Angesichte der gelehrten Welt Deutschlands sich gestattete, rechtfertigt. Daß Khevenhiller die Begebenheiten seiner Zeit, ihre oft geheimen Triebfedern kennen und wissen konnte, macht uns seine Stellung am Hofe zu Wien und Madrid, seine Verbindung mit den Diplomaten seiner Zeit, die Möglichkeit, sich schriftliche und gedruckte Berichte, Verordnungen und Patente zu verschaffen, klar *). Das Nämliche gilt von der Periode von 1578 bis 1606 in Betreff seines Oheims Johann, und von da bis 1610, also von einem nur kurzen Zeitraume in Bezug auf seinen Vater, dessen Notaten er prüfen, und aus den zunächst gelegenen Quellen vervollständigen konnte.

Was Khevenhillers von ihm selbst angelobte Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit betrifft, so charakterisirt nichts so sehr seine gemäßigten Gesinnungen, als der, wie bereits angeführt, dem Kaiser ob der eingezogenen Güter der Rebellen vorgetragene Rath, sie nicht gänzlich hintanzugeben, sondern ihre Rückgabe den Reumüthigen und Wiederkehrenden als möglich in Aussicht zu stellen. Dieselbe Milde und Unparteilichkeit stellt sich bei den einzelnen Schilderungen vor Augen, wo sich jedoch Khevenhiller als beobachtender Zuseher und Zeuge, keineswegs als zum Spruchrichter Berufenen, oder sich für berufen Haltenden benimmt, wie bei der des Aufruhrs und dessen Aburtheilung in Böhmen, der Persönlichkeit Gustav Adolfs, den Ursachen und Folgen des Restitutions-Edictes, dem Tode Wallensteins u. Wie weit haben sich von dieser dem Geschichtschreiber gebührenden Mittelstraße neuere, besonders Welthistoriker, wie Rotteck, Schneller u. dgl. entfernt, die in alle Weltbegebenheiten, in Personen und Charaktere ihre vorgefaßten Ansichten hinein trugen, welche nochhin in den aus Quellen geschöpften Monographien, wie Raumers Hohenstaufen, Leos Geschichte Italiens, Hurters Innocenz III., Voigts Gregor VII., Förrers Gustav Adolf u. s. f., ihre Widerlegung finden, indem ein Menschenleben kaum ausreicht, eine Periode dahin zu ergründen, daß man die Acten des Thatbestandes und Sachenverhaltes für geschlossen, und sonach sein Urtheil für genug begründet ansehen kann. Mit Recht verdienten daher Khevenhillers Annalen von Förrer (Seite 320) die Hauptquellen der Geschichte des merkwürdigsten und folgereichsten der deutschen Kriege, des Dreißigjährigen, genannt zu werden, aus der auch alle neueren Schriftsteller mit vollkommener Uebereinstimmung rücksichtlich seiner Glaubwürdigkeit schöpften. Wenn es übrigens in Khevenhillers Selbstbiographie zum Jahre 1619 bemerkt wird, „er habe am 30. Juli d. J. die Khevenhiller Historie angefangen in deutsch, lateinisch- und spanischer Sprache zu schreiben, wie in diesem eigenen Buch zu sehen," so müssen wir bedauern, daß dieselbe uns weder im Manuscripte, noch im Drucke je zu Gesicht gekommen, noch irgendwo als vorhanden citirt gefunden worden ist, was um so mehr wünschenswerth wäre, als sie geeignet sein dürfte, die dunklen Partien unserer vaterländischen Geschichte des 15. und 16. Jahrhundertes aufzuhellen, indem wir außer Ureslis Chronik nur sehr wenige gleichzeitige Quellen besitzen.

Franz Christof Graf von Khevenhiller's Enkel, Ludwig Andreas, k. ungoeische geh. Roth und General-Feldmarschall, Ritter des goldenen Vließes, Hof-Kriegsraths-Vice-Präsident, Gouverneur von Slavonien und Commandant der Stadt Wien u., war der Erbe seines Ruhmes, seiner Treue für das Regentenhaus, dem er, wenn gleich auf anderem Wege, ebenso wesentliche Dienste zu seiner und des Vaterlandes Erhaltung leistete. Sein Vater, Franz Christof, Sohn des gleichnamigen, von uns in seinen Verdiensten als Diplomat, Staatsmann und Schriftsteller geschilderten Vaters, hatte von seiner Gattin Ernestine, des bekannten österreichischen Feldherrn und Kriegshelden Raimund von Montecuculi Tochter, drei Söhne: Raimund, Franz Ferdinand und Ludwig Andreas. Dieser, geboren den 30. November 1683, war nach kein Jahr alt, als er seinen Vater verlor, wurde jedoch von seiner Mutter mit aller Sorgfalt und noch seiner Neigung für den Kriegsdienst erzogen. Seines mütterlichen Großvaters Thaten begeisterten den Knaben, der, kaum aus der Schule tretend, in dem Prinzen Eugen, den Retter Oesterreichs aus Türkengefahr und Frankreichs Uebermacht, das Vorbild seiner Laufbahn, seinen wiederauflebenden Ahn sah. Früh trat er daher in die Reihen

*) Hurter in seiner Geschichte Ferdinands II. durfte die Privatbriefe der Mitglieder der erzherzoglichen Familie, welche Khevenhiller damals nicht zu Gebote stehen konnten, benutzen, was seinem Werke einen besonderen Werth gibt, obwohl wir bemerken müssen, daß dieselben, weil vor der Kaiserperiode geschrieben, weniger die öffentlichen als persönlichen und Familien-Verhältnisse beleuchten.

der Streiter und fand in dem damals ausgebrochenen ſpaniſchen Erbfolge-Kriege die ſchönſte und ſehr oft gebotene Gelegenheit, ſich auszuzeichnen. Seinem Drange folgend, ſuchte er im Dragoner-Regimente Eugen's unterzukommen, und hier war es, wo er nach ſeinem Wunſche vor den Augen des kaiſerlichen Feldherrn ſich auszeichnete.

Im Jahre 1707 wurde Ludwig Andreas Graf von Khevenhüller vom Kaiſer Joſef I. zu ſeinem Kämmerer und bald darauf zum Oberſten und Commandanten des Dragoner-Regimentes Prinz Eugen von Savoyen ernannt, wodurch er mit demſelben in nächſte Verbindung kam und nach ſeiner Leitung ſich im Kriegsfache ausbildete. Die erſte Veranlaſſung, dieſe Seelen-Verwandtſchaft zu erproben, fand Khevenhüller in dem 1716 ausgebrochenen Türkenkriege, den er in obiger Eigenſchaft während der folgenden Feldzüge, in den Schlachten von Peterwardein und Belgrad, wie bei den Belagerungen von Temeswar und Belgrad kämpfend, mitmachte. Es wurde ihm, als einem der Helden des Tages, daher auch die Ehre zu Theil, die Nachricht von dem bei Peterwardein erkämpften glänzenden Siege nach Wien zu überbringen und dort mit ſechs blaſenden Poſtilions den Einzug zu halten, wofür ihn Kaiſer Karl VI. reich beſchenkte.

Nach dem im Jahre 1718 erfolgten Paſſarowitzer-Frieden blieb er bei ſeinem Regimente in Ungarn, nicht ohne oft in Wien mit Prinz Eugen und den erſten Militärs zu verkehren. Die Frucht ſeiner Mußeſtunden war das im Jahre 1734 im Druck erſchienene Werk: „Militäriſche Obſervations-Puncte," worin das vollſtändige Dienſt-Reglement und die Exercitien des kaiſerlichen Militärs, ſowohl zu Pferde als zu Fuße, enthalten waren.

Den 1. October 1723 rückte er, zugleich mit einem eigenen Regimente betheilt, zum General-Feldwachtmeiſter, und im October 1733 zum General-Feldmarſchall-Lieutenant vor, in welcher Eigenſchaft er unter Einem Commandant der Stadt und Feſtung Eſſek war. Im darauffolgenden Jahre wohnte er dem Feldzuge in Italien unter den Feldmarſchällen Mercy und Königseck bei und zeichnete ſich in der blutigen Schlacht bei Parma dergeſtalt aus, daß er zum Generale der Cavallerie befördert, und, nachdem Königseck das Ober-Commando niedergelegt hatte, es ihm anvertraut wurde. Er unterhandelte in dieſer Eigenſchaft in Mantua mit dem franzöſiſchen Marſchall Noailles wegen des Waffenſtillſtandes, dem darauf der Frieden folgte. Als Ober-Commandant in Italien leitete er die Grenzberichtigung und den Abmarſch der in die Lombardie und nach Toscana eingedrungenen Spanier und Franzoſen.

Der wieder ausgebrochene Türkenkrieg rief ihn vom Po an die Drau und Donau; er wurde Gouverneur von Slavonien und den 22. April 1737 wirklicher General-Feldmarſchall, in welcher Eigenſchaft er unter dem Großherzoge von Toscana und dem Grafen von Seckendorf die Cavallerie anführte. Nachdem man Niſſa erobert, wurde er mit einem Corps abgeſchickt, Widdin zu belagern. Schon hatte er die Belagerung dieſes feſten Platzes begonnen und zu dieſem Zwecke bei Peiſtol eine Schiffbrücke geſchlagen, als durch General Schmettau der Befehl ankam, wegen der einreißenden Krankheiten und der vorgerückten Jahreszeit die Belagerung aufzuheben und ſich an den Timok zu ziehen. Er that es, nachdem er die Schiffe mit vieler Mühe die Donau aufwärts zu ziehen die Anſtalt gemacht und vollführt hatte. Während dem die Hauptarmee Uſitza an Bosniens Grenze eroberte, wurde Khevenhüller am Timok von überlegenen Streitkräften der Türken mit Wuth angegriffen, gegen die er jedoch durch gute Aufſtellung der Artillerie ſich behauptete, obwohl ein Theil des Lagers indeſſen vom Feinde geplündert wurde. Der folgende Rückzug der Armee an die Donau und Theiß hatte in Wien Seckendorf's Einberufung und Verhaftung zur Folge. Auch Khevenhüller erſchien bei der hienach vorgenommenen Unterſuchung, wobei ſich ſein tadelloſes Benehmen herausſtellte, da er, obwohl im oftmaligen Widerſpruche gegen Seckendorf, in deſſen planloſe Operationen nur hineingezogen wurde. Im folgenden Feldzuge befehligte Königseck, und Khevenhüller kam erſt im October zur Armee, und da auch dieſer abging, übernahm er jetzt, wo nichts mehr zu gewinnen war, die Oberbefehlshaber-Stelle. Nachdem Khevenhüller für ruhige Winter-Quartiere geſorgt, kehrte auch er nach Wien zurück und wurde im Cabinete verwendet.

Den 20. October 1740 war Karl VI. geſtorben, und ſeine Tochter Maria Thereſia nahm, Kraft der von allen Höfen gewährleiſteten pragmatiſchen Sanction, Beſitz von den öſterreichiſchen Landen; doch es war dieſer Vertrag nur eine Täuſchung, der ſich Karl hingegeben und ſoviel gaspiert hatte. Noch waren Thereſiens Thränen um den Vater nicht getrocknet, da beanſpruchte Baierns Geſandter in Wien, Graf Törring, die Huldigung der Stände für ſeinen Herrn. Sachſen, Spanien, Frankreich, Preußen traten, ſowie Baiern, mit ihren Anſprüchen hervor, ergriffen die Waffen, um ſie durchzuſetzen; die Baiern drangen gegen Wien vor. Man nannte Maria Thereſia nur noch von ihrem Gatten die Großherzogin von Toscana, und ſie, die nun wieder Mutter werden ſollte, ſchrieb an ihre Schwiegermutter, die Herzogin von Lothringen: „Sie wiſſe keinen Ort, an dem ſie ihre nenerliche Entbindung ruhig abwarten könne." Wien war in dieſen ſchrecklichen Tagen der Feindeswuth und Gefahr der Fels ihrer Hoffnung. Vor 215 Jahren hatte Soliman's des Großen Macht an demſelben ihre Grenze gefunden; 58 Jahre waren vorüber, ſeit Kara Muſtafa vor ſeinen Wällen erſchien und eine Niederlage erlitt, die des Halbmanos Drohung, Deutſchland zu unterjochen, für immer vereitlen ſollte; nun ſtand eine franzöſiſch-baieriſche Belagerung bevor. Maria Thereſia trug, wo es ſich um das Herz des Reiches, die Hauptſtadt, handelte, Khevenhüller, im Vertrauen auf ſeine Kriegs-Erfahrung und Treue, das Commando derſelben, die Organiſirung der Vertheidigungs-Mittel auf. Sein Wort, ſein Eifer wirkten wie ein Zauberſtab; er zeigte, daß er es werth war, ein Nachfolger und Erbe des Ruhmes eines Niklas Salm, eines Rüdiger von Starhemberg zu ſein. Die Werbungen fanden ungeheueren Zulauf; die Studenten waren wieder die Erſten, die Schüler der Akademie der Künſte bildeten ein eigenes Corps, ſo die Jäger und Heiduken der Herrſchaften, desgleichen die Hofbefreiten. Die erſten Magiſtrats- und reichen Bürgersfrauen legten Hand an bei den Feſtungs-Arbeiten. Inſonderheit bei dem Abbrechen der hohen Häuſer zwiſchen dem neuen Thore und rothen Thurme am Schanzel. Ein großer Theil der Vorſtädte, ſonderlich der Leopoldſtadt, mit koſtbaren Palaſten, mehreren Kirchen und Klöſtern wurden, um dem Feinde keine Deckung zu geben, abgebrochen; Tag und Nacht ſtrömten Wagenzüge mit Lebensmitteln und Munition in die Stadt. Als Alles ſchon in Bereitſchaft war, um die Feinde nach Gebühr zu empfangen, da lief am 24. October die Nachricht ein, der Kurfürſt von Baiern ſei bei Mautern über die Donau gegangen, um in Prag ſich die Königskrone aufzuſetzen;

das französische Corps habe sich über die Enns gezogen. Wien war für den Augenblick sicher, und Khevenhiller begab sich nach Preßburg, wohin ihn Maria Theresia gerufen, um dort Kriegsrath zu halten, da mittlerweile Hilfsgelder von England eingetroffen. Die Folge davon war die Zusammenziehung eines Heeres um Wien, wobei sich die Ungarn, welche beim Reichstage in edler Begeisterung für ihre Königin das Schwert gezogen, zahlreich einfanden. Als sich dieselbe am 11. December in Wien einfand, wurde sie auf das Feierlichste und Herzlichste empfangen. Sie dankte den Wienern für ihre entschlossene Treue, und als Khevenhiller, durchdrungen vom Hochgefühle dieses heiligen Augenblicks, wo sie wieder eintrat in die Burg ihrer Ahnen, die von Neuem der Feind bedroht, ihr zu Füßen fiel und die Hand küßte, gelobte er, dem sie das Commando ihres Heeres vertraute, den ersten Beicht von München zu datiren; und er hielt Wort. Bereits den 23. December waren die Vorstädte von Linz, wo sich der Kurfürst hatte huldigen lassen, erstürmt, die Stadt capitulirte. Graf Törring wurde am 17. Jänner 1742 bei Schärding geschlagen, Passau und die Festung Oberhaus fielen; bereits den 13. Februar war das Hauptquartier in Landshut, und am nämlichen Tage rückte der bekannte österreichische Vorgänger Mentzel in München ein. Khevenhiller selbst kam den 27. daselbst an, und Törring, der am 14. eine neue Schlappe erlitten, eilte über den Lech, so daß Anfangs März ganz Baiern in österreichischen Händen war, mit dessen Statthalterei Graf Peter von Goëß betraut wurde. Die Freude über diesen Erfolg war in Wien so groß, daß die Monarchin ihrem Retter, so nannte sie Khevenhiller, während der ehrwürdige, allzeit getreue und Rath schaffende Palatin Palffy den Namen „Vater" erhielt, eigenhändig im Latein schrieb und mit dem Briefe unterm 27. Februar ihr und des jungen Erzherzogs Josef Portrait überschickte. Mit einem zweiten Schreiben dankte sie der tapferen Armee, der sie 150,000 Ducaten zur Vertheilung an die Mannschaft nach Verhältniß der Auszeichnung vor dem Feinde überschickte. Beide Schreiben wurden öffentlich verlesen, die Bildnisse ausgestellt und von der enthusiastischen Mannschaft mit gezogenen Wehren unter dem Ausrufe: „Es lebe Königin Maria Theresia!" den Schwüren der Treue bis in den Tod und allen den Aeußerungen der Liebe begrüßt. Wer erinnert sich nicht einer ähnlichen Thatsache, als der Welt-Eroberer im September 1812, am Vorabende der großen Schlacht an der Moskwa, das Bild seines Sohnes den Kriegern ausstellte; doch wie ganz anders war da die Stimmung und wie unähnlich der Ausgang; die Fortschritte des Feindes in Böhmen zogen zwar Khevenhiller's Armee für eine Zeit von Baiern ab; doch sobald die französische Armee unter Marschall Maillebois zum Rückzuge genöthiget worden war, kehrte Khevenhiller seine Waffen wieder gegen Baiern, schlug am 9. Mai 1743 das Corps des Generals Minuzzi, der gefangen wurde, und da mittlerweile der König von England bei Dettingen einen Sieg über die Franzosen erfochten, verfolgte Khevenhiller seine Vortheile mit allem Nachdrucke, so daß seine Armee bereits Ende Juli am Rhein stand. Khevenhiller kehrte, als die Armee in das Winter-Quartier ging, nach Wien zurück und wurde bei Hofe mit allen Merkmalen der Hochachtung empfangen, erhielt am 5. Jänner 1744 den Orden des goldenen Vließes. Doch bald darauf befiel ihn eine Lungen-Entzündung, die in eine Lähmung überging. Am 23. Jänner empfing er die heil. Sterbe-Sacramente, und ehe er noch von diesem Leben schied, noch den Besuch des Gemals Marien Theresiens, der drei Stunden bei ihm blieb, und dem er sein Bedauern ausdrückte, die Welt noch eher zu verlassen, als er Ihrer Majestät alle Dienste erwiesen hätte, die Sie von seiner Treue erwartete. Er starb noch am nämlichen Tage (23. Jänner), Nachts um eilf Uhr, im 61. Jahre seines thatenreichen Lebens. Die Monarchin sprach bei dieser Trauer-Botschaft die Worte: „Ich verliere an ihm einen treuen Unterthan und einen Beschützer, dessen Verdienste nur Gott allein zu lohnen vermag." ließ ihn neben Rüdiger von Stahremberg bei den Schotten bestatten und weihte seinem Grabe Thränen vor allem Volke. Seine Soldaten, für die er väterlich gesorgt, nannten ihn den zweiten Eugen und hielten sich unter seinem Commando für unbesiegbar *). Ein ebenso vortheilhaftes Urtheil fällten von ihm selbst seine Gegner, die Franzosen, und erkannten ihm eine genaue Berechnung seiner Pläne und sichere Voraussicht der Folgen seiner Operationen zu **).

(Schluß folgt.)

Notiz.

— Eines der hervorragendsten früheren Mitglieder des kaiserl. Hofburgtheaters, Herr Maximilian Korn, ist am 23. d. M. in seinem 72. Lebensjahre verschieden, nachdem er nur wenige Jahre das Scheiden von der Stätte seiner Wirksamkeit überlebt hat. Korn hatte seine Bildung in einer Zeit erhalten, welche Schröder und Iffland beherrschen, eine Zeit, strenger als die unserige, wo man aus einem Künstlerleben eine ernste Aufgabe und aus dem Kunstgenusse einer innerlichen Veredelung zu formen sich geneigt fand. Korn's eigentlicher Beruf war das Conversationsstück. Für die Tragödie fehlte ihm theilweise die natürliche Ausstattung; aber die Tiefe der Empfindung, elegische Klänge, die Glut hinreißender Gefühle, die Accente der Begeisterung wiederzugeben vermochte er doch in jeder Richtung, wie nicht Viele. Lange Zeit beherrschte seine Erscheinung das Urtheil, welches sich aus dem Gefühlsleben Wiens überwiegend herausbildet. Er blieb wohlthuend selbst in den letzten Jahren seines Wirkens, wo die Stimme umflort, die Haltung vom Alter ermattet war. Correglo — seine letzte Rolle — Marquis Posa, Marinelli und ein Klingsberg fanden gleich erschöpfende Darstellung durch ihn. Die eisige Kälte des Hofmanns und die Lebendigkeit des Lebemannes standen ihm zu Gebote, wie die edle Haltung eines schwärmerischen Charakters aus vergangenen Zeiten. Dabei war Korn durch persönlichr Bildung und ein feines Benehmen ausgezeichnet, ein Ehrenmann durch und durch, von Jedermann geachtet und der Achtung würdig. Mit seinem Tode ist der Kranz von Künstlern wieder enger gewoeben, welche durch ihr Zusammenwirken einst so lange das Publikum von Wien erfreuten.

*) Qu'ayant Khevenhiller à leur tête, il n'y avait point de danger, qu'illes affrontassent.

**) Il était tellement méthodique dans l'éxécution des mesures, qu'il avait concertées, qu'il prevoit ordinerairement par les premiers succès les avantages, qui devoient en resulter. Mercure Hist. et Polit. l'an 1744, mois Fevr.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 10. Klagenfurt, Sonnabend, den 4. Februar. 1854.

Das Hirten- und Königs-Spiel in Heiligenblut 1853.

Aus dem Möllthaler-Volksleben

Die religiösen Volksspiele, welche als Vehikel der religiös-sittlichen Bildung des Volkes vor Jahren allerwärts in schönster Blüthe standen, haben erst in neuerer Zeit ihre alten, fast verjährten Rechte wieder zur Geltung gebracht, und selbst von Seite gebildeter Männer verdiente Anerkennung gefunden.

Mögen die Meinungen über den Werth und Erfolg dieser Volksspiele immerhin getheilt sein, soviel bleibt als anerkannte Thatsache unbestritten, daß sie zur Hebung des sittlich-religiösen Gefühls im Volke ungemein beitragen könnten.

Was wirkt lebhafter auf Geist und Gemüth, als bildliche Darstellungen? Bewegen sich nun diese auf religiösem Gebiete, führen sie dem Volke die Hauptmomente der christlichen Geschichte lebendig vor Augen, so läßt sich dagegen um so weniger etwas vorbringen.

Einige dieser Volksspiele kamen in neuester Zeit im Alpenthale Heiligenblut zur Darstellung.

Bietet die Besprechung dieser volksthümlichen Vergnügungen auch wenig Interessantes, so gewährt sie doch wenigstens einen Blick in das geistigrege Leben eines vollkräftigen, lebensfrischen Alpenvolkes.

Die von hohen Gebirgszügen eingeengte Thalschlucht, durch welche die aus den Eisschollen der „Pasterze" abstürzende Möll ihr Gletscherwasser führt, war seit jeher ein besonders günstiger Boden für religiöse Volksspiele. Ihr Lebens-Princip, der christliche Sinn, der die schlichten Bewohner des Möllthales charakterisirt, das tiefe religiöse Gefühl, lebt da noch in vollster Kraft.

In diesem abgeschiedenen Hochthale hört man noch im Advent, wenn Frost und Kälte und der in dichten Massen aufgehäufte Schnee das gesammte Hausgesinde in die vereinsamten Hütten zusammendrängt, in den niederen Rauchstuben zum Schnurren der Spinnräder allabendlich die einfachen Melodien der Weihnachtslieder anstimmen. Alles lebt sich in die heilige Zeit hinein, oder wird vielmehr von ihrer Weihe zu dieser ernstlichen, feierlichen Stimmung erhoben. Ergreifend klingen die einfachen Weisen an's Herz, wenn man in winterlicher Stille vorüberzieht an den von Schnee und Eis umstarrten Alphütten und am dunklen Himmelsgrunde die Sterne allmälich zu funkeln beginnen.

In graue Lodenmäntel gehüllt, wandern da noch die „Sternsinger," als echte Repräsentanten der volksthümlichen Gesinnung, von Haus zu Haus, auf eisigen, gefahrvollen Bergsteigen bis zu den höchst gelegenen Hütten. Wenn der transparente Stern an der langen Stange in die Vorlaube oder in die Stube des Aelplers hineinleuchtet, und die monoton fortlaufenden Strophen des Weihnachtsliedes beginnen, da lauscht sein Ohr, da bebt vor Freude sein Herz. Und wenn die Könige im grauen Lodenkleide mit der kargen Gabe, die sie empfangen, weiter ziehen, da sieht er noch lange wohlgefällig dem schimmernden Sterne nach und freut sich, als hätte er die heiligen drei Könige selber bewirthet.

Abgeschlossen von himmelanstrebenden Bergen, am Fuße des erhabenen Großglockner, in der Kühle der Alpenluft, beim Rauschen der schäumenden Wildbäche erhielt sich der christliche Sinn, die Echtheit und Frische des Volkslebens in ihrer ursprünglichen Reinheit. Daher darf es nicht wundern, daß das Volk im Möllthale die religiösen Spiele zu allen Zeiten mit so großer Vorliebe pflegte und noch heutigen Tags mit voller Begeisterung aufnimmt.

Anderweits mögen diese tief im christlichen Charakter des Volkes wurzelnden, aus seinem innigsten Bewußtsein hervorgegangenen dramatischen Spiele belächelt werden und all ihren Reiz verlieren — im Möllthale ist dies nicht der Fall.

Ein feierlicher Ernst ergreift das Gemüth des Möllthalers, wenn er die heilige Geschichte in lebendigen Bildern dargestellt sieht; helle Thränen stehen oft in seinen Augen, wenn er das Christkindlein am Strohlager in der Krippe erblickt. Kurz, diese religiösen Vorstellungen sind mit dem Volksleben innig verschmolzen. Darsteller und Zuseher, sie leben in der Handlung, die vorgestellt wird, und nehmen lebhaften Antheil daran. Keine leere Formalität, kein kritischer Geist stehen sich gegenüber.

Leider sind diese Spiele auch im Möllthale in Verfall gekommen, und nur ältere Leute erinnern sich noch mit Vergnügen an die Zeiten, wo der „Gott sei bei uns" im „Armensünderspiel" seinen Beitz an der Lampe zum allgemeinen Ergötzen verbrannte, der verlorne Sohn in den Armen seines Vaters lag und im „Hirten- und Königs-Spiele" die Hirten und Könige vor der Krippe knieten und ihre Geschenke zum Opfer brachten.

Im Advent dieses Jahres jedoch wurden die religiösen Spiele im Alpenthale Heiligenblut wieder in Anregung gebracht. Die vergilbten Manuscripte wurden aus den Rauchstuben wieder hervorgesucht und ihr Inhalt trat auf die schönste Weise in's Leben.

Wer sollte es vermuthen, in einer hölzernen Stube eine kunstgerecht aufgestellte Bühne mit allen möglichen Vorkehrungen, wie sie für ein so entlegenes Alpendorf kaum möglich scheinen, zu treffen.

Die Orts-Musikanten locken mit ihrer volltönigen Posaune die schaulustigen Aelpler zum Beginne des Spieles.

Es ist eben drei Uhr Nachmittags. Die Schaustube, deren kleine Fenster mit Teppichen, um das Tageslicht abzuhalten, verhängt sind, füllt sich mit Neugierigen.

Der Vorhang, aus gestreifter Leinwand, schwebt schon in banger Erwartung, alle die Herrlichkeiten, die er verdeckt, zu enthüllen.

Endlich klingt das Glöcklein — die Musik verstummt, der Vorhang fällt nieder. —

Digitized by Google

Ein Aelpler in seiner gewöhnlichen Sonntagstracht erscheint auf der Bühne, spricht einen kurzen Prolog, wie er bei Volksspielen üblich, um die Zuseher in die Handlung gleichsam einzuführen, zur Geduld und Aufmerksamkeit zu ermuntern.

Vom Prologus erfährt man, daß heute das „Hirten- und Königsspiel" aufgeführt werde.

Der Vorhang rauscht in die Höhe und läßt das Publikum, das sich auf Banken und Tischen zurecht gesetzt hat, eine geraume Weile in lautloser Spannung.

Es kommt zu bemerken, daß der Vorhang bei Eröffnung der Scene nicht aufgezogen, sondern nach altherkömmlicher Sitte herabgelassen wird, was während der Dauce des Stückes sehr oft zu geschehen pflegt. Darum erscheint auch die Handlung in abgerissenen Bildern, und dem Zuseher bleibt es überlassen, das Ganze in gehörigen Zusammenhang zu bringen.

Bei Beurtheilung dieser „Gspiele" dürfen die Theorien der Aesthetik nicht zum kritischen Maßstabe dienen *). Es sind naturwüchsige Producte, in eigenthümlicher Auffassungsweise aus dem Herzen des Volkes hervorgesprossen, und vereinen in sich alle Formen der dramatischen Kunst. Da finden wir Ernst und Scherz, das einfache Lied mit dem Chore, Duette, Terzette und Recitative zusammengewürfelt.

Diese „Gspiele" sind fast durchgängig nach Manier der Meistersänger in Reimen geschrieben.

Doch die Scene steht schon eine Weile geöffnet.

Maria, an einem Betschemmel knieend, singt eine Ariette in Form eines Gebetes mit gefalteten Händen. Aber diese Stimme! — zu rauh für ein Weib, zu weich für einen Mann; und doch ist es ein Mann, der die Maria in falschen Locken darstellt.

Höchst belustigend war es, als ein neugieriger Aelpler in der Maria seinen Nachbar erkannte und in freudiger Ueberraschung beim Namen rief.

Der Engel Gabriel erscheint mit der frohen Botschaft und singt das:

„Ave Maria, jungfräuliche Zier!"

Nach dem englischen Gruße, der vor einigen Decennien noch sinnbildlich mit beweglichen Holz-Figuren in Lebensgröße im Gotteshause dargestellt wurde, drängt sich Josef, der Zimmermann, mit dem Werkzeug-Behälter am Rücken, das Längmaß in der Hand, hinter den „Sciachen" (Coulissen) hervor:

„So oft ich Maria erblicke,
Erscheint sie mir in einem andern G'schicke."

Seine Bedenken sind jedoch bald gehoben. Der Engel Gabriel rauscht zu ihm heran und eröffnet ihm die Sendung Maria's, die gleichzeitig mit hervortritt.

Josef fällt ihr zu Füßen und bittet sie um Vergebung. Sie aber reicht ihm liebreich die Hand.

„Steh' auf, mein liebster Josef mein,
Verziehen soll dir Alles sein."

Die Zwischenacte sind mit passenden Weihnachtsliedern, die auch in der Weihnacht am Chore gesungen werden, ausgefüllt.

Ein blinder Geiger, den man vor Beginn des „Gspiels" an den Herd in eine Ecke der Schaustube führte, stimmt seine morsche Violine und accompagnirt den von einer männlichen und weiblichen Stimme ausgeführten Wechselgesang. Wenn er im vollen Schwunge, mischen sich keck die Posaunen darunter, bis es wieder klingelt und der Vorhang niederfällt.

Ein Handwerksbursche mit der leeren Flasche in der Tasche, ein Pracht-Exemplar des 19. Jahrhunderts aus diesem Genre — als ob er sich zufällig auf die Bühne verirrt hätte — nimmt sich vor den Thoren von Bethlehem gar possirlich als Zeitgenosse Herodes aus.

„Lauf' den Platz wohl auf und nieder,
Bettel's Brot, vertauf' es wieder."

Ein Wirth kommt zum Vorschein. Der Handwerksmann, der um Herberge bittet, wird natürlich, da er keinen Kreuzer, keinen Heller in der Tasche hat, abgewiesen.

Diese Episode war übrigens nicht überflüssig, sie bildet den Uebergang zur folgenden Scene, in der Maria und Josef in gleicher Weise vom brutalen Wirthe abgefertigt und unbarmherzig in seinen Stall hinausgewiesen werden.

Nach diesen Vorspielen beginnt das eigentliche „Hirtengspiel."

Es ist der Glanzpunct der ganzen Handlung und wurde mit Naivität und Natürlichkeit durchgeführt. Die Gesangspiecen, die mit dem Dialoge abwechseln, geben dem Ganzen Frische und Heiterkeit. Ein Bild des Schäferlebens, voll Unschuld und Einfalt, entfaltet sich in ungeschminkter Wahrheit vor unseren Blicken.

Die Figuren dieses Bildes, die handelnd auftreten, sind drei Hirten. Ihr Costume ist ganz nach Art der geschnitzten Männlein an der Krippe, die man zu Weihnachten in jeder Alphütte, vom dunklen Grün der „Taren" überschattet, aufgestellt findet.

Ein Hirt, im freien Felde auf einem Baumstrunke sitzend, beschäftiget sich mit Ausbesserung seiner „Joppe" (Oberkleid), wozu er immense Rococo-Brillen auf die Nase steckt. Sein langer Schäferstab lehnt an der Seite.

Zu diesem gesellen sich zwei andere Hirten, und bald entspinnt sich unter ihnen ein Wechselgesang voll Leben und Laune.

Die heilige Nacht bricht an, und die Hirten strecken sich behaglich am Boden nieder.

„Bouben, leez mer uns zan Schojen,
Woll'n a wenig schloffen,
Kumt der Wolf, stihlt uns a Loam
Helf mer holt Alle zoam,
Holt er aus, so sei's in Gotts Namm."

Seltsame Töne, Gugukrufen sollen den Gesang der himmlischen Heerschaaren andeuten.

Eine Engelsstimme läßt sich vernehmen:

„Auf ihr Hirten, kommt herbei,
Und verlaßt die Schäferei."

Das Hirten-Kleeblatt liegt unbeweglich am Boden; endlich erhebt sich einer und ruft im Halbschlafe, sich die Augen reibend:

„Ummа, treib umma die Haplan (Lämmer) za mir,
I hob n.t dae Weil, umme g'gehn za die."

Während der Engel hinter der Scene das „Gloria" singt, erwacht bald der eine, bald der andere der Hirten vom Schlafe, und ihre Ausrufe sind ebenso drollig als naiv. Doch als ein Engel im Fantasie-Kleide mit angeheftelen Flügeln aus Pappe urplötzlich vor ihnen steht, und einer der Hirten verwundert aufblickt und den Engel mit der absonderlichen Titulatur: „du g'flügelter Bua!" anspricht, findet die Einfalt und Naivität ihren vollsten Ausdruck.

„Sag an du g'flügelter Bua,
Wia kummt mae denn zan Kiadl doza"

Die Hirten eilen zu der Krippe und opfern ihre Geschenke.

„I bring die in aa Kibel n Schmalz,
Und i in anee „Gstatel" n Salz"

Dieser Hirtenscene folgt das etwas ernstere „Königsgspiel." Herodes tritt auf in seiner vollen Pracht, den Herrscherstab in der Hand, die strahlende Krone von Rauschgold am Haupte, über das sich der Purpur eines Thronhimmels wölbt. Sein Schritt ist gemessen, stolz seine Haltung, jedes seiner Worte athmet Herrschsucht. —

*) Eine wirklich wissenschaftliche Aesthetik hat auch über diese „Gspiele" Raum — Anm. d. Red.

Der Gebieter von Judäa steht leibhaftig vor uns und verdient um so mehr unsere Anerkennung, wenn wir bedenken, daß der Darsteller keine andere Bildung, als die eines schlichten Landmanns genossen.

Ein Trompetenstoß kündet die Ankunft der heil. drei Könige bei Herodes an.

Nun bewegt sich die Handlung Zug für Zug nach der heil. Geschichte, selbst die Worte sind daraus entlehnt, bloß mühsam in Reime geknettet.

Es würde zu weit führen, alle die Bilder: die Anbetung des Kindes vor der Krippe, die Geschenkbringung der Weisen, die Flucht nach Egypten u. s. w., wie sie der Reihe nach im Evangelium erzählt werden, ausführlich zu schildern. Es genüge, diese einzelnen Züge aus dem Ganzen hervorgehoben zu haben.

Schließlich kann noch bemerkt werden, daß auch der „verlorne Sohn" bereits in Heiligenblut über die Bretter ging und Spieler und Publikum zu Thränen rührte.

F. Franzisci.

Die Khevenhiller.

(Schluß.)

Der zweite Sohn Augustins von Khevenhiller, Sigmund, war der Stammvater der ältern, oder, wenn wir sie im Gegensatze der vorhin behandelten Frankenburgischen Linie so nennen dürfen, der kärntnerischen Linie der Khevenhiller *). Er erzeugte von seiner Gemalin, Katharina von Gleinitz, neun Kinder, darunter mehrere Söhne, von denen jedoch nur Georg zu reiferen Jahren gelangte.

Hatte gleich Sigmund als Landesvicedom in einer Zeit, wo es ob der eingetretenen Türkennoth sehr viel kostete, die landesherrlichen Gefälle zu besorgen und sie flüßig zu erhalten, das Seinige redlich geleistet, so sollte seinem Sohne Georg noch eine bei weitem größere Aufgabe und Anerkennung werden. Kaum den Studien entwachsen, begab sich Georg an den Hof Kaiser Ferdinands I., wo er bald eine seinen Talenten und Kenntnissen angemessene Verwendung fand, und mit dem landesfürstlichen Vertrauen beehrt, in die Reihe der kaiserlichen Räthe aufgenommen wurde. Als solcher wurde er, nach erfolgtem Absterben des Kaisers, der im Jahre 1565 zu Linz in Betreff der Theilung dessen noch verfügbarer Erbschaft unter seine Söhne: Maximilian, Ferdinand und Karl, stattgefundenen Berathung beigezogen, und hatte seinen Antheil an der glücklichen Beilegung dieser Angelegenheit. Seinem Landesherrn, dem Erzherzog Karl von Innerösterreich treu anhängend, begleitete er ihn, während derselbe seines kaiserlichen Bruders Maximilian in Oesterreich Stelle vertrat, dahin, und im Jahre 1566 mit Ludwig von Ungnad und Kaspar von Lodron in das Lager bei Raab, sowie an die steiermärkische Grenze, als das Bollwerk Szigeth, nach Zrinyi's heldenmüthiger Vertheidigung und Tod, in Solimans Hände fiel, der vor der Veste seines Lebens und seiner Siege Lauf geschlossen. Im Jahre 1568 reiste er mit dem Erzherzoge nach München zu Herzogs Wilhelm Beilager, von da mit ihm auf den Reichstag nach Speyer, und später wieder nach München, um da zugleich mit Pankraz von Windischgrätz, Karls Hofmeister, um die Hand der Prinzessin Maria bei Herzog Albrecht zu werben, welche Werbung den glücklichsten Erfolg hatte. Anderer Seits war Khevenhiller bereits bei dem Regierungsantritte Karls mit dem ersten Posten des Landes, mit der Würde eines Landeshauptmanns in Kärnten betraut worden; der Erzherzog ernannte ihn zugleich zu seinem geheimen Rathe, obersten Kämmerer und Oberst-Hofmeister, welche Beförderungen die besondere Liebe Karls für Georg Khevenhiller auf die sprechendste Weise hervorstellten. Wie sehr Khevenhiller dieselbe verdiente, bewies er vorzüglich bei dem die landesfürstliche Macht so sehr bedrohenden allgemeinen Landtage der innerösterreichischen Länder zu Bruck an der Mur, wo die protestantischen Landleute dem Erzherzoge ein Zugeständniß nach dem andern in Hinsicht der freien Religionsübung, die in gänzliche Unterdrückung des alten Glaubens und der nun in diesen Ländern tausendjährigen katholischen Kirche ausartete, abzutrotzen suchten. Obwohl selbst Protestant, suchte Freiherr Georg von Khevenhiller gemeinschaftlich mit dem Geheimrathe Freiherrn Hanns von Kobenzl diese Uebergriffe und das beinahe schon gewaltthätige Andringen der Stände durch Vorstellungen und die Betheuerung hintanzuhalten, daß der Erzherzog niemals von seinen schon gemachten Zusagen weichen werde. Noch bei dem Landtage im Jahre 1580 machten sie Schritte, um zum gewünschten Ziele zu gelangen, und verlangten von Khevenhiller, er solle seinen Herrn erinnern, daß sie nur in der Aussicht auf Gewährung ihrer Forderungen die verlangten Steuern bewilligten. Er nur, nicht Kobenzl, beantwortete ihre Zuschrift. „Der Fürst, bemerkte Khevenhiller den Landständen, werde Ursache gehabt haben, die fraglichr Schlußnahme, in seinen Zugeständnissen nicht mehr weiter zu geben, zu erlassen; er sei überzeugt, daß es ihm selbst Mühe gekostet habe; sie sollten in allen Sachen die mögliche Bescheidenheit, Glimpf und Geduld erweisen *). Dieses Jahr war auch das letzte, wo Khevenhiller von Alter gebeugt, durch die steten Mißhelligkeiten seiner Glaubensgenossen mit dem Landesfursten verstimmt, sein Amt als Oberst-Kämmerer verwaltete; er legte diese seine Charge nieder. Wie wenig jedoch Khevenhiller seines Herrn Gunst verloren hatte, beweiset, daß er im folgenden Jahre 1581 Erzherzog Karl nach Prag zu Kaiser Rudolf II. begleitete, um die Reichshilfe gegen die Türken zu erwirken, und nicht minder im Jahre 1582 nach Augsburg zu dem Reichstage, wo er noch als Oberstkofmeister bei Karl und der Erzherzogin Marie fungirte, und sich dann im Spätjahre 1582 in Wien als Landes-Commissär in Bezug der Verhandlungen wegen der croatischen und windischen Grenze einfand.

Der Feldzug den Khevenhiller im Jahre 1578 als General-Oberster Innerösterreichs mit einem ständischen Corps von nahe an 10.000 Mann an die croatisch-türkische Grenze unternahm, ließ ihn die traurige Wahrnehmung machen, wie jene traurige Spaltung im Lager der Kirche auch in jenes des Feldes gedrungen war. Nach Eroberung einiger wenig bedeutenden festen Plätze, wollte ein Theil seiner ständischen Mitkämpfer, aus vorgeblicher

*) Seine in der Villacher-Stadtpfarrkirche befindliche Grabschrift lautet: Im 1552 Jahr an 1 Tag Septembris ist gestorben der edl Herr Sigmund Khevenhillee zu Aichberg. Kö Kai Mät Rath und Landsvitzdom in Kärnden ꝛc. Das Monument, an dem sich die Inschrift befindet, steht am Ende des linken Seitenschiffes und zeigt uns ein lebensgroßes, in rothem Marmor gehauenes Ritterbild mit langem Gurte, Panier und Wappen. Das Monument seines Bruders Christof, dessen Inschrift wir oben angeführt, steht in der Nische des rechten Seitenschiffes neben dem Dietrichsteinischen; es ist prachtvoll, 1½ Klafter breit und 2½ Klafter hoch. In der Mitte, umgeben von architektonischer Bekleidung, befindet sich das Hochbild, vorstellend den Verewigten in Harnisch, mit seinen zwei Frauen vor dem Kreuze knieend, fast lebensgroß; der Stein: rother Marmor. Hurters 1. Theil, Seite 170.

*) Hurter 1 Theil, S. 345 und 439. Khevenhillers Annalen 1. Band, S. 2, 189 und 221.

Sorgfalt, die von Klagenfurt mitgeführten Kanonen nicht zu verlieren, nicht mehr weiter ziehen: für Proviant und ärztliche Pflege war schlecht gesorgt worden, und so schritte das so hoffnungsvoll begonnene Unternehmen an jener Uneinigkeit und Planlosigkeit, die seit Jahrhunderten des deutschen Vaterlandes Krebsschaden waren.

Was Khevenhiller bei seinem besten Willen im Felde nicht vermocht, das suchte er in der theueren Heimat aus eigenen Mitteln zu schaffen. Er baute das feste Hoch-Osterwitz, noch jetzt im Verfalle durch Lage und imponirenden Bau der Glanzpunct unter Kärntens Schlössern, als Zufluchtsort in Türkengefahr, als Zeug- und Vorrathshaus für die bedrohte Umgegend. Die Summen, die er darauf verwendete, lassen sich nicht berechnen; genug, daß er dessen 17 Thore, Brücken und Pforten, die damals mit 22 Kanonen und einer Menge von Schieß-, Stich- und Hauwaffen versehenen Waffenkammern mit einer Menge Inschriften und den marmornen Bildnissen seiner Gönner: Kaiser Ferdinands I., Maximilians II. und K. Rudolfs II., sowie Erzherzog Karls ausstattete. Nicht minder war er der Wiedererbauer des ob seiner gesunden und äußerst freundlichen, die schöne Villachergegend beherrschenden Lage bekannten Schlosses Wernberg.

Georg starb im Jahre 1587 *) den 9. September zu Klagenfurt, durch seine beiden Gattinen Katharina Weitmoser und Anna Freiin von Turso, Vater von zwei Söhnen und fünf Töchtern **). Sein Erstgeborner, Sigmund, geboren im Jahre 1558, war Erzherzogs Karl Kämmerer, und begleitete die Witwe Kaisers Maximilian II., Schwester K. Philipps II. von Spanien, in diese ihre Heimat. Sein zweiter Sohn Franz, der diesen überlebte, geboren 1561 zu Graz, schloß sich in seinem zwanzigsten Jahre der nach Constantinopel abgehenden kaiserl. Botschaft an, reiste dann durch Kleinasien, Palästina, Arabien und Egypten, nicht ohne viele Abenteuer, selbst Gefangenschaft und Gefahren aller Art bestanden zu haben. Er begleitete den Erzherzog Maximilian im Jahre 1588 nach Polen, um von der dortigen Königskrone Besitz zu nehmen, zu der ihn ein Theil des Adels berufen hatte; doch er theilte mit ihm das Unglück, nach hartem, aber vergeblichem Kampfe gefangen zu werden. Nach Kärnten heimgekehrt, starb er im Mai 1607 zu Villach, und fand, da der Patriarch von Aquileja seine Beisetzung in der Villacher-Stadtpfarrkirche als Protestanten nicht zugeben wollte, in der Kirche zu Osterwitz die Ruhestätte, wie kein Khevenhiller vor, noch nach ihm ***).

Sigmund Khevenhillers Sohn Paul war Kaiser Ferdinands Rath und Burggraf zu Klagenfurt. Als im Jahre 1629 allen noch protestantischen Ständen die Auswanderung geboten wurde, verließ Paul Khevenhiller mit seinem Vetter Johann, Bruder Franz Christofs, des bekannten Diplomaten, Staatsmannes und Schriftstellers, Kärnten, und trat mit ihm in schwedische Kriegsdienste. Letzteres hatte die Einziehung ihrer noch unveräußerten Güter und Herrschaften Wernberg und Velden zur Folge. Johann starb an seinen Wunden, unvermählt, Paul aber setzte seine Ehe mit Regina von Windischgrätz fort, und zog nach Gustav Adolfs Tod nach Schweden, wo wir ihn im Jahre 1648 am Hofe der Königin Witwe, Marie Eleonore treffen, bei welcher er nach Austritt des Grafen Gustavssohn als Hofmarschall in Dienste trat, und zugleich das Amt als Hauptmann zu Wollin bekleidete *). Er starb im Jahre 1655.

Franz Khevenhiller hatte sich mit Crescentia von Stubenberg vermält, zeugte mit ihr außer mehreren andern Kindern einen Sohn, Namens Sigmund, den Vater Ehrenreichs von Khevenhiller, und Großvater Sigmund Friedrichs Grafen von Khevenhiller, welcher, im Jahre 1666 geboren, als kais. geheimer Rath, Banco-Deputations-Director und Statthalter in Niederösterreich, Ritter des goldenen Vließes sich der Gunst Kaiser Karls VI. erfreute, und durch seine zweite Gemalin, Ernestina Leopoldina, Gräfin von Ursini und Rosenberg, der Vater Johann Josefs Grafen von Khevenhiller wurde. Dieser geboren den 3. Juli 1706, im Jahre 1734 wirkl. k. Hofrath und Gesandter am dänischen Hofe, vermälte sich 1728 mit Karolina Gräfin von Wetsch, vereinigte den Titel dieses gräflichen, mit ihr ausgestorbenen Hauses mit dem seinen, und wurde im Jahre 1764 von Josef II., als neu erwählten römischen König zu Frankfurt, als k. k. Conferenz-Minister, geheimer Rath und Oberstkämmerer in den Reichs-Fürstenstand erhoben. Sein Sohn Sigmund Friedrich Fürst von Khevenhiller, geboren den 22. Feb. 1732, Großkreuz des St. Stephans-Ordens, k. k. geheimer Rath und Kämmerer, starb auf seiner Durchreise von Venedig nach Wien am 15. Juni 1801 zu Klagenfurt, gleich als wäre ihm vorher bestimmt, daß er ruhen sollte im Lande seiner Ahnen. Es wurde ihm ein Denkstein in der Villacher-Stadtpfarrkirche gesetzt, welcher besagt, daß er dem Erzhause 40 Jahre mit Eifer und treuer Anhänglichkeit als k. k. Gesandter zu Lissabon und Turin, als Oberst-Hofmeister des Erzherzogs Ferdinand, General-Capitän in der Lombardei und kais. Principal-Commissär über die Reichslehen in Italien gedient habe.

Mit dieser Angabe schließen wir diesen biographisch-genealogischen Aufsatz über ein der Heimat seit beinahe einem halben Jahrtausende angehörendes edles Geschlecht, welches im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte vielfältig die Geschicke des Vaterlandes leitete, und eine Reihe von Helden, Staatsmännern und Diplomaten lieferte, wie wenige Häuser Oesterreichs. Wenn es gleich nun ferne gestellt ist, und seine einstigen Besitzungen in Kärnten: Aichelberg, Wernberg **), Landskron, Velden, Keelg, Timenitz, Sommereck, Gmünd, St. Paternion, Federaun, Maunsberg, Martinegg, wie die Gewerkschaften zu Serbach, in der obern Vellach, zu Kreuzen, Bleiberg u. a. m. länger schon in fremden Händen sind, wird Osterwitz bleibend das Andenken der Khevenhiller bewahren ***).

*) Register S 1523 - 1525. Khevenhillers Annalen 1 Band, S. 531 und 532. Beide Frauen Georgs hatten ihm großes Heirathgut zugebracht; die erste, Tochter des reichen Gewerken Weitmoser zu Gastein: 80,000 fl; die zweite, Gebin eines der reichsten ungarischen Edelleute, nicht minder.

**) Georg hatte sich noch bei Lebzeiten im Jahre 1580 in der Villacher-Stadtpfarrkirche an der rechten Umfangsmauer ungefähr in der Mitte, ein, wenn nicht großes, aber desto kunstvolleres Monument von Meister Ulrich Vogelsang, wie ihn die Inschrift in der Ecke des Denksteines nennt, setzen lassen. Er stellt Georg mit seinen zwei Frauen, zwei Söhnen und fünf Töchtern vor, kniend vor dem Gekreuzigten. Trotz des Staubes und des Schmutzes ist die kunstreiche Arbeit nicht zu verkennen; es herrschet das schönste Ebenmaß, die Gesichter sind sprechend, mit der größten Sorgfalt und Porträtähnlichkeit ausgeführt. So urtheilte Primisser. Archiv für Geschichte von F. a. Hormayr, Jahrg. 1822, S. 479.

***) Paul Khevenhillers Chronik zum Jahre 1607.

*) Theatrum Europaeum VI. B, S 488.

**) Wernberg besaß schon im J. 1520 Wolfgang von Khevenhiller.

***) Nach dem im Hofe des Schlosses noch vorhandenem Denksteine baute, befestigte und rüstete es auch Georg Freiherr von Khevenhiller mit der unabänderlichen, landesfürstlich genehmigt u. bestimmung, daß es bleibe bei seiner Familie: Arcem hanc ne de suae nomine familiae unquam excidant: eam unque cuiquam ne vendunto, ne donanto ne permutanto — aut alio denique modo alienandi potestas esto.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 11. Klagenfurt, Dienstag, den 7. Februar. 1854.

Zweiter Bericht
der kärnt. Handels- und Gewerbekammer über die Drau und ihre Fahrbarmachung für Dampfschiffe.

Die Kammer hat in ihrem ersten Berichte *) über die Drau die Wahrnehmungen der Drau-Untersuchungs-Commission veröffentlicht und die Bedingungen bekannt gegeben, von welchen die Fahrbarkeit der Drau für Dampfschiffe von 80 Pferdekräften abhängig ist. Die Kammer kann sich bei einem Eingehen in die Details dieses Berichtes der Ueberzeugung hingeben, daß bei der dem Berichte vorausgegangenen Untersuchung mit aller Strenge vorgegangen ward, und kein Hinderniß von irgend nambafter Art unberücksichtiget blieb. Das Urtheil der Commission stellte sich dessenungeachtet über alle Erwartung günstig und verdient um so mehr Vertrauen, je rigarasee seine Prämissen gestellt sind.

Die Kammer unterließ es damals, in ausführlicheren Worten die national-ökonomische Bedeutung einer Drau-Dampfschiffahrt zu beleuchten und in einige zum Theile damit in Verbindung stehende Consequenzen des ersten Berichtes einzugehen.

Durch den Vortrag ihres Mitgliedes Hr. Jos. Mayer aber erhielt sie ein so wichtiges Material für einen Bericht dieser Art, daß sie sich verpflichtet hält, dasselbe der Oeffentlichkeit zu übergeben, und die Aufmerksamkeit der hohen Staats-Verwaltung und aller bei der Dranschiffahrts-Frage betheiligten Länder auf diesen Gegenstand zu lenken. Als Miteigenthümer und Geschäftsführer der durch die allgemein anerkannte Vortrefflichkeit ihrer Erzeugnisse wohl renommirten Mageregger-Mühle, welche seit Jahren den größten Theil ihres Getreide-Bedarfes vom Banat her deckt, steht dem Berichterstatter durch Erfahrungen seit vielen Jahren die beste Vertrautheit mit allen Verhältnissen des Getreidehandels von Banat und auch von Odessa bei nach Kärnten und Tirol zur Seite.

Ferner erhielt die Kammer Einsicht von der ämtlichen Zusammenstellung sämmtlicher Wasserstandes-Messungen im Lande aus den letzten Jahren, und ist nun in der Lage, über die physikalischen Verhältnisse der Dran das noch zu vervollständigen, was in dem ersten Berichte unerörtert bleiben mußte.

1. Physikalische Verhältnisse der Drau.

Bereits in dem ersten Berichte ward im Allgemeinen des Quellen-Reichthums der Drau, ihrer Zuflüsse aus einem Reservoir gedacht, das in Zeiten großer Trockenheit um so reichhaltiger fließt, als alle anderen Zuflüsse zu versiegen drohen.

Ein Blick auf die Karte überzeugt von der Richtigkeit des Gesagten und läßt zugleich erkennen, welche entschiedene Wichtigkeit diese Zuflüsse behaupten. Bereits bei Lienz erhält die Drau bald nach ihrem Ursprunge durch den Iselbach die Wässer der Gletscher des Tefferegen-Thales, des großartigen Gletschermeeres der Sulzbacher, Venediger, der Gletscher des Kaiserkauern, und in der Göß nitz. Es ist dies ein Zufluß so mächtiger Art, daß die Isel zuweilen mehr Anspruch auf die folgende Benennung des Flusses nach ihrer Einmündung hätte, als die dort mindere Drau.

Die Wässer aus dem Ostabhange der Gletscher in der Göß nitz, der Pasterzen, der Wurten, der Gletscherreihe bis zum Ankogel nimmt die Möll nebst so vielen anderen Quellen und Bächen auf, und führt sie im raschen Laufe bei Sachsenburg der Drau zu.

Die Wässer der ausgedehnten Gletscher des Hochalpenspitz und Elend bis zum Hafnerspitz sammelt die Lieser und führt sie sammt allen Quellen westlich vom Ursprunge der Gurk der Drau bei Spittal zu. Vom rechten oder südlichen Ufer her haben außer dem Weißenbach und etwa dem Bache von Kreutzen alle anderen eine geringe Bedeutung, und selbst jene stehen an Wassermenge weit hinter der Lieser zurück.

Vergleicht man überhaupt die sowohl an Zahl, als auch an Lauf-Länge minderen und wegen der Beschaffenheit der dortigen Gebirge nie so nachhaltigen Zuflüsse von Süden her, mit den von Norden aus den Central-Alpen entspringenden Bächen, so ist nicht zu verkennen, daß man es in Villach eigentlich bloß mit einem Gletscherflusse zu thun hat. Es wird dies aber besonders im Hochsommer seine unwiderlegliche Richtigkeit haben, wo die letzterwähnten Zuflüsse eine verschwindend kleine Bedeutung annehmen. Erst nach der Einmündung der Gail, welche die Wässer der vorderen zwei Kalkalpenzüge Oberkärntens sammelt, wird durch das Zurücktreten der hintersten Kalkalpenkette und die Gliederung der Gebirgszüge zwischen der Drau und Save ein erweitertes Quellengebiet der südlichen Zuflüsse geschaffen, und diese beginnen durch ihre Menge einen Ausschlag zu geben, jedoch wesentlich zu einer Zeit, der nicht zu lange anhaltende Trockenheit vorausging. Sie treten aber überhaupt noch in einen unverkennbaren Gegensatz gegen die vom nördlichen Gebiete der Drau her einfallenden Zuflüsse und es mag dieses Verhältnisses mit einigen Worten gedacht werden, um den gegenseitigen Werth beider Quellen-Systeme und ihre wechselseitige Unterstützung zu würdigen.

Nach der ganzen Gestaltung Kärntens setzen nordwärts der Drau die Urgebirgs-Arten allein alle Gebirgszüge und beinahe alle Hügelreihen zusammen. Die mehr sanften südlichen Gehänge dieser Gebirge, der Thongehalt ihres Bodens, die hoch hinauf reichende üppige Holz- und Alpen-Vegetation halten das Wasser atmosphärischer Niederschläge dauernd zurück. Alle Quellen aus diesem Gebiete zeichnet ein nachhaltiger Wasser-Reichthum aus, und nur in Katastrophen so außerordentlicher, in diesem Jahrhunderte nie erhörter

*) Wir haben denselben in der „Klagenf. Ztg." mitgetheilt.

Art, wie im November 1851, konnten einige den ihnen total fremden Charakter von Gießbächen annehmen.

Südwärts der Drau von ihrem Eintritte in Kärnten bis über Unterdrauburg ist Kalkstein die herrschende Gebirgsart. Das klüftige Gestein, die nackten Wände der dortigen Gebirge können atmosphärische Wässer nicht zurückhalten, von allen Seiten schießen sie zusammen, und die Bäche dieses Gebietes nehmen nur dann nicht den Charakter von Gießbächen an, wenn ein mächtigeres Auftreten von Sandstein und Schiefergebilden in den Vorbergen einen normirenden Einfluß übt.

So wirken in Zeiten anhaltender Trockenheit, wie in den Sommermonaten der Fall ist, die Gletscher am günstigsten und dominirend auf den Wasserstand der Drau, und werden durch die Nachhaltigkeit der Quellen des nördlichen Gebietes unterstützt, während die des südlichen meist zur Unbedeutenheit schwinden. Der erste Regen äußert aber auf diese seine Wirkung, und sie mag bereits abnehmen oder ganz aufhören, als sie sich noch in den nördlichen Zuflüssen fühlbar macht.

Von Unterdrauburg an nehmen durch die mächtige Entwicklung der krystallinischen Massen- und Schiefer-Gebilde des Bacher-Gebirges die südlichen Zuflüsse dieselbe Beschaffenheit wie die nördlichen an, und nachdem die Drau, durch die Wässer aus tertiärem Gebiete bereichert, zuletzt die Mur aufnimmt, gewinnt sie daran einen Fluß, dessen Quellengebiet unter dem Einflusse ganz übereinstimmender Bedingungen steht. Von da an ist kein Bach und kein Fluß mehr von der mindest alterirenden Wirkung auf die Drau.

In diesen Verhältnissen liegt ein Vorzug begründet, den die Drau nur mit sehr wenig Flüssen im Gebiete der Alpen theilt, von dem aber kein Fluß aus den Kalkalpen Analoges bietet.

Das Quellengebiet dieser Flüsse, beispielweise der Save, hat, soweit es den Kalkalpen angehört, seinen geognostischen und orografischen Verhältnissen nach viele Aehnlichkeit mit dem der Gail, und zuwenig und zuviel Wasser sind oft rasch aufeinander folgende Erscheinungen und die häufigen Leiden der Save-Schiffahrt.

Ueberblickt man die ämtlichen Notirungen der Pegel-Messungen*) der Drau in Kärnten, so gewinnt man überall die Belege für das oben Erörterte, für die gegenseitige Ausgleichung der Einflüsse, und zugleich Anhaltspuncte genug zum Schluß über die zulässige Sicherheit und Ausdehnung einer Schiffahrt auf der Drau.

Es sind im Lande fünf Pegel aufgestellt: bei Oberdrauburg, Villach, Hollenburg, Völkermarkt und Unterdrauburg.

Zur Zeit, als die Untersuchungs-Commission die Drau befahren hat, d. i. am 20. und 21. September v. J., zu einer Zeit, welcher anhaltende Trockenheit vorausging, sind ämtlich folgende Pegelstände notirt:

am 20. September

in Oberdrauburg	1′ —	ober 0
in Villach	1′ 6″	„ „
in Hallenburg	0′ 7″	„ „
in Völkermarkt	0′ 7″	„ „

am 21. September

in Unterdrauburg	0′ 8″	„ „

Dabei waren die seichtesten Stellen, für welche Felsensperrungen zur Regulirung empfohlen wurden, von Hollenburg abwärts 4 Fuß tief, eine einzige Stelle außer der Mitte des Fahrbettes bei Dullach, wo die Regulirung des Flußbettes, das sich dort in viele Arme theilt, empfohlen wurde, maß $3^1/_2$ Fuß und von Hollenburg bis Villach betrug $4^1/_2$ Fuß die geringste Tiefe.

Senkt man das Niveau der Drau auf den 0-Punkt der 5 Pegel, der für alle auf gleiche Art und zu gleicher Zeit festgesetzt ward, so ist auf der ganzen Strecke von Villach bis Rasseck beim Niveaustand 0 keine Stelle unter 3 Fuß, von Rosseck bis zur Mündung der Gurk die seichteste Stelle $3^1/_2$ Fuß, und von da bis Marburg keine unter 4 Fuß tief, und das Fahrbett ist an keiner Stelle weniger als 20 Klafter breit, von dem Augenblicke, als die projectirten Regulirungs-Arbeiten vollendet sind.

Nach den Pegelmessungen des trockensten, und der Schiffahrt allerort in Oesterreich ungünstigsten der letzten drei Jahre, des Jahres 1853, war das Niveau der Drau in Villach vom 5. April angefangen bis 27. November, in Völkermarkt vom 5. April bis 22. November, in Unterdrauburg vom 14. März bis 19. November constant über 0, erreichte im Mai in Villach und Hollenburg als niedersten Stand 8″, sank dort vom 11. Mai, hier vom 4. Mai angefangen, nicht mehr unter 12″ ober 0.

In den wasserreichen Monaten Juni und Juli war der niederste Stand:

in Villach	2′ 9″	ober 0
in Hallenburg	1′ 3″	„

im August

in Villach	1′ 7″	ober 0
in Hollenburg	— 4″	„

Im September, im vergangenen Jahre der trockenste aller Monate, sank der Wasserstand am Pegel zu Villach zum tiefsten und nur auf einen Tag auf 11″, in Hollenburg auf 3″ ober 0.

Im ungewöhnlich trockenen Herbst war der niederste Pegelstand des Octobers in Villach 9″, in Hallenburg 3″, und sank dort erst am 23. Nov. auf den 0-Punct herab.

Betrachtet man die höchsten Niveaustände des verflossenen Jahres, so waren sie nie der Art, daß die Schiffahrt auch nur Einen Tag hindurch hätte eingestellt werden müssen.

Er betrug in Villach nie mehr als 6′ und dies nur während eines einzigen Tages, sank am darauf folgenden bereits wieder auf 5′ herab. Er erreichte die höchste Höhe in Unterdrauburg durch die Stauung der unmittelbar vor der Brücke einmündenden Mies, behauptete jedoch zwei Mal den Stand von 6′ 10″ und ein Mal von 7′ 2″, jedes Mal nur für die Dauer eines einzigen Tages, sank am zweiten Tage darauf bereits das erste Mal um 6″, das zweite Mal um 18″ und das dritte Mal um 20″.

Dort war vom April bis October der Niveaustand in der Regel über 2′, sank bloß im August auf die Dauer von zwei Tagen auf 5″, und im September auf zwei Tag bis auf 2″, d. i. um 6″ niederer, als ihn die Commission am 21. September gefunden hatte.

Im Jahre 1852, das in Bezug auf die Wassermengen der Drau viel richtiger einen Durchschnitt bezeichnet

*) Zum Verständniß dieser Pegelmessungen mag hier bemerkt sein, daß damit nicht die Tiefe des Flusses, sondern die Stellung des Niveau des Flusses über oder unter einer der Lage nach bestimmten Linie bezeichnet wird, welche durch den 0-Punct am Pegel fixirt ist. Beim Pegelstand 0 hat das Fahrwasser der Drau

bei Villach	eine Tiefe von	$4^1/_2$′
„ Hollenburg	„ „ „	5′
„ Völkermarkt	„ „ „	5′
„ Unterdrauburg	„ „ „	7′

Am deutlichsten ergibt sich der Zusammenhang der Pegelmessungen zur Tiefe aus der Vergleichung der zur Zeit der Untersuchungsfahrt bestandenen Pegelstände mit den von der Commission gefundenen Tiefen.

als das verflossene Jahr, war der Niveaustand der Drau in Oberdrauburg vom 21. März bis 20. December; zu Villach vom 28. März bis Ende December; in Unterdrauburg vom 30. März bis 5. Jänner 1853 über 0.

Er betrug in Oberdrauburg vom 26. April bis 12. November nie weniger als 4", sank vom 18. Mai bis 19. Oct. nie unter 12"; war zu Villach vom 12. April bis 11. December nie geringer als 10", vom 17. April bis 25. October nie geringer als -18" oder 0.

Während der Sommer-Monate war 2' der niederste, 5' 2" und 5' 3" waren die zwei höchsten Niveaustände, jeder nur auf die Dauer eines Tages, da beide Male schon in den darauf folgenden Tag das Niveau um 1' gesunken war.

Noch günstiger stellten sich diese Verhältnisse in Hollenburg. Dort war vom 1. April bis 26. December der Wasserstand am Pegel zum niedersten 3" oder 0 auf die Dauer von drei Tagen. Vom 13. Mai bis 18. December nur während Eines Tages 5", vom 19. Mai bis 2. November zwei Mal 11", sonst constant über 12" und der höchste Wasserstand erreichte nie die Höhe von 3' über 0. In Unterdrauburg war vom 13. Mai bis 22. December der Niveaustand constant über 1', und erreichte nur zwei Mal vorübergehend die Höhe von 6'.

Soviel aus Erhebungen, welche unter ämtlicher Controle angestellt wurden, welche aber die sprechendsten Belege über den Zusammenhang der oben erörterten Factoren und dafür geben, daß die Schiffahrt der Drau auf der Strecke von Villach bis Unterdrauburg acht Monate im Jahr ungestört, selbst für größere Fahrzeuge stattfinden kann, und stets auch stattfinden wird, sobald die Drau jener Hindernisse entledigt ist, welche gegenwärtig die Fahrt mit großen Fahrzeugen beirren.

Nach dem Berichte der Commission fand sich auf der Strecke von Unterdrauburg bis Marburg in dem geschlossenen Fahrbett nur an Stellen eine Tiefe von 4', wo Felsen die Fahrt hindern, deren Räumung als Bedingung bezeichnet wurde. Vom Moment der Vollendung der projectirten Regulirung findet sich auf der ganzen Strecke beim Wasserstand 0 am Pegel zu Unterdrauburg keine Stelle im Fahrbett von geringerer Tiefe als 4½ und 5', und die Frage über die Fahrbarkeit der Drau auf steirischem Boden bei dem bezeichneten Wasserstand beantwortet sich von selbst.

Im Angesicht solcher Thatsachen wird man der Drau unter den wassereichsten Flüssen Oesterreichs eine Strike nimmer versagen und nicht bestreiten können, daß dieser Fluß eine bessere Benützung verdiene, als ihm bisher geworden ist, daß die Drau gewiß der Berücksichtigung würdig ist, welche der Save von jeher wurde, und aus Gründen, deren Erörterung außer der Aufgabe dieses Berichtes gelegen ist, auch stets werden soll. Aus den Angaben über die Pegelmessungen ist aber die Lehre zu entnehmen: daß die projectirten Regulirungs-Arbeiten, Räumungen und Felsensprengungen im Flußbette nur während der drei Wintermonate mit geringen Kosten ausgeführt werden können, daß sie der trockenste Sommer nicht mehr mit Vortheil zuläßt, daß daher keine Zeit zu verlieren ist, wenn nicht das laufende Jahr bereits unbenützt vorüber gehen soll.

(Fortsetzung folgt.)

Die Industrie-Ausstellung zu München.

Wiederholt schon haben wir, auf die hohe Wichtigkeit der ersten gesammt-deutschen Industrie-Ausstellung hinweisend, die privative Thätigkeit zur lebhaften allseitigen Beschickung derselben von Oesterreich aus, und namentlich zur rechtzeitigen Vorbereitung darauf zu ermuntern gesucht, weil hievon der Erfolg der Einzelnen, mithin auch des Ganzen, wesentlich abhängen wird. Auch heute widmen wir diesem Gegenstande nach einige wohlgemeinte Zeilen, nicht etwa, um der persönlichen Meinung des Einen oder Andern über Ausstellungen ꝛc. entgegenzutreten (worauf wir wenig Gewicht legen), sondern ganz allein nur im Interesse der heimischen Industrie selber, die wir in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit und Tüchtigkeit in München vertreten zu sehen wünschen. Denn, wie wir uns schon früher ausdrückten, es würde gewiß aufs Tiefste zu beklagen sein, wenn der erste deutsche Staat bei diesem Anlasse — dem ersten großen und allgemeinen Wettstreite mitteleuropäischer Arbeit — eine nur untergeordnete Stelle einnehmen müßte und hieraus ein ungünstiges und unverdientes Urtheil über unsere Industrie-Zustände abgeleitet werden möchte.

Vor Allem können wir die Bemerkung nicht vorenthalten, daß uns schon verschiedentlich Gelegenheit wurde, unter österreichischen Industriellen auf verkehrte Ansichten über die Bedeutung und Tragweite der Münchener-Ausstellung zu stoßen. Hieraus erklärt sich wohl nur, daß einzelne hiesige Werkstätten — zwar nur einzelne, deren Erzeugnisse jedoch im In- und Auslande eines wohlverdienten Rufes genießen und zum Theile jeder Welthalle zur Zierde gereichen würden — sich zur Ausstellung in München derzeit noch nicht bestimmt entschlossen haben. Sollten sie später das Unterlassen rechtzeitiger Vorkehrungen zu bedauern finden, so hätten sie zwar den ihnen daraus erwachsenen Schaden sich selber beizumessen, und niemand Anderem; allein, sofern daraus erhebliche Lücken in der österreichischen Abtheilung zu München entstehen könnten, hätte doch auch die gesammte vaterländische Industrie unter der Versäumniß Einzelner zu leiden. Der Ruhm, welcher auf einer Ausstellung dieser Art gewonnen wird, wenn er sich unmittelbar auch an Eigennamen knüpft, wirft seinen Glanz doch auf die gesammte Industrie zurück, welcher diese Namen angehören, und deshalb sollte Keiner, der Treffliches zu leisten vermag, in der ersten mitteleuropäischen Ausstellungs-Halle mit seinen Werken fehlen.

Hüten wir uns überhaupt, die Tragweite der Münchener-Industrie-Ausstellung zu unterschätzen! Dies geschieht jedoch ganz zweifellos, wenn man sie, wie wir es hören mußten, nach dem Verhältnisse mißt, in welchem die räumliche Größe Münchens zu der von London und Paris, oder die Bedeutung Baierns zu der von England und Frankreich steht. In München wird nicht Baiern allein, sondern ganz Mittel-Europa seinen vielseitigen Reichthum an Industrie- und Kunstwerken zur Schau bringen, werden die industriellen Kräfte der deutschen Bundesstaaten, die jetzt unter einander in erleichterten Wettkampf getreten, werden die Productio-Kräfte einer Bevölkerung von siebenzig Millionen sich vor dem Richterstuhle der gebildeten Welt messen, und zu diesem Schauspiele werden von allen Theilen der Erde um so mehr Menschen herbeiströmen, als Deutschland überhaupt ein vielbesuchtes Land ist, und München mit seinen Kunstschätzen und blühenden Kunstschulen eine sehr bedeutende Anziehung weit und breit ausübt.

Für die einzelnen Länder Mittel-Europa's, die sich wechselseitig auf ihrem Markte bevorzugen, hat hierum eben die Münchener-Ausstellung einen doppelten Werth. Jedenfalls hat sie für Oesterreich, das nur noch mit we-

Digitized by Google

nigen Gewerbs-Erzeugnissen auf dem freien Weltmarkte erscheint, nach eine viel größere Bedeutung, als es selbst die Londoner-Welthalle hatte, wo die unter glücklichen Verhältnissen soweit vorgeschrittene englische Industrie, der die Münchener-Halle verschlossen bleibt, den Löwen-Antheil voraus weggenommen hatte, und als auch die im nächsten Jahre bevorstehende, gleichfalls für den Weltmarkt berechnete Pariser-Ausstellung haben wird. Und wenn bei jener zu London zum Theile bittere und unangenehme Erfahrungen gemacht wurden, so kann es nun die Aufgabe sein, hievon für Oesterreich bei dieser nächsten Gelegenheit den gehörigen Nutzen zu ziehen, und Sorge dafür zu tragen, daß dieselben sich nicht wiederholen können.

Nach diesem Ziele wird auch, dürfen wir versichern, das ernste Streben der kaiserlichen Regierung gerichtet sein, alsdann die würdige Vertretung des Gewerbs- und Kunstfleißes von Oesterreich zu München in der Hauptsache nur aus den rechtzeitigen Bemühungen der österreichischen Industriellen selber hervorgehen kann, wie denn ja auch ihnen vor Allen der Nutzen der Ausstellung zufallen wird. Es wäre gewiß verkehrt, wollte man davon ausgehen, es gelte hier nur, sich der österreichischen Regierung und nicht auch sich selber gefällig zu erweisen! Nein, es gilt die würdige Vertretung der vaterländischen Industrie vor Allem in ihrem eigenen Interesse und bei einer Gelegenheit, wo sie keinen übermächtigen blendenden Rivalen zu scheuen haben, und wo es lediglich von ihrem ernsten Willen und ihren eigenen Anstrengungen abhängen wird, wirklich eine glänzende Hauptrolle zu übernehmen! Wie richtig übrigens die Bedeutung der Münchener-Ausstellung anderwärts erkannt worden, davon zeugen die mächtigen Zurüstungen und die großen privativen Anstrengungen, welche, zuverlässigen Berichten zufolge, in Berlin, am Rhein und in anderen deutschen Landen für die Ausstellung zu München gemacht werden. Also, wer in Oesterreich etwas Tüchtiges zu leisten den Beruf fühlt und für München noch nicht Hand angelegt hat, der säume nicht länger! (Austria.)

Notizen.

— Die „Kath. Blätter" bringen über den Missionär Friedrich Baraga, der vor wenigen Tagen Linz passirte, folgende Mittheilung: „Friedrich Baraga wurde auf dem letzten Cancilium der nordamerikanischen Bischöfe in Baltimore zum Bischof von Michigan, früher ein Theil des Bisthums Detroit, ernannt und befindet sich gegenwärtig auf der Reise nach Rom, um dort dem heiligen Vater sich vorzustellen und wird auf seiner in drei Monaten erfolgenden Rückreise abermals Linz berühren. Baraga zu Dobernik in Unterkrain, Laibacher-Diöcese geboren, steht im 57. Lebensjahre und arbeitet als unermüdlicher Streiter Gottes bereits seit dem Jahre 1830 in der nordamerikanischen Mission. Indem wir seine außerordentlichen Bestrebungen, Arbeiten und Reisen übergehen, erwähnen wir nur, wie es unserem Missionäre durch unermüdeten Fleiß bereits gelungen, die Sprache der Indianer soweit sich anzueignen, daß er in derselben nicht nur das Wort Gottes vorträgt, sondern bereits eine eigene Sprachlehre und Wörterbuch, einen Katechismus, biblische Geschichte, ein Gebetbuch, und das Leben und Leiden Jesu ꝛc. für die Indianer geschrieben. Salzbacher sagt in seiner Reise nach Nordamerika: Baraga sei eine glänzende Perle in der Krone Christi in der Mission der Indier geworden und man könne zur Ehre Oesterreichs und seines Vaterlandes Krain mit Recht bezeugen, daß ihn die Vorsehung allen Missionären zu einem vollkommenen Muster auserwählt und zu einem wahren Apostel der Heiden erkoren hat, denn in ihm leuchtet eine hohe, vielseitige Gelehrsamkeit und apostolische Frömmigkeit, gepaart mit unermüdlichem Seeleneifer für das Heil seiner Gläubigen und solcher Weisheit bevor, daß ihn nicht nur alle Katholiken lieben und hochschätzen, sondern auch Protestanten und Heiden achten und verehren. Die Diöcese, welcher Baraga von nun an vorsteht, ist nach seiner eigenen Aussage so groß wie ganz Frankreich, und für dieses ungeheuere Gebiet, über welches bei 11.000 Katholiken zerstreut sind, stehen ihm nur zwei Priester zur Seite. Bei so geringen Kräften einerseits, und so vielfachen und fast ungeheueren Hindernissen und Schwierigkeiten andererseits, darf es nicht wunderbar scheinen, wenn er selbst die nordamerikanischen Verhältnisse als höchst traurig angibt und gesteht, wie geringe Hoffnungen der Katholicismus in diesem Lande habe, da man vor der Hand wenigstens sich fast ausschließlich damit befassen müsse, die errungenen Früchte zu wahren."

— Während der letzten Session des britischen Parlaments wurde vom Unterhause auf den Antrag des Hrn. William Brown, Mitgliedes für Liverpool, eine Commission ernannt, um zu untersuchen, ob es nicht thunlich und vortheilhaft wäre, das Decimal-Münz-System in Großbrittannien einzuführen. Diese Commission reichte am 1. August vorigen Jahres ihren Bericht ein, der darauf im Druck erschienen ist. Er lautet durchaus zu Gunsten des vorgeschlagenen Systems, und empfiehlt dasselbe der Regierung dringend zur Annahme. Die Mitglieder der Commission, 15 an der Zahl, waren in ihren Ansichten so einmüthig, daß in den häufigen Sitzungen derselben nicht eine einzige Stimmentheilung stattfand. Die Commission ist der Meinung, daß alle jetzt im Lande gangbaren Gold- und Silbermünzen unter dem Decimal-System beibehalten werden könnten. Den Sovereign als Einheit genommen und in 1000 Mils getheilt, würden 500 Mils auf den halben Sovereign, 250 Mils auf die Krone, 125 Mils auf die halbe Krone, 100 Mils auf den Gulden, 50 Mils auf den Shilling und 25 Mils auf den Sixpence kommen. Nur die Kupfermünze wäre zu verändern, und werden für diese Geldsorte 1, 2 und 5 Milstücke anempfohlen. Die halbe Krone und die Drei- und Vier-Pennystücke sollten, nach den Vorschlägen der Commission, eingezogen, und dagegen von Zeit zu Zeit, wie der Bedarf es erfordern möchte, Stücke zu 10 und 20 Mils ausgegeben werden. Alle von der Commission über den vorliegenden Gegenstand vernommenen Personen haben ebenfalls die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Einführung des Decimal-Systems große Vortheile mit sich bringen würde. Von einer Seite wurde nur in Frage gestellt, ob es nicht praktischer wäre, den Penny, statt des Pfund Sterling, als Münzeinheit anzunehmen; die Commission aber erklärte sich entschieden dagegen, weil alle Welt sich daran gewöhnt habe, daß im englischen Geld- und Wechselgeschäfte, in der Staatsschuld, den Dividenden, Contracten, Renten u. s. w. nach Pfund Sterling gerechnet werde, während der Penny nur bei den kleinen Zahlungen des täglichen Verkehrs im Gebrauche sei, und leicht eine andere Kupfermünze an Stelle desselben treten könne.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 12. Klagenfurt, Sonnabend, den 11. Februar. 1854.

Zweiter Bericht

der kärnt. Handels- und Gewerbekammer über die Drau und ihre Fahrbarmachung für Dampfschiffe.

(Fortsetzung.)

II. National-ökonomische Bedeutung der Drau.

Verfolgt man die Drau von ihrem Ursprunge bis zur Mündung, so kann man sich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß sie Länder durchströmt, die von Natur aus auf gegenseitigen Verkehr angewiesen sind. Die Quellen gehören Tirol an, arm an Getreide, wie kein Land an der Drau. Auf einer Strecke von 27 Meilen breitet sich Kärnten an beiden Ufern aus, reich an Metallen in Eisen und Blei und den Fabrikaten daraus, arm an Steinkohlen, und mit seiner Getreide-Production jährlich passiv. Auf Meilen gehört die Drau dem an Wein und Steinkohlen reichen Untersteiermark an, und dann sind es bis zu ihrer Mündung Ungarn und Croatien, reich an Getreide und Wein, an Häuten, Schafwolle, Fettwaaren, Knappern, Pottasche, Soda und andern Hilfsmitteln verschiedener Industriezweige, welche in den oberen Gegenden längst geschaffen, aber in ihrer Ausdehnung noch beschränkt sind. Aber auch die Baska und Banat mit ihrem Ueberfluß an ausgezeichnetem Getreide gehören durch den Franzens-Canal und die Donau noch den unteren Drau-Gegenden an, da jene gleichsam als eine Fortsetzung der Drau zu betrachten wären.

Die Drau verbindet alle genannten Länder zugleich auf die kürzeste Art, und läßt alle an den Vortheilen ihrer Schiffahrt Theil nehmen. Bereits in Oberdrauburg, d. i. bei ihrem Eintritt nach Kärnten, ist sie schiffbar, und im vergangenen Jahre befuhren über 100 Plätten die Strecke der oberen Drau mit einer Belastung von je 300 Centner. Seit der durch die Allerhöchste Gnade Sr. Majestät zum Zweck des Uferschutzes angeordneten Regulirung der oberen Drau steht der Ausdehnung dieser Schiffahrt bis Lienz in Tirol kein wesentliches Hinderniß im Wege. Durch einige Regulirung der Strecke bis Villach an Stellen gäher Wendungen oder zu großer Ausbreitung des Flußbettes ist diese Schiffahrt einer viel größeren Ausdehnung, der Anwendung größerer oder längerer Fahrzeuge fähig. In ein weites und meist ganz ebenes Thal ist die Drau auf ihrem oberen Laufe bis Villach eingebettet, nirgends zu tief eingerissen, kein namhaftes Hinderniß für Anlegung eines Treppelweges vorhanden, und ja die Möglichkeit zu einer Vervollkommnung dieser Schiffahrt geboten, die ganz gewiß von dem Augenblick einer Dampfschiffahrts-Unternehmung bis Villach zur Wirklichkeit würde.

Wenn man aber weiter nach bedenkt, daß die Drau in Villach wenig mehr Wasser hält, als in Spittal nach Einmündung der Lieser, wenn man die sehr günstige Gestaltung ihres Bettes, mit Ausnahme einer einzigen Stelle bei Kamering, deren beste Regulirung nach dem Urtheile Sachverständiger kaum mehr als 20,000 fl. in Anspruch nehmen würde, nicht außer Acht läßt, so steht selbst einer Erweiterung der Dampfschiffahrt als Spittal nichts entgegen, und die Anlegung einer Bergfahrt für kleinere Fahrzeuge und den Pferdezug bis Lienz ist die unmittelbar folgende Thatsache.

Es ist bereits aus dem ersten Berichte der Kammer bekannt, welcher Belastung die Drau bis Marburg fähig gemacht werden kann, und von früher ist es Thatsache, daß die Drau von der Einmündung der Mur an bis zur Mündung in die Donau keinem Strome der Monarchie an Leistungsfähigkeit nachsteht.

Die Verbindung, welche die Drau zwischen den bezeichneten, von jeher von einander abhängigen Länder herstellt, ist aber zugleich die, wie bereits bemerkt wurde, kürzeste, die überhaupt zulässig ist.

Das Draukalvan Lienz bis Marburg bezeichnet in den südlichen Alpen den einzigen natürlichen, ganz offenen Weg für den Verkehr zwischen dem Osten und Westen, und jede Straße und jede Bahn, welche keine Wasserscheiden übersteigen soll, welche die nächste Verbindung nach diesen zwei Seiten zur Aufgabe hat, erhält von der Drau ihre einzige Richtung vorgezeichnet, und kann sie nur ein Mal in der Pleiburg-Klagenfurter Ebene verlassen. Von Marburg bis an die Donau bleibt die Drau ihrer ersten Richtung treu, und legt ziemlichen Weg dahin im ebenen Terrain von Ungarn mit mehr Krümmungen zurück, so sind diese doch von kurzer Dauer und daher ohne namhafte Abweichung von der geraden Bahn.

So ist Lienz in Tirol auf der Drau von Banat, der Kornkammer Oesterreich's, gerade so weit entfernt, als Laibach auf der Donau-Save-Route; so ist der Weg von Marburg längs der Drau in's Banat gleich weit, wie der von Sissek, dem gegenwärtigen Haupt-Stappelplatze alles ungarischen Getreides, längs der Save in's Banat. Ja mit Benützung des Franzens-Canals ist Marburg dem Herzen von Banat näher gerückt als Sissek. Auf dem Drauwege liegt:

Laibach	um beiläufig	13	Meilen
Klagenfurt	„ „	27	„
Villach	„ „	25	„
Lienz	„ „	30	„

näher, als auf der Saastraße.

Bringt man damit in Zusammenhang die Consequenzen des Befundes der Drau-Untersuchungs-Commission, die Thatsache, daß die Drau im vergangenen Jahrhundert und zu Anfang dieses mit sogenannten harten Schiffen mit 6000—8000 Centner Belastung stromaufwärts von der Donau bis Kakonya befahren wurde, und die Zu-

Digitized by Google

läßigkeit einer Erweiterung und Vervollkommnung der Schiffahrt von Spittal bis Lienz, so stellt sich die Großartigkeit des Unternehmens auf der Drau als eines echt österreichischen Unternehmens heraus.

Kein Glied der Kette fehlt, die Banat und die Basca mit Tirol, das getreidereichste mit dem getreidearmsten Lande verbindet, und eine Wasserstraße wäre zu eröffnen, auf welcher der Ueberfluß der von der Natur gesegneten Länder den minder beglückten auf die billigste Art zugeführt würde. Um sie zu öffnen, sind auf der ganzen Strecke bis Mosburg keine Flußbauten, der Hauptsache nach nur Felsensprengungen Aufräumungen von Stein- und Blöcke-Anschüttungen vorzunehmen, auf der unteren Drau aber sind es nach der Zuschrift der k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft nur von den bewaldeten Ufern hineingestürzte Baumstämme, welche die Fahrt beirren, und ist die Regulirung zäher Krümmungen wünschenswerth.

Es dürfte sehr schwer, ja vielleicht derzeit noch ganz unmöglich halten, die Vortheile alle jetzt zu beleuchten, welche den Alpenländern an der Drau in jeder Beziehung erwachsen würden. Noch immer ist bei jeder Erleichterung und Regelung des Verkehrs durch die Anwendung der Erfindungen unserer Zeit, wie Eisenbahnen und Dampfschiffe, die Berechnung der Vortheile hinter dem wirklichen Erfolg geblieben, und stets hat es sich bewährt, daß die Richtung in der diese Verkehrs-Erleichterung erfolgte, einen prädominirenden Einfluß auf die Wendung aller anderen Verkehrs-Richtungen genommen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jahrbuch des naturhistorischen Museums.

Es ist gar häufig der Fall, daß Vereine und Anstalten unmittelbar nach ihrem Entstehen eine überaus vielversprechende Thätigkeit entwickeln, aber gar bald nachdem der erste, rasch auflackernde Enthusiasmus verraucht ist, den Muth sinken lassen, noch einige Zeit ein mühsam unterhaltenes Scheinleben fortführen, und dann an Hinsiechen der Kräfte zu Grunde gehen. Es freut uns daher um so mehr, berichten zu können, daß bei dem naturhistorischen Museum von Kärnten nicht nur dies nicht der Fall ist, daß vielmehr die Thätigkeit desselben eine gesteigerte, eine immer erfolgreichere wird. Obwohl es nicht, wie öffentliche Anstalten, mitten in einer, wissenschaftlichem Streben günstigen, Zeit tiefen Friedens, sondern mitten in den Wirren des Jahres 1848 gegründet worden, die der Entwicklung derselben keineswegs förderlich waren, obwohl es dabei nicht nur ohne den Schutz einer hohen Gönnerschaft, sondern selbst in seinem materiellen Bestand angewiesen war auf den wissenschaftlichen Sinn der Bevölkerung Kärntens, so hat es sich dennoch, ungeachtet aller ungünstigen und hemmenden Verhältnisse, kräftig entwickelt, und nimmt gegenwärtig schon unter den Anstalten des Landes einen ehrenvollen Platz ein.

Es hat nicht bloß die naturhistorischen Funde des Landes geordnet und zweckmäßig aufgestellt, diese Sammlungen fortwährend vermehrt, sondern sie auch möglichst belehrend und anregend zu machen, den Sinn für Naturwissenschaft anzuregen und zu verbreiten mit dem besten Erfolge sich bemüht, wie die so zahlreich besuchten, dort gehaltenen Vorträge und Abendversammlungen beweisen. Es hat endlich auch an die schwierige Aufgabe sich gemacht, für die forschenden Kräfte des Landes den Mittelpunct zu bilden, und durch sie eine naturwissenschaftliche Durchforschung des Landes zu beginnen und allmälich durchzuführen. Es hat mit dieser Aufgabe im vergangenen Jahre durch Herausgabe eines Jahrbuches begonnen, es setzt sie mit verstärkten Kräften und bei weitem umfangreichern Erfolge im zweiten Jahrgange desselben fort.

Das vor Kurzem vollendete zweite Heft dieses Jahrbuches übertrifft den ersten Jahrgang an Zahl und Bedeutung der darin veröffentlichten naturwissenschaftlichen Abhandlungen so sehr, daß wir in der That über den Reichthum wissenschaftlicher Kräfte eines so kleinen Landes ebenso sehr wie über das bereits Geleistete uns freuen und zu den schönsten Hoffnungen berechtigt halten müssen. Wir wollen dem Leser den Inhalt und die Bedeutung derselben zu skizziren versuchen.

Die Reihe der wissenschaftlichen Abhandlungen beginnt der um die Zoologie Kärntens ja sehr verdiente Professor Meinrad v. Gallenstein mit einem Aufsatze über die in Kärnten vorkommenden Reptilien. Es bildet dieser Aufsatz gleichsam eine Fortsetzung seines im vorjährigen Jahrbuche abgedruckten über die Conchylien Kärntens, und ist, wie dieser, gleich geeignet, den Mann von Fach wie den Freund der Natur und Naturforschung zu befriedigen und anzuregen. Sollte es nicht, um nur Eines Beispieles uns zu bedienen, jeden Solchen interessiren, dem Verfasser erzählen zu hören, daß die allgemein für giftig gehaltene große grüne Eidechse (lacerta viridis) ein ganz harmloses Thierchen ist, das, wenn es auch scheu ist, und auch, aber ohne giftig zu sein, beißt, aber unbesonnen aus seinem Erdloche in eine vorgehaltene Flasche läuft, in der Gefangenschaft sehr zahm wird, das Futter aus der Hand nimmt u. s. w. — Den Fachgelehrten hingegen werden des Verfassers Bemerkungen über die Vipera Berus und chersea, die gemeine und die Kreuzotter (Kupfervipper) interessiren, welche der Verfasser für zwei ganz verschiedene Arten erkennt, und auf das genauste als solche kennzeichnet. — Dem Zwecke der Zeitschrift getreu, zur Naturforschung anzuregen, gibt der Verfasser am Schlusse seines Aufsatzes eine kurze, aber völlig erschöpfende Anleitung zum Fange der Amphibien. Der Aufsatz ist nicht nur an sich, sondern auch als Beitrag zur Physiographie Kärntens um so schätzbarer, als dieser Zweig der Naturgeschichte meist brach liegt, und so wenige Forscher, sich ihm zu widmen, die Neigung und Ausdauer haben.

Auch die zweite Abhandlung: die Flora des Lavantthales, von Professor R. Graf, ist als eine Fortsetzung einer im vorjährigen Jahrbuche veröffentlichten desselben Inhaltes zu betrachten, und führt uns gleich letzterer durch das liebliche Thal hinauf zur Koralpe, in derselben gefälligen, ja anmuthigen Weise als Führer dienend, und auf die mannigfach dort aufgebauten Schönheiten der Natur, sowie auf ihren Reichthum an Pflanzen hinweisend, die auf dieser Alpe zu finden sind. Sie gibt uns wieder einen Beleg, wie reich an mitunter sehr seltenen botanischen Vorkommnissen unsere Alpen sind, und wenn so Manches, wie z. B. was der Verfasser über das Vorkommen der Auerhingia diversifolia und der fast ausschließlich auf das Lavantthal beschränkten Zahlbruckner paradoxa anführt, dem Botaniker und Pflanzengraphen von Interesse sein muß, so möchten wir diese Form der Abhandlung für derlei monographische Arbeiten für sehr zweckmäßig halten, da sie nicht nur sehr ge-

Digitized by Google

fältig, sondern auch besonders geeignet ist, Fundorte bestimmt anzugeben.

In der dritten Abhandlung: **Die Käfer in der Umgebung von Heil. Blut und Sagritz**, von Dr. Bacher, begrüßen wir einen neuen, bisher im Jahrbuche nicht vertretenen wissenschaftlichen Zweig und einen neuen Autor, der freilich Forschern im In- und Auslande längst schon bekannt ist. Er hat bei längern Aufenthalt in dem obern Möllthale in mehreren naturwissenschaftlichen Zweigen ungemein fleißig gesammelt und geforscht, und gibt nach einer einleitenden, kurz skizzirten Beschreibung des Gebietes eine Aufzählung von 359 Arten in demselben aufgefundener Käfer mit Angabe der Fundorte, Verbreitungsbezirke, der Seltenheit ꝛc. Wenn der Verfasser damit einen Beitrag zur Kenntniß der Verbreitungsgesetze dieser Thiere liefern wollte, die Ausführung aber Erfahreneren überlassen zu müssen glaubt: so finden diese jedenfalls in der Abhandlung dazu ein sehr vollständiges, ja fast ausreichendes Material zur Beantwortung der von ihm angeregten Fragen, wir aber außerdem einen sehr interessanten Beitrag zur naturwissenschaftlichen Kenntniß des Landes. Entomologen von Fach aber müssen über die Reichhaltigkeit dieser hoch gelegenen Gegenden an diesen dort vorkommenden Insecten erstaunen, von denen viele zu großen Seltenheiten gehören, und theilweise Kärnten und diesem Alpenthale eigenthümlich sind, wie z. B. Carabus carinthiacus, Nesii, Stoppuei, Nebria atrata und angusticollis, Necrophorus ruspator, Platysthetus laevis, Byrrhus scabripennis, Symplocaria aciminata, Adelocera fasciata, Pachyta interrogationis, Cryptocephalus albolineatus (nur in Kärnten) Chrysomela, islandica, nivalis, lucluosa etc. Eine ganz neue Species beschreibt der Verfasser in dem Telephorus breviventris. (Kokeil besitzt ein gleiches Stück aus den Karavanken.) — Wir hoffen in den folgenden Jahrgängen weitere Beiträge aus dem reichen Forschungsmaterial des Verfassers.

Eine fühlbare Lücke in der naturwissenschaftlichen Literatur unseres Landes war eine vollständige Flora desselben, wie sie die benachbarten Länder meist schon aufzuweisen haben. Herr E. Josch bringt uns eine solche **Flora von Kärnten** in der vierten Abhandlung des Jahrbuches, welche die Thalami- und Calycifloren enthält, und uns hoffen läßt, im nächsten Jahrbuche die Fortsetzung finden zu lassen. Wenn wir auch viele und ausgezeichnete Botaniker im Lande haben, so hat doch keiner unser Ländchen so vielfach bereist, ja viele seiner Alpen bestiegen, wie der Verfasser, der also schon durch seine eigenen Forschungen vorzüglich in der Lage war, eine solche Flora zu schreiben und diese noch durch die fleißigen Forschungen Anderer bereichert und vervollständigt hat. Er liefert aus triftigen wissenschaftlichen Gründen keine Diagnosen der aufgeführten Pflanzenarten, sondern beschränkt sich, auf Koch's Taschenbuch der Flora Deutschlands verweisend, auf eine genaue, verständige und systematische Aufzählung der in Kärnten aufgefundenen Pflanzen mit Angabe der Fundorte und Blüthezeit. Es ist dadurch nicht nur ein wesentlicher Beitrag zur Pflanzen-Geographie der Alpen, besonders der kärntnerischen, sondern auch dem Anfänger im Studium der Botanik ein sehr willkommenes Hilfs- und Erleichterungsmittel geboten, indem dieser dadurch in den Stand gesetzt ist, zu wissen, wo er die Pflanzen zu suchen, und bei der Bestimmung derselben, welche Diagnosen er nachzulesen hat. Eine sehr instructive und interessante Beigabe bildet die Angabe der deutschen und slavischen Vulgar-Namen der Pflaazengattung, sowie die der etymologischen Bedeutung der lateinischen oder griechischen Gattungsnamen, eine Beigabe, die unseres Wissens noch bei keiner Flora versucht wurde und doch so erwünscht und nachahmenswerth ist, indem, wie der Verfasser mit Recht sagt, die Kenntniß der Vulgar-Namen nicht nur den Sprachforscher interessiren, sondern auch dem Sammler von Nutzen sein kann. Diese Flora zeigt uns aber recht auffallend, wie reich an seltenen Pflanzen dies kleine Gebiet ist; wir führen beispielsweise nur wenige an, wie: Anemone narcissiflora, Ranunculus glacialis, Traunfelneri (nach Traunfelner von Hoppe so benannt), Pyrenaeus; Arabis obirensis (vom Berge Obir), Braya alpina, Alyssum Wulfenianum, Draba carinthiaca und Fiadnitzensis (von den Flaonitzer-Alpen), Viola pinata und Zoysii, Lychnis alpina, Cerastium carinthiacum, Trifolium noricum, pallescens und spadiceum, Sibbaldia procumbens, Phacca frigida and australis, Trapa natans, Sedum carinthiacum (nur in Kärnten), welche sämmtlich nebst vielen andern große botanische Seltenheiten sind.

(Schluß folgt.)

Die „Waise von Lowood" und die Theater-Direction.

Die Direction unseres Theaters hat auf diese neue Bühnenerscheinung besonderen Werth gelegt, sie kündigte nicht nur die Aufführung derselben lange vorher in Zeitungen an, sondern machte noch am Theaterzettel auf dieselbe, als die interessanteste Erscheinung der letztern Zeit, mit besonderm Nachdruck aufmerksam.

Wir waren sehr neugierig, dies neueste Product einer Frau kennen zu lernen, die schon durch die Massenhaftigkeit ihrer Production imponirt, und waren begierig, zu erfahren, welcher neue Genius sie überkommen sein möge, der die Kritik bisher keine Gerechtigkeit wollte wiederfahren lassen, und doch genöthiget war, ein neues Wort zu suchen, um die Erfolge ihrer Stücke durch die „Bühnengewandtheit" ihrer Sprache zu erklären.

Nun, wir haben dieses „interessante Bühnenwerk" über unsere Bühne schreiten gesehen, und möchten uns, dem stehenden Theater-Referate dieser Blätter vorgreifend, ein Paar Worte darüber erlauben, da es uns willkommenen Anlaß bietet, so Manches über unser Theaterwesen zu sagen, was uns seit langem auf dem Herzen liegt.

Es ist diese „Waise aus Lowood" nicht besser und nicht schlechter als die meisten andern vorausgelaufenen Geisteskinder der tantiemenbeglückten Frau, sie hat wieder aus einem schönen geistvollen Romane mit merkwürdiger, man sollte mehr sagen, Publikum- als Bühnenkenntniß das alles herausgefunden, was vier Acte lang die Aufmerksamkeit in steter Spannung erhält, sie hat wieder, wie immer im letzten, die innere Wahrheit der Handlung und Charaktere gründlich über den Haufen geworfen, sie hat ihre Bühnengewandtheit allerdings, aber auch wieder auf's neue bewiesen, daß mit diesem Worte vollkommen erschöpfendes Lob gespendet sei.

In dem geist- und gemüthvollen Romane der englischen Dichterin zeichnet diese mit ebenso zarten als wahren Linien das von tiefer Schwermuth umnachtete Seelenleben eines Mannes, der an ein wahnsinnig wüthendes Weib, das ihm in toller Wuth fortwährend nach dem Leben strebt, ehelich gefesselt ist, sie schildert, wie in die graufe Nacht seines unheimlichen Schicksals die Liebe

zu einem edlen großherzigen Mädchen wie der zauberische Strahl des Mondenlichtes fällt, sie zeichnet den Seelenkampf, den er gegen diese aufkeimende, mit Allgewalt ihn überkommende Liebe vergeblich kämpft. — Andererseits ist in diesem Mädchen mit so wahren und ergreifenden Farben die Größe und sittliche Kraft einer weiblichen Seele geschildert, die im steten Kampfe gegen Härte und Lieblosigkeit dennoch das Juwel ihrer Liebe im Herzen bewahrt hat. — Durch den von der Wahnsinnigen herbeigeführten Brand des Schlosses, in welchem diese selbst den Tod findet, wird gleichwohl auch im Romane eine befriedigende Lösung herbeigeführt.

In der Birch-Pfeifferschen Bearbeitung ist das tolle Weib, dessen grauenvolles, durch die unheimlichen Hallen des Schlosses ertönende Lachen sehr geschickt zu einem wirksamen Aktschluß benützt ist, nicht Rochesters, sondern seines Bruders Weib. Im Romane findet also das düstere schwermuthsvolle Wesen Rochesters in seiner unheimlichen, von so vielen grauenhaften Umständen begleiteten Ehe genügende Erklärung und poetische Berechtigung, es wird da im Kampfe gegen die aufkeimende Liebe ein ebenso wahres als anziehendes Seelengemälde. — Was sollen wir nun aber im Stücke zu diesem Charakter, der seiner ganzen Anlage nach beibehalten ist, sagen? seine Schwermuth findet in dem Umstande, daß er die Tolle selbst einmal geliebt, gewiß keine hinreichende Erklärung, und da wir auch noch den Kampf gegen eine Liebe, der gar nichts im Wege steht, wegzudenken haben, was bleibt denn also von diesem abstoßenden Charakter über, als ein ganz alltäglicher, halbverrückter Sonderling? ist Jane's Liebe zu ihm, der sich ihr gegenüber wie ein hochmüthiger Ghadian geberdet, erklärlich, ist sie edel und schön, wenn sie in ihm nicht dieselben geistigen und Herzenskämpfe ahnt, welche sie selbst durchgemacht, wenn nicht dieser vor ihren geistigen Augen sichtbare Seelenschmerz es ist, der ihm den Schlüssel zu ihrem nicht minder von Schmerzen reich bewachten Herzen gibt?

Doch wir fragen so vieles, woran unsere gute Birch wohl nie gedacht, sie hat ihre wirksamen Aktschlüsse und hübsche Rollen auszuhecken, was darüber ist, geht die Bühnengewandte nichts an.

Wir konnten uns anfänglich in der Darstellung des Hrn. Melchior nicht zu recht finden, da wir in seinem Tone, den er anschlug, wohl die barsche Rohheit des Sonderlings, nicht aber die schwermuthsvolle Weichheit anklingen hörten, die wir dem Romane zu Folge voraussetzen mußten, wir wunderten uns um so mehr, als dieser begabte Schauspieler es versteht, und selten, wo Gelegenheit, versäumt, tiefere Chorden des Gemüthes anzuschlagen, auch nicht leicht die poetische Intuition des Dichters verfehlt. Erst zu Ende sahen wir, wie schwer hier ein Charakter zu gestalten war. — Leichter war dies bei Jane Eyre der Fall, die von Frl. Reichel dargestellt wurde. Wir schlagen das Talent dieser Schauspielerin nicht gering an. Ihr Vortrag hat weichen Fluß und Melodie, darin liegt aber die Gefahr, der sie nicht immer ausweicht, daß das melodische Element zu vorherrschend werde. Sie hat Feuer, nur wäre es sehr zweckmäßig, daß dieses immer weise gezügelt werde. Ihre Leistung als Jean Eyre ließ vorwiegend nur die Vorzüge ihrer Vorstellungsweise bemerken, und es wurde dieselbe von dem Publikum auf ganz ungewöhnliche Weise anerkannt. Fräulein Reichel wurde mit Herrn Melchior, der mit ihr die Ehren des Abends theilte, acht bis zehn Mal, wenn wir recht gezählt, gerufen. Auch Frau Zacharda wurde gerufen!

Die übrigen Mitspielenden waren vollkommen ausreichend, die Inscenesetzung sehr anständig. Neu und von — man kann zwar nicht sagen glänzendem, aber jedenfalls — großartigem Effekte war ein Kunststückchen des Theater-Maschinisten. Als nämlich in jener schauerlichen Scene, wo in finsterer Nacht das gräßliche Gelächter der Wahnsinnigen ertönt, die rothe Gluth und der Dampf des von ihr gelegten Feuers auf die Scene bricht, da begannen auch die Oellampen des großen Lusters zu erlöschen, und im Theater herrschte schauerliches Dunkel. Nur schade, daß das Kunststückchen nicht ganz gelang, denn als es oben auf der Scene wieder Tag ward, da wollte aus dem Zuschauerraume die trübe Dämmerung nicht weichen. Böswillige Leute wollten zwar behaupten, daß dieser Effect kein beabsichtigter gewesen, und es sei ähnliches schon öfters erlebt worden, doch dies ist offenbare Verleumdung.

Der Leser wird nun fragen, warum wir gerade auf dieses bedeutungslose, ja verballhornte Stück, wie es deren so viele gibt, so weitläufig zu sprechen gekommen, wir kommen eben darauf.

Das Stück hat überall volle Häuser gemacht, ist von der Art, wie sie die Menge anzieht; der aufziehenden Rakette gaffe die verblüffte Menge nach, am stillen Abendstern ruht nur der Blick der Gebildeten; der Letzteren sind aber leider zu wenige, um das Theater und seine Casse zu füllen, also kann diese der Raketen nicht entbehren, wenn sie auch kurz darauf verpufft sind. Bei dem Heißhunger, mit dem das Publikum nach Neuem verlangt, müssen sie sogar willkommen sein, wir sind also weit entfernt, die Vorstellung des Stückes überhaupt zu tadeln; es wurde auch mit sichtbarem Fleiß und Bemühen in die Scene gesetzt.

Allein kurz vorher ward Göthes „Götz von Berlichingen" gegeben, jedoch durch Weglassungen bis zur Sinnlosigkeit entstellt, mit einer Unlust und Nachlässigkeit, wie sie kaum größer hätte sein können. Wirft schon dies ein sehr bezeichnendes Streiflicht auf die Direction, so wird dieses noch greller durch die pomphaften marktschreierischen Ankündigungen, womit das Publikum angelockt werden sollte. Herr Zöllner scheut sich nicht, zu sagen, „seit langen wurde kein so interessantes Bühnenwerk geschrieben." Ei, dagegen müssen wir im Namen des Publikums und guten Geschmackes feierlichst protestiren. Kennt Herr Zöllner die Namen Freitag, Ludwig, Dingelstedt, Gutzkow, Hebbel, und ihre der neuesten Zeit angehörigen dramatischen Dichtungen wirklich nicht, oder sind ihm nur die sogenannten Zugstücke interessant?

Was sollen überhaupt diese anrühmenden Anzeigen? Das möge Hr. Zöllner immerhin glauben, der Ruf des Stückes hat das Theater gefüllt, nicht seine Anzeige, denn die von ihm angepriesenen Stücke haben bisher nicht nur dem guten Geschmack, sondern auch dem Publikum gar wenig behagt. Wir könnten Beispiele geben.

Es liegt auch gar nicht in der Stellung einer Theater-Direction, ihre Ansicht über ein Schauspiel dem Publikum gegenüber auszusprechen. Der Director sorge für die bestmögliche Darstellung, und erwarte über diese wie über das Werk selbst das Urtheil des Publikums und der Kritik.

—†—

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Virrunddierzigster Jahrgang.)

№ 13. Klagenfurt, Dienstag, den 14. Februar. 1854.

Zweiter Bericht
der kärnt. Handels- und Gewerbekammer über die Drau und ihre Fahrbarmachung für Dampfschiffe.

(Fortsetzung.)

Es liegt überdies hier außer der Aufgabe, einen specifisch kärntnerischen Standpunct bei der Drau festzuhalten. Kärnten könnte es nicht einmal, da selbst eine Verbindung mit der Südbahn nur durch die Theilnahme seines Nachbars zulässig wäre. Um aber die national-ökonomisch hohe Bedeutung der Drauschiffahrt zu erkennen, dürfte nichts so geeignet sein, als die Beziehung von Tirol und Banat, an den Endpuncten der Draustraße gelegen, und die Thatsache eines Getreidehandels zwischen diesen Ländern, der überhaupt in der Fruchtbarkeit des Einen und in dem Bedarfe des Andern eine feste Basis hat, und durch die Vermehrung der Bevölkerung und die Erweiterung ihrer Industrie einer steten Zunahme gewärtig ist.

Es weist aber gegenwärtig der Getreidebedarf von Tirol schon eine Ziffer aus, daß die Deckung seiner Hälfte selbst nur eines Viertheiles, auf der Draustraße bewirkt, die ungemein große Wichtigkeit derselben erkennen läßt.

Man beschränkte sich daher auf Berechnung des Einflusses der Drauschiffbarmachung auf den Getreidehandel. Da das hiebei zu Grunde gelegte Maß von 1 Wiener Metzen, seinem Gewichte nach 84—90 Pfd., nahezu einem Zoll-Centner entspricht, so ist damit zugleich das einfachste Mittel für andere Frachtberechnungen geboten.

Wie bekannt, hat die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft ihren festen Frachttarif. Sie verlangt für den Metzen Weitzen:

von Neu-Becse im Banat bis Sissek .	fl.	—	22	kr.
„ „ „ „ „ Wien . „		—	42	„

Die Entfernung von Neu-Becse nach Marburg a. d. Drau ist dieselbe, wie nach Sissek. Die Schwierigkeit der Bergfahrt auf der unteren Drau wegen ihres sanften Gefälles keine größere, als die für die Donau in Ungarn, oder die Save bis Sissek; die Fracht wäre daher von Neu-Becse bis Maeburg so sicher dieselbe, wie bis Sissek.

Gegenwärtig berechnet sich die Fracht für einen Metzen Weitzen auf der Donau-Save-Route:

	fl.	kr.	fl.	kr.
von Neu-Becse bis Sissek effective auf	—	22		
von Sissek nach Steinbrücken schwankte sie häufig zwischen 30 kr. und 1 fl., angenommen	—	36		
von Steinbrücken auf der Eisenbahn nach Laibach	—	13		
demnach von Neu-Becse nach Laibach auf der Save-Route			1	11
von Laibach über den Loebi nach Klagenfurt effective auf . . .	—	27		
demnach von Neu-Becse bis Klagenfurt auf der Save-Route			1	38
von Laibach über die Wurzen nach Villach	—	36		
dazu die Fracht vom Banat bis Laibach	1	11		
daher von Neu-Becse nach Villach auf der Save-Route .			1	47
und nach Spittal			2	12

Für die Drau-Route stellen sich die Ansätze wie folgt:

Von Neu-Becse bis Marburg mit Schiffen der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft	—	22		
von Marburg bis Laibach auf der Eisenbahn	—	16		
demnach auf der Drau-Route . .	—	38		
Um in der gegenseitigen Calculation gegen etwaige Eventualitäten ganz sicher zu gehen, möge auf der Drau bis Marburg eine um 15 pCt. erhöhte Gebühr angenommen werden, so stellt sich obiger Betrag auf			—	41
pr. Metzen;				
von Neu-Becse auf der Drau bis Marburg mit 15 % erhöhter Frachtgebühr pr. Metzen . . .	—	25		
von Marburg nach Klagenfurt, resp. Hollenburg, der sichern Calculation wegen ein noch um 20% theurer Frachtsatz angenommen, gibt . .	—	21		
demnach von Neu-Becse nach Klagenfurt auf der Drau .			—	46
von Hollenburg bis Villach . .	—	5		
demnach vom Banat bis Villach auf der Drau			—	51
bis Spittal			—	56

Laibach bezieht daher den Metzen Weitzen gegenwärtig auf der Save um 30 kr., d. i. . . . 73%,
Klagenfurt um 52 kr., d. i. 113%,
Villach um 56 kr., d. i. 112%,
Spittal um 1 fl. 15 kr., d. i. 130%,
theurer, als es auf der Drau-Route der Fall wäre.

Ganz dasselbe gälte von allen Gütern, die vom Banat nach Triest gehen, und noch bedeutend günstiger stellte sich der Frachten-Calcul für Güter, die vom Batscher-, Baranyer-, Schumegger-, Salader-Comitat, aus Syrmien, Slavonien und dem Warasdiner-Kreise nach Laibach-Triest oder umgekehrt von Triest dahin verladen werden. Der Grazer-, Marburger-, vorzüglich aber der Cillyer-Kreis decken ihren Bedarf an Getreide theilweise aus dem Banat über Sissek; für sie käme der Bezug auf der Drau um mehr als 200% billiger, als auf der Save-Route.

Für Klagenfurt berechnet sich der Getreide-Bezug auf der Drau um 113% billiger, als auf der Save-Route, wobei eine 2- bis 3malige Provision, die gegenwärtig auf dieser zu bezahlen kömmt, das Wandern des Gutes aus einer Hand in die andere, und die Verluste dabei, das unvermeidliche Ueberladen von einem Wagen auf den andern, die Calamitäten des Loebl, der häufige Abgang an Maß und Gewicht, oder die Verringerung der Qualität nicht angeschlagen sind*). Diese Uebelstände lassen sich mit Ziffern nicht darthun, es ist jedoch der indirecte Nachtheil zuweilen größer, als der directe. Ebensowenig aber lassen sich die Vortheile ziffermäßig belegen, die eine kurze schnelle Verbindung von Tirol und Kärnten bis ins Herz von Ungarn bringen muß. Soviel jedoch wäre gewiß, daß dem Staate ein großer Theil der Summen erspart würde, die gegenwärtig für den Getreidebedarf von Tirol und Salzburg in's Ausland gehen.

Abgesehen von den bedeutenden Getreide-Mengen, die von Baiern dahin eingeführt und, wie alles ausländische Getreide, mit klingender Münze bezahlt werden, so ist es Thatsache, daß, das heurige abnorme Jahr abgerechnet, russisches Getreide vom Assowischen Meere her, Mais von Ibraila und Galatz das Banater-Getreide in Teiest verdrängt, daß in Lienz, Niedertorf, in ganz Tirol der Drau entlang nur Triester-Walzen und Mais am Platze erscheint. Thatsache ist es ferner, daß in Villach, in ganz Ober-Kärnten bis in's Salzburgische das Triester-Getreide dem Laibacher-, resp. Banater-Getreide immer mehr und mehr den Rang abläuft, mit anderen Worten, daß sich der Passiv-Handel auch auf dieser Seite hin mehrt. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen am Tage. Russisches Getreide kömmt bereits meist wohlfeiler zu stehen, seine Qualität wird von Jahr zu Jahr besser. Triest betreibt das Getreide-Geschäft im großen Umfange, bedient den Käufer reel und gut, gewährt noch andere nicht unwesentliche Vortheile in den Zahlungs-Verbindlichkeiten im Gegensatze zu Ungarn, wo man das Geld im Vorhinein auslegen, das Gut 2 bis 3 Spediteuren anvertrauen, 2- bis 3malige Provision bezahlen, fuhrweise über die Alpen schleppen muß, vor Allem aber nie auf die Ankunft der Waare sicher rechnen darf. In Jahren der Theuerung, wie heuer, wo jede Zufuhr, woher sie kommen wolle, erwünscht ist, wo von einer Concurrenz kaum die Rede sein kann, machen sich diese scharfen Gegensätze nicht fühlbar; in fruchtbaren, wohlfeilen Jahren kommen sie zur Geltung, und zur größeren noch, wenn die Triester-Bahn bis Udine und Laibach ausgebaut, und die Straße bis Tarvis umgelegt sein wird.

So dankbar wir der Regierung für die Ausführung dieser Bauten in mehrfacher Beziehung sein müssen, so betrübend ist es doch andererseits, wenn das einheimische, d. i. ungarische Getreide, bloß der unzweckmäßigen, schlechten und kostspieligen Communicationen wegen, die Concurrenz des fremden Getreides nicht aushalten kann. Der enorme Getreidebedarf von Tirol, der nach Angabe einiger Statistiker jährlich nahezu zwei Millionen Metzen, nach Anderen noch mehr beträgt, könnte zum größten Theil seine Deckung vom Banat hee finden, von dem Momente an, als eine Dampfschiffahrt bis Spittal oder Villach eröffnet wäre, und auf dem Metzen würde bis Lienz kaum eine größere Fracht als 1 fl. 10 kr. kosten.

Mit der Eröffnung der Bergfahrt auf der Drau würde sich auch die Thalfahrt billiger stellen. Kärnten bringt für sie von seinen Montan-Producten und Manufacturen zwei Drittheile der jährlichen Erzeugung; Alles, was nicht nach Tirol, Italien und das westliche Küstenland verführt wird; für den kärntnerischen Stahl möchte der alte Handel nach Süd-Ungarn und die Donau-Länder wieder und mehr als je aufblühen, für das kärntnerische Eisen würde die von der besseren Qualität geforderte Erweiterung des Absatzes gewonnen, und dem Ackerbautreibenden Banat für seine Geräthe ein billigeres Eisen guter Qualität zugeführet, als dies nun der Fall ist, wo, wie der Bericht der Temesvarer-Kammer nachweist, die Pecije mit 14 fl. 24 kr., und für steieisches Walzeisen mit 18 fl. notirt sind.

Durch die Wohlfeilheit des Bezuges möchte aber zugleich der Verbrauch von den genannten Artikeln steigen, und auf ihre Erzeugung günstig rückwirken.

Da mit Ausnahme der Hochöfen und einiger kleinerer Eisenwerke in Kärnten die Eisen- und Blei-, Baumwolle- und Schafwolle-Industrie unmittelbar an der Drau, oder am Ausgang ihrer Seitenthäler betrieben wird, da nach der Drau der einzige Weg aus dem Lande offen steht, der über keine Wasserscheide führet, und unmittelbar mit der wichtigsten Bahn und dem wichtigsten Strom des Reiches verbindet, so liegt der Vortheil für sämmtliche Industrie-Zweige im Lande ganz offen; aber auch die Theilnahme derselben für die Verfrachtungen auf der Drau.

Die von daher zu gewärtigenden Mengen weisen keine zu geringe Ziffer aus, sie haben bei dem gegenwärtigen Stande der Drau-Schiffahrt bereits über 200,000 Centner betragen, eine Menge, die weit bluter der anzuhoffenden Wirklichkeit zurückbleibt, da in kommenden Jahren die Sendung an Rails allein für Ungarn diese Zahl erschöpfen dürfte.

Die vielen und bedeutenden Triester-Sendungen, die gegenwärtig auf der Save nach Semlin, und von da stromaufwärts der Donau, oder die über Laibach auf der Eisenbahn über Wien nach Ungarn verführt werden, dürf-

*) Der Bezug findet wie folgt statt. Kömmt das Getreide in Schlepp- oder gewöhnlichen Schiffen vom Banat in Sissek an, so wird es einmagazinirt, oder sogleich in kleinere Schiffe überladen, dafür, wie natürlich, Provision und Magazinage bezahlt. In diesen kleineren Schiffen kömmt es nach Steinbrücken, wird dort ausgeleert, wofür wieder Spesen und Provision bezahlt werden. Dann wird es der Eisenbahn übergeben, nach Laibach geführt, dort abermals einmagazinirt, das dritte Mal Spesen und Provision bezahlt, und weiters mit sogenannten Schlitter-Fuhrleuten Partienweise nach Krainburg verfandt. In Krainburg wird es häufig ab- und umlegt, und kömmt nach Neumarktl, wird dort abermals umlegt, und auf den Loibl geschleppt. Zur Nachtzeit bleibt es theils vor den Behausungen, theils in den Stallungen der Fuhrleute. Auf dem 4000 Fuß hohen Loibl angekommen, wird es von den krainerischen Fuhrleuten den kärntnerischen übergeben, daher abermals umlegt. Regnet oder schneiet es gerade, so hilft Nichts vor dem Naßwerden. Leider trifft es sich nun, daß das Getreide wegen Mangel an Wägen in den 2 bis 3 hölzernen Hütten auf den Loibl eingestellt werden muß, was besonders dem Naßgewordenen sehr übel anschlagt, es keimt, sprengt den Sack, und wächst buchstäblich beim Sacke heraus. So verdarb im Jahre 1852, wo Kärnten großen Bedarf hatte, in den Hütten auf dem Loibl wegen Mangel an Fuhrleuten eine namhafte Partie Mais der Art, daß die Säcke verfaulten, und der Eigner es für besser fand, die weitere Partie, wenn auch für Kärnten bestimmt, lieber in Krain zu verkaufen. So wurde der Kammer ausgewachsener Weizen vorgezeigt, dessen Körner mit ihren Wurzeln ein inniges Geflecht darstellten. — Vom Loibl kommt das Getreide nach Kirschentheuer, wird abermals umlegt, und dann mit andern Fuhrleuten (auch Schlitter) nach Klagenfurt gebracht. — Dieses ist der Weg, auf dem Kärnten sein Banater-Getreide bezieht, traurig genug, und um so trauriger, je mehr es Bedarf gibt.

ten alle, nder doch größtentheils den kürzeren Dmnweg nach Ungarn wählen, und diese Wasserstraße stark beleben.

Wenn mit dem Gesagten die commerciellen Vortheile der Drau beleuchtet wurden, so kann hier nber auch ein Moment nicht übergangen werden, das, gewiß nicht das unwichtigste von Allen, füe die hohe Bedeutung der Drauschiffbarmachung spricht.

(Schluß folgt.)

Das Jahrbuch des naturhistorischen Museums.

(Schluß.)

In den daranf folgenden „Beiteägen zur Klimatolagie dee Alpen" liefert Herr J. Peetinee aus den in Kärnten angestellten Witterungs-Beobachtungen sehe interessante Belege zue Entwicklung oes Gesetzes überdie Verbreitung der Luitwäeme und Luftfeuchtigkeit nach Oben Es ist bekannt uno dan oee kais. Akademie dee Wissenschaften wiederbolt ebeend anerkannt worden, daß durch vie wissenschaftliche Thätigkeit, besonders der Landgeistlichkeit, in Kärnten mehr nls in jeder andeen Peoaing füe metrorologische Studien geleistet wird, indem von allen Beobachtungs-Stationen Oesterreichs Kärnten nicht blaß die meisten (nahezu ein Viertheil aller), sondern auch die höchst gelegenen unv interessantesten aufzuweisen hat.

In dem vorstehenden Aufsatze weist der Verfaffee aus den Beobachtungen von dreizehn Stationen eine merkwürdige Annlogie nach, die in der Vertheilung der Wärme nach Oben mit der nach Nord und Süd statt findet. Wie man nämlich in letzteer Beziehung nach den van Humbold gezogenen Jahees- und van Dove kürzlich nusgeführten Monat-Isathermen (Linien, welche Orte gleicher Jahres- oder Monatwärme mit einandee neebinden) zwischen Continental- und Küstenklima unterscheiden müsse, wovon jenes in gleicher Breite kälteren Winter und heißeren Sommer aufzuweisen habe, nls dieses, so muß man auch nach diesen kärntnerischen Beobachtungen zwischen Thal- und Bergklima unterscheiden, die sich zu einander veehalten wie jene, indem bei nahezu gleicher Erhebung über die Meeresfläche alle Puncte im Thale wäemern Sommer und kältern Winter zeigten, als auf Bergabhängen liegende. Die Uesache dieser Erscheinung glaubt der Verfasser hauptsächlich darin suchen zu müssen, daß im Sommer die im Thale durch die Besonnung des Bodens erwärmten Luftmassen, sowie oie dadurch eezeugten Dünste, durch den aufsteigenden Luftstrom in die Höhe geführt, und doet durch Ausdehnung abgekühlt werden, während umgekehet im Winter die durch Strahlung abgekühlten Luftschichten in die Thäler sinken, dort stagnieen, und neblige Dünste nnhäufen, die dann die Einwirkung der Sonne hindern; durch die Psychrometer-Beobachtnngen am Hochable (6500') geht nämlich hervor, daß die Luft aben im Sommee feuchter, im Winter trockener ist, als im Thale. Wie sinoen sn in der That in dem Aufsatze nicht blaß Beiträge zne Klimatologie, sondern Thntsachen von wissenschaftlichem Werth.

Unter dem bescheidenen Titel „Beiträge zue Mineralogie und Geognosie von Kärnten" von Rnsthaen und Canaani finden wie zuletzt die umfangreichste und bedeutendste wissenschaftliche Arbeit des Jahrbuches. Das ganze, Kärnten betreffende, durch vieler Jahre Mühe und Arbeit gesammelte Beobachtungsmaterial des Herrn v. Rosthorn finden wir darin zu einer vollständigen, klae wissenschaftlichen Uebersicht der Mineralogie und Geognosie Käntens, wie man die Arbeit recht gut nennen könnte, zusammengetragen. Nach einer kurzen Einleitung, welche im allgemeinen den Umfang der Aebeit nnd die füe den Zweck der zu gebenden Uebersicht der Felsarten und Minerale gewählte Eintheilung der erstern begründet, werden diese in zwei Abtheilungen abgehandelt, deren erstere die Ue-, letztere die Flötzgebiege umfaßt. Die in Käenten doekommenden Uegebirgsarten werden uns in zwei, sawohl nach der Zusammensetzung, der Structue, den Lagerungsoechältnissen iheer Glieder, nls auch nach Verbreitung uno Verhältniß iheer Stellung von einander deutlich getrennten Systemen voegeführt. Beide beft.hen voeherrschend aus Gneis, Granit, Urkalk und Urschiefern. Währeno in dem einen, den Centralalpen angehörigen Systeme Gneis das herrschende Gestein ist, aus dem sich der meist feinkörnige Granit in bedeutender Mächtigkeit und ohne bemerkbaee Grenze entwickelt, sind in dem andern Systeme die Schiefeegesteine vorherrschend, dee Gneis, wenn gleich noch und zuweilen mächtig entwickelt, doch gegen ihr Auftreten zurückstehend, und auch seiner Zusammensetzung nach vom Centralgneis verschieden. Die Granite aber sind hier ganz unteegeordnet, nue als stockförmige Einlagerungen auftretend, und in Textur und Zusammensetzung vollkommen von den Centralgranuten verschieden. In der einen Gruppe treten Glimmerschiefer auf, duech einen Gehalt an Hornblende und Pistazit in Form van Strahlstein ausgezeichnet; Chlorit und Talkschiefer mit Einlagerungen non Serpentinen sino eine gewöhnliche Erscheinung, und Kalkglimmerschiefer ndee Eipollin ist ein die Gruppe bezeichnendes Gesteia.

In der nndern Geuppe kammen neben gewöhnlichen und qunrzreicheu Glimmerschiefern Lager van Granaten führende Hoenblendeschiefee aber auch Eklogite voe, der Urkalk wird nie zu Eipallin; Serpentin, Chlorit- und Talkschiefer sino höchst seltene Erscheinungen. Dagegen treten in mächtiger Entwicklung die den ältesten Sedimentärschichten nahe stehenden Thanglimmerschiefer nnd Thanschiefee und der die Gruppe höchst bezeichnende, seiner Faebe nnch sogenannte graue Porphye auf.

Aber auch, in ihree Verbreitung sind die beiden Systeme streng geschieden. Während sich das eine auf die Zusammensetzung des nordwestlichen Theiles von Kärnten beschränkt, nnch Osten aon der Lieser, nach Süden von der Möll begrenzt, setzt das andeee die Gebirge zwischen ver Möll nnd Drau zusammen, ist herrschend von der Lieser bis an die Choealpe und an die Drau, findet sich noch im obeen Gailthale und in der Bergreihe zwischen und voe dee Vetzen und Ursulaberg im Gebiet der Mies und untern Drau.

Mit dieser Gruppirung ist ein wissenschaftlich höchst schätzenswerthee nao ganz neuee Beitrag zum Verständniß der sonst ja häufig ohne alle Unterscheidung zusammengeworfenen kryställinischen Schiefer- und Massengesteine geliefert.

Füe die Beschreibung der Gesteine der Sedimentär-Fnemation ist die Zusammeasetzung nach Formationsgeuppen sehe entsprechend, die ihrer Stellung nach zweifelhaften Gebirgsglieder sind mehr anmerkungsweise bei jenen erwähnt, mit denen sie am häufigsten in Gesellschaft angetroffen werden, wie dies mit den beim Uebergangskalk abgehandelten Kalkstein nnd Schiefern der Fall

ist. Die eruptiven Gebilde sind nach der muthmaßlichen Zeit ihrer Eruption den gleichzeitigen Sedimentär-Formationen beigesellt. Wir lernen von diesen in der primären Zeit den höchst interessanten rothen Granit und Syenit von Kappel und Schwarzenbach, die Grünsteine von Bleiberg und Waidisch; in der secundären Zeit drei deutlich verschiedene, und ihrem Vorkommen nach gleich interessante Porphyrarten und in der tertiären Zeit den Basalt von Kollnitz kennen.

Das Capitel über die Verbreitung der Felsarten gibt uns auch ohne geognostische Karte ein vollständiges Bild der geologischen Verhältnisse von Kärnten, mit dessen Hilfe Jedermann im Stande ist, eine solche Karte selbst sich auszumalen. Wir hätten eine solche geognostische Karte freilich gerne beigegeben gesehen, sehen aber ein, daß eine solche die Auflage über die vorhandenen Kräfte vertheuert hätte.

Die zweite Abtheilung über die Mineralien lehrt uns alle im Lande vorkommenden Minerale, ihre Fundorte und die Art des Vorkommens kennen, so weit dies mineralisch oder geognostisch interessant ist. Wir heben von den vielen Angaben über die im Lande vorkommenden Erze und Metalle beispielsweise hervor, was über das Bleierz-Vorkommen gesagt ist, und uns auf die gänzliche Verschiedenheit der Bleierze im Trias- und im Uebergangsgebirge aufmerksam macht, und in praktischer Beziehung von hoher Wichtigkeit ist, da die Grundsätze für ihre Gewinnung bei beiden wesentlich verschieden sind. Es würde zu weit führen, mehr Einzelnheiten hervorzuheben, an dem diese Abtheilung reich ist.

Es ist das erste Mal, daß uns ein so vollständiges, streng wissenschaftlich durchgeführtes Bild über die geognostischen und mineralogischen Verhältnisse des Landes vorgeführt wird, wir müssen diese Arbeit um so höher schätzen, als sie durchaus nur Selbstbeobachtetes zur Basis hat.

Im Anhange zu diesen wissenschaftlichen Abhandlungen finden wir die Entstehung und Wirksamkeit des Museums von Hrn. Dr. Heinrich geschildert.

Wir müssen noch berichten, daß der zweite Jahrgang des Jahrbuches sich auch durch seine äußere Ausstattung sehr vortheilhaft vor seinem Vorgänger auszeichnet. Der Druck ist mit ganz neuen, sehr gefällig geschnittenen Lettern und auf schönem weißem Papiere bewerkstelliget. Das Buch kann sich, seinem Inhalt und seiner äußern Erscheinung nach, neben jedem Aehnlichen sehen lassen.

Wir haben das Jahrbuch weitläufig erörtert, weil wir in dem Erscheinen seines, an innerm und äußerm Werth bedeutend erhöhten zweiten Jahrganges ein für unser kleines Land ehrenvolles Ereigniß betrachten, von dem wir Act zu nehmen uns um so mehr für verpflichtet halten, als Kärnten nicht mit jenen Bildungsanstalten und Verkehrsmitteln, deren sich die Nachbarländer erfreuen, bedacht ist, und doch an wissenschaftlicher Thätigkeit hinter keinem derselben zurückbleibt.

Den Corporationen und Mitgliedern des Museums aber, die dasselbe bisher so edelsinnig unterstützt haben, ist in dem Erscheinen des Jahrbuches der würdigste Dank, die nachdrücklichste Bitte dargebracht, es auch fernerhin in seinem schönen Bemühen nach Kräften zu unterstützen.

Notizen.

— Ueber Sebastopol gibt E. Taibout de Marigny in seinem „Pilote de la mer noire et de la mer d'Azow" folgende Schilderung: „Südlich längs dem Golf von Perecop segelnd, erreicht man die in der Nähe des Cap Chersones liegende Stadt Sebastopol. Die Küste ist durch zwei sehr bewaldete Buchten eingeschnitten, in welche die Katscha und der Belbek münden. Im Hintergrunde ragt das Gebirge mit weißen Felsen empor, welche langgestreckten Festungsmauern nicht unähnlich sind. Das Cap Chersones bildet das äußerste Ende einer in Westen der südlichsten Küste der Krim liegenden kleinen Halbinsel. Sieben Meilen davon wird die Stadt mit den Festungswerken von Sebastopol sichtbar. Die Schifffahrt erfordert hier wegen der vielen Sandbänke die größte Vorsicht. Dieselben sind durch faßige Tonnen bezeichnet, und zwei Leuchtbaume, von denen sich der eine 413, und der andere 613½ Fuß über den Meeresspiegel erhebt, dienen mit ihrem festen Feuer als Warnungszeichen in der Nacht. Das Kap Constantin ist bemerkenswerth durch einen Telegraphen und ein rundes Fort mit einer doppelten Reihe gedeckter Batterien. Das Meer in der Nähe des Ufers hat eine Tiefe von zwei eine halbe Meile, davon westlich eine von vier Faden. Auf den beiden Vorsprüngen im Osten des Quarantaine-Hafens ist eine Batterie errichtet. Ein dritter Vorsprung, eine halbe Meile von der Quarantaine, ist bemerkenswerth durch das Fort Alexander. Dieses Fort liegt südlich von Fort Constantin, mit welchem es den etwa eine halbe Meile breiten Paß der großen Bucht oder der Rhede von Sebastopol bildet. Der Artilleriehafen, an dessen Eingang das Fort St. Nikolas mit einer dreifachen Kanonenreihe sich erhebt, ist gegen den Nordwind durch das nördliche Ufer geschützt, an welchem sich einige Stadtviertel hinziehen. Der Hafen, der vor dreißig Jahren noch 750 Metres lang und 270 Metres breit war, wurde dermaßen ausgefüllt, daß er bald den Handelsschiffen, für welche er bestimmt ist, keinen Dienst mehr leisten wird. Bei Nordwestwinden ist es mit ihnen hier sehr schlecht bestellt; aber selbst der Westwind verursacht Schiffbrüche oder doch bedeutende Havarie. Der ovalspringende weiße Felsenhügel, auf welchem Sebastopol steht, erhebt sich 240 Fuß über den Meeresspiegel, und scheidet den Artilleriehafen von der Jugenoja (südlicher Hafen). Am äußersten Ende befindet sich das Fort S. Nikolas mit einer dreifachen Batterie. Der südliche Hafen wird von den Batterien des Forts S. Paul bestrichen. Er hat eine große Ausdehnung, ist zwischen zwei steile Hügel eingekeilt, und die Sonde erreicht eine Tiefe von 9 bis 4 Faden. Er ist für die Kriegsschiffe jeder Größe bestimmt, welche hier vollkommen sicher sind. Ungefähr eine Meile davon liegt der Werfthafen. Am äußersten Ende der großen Bucht von Sebastopol mündet der Fluß Bujuk-Uzene, von den Russen Tschernaja-rezka genannt; westlich liegt am Fuße eines steilen Felsens ein Meeresbecken mit den Bäckereien der Flotte, dann folgen wieder einige durch Batterien bestrichene Baien."

— In den Geburts-Anzeigen, welche die californischen Blätter enthalten, ist außer dem Geschlechte des Kindes auch stets das Gewicht desselben angegeben.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 14. Klagenfurt, Sonnabend, den 18. Februar. 1854.

Zweiter Bericht
der kärnt. Handels- und Gewerbekammer über die Drau und ihre Fahrbarmachung für Dampfschiffe.

(Schluß.)

Von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Ausflusse gehört die Drau Oesterreich an. Nicht so verhält es sich mit der begünstigteren Save.

Noch ihrer größten Ausdehnung bildet diese die Grenze zwischen Oesterreich und der Türkei. Oesterreich ist auf ihr nicht alleiniger Herr. Schon in friedlichen Zeiten treten auf ihr Hemmnisse im Handel ein. Unruhen in den türkischen Provinzen erschweren denselben noch mehr, und wirken vertheuernd auf die Frocht zurück, und wie, wenn einst der Fluß ganz gesperrt würde, wie es leider an der untern Donau der Fall ist?

Träte bei dem gegenwärtigen hohen Preise des russischen Getreides (Mais in Triest 11 fl.) ein solch' trauriges Ereigniß im kommenden Frühjahr ein, so wäre eine Hungersnoth in den Alpenländern eine unausbleibliche Folge.

Das ohnehin theuere Getreide würde durch erhöhten Frachtpreis z. B. über Wieselburg noch theuerer, für ärmere Leute unerschwinglich werden, und das trostloseste an der Sache wäre der Umstand, daß, hat der Hunger einmal eingerissen, die Zufuhren pr. Achse nicht hinreichen, denselben zu stillen. Die Frachten mögen sich wie immer steigern, so fehlt es immer an Transportmitteln in hinreichender Menge, besonders über die viele 1000 Fuß hohen Alpenübergänge, als: über den Loebl, die Wurzen und von Friaul nach Tirol, wo der Transport (über den Loebl höchstens 5 Centner pr. Pferd), wie erwähnt, Sackweise geschieht. Wäre hingegen die Drau bis Villach für Dampfschiffe fahrbar, so ist eine derlei Noth nie zu befürchten, vielmehr die gegründetste Aussicht geboten, auch die italienischen Nachbarländer von Villach aus wohlfeiler mit Getreide zu versorgen, als es über irgend eine andere Straße, z. B. über Laibach-Triest, Sissek, Karlstadt, Fiume oder Zenga-Triest nun der Fall ist. Die Wasserfracht bis Villach 51 kr., würde sich selbst mit Hinzurechnung eines Frachtlohnes von Villach bis Udine auf der schönen Tarviser-Straße von 40 kr. pr. Metzen auf = 1 fl. 31 kr. stellen, während sich die Fracht vom Banat bis Fiume allein, der bis nun billigsten Route, auf 1 fl. 47 kr. pr. Metzen stellt; vorausgesetzt, daß es an der Louisenstraße bis zur Meeresküste nicht an Fuhrwerk mangelt.

Das Gesagte möge einen wichtigen Fingerzeig geben, wie gefährlich es ist, die Verproviantirung der Alpenländer der Save, dem Grenzflusse der Türkei, allein anzuvertrauen. Unbenützt entspringt in diesen Ländern selbst ein Fluß, bald nach seinem Beginne bereits schiffbar, durchströmt sie nach ihrer ganzen Länge, und eilt auf kürzestem Wege der Donau zu, endet, wo sich das findet, was jene Länder an seinen Quellen bedürfen.

Beide Ufer bilden blühende österreichische Länder, reich an Cultur und Gewerbefleiß, reich an Boden-Erzeugnissen aller Art, Länder, die eine große Zukunft vor sich haben und mit Fleiß und Ausdauer das werden müssen, was die Lombardei in Italien ist. Dazu noch der Quellenreichthum dieses Flusses, seine Fahrbarkeit zu Zeiten, wo selbst auf der Donau die Schiffahrt wegen zu niederem Wasserstande gehemmt war und theilweise eingestellt werden mußte, ein Uebelstand, wie er von heuer noch im frischen Andenken steht, und dem zum großen Theile die herrschende Theuerung zugeschrieben werden muß. Die Franzens-Festung in Tirol, die Veste von Malborgeth und am Predil bewachen die Quellen, die Festung Essek und Peterwardein den Ausfluß der Drau, und seine Anwohner sind Völker durch Patriotismus stark.

Uebrigens gelte es bei der Drau, eine alte Schuld gut zu machen. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, wissen wir, war sie mit Schiffen von 6000 bis 8000 Centner Last stromaufwärts befahren; der gegenwärtige Zustand zeigt von einem Rückschritt und gibt der jüngsten Vergangenheit kein ehrendes Zeugniß. Die Kosten, um diesen Strom seiner Bestimmung zuzuführen, sind dabei im Verhältniß zu den großen Vortheilen, welche die Schiffbarmachung gewährt, im Verhältniß der großen Ausdehnung und Vertheilung, da fast ein Drittheil der Monarchie bei dieser Frage betheiligt ist, gewiß von geringem Belang. Eine einzige militärische Verproviantirung Tirols, sollte sie, wie es höchst wahrscheinlich ist, von Ungarn, dem Banat, aus erfolgen, würde durch Fracht-Ersparniß einen großen Theil dieser Kosten decken.

Die Kammer kann es nicht unterlassen, hierauf die Aufmerksamkeit Einer hohen Staats-Verwaltung zu lenken, da dieser Zusammenhang von tief eingreifendem Interesse ist, der Draufschiffahrt von daher außer der bewiesenen commerciellen Wichtigkeit eine im entscheidenden Moment noch höhere strategische zukömmt.

Vom Banat aus gibt es gegenwärtig nur zwei Wege für die Verfrachtung von Getreide nach Tirol: Die Wasserstraße auf der Save und weiter zu Land über Laibach und Villach, die Landstroße aus Ungarn über Marburg und Villach. Auf der ersteren stellt sich die Fracht bis Spittal auf 2 fl. 12 kr. pr. Metzen, auf der anderen wäre die Fracht nahe an 5 fl., bei schlechtem Wetter der Transport unmöglich.

Auf der Drau würde sich, wie gezeigt, die Fracht pr. Metzen bis Spittal auf 57 kr. stellen, somit gegen die Save-Route um 1 fl. 15 kr., gegen die Landfracht um 4 fl. billiger. Eine Armee von 100,000 Mann braucht für Brot allein täglich 1850 Metzen Frucht, in 90 Tagen 166,500 Metzen, welche auf der Drau zugeführt, gegen die Save-Route eine Fracht-Ersparniß von

208,125 fl., gegen die Landzufuhr eine Ersparung von 666,000 fl. abwerfen würde.

Es ist in dieser Beziehung noch eine Erfahrung aus jüngster Zeit in frischer Erinnerung: die Verproviantirung von Verona im Jahre 1848, die unbedeutend war, die dem Aerar dennoch auf der kurzen Strecke von Marburg bis Villach allein eine Ersparung von 37,500 fl. gebracht hätte. Man bezahlte von Seite des Aerars von Marburg bis Klagenfurt effective 1 fl. 24 kr. pr. Centner, von Klagenfurt bis Villach 21 kr., zusammen 1 fl. 45 kr.

Auf der Drau käme die Fracht pr. Cntr. auf 20 Meilen, sehr hoch angenommen, auf 30 kr. und beim Centner würde 1 fl. 15 kr., bei 30,000 Cntr. Getreide, die im Jahre 1848 beiläufig verfrachtet wurden, 37,500 fl. bis Villach, 48,500 fl. aber bis Spittal in Ersparung gebracht worden sein. Ueberhaupt darf das Jahr 1848 zur wichtigen Lehre dienen, damals, als unsere Armee in Italien schon Mangel litt, in Verona eingeschlossen, nur in ihrem Rücken die Verbindung mit Wien auf dieser Straßen-Route unterhielt, und von da her ihre Zuzüge empfing. Die französischen Kriege bereits haben die strategische Wichtigkeit der Drau und des Tauthales zur Genüge bewiesen, Kärnten hat hievon die Erfahrung gemacht, und dieselbe strategische Bedeutung ist heute, wo Italien noch immer die verwundbarste Stelle der Monarchie ist, wo bei dem ungeheuren Aufschwung der Dampfkraft zur See große Truppenkörper schnell auf entfernte Puncte geworfen werden können, nicht minder geworden.

Möge der gefertigten Kammer die Darstellung der Nothwendigkeit gelungen sein, die Drau für größere Fahrzeuge und für eine Bergfahrt mit Dampfschiffen einzurichten! Möchten die hohe Staats-Verwaltung und die Stände der betheiligten Länder sich bewogen fühlen, der Drau-Angelegenheit die verdiente Aufmerksamkeit zuzuwenden, und sie dem erwünschten Ziele zur Wohlfahrt einer zahlreichen Bevölkerung und ausgedehnter Länderstrecken bald entgegenführen.

Ueber Witterung und ihre Einflüsse in Kärnten.

Jänner 1854.

I.

⊙ Es gibt wenig Dinge in der Welt, von denen die Menschen im Allgemeinen so viel reden wie vom Wetter; wenn alles Andere den Dienst versagt, um ein Gespräch einzuleiten, oder ein stockendes in Gang zu bringen, so ist es das Wetter, in den Salons der Vornehmen, wie in der Hütte des Armen sind es in der Regel Bemerkungen über das herrschende Wetter, die unmittelbar den ersten Begrüßungen folgen, und wenn man es auch in der gebildeten Gesellschaft gewissermassen verpönnt hat, langweilige Wettergespräche zu führen, so liegt doch in dem Umstande, daß man solche immer und allenthalben noch als willkommene Lückenbüßer brauchen kann, der beste Beweis, daß uns Allen das Wetter von großem Interesse ist. Hängen wir doch in unserm Wohl und Weh nur gar zu sehr von diesem launenhaften, so viel fluctirten und noch so wenig enträthselten Patrone ab; es braucht nicht gerade ein heraufziehendes Gewitter mit rollendem Donner und heulendem Sturm uns an diese Abhängigkeit zu mahnen, unsere täglichen Bedürfnisse und Verrichtungen thun es schon zu Genüge; nicht bloß, ob wir morgen im freundlichen Sonnenschein der wundervollen Gotteswelt uns freuen, oder bei Regengüssen im Schmollwinkel sitzen, hängt vom Wetter ab, sondern alle unsere Lebensgüter, mehr oder weniger uns selbst in unserm Wohl- oder Uebelbefinden, in unserer geistigen Stimmung oder Verstimmung regiert das launenhafte Wetter und mehr noch die Summe aller jener Witterungserscheinungen, die wir unter dem Namen Klima bezeichnen. Kein Wunder also, daß die Menschen so fleißig nach Wind und Wetter, so ängstlich prüfend nach dem Wetterglase schauen; kein Wunder, daß sie immer und immer wieder auf dies abgenützte und doch ewig neue Thema zurückkommen; das aber dürfte uns in der That Wunder nehmen, daß, soviel die Menschen auch nach dem Wetter gucken, und so viel sie davon reden, doch so Wenige sich fragen, woher das Wetter komme.

Ja, woher bläst der Wind, woher kommt das Wetter? Das zu beantworten hält man wohl zum vorhinein für unmöglich, und daher diese Frage und alles Wettergucken und Studiren vom Ueberfluß. Und doch ist es der Wissenschaft gelungen, zu sagen, woher der Wind weht und was das Wetter ist, es ist ihr gelungen, der wechselvollsten und launenhaftesten aller Erscheinungen wenigstens einige Gesetze abzulauschen, ja, man ist schon soweit gekommen, selbst das Voraussagen der Witterung für keine Unmöglichkeit mehr zu halten, man ist im Stande gewesen, selbst das Wuthen der Stürme in Gesetze zu bannen, und sich dienstbar zu machen, wie wir dies einmal in diesen Blättern darzuthun versucht haben *).

Freilich geht das nur allmälich und langsam, es bedarf des Fleißes und der Ausdauer Tausender, um in dem rastlosen Fliehen der Gewölke eine Regel zu erspähen, die ganze Erdfläche muß dazu ihre Dienste bieten.

In Kärnten werden solche meteorologischen Studien mit Fleiß und Ausdauer nicht nur, sondern auch mit Sinn und Verständniß getrieben, es steht in dieser Beziehung obenan unter allen Ländern Oesterreichs; ja, es dürften kaum irgendwo auf gleicher Fläche so viele und so interessante Beobachtungs-Stationen zu finden sein. Wir wollen es versuchen, die auf diesen Stationen beobachteten meteorischen Vorgänge mitzutheilen und im Zusammenhang zu bringen mit den Gesetzen, welche die Wissenschaft bereits in den meteorischen Veränderungen unseres Luftmeeres erkannt hat.

Vor Allem aber wollen wir den zweifelnden Leser darüber aufklären, ob wir wirklich schon wissen, woher der Wind bläst, woher das Wetter kommt. Nun da möchten wir den Leser bitten, einen kleinen Versuch zu machen, wie er jetzt zur Winterszeit fast in jedem Zimmer, besser in einem ziemlich feuchten, am besten in einer Waschküche sich anstellen läßt. Oeffnet man in einem solchen, stark mit Dünsten erfüllten Raume eine in's Freie gehende Thür oder Fenster, so bemerkt man deutlich, daß am obern Theile der Thüre die Luft von der Küche in's Freie, am untern aber umgekehrt von der Freie in die Küche zieht, oben sowohl als unten sieht man in der hinaus- und hereinziehenden Luft neblige Dünste entstehen, um so mehr, je kälter die Luft draußen ist. Mittelst eines Thermometers überzeugt man sich bald, daß oben die hinausziehende Luft warm, unten die hereinblasende kalt ist. Wir haben also in diesem Falle einen kalten Wind herein, einen warmen hinaus, und überall wäss'rige Niederschläge in Form von Nebel. Die im geheizten Raume befindliche Luft wird nämlich durch die Wärme ausgedehnt, steigt, dadurch leichter geworden, in die Höhe, und geht zur Thüre oben hinaus, während umgekehrt die

*) Carinthia 1853, Nr. 25.

Luft von außen, weil sie kalt, und als solche schwerer ist, zu Boden sinkt, und an der Thüre unten in den Raum hineinfließt; oben und unten kömmt die warme feuchte Luft mit kalter in Berührung, die in jener aufgelösten Wasserdünste werden dadurch abgekühlt und zu Wasser, wie dies der Fall ist, wenn man ein Glas kaltes Wasser in ein feuchtes Zimmer bringt, das sich schnell, wie man sagt, mit Dünsten beschlägt. — Welche Anwendung hat dies nun auf die Witterungsvorgänge auf der Erde; wo ist da die Waschküche, wo die offene Thür?

Die Erde ist allenthalben umgeben vom großen, mehrere Meilen hohen Luftmeere; dieses macht mit ihr die tägliche Bewegung um die Axe und die jährliche um die Sonne mit, und ist eine ungemein leichtbewegliche, ausdehnsame Flüssigkeit; die Luft wird aber nicht überall gleich stark von der Sonne erwärmt; während gegen die Pole hin fortwährender Frost herrscht, so daß die Luft zuweilen bis — 40° R. abgekühlt wird, erhitzen in der Gegend des Aequators die dort senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen das feste Land, das Meer und die darüber befindliche Luft bedeutend, oft bis zu 40° über den Gefrierpunct, hier wird die Luft, zugleich an den warmen Meeren mit Wasserdünsten angefüllt, gesättigt. Hier ist die Waschküche. Hier steigen die erwärmten Luftmassen, durch die Erhitzung leichter geworden, in die Höhe, während zu gleicher Zeit die kältern Luftschichten von den beiden Polen gegen den Aequator hin zufließen. Wir haben uns also auf der Erde zwei constante starke Luftströmungen von den Polen gegen die wärmeren Erdtheile zu denken; diese Strömungen oder **Winde** sind kälter als die Landstrecken, wohin sie ziehen, sie sind trocken, da sie sich in den kalten Zonen ihrer Feuchtigkeit entledigt haben, sie würden endlich als vollkommener Nordauf unserer, als Südwind auf der andern Erdhälfte auftreten, wenn die Achsendrehung der Erde nicht im Spiele wäre. Durch diese drehen sich alle Puncte der Erde täglich ein Mal um ihre Axe, während aber ein Punct des Aequators so täglich 5400 Meilen zurücklegt, haben die Puncte höherer Breitenkreise allmälich geringere Geschwindigkeit, die Pole selbst stehen ganz still; die Luftschichten, welche also von den nördlichen Polar- gegen die Aequatorial-Gegenden abfließen, haben eine geringere Drehungsgeschwindigkeit als diese, sie bleiben gleichsam gegen diese in ihrer Bewegung gegen Osten zurück, scheinen also wie von Osten kommend, treten also nicht als reine Nord-, sondern als **Nordostwinde** auf. Ebenso auf der südlichen als **Südostwinde**. In einigen Gegenden der Erde, in einiger Ferne vom Aequator, wehen diese Winde mit großer Regelmäßigkeit das ganze Jahr, man nennt sie die **Passatwinde**, sie bedingen dort ein trockenes, heiteres, gemäßigtes Klima.

Die am Aequator in die Höhe gestiegenen, mit Wasserdünsten gesättigten Luftmassen werden schon dadurch etwas abgekühlt, und entledigen sich schon dort theilweise ihrer Dünste wieder, meist unter starker Electricitäts-Entwicklung, es ist dies die von den Seefahrern so sehr gefürchtete Zone der veränderlichen Winde und Stürme (Passiren der Linie). Diese aufgestiegenen Luftmassen, noch immer sehr heiß und feucht, fließen dann oben allmälich gegen die Pole hin, kühlen sich auf diesem Zuge immer mehr ab, sinken in dem Grad in höhern Breiten wieder zur Erde nieder, und lassen die von den Tropen mitgebrachte Feuchtigkeit als Regen und Schnee auf die nördlichern Länderstrecken niederfallen. Wegen der Axendrehung der Erde ist auch diese vom Aequator kommende Luftströmung auf der nördlichen Erdhälfte kein reiner Südwind, sondern gestaltet sich, da sie mit größerer Geschwindigkeit gegen Osten rotirt, als zugleich wie von Westen kommend, mithin als **Südwestwind**.

Während wir also am Aequator eine Zone der veränderlichen Winde und Stürme, nördlich und südlich von dieser eine Zone des constanten Passatwindes finden, müssen wir noch weiter gegen die Pole eine Zone uns denken, in welcher die beiden Hauptströmungen des Luftmeeres im steten Kampfe begriffen sind, bald die eine bald die andere als zeitweilige Siegerin herrschend wird. In dieser großen Zone liegen die von uns bewohnten Länder.

Es geht schon aus dem vorhergehenden hervor, daß von dem Vorherrschen der einen oder der andern Windrichtung wesentlich der Charakter unserer Witterung bedingt werden muß; weht der kalte, schwere, trockene Nordostpassat, so werden wir bei hohem Barometerstand andauernd heitere trockene Witterung haben, senkt sich der warme, leichtere und feuchte Südwest auf unsere Gegenden nieder, werden wir das Barometer fallen, das Thermometer steigen, den Himmel sich bedecken, und meistens auch Regen oder Schnee entstehen sehen. Denn dort, wo diese beiden Luftströmungen sich mischen, oder wo die Südwestströmung durch ihr Vorwärtsfließen zu sehr abgekühlt wird, muß ein Niederschlag der in dem heißen, von Südwest kommenden Luftstrome aufgelösten Dünste erfolgen.

Notizen.

— Aus **Neuwied**, 4. Februar, schreibt die dortige Zeitung: Ein nie gesehenes Schauspiel zog gestern Nachmittags eine zahllose Zuschauermenge an den Rhein. Der Urgesundheitslehrer C. **Mahner** erschien als Eisschwimmer in der Mitte des Rheines, nur mit einer Schwimmhose angethan, auf eine Eisscholle hingestreckt. Als er der Brücke gegenüber angekommen war, entbot er der Menschenmenge seinen Gesundheitsgruß, und empfahl in länger dauernder vernehmlicher Rede seine „heilbringende Urgesundheitskunde." Nach einem dreimaligen Hoch warf er sich von seiner Eisscholle in die Flut, und schwang sich dann in einen kleinen, ihm zur Seite fahrenden Nachen, in welchem er weiter abwärts schwamm.

— Die Nachricht, daß das Germanische Museum von Nürnberg schon in den nächsten Wochen nach Koburg übersiedeln werde, veranlaßt den „Nürnb. Corr." zu der Berichtigung, daß an ein Uebersiedeln vor nächstem Herbst nicht zu denken sei, indem die Herstellung der gegenwärtig andern Zwecken gewidmeten Localitäten auf der Veste Koburg noch nicht begonnen habe und wenigstens mehrere Monate in Anspruch nehmen werde.

— Die wiederholten Mormonen-Expeditionen aus Dänemark nach dem Mormonenstaate am Salzsee in Nord-Amerika haben wie man der „Wes. Ztg." aus Hamburg schreibt, große Aufmerksamkeit in Deutschland erregt. Von ganzen Corporationen seien Anfragen an das Hamburger Haus Morris & Comp., welches jene Expeditionen leitet, eingegangen. Am auffallendsten sei ein Schreiben Hallenser Studenten, welche ebenfalls lebhafte Neigung zeigen, sich dem Mormonismus in die Arme zu werfen.

— Die „**Times**" gibt folgende Stufenleiter der Briefpost in England: Im Jahre vor der Post-Reform — 1839 — betrug die Zahl der durch die eng-

Digitized by Google

lischen Posten beförderten Briefe 76 Millionen, im Jahre 1840 in Folge der Reform 169 Millionen, (d. h. 123 Procent), im Jahre 1853 betrug die Zahl 411 Millionen (d. h. 32 Mill. oder etwa 10 Procent mehr als im Jahre 1852). Der Briefverkehr beträgt jetzt in England bereits das Fünffache des alten Regimes.

— Ein sehr starkes Erdbeben hat in der Nacht am 8. die Stadt Fivara in Andalusien in Angst und Schrecken gesetzt. Die Erdstöße folgten rasch auf einander und man vernahm dabei ein Geräusch wie bei Donnerschlägen und ein Krachen der Erde. Das alte von den Arabern befestigte Schloß Alcazaba und sehr viele Häuser stürzten ein und 81 Personen wurden todt oder verstümmelt aus den Trümmern hervorgezogen. Mehr als 300 Arbeiter sind mit der Aufräumung des Schuttes in den Straßen schon seit fünf Tagen beschäftigt.

— Am 22. des v. M. wurde bei Büderich, einem Dorf in Westfalen, zwischen Unna und Werl, ein überraschendes Naturwunder von vielen Leuten beobachtet. Man erblickte kurz vor dem Untergange der Sonne einen unübersehbaren Heereszug, welcher aus Infanterie, Cavallerie und einer ungeheuren Reihe von Wagen zusammengesetzt war, und sich über die Erde fortbewegte. So deutlich waren diese Erscheinungen, daß man das Blitzen der Flinten und die Farbe der Uniform der Cavallerie, welche weiß war, unterscheiden konnte. Dieser ganze Zug bewegte sich in der Richtung auf das sogenannte Schafhauser-Holz zu, und als die Infanterie in dieses Gehölz eingetreten war, und die Cavallerie nahete, hüllten sich mit einem Mal die Bäume wie in einen dichten Rauch ein. Auch zwei Häuser, welche in Flammen standen, wurden mit derselben Deutlichkeit bemerkt. Mit dem Untergange der Sonne war das Phänomen verschwunden. Was das Thatsächliche betrifft, so hat die Regierung gegen fünfzig Augenzeugen vernommen, welche übereinstimmend über diese höchst merkwürdige Erscheinung ausgesagt haben. Es fehlt übrigens nicht an Personen, welche versichern, ähnliche Erscheinungen habe man auch in früheren Zeiten in dieser Gegend beobachtet. Da die Thatsache so bezeugt ist, daß man die Erscheinung mit Erfolg nicht läugnen kann, so hat man nicht gezögert, ihr auch eine Deutung zu geben, und sie auf die große Völkerschlacht am Birkenbaum bezogen, auf welche die alte Sage, insbesondere seit dem Jahr 1848, wiederholt hingewiesen hat.

— In Amritsir, der heiligen Stadt der Sikhs, in der Nähe von Lahore, fand Ende vorigen Jahres eine dreitägige Versammlung indischer Notabeln unter Vorsitz des englischen Ober-Commissärs statt, um dem allgemein üblichen Verbrechen des Kindermordes mit wirksamen Mitteln zu begegnen. Die Sikhs haben den scheußlichen Gebrauch, alle weiblichen Kinder zu ermorden, damit nicht durch die (nach ihren Sitten sehr kostspielige) Mitgift der Tochter das Familienvermögen in andere Hände übergehe. In hunderten von Sikhs-Familien ist seit Menschengedenken keine Tochter am Leben geblieben. Major Edwards berichtet: „Wenn bisher eine Mutter in der Kaste der Bedis entbunden wurde, so berichtete die Hebamme der außerhalb des Purdah harrenden Familie, ob das Kind ein Knabe oder ein Mädchen sei. War es ein Sohn, so werden den Aeltern Glückwünsche dargebracht; war es ein Töchterchen, so kehrt die arme Mutter ihr Gesicht gegen die Wand, denn sie weis, was ihrem Kinde bevorsteht!“ Gewöhnlich erhält die Amme den Befehl, die Tödtung zu vollziehen, was sie bald durch Ersticken ausführt, indem sie mit der Hand oder mit dem (für heilig gehaltenen) Kuhmist ihm den Mund verschließt, bald durch Lebendigbegraben, oder gewöhnlich, indem man das Kind der Hitze oder Kälte aussetzt und es so verschmachten oder erfrieren läßt. — Die Engländer bestreben sich nach Kräften, diesem barbarischen Unfug zu steuern.

— In der „Medicinischen Wochenschrift“ vom 10. December 1853 erzählt der in Brasilien lebende Dr. Precht folgende grauenvolle Thatsache, welche ihm vom Dr. Lallemand aus Lübeck in Rio Janeiro mitgetheilt wurde. Die häufigste Krankheit in Brasilien ist die „Elephantiasis,“ d. h. eine Anschwellung der Beine mit gleichzeitiger Verdickung der Haut, durch welche die Beine den Elephantenfüßen ähnlich werden. Einer der brasilianischen Aerzte am Lazarus-Hospital in Rio Janeiro fand in irgend einem Kloster ein altes Buch, welches den Biß giftiger Schlangen als ein Universalmittel gegen die Elephantiasis pries. Das Collegium der Herren „Aerzte“ beschloß, einen Versuch zu machen. Zwei unglückliche Kranke wurden daher in einen Käfich gesperrt, und ihnen ein halbes Dutzend Klapperschlangen zur Gesellschaft beigegeben. Das Collegium schaute aus gehöriger Entfernung diesem interessanten Experimente zu, und da die Klapperschlangen entweder zu viel Humanität oder zu viel Ekel hatten, um gleich zu beißen, so trieb man sie durch Stöcke zum Angriff. Dieser erfolgte, und binnen wenigen Stunden waren die Patienten von ihrem Leiden befreit, aber auch zugleich von ihrem Dasein. Der Chor der brasilianischen Charlatane vermeinte aber, wirklich einen „wissenschaftlichen“ Versuch gemacht zu haben!

— Dr. Kretschmar gibt über die Hottentotten, nach einem längeren Aufenthalte unter ihnen, eine für sie nicht eben schmeichelhafte Schilderung. In der Regel, sagt er, sind sie schwächlich und nur ausnahmsweise fünf Fuß hoch. Ihr Kopfhaar ist kurz gekräuselt und so spärlich, daß es aussieht, als ob die nackte Kopfhaut mit schwarzen Warzen oder Pfefferkörnern besäet wäre. Die Gesichtsbildung ist in hohem Grade häßlich; der Schädel ist platt, die Nase fehlt oft ganz, und statt ihrer sind nur senkrecht — geschlitzte große Nasenlöcher vorhanden, die dicken und aufgeworfenen Lippen machen bei Erwachsenen wenigstens den dritten Theil der Gesichter aus, während sie bei Kindern wie ein Saugrüssel aussehen. Ihre Hautausdünstung ist — trotz der größten Reinlichkeit — so stark, daß man es noch nach mehreren Stunden am Geruch wahrnehmen kann, wenn ein Hottentott im Zimmer gewesen ist. Deshalb kann man sie nicht zu Dienern gebrauchen. — Alle diese Eigenthümlichkeiten machen sie zu einer nichts weniger als angenehmen Gesellschaft, und lassen sie in hohem Grade den Affen ähnlich erscheinen. Von diesen unterscheiden sie sich körperlich besonders durch kleine zierliche Hände und Füße. Die Hottentotten sind schlau und überlisten oft den Europäer. Dies ist um so mehr zu bewundern, da von einer Erziehung bei ihnen gar keine Rede ist. Die Kinder werden sich selbst überlassen, suchen sich wie Thiere ihre Nahrung und schlingen alles hinunter, was sich kauen läßt. Sie sind im höchsten Grade träge. Von der Kochkunst haben sie kaum einen Begriff; doch bereiten sie Honigbier, Wein und Branntwein, und betäuben sich (namentlich wenn Speise fehlt) durch „Tacha,“ ein dem Opium ähnliches narkotisches Gift.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Viernndvierzigster Jahrgang.)

№. 15. Klagenfurt, Dienstag, den 21. Februar. 1854.

Ueber Witterung und ihre Einflüsse in Kärnten.

Jänner 1854.

II.

⊙ Wir haben schon erwähnt, daß die nördlichen Breiten der Erdstriche die wir bewohnen, zu jener Zone gehören, wo die beiden Hauptluftströmungen im steten Kampfe mit einander begriffen sind, aus welchem bald die eine, bald die andere als Siegerin hervorgeht. Treffen und mischen sich die beiden Ströme unmittelbar bei uns, so müssen wir starke Niederschläge oder heftige Stürme entstehen sehen; sehen wir aber während und nach solchen bei allmälich steigendem Barometer die Windfahne sowohl als die Wolken eine von Nord nach Süd zeigende Richtung nehmen, den Himmel sich allmälich ausheitern, und kaltes, trockenes Wetter eintreten, so ist die nördliche Strömung vorherrschend geworden; häufig geschieht es da, daß dies nicht nur durch die ganze Höhe der Atmosphäre, sondern auch in großer Ausbreitung nach Ost und West der Fall ist, es zieht dann ein mächtig hoher und breiter Luftstrom von Nord nach Süd, während gleichzeitig ein gleich mächtiger Strom über andere weit entfernte Länderstrecken in entgegengesetzter Richtung nach Norden fließt. Die Länder, die sich in letzterer Strömung befinden, haben dann ungewöhnlich warm, dies war bei uns im vorjährigen Herbst und Winter der Fall, wo wir uns einer ausnehmend warmen Witterung erfreuten, während weiter ostwärts gelegene Länder, wie das südöstliche Rußland, die Hochebenen am kaspischen und Aral-See, über welche die nördliche Strömung zog, gleichzeitig sehr strenge Winterkälte hatten.

Häufig aber tritt der Fall ein, daß die beiden Strömungen nicht neben-, sondern übereinander fließen, der kalte nördliche in der Tiefe des Luftmeeres, also an der Erdoberfläche, der warme südliche darüber weg in der Höhe desselben. — Dieser letztere Fall trat bei uns Ende December und Anfang Jänner ein. Im December waren die starken Schneefälle eine Folge der vor sich gehenden Mischung beider Ströme, zu Ende des Monats aber und Anfang Jänner trat deutlich der eben erwähnte Fall ein, es floß in der Tiefe der kalte, darüber weg der warme Luftstrom. Dafür gab uns nicht nur der bei großer Kälte andauernde tiefe Barometerstand einen Beleg, sondern die in verschiedenen Höhen angestellten Thermometerbeobachtungen thatsächliche Beweise; wir sehen darin, wie wichtig zur Kenntniß meteorischer Vorgänge solche in größern Höhen angestellte Beobachtungen sind. Es zeigte sich nämlich die seltsame und gleichwohl nicht seltene, bei ähnlichen meteorischen Combinationen immer vorkommende Erscheinung, daß die höher liegenden Orte höhere Temperatur auswiesen, als die tieferen, während sie sonst im Durchschnitte kälter sind. Nicht nur an einzelnen kalten Tagen war dies der Fall, sondern auch bei der Mitteltemperatur des ganzen Monates, so, daß der Hochobir wärmeres Monatmittel hat, als das zu seinen Füßen liegende Völkermarkt, ebenso ist Althofen wärmer als Klagenfurt, Raggaberg (3600') wärmer, als das im Thale liegende Obervillach. Am auffallendsten war diese Erscheinung und der Gegensatz am größten Anfangs des Monats. Denn der Aequatorialstrom, der in den ersten Tagen hoch über den darunter wegfließenden Polarstrom seinen Zug nahm, senkte sich schon am 3. in die Tiefe, daher an diesem Tage plötzlich Thauwetter, hohe Temperatur, der tiefste Barometerstand und heftiger Niederschlag eintrat. So heftig war das Niedersinken und die Condensation von Wasserdämpfen, daß wir am 6. die seltene Erscheinung eines heftigen Gewitters bei starkem Schneefalle hatten. — Die Niederschläge bildeten sich nicht nur in der Luft, sondern auch an und innerhalb der Häuser, an alle der Luft zugänglichen, durch die vorausgegangene Kälte stark erkalteten Gegenstände setzte sich der von dem Südstrome mitgebrachte Wasserdunst in Form von Reinfrost in dichten Massen an; der gemeine Mann sagt von dieser Erscheinung, es komme erst die Kälte aus den Gemäuern. — Die Niederschläge gingen in dem Grade, als der Südstrom vordrang und herrschend wurde, immer mehr in Regen über, wenigstens in der Ebene, wo nicht, wie auf den Bergen, soviel abkühlende Masse vorhanden ist.

Ganz natürlich änderte sich mit dem Herrschendwerden des warmen Aequatorialstromes nicht nur die Temperatur an sich allenthalben, sondern auch das Verhältniß ihrer Vertheilung nach Oben gänzlich, die Luftwärme wird Oben und Unten eine mehr gleichmäßige, höher gelegene Orte sind nicht mehr wärmer als tiefere, sondern im Gegentheile etwas kälter. Diese Vertheilung sieht

man am beſten aus folgender Tabelle, in welcher die höchſte, tiefſte und mittlere Temperatur des Monats, und die mittlere vom 1. bis 5. (beim Wehen des kalten Polarſtromes Unten), und vom 6. bis 10. (beim Herrſchen des Südſtromes) angegeben iſt.

Es ſind darin die ihrer geographiſchen Lage nach zuſammengehörigen und im gewiſſen Sinne dergleichbaren Beobachtungsſtationen in Gruppen gebracht, in welchen die einzelnen wieder nach ihrer Seehöhe geordnet ſind. Die derſelben zu Grunde liegenden Beobachtungen bilden einen Theil des nunmehr über ganz Oeſterreich ausgedehnten, von der k. k. Centralanſtalt für Meteorologie und Erdmagnetismus geleiteten Beobachtungsſyſtemes, und werden uns von den Herren Beobachtern gefälligſt mitgetheilt. Darin ſind auch die Beobachtungen von Lienz, für deren Mittheilung wir ſehr dankbar ſind, benützt worden, weil ſie an ſich ſehr werthvoll ſind, und Lienz, obwohl außerhalb der politiſchen Grenze Kärntens gelegen, doch in phyſikaliſcher Beziehung dazu zu rechnen iſt.

Orte		Seehöhe	Beobachter	Höchſte	Tiefſte	Mittlere Temperatur Monat	1. bis 5.	6. bis 10.
1. Klagenfurt		1386	J. Prettner	+5·8	—19·5	—3·91	—10·92	+0·25
2. St. Paul		1180	P. Beda Schroll	4·8	—22·2	—3.76	—10.33	0·64
3. Althofen		2245	Pfr. A. Mayer	6·2	—14·8	—1·81	— 6·79	0·18
4. Völkermarkt		1431	J. Rudolfi	3·0	—23·9	—4·36	—11·84	0·48
5. Obir I.		3989	A. Wrießnig	9·0	—13·0	+0·10	— 6·10	0·51
6. „ III.		6438	M. Dimnigg	2·5	—13·0	—4·02	— 8·41	—2·11
7. Obervellach	Mölthal	2114	K. Kamptner	6·1	—18·6	—4·69	— 9·80	—1.98
8. Mallnitz	Mölthal	3214	Pfr. Herbert	6·3	—13·7	—1·62	— 4.50	—1·51
9. Raggaberg	Mölthal	5600	Thomas Kahn	3·5	—13·0	—3·41	— 6·80	—1·61
10. Lienz	Drauthal	2020	Fr. Keil	7·1	—17·0	—4·24	— 8·61	—1·99
11. Saifnitz	Waſſerſcheide zwiſchen 2 Meeren	2586	Pfr. Fr. Kullnigg	4·0	—16·8	—3·16	— 7·14	—0·18
12. Tröpolach	Gailthal	1930	„ D. Bacher	4·6	—24·2	—4·98	—10·06	—1·00
13. Weißbriach	Gailthal	2520	„ P. Koblmayer	6·0	—13·0	—1·33	— 5·24	+0·17
14. St. Jacob	Gailthal	3010	„ M. Slavik	4·8	—11·5	—1·98	— 5·88	—0·86
15. St. Peter	Liſerthal	3809	„ R. Guſſenbauer	3·2	—13·5	—2·91	— 7·01	—0·93
16. Kremsalpe	Liſerthal	4618	„ J. Welwitſch	3·0	—13·2	—3·07	— 6·27	—1·21

Wir ſehen, daß in den einzelnen Gruppen überall der tiefſte in der Thalſohle liegende Ort, in der Zeit vom 1. bis 5. bedeutend kälter war, als die mitunter viel höher liegenden übrigen; der Unterſchied beträgt 3 bis 5 Grade. In der folgenden Zeit, vom 6. bis 10., wo der Südſtrom durchgedrungen war, iſt dieſer Unterſchied ſehr klein, an mehreren Puncten nahezu verſchwindend. Der Südweſt war alſo durch die ganze Lufthöhe mit nahr gleicher Temperatur herrſchend. Es traten in dieſer erſten Periode ſelbſt in unſeren Alpen ſeltene tiefe Temperatur-Grade, und zwar überall an den tieferen, den Winden mehr offenen Orten auf; Tröpolach mit — 24.2, Völkermarkt mit — 23.9, St. Paul mit — 22.2 dürften den 1. Jänner als den kälteſten Tag für eine langr Zeitperiode regiſtrirt haben. Klagenfurt war vor ähnlichem Kältegrade vielleicht nur durch die warmen Nebel des um dieſe Zeit noch nicht zugefrornen Sees, die Thalorte Obervellach und Lienz aber durch die gegen Norden ſich erhebenden Berge geſchützt; die höher liegenden St. Peter und Mallnitz verſpürten ſchon die erwärmende Wirkung des Südſtromes.

Es wird alſo durch dieſe Beobachtungen ſelbſt unmittelbar das Vorhandenſein zweier Luftſtrömungen, einer kalten Unten und einer warmen Oben, dargethan, und die Leſer werden nun allerlei ſeltſamr und anſcheinend widerſprechende Witterungs-Berichte ſich erklären können, wie z. B., daß in Verona ſeit 1830 zum erſten Male wieder einr Kälte von — 11 Grad beobachtet wurde, während im Engadein und in Tirol in hohen Alpendörfern der wenigr Schnee ſchmolz und Schmetterlinge grfangen wurden.

Der entgegengeſetzte Fall, daß Oben die kalte Polar-Strömung herrſcht und unterhalb der warme Südwind hereinbricht, iſt ſeiner Natur nach ſeltener und häufig mit ſtürmiſcher Witterung verbunden. Der wegen plötzlichen Thaurus und Lawinengefahr gefürchtete Föhn der Schweiz und Jöhwind in Tirol, bei uns Jauk genannt, iſt nicht ſelten der Art. Wir haben auch im vergangenen Monate Beiſpiele davon.

Nachdem nämlich ungefähr um die Mitte des Monats der Nordoſt nach langem Kampfe herrſchend geworden war, und ſchöne klare Tage gebracht hatte, verſuchte ſchon am 27. und wieder am 31. der Südweſt in denſelben einzudringen und zur Herrſchaft zu gelangen. Der Herr Beobachter von Lienz beſchreibt dieſe Erſcheinung ſehr ſchön. „Der „Jöhwind“ vom 27. kam ſtoßweiſe und nahm, obwohl warm (+ 0.4), doch die unteren Luftſchichten ein, während über ihm der kalte Nordoſtſtrom mit großer Schnelligkeit, die man am Wolkenzuge er-

kennen konnte, gegen Südwest dahingleitete, dabei waren die unteren Luftschichten von ungewöhnlicher Durchsichtigkeit und Reinheit, die alle Gegenstände sehr nahe erscheinen ließ. An der Berührungsfläche des Süd- und Nordstromes (etwa bei 7 und 8000′ Höhe) erfolgten feine Niederschläge von Schnee, wie sie hier als Hochgebirgssturm bekannt sind. Die ganze Erscheinung dauerte in dieser ausgezeichneten Form von 7 bis 2 Uhr, wo allmälig die Nordostströmung die Oberhand gewann und in die Tiefe drang, die Anfangs dichte Bewölkung immer dünner ward und Abends bei einer Temperatur von —5 Gr. verschwand.“

Durch starke Compression der auf einander einwirkenden Luftströme wurden an diesem Tage ungewöhnlich hohe Barometerstände erzeugt; an allen Stationen wurde an diesem Tage das Maximum des Luftdruckes in diesem Monate und überhaupt außergewöhnlich hohe Stände beobachtet.

Ein ähnliches Herabfallen des warmen Aequatoral-Stromes erfolgte auch in den folgenden Tagen, wo er theilweise unter Schnee und Regen den kalten verdrängte, so z. B. auch am 31., wo überall im Thale der warme Strom herrschte, während das Steigen des Barometers und der Wolkenzug die Nordwestströmung in der Höhe anzeigte.

Dieses momentane Verdrängen des kalten durch den warmen Luftstrom erzeugte am 31. überall die höchste Temperatur des Monates; wir können in obiger Tabelle bemerken, daß diese in der Höhe und Tiefe keine großen Unterschiede zeigte, der Luftstrom hatte ungefähr eine Wärme von $4^1/_2$ Graden.

Es ist auch von Interesse zu untersuchen, in wiefern die stattgehabte Witterung eine normale, regelmäßige, oder eine anomale genannt werden kann. Welche Witterung ist aber eine normale und welche eine unregelmäßige? Wir können da nur die Erfahrung fragen, und müssen jene Witterung desto mehr unregelmäßig nennen, je mehr die durch Zahlen darstellbaren Elemente derselben von denen abweichen, welche durch eine möglichst lange Reihe von Beobachtungsjahren als Durchschnitte gefunden wurden. Für Klagenfurt stehen uns für die meisten Witterungselemente, die bis zum Jahre 1801 zurückreichenden Beobachtungen des um unser Heimatland so vielfach verdienten Achazel zu Gebote. Wir werden später ein Mal darauf zurückkommen, wie man ein sogenanntes theoretisches Normaljahr construiren kann, und wie wir aus den nach etwas andern Principien angestellten Beobachtungen Achazels, combinirt mit den nach seinem Tode fortgesetzten, auch für Klagenfurt ein solches deducirt haben. Wir führen für heute im Folgenden nur die wichtigsten Elemente der Witterung des Jänner an, und setzen daneben die Anomalien des heurigen, um wie viel sie nämlich über (+) oder unter (—) den normalen Elementen des Jänner waren.

	Normaljahr		Anomalie	
	Jänner	Tag	Jän. 1854	Tag
Größter Luftdruck	326·21	14	+0·44	+13
Kleinster „	314·72	19	—2·89	—14
Mittlerer „	320·67	—	—0·29	—
Größte Luftwärme	+ 4·57	20	+0·23	+11
Kleinste „	—14.42	15	—5·08	—14
Mittlere „	— 4·74		+0·82	—
Mittlerer Dunstdruck	1·27		+0·18	
„ Sättigungsgrad	87·6		+3·4	
Ganz u. halb heitere Tage	15		+7	
trübe „	16		—9	
Darunter Tage mit Nebel	8		+4	
„ „ Regen	1		+5	
„ „ Schnee	4		0	
Niederschlag	1·43 Zoll		+0·41	

Wir sehen, daß bei normaler Witterung der größte Luftdruck um den 15., und 5 Tage später sogleich das Minimum desselben eintritt, daß die höchste Luftwärme mit diesem, die kleinste mit jenem zusammenfällt, daß also ein rascher Wechsel des Polar- und Südstromes und damit verbundener Kälte und Wärme bei uns etwas ganz normales ist. Heuer jedoch trat gegen die Regel die Kälte um dreizehn Tage früher ein als gewöhnlich, und der größte Luftdruck weit später; die Ursachen dieser Erscheinung sind im Vorhergehenden entwickelt. Wir finden außerdem im vergangenen Jänner größere Extreme des Luftdruckes und der Luftwärme als gewöhnlich, letztere durchschnittlich über der normalen, ferner größere Luftfeuchtigkeit, mehr heitere, und mehr Nebel- und mehr Regentage und Niederschlag als im Normaljahre. Noch nie verzeichnet wurde ein heftiges Gewitter im Jänner, wie wir es heuer am 6. erlebten.

Notizen.

— Die Stadt Möttling (Krain) war in den ersten Tagen d. M. Schauplatz ergreifender religiöser Festlichkeiten. Der hochwürd. Bischof, Hr. Friedrich Baraga, der vor 24 Jahren als Caplon das Wort Gottes in Möttling lehrte, und später, einem unwiderstehlichen Drange nachgebend, als Missionär nach Amerika ging, wo er glänzende Erfolge in seinem frommen Berufe erzielte, war gekommen, um die Bevölkerung, die sein Thun und Lassen in transatlantischen Gegenden stets mit großer Theilnahme verfolgt hatte, einmal wieder zu sehen. Der gefeierte Prälat wurde schon beim Eintritt in den Pfarrsprengel (3. Februar) ehrfurchtsvoll von den Honoratioren begrüßt; noch glänzender und feierlicher war der Empfang bei der Einfahrt in Möttling selbst. Zu dem solennen Hochamt, das er am 5. l. M. abhielt, waren Tausende von Nah und Fern herbeigeeilt. Der hochw. Bischof predigte von den Hilfs-

mitteln zur Erlangung der himmlischen Seligkeit in populärem, ganz faßlichem und zu Herzen sprechendem Vortrag und wies im Verlaufe der Rede dahin, daß es sein innigster Herzensdrang gewesen, der Pfarrgemeinde, der er schon vor 24 Jahren die Lehren des Erlösers vorgetragen hatte, noch ein Mal das Wort Gottes zu verkündigen.

— Der Gouverneur von Malta hat aus Ostindien eine große Anzahl Puppen jener Gattung von Seidenraupen (bombix Cynthin) erhalten, die sich von den Blättern der Ricinusstaude nähren. Die Puppen sind seitdem ausgekrochen und haben sich bedeutend vermehrt; die Turiner-Akademie für Agricultur wird nächstens eine Zusendung dieser nützlichen Thiere bekommen und Versuche mit deren Acclimatisirung veranstalten.

— In der am 4. Februar gehaltenen Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin besprach Professor Ehrenberg die bedeutenden, bis 43.000 Fuß gehenden Meerestiefen, die man in neuerer Zeit im atlantischen Ocean gefunden hat. Da zur Heraufwindung des Senkbleies an neun Stunden erforderlich waren, so gelang es erst auf besonderes Ersuchen Ehrenbergs dem Lieutenant Manry im vorigen Jahre, zwischen 37° und 34° nördlicher Breite und 7° und 30° westlicher Länge von Greenwich, acht Proben des Meerbodens von 12.000 Fuß Tiefe heraufzubefördern, welche Ehrenberg seiner Untersuchung unterwarf. Ehrenberg hat trotz der Schwierigkeit der Untersuchung doch einige Körper gefunden, welche Leben andeuten. Zugleich legte der Vortragende, der bis jetzt 86 Species aus großen Tiefen ermittelt hat, Zeichnungen zur Veranschaulichung des Meerbodens dar.

— John Cooper gibt in einem unlängst erschienenen Werke über die anglo-indischen Besitzungen interessante Mittheilungen über den Stand der Heilkunde bei den Indiern. — Das Alter der medicinischen Wissenschaft Indiens läßt sich nicht bestimmen, doch scheint sie früher als die griechische Medicin vorhanden gewesen zu sein. Die Ayour-Veda ist das älteste medicinische Werk der Indier und wird als eine Offenbarung des Brahma betrachtet; die jüngeren Bücher der Surruta und Charaka beweisen, daß die Anatomie des menschlichen Körpers den Indiern nicht ganz unbekannt war, und machen es daher zweifelhaft, ob Leichenöffnungen bei ihnen als Verbrechen galten. Nach dem indischen System der Physiologie wird das „Leben" durch den Zusammenfluß von Seele, Geist, den fünf Sinnen und den drei Qualitäten (Güte, Leidenschaft und Schwäche) combinirt. Die Seele belebt den Körper und ist ein Schatten und Ausfluß des ewig Göttlichen. Die Lebenskräfte haben ihren Sitz im Mittelpuncte der Brust und stellen eine reine Flüssigkeit dar, welche eine Art Quintessenz aus allen Körperflüssigkeiten ist. Der menschliche Körper besteht aus 107 belebten Theilen, von denen die großen Zehen, die Handflächen und die Weichen die wichtigsten sind; deren Verwundung wird für lebensgefährlich gehalten. — Die „Lebenszeit" zerfällt in zwölf von einander wohl unterschiedene Entwicklungs-Abschnitte. Der Tod ist die Trennung von Seele und Körper und kann durch 101 Ursachen bedingt werden, unter denen jedoch nur eine die naturgemäße ist: die Altersschwäche. Das Verbrennen der Leichname ist ein Reinigungs-Proceß, bevor sie wieder zur Erde zurückkehren. — Die „Krankheiten" entspringen aus dreierlei Ursachen: 1) aus Sünden, welche in einem früheren Dasein begangen wurden; 2) aus Störungen in der Säftemasse des Körpers; 3) aus Verbindungen der beiden erstgenannten Krankheiten, und dann sind sie unheilbar. — Die „Arzneimittel" bestehen aus Pflanzen und Metall (besonders Quecksilber, Gold, Eisen, Zink und Arsenik) und müssen mit großer Förmlichkeit und nach vielen Vorschriften eingenommen werden. So darf der Kranke z. B. beim Einnehmen der Arzenei nie das Gesicht verziehen, weil — — er sonst zufällig dem Brahma oder Shiwa ähnlich würde, und sich hierdurch einer schweren Sünde schuldig machte! — Ebenso sind bei den chirurgischen Operationen eine Menge abergläubischer Gebräuche vorgeschrieben; die Operation muß zu einer glücklichen Stunde ausgeführt werden, der Kranke muß in einer solchen Stellung liegen, daß die bösen Geister auf ihn keine Macht ausüben können, — es müssen vor der Operation heilige Kräuter verbrannt werden, um die bösen Geister aus der Wunde (ihrem Lieblingsaufenthalte) zu verjagen. — In Büchern der Charaka spielt die Zahl Drei eine wichtige Rolle. Es gibt drei Arten der Krankheiten, drei Arten von Heilmitteln und drei Arten der Lebensverlängerung; diese letzteren sind: Nahrung, Schlaf und regelmäßige Lebensweise.

— Bei Gelegenheit einer Schilderung über die Bildung des Schnees in der Luft erzählt Professor Dove in Berlin eine Anekdote, die ebenso interessant wie lehrreich ist. (Siehe: A. Bernstein: „Aus dem Reiche der Naturwissenschaft, ein Buch für Jedermann aus dem Volke," Berlin bei Fr. Duncker.) — In Petersburg nämlich gab ein Musiker ein Concert in einem großen Saale, zu welchem sich die vornehme Welt sehr zahlreich einfand. Draußen war eine eisige Winternacht, wie man sie bei uns nicht kennt; in dem überfüllten Saale aber herrschte eine Hitze, wie sie nur Russen erträglich ist. Die Hitze wurde jedoch bald auch diesen zu stark, mehrere Damen wurden ohnmächtig. Man wollte ein Fenster öffnen, aber es war eingefroren; ein Officier wußte schnell Rath, er schlug die Scheibe entzwei. Und was geschah? Es entwickelte sich im Concertsaale ein kleines Schneegestöber. Wie ging dies zu? Der Wasserdunst, den die große Menschenmenge ausathmete, schwebte in der höchsten und heißesten Region des Saales in der Luft; der plötzliche Eintritt der eisigen Luft durch das zerbrochene Fenster verwandelte die Wasserbeilchen in Schnee und so sendete hier nicht der Himmel, sondern der mit Wasserdunst gefüllte Raum eines Concert-Saales Schneeflocken hernieder. Draußen entsteht der Schnee nicht anders; wenn nämlich eine feuchte Luftschichte einer sehr kalten begegnet, so fängt der Nebel an zu frieren, bei gelinderem Conflict zu Schneeflocken, bei stärkerem zu Hagel.

— Cavaliere Bonelli, Director der piemontesischen Telegraphen, hat nun ein zweites Exemplar der von ihm erfundenen elektrischen Webstühle in Turin aufgestellt. Der Apparat ist von Breguet in Paris angefertigt, arbeitet sehr solide und erzeugt einen 30 Centimetres breiten Stoff in 8 verschiedenen Farben. Binnen wenigen Tagen wird Herr Bonelli die praktische Anwendung und Verbindung seines elektrischen mit dem gewöhnlichen Jacquard'schen Webstuhle zeigen.

— Bekanntlich ist bei einer Stickerei-Fabrik in Nancy ein Kleid für die österreichische Kaiserbraut bestellt. Das „J. de la Meurthe" berichtet nun, daß sieben Künstler sich bemühten, die Zeichnung für dieses prachtvolle Kleid zu entwerfen. Die Zeichnungen, von denen einige vorzüglich sein sollen, gingen am 31. Jänner nach Paris ab, wo die schönste ausgewählt wird, um in der Stickerei ausgeführt zu werden.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 16. Klagenfurt, Sonnabend, den 25. Februar. 1854.

Bericht und Jahresrechnung
der
Kleinkinder-Bewahranstalt in Klagenfurt.

Es ist nun bereits ein Zeitraum von zwanzig Jahren verflossen, seit die erwähnte Anstalt gegründet wurde und ihr segenreiches Wirken begann; daß dieselbe jetzt noch sich derselben edelmüthigen Theilnahme der Menschenfreunde erfreut, wie am Tage ihrer Gründung, dürfte wohl die beredteste Lobrede auf ihre Tüchtigkeit sein. Das gefertigte Comité, dem die Leitung der Anstalt anvertraut ist, erstattet daher mit derselben Befriedigung wie den ersten, auch ihren zwanzigsten Jahresbericht.

Die unten folgende Rechnung führt die Größe der wohlthätigen Beiträge an, das Verzeichniß nennt die Wohlthäter, denen hiemit im Namen der Kinder der wärmste Dank gebracht wird. Außerdem erhielten beide Anstalten von Herrn Friedrich Rauscher Victualien und Brennholz. Herr A. Zöllner gab zum Besten der Anstalt eine Vorstellung im Theater mit einem Reinertrage von 78 fl. 20 kr., am Christabend vertheilten, wie alljährlich, wohlthätige Frauen reichlich Kleidungsstücke unter die Kinder.

Es besuchten im vergangenen Jahre 147 Kinder, 92 Knaben und 55 Mädchen die erste, und 135 Kinder, 82 Knaben und 53 Mädchen die zweite entgeltliche Anstalt.

Die Rechnung ist im Auszuge Folgende:

An Einnahmen.	In C. M.
An Cassarest vom vorigen Jahr . .	194 fl. 42 kr.
„ Beiträgen der Mitglieder . . .	820 „ 55 „
„ Ertrag einer Theatervorstellung . .	78 „ 20 „
„ Schulgeldern zahlender Kinder . .	87 „ 40 „
„ Zinsen von anliegendem Capital .	50 „ — „
„ Eingang durch die Sammelbüchse .	1 „ — „
	1232 fl. 37 kr.

An Ausgaben.

A. Für die erste Anstalt.

An Besoldung dem Lehrer und der Wärterin	380 fl. — kr.
„ Remuneration do. do.	80 „ — „
„ Zins für's Schullocale	120 „ — „
„ Brot für die Kinder	34 „ 54 „
„ Brennholz	35 „ 54 „
„ Kleider für die ärmsten Kinder .	11 „ — „
„ Einsammlung der Beiträge . . .	8 „ — „
„ verschiedenen Kleinigkeiten . . .	25 „ 21 „
	695 fl. 9 kr.

B. Für die zweite Anstalt.

An Remuneration für den Lehrer . .	120 fl. — kr.
„ Remuneration der Wärterin . .	72 „ — „
„ Zins für das Schullocale . . .	61 „ 15 „
„ Brennholz	13 „ 48 „
„ verschiedenen Kleinigkeiten . . .	36 „ — „
	303 fl. 3 kr.

C. Andere Ausgaben.

In der Sparcasse wurden angelegt .	200 fl. — kr.
Summe aller Ausgaben	1198 fl. 12 kr.
Zieht man von obigen Einnahmen pc. . . . . 1232 fl. 37 kr.	
ab die Ausgaben 1198 „ 12 „	
so zeigt sich ein Cassarest von .	34 fl. 25 kr.

Der Vermögensstand der Anstalt war am 30. November:

An angelegtem Capital	1898 fl. 35 kr.
„ Cassarest	34 „ 25 „
Summe	1933 fl. — kr.

Die P. T. Mitglieder werden ersucht, die statutenmäßige Neuwahl des Comité's durch Abgabe der Stimmzettel im Hause der Frau Vorsteherin bis 15. März vorzunehmen. Nichtabgabe gilt als Bestätigung des bestehenden.

Das Comité des wohlthätigen Frauen-Vereines.

Vorsteherin.

P. T. Frau Maria Freiin von Herbert.

Stellvertreterin.

„ Frau Karoline Josch.

Committentinen.

„ Fräulein Marie v. Baumgarten.
„ Frau Therese Birnbacher.
„ „ Anna Edle v. Buzzi.
„ „ Pauline Clementschitsch.
„ „ Ernestine Edelmann.
„ „ Nothburga Gräfin von Egger.
„ „ Anna Fischer Edle von Wildensee.
„ „ Bertha Gräfin von Ehrfeld.
„ Fräulein Susanne Geeiptner.
„ Frau Anna Holenia.
„ „ Franziska Jessernigg.
„ „ Marie Knapp.
„ Fräulein Franziska Gräfin von Labia.
„ Frau Karoline Leon.
„ „ Magdalena Liegl.
„ „ Elise Edle von Lizlhofn.
„ „ Marie Mayer.
„ „ Barbara Edle v. Moro.

P. T. Frau Marie Edle v. Moro.
„ „ Hermine Prettner.
„ „ Karoline Edle v. Rainer.
„ Fräulein Thereſe Freiin v. Ranftelshofen.
„ Frau Joſefine Scheriau.
„ „ Julie Edle v. Tſchabuſchnigg.

Conſulenten.

P. T. Hr. Dr. Joh. Gottfried Kumpf, Stadtphyſiker.
„ „ Johann Leon, Buchhändler.
„ „ Andreas Ritter v. Moro.
„ „ Simon Rudmaſch, k. k. Schulrath.

Secretär und Oekonom.

„ „ Johann Prettner.

Caſſier.

„ „ Gregor Spitzer.

Verzeichniß der beitragenden Mitglieder.

P. T. Hr. Joh. Mich. Achaz, inf. Domdechant und Propſt.
„ Frau Leopoldine Freiin v. Aichelburg.
„ „ Anna Freiin v. Aukersbofen.
„ „ Theodora Freiin v. Aukersbofen.
„ Fräulein Marie von Baumgarten.
„ Hr. Anton Beinitz.
„ Frau Marie Biber.
„ Hr. Dr. Adam Birnbacher, Stadtphyſiker.
„ „ Alois Bitterl Edler v. Teſſenberg, k. k. Ober-Landesgerichts-Rath.
„ „ Franz v. Blumfeld, k. k. Statthaltereirath.
„ „ Dr. Johann Burger, k. k. Profeſſor und Studiendirector.
„ „ Karl Freiherr v. Buſſa, k. k. Ober-Landesgerichts-Präſident.
„ Frau Anna Edle v. Buzzi.
„ Frau Pauline Clementſchitſch.
„ „ Lucia Czellicovich.
„ Hr. Mathias Freiherr v. Creſſeri, k. k. Ober-Landesgerichtsrath.
„ Frau Stefanie Freiin v. Dickmann-Secherau.
„ „ Bertha Freiin v. Dickmann-Secherau.
„ „ Erneſtine Edlmann.
„ Hr. Guſtav Graf v. Egger.
„ Frau Rothburga Gräfin v. Egger.
„ „ Louiſe Fabris.
„ Hr. Eduard Fiſcher Edler v. Wildenſee, k. k. Bezirkshauptmann.
„ „ Peter v. Fladung.
„ Frau Bertha Fräß Edle v. Ehrfeld.
„ „ Thereſe v. Fritſch.
„ Hr. Anton Graf v. Goëß, k. k. Major.
„ Frau Thereſe Gräfin v. Goëß.
„ Fräulein Suſanna Greipner.
„ Frau Thereſe Edle von Gröller.
„ Hr. Joſef Guglz.
„ „ Ferdinand Hauſer, Bürgermeiſter.
„ Hr. Joſef Hechenberger, Domcapitular und kärntn. ſtändiſcher Verordneter.
„ Frau Maria Freiin v. Herbert.
„ Hr. Paul Freiherr v. Herbert.
„ „ Edmund Freiherr v. Herbert.
„ Fräulein Marie Freiin v. Herbert.
„ Hr. Joſef Hofſtädter.
„ Frau Anna Holenia.
„ Hr. Joſef v. Hueber, k. k. Bezirksrichter.
„ „ Eduard Janeſch.

P. T. Hr. Gabriel Jeſſernigg.
„ Frau Karoline Joſch.
„ „ Leopoldine Freiin v. Kaiſerſtein.
„ Hr. Alois Karner.
„ „ Ignaz Edler v. Kendler, k. k. jub. Bergamts-Aſſeſſor.
„ „ Ferdinand Edler v. Kleinmayr.
„ Frau Marie Knapp.
„ Frau Filippine Freiin v. Kruft, Exc.
„ Hr. Dr. Joh. Gottfried Kumpf, Stadtphyſiker.
„ Fräulein Franziska Gräfin v. Labia.
„ Frau Eliſe Freiin v. Lazarini.
„ Hr. Johann Leon.
„ Se. fürſtlichen Gnaden Herr Adalbert Lidmansky, Fürſtbiſchof von Gurk.
„ Hr. Eduard Liegl.
„ „ Franz Ritter v. Litzlhofn.
„ „ Felix Freiherr v. Longo, k. k. Ober-Landesgerichtsrath.
„ Frau Emma Löffler.
„ „ Babette Magiſtris.
„ „ Marie Maurer.
„ „ Marie Mayer.
„ „ Joſefine Mayerhofer.
„ Hr. Dr. Franz Mittelberger.
„ „ Andreas Ritter v. Moro.
„ „ Anton Ritter v. Moro.
„ „ Franz Ritter v. Moro.
„ „ Thomas Ritter v. Moro.
„ „ Johann Baptiſt Moro, jub. Caſſier.
„ Frau Marie Mühlbacher.
„ Hr. Anton Obrſandl.
„ Hr. Peter Adam Pichler, Domcapitular.
„ Frau Thereſe Preſchern.
„ „ Auguſte Preſchern.
„ „ Anna Pretteuhofer, gebome Janeſch.
„ Hr. Johann Prettner.
„ „ Karl Radler.
„ „ Johann Ritter von Rainer.
„ Fräulein Thereſe Freiin v. Ranftelshofen.
„ Hr. Joſef Rauczka, Conſiſtorialrath.
„ „ Franz Rauſcher.
„ „ Theodor Rauſcher.
„ „ Alois Rečicky, Subdirector.
„ Frau Antonia Edle v. Reyer.
„ Fräulein Friderika Edle v. Reyer.
„ Hr. Carl Riedinger.
„ „ Vinzenz Rizzi.
„ Seine Durchl. Herr Ferd. Fürſt von Orſini-Roſenberg.
„ Frau Suſanna Edle v. Roſthorn.
„ Hr. Michael Rothauer.
„ „ R. Rudmaſch, k. k. Schulrath.
„ „ Martin Scheriau.
„ „ Joh. Freih. v. Schloißnigg, k. k. Statthalter.
„ Fräulein Angiolina Freiin v. Schloißnigg.
„ Hr. Johann Freiherr v. Schluga.
„ „ Gregor Spitzer.
„ Frau Katharina Stauder.
„ Hr. Ferdinand Steinringer, Abt von St. Paul.
„ „ Anton Stelzich, Dompropſt und k. k. Gubernialrath.
„ Frau Franziska Freiin v. Sterneck, Excellenz.
„ Hr. Jacob Stöckl, k. k. Landesgerichts-Präſident.
„ Frau Julie Edle v. Tſchabuſchnigg.
„ „ Emilie Troſt.
„ Hr. Franz Umfahrer.

Digitized by Google

Eine Ungenannte.
P. T. Hr. Anton Vollcritsch, Inspector.
" " Otto Graf v. Welsersheimb, k. k. Hauptmann.
" " Moriz Werzer.
" " Johann Witzeling, Consistorialrath und Diöcesan-Schulen-Oberaufseher.

Schnelle Vorrückung
der französischen Generale während der Revolutionskriege.

Mitgetheilt von P. A. Budik

Assurgentibus periculis et ingenia assurgunt.
Tacit.

Es war nicht meine Absicht, eine erschöpfende Lebensbeschreibung der hier aufgeführten Männer zu liefern. Ich wollte sie nur bis zu jener Stufe ihres Lebens begleiten, auf welcher sie sich durch Talent und glänzende Waffenthaten bis zu dem höchsten Grade militärischer Würde emporschwangen. In wie unglaublich kurzer Zeit sie dahin gelangten, werden diese Blätter nachweisen. Gewiß wird es Jedermann überraschen, zu sehen, daß beinahe alle dieses ruhmvolle Ziel lange vor ihrem dreißigsten Jahre erreichten.

Arrighi (Jean Thomas). Herzog von Padua. Geboren auf der Insel Corsica 1778. Er wohnte den ersten Feldzügen der Revolution als Cavallerie-Officier und Flügel-Adjutant des Generals Berthier bei, und befand sich in Rom, als am 27. Dec. 1797 der General Duphot ermordet wurde. Im J. 1798 begleitete er den General Bonaparte nach Egypten, zeichnete sich besonders in der Schlacht bei den Pyramiden aus (22. Juni 1798), wurde 1803 Oberst, nach der Schlacht bei Austerlitz (2. Dec. 1805) Brigade-General (27 Jahre alt). Im J. 1808 erhielt er den Grad als Divisions-General.

Augereau (Pierre François Charles). Herzog von Castiglione, französischer Marschall. Geb. zu Paris 1757. Er diente Anfangs in der französischen und dann in der neapolitanischen Armee als gemeiner Soldat, mußte jedoch Neapel (1792) verlassen, trat nun wieder in französische Kriegsdienste, wo er sich so glänzend auszeichnete, daß er schon nach Verlauf von zwei Jahren zum Brigade-General erhoben wurde. Im J. 1796 trat er als Divisions-General in die italienische Armee. † 1816.

Baraguay d'Hilliers (Louis). Geb. zu Paris 1764. Den ersten Feldzug der Revolution machte er als Lieutenant mit, zeichnete sich bald durch glänzende Beweise von Muth und Entschlossenheit in so hohem Grade aus, daß Custine ihn bereits im Jahre 1793 zu seinem General-Quartiermeister und zum Brigade-General ernannte (29 Jahre alt). Im J. 1797 zum Divisions-General erhoben, nahm er lebhaften Antheil an den Kriegsoperationen in Tirol.

Beauharnais (Eugène de). Herzog von Leuchtenberg, Fürst von Eichstädt, vormaliger Vicekönig von Italien. (Geb. den 8. Sept. 1780 in der Bretagne.) Dieser Mann, der aus dem Drange politischer Stürme rein und untadelhaft hervortrat, dessen früher Tod (21. Feb. 1824) allgemein und innigst betrauert wurde, betrat im Febr. 1796 die militärische Laufbahn, indem er seinen Stiefvater, Bonaparte, nach Italien begleitete. Dem Zuge nach Egypten wohnte er ebenfalls bei, und fand öfters Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Als Befehlshaber der Chasseurs der Consulargarde wohnte er hierauf dem glorreichen Feldzuge in Italien bei, und that sich in der Schlacht bei Marengo (14. Juni 1809) durch Muth und Tapferkeit hervor. Im J. 1804 erhielt er zur Belohnung seiner ruhmvollen Waffenthaten den Rang als Brigade-General (24 Jahre alt).

Becker du Bagert (Leonard Nicolas, Comte). Geb. zu Obernheim im Elsaß den 13. Jänner 1770. Wurde bereits im J. 1795 in der Vendée Armee-Befehlshaber einer Brigade (25 Jahre alt). Im J. 1798 wurde er Chef des Generalstabes, und am 24. Dec. 1805 Divisions-General.

Belliard (August Daniel Comte). Geb. den 25. März zu Fontenay 1769, erhielt nach ruhmvoller Auszeichnung bei der Nord-W.st- und italienischen Armee im J. 1796 (27 Jahre alt) den Grad als Brigade-General; zeichnete sich in dem Feldzuge in Egypten rühmlichst aus, und wurde im J. 1800 Commandant von Cairo und Divisions-General.

Bernadotte (Jean Baptiste Jules), Prinz von Ponte-Corvo, Maeschall des französischen Reiches, unter dem Namen Karl Johann, König von Schweden. Geb. zu Pau in Bearn den 26. Jänner 1764, wurde im J. 1793 Brigade-, und schon im folgenden Jahre Divisions-General. Im J. 1810 überbrachten ihm die schwedischen Gesandten die Ernennung zum Thronfolger und Kronprinzen des schwedischen Reiches.

Berthier (Louis Alexandre). Fürst von Neufchatel und Wagram, Vice-Connetable und Marschall von Frankreich. Geb. zu Versailles im J. 1753; im J. 1779 als Chef des Generalstabes (26 Jahre alt) vom Prinzen Condé gebraucht, im J. 1792 Brigade-General, im J. 1795 Divisions-General und Chef des Generalstabes bei der italienischen und Alpenarmee. Als Bonaparte im J. 1796 den Oberbefehl über die italienische Armee übernahm, stellte er ihn als General-Quartiermeister an, und von dieser Zeit an blieb er der beständige Waffengefährte des großen Feldherrn. In Bamberg stürzte er in dem Augenblick, wo ein russisches Regiment beim Schlosse vorbeimarschirte, vom Balkon seines Zimmers in

die Straße hinab (1. Juni 1815), welches seinen Tod unmittelbar zur Folge hatte.

Bertrand (Henri Gratien, Comte). Geb. zu Chateauroux 1773. Betrat im J. 1792 die kriegerische Laufbahn, wurde bereits im J. 1800 zum Brigade-General ernannt (27 Jahre alt). Im J. 1804 wurde er Flügel-Adjutant des ersten Consuls, und im J. 1807 Divisions-General. Nach Napoleons Entsagung begleitete er denselben nach Elba, kehrte mit ihm nach Frankreich zurück, und folgte ihm auch, durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, mit seiner Gattin und drei Kindern nach St. Helena.

Beffières (Jean Baptiste). Herzog von Istrien, Marschall des französischen Reiches. Geb. zu Preffac, im Departement des Lot 1768. Er begann seine militärische Laufbahn im J. 1791 in der constitutionellen Garde Ludwigs XVI., schwang sich im achten Dienstjahre zum Brigade-, und ein Jahr später zum Divisions-General empor. Am 18. Mai 1804 erhielt er den Marschallsstab. Er starb am 1. Mai 1813 von einer Kanonenkugel getroffen. Napoleon sagte von ihm: Er lebte wie Bayard, und starb wie Turrene." (Il avait vecu comme Bayard, il mourut comme Turenne.) Las-Casas: Memorial.

Blond de Saint-Hilaire (Louis Vincent Josef, Graf le). Geb. zu Ribemont in der Picardie 1766. Zeichnete sich besonders bei dem Angriffe auf dem Berge Racca Barbena im J. 1795 aus, wofür er zum Brigade-General ernannt wurde (29 Jahre alt). Im J. 1799 zum Divisions-General befördert, kämpfte er mit größter Bravour in der Schlacht bei Austerlitz (2. Dec. 1805), entschied den Sieg bei Eckmühl (22. April 1809), und starb auf dem Schlachtfelde bei Eßlingen (22. Mai 1809).

Boudet (Jean, Graf). Geb. zu Bordeaux den 19. Febr. 1769. Er trat im J. 1788 bei Errichtung der Nationalgarden in Kriegsdienste, zeichnete sich durch ruhmvolle Waffenthaten, besonders auf das von den Engländern stark besetzte Fort Fleur d'Epée im J. 1794 aus, und wurde zur Belohnung für diesen Sieg noch in selbem Jahre zum Brigade-General ernannt; zwei Jahre später erhielt er den Grad als Divisions-General. † 1809.

Brune (Georg, Graf). Geb. zu Brives la Gaillarde in Limousin im J. 1763. Er widmete sich Anfangs der Buchdruckerkunst, betrat zu Anfange der Revolution die politische Laufbahn, und ward Mitglied des Jacobiner-Clubbs. Im J. 1793 trat er in eine Grenadier-Compagnie von Paris, und diente bei der Armee der Gironde mit solcher Auszeichnung, daß er schon im J. 1794 als Brigade-General zur Nordarmee versetzt wurde. Nach der Schlacht bei La Favorite im J. 1797 wurde er zum Divisions-General ernannt. Er wurde als Marschall von Frankreich zu Avignon im J. 1815 ermordet.

Caffarelli (Marie François Auguste, Graf). Geb. zu Falga in Languedoc im J. 1766. Er nahm im J. 1785 sardinische Dienste, ging dann in ein französisches Regiment, wurde im J. 1793 Flügel-Adjutant beim General Dagobert, und im J. 1794 Brigade-General.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— Hr. Prof. Didot empfiehlt in einem Schreiben an den Herrn Minister des Innern mineralischen Theer als Mittel gegen die Traubenkrankheit. In dem Hofe des Hauses, in welchem sein Schwiegersohn, Herr Med. Dr. Dubois, wohnt, befinden sich mehrere als Spalier gezogene Weinstöcke, welche die Mauer vollkommen decken. Die Reben, mehreren Weinstöcken angehörend, kreuzen und verschlingen sich in allen Richtungen, so daß es sehr schwer ist, zu bestimmen, welchem Stocke sie angehören. Einer dieser Weinstöcke befindet sich in einem dem Raupen vorzüglich ausgesetzten Gehege, und war daher immerwährenden Beschädigungen ausgesetzt. Um diesen Weinstock zu retten, ließ Hr. Dubois vor vier Jahren (1849) denselben an seinem unteren Theile, nämlich an seinen unteren Verzweigungen mit einer dicken Lage von aus der Glasfabrik bezogenen mineralischen Theer bestreichen, was hinreichte, die Raupen zu vertreiben. Im Jahre 1851 und 1852 überfiel das Oidium diese Weinstöcke, und entschied sehr bald den Verlust aller Trauben, und nur hier und da waren einzelne Reben von dieser Kryptogame verschont geblieben, und brachte herrliche Trauben. Man hielt diese Erscheinung keiner besonderen Aufmerksamkeit werth, weil die Stöcke derselben Gattung angehörten. Da sich indessen dieselbe Erscheinung im Jahre 1853 wiederholte, wurden aufmerksame Beobachtungen angestellt, und bald habe man die Gewißheit erlangt, daß alle gesunden und rothgefärbten (vermeilles) Trauben dem getheerten Stocke angehörten, während keine einzige Beere der anderen Stöcke der Zerstörung der Kryptogame entgangen sei.

— Aus dem Kreise Pleschen schreibt man von einem Troglodyten eigener Art: In einer zu dem Krotoschiner Kreise gehörigen Forst hat sich bereits länger als ein Jahr ein früher auf dem Dom. Goerzki als Ratey in Diensten gewesener, aber in Folge gerichtlicher Entscheidung aus seiner Wohnung ermittirter Mann mit Frau und 5 kleinen Kindern niedergelassen und sich von Strauch und Reisig eine Hütte gebaut. Die betreffende Polizei-Behörde ließ im Sommer des vorigen Jahres durch Gensd'armen diese Hütte niederreißen; doch entfernte sich jener Mann aus dem Forste nicht, sondern machte sich — einem Dachse gleich — eine Erdhöhle, woselbst er mit Weib und Kindern noch bis heutigen Tages hauset. Vor einigen Wochen ist die Frau desselben mit einem sechsten Kinde niedergekommen, und es soll ein Gräuel gewesen sein, die Wöchnerin mit ihrem Säugling der jetzigen strengen Witterung ausgesetzt, und die Kinder halb angekleidet im Walde herumlaufen zu sehen. Das diesseitige Landrathsamt hat von diesem Falle gelegentliche Kenntniß erlangt und sofort das Erforderliche eingeleitet.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 17. Klagenfurt, Dienstag, den 28. Februar. 1854.

Schnelle Vorrückung
der französischen Generale während der Revolutionskriege.

Mitgetheilt von P. A. Bubik.

(Fortsetzung.)

Caulaincourt (Armand Auguste Louis de). Herzog von Vicenza. Geb. zu Caulaincourt in der Picardie 1773. Er nahm kurz vor dem Ausbruche der französischen Revolution Kriegsdienste. Im J. 1802 wurde er Flügel-Adjutant des ersten Consuls Bonaparte, und dann schnell nach einander (1803) Brigade- und (1804) Divisions-General. Ihm wird die Verhaftung des Herzogs von Enghien zu Ettenheim im Badischen zugeschrieben.

Chabot (Louis Francois Jean, Baron). Geb. zu Niort in Poitou 1757. Er trat im J. 1776 in's Regiment Poitou, bekam im J. 1790 den Oberbefehl über eine mobile Colonne im Departement der beiden Sèvres, wurde im J. 1793 (26 Jahre alt) Brigade- und im folgenden Jahre Divisions-General.

Claparède (Michel, Comte). Geb. zu Gignac in Languedoc 1774. Er ergriff als Freiwilliger die Waffen, kämpfte in Italien und Deutschland, zeichnete sich bei allen Gelegenheiten so sehr aus, daß ihm im J. 1802 (28 Jahre alt) der Grad als Ober-General zuerkannt wurde. Für neue Thaten seines Muthes und seiner Tapferkeit in der Schlacht bei Jena (1806) ernannte ihn Napoleon zum Divisions-General.

Clarke (Henri Jacques Guillaume). Herzog von Feltre, Graf von Hüneburg, Marschall von Frankreich. Geb. zu Landrecies im Hennegau 1765. Er trat, kaum 19 Jahre alt, in Kriegsdienste, und zeichnete sich am Rhein in dem Gefechte bei Herchheim und Landau so glänzend aus, daß er deshalb von den Volks-Repräsentanten auf dem Schlachtfelde zum Brigade-General erhoben wurde. Den von ihm ausgearbeiteten Plänen verdankten die französischen Armeen viele Siege, und darum wurde ihm im J. 1795 der Grad als Divisions-General zu Theil.

Clauzel (Bertrand Comte). Geb. zu Mirepoix 1773. Er trat im J. 1791 als Freiwilliger in ein Bataillon. Im J. 1795 befand sich Clauzel in 5 Schlachten und 60 Scharmützeln, in welchen er die größte Entschlossenheit und Tapferkeit zeigte. Ihm wurde der Auftrag zu Theil, der französischen Regierung sechzig dem Feinde entrissene Fahnen zu überbringen, welcher er zugleich als ein ruhmgekrönter Officier geschildert wurde. Zur Belohnung für seine Heldenthaten wurde ihm der Grad eines Brigade-Generals zuerkannt (22 Jahre alt).

Campans (Jean Dominique, Comte). Geb. zu Saliège 1769. Die ersten Grade durchwanderte er während der Revolutionskriege bei der Armee von Piemont, bei der Belagerung von Toulon und in der Ost-Pyrenäen-Armee. Ueberall, wohin ihn sein Beruf stellte, machte er seinen Namen durch alle Tugenden, die der Soldat besitzen soll, berühmt, und er wurde deshalb im J. 1798 (29 Jahre alt) zum Brigade-General ernannt. Seine glänzendste Waffenthat war die bei Mucazzo, wo er sich mit 5000 Mann gegen 18,000 Oesterreicher ruhmvoll behauptete.

Davoust (Louis Nicolas). Herzog von Auerstädt, Prinz von Eckmühl, Marschall von Frankreich. Geb. zu Annour 1770. Er trat aus der Militärschule zu Brienne in ein Cavallerie-Regiment, und glänzte als Officier so durch sein hervorragendes Talent, wie durch seinen Muth und schnelle Entschlossenheit. Bereits im J. 1794 erhielt er eine Anstellung als Brigade-General (24 Jahre alt). In dem Feldzuge in Egypten 1798 wurde er zum Divisions-General ernannt.

Desaix (Louis Charles Antoine). Geb. zu Saint-Hilaire d'Ayat 1768. Er trat, kaum noch 18 Jahre alt, in das Regiment Bretagne, gab bei der Moselarmee so glänzende Beweise seines Talentes und Muthes, daß er schon im J. 1793 zum Brigade-General emporstieg (25 Jahre alt). Zu dem glänzenden Erfolge des Gefechtes bei Platzberg (14. Juli 1794) hatte Desaix das Meiste beigetragen, und wurde dafür zum Divisions-General ernannt. Seine rechtzeitige Ankunft entschied den Sieg bei Maengo (14. Juni 1800), in welcher Schlacht er eine tödtliche Schußwunde in die Brust empfing. Napoleon sagte von ihm: „Er lebte, er athmete nur für den edlen Stolz und den wahren Ruhm;" — er war durchaus ein antiker Charakter. (Il ne vivait, ne respirait que pour l'ambition noble et la veritable gloire. — Las-Cases: Memorial.)

Dubesme (Guillaume Philibert, Comte). Geb. zu Bourgneuf 1769. Die Bildung der Nationalgarde (1789)

rief ihn zu den Waffen, und ſchon nach vier Jahren (1793) wurde er zur Belohnung ſeiner glänzenden Waffenthaten, beſonders beim Gehölz von Villeneuve, von den bei der Armee befindlichen Volks-Repräſentanten zum Brigade-General ernannt (24 Jahre alt). Noch in ſelbem Jahre erhielt er wegen ſeiner ungeſtümen Angriffe des feindlichen Heeres und ſeiner kühnen Entſchloſſenheit den Grad als Diviſions-General.

Dupont (Pierre, Comte). Geb. zu Chabanois 1766. Er ſtudirte die Rechte auf der Univerſität zu Paris, trat im Jahre 1791 als Unterlieutenant in die Legion Maillois, nahm an den wichtigſten Kriegs-Vorfällen von 1792 und 1793 Theil, und wurde wegen ſeines bewieſenen Muthes im Jahre 1793 zum Brigade-General ernannt (27 Jahre alt). Im Jahre 1797 erhielt er den Grad als Diviſions-General.

Duroc (Gerard Chriſtophe Michel). Herzog von Friaul. Geb. zu Pont à Muſſon 1772. Er trat aus der Schule von Brienne in Kriegsdienſte, focht mit großer Auszeichnung zu Primolano (1796), dann beim Uebergang über den Iſonzo, begleitete im Jahre 1798 Bonaparte nach Egypten, befand ſich während der Revolution des 18. Brumaire an deſſen Seite, der ihn darauf zum Brigade-General ernannte (27 Jahre alt). Bei Errichtung des Kaiſerreiches (1804) wurde er zum Diviſions-General und nicht lange nachher zum Großmarſchall des kaiſerlichen Palaſtes erhoben. Er wurde in dem Gefechte von Reichenbach (22. Mai 1813) von einer Kanonenkugel tödtlich verwundet, woran er 12 Stunden darauf ſtarb. Nach Las-Cajes Ausſage beſaß er allein die innigſte Freundſchaft und das vollſte Vertrauen Napoleons. (L'empereur me disait, que Duroc seul avait en son intimité, et posédé son entière confience. — Las-Cases Memorial.)

Grouchy (Emanuel Comte de). Geb. zu Paris 1766. Ein feuriger Anhänger der Revolution, trat er im Jahre 1789 in Kriegsdienſte, und ſchon im Jahre 1795 wurde er wegen ſeiner in der Vendée verübten Waffenthaten zum Diviſions-General ernannt. (29 Jahre alt).

Hoche (Lazare). Geb. zu Montreuil bei Verſailles. Dieſer in der Geſchichte der franzöſiſchen Revolutionskriege höchſt merkwürdige Mann war der Sohn eines Hundaufſehers am Hofe Ludwigs XVI. Der Ausbruch der Revolution öffnete ſeinem unternehmenden Geiſte ein weites Feld. Er wurde Offizier in der Nationalgarde, that bei der Belagerung von Thionville Wunder der Tapferkeit, zwang im Jahre 1793 den Feind nach der Schlacht bei Hondscoote, ſeine Verſchanzungen zu verlaſſen, und wurde zur Belohnung dafür zum Brigade- und noch im ſelben Jahre zum Diviſions-General ernannt (25 Jahre alt). Er ſtarb am 15. Sept. 1797 wahrſcheinlich an Gift.

Joubert (Barthélemi Chatherine). Geb. zu Pont de Vaux 1769. Er ſtudirte die Rechte auf der Univerſität zu Dijon, und ließ ſich im Jahre 1791, da zur Vertheidigung der Grenzen der Aufruf an die Nation erfolgte, als Grenadier anwerben. Schon im Jahre 1795 finden wir ihn als Brigade-General in der Schlacht von Montenotte (26 Jahre alt). Nach mehreren glänzenden Vorfällen erhielt er den Oberbefehl über die Avantgarde Maſſena's, und noch in dieſem Jahre den Grad als Diviſions-General. Er blieb bei Navi gleich zu Anfang des Kampfes.

Junot (Andoche). Herzog von Abrantes. Geb. zu Buffy les Forges 1771. Er ſtudirte beim Ausbruche der Revolution noch die Rechte, und ſtellte ſich im J. 1792 als gemeiner Grenadier in ein Bataillon ſeines Departements, wo er ſich bei allen Gelegenheiten durch einen an Verwegenheit grenzenden Muth auszeichnete. Im J. 1796 machte er mit Bonaparte den italieniſchen Feldzug, und wurde zum Brigade-General ernannt (25 Jahre alt). Im Feldzuge in Egypten 1798 erhielt er den Grad als Diviſions-General. In einem Fieberanfall ſtürzte er ſich aus dem Fenſter, und ſtarb an den Folgen dieſes Sturzes den 29. Juli 1813.

Lannes (Jean). Herzog von Montebello, Marſchall von Frankreich. Geb. zu Lectoure 1769. In ſeinem 15 Jahre wurde er in die Lehre zu einem Färber gethan, ergriff im Jahre 1792 die Waffen, um in der Oſt-Pyrenäen-Armee zu dienen, wobei er ſich ſo auszeichnete, daß er bereits 1795 Chef einer Brigade war (26 Jahre alt). Bei der Erſtürmung von Pavia (1797) erwarb er ſich den Rang eines Brigade- und kurze Zeit darauf eines Diviſions-Generals. Er blieb in der Schlacht bei Aßpern den 21. Mai 1809. Napoleon ſagte von ihm: „Er war lange Zeit nur ein Haudegen, aber er wurde ein vorzügliches Talent.“ — (Il n'avait été long tempn qu'un sabreur, mais il était devenu du premier talent. — Las-Cases: Memorial.

Lefebre (Victoire Emanuel). Er ſtudirte auf der Pariſer-Univerſität, verließ jedoch beim Ausbruche der Revolution die akademiſche Laufbahn, um ſich dem Kriegsdienſte zu widmen, wurde ſchnell Offizier, und ſchon im J. 1798 nach dem Frieden zu Leoben Brigade-General.

Macdonald (Etienne Jacques Joſ. Alex). Herzog von Tarent, Marſchall von Frankreich. Geb. in Sancerre 1765. Er wurde bereits nach der Schlacht von Jemappes (am 6. Nov. 1792) zum Brigade-General befördert; — in dieſer Schlacht feierte zugleich die franzöſiſche Armee ihren erſten Sieg, den ſie während der Revolution erfocht. Kurz darauf — wahrſcheinlich ſchon im folgenden Jahre wurde er wegen ſeiner ruhmvollen Waffenthaten von den franzöſiſchen Volksrepräſentanten zum Diviſions-General ernannt.

Marceau (François, Severin Desgraviers). Geb. zu Chartres 1769. Er trat in ſeinem ſiebenzehnten Jahre in Kriegsdienſte, und zeichnete ſich bei jeder Ge-

genheit so ruhmvoll aus, daß er schnell von Stufe zu Stufe stieg, und auf Kleber's Empfehlung bereits im J. 1792 Brigade-General und Befehlshaber der Westarmee wurde (24 Jahre alt).

Marmont (Auguste Frédéric Louis Viesse de). Herzog von Ragusa, französischer Marschall. Geb. zu Chatillon sur Seine 1775. Für den Kriegsdienst bestimmt, wurde er im fünfzehnten Jahre Lieutenant in einem Infanterie-Regimente, trat jedoch nach angestellter Prüfung in ein Artillerie-Regiment über. Im J. 1796 begleitete er als Flügel-Adjutant Bonaparte nach Italien, wo er sich mehrmals auszeichnete. Nach der Schlacht von St. George (1797) gab ihm der Obergeneral den Auftrag, dem Directorium 32 Fahnen zu überreichen, welches ihn zum Brigade-General ernannte (22 Jahre alt), nach der Schlacht von Marengo (1800) erhielt er den Grad als Divisions-General

Massena (André). Herzog von Rivoli. Geb. zu Nizza 1758. Er trat als gemeiner Soldat in ein Infanterie-Regiment. Seine schnelle Beförderung zum Corporal machte ihm ungemein große Freude, ja, er versicherte selbst, daß keine andere Beförderung, — selbst die zum Marschall ihn nicht in gleichem Grade erfreute. Da ihm seine Geburt nicht höher als bis zum Sergeanten zu steigen erlaubte, so bat er nach vierzehnjährigem Dienste um seinen Abschied, und erhielt ihn. — Der Ausbruch der Revolution (1789) rief auch ihn zu den Waffen, und er stieg in kurzer Zeit durch die Wahl seiner Waffengefährten bis zum Bataillons-Chef empor, und schon im J. 1793 (also im vierten seiner neueren Dienstzeit) finden wir ihn als Brigade- und noch in selbem Jahre als Divisions-General.

Molitor (Gabriel Jean Josef, Graf). Marschall von Frankreich. Geb. zu Hayange 1770. Sohn eines alten Soldaten, stellte sich Molitor im J. 1791 als gemeiner Freiwilliger in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger, zeichnete sich in allen Affairen — besonders aber in den Schlachten von Kaiserslautern und Weißenburg aus. In den Gefechten der Rhein-Armee zeigte er einen alle Gefahren verachtenden Muth, wurde im J. 1798 zum Brigade-General, und nach der Einnahme von Feldkirch 1800 zum Divisions-General ernannt. 29 Jahre alt.

Moreau (Jean Victor). Geb. zu Morlair 1763. Sohn eines allgemein geschätzten Advocaten, wurde er zu den Rechtswissenschaften bestimmt. Er gab jedoch diese Studien auf, und nahm Kriegsdienste. Bei mehreren Gelegenheiten gab er auffallende Beweise der größten Unerschrockenheit, und einer Klugheit, die weit über sein Alter ging. Im J. 1790 wurde er Befehlshaber des ersten Bataillons Freiwilliger, und als der Krieg gegen Oesterreich ausbrach, verrichtete dieses Bataillon unter seinen Befehlen Wunder der Tapferkeit. Im J. 1793 wurde er Brigade- und 1794 Divisions-General. Im J. 1813 übernahm er den Oberbefehl über sämmtliche gegen Frankreich bestimmte Armeen; — aber schon am 27. August desselben Jahres zerschmetterte ihm in der Nähe von Dresden eine Kanonenkugel beide Beine.

Murat (Joachim). König von Neapel. Geb. den 25. März zu Bastide Frontonière 1767. Sohn eines Gastwirthe, zeigte Murat schon als Kind Kühnheit, Muth und Vorliebe zum Soldatenstande. Er erhielt eine Stelle in der Schule zu Cahors, vollendete seine Studien zu Toulouse, und wurde dann dem geistlichen Stande gewidmet. Bald vertauschte er das geistliche Kleid mit der Uniform, denn er hatte in kurzer Zeit sein geringes Vermögen in Lustbarkeiten und Spiel verschwendet, und glaubte sich auf diesem Wege von dem Ungestüm seiner Gläubiger zu retten. Als Theilnehmer eines Aufstandes unter den Soldaten erhielt er seine Entlassung. Der Ausbruch des Revolutions-Krieges rief ihn abermals zu den Waffen, in welchem er sich gleich Anfangs durch glänzende Waffenthaten auszeichnete. Im J. 1796 erhielt er den Auftrag, 21 erbeutete Fahnen dem Directorium zu überbringen; er wurde ehrenvoll empfangen, und kehrte als Brigade-General zur Armee zurück (27 Jahre alt). Zwei Jahre später erhielt er den Grad als Divisions-General. Er wurde am 13. October 1815 durch ein Kriegsgericht zum Tode verdammt und erschossen.

Ney (Michel). Fürst von den Moskwa, Herzog von Elchingen, Marschall von Frankreich. Geb. zu Saar-Louis 1769. Sohn eines Handwerkers, ließ Ney sich im J. 1787 in einem Husaren-Regimente anwerben, in welchem er sich durch sein Betragen so auszeichnete, daß er schnell zum Officier befördert wurde. Im J. 1796 wurde er zum General-Adjutanten, und noch im selben Jahre zum Brigade-General erhoben (27 Jahre alt). Für die herrlichen Waffenthaten, die er bei der Donau-Armee verübte, wurde er schon im folgenden Jahre zum Divisions-General ernannt. Napoleon nannte ihn den „Braoften unter den Braven". — Der Treubruch, den er bei Napoleons Landung von der Insel Elba an König Ludwig XVIII. beging, machte, daß ihn ein Kriegsgericht, aus lauter Marschällen bestehend, am 6. Dec. 1815 zum Tode verurtheilte, welches Urtheil an ihm am 7. Dec. 1815 vollzogen wurde.

Oudinot (Charles Nicolas). Herzog von Reggio, franz. Marschall. Geb. zu Bar sur Ornain 1767. Zur Handlung von seinen Eltern bestimmt, zog ihn seine Neigung zum Soldatenstande. Als eifriger Anhänger der Revolution wurde er Befehlshaber des 3. Bataillons, Freiwilliger im Departement der Maas, zeichnete sich besonders bei Morlautern aus, wo er durch einen heldenmüthigen Kampf sich gegen eine fünffach überlegene Macht der Preußen behauptete Nach diesem Kampfe wurde sein Name zur Parole des Tages gewählt. Er wurde im J. 1794 zum Brigade-General ernannt (27 Jahre alt). Am 12. April 1799 erhielt er den Grad als Divisions-General. (Schluß folgt.)

Der Hafen von Pola.

Bei dem steigenden Interesse, welches der Hafen von Pola für jeden österreichischen Seemann darbietet, da an das Gedeihen der dortigen Arsenalbauten alle Hoffnungen für den Wachsthum und die Stärkung der k. k. Kriegsmarine geknüpft sind, so halten wir es für entsprechend, einen von einer wohlbekannten Autorität in Marinesachen der französischen Regierung erstatteten Bericht über Pola, welcher in dem neuesten Hefte der trefflich redigirten österreichischen Marine-Zeitschrift in der Ursprache abgedruckt erscheint, in seinen wichtigsten und bezeichnendsten Stellen hier wiederzugeben.

„Der Hafen von Pola ist ein ausgezeichnetes, von allen Seiten durch Hügel von angenehmer Ansicht und durch vier Klippeneilande (Santo Catterina, Scoglia grande, Scoglio San Pietro und Olivi) abgeschlossenes Bassin, in welchem eine ziemlich große Menge von Linienschiffen mit Sicherheit ankern können. Die Beschaffenheit des Bodens ist im Innern des Hafens von Pola überall ein Schlamm von so festem Halte, daß ein dort ankerndes Schiff eher Gefahr liefe, seine Anker zu verlieren, wenn man nicht Bedacht nähme, sie von Zeit zu Zeit zu heben, als davon getrieben zu werden. Die heftigsten Winde bewirken im Hafen keine Strömung, die stark genug wäre, um ein Linienschiff zu beläftigen. Man findet im Allgemeinen dieselbe Bodenbeschaffenheit auch in der Zufahrt, welche 1500 Toisen länger und 400 Toisen weniger breit, als der Hafen selbst ist. Die Ost- und Nordostwinde, Bora genannt, die einzigen, welche von den Schiffahrern, die den venetianischen Golf besuchen, gefürchtet werden, weil sie heftig, stoßweise und plötzlich wirken, regen die Gewässer im Hafen von Pola nicht auf; dies ist eine Thatsache, welche sich nur erprobt hat. Der Hafen bietet mehrere Puncte, wo nöthigenfalls die Schiffe mit einem Tau am Lande befestigt werden können, so z. B. in einer Entfernung von 50 Toisen vor der Stadt, neben der Arma, findet man eine reiche Quelle, bekannt unter dem Namen der Quelle der römischen Bäder, welche vortreffliches Wasser und in hinreichender Menge liefert, um den Bedürfnissen einer Stadt von mittlerer Größe und der stärksten Kriegsmarine zu genügen. Die Luft gilt für ungesund in Pola; allein dies ist wohl nur ein Vorurtheil, denn jene Bewohner der Stadt, welche sich gute Nahrung verschaffen können, werden nicht von den Krankheiten, welche die Armen dort hinraffen, betroffen. Die Zufahrt zum Hafen kann mit großem Erfolge gegen einen Angriff zur See durch Batterien auf beiden Ufern vertheidigt werden; aber da sie eine gerade Linie bildet, so hätten die darin ankernden Schiffe sich gegen die Wirkung von Brandern vorzusehen. Der Eingang in den Hafen selbst kann uneinnehmbar gemacht werden durch Forts oder Batterien, welche auf der Landspitze Monumenti oder auf den drei im Südosten dieser Spitze befindlichen Klippen anzubringen wären. Schwerer scheint die Vertheidigung des Hafens gegen einen Angriff vom Lande her, aber auch hierin läßt sich durch geeignete Befestigungsarbeiten die größtmögliche Sicherung des Hafens erzielen. Nach genauer Untersuchung des Hafens im kleinsten Detail und der ihm begrenzenden Küsten haben wir erkannt, daß derselbe die größten Vortheile zur Begründung des vollständigen See-Arsenals darbietet. Die geeignetste Stelle scheint uns hierfür im Westen der Stadt angezeigt zu sein, (und in der That ist das Hafenbecken westlich der Stadt jetzt für die Errichtung des neuen Arsenals ausgewählt.) Es ist mir unmöglich, mit Genauigkeit anzugeben, wie viel Linienschiffe der Hafen von Pola zu fassen im Stande ist; nachdem man aber mit gleicher Sicherheit in der Zufahrt, wie im Hafen selbst Anker werfen kann, und 7 — 8 Schiffe bequem mit Tauen am Lande festgehalten werden können, befürchte ich nicht, mich zu täuschen, wenn ich versichere, daß eine Macht von 30 Linienschiffen nebst den leichten Fahrzeugen, welche sie begleiten, dort hinreichend Platz fände. Die theilweise undurchdringlichen Wälder, welche auf den nahen Küsten sich befinden, liefern nur Brennholz; man findet darin kaum einen Baum von größerem Umfange als vier Daumenlängen; erst im Innern Istriens, und namentlich bei Porto Quinto, findet sich zum Schiffsbaue geeignetes Holz."

Dieser Bericht, welcher sich auf wiederholte, in den Jahren 1806, 1808 und 1809 vorgenommene Besuche des Hafens und der Umgebungen von Pola stützt, wurde im Jahre 1849 in den annales hydrographiques der Oeffentlichkeit übergeben.

Notizen.

— In Stuttgart wurde am 11. das Geburtsfest des Herzogs Karl, des Gründers der Akademie, auf die übliche Weise begangen. Von Jahr zu Jahr schmilzt das Häufleln derer zusammen, welche an dieser Feier Theil nehmen; von 16 Tischgenossen waren dies Mal die Mehrzahl Söhne ehemaliger Akademiker. Drei Karlsschüler sind seit der letzten Feier gestorben.

— Wie in den Vereinigten Staaten alles einen kolossalen Zuschnitt gewinnt, so auch die Erzeugnisse der Buchdruckerpresse. Manche Zeitungen haben einen Absatz von nahezu 100,000 Exemplaren. So hat eines der größten New-Yorker Blätter für sein täglich erscheinendes Blatt 21,500 Abnehmer, für seine Wochennummer 63,120; für die zwei Mal wöchentlich erscheinende Nummer 6360, für die nach Californien bestimmte Ausgabe 4080, für die europäische Ausgabe 350 Exemplare. Andere große Zeitungen haben bis zu 30, 40 und 70,000 Abonnenten. Und diesem Absatz der Zeitungen entspricht der Bücherabsatz.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 18. Klagenfurt, Sonnabend, den 4. März. 1854.

Schnelle Vorrückung der französischen Generale während der Revolutionskriege.

Mitgetheilt von P. A. Budik.

(Schluß.)

Rapp (Jean, Graf). Geb. im Elsaß 1772. Bei einer entschiedenen Liebe zum Soldatenstande zeichnete er sich gleich in dem ersten Revolutionskriege durch Tapferkeit und Klugheit aus, und machte als Adjutant des Generals Desaix mit demselben die Feldzüge in Deutschland und Egypten mit. Im J. 1800 wurde er nach der Schlacht bei Marengo, in welcher Desaix tödtlich verwundet an seiner Seite fiel, zum Brigade-General ernannt. In der Schlacht bei Austerlitz (2. Dec. 1805) warf er die russischen Garden über den Haufen, und nahm den Fürsten Repnin persönlich gefangen, worauf ihm Napoleon den Rang als Divisions-General verlieh. In dem Feldzuge von 1812 that er Wunder der Tapferkeit, und erhielt bei dem Uebergange über die Beresina die sechsundzwanzigste Wunde. Er kam, wie Napoleon sagt, aus keinem Gefechte ohne Wunden zurück.

Sebastiani (Horace François de la Porta, Graf). Geb. zu Porta d'Ampugnano auf Corsica 1775. Er nahm im J. 1792 Kriegsdienste, zeichnete sich zuerst in der Schlacht von Arcole aus, wofür er zum Escadrons-Chef befördert wurde. Im J. 1799 wurde er von Moreau auf dem Schlachtfelde von Verona zum Obersten ernannt. Im J. 1800 schloß er mit Marmont den Waffenstillstand zu Treviso. Im J. 1804 erhielt er den Auftrag, die Küsten von der Normandie und Bretagne gegen einen Angriff der Engländer zu schützen, wofür er zum Brigade-General erhoben wurde (29 Jahre alt). Ruhmvoll kämpfte er in der Schlacht bei Austerlitz (1805), und erhielt dafür den Grad als Divisions-General.

Savary (Anne Jean Marie René). Herzog von Rovigo. Geb. im Dorfe Marc in Champagne 1774. Er ergriff aus Neigung im J. 1790 die Waffen, und wurde 1794 zum Stabe bei der Rheinarmee versetzt. Moreau erkannte sein Talent bei dem Rheinübergange, und vertraute ihm das Commando über ein Bataillon. In der Schlacht bei Friedberg führte er eine Colonne Infanterie, und warf den linken Flügel des Feindes. Als Desaix in der Schlacht bei Marengo den tödtlichen Schuß erhielt, befand sich Savary an seiner Seite, überbrachte darauf dem ersten Consul diese traurige Nachricht, der ihn zu seinem Flügel-Adjutanten ernannte. Bald darauf wurde Savary zum Brigade-General befördert (26 Jahre alt), und nach der Schlacht bei Austerlitz (2. Dec. 1805) erhielt er den Grad als Divisions-General.

Soult (Jean de Dieu). Herzog von Dalmatien, französischer Marschall. Geb. zu St. Amans 1769. Er trat im J. 1785 in Kriegsdienste, zeichnete sich besonders im Gefechte von Oberselsheim (29. März 1793) unter Custine aus, und dann in der Schlacht bei Kaiserslautern. Er wurde beauftragt, das Lager bei Marsteban wegzunehmen. Der Erfolg dieser Waffenthat war vollständig; zwei Fahnen und eine große Anzahl Gefangene fielen in seine Hände. Schon im J. 1794 stieg er zum Brigade-General (25 Jahre alt). Im J. 1799 wurde er zum Divisions-General ernannt.

Suchet (Louis Gabriel). Herzog von Albufera, franz. Marschall. Geb. zu Lyon 1772. Nach Vollendung seiner akademischen Studien trat er (1792) zu Lyon in die Nationalgarde als Freiwilliger, wurde (12. Mai 1793) Capitän, und ging im J. 1794 zur italienischen Armee, bei welcher er sich in den Gefechten bei Vado und St. Jacques glänzend hervorthat. In der Schlacht bei Loano (1795) eroberte er an der Spitze eines Bataillons drei österreichische Fahnen. Da er sich in allen Gefechten auszeichnete, ward ihm der ehrende Auftrag, dreiundzwanzig eroberte Fahnen nach Paris zu überbringen. Das Directorium ernannte ihn für seine Heldenthaten am 23. März 1798 zum Brigade-General (26 Jahre alt). Im folgenden Jahre wurde er zum Divisions-General ernannt.

Wandamme (Dominique, Graf von Hühneburg). Geb. zu Cassel 1771. Schon in früher Jugend nahm er Kriegsdienste in einem nach den Colonien bestimmten Regimente; kam 1789 nach Frankreich zurück, und stiftete gleich zu Anfang der politischen Unruhen eine Compagnie unter dem Namen der Jäger von Mont-Cassel, die er in dem Feldzuge von 1792 befehligte, und sich durch sein Benehmen den Grad eines Brigade-Generals erwarb (21 Jahre alt). Bei Eröffnung des Feldzuges von 1797 unterstützte er auf das kräftigste den Ueber-

Digitized by Google

gang über den Rhein, und wurde dafür zum Divisions-General ernannt.

Bedel (Dominique Honoré, Marie, Antoine, Graf von). Geb. zu Monaco 1773. Er stammte aus einer Familie aus Marsillargues, wovon mehrere im Kriegsdienste durch ruhmvolle Waffenthaten glänzten. Auch er trat als Freiwilliger 1789 in das Regiment von Nieder-Maine, und stand 1792 als Capitän bei der Nordarmee, wo er sich besonders im Gefechte bei Wirton auszeichnete. Im J. 1793 wurde er nach Corsica geschickt, und an die Spitze aller Compagnien Freiwilliger gestellt. In den Generalstab der italienischen Armee versetzt, erwarb er sich glänzenden Ruhm bei dem Uebergange über den Po und die Adda, und in den Gefechten bei Lonato und Salo. An der Spitze des 1. Husarenregiments machte er als Oberst beim Uebergange über die Brenta sechshundert Gefangene, bemächtigte sich des Reserve-Parks der Oesterreicher, und drang zuerst in die Dörfer Feltre und Bassano ein. Im Jahre (1799) durchbrach er die österreichischen Schanzen, und wurde als Todter auf dem Schlachtfelde zurückgelassen und gab erst nach einigen Stunden einige Lebenszeichen von sich. Nach dieser Heldenthat wurde er zum Brigade-General ernannt (26 Jahre alt).

Verdier (Jean Antoine, Graf). Geb. zu Toulouse 1767. Von einer achtungswerthen Familie aus dem Bürgerstande abstammend, nahm er im J. 1785 Kriegsdienste. Die Revolution beförderte ihn 1792 zum Lieutenant, ausgezeichnete Tapferkeit 1794 zum Capitän, und schnell darauf zum Flügel-Adjutanten bei Augereau. Bei der Ostpyrenäen-Armee eroberte er mit einem Bataillon Jäger das befestigte Lager bei Lers, welches 4000 Spanier und 80 Kanonen schützten. Diese schöne Waffenthat entschied über die Einnahme von Figueras, und verschaffte Verdier den Rang als Brigadier (1795). Zur italienischen Armee versetzt, empfing er auf dem Schlachtfelde von Castiglione den Titel als Brigade-General (1796 — 29 Jahre alt).

Victor (Perrin). Herzog von Belluno, französischer Marschall. Geb. in Lothringen 1766. Schon im fünfzehnten Jahre in den Artilleriedienst tretend, verdankte er der Revolution und seiner Tapferkeit, besonders bei der Belagerung von Toulon, eine schnelle Beförderung, denn schon 1793 war er General (27 Jahre alt). Wunder der Tapferkeit verrichtete er in dem Feldzuge von 1796, wofür er zum Divisions-General befördert wurde.

Watrin (N). Geb. zu Beauvais im J. 1772. Auf den Aufruf seines Vaterlandes ergriff Watrin die Waffen als gemeiner Soldat, und war im zweiten Jahre der Republik (1794) schon General-Adjutant bei der Armee an den Küsten des Oceans, und nicht lange darauf Brigade-General. Hoche schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Zur Sambre- und Maasarmee versetzt, zeichnete er sich an der Spitze einer Division bei Neuwied und Neuhof im höchsten Grade aus, indem er den Oesterreichern 30 Kanonen und 800 Gefangene abnahm. Im Jahre 7 (1799) wurde er nach Italien berufen, und daselbst zum Divisions-General ernannt.

Ueber Witterung und ihre Einflüsse in Kärnten.

Februar 1854.

I.

⊙ Wir haben an der Spitze unserer Witterungsberichte das Dasein zweier einander entgegengesetzten Hauptluftströmungen dargethan und weitläufig erörtert, daß die eine am Aequator unter den senkrecht niederscheinenden Sonnenstrahlen erhitzt und mit Wasserdunst gesättigt in die Höhe steigt, gegen beide Pole hin abfließt, und in höhern Breiten irgendwo wieder zur Erde sinkt, während von den Polen eine kalte, trockene, schwere Luftmasse gegen den Aequator zufließt und die Stelle der aufgestiegenen einnimmt. Es bildet dies eigentlich den Fundamentalsatz der heutigen Witterungslehre, und fast alle Erscheinungen unseres Wetters und Klimas führen zuletzt darauf zurück; wir befinden uns nämlich in jenen nördlichen Breiten, wo bald die eine bald die andere der genannten Luftströmungen herrschend wird, die eine nördliche bringt uns aber schwere, trockene, kalte Luft, wir werden also bei ihrem Wehen das Barometer steigen, das Thermometer fallen, den Himmel meistens heiter sehen, während die andere von Süden kommende uns feuchte, warme und als solche leichtere Luft, und mit dieser bei fallendem Barometer und steigender Temperatur Schnee oder Regen, oder wenigstens trüben Himmel zu bringen gewohnt ist.

Der Leser, der freundlich unsern Erörterungen gefolgt, und mit denselben einverstanden ist, wird nun aber fragen, woher kommen die andern Winde, die regellos, wie es scheint, von den übrigen Weltgegenden blasen? er wird fragen, warum ist die Windfahne nicht das erste und wichtigste meteorologische Instrument? wo ist in ihrem unstäten Hin- und Herschwanken, das sie eigentlich zum Symbol der Unbeständigkeit machte, Regel und Gesetz? Wir sind bereit, darauf zu antworten. Die Windfahne wird nur von den sie unmittelbar treffenden Lufttheilen gedreht, und folgt diesen rasch und schnell; außer den oft erwähnten Hauptströmungen des Luftmeeres, die durch kosmische Ursachen, wie wir erörtert haben, erregt und unterhalten werden, können aber auch durch locale Ursachen secundäre Strömungen in der großen Strömung erzeugt werden, man denke nur an die Wirbel und verschiedenartigen Bewegungen des Wassers in einem dennoch

Digitized by Google

nach einer Richtung ſeine Gewäſſer treibenden Stromes! ſelbſt jene Hauptſtrömung kann durch locale Einflüſſe eine Ablenkung erleiden; ſolche locale Urſachen ſind aber zu Genüge an der Erdoberfläche, beſonders bei uns in den Gebirgen zu finden, daher wie oft in kurzer Zeit die Windfahne nach allen Weltgegenden ſich drehen ſehen.

Viel ſicherer und raſcher als die Windfahne zeigt uns das Barometer die Hauptluftſtrömungen an, weil es nicht bloß von der es umgebenden Luft, ſondern von der ganzen, oder dasſelbe ſich aufthürmenden Luftſäule afficirt wird. Wenn auch die Fahne noch gegen Süden weiſt, zeigt uns ſchon das Fallen desſelben das in den höhern Luftſchichten eingetretene Wehen des Südſtromes an. Iſt aber auch das Barometer in der Regel ein viel beſſerer Windanzeiger, als die Windfahne, ſo iſt doch auch das Schwanken dieſer nicht ſo geſetz- und regellos, als man glaubt. Die genaue Beachtung derſelben führte zur Auffindung des Geſetzes der **Winddrehung** und zur Beantwortung der auch unſern Leſern zu beantwortenden Frage: Woher kommen die übrigen Winde?

Selbſt in unſern Gebirgen, zwiſchen welchen freilich ſo wenig wie zwiſchen den Häuſern einer Stadt die allgemeine Windrichtung durch die Windfahne ſich erkennen läßt, beſſer aber und ſchneller in einer weiten Ebene läßt ſich an derſelben abnehmen, daß ihr Drehen meiſt von Nord durch Oſt nach Süd, und von Süd durch Weſt und Nord-Weſt nach Nord erfolgt, und viel ſeltener der umgekehrte Fall eintritt, das heißt, es tritt meiſt nach Nordwind Oſt und dann Südwind, ſehr ſelten Weſtwind, und ebenſo nach längerm Wehen des Süd viel häufiger Weſt und Nord-Weſt und dann Nord, als Oſtwind ein. Dieſe jedoch nur für unſere nördliche Erdhälfte geltende Winddrehung iſt eine der ſchönſten Entdeckungen der Meteorologie, ſie hat Geſetz und Regelmäßigkeit in ein unſerer täglichen Beobachtung ſich darbietendes Phänomen gebracht, wenn man nur ein wirres Schwanken, das Sinnbild der willenloſen Zufälligkeit zu ſehen glaubte, ſie iſt von ihrem Entdecker Dove auch ſehr ſchön erklärt worden.

Wenn nämlich durch längere Zeit der Nord-Paſſat weht, ſo muß er von ſeiner Anfangs nördlichen immer mehr eine nordöſtliche, zuletzt faſt rein öſtliche Richtung annehmen; es fließen nämlich in dieſem Falle die von uns nördlich gelagerten Luftſchichten allmälich über unſere Gegenden gegen Süd. So lange noch die Luft zu uns kommt, die z. B. in Steiermark, Oeſterreich gelagert war, tritt ſie als reiner Nordwind auf, denn ſie bewegt ſich ja ſchnell um die Erdaxe, wie wir; wir bewegen uns aber ſchon viel ſchneller als die Luft, die z. B. im nördlichen Deutſchland bei Berlin; rückt alſo dieſe bis zu uns, ſo muß ſie uns ſchon ſtark öſtlich ſcheinen, ſowie wir ſchnell gegen Oſt fahrend, immer einen Oſtwind verſpüren; bringt endlich zuletzt Luft aus den Polargegenden, wo ſie beinahe feſt ſteht, bis zu uns, ſo erſcheint ſie uns faſt als reiner Oſtwind. Es muß alſo der Nordwind, immer kälter werdend, in Oſt übergehen, dabei werden wir immer heiter und haben Barometer haben.

Nun fällt aber wieder ein Mal die ſüdliche vom Aequator kommende Strömung ein, die erſte Wirkung auf die noch herrſchende öſtliche Strömung iſt die, daß ſie erſtere zu verdrängen ſtrebt, ſie ſucht ſie, ihrer Richtung nach, gegen Norden zu ſchieben, es entſteht ſo, und zwar zuerſt in der Höhe aus der Einwirkung des Süd auf den Oſt ein Süd-Oſt; während die Windfahne Unten noch den Oſt anzeigt, wird das Einbrechen der Südſtrömung ſchon das Fallen des Barometers und der Umſtand anzeigen, daß hoch Oben, wo die beiden Luftſtröme ſich treffen, feine Niederſchläge entſtehen, die als ſogenannte Federwolken durch Geſtalt und Bewegung die ſüdöſtliche Windrichtung anzeigen.

In dem Maße aber, als die ſüdliche Strömung die öſtliche verdrängt, fällt das Barometer, entſteht auch unten Südoſt und damit ſtarke Niederſchläge; iſt ſie endlich vollkommen herrſchend geworden, ſo geht ſie allmälich in reinen Süd und Südweſt über, in welchem Falle häufig, bei fortwährend tiefem Barometerſtande, die Niederſchläge aufhören und warme Witterung längere Zeit anhält.

Aus ähnlichen Gründen, wie der Nord in Nordoſt und Oſt, geht der Südſtrom bei längerem Wehen allmälich in Südweſt und faſt reinen Weſt über; fällt nun wieder der Nord-Paſſat ein, ſo entſteht durch ſeine Einwirkung auf die weſtliche Strömung zuerſt Nordweſt, der, nach einiger Zeit den Weſt vollkommen verdrängend, wieder in reinen Nord übergeht.

Es durchläuft alſo der Wind im Wechſel der Paſſate die Windroſe bei uns von der Linken zur Rechten, wie der Zeiger das Zifferblatt der Uhr; es ergibt ſich aus ähnlicher Betrachtung, daß auf der ſüdlichen Halbkugel die Winddrehung eine entgegengeſetzte ſein muß. Da aber bei uns der Südweſt-Paſſat in der Höhe, der Nordoſt in der Tiefe ſtrömt, ſo wird in der Regel, wenn die Verdrängung erfolgt, der erſtere von Oben, letzterer von Unten einfallen; es zeigt, wie ſchon erwähnt, die Windfahne den Südweſt erſt an, nachdem längſt das Fallen des Barometers die höhere Temperatur und größere Feuchtigkeit der Luft ſeinen Eintritt angezeigt haben; bricht hingegen der Nord-Paſſat in den Südſtrom als Nordwind ein, ſo geſchieht dieß, da jener in der Tiefe fließt, zuerſt an der Erdfläche, es ſtellt ſich ſogleich die Windfahne in ſeine Richtung, während erſt allmälich bei heftigem Nordweſt wieder das Barometer ſteigt, die Niederſchläge aufhören und heitere Witterung ſich einſtellt. Die Zeit, in welcher ein ſo geſchilderter Wechſel der Winde eintritt, iſt ſehr ungleich, er umfaßt oft ebenſoviele Stunden als manchmal Tage; in der Regel geſchieht der Wechſel nach Süd langſamer als der nach Nord; das Vordrängen des

ersteren durch diesen tritt bei uns unter starkem West ost in sehr kurzer Zeit ein, meist Morgens oder Abends, es folgt dann einem Regentage ein ganz heiterer Abend oder Morgen.

Wenn die beiden Passat nicht, wie wir es bei obiger Darstellung angenommen, über, sondern neben einander fortfließen, so geschieht die Verdrängung des einen durch den andern durch ein Fortrücken der Trennungs-Ebenen von Südost nach Nordwest oder von Nordwest nach Südost; der Wechsel in einem oder anderem Sinne geschieht dann schnell in der ganzen Höhe der Atmosphäre, und die Windfahne stellt sich nach kurzem Schwanken in die Richtung des herrschenden Windes. Die Drehung geschieht aber, wie einiges Nachdenken lehrt, ganz auf dieselbe Weise.

Man darf jedoch bei der großen Beweglichkeit des luftigen Elementes nicht erwarten, das Drehungsgesetz selbst in der Ebene bei jedem Wechsel der Winde bestätigt zu sehen; die Grenzfläche der Passate schwankt häufig hin und her, ehe sie sich festsetzt oder in einer bestimmten Richtung fortrückt; in diesem Falle springt dann der Wind zurück, die Windfahne dreht sich im verkehrten Sinne; noch häufiger werden die Passate gestört durch locale oder Continental-Winde, wie der Lauf eines Flusses durch Wirbel ꝛc., auch in diesem Falle ist oft ein Umspringen des Windes zu bemerken.

Wir haben schon Oben erwähnt, daß besonders in den Gebirgen nicht bloß dieses Drehungsgesetz, sondern überhaupt die Windrichtung eine Ablenkung erleidet, so daß oft aus dem Durcheinanderwirken der localen Strömungen die Hauptwindrichtung nur schwer sich erkennen läßt, es läßt sich jedoch aus dem Witterungsgange des verflossenen Monats und der zu Klagenfurt angestellten Beobachtungen recht gut ein Beleg zu obigen Erörterungen finden, und der Charakter der Luftströmungen, sowie das Gesetz ihres Wechsels erkennen, wie schon folgende Tabelle lehrt, in welcher von 5 zu 5 Tagen angegeben ist, um wie viel bei den herrschenden Winden in diesen 5 Tagen der mittlere Luftdruck (in Pariser Linien Barometerstandes), die mittlere Lufwärme und Feuchtigkeit über (+) oder unter (—) dem Durchschnitte des ganzen Monats stand.

Februar	Luftdruck	Luft-Temper	Feuchtigkeit	Winde	Niederschl.
1. bis 5.	+1·80	— 0·21	0.	N, O, SO	—
6. „ 10.	—1·70	+ 2·15	+ 8	S, SW	0·31
11. „ 15.	+0·73	— 4·72	—13	NW. N, O	—
16. „ 20.	— 3·24	+ 0·31	+ 3	O, SO, S	4·12
21. „ 28.	+1·52	+ 2·23	— 2	W, NW	0·13
Monatmtl.	319·89	— 3.54	73		

Die Polarströmung, die in den letzten Jännertagen nach mehrfachem Ankämpfen der südlichen herrschend geblieben, geht in den ersten 5 Tagen allmälich in die östliche Richtung über; wir bemerken aber auch schon das Einwirken der südlichen im Südost. Barometer ist über, Thermometer unter dem Monatmittel. In den folgenden 5 Tagen (6. bis 10.) ist die südliche Strömung bei tiefem Barometer und hoher Temperatur und Feuchtigkeit der Luft beherrschend geworden, sie geht vom 11. bis 15. entschieden durch Nordwest in Nord und Nordost über, welcher 3 Tage lang mit großer Heftigkeit weht und uns sehr kalte trockene Luft bringt; in dieser fällt am 18. mit ziemlicher Raschheit bei mäßigem Schneefall die südliche wieder ein, macht das Barometer stark fallen, wird aber eben so bald wieder von der westlichen verdrängt; in den letzten Tagen herrscht der Nordwest als Resultat des Kampfes der beiden Strömungen vor; das steigende Barometer kündiget uns im Voraus den Sieg der nördlichen an, der jedoch am Monatschlusse noch nicht erfolgt ist. Die Temperatur ist in den letzten Tagen in Folge heiteren Himmels und der vergrößerten Sonnenhöhe gestiegen.

Wir werden in einem folgenden Artikel die Aeußerungen dieser Strömungen in höheren Puncten der Atmosphäre, sobald uns die Berichte von den übrigen Stationen zugehen, weiter verfolgen und wahrscheinlich von sehr tiefen Temperaturen zu berichten haben, da die Nordströmung, wie der hohe Barometerstand andeutete, durch die ganze Höhe der Luft herrschend war.

Notiz.

— Ein Gaunerstreich, wie man sie nur aus größeren Städten berichten hört, macht in Mainz viel von sich reden. Es kam nämlich dieser Tage ein junger Mann zu einem dortigen Silberarbeiter, bestellte bei demselben zwölf schwere Löffel für den in der Nachbarschaft wohnenden Pfarrer und bittet, solche gleich durch das Mädchen mit der quittirten Rechnung mitzusenden. Da dabei nichts zu riskiren war, so wird seinem Wunsche willfahrt und er geht ganz ruhig ins Pfarrhaus, nimmt vor der Stubenthür dem Mädchen die Löffel ab, um sie dem Herrn Pfarrer zu zeigen und zu sehen, ob er zu sprechen sei. Als er ins Zimmer kam, stellte er sich dem Geistlichen als einen Unglücklichen vor, welcher mit seinem jungen Weibe in Hader lebe, bat ihn, vermittelnd einzuschreiten, damit ihn seine junge Frau nicht verlasse, zu welchem Zwecke er solche mitgebracht habe. Natürlich war der Pfarrer gleich bereit zu versuchen, die Eheleute zu vereinigen, bat ihn, seine Frau hereinzuführen und der Dieb entfernte sich mit seinen zwölf Löffeln. Nun folgte gegenseitiges Staunen, denn das Mädchen wußte nicht, warum es als Frau angeredet wurde, und konnte noch weniger die tröstenden Zusprüche fassen, bevor es sich einfach als Ladenmädchen präsentirte, welches Geld für die zwölf silbernen Löffel holen wolle. Jetzt folgte die einfachste Aufklärung, aber zu spät, denn von dem Dieb ist jede Spur verschwunden.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 19. Klagenfurt, Dienstag, den 7. März. 1854.

Beiträge zur Beurtheilung der Eisenfrage in Kärnten.

Von Inspector J. Schießnigg.

(Aus der Austria.)

I. Aus der älteren Zeit.

Selbst das kleinste Gewerbe hat eine Geschichte, die dessen Ursprung und fernere Entwicklung bezeichnet; noch mehr die Industrie und vorzüglich die Eisen-Industrie Kärntens, die aus den Naturfonden unseres Landes hervorgegangen ist, und in ihrer Wechselwirkung nicht nur Segnungen in alle Theile desselben verbreitet, sondern auch seine Existenz bedingt.

Nur nach und nach erreichte sie das kräftige Mannes-Alter. Von Interesse dürfte daher sein, den primitiven Zustand derselben und ihr successives Fortschreiten sowohl rücksichtlich des technischen Theils, als des Haushaltes und der Gesetzgebung kennen zu lernen, wenn man die Gegenwart richtig und unparteiisch beurtheilen will. Hiezu liefere ich die folgenden Beiträge.

Nachstehende Stadien verdienen besonders hervorgehoben zu werden:

a) die älteste Geschichte;

b) der Zustand der Rectification vom Jahre 1750—1753;

c) der beim Erscheinen der Patente vom 24. April 1759;

d) schließlich der nach diesen bis zu ihrer Aufhebung in den Jahren 1781, 1782 und 1783.

Die mythischen Nachrichten über unsere Eisen-Erzeugung übergehend, erwähne ich bloß der Thatsache, daß das norische Eisen schon in der ältesten Zeit bekannt war, welches auch in Kärnten gewonnen wurde. Nach Befriedigung des eigenen Bedarfes scheint es vorzüglich für Waffen bestimmt, und von den berühmten Waffen- und Schildschmieden in Verona, Mantua und Cremona verarbeitet worden zu sein. Es wanderte nebst rohem Stahle auf den römischen Heerstraßen nach Triest, Aquileja und von dort in die Werkstätten der Schmiede im tieferen Italien.

Unstreitig ist die Fertigkeit, das Grobeisen in die verschiedenen Sorten von Streckwaaren, in Zaine, Drähte und Nägel zu verwandeln, dann den Stahl zu verfeinern, aus den Werkstätten um Brescia, Lecco und Bergamo in unsere Gauen übergegangen, was die noch jetzt im Lande üblichen Benennungen in italienischer Sprache beweisen: nämlich beim Streckeisen Quadrettl, Lamette, Ottangoll; bei den Drähten und Zainen Verzella, Strafettina, Bordion; bei den Nägeln Planettl, Tratti, Canall u. s. w. Auch lernten wir die Fabrication folgender Stahlsorten: als des Acciaio, Romano, Mezzano, da Segna, da Molino und besonders des Brescian oder Triester Kistenstahls kennen.

Nach und nach rückten die fremden Arbeiter, angelockt durch unser Material-Eisen, die Wasserkraft und den wohlfeilen Brennstoff, uns näher, und siedelten sich in den obern Thälern von Oberkärnten an. Zum Beweise dessen dienet das Canalthal, der Pontebba am nächsten, welches von Nagelschmieden den Namen führt, welche eine Sorte Nägel „Canali“ oder Halbscharnägel erzeugten. Nicht minder machten sich einige Herren italienischer Abkunft seßhaft, die Hämmer bauten und mit ihrem Geburtslande in directe Handels-Verbindungen getreten sind. Unter diese gehörten die HH. v. Canal, Cavallar, Filafero, Rachoi und Giacomelli.

Von den gesetzlichen Anordnungen, welche über den Gegenstand meiner Frage erflossen sind, verdienen folgende besonders hervorgehoben zu werden.

Herzog Wilhelm ertheilte der Stadt St. Veit im Jahre 1399 das Privilegium auf ein Rauheisen-Verlagsmagazin, welches jedoch ob des schädlichen Mißbrauches in der Folge aufgehoben wurde.

Erscheint es in dem Generale Maximilians I., ddo. Innsbruck, den 10. Jänner 1507, daß die Haupteinsenwurzen gegenüber den Waldeisen-Gewerken einen Vorzug verdiene, weil letzteren die Privilegien nur unter der Bedingung verliehen wurden, daß dadurch die Gewerken in der ersteren weder in dem Verschleiße noch Kohlenbezuge gehindert werden. Zugleich ordnet es an, alle Bergbaue, die schädlich werden sollten, gänzlich abzuschaffen. Infolge dessen mußte der Bischof von Gurk im Jahre 1731, bei Gelegenheit einer Commission über den Eisenbergbau zu Schrötbach im Landgerichte Dürnstein, einen Revers ausstellen, daß er deßwegen keine neuen Schmelz- noch Hammerwerke anlegen wolle.

Die Ausfuhr nach Italien muß Mangel im Lande erzeugt, oder das Eisen sehr vertheuert haben, weil sich nach dem Augsburgischen Libell vom Jahre 1510, welches die Handfeste Kärnten enthält, die Landschaft über die Bürger in den landesfürstlichen Städten St. Veit, Völkermarkt und dem Markte Althofen beschwerte, daß sie das selbem mittelst Privilegien zustehende Aufschlags-, respective Niederlagsrecht dahin mißbrauchten, um alles Eisen an sich zu ziehen, und die Preise ungebührlich zu steigern.

Gleiche Beschwerde wurde gegen die Prälaten und Adeligen gerichtet, welche als Zins für die besitzenden Eisenhämmer und Bleihütten, dann von den Unterthanen loco der Abgaben Eisen erhielten, und dieses gegen Italien um Weine, Fastenspeisen und andere Nahrung verführten. Auch brachten die Italiener selbst diese Victualien und Tuch auf Stich (Tausch) um Eisen ins Land; hierüber wurde der Landschaft Allerhöchsten Orts Untersuchung und Abhilfe zugesichert.

Die Convention zwischen dem Kaiser Friedrich, dann Sigmund Erzbischof, Burkhard Domprobst und Capitl des Erzstiftes Salzburg, geschlossen im Jahre 1458, dann Maximilian königl. Majestät den 18. Juni 1495, und von Kaiser Ferdinand den 18. April 1539 confinirt, enthält wörtlich Folgendes:

„Soll das Eisen des von Salzburg, so zu Hüttenberg, in der Lelrn und in der Mosinz gemacht würdet, gen Althofen kommen, und was Eisen zu Friesach gemacht würdet, da bleiben, und soll das von Althofen und auch das von Friesach zu ewigen Zeiten ungeirrt und ungebindert seinen Gang haben. Dir gewöhnlichen Straßen, die es von Alter her gehabt, und soll nicht zurück über dir Alben ausgeben, als gen Obdach, doch uns und unseren Erben Mauth und Aufschlag, so sich Dauer zu geben gebühren, vorbehalten ungefährlich."

Zugleich wurde auch den Friesachern und Althofern gestattet, dort Eisen zu verkaufen und zu verführen nach Nothdurft, ohne der Bürger zu St. Veit Irrung und Hindernis.

Die Bergwerks-Ordnung für Hüttenberg, Mosinz und Lölling, respective die Haupteisenwurzen, ddo. 10 Juni 1567, welche Erzherzog Karl mit Zuziehung einiger Salzburger Commissionen verfaßte, ist in den Grundzügen noch jetzt giltig, eben so die Ferdinandeische Beegordnung vom 1. Mai 1553.

Infolge einer vom Erzherzog Ferdinand im Jahre 1616 angeordneten Commission durfte das Bisthum Gurk kein geschlagenes Eisen außer Land verkaufen. — Nach dem Vergleiche vom Jahre 1675 nur 600 Meiler à 10 Centner, und mußte die eigenen Kohlen benützen.

Sehr bemerkenswerth sind die Vorschriften über den Eisenverschleiß-District, die in den Generalien von den Jahren 1580, 1613, 1639 und 1662 enthalten sind. Nach diesen durfte kein Roh- oder auf irgend eine Art bearbeitetes Eisen hinter sich, gegen oder in das Herzogthum Steiermark, noch auch seit- oder aufwärts nach Salzburg oder Tirol auf keinerlei Straße oder Abweg bei Vermeidung sonstiger Confiscation oder noch schärferer Besteafung, sondern alles, was aus Kärnten zu senden nicht verboten ist, für sich gegen Krain, windische March und Italien geführt werden. Infolge dessen wurde dem Bischof zu Gurk den Grafen v. Lodron und Athems die gebetene Ausfuhr einer gewissen Menge kärntnerischen Eisens und Stahls nach Salzburg, Tirol und in das deutsche Reich in den Jahren 1680, 1684 und 1685 abgeschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Theater in Klagenfurt.

Die guten Vorsätze, welche die Fastenzeit allenthalben namentlich bei Denen, die im Carneval ein wenig zu viel geleistet, hervorzurufen pflegt, äußern sich auch auf unserer Bühne, welche den festen Entschluß gefaßt zu haben scheint, die kleinen Faschingssünden abzubüßen, und in das Geleise der strengen Solidität und regen Thätigkeit zurückzukehren. Ihr erstes Begegnen brachte uns gleich eine willkommene Bescheerung, das Gastspiel des Herrn Julius, Gatten unserer beliebten Schauspielerin gleichen Namens, vom k. k. priv. Theater an der Wien, welcher Donnerstag, am 2. d. M., in drei kleinern Stücken, als Vatel in „Ehrgeiz in der Küche," als Elias Krumm in Kotzebue's „der gerade Weg der beste," und als Jeremias Klagesanft in Holteis: „Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg," zum ersten Male vor uns erschien, und, wir wir hören, bis zum Schlusse der Saison in mehreren seiner vorzüglichsten Rollen auftreten wird.

Hr. Julius ist Charakter-Darsteller, und schien als solcher bei seinem ersten Debut hauptsächlich eine Probe seiner Charakterisirungsgabe und der Vielseitigkeit seines Talentes ablegen zu wollen, daher die Wahl von Rollen, welche an sich nicht viel bedeutend sind, jedoch wesentlich verschieden dargestellt werden wollen. Es läßt sich kaum eine größere Verschiedenartigkeit von Charakteren denken, als zwischen dem komisch ehrgeizigen Vatel, dem schleichenden, nidrig eigennützigen Elias Krumm, und dem gutmüthigen grundehrlichen Klagesanft zu finden ist. Hr. Julius stellte alle diese Charaktere in entsprechender und entschiedener Färbung in Maske, Ton und Haltung hin; er zeigte, daß er es verstehe, aus sich herauszutreten, seine Individualität in den darzustellenden Charakter umzuwandeln, und bewährte in Auffassung und Darstellung den Schauspieler von bedeutendem Talente. Das Publikum schien durch das Spiel des Hrn. Julius sehr angeregt, und würdigte seine Leistungen mit wiederholtem sehr lebhaftem Beifalle. Besondere Wirkung erzielte sein Elias

Krumm, seit jeher ein Steckenpferd für Charakter-Darsteller, von denen es vielleicht nicht einen seit Ludwig Devrient gab, der nicht auf seinen Elias Krumm einen gewissen Werth gesetzt, und mit dieser oder jener Auffassung und Hinzuthat verschiedener Nuancen selten die Wirkung ganz verfehlte.

Ich glaube die renommirteste und gangbarste Auffassung ist gegenwärtig die Döring's, welche auch Hr. Julius beim Studium dieser Rolle, ohne übrigens seine Selbstständigkeit aufzugeben, vor Augen gehabt zu haben scheint, wie er sich überhaupt viel an diesem Meister gebildet haben dürfte. Aber auch in den übrigen Stellen traf Hr. Julius nicht minder den richtigen Ton.

Für den ehrgeizigen Koch, den ein versalzenes Consumé ebenso zur Verzweiflung bringt, als einen Feldherrn eine verlorne Schlacht, war der komische Pathos ebenso am Platz, als die gutmüthige Naivetät für den armen treuherzigen Kiempner, der uns so bitter klagt, daß es in Breslau so viele Kiempner gibt, der so unbefangen vor uns seine Tailette macht, und uns dabei so betrübt seine unerfreulichen Reise-Abenteuer mittheilt, bis der lang entbehrte Genuß eines Huhnes und einer Flasche Wein den guten schüchternen Menschen so lebendig und fidel macht, daß er wie ausgewechselt ist, und singt und springt, daß es eine wahre Freude ist. Diese vortrefflich geschriebene, wahrhaft rührende Scene der sich in Lust verwandelnden Traurigkeit wurde aber auch von Herrn Julius ganz ausgezeichnet gegeben, und kann der berühmten Leistung Beckmanns an die Seite gesetzt werden. Das war wirklich eine Lustigkeit, die durch alle Glieder ging, und das Lachen! man mußte mitlachen, so kam es aus dem Innern heraus!

Eine eigentliche dramatische Durchführung war bei diesen Rollen, die nur der Genremalerei angehören, nicht möglich; wir werden uns in dieser Beziehung erst nach einer größeren Rolle eines classischen Dramas aussprechen können, der wir mit Interesse entgegensehen.

Auch für das Repertoir wird das Gastspiel des Hrn. Julius von belebendem Einflusse sein, und, wie es verlautet, soll uns die Direction Manches Interessante für den Rest der Saison vorbehalten haben, wodurch sie ein gutes Andenken hinterlassen, und sich für das nächste Jahr sehr empfehlen wird.

Es sollen ein Paar neue Stücke von Benedix, auch mehrere classische Dramen, darunter sogar Goethes herrlicher „Faust," und Einiges von Schiller, wie die „Räuber," „Cabale und Liebe" und die „Jungfrau von Orleans," Letztere zur Benefice der Frau Zacharda schon Sonnabend, den 11. d. M., gegeben werden.

Wir lieben die classischen Stücke und wissen gar wohl, daß sie auf einer Provinzbühne nicht vollkommen dargestellt werden können, stellen uns daher zufrieden, wenn nur das unter den gegebenen Verhältnissen Mögliche geleistet wird, was bei den gegenwärtigen Kräften unserer Bühne etwas ganz Hübsches sein kann. Aber gut einstudirt müssen sie werden, und sorgfältig eingerichtet. Es entstellt die ganze Dichtung, und ist eine wahre Versündigung an der Pietät gegen den Dichter, wenn man so rücksichtslos Kürzungen und Aenderungen vornimmt, wie es z. B. bei „Götz von Berlichingen" der Fall war. Der arme Götz, ohnehin unglücklich genug, nur eine Hand zu haben, mußte auch noch um Kopf und Fuß gebracht werden. Wir hoffen, diese Bemerkungen bei keinem der genannten Stücke wiederholen zu müssen, und sehen denselben mit Spannung entgegen.

Cajus.

Notizen.

— Kürzlich eingelaufenen Nachrichten zufolge ist der apostolische Provicar Hr. Dr. Ignaz Knoblecher mit den neuen Mitgliedern der apostolischen Mission am 29. Dec. v. J. glücklich in Chartum angelangt. Dem Vernehmen nach wird dieser eifrige Priester nur einige Wochen dort verweilen, um die nöthigen Anordnungen zum Baue der Kirche und des Erziehungs-Institutes zu treffen, zu welchen großartige Plane entworfen sind, und sich sodann nach seiner Station am weißen Flusse begeben.

— Der Constructions-Plan für das Industrie-Ausstellungsgebäude in München ist veröffentlicht. Dasselbe wird einen Flächenraum von 134,000 Quadratfuß einnehmen und im Wesentlichen, d. h. in seinen Hauptbestandtheilen, mit Langschiff, Transept und den Anbauten an beiden Enden, dem Londoner nachgebildet sein. Das Langschiff hat eine Länge von 800 Fuß und das Mittelschiff mit den beiden Seitenschiffen eine Breite von 600 Fuß. Die Länge des Transepts beträgt 285 Fuß, die Breite 160 und die Höhe 80 Fuß. Die Gebälle und Fensterſäulen werden aus Eichenholz, die Rahmen und die Fußböden der Gallerien aus Föhrenholz gefertigt. Das übrige Material wird aus Glas und Eisen bestehen. Das Dach wird mit doppeltem Glas gedeckt und mit einem Drahtgitter gegen Hagel geschützt. Der Gesammtverbrauch des Eisens beläuft sich auf 4 Millionen Pfund und des Glases auf 300,000 Quadratfuß. Für den Transept arbeitet Halbig an einer kolossalen Fontaine, mit plastischen Darstellungen aus der baierischen Geschichte. Kramer-Klett in Nürnberg hat sich zur Lieferung des Materials bis März d. J. und zur Vollendung des Baues bis zum 8. Juni verpflichtet. In der Art und Weise der Aufstellung wird der Grundsatz beobachtet, die Producte nicht nach ihrem Ursprunge, sondern nach Gattungen zu unterscheiden, und wurden deswegen folgende 12 Departements beschlossen: 1) Mineralien und Brennstoffe; 2) landwirthschaftliche Erzeugnisse; 3) Chemicalien und Farben; 4) Nahrungsmittel; 5) Maschinen; 6) Instrumente; 7) Gespinnste; 8) Metallwaaren und Waffen; 9) Glas und irdene Waaren; 10) Holz- und Kurzwaaren; 11) Papier-, Schreib- und Druckwaaren; 12) alle Leistungen der bildenden Künste. Für jedes Departement ist eine Commission von acht Mann aus hiesigen Gewerbetreibenden und Künstlern gewählt werden.

Digitized by Google

— Die Gesammtzahl der im türkischen Reiche lebenden Albanesen gibt Dr. J. G. v. Hahn in seinen Albanischen Studien, nach andern Autoritäten, auf etwa anderthalb Millionen an; dazu kommen, was die Kopfzahl des ganzen Stamms betrifft, etwa 170,000 Albanesen im Königreiche Griechenland, und 85,000 Seelen in den albanesischen Colonien im Königreiche beider Sicilien. In Hinsicht auf den Glauben nimmt man an, daß in dem eigentlichen türkischen Albanien das christliche Element von dem mahammedanischen überwogen werde; ob mit Recht, läßt Hr. v. Hahn dahingestellt. Das mohammedanische Element verbreitet sich fast über alle Theile des Landes, und ist, einzelne Ausnahmen abgerechnet, auf die albanesische Race beschränkt, den Griechen und Wlachen, d. h. die nichtalbanesische Bevölkerung im südlichen Lande, bekennen sich ohne Ausnahme zur griechischen Kirche, und unter den am nördlichen Grenzrande lebenden Slaven scheinen die Mahammedaner in der Minderzahl zu sein. In der Regel findet sich die mohammedanische Bevölkerung in der Art mit der griechischen gemischt, daß sie das aristokratische Element bildet. Katholiken sind vorzüglich in Nord-Albanien; ihre Gesammtzahl wird auf 96,000 Seelen angeschlagen, die unter nicht weniger als drei Erzbischöfen und vier Bischöfen stehen. Zu ihnen gehört der kriegerische Stamm der Mirediten, frei von jeder mohammedanischen Beimischung, weil jeder, der zum Islam übertritt, ihre Landschaft verlassen muß. Die türkischen Albanesen stammen alle von Christen ab, und sind zum Theil erst in ziemlich neuen Zeiten, aber massenweise, um dem Druck der mohammedanischen Grundherren zu entgehen, zum Islam mehr übergetreten als bekehrt worden; in manchen Gegenden sind sie Kryptokatholiken geblieben und haben nur mohammedanische Namen angenommen. Allein im Paschalik von Prisrend wird die Zahl der Kryptokatholiken auf nicht weniger als 8000 Seelen angeschlagen. Zum Theil wünschen sie unter der Herrschaft des jetzigen mildern Systems zu ihrem alten Glauben zurückzukehren, und die Kryptochristen bei Berat (von der griechischen Kirche) haben deshalb einen besondern Abgeordneten nach Constantinopel geschickt, dessen Unterhandlungen aber bisher erfolglos waren.

— Die Staatszeitung der Republik Salvador (Gaceta del Gobierno del Salvador) findet sich zu der Erklärung veranlaßt, daß die von englischen Zeitungen, namentlich auch von der „Times" vor einiger Zeit gegebenen Nachrichten über die in London befindlichen sogenannten Azteken, die angeblich von einem untergegangenen Volke von Liliputanern die einzigen Ueberreste sein sollen, nichts weiter als Märchen sind. „Wir versichern," heißt es in der gedachten Erklärung, „in unserer Eigenschaft als Central-Amerikaner, die mit der Geographie ihres Landes hinreichend vertraut sind, daß die Stadt Izimaya, ihre Thürme, Schlösser und vergoldeten Minarets ein Märchen aus „Tausend und Eine Nacht" sind, ebenso wie die aztekischen Liliputaner von der Priesterrace. Die beiden in Europa zur Schau gestellten Kinder sind weder Liliputaner noch Azteken, noch Priester, noch Eingeborne von Izimaya, noch endlich von irgend einem wunderbaren Menschenschlage. Sie stammen auch nicht aus der Republik Guatemala, sondern aus einem Dorfe Namens la Puerta, im Departement San-Miguel, wo eine verheiratete Mulattin diese beiden Kinder nebst einem jüngeren, das noch bei ihr und ebenso zwerghaft ist, geboren hat." Es wird dann weiter erzählt, daß ein gewisser Don Raimundo Selva aus Nicaragua die beiden Zwerge, die bereits in der Heimat als Phänomene begafft worden waren, von der Mutter gegen ein Stück Geld erhandelte, um sie mit einem Wolf, einem weißen Hirsch und einigen seltsamen Affen den Schaulustigen zu produciren. Ein Yankee habe ihm die Kinder abgeschwindelt und dieser führe sie nun in der Welt, als die letzten Azteken, umher.

— Nach dem Gesetze über den Schutz des literarischen und artistischen Eigenthums, wie es jetzt in Preußen zu Stande gekommen, ist es hinfort nicht als verbotene Nachahmung zu erachten, wenn ein Gemälde mittelst der plastischen Kunst oder umgekehrt ein Erzeugniß der plastischen Kunst durch ein Gemälde dargestellt wird, vorausgesetzt, daß die Darstellung nicht auf rein mechanischem Wege bewirkt worden, und außerdem kann sich der Verfasser eines dramatischen oder dramatisch-musikalischen Werkes, wenn er auch dasselbe drucken läßt, auch das ausschließliche Recht, die Erlaubniß zur öffentlichen Aufführung zu ertheilen, dadurch vorbehalten, daß er die betreffende Erklärung dem Werke vordruckt; wird alsdann ohne seine Erlaubniß — der Vorbehalt gilt auf Lebenszeit des Verfassers und noch zehn Jahre nach seinem Tode — eine öffentliche Aufführung veranstaltet, so hat die betreffende Bühne eine Geldstrafe von 5 bis zu 50 Thlr., und wenn es eine stehende Bühne ist, außerdem die Hälfte der Brutto-Einnahme jeder Aufführung verwirkt, wovon zwei Drittel dem Verfasser oder seinen Erben und ein Drittel der Ortsarmen-Casse zufallen.

— Aus Natchez (im Staate Mississippi) wird eine scheußliche Geschichte berichtet. Ein Neger hatte einen Weißen, man weiß nicht, geschlagen oder erschlagen und ward sofort verhaftet. Der regelmäßige Gang der Justiz schien der Bevölkerung zu langsam, ein Pöbelhaufe bemächtigte sich des Sclaven, schleppte ihn aus der Stadt ins Freie und faßte, um ein Exempel zu statuiren, den Entschluß, ihn lebendig zu verbrennen. Während der Vorbereitungen zu dem Autodafé erschienen die Pflanzer aus der Nachbarschaft und über 4000 Sclaven, welche dem Martertode ihres unglücklichen Bruders beiwohnen wollten. Mittlerweile ward das Schlachtopfer an einen Baum angekettet und große Holzbündel wurden rings um ihn aufgeschichtet. Der Verurtheilte gab, sei es aus heroischem Muthe oder aus Stumpfsinn, kein Zeichen von Aufregung kund. Als man ihn fragte, ob er vor seinem Tode noch Etwas zu sagen habe, warf er einen gleichgiltigen Blick auf die ihn umstehende Negerschar und rieth den Schwarzen an, sich sein trauriges Ende als schreckliche Lehre dienen zu lassen, bat, man möge für ihn beten, wandte sich dann an einen der Henkersknechte, verlangte ein Glas Wasser, leerte dasselbe in vollen Zügen und sprach: „Jetzt zündet das Feuer an: ich bin bereit, in Frieden zu scheiden." Sofort flackerte die Flamme in dem dürren Holze auf und züngelte an dem Verurtheilten in die Höhe, den der Rauch den Blicken der Umstehenden entzog. Unter der furchtbaren Marter verlor der arme Schwarze plötzlich seinen ganzen frühern Stoicismus. Er stieß ein furchtbares Geheul aus, wand sich in seinen Ketten mit einer solchen Gewalt, daß der Baum sich beugte, sprengte seine Bande und durchbrach, einer brennenden Fackel gleich, den höllischen Kreis der Zuschauer. Sofort war die Mündung von 20 Revolvers auf ihn gerichtet, ein lauter Knall, und er lag, von mehreren Kugeln durchbohrt, todt am Boden. Die halbverbrannte Leiche ward dann schleunigst wieder auf den Scheiterhaufen geschleppt, um ganz von den Flammen verzehrt zu werden.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 20. Klagenfurt, Sonnabend, den 11. März. 1854.

Beiträge zur Beurtheilung der Eisenfrage in Kärnten.

Von Inspector J. Schetleßnigg.

(Aus der Austria.)

I. Aus der älteren Zeit.

(Fortsetzung.)

Nach dem Rectificationspatente mußten die Rad- und Hammergewerken den Reinertrag in der Art fatiren, daß sie die Empfänge und Ausgaben von den Jahren 1743 bis inclusive 1748 ausweisen; — der Ueberschuß im Durchschnitte bildete dann den der Besteuerung unterliegenden Ertrag. Diese Fassionen, welche sich in jene des Adels, der gemeinen Parteien, dann der Städte und Märkte theilten, wurden durch k. k. Commissäre an Ort und Stelle geprüft und richtig gestellt.

Die Resultate waren nach den örtlichen und Betriebsverhältnissen sehr verschieden, darum will ich nur einige anführen.

Das Bisthum Gurk mit einem Jahresertrage von	10.716 fl.	24 kr.	
die Städte und Märkte	7.103	52	„
die 3 Stuckofen der Rauscher . .	2.125	17	„
ein Streck- oder Stahlhammer in der Regel	16—18—40	—	„
Franz Kulliggs Erben in Feralach erzeugten:			
550 Centner Zaineisen pr. Meiler .	62	—	„
390 „ Straffetina und Fenestrina-Draht, Verkaufspreis .	66	—	„
599 Buschel Cortelina	—	26	„
1965 „ Peffetti	—	17	„
155 „ Arden und Vela . .	4	15	„

Diese war damals die berühmteste Drahtfabrik, die den Jahresertrag mit 158 fl. 10 kr. fatirte.

In den Acten erscheint auch eine Triester- und Finmaner-Compagnie, die Stahlhämmer im Markte Tarvis gepachtet hatte, und jährlich 1200 Meiler Stahl mit einem Kohlenaufwande von 50 Schaff pr. Meiler erzeugte. Diese Werke mußten gut geleitet worden sein, denn während im Jahre 1774 ein Meiler Kistenstahl franco hier 76—78 fl., in Triest 80—90 fl., der von Pontafel 100 fl. kostete, wurde der Aerialon von Tarvis in Triest mit 115 fl. bezahlt.

Um den Haushalt zur Zeit der Rectification genau darzulegen, will ich die Erzeugungskosten für 1 Meiler Roh- und Streckeisen in Treibach und 1 Meiler Kistenstahl in Rosenbach, dann 1 Meiler Flossen in Eberstein, der Erhebung gemäß, anführen.

Für 1 Meiler Flossen in Treibach:

6 Fuder Erze à 36½ kr. . . .	3 fl.	38 kr.	1 dn.
25 Schaff Kohlen à 21 kr. . .	8 „	45 „	— „
Fuhr der Erze	3 „	45 „	— „
Gebäude-Erhaltung	1 „	— „	— „
Lohn der Arbeiter in der Hütte .	— „	42 „	3 „
Fuhrlohn nach St. Veit sammt Mauth und Abrage . . .	1 „	13 „	3 „
Gehalte der Beamten	— „	7 „	3 „
Erhaltungskosten der Eisenstraße .	— „	1 „	2 „
Erzmauth in Althofen, auswärtige Anrescher, Wechselagio, Reisekosten, Verluste	— „	44 „	— „
Zusammen . .	19 fl.	58 kr.	— dn.
Verkaufspreis für 1 Meiler 24 fl. sammt Grodl und Waschwerk .	24 „	15 „	2 „
so ergibt sich ein Gewinn von .	4 fl.	17 kr.	2 dn.

und bei einer Erzeugung von 11616.90 Pfd. ein Jahresertrag von 4987 fl. 15 kr.

Für 1 Meiler nach Italien bestimmtes Streckeisen in Treibach:

1069 Pfund Roheisen à 24 fl.	25 fl.	39 kr.	— dn.
122 „ Grodl und Waschwerk à 17 fl.	2 „	5 „	— „
¾ Pfund Hammereisen . .	— „	1 „	— „
40 Schaff Kohlen à 21 kr. . .	14 „	— „	— „
Arbeitslohn	3 „	42 „	2 „
Gebäude-Erhaltung	1 „	— „	— „
Fuhrlohn nach St. Veit sammt den obigen Spesen	2 „	43 „	2 „
Besoldungen der Beamten . . .	— „	58 „	— „
Extra-Ordinarien	2 „	34 „	— „
Zusammen . .	52 fl.	43 kr.	— dn.
Verkaufspreis pr. 1 Meiler . .	56 „	— „	— „
also ergibt sich pr. Meiler ein Gewinn von	3 fl.	17 kr.	— dn.

und bei einer Jahreserzeugung von 1551.50 Pfd. ein Jahresertrag per . . . . . 510 „ 11 „ — „

Gestehungskosten für 1 Meiler Kistenstahl bei der Gewerkschaft Rosenbach:

13.50 Pfd. Roheisen, also mit einem Kalo von 350 Pfd. à 24 fl.	32 fl.	24 kr.	— dn.
Kohlen	17 „	— „	— „
Fürtrag . .	49 fl.	24 kr.	— dn.

Uebertrag . .	49 fl.	24 kr.	— dn.
Regie	3 „	— „	— „
Gemeine Auslagen, Fuhrlähne .	7 „	46 „	— „
Gedinglöhne der Arbeiter . . .	6 „	30 „	— „
Zusammen . .	66 fl.	40 kr.	— dn.
Preis für 1 Meiler loco Werk .	68 „	— „	— „
also Nutzen pr. Meiler	1 fl.	20 kr.	— dn.

Die Erzeugung in den Jahren 1743—1748 hat durchschnittlich 2148 Centner betragen.

Für 1 Meiler Flaffen in Eberstein, dem Grafen v. Christallnigg gehörig:

20 1/8 Schaff Kahlen à 12 1/4 kr.	4 fl.	18 kr.	3 dn.
4 1/2 Fuder Erz sammt Zufuhr	7 „	38 „	2 „
Besoldung der Beamten u. Arbeiter	1 „	2 „	1 „
Erhaltung der Gebäude . . .	1 „	— „	— „
Mauth in Althofen	— „	8 „	— „
Zusammen .	14 „	7 „	2 „
Verkaufspreis	22 „	— „	— „
mithin ein Gewinn pr. Meiler .	7 fl.	52 kr.	2 dn.

und bei einer Jahres-Erzeugung von 5896.58 Pfd. = 4640 fl. 58 kr.

Diese waren gut betriebene und gehörig fundirte Gewerkschaften; man kann daher nach diesen Resultaten den Schluß auf die übrigen ziehen, welche sich in einer ungünstigeren Lage befanden.

Besonders gering waren die Regiekosten, d. i. die Gehalte der Beamten. Ein Verweser bei einer kleinen Gewerkschaft erhielt jährlich 80 fl. In Treibach wurden für den Verwalter sammt Frau, Kindern und dem Schreiber 450 fl. aufgerechnet, von denen 1/3 mit 150 fl. auf den Flaßofen, ebenso auf den Hammer und die Meierei gelegt wurde.

Bei der Stahl-Gewerkschaft Rasenbach hat die Verweser- und Schreibers-Besoldung 300 fl. betragen.

In dieser Zeit bestand noch die Messing-Fabrik des Baron Sternbach in Möllbrucken mit einem erhabenen Jahres.rtrage von 676 fl. 57 kr., dann das gräfl. Stampfer Kupfer- und Schwefelbergwerk in Graßfragant mit einer Erzeugung von 720 Centner Blei und 100 Centner Schwefel.

Nach dieser Rectification nun ist auf die Hammerzewerken eine jährliche Contribution von 13.431 fl. entfallen, und als Systemal-Status des Jahres 1759 erschienen von sämmtlichen Werksaden die Empfänge hieran mit 38.454 fl. 9 3/4 kr., und die Ausgaben mit 30.739 fl. aufgeführt, weil ein Theil dieses Gefälls zur Bestreitung der Besoldung des Oberst-Bergmeisteramtes bestimmt war.

(Fortsetzung folgt.)

Ergebnisse des Gymnasial-Unterrichtes im abgelaufenen Studienjahre 1852—53.

I.

Die „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" gibt in dem jüngst erschienenen 12. Hefte des laufenden Jahrganges „eine statistische Uebersicht über die österreichischen Gymnasien am Schlusse des Schuljahres 1852—1853." Die Verläßlichkeit der einzelnen Daten, welche den Original-Angaben der Gymnasial-Directoren entlehnt sind, die fast unbedingte Vollständigkeit, mit welcher die Lehranstalten des ganzen österreichischen Staates umfaßt werden, und eine Anordnung nach den wesentlichen, durch die Natur der Sache gebotenen Gesichtspuncten geben dieser Publication ein Interesse, welches über die zunächst dabei betheiligten Kreise reichen dürfte.

Die Früchte des gesammten Gymnasial-Unterrichtes zeigen sich am deutlichsten in den Ergebnissen der Maturitäts-Prüfung, indem diese nicht blaß die Leistungen des letzten Schuljahres, auch nicht blaß das einzelne positive Wissen der Schüler, sondern die in der gesammten Gymnasialzeit erworbene Bildung und in ihr die Reife für ein wahrhaft wissenschaftliches Universitäts-Studium einem eindringenden Urtheile unterwirft. Die Verschiedenheit dieses Gesichtspunctes in Vergleich zu dem der früher üblichen Jahresprüfungen machte bei dem ersten Eintreten dieser Einrichtungen mildernde Uebergänge nothwendig, deren Geltung mit jedem folgenden Jahre mehr beschränkt ist, so daß für die vormaligen deutsch-slavischen Erbländer, für welche diese Einrichtung schon am längsten verwirklichet ist, bereits fast die volle Strenge bei diesen Prüfungen zur Anwendung kömmt. Obgleich daher bis jetzt mit jedem Jahre die Anforderungen in dieser Prüfung über die Gesammtbildung allmälich gesteigert sind, so stellt sich doch in Folge des Zusammenwirkens der gesammten Schuleinrichtungen mit jedem Jahre das Ergebniß der Maturitäts-Prüfungen günstiger, und eine größere Zahl der Schüler der achten Classe erwirbt zum Theil mit Auszeichnung das Zeugniß der Reife.

Am interessantesten ist in dieser Hinsicht eine Vergleichung der jetzigen Einrichtung mit der früher bestandenen, wo sich an den sechsjährigen Cursus des Gymnasiums das zweijährige philosophische Obligat-Studium anschloß. Aus einem dreijährigen Durchschnitte der Jahre 1845 bis 1847 ergibt sich, daß von Denen, welche an der Wiener-Universität in das philosophische Obligatstudium eintreten, nach zwei Jahren 42 Percent zu einem Facultäts-Studium zugelassen wurden. Die vorliegenden Tabellen liefern den Beweis, daß innerhalb der deutsch-slavischen Erbländer von den Schülern, welche in die siebente, dem ehemaligen ersten philosophischen Jahre entsprechende Gymnasial-Classe eintreten, nach zwei Jahren 52 Percent das Zeugniß der Reife durch die Maturitäts-Prüfung erwerben. Die Differenz würde sich noch bedeutend größer darstellen, wenn man zu der letzteren Ziffer die nicht geringe Zahl derjenigen hinzurechnete, welche ohne Bestehen der Maturitäts-Prüfung auf das bloße Zeugniß eines günstigen Absolvirens der obersten Classen in das Studium der Theologie aufgenommen sind.

Digitized by Google

II.

Das günſtige Ergebniß der Maturitäts-Prüfung iſt zu einem nicht geringen Theile davon abhängig, daß eine wohlthätige und gerechte Strenge der Anforderungen nicht erſt am Schluſſe der Gymnaſialzeit, ſondern von deren Beginne an, während ihrer ganzen achtjährigen Dauer geltend gemacht, und keinem Schüler das Aufſteigen in die nächſt höhere Claſſe geſtattet wird, wenn er nicht die wirkliche Reife dafür erlangt hat.

Eine ſolche Strenge iſt berechtiget, ſobald die Einrichtung und Ausführung des Unterrichts die Möglichkeit gibt, daß gewiſſenhafter Fleiß bei einem Mittelmaße geiſtiger Anlagen ohne eine außerhalb der Schule erforderte Nachhilfe in der regelmäßigen Zeit das beſtimmte Ziel erreicht. Daß in der gegenwärtigen Einrichtung bei der Entſcheidung über das Aufſteigen der Schüler (der Claſſification) eine größere Strenge zur Anwendung kommt, als früher der Fall war, iſt unverkennbar.

Aber das Zuſammenwirken und Conſolidiren der ganzen Schuleinrichtung hat auch in dieſem Puncte bereits eine angemeſſene Ausgleichung hervorgebracht; denn wenn in den deutſch-ſlaviſchen Erbländern im Durchſchnitte ungefähr 80 Perc. der Schüler zum Aufſteigen in die nächſt höheren Claſſen reif befunden ſind, ſo beweiſt dies, daß die factiſch geſtellten Forderungen nicht unbillig hoch bemeſſen ſein können.

Mit der Strenge oder Nachſicht bei den Anforderungen an die Schüler ſteht die Frequenz der Schulanſtalten im nothwendigen Zuſammenhange. Wenn in den letzten Jahren die Frequenz der Gymnaſien ſich um Etwas gemindert hat, ſo bedeutet dies keineswegs, daß überhaupt die Zahl Derjenigen ſich vermindert habe, welche eine über die Volksſchule hinausgehende Bildung haben, ſondern daß die größere Strenge bei den Verſetzungen der Schüler in die höheren Claſſen Manche, welche die Gymnaſial-Studien begonnen hatten, noch in einem Lebensalter, wo eine Aenderung der Wahl leicht ausführbar war, zum Einſchlagen eines andern, ihren Neigungen und Anlagen angemeſſenen Lebensweges veranlaßt hat. Uebrigens iſt die Abnahme keine ſehr bedeutende; innerhalb der deutſch-ſlaviſchen Erbländer, für welche die Data unbedingt vollſtändig vorliegen, beträgt ſie gegen das vorhergegangene Jahr nicht ganz 3 Percent.

Vergleicht man damit die Zunahme der Frequenz an den Realſchulen innerhalb desſelben Gebietes, ſo zeigt ſich, daß die abſolute Zahl Derer, welche eine die Volksſchule überſchreitende Schulbildung ſuchen, merklich zugenommen hat.

III.

Die bisher berührten Puncte bezogen ſich alle ſpeciell auf die deutſch-ſlaviſchen Erbländer, weil über dieſe die Data aus den letzten vier Jahren vollſtändig und nach denſelben Geſichtspuncten geordnet vorliegen, und weil in dieſen Ländern die Reform des Gymnaſial-Unterrichtes bereits ſo lange Zeit zur Verwirklichung gelangt iſt, daß die Zahlen eine ſichere Grundlage für weitere Schlüſſe bieten.

Die Tabelle ſelbſt erſtreckt ſich über die Gymnaſien des geſammten Staates und gibt zugleich Zeugniß, daß überall die Reform des Unterrichtes zur Ausführung gebracht iſt, oder gebracht wird. Diejenigen Kronländer, in welchen verhältnißmäßig die Reform erſt noch im Werden begriffen iſt, ſind Lombardie, Venetien und Ungarn.

Im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche beſteht eine große Anzahl von Gymnaſien mit weſentlich verſchiedener Einrichtung, indem nebſt den Staats-Gymnaſien noch viele Gymnaſien vorhanden ſind, die theils Corporationen (geiſtlichen oder weltlichen) oder Biſchöfen, theils Privaten angehören, und von denen manche ein mehr oder weniger beſchränktes Oeffentlichkeitsrecht genießen, andere — reine Privat-Anſtalten ſind.

Es ergibt ſich aus der Natur der Sache, daß die Reorganiſirung zunächſt an den Staats-Gymnaſien durchgeführt werden mußte, bei welchen ſie im Weſentlichen bereits in ähnlicher Weiſe ſtattgefunden hat, wie in den deutſch-ſlaviſchen Kronländern; namentlich wurden die vormaligen ſechs Gymnaſial-Claſſen mit den Lyceal-Claſſen vereiniget, das Recht, Privatiſten zu prüfen, ausſchließlich den Staats-Gymnaſien gewahrt, die philoſophiſchen Facultäten an den beiden Landes-Univerſitäten ſelbſtſtändig hingeſtellt, und an den vollſtändigen Staats-Gymnaſien bereits im vorigen Schuljahre die Maturitäts-Prüfungen mit allgemein anerkannter heilſamer Wirkung abgehalten.

Ferner wurde daſelbſt durch Aufſtellung zweier Commiſſionen zur Prüfung der Candidaten des Gymnaſial-Lehramts in Padua und Pavia die Möglichkeit zur Vervollſtändigung und zweckmäßer Zuſammenſetzung der Lehrkörper angebahnt. Es iſt erfreulich, daß ſchon jetzt von Seite jener öffentlichen Gymnaſien, welche nicht Staatsanſtalten ſind, und ſelbſt von Seite einiger Privat-Gymnaſien ein reges Streben ſich kundgibt, ihre Einrichtung mit jener der Staats-Gymnaſien immer mehr in Einklang zu bringen, und daß überhaupt das Publikum, obgleich die Abſchaffung vieler beſtandenen Mißbräuche nothwendig mit Unbequemlichkeiten verbunden iſt, immer mehr ſein Vertrauen den neuen Einrichtungen zuwendet. In Ungarn beſteht gegenwärtig in Betreff des Grades, der Ausführung der Gymnaſial-Reform noch ein bedeutender Unterſchied zwiſchen den katholiſchen und den evangeliſchen Lehranſtalten.

Die erſteren haben die Neugeſtaltung der Gymnaſial-Studien in ihren Grundzügen eingeführt und trachten, dieſelbe nach Kräften immer mehr zu verwirklichen. Von evangeliſchen Gymnaſien haben ſich bisher nur wenige der neuen Organiſation in dem Maße angenähert, daß ſie als

öffentliche Anstalten anerkannt werden konnten. Der Grund der Verzögerung bei den übrigen liegt keineswegs in confessionellen Schwierigkeiten, sondern in manchen, zum Theile localen Verhältnissen, deren baldige Beseitigung zu hoffen ist. Ueber diesen Gegenstand gibt die Vorrede zu den Tabellen eine ausführliche Nachweisung. (Oest. Corr.)

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— Die Prager Handelskammer hat in ihrer letzten Sitzung den Beschluß gefaßt, ein an Se. k. k. Apostolische Majestät gerichtetes allerunterthänigstes Promemoria durch eine Deputation Sr. Exc. dem Herrn Statthalter zu überreichen, mit der Bitte, dieselbe Allerhöchsten Orts im geeigneten Wege zur Vorlage zu bringen. In dieser Denkschrift wird das Bedürfniß neuer Eisenbahnen in Böhmen dargestellt und an Se. k. k. Apostolische Majestät die ehrfurchtvollste Bitte gerichtet, Abhilfe zu gewähren und hiebei auf die überwiegenden Interessen der Hauptstadt des Landes gnädigst Rücksicht zu nehmen.

— Der Erbsenkäfer (Bruchus pisi) hat sich während der letzten Jahre in manchen Gegenden so außerordentlich vermehrt, daß mit großer Vorsicht Alles zu vermeiden sein wird, was dazu beitragen könnte, seine ähnlich massenhafte Weiterverbreitung nach anderen, bisher weniger von ihm heimgesuchten Landstrichen zu begünstigen. Obgleich nämlich so klein, daß seine Larve („Made") gewöhnlich nicht einmal das ganze Innere von einer Erbse verzehrt, letztere daher auch meistens ihre Keimkraft nicht ganz verliert, hat er doch hin und wieder durch seine Menge diese Fruchtart selbst für ihren Gebrauch als Viehfutter sehr entwerthet, zur Nahrung für Menschen aber ganz unbrauchbar gemacht. In Oberschlesien z. B. hat man von solchen Erbsen, die aus Mähren und Galizien auf dortige Märkte gebracht waren, bei genauerer Untersuchung über $^6/_7$ von diesen Käferchen bewohnt gefunden. Die Voraussetzung, daß ebenso, wie diese außerordentliche Vermehrung der letzteren zunächst auf besonderen, sie begünstigenden Witterungs-Einflüssen beruhen möge, sie auch bei ungünstigen von selbst wieder abnehmen werde, ist jedenfalls eine sehr unsichere; denn manche sehr schädliche Insecten haben sich auf gleiche Weise allmälich auch so dauernd weiter verbreitet, daß sie nun eine sehr allgemeine Plage geworden sind. Daher ist, selbst wenn die Keimfähigkeit der mit Käferchen behafteten Erbsen weniger darunter gelitten haben sollte, als dies zu vermuthen steht, vor jeder unvorsichtigen Benutzung derselben zur Saat (wie solche zum Theil sehr unbedachtsamer Weise empfohlen worden ist) zu warnen; da man hiemit recht eigentlich auch die alsdann meist noch darin verborgenen Käferchen mit aussäen, also deren Vermehrung und Weiterverbreitung befördern würde. Denn sie leben ursprünglich auf dem Felde, und sind erst von dorther mit ihren Nahrungspflanzen, den Erbsen und Pferdebohnen, in die Scheuern, auf Schuttböden und in Magazine gekommen. Es fragt sich demnach, welche Mittel anzuwenden sein dürften, um die Käferchen überall vor dem Säen der Erbsen zu tödten, ohne der Keimfähigkeit der letzteren zu schaden, und so dem Ueberhandnehmen der ersteren auch da entgegen zu wirken, wo sie bis jetzt weniger massenhaft vorhanden sind. Eine „Saamenbeize" irgend welcher Art möchte schwerlich von Erfolg sein, weil sie nicht sicher oder weit genug eindringen würde, um die in dem Kern geschützt liegenden Thierchen zu erreichen. Desto gewisser aber würden sie alle sofort sterben, wenn man die Erbsen vor dem Säen recht scharf trocknete, indem man sie einige Zeit (etwa 2—3 Stunden höchstens) einer Hitze von mindestens 40—50 Grad Reaumur, jedoch auch keiner höheren, aussetzte. Eine solche tödtet jedes Insect; der Keimkraft der meisten Pflanzensaamen aber schadet sie nicht bloß nicht, sondern bei ölhaltigen (daher, wie bekannt, namentlich bei Leinsaamen) befördert sie dieselbe sogar. Demnach wird sie wahrscheinlich auch bei den Erbsen, obgleich diese nur mehlhaltig sind, nicht nachtheilig wirken, da sie auch den Getreidearten bloß dann schadet, wenn man dabei über die angegebenen Hitzegrade hinausgeht. Es wird also wünschenswerth bleiben, daß Versuche hiemit angestellt, dann die Keimfähigkeit der so getrockneten Erbsen durch Säen in Blumentöpfe erprobt, und die Erfolge bekannt gemacht würden.

— Die Versuche, welche zuerst in Frankreich gemacht wurden, um die wichtigsten Gemüse durch austrocknendes Zusammenpressen für längere Aufbewahrung geeignet zu machen, haben in neuester Zeit bekanntlich auch in Deutschland Nachahmung gefunden. Da die Urtheile über dieselben bisher im Ganzen so günstig waren, daß die französische Verwaltung sich veranlaßt fand, eine Quantität solcher Gemüse probeweise zur Verproviantirung der Marine zu bestellen, so hat man es in Preußen für angemessen gefunden, die Frage in Erwägung zu ziehen, in wie weit Producte der genannten Art zur Verpflegung der Marine- oder Landtruppen empfehlenswerth seien. Das Landes-Oekonomie-Collegium hat daraus Veranlassung genommen, die Eigenschaften der ausgetrockneten Gemüse, wie sie von Schollet et Comp. zu Paris bereitet werden, einer genaueren Prüfung zu unterwerfen. Dem Berichte, welchen das Collegium über diesen interessanten Gegenstand an das Ministerium für landwirthschaftliche Angelegenheiten erstattet hat, entnehmen wir folgende Angaben: Die zu kleinen Täfelchen zusammengepreßten Gemüse zeigen im Ganzen ein gutes Ansehen und keine erhebliche Veränderung der natürlichen Farben. Der Geruch ist wenig merklich, und der natürliche Geschmack der Gemüse tritt erst dann hervor, wenn sie längere Zeit im Munde verweilt haben. Wenn diese Gemüse mit kaltem Wasser auf das Feuer gesetzt und langsam zum Kochen gebracht werden, so schwillt die Masse bedeutend auf, so daß etwa eine 3 Loth schwere Tafel $^1/_2$ Quart von der Consistenz eines frisch bereiteten Gemüses liefert. Durch Zubereitung mit Butter und Salz erhält die Speise einen dem frischen Gemüse nicht unähnlichen Geschmack. Diese Resultate sind allerdings beachtig. Andererseits aber wird die Verwendung dieser Producte dadurch sehr erheblich erschwert, daß mindestens ein vierstündiges Kochen erforderlich ist, um sie erträglich weich zu machen. Noch wichtiger aber ist, daß eine Tafel, deren Preis, je nach der Art des Gemüses, 4 bis 8 Sgr. beträgt, nach dem Gutachten des Landes-Oekonomie-Collegiums höchstens für einen Mann zureichend sein und immer nur als Füllspeise dienen würde. Danach würde diese Dauerspeise, selbst wenn der Preis derselben durch Vervollkommnung der Fabrication erheblich vermindert würde, für die oben angegebenen Zwecke jedenfalls viel zu kostspielig sein.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 21. Klagenfurt, Dienstag, den 14. März. 1854.

Beiträge zur Beurtheilung der Eisenfrage in Kärnten.

Von Inspector J. Schießnigg.

(Aus der Austria.)

I. Aus der älteren Zeit.

(Fortsetzung.)

In Kärnten waren damals vier Hauptradgewerken der Eisenwurzen, nämlich die Stadt St. Veit, Ferdinand v. Egger, Kellerstein, vulgo Pfellheim, und die 3 Rauscher, letztere Grundbesitzer in Hüttenberg.

Es gab Stuck-, Floß- und Hochöfen. Erstere consumirten 27—28 Schaff, die Floßöfen bei Blattleisen 22—24 Schaff Kohlen pr. Meiler.

V. Pfellheim baute zuerst einen Hochofen auf schwedische Art, mit dem er monatlich 150 Meiler Roheisen erzeugte. Teutschhämmer waren kleine Stucköfen, wo die Halbmaßeln zerrennt, und dann unter Hämmern ausgeschlagen wurden. Man nannte dieses Fabrikat „Teutschhammereisen."

Die großen Wälschhämmer erzeugten breite Stücke für den Schiffbau, und die Wallashämmer das weichste Eisen für die Drahtzüge und Nagelschmiede.

Ferners hatten wir Brescian- und Streckhämmer, Stahlschläge und Blechhämmer.

Unter den Waldgewerken im Gegensatze zu den Hauptradgewerken (aus dem Grunde so genannt, weil sie kein Roheisen verkaufen durften), waren die vorzüglichsten: Bisthum Gurk, vorhin Bamberg Bankal-Herrschaften, Federaun, jene im Lavantthale, und Graf von Christallnigg in Oberstein.

Im Jahre 1747 überreichten die 3 Radgewerken Gebrüder Rauscher bei dem k. k. Commissär Grafen v. Hauggwitz das Gesuch, ihre 3 Stuck-Oefen in einen Hochofen verwandeln zu dürfen, welches im Jahre 1757 die Untersuchung des steirischen Repräsentanten und Rathes Johann Jos. Edlen v. Kaffler herbeiführte, welche zur Folge hatte, daß unsere Eisen-Industrie, die bisher keinen andern Zwang, als den des berüheten Eisenverschleiß-Districtes kannte, in Fesseln gelegt wurde.

Dieser klagte über die große, mit jedem Handelsgeschäfte im Mißverhältnisse stehende Eisenerzeugung, ob dem Mangel eines landesfürstlichen Satzes für das Roh- und geschlagene Eisen, was die Ursache sei, daß das Roheisen oft um 28—32 fl. pr. Meiler, oft aber unter den eigenen Gestehungskosten verkauft werde; ferners über zu viel Rührigkeit in der kärntnerischen Eisenindustrie, über die Ausfuhr unserer stahlreichen Flossen und des Teutschhammereisens in die benachbarte Provinz Krain, über den Verkauf des Roheisens durch die Waldgewerken an die Hämmer zum Nachtheile der Haupteisenwurzen; schließlich über die Concedirung zu vieler Nagelfeuer und Stöcke durch die Landgerichte und den Holzhandel nach Italien aus dem Gitsch-, Gail- und Canalthale.

Folgen dieser unterm 8. Juli 1757 erstatteten Relation waren folgende Patente vom 24. April 1759.

1. Roheisen-Magazins-Verlags-Ordnung. Die Radgewerken wurden in der fattirten Erzeugung um 10% beschränkt, und sonach den 5 Floßöfen und 9 Stucköfen in der Haupteisenwurzen nur 7371 Meiler Roheisen zum Verkaufe bestimmt; ebenso der Herrschaft Gmünd 800 Meiler ausnahmsweise.

Unter der gleichen Beschränkung durften die 5 Teutschhämmer in der Haupteisenwurzen nur 675 Meiler, und die Waldeisengewerken, als Bisthum Gurk, Herrschaft Waldenstein und Leopold Poschinger in Friesach, zusammen 1441 Meiler Hammereisen erzeugen. Die Ueberschreitung dieser Restriction war mit einem Pönale von 100, auch 1000 Stück Ducaten verpönt. Alles zum Verkaufe bestimmte Roheisen, sowie das geschlagene Teutschhammer-Eisen, welches für die Brescian- und Streckhämmer zur weiteren Verfeinerung diente, mußte in das Magazin nach St. Veit franco eingeliefert werden. Letzteres war verpflichtet, das Eingelieferte den Gewerken um folgende Preise zu bezahlen: 1 Meiler Roheisen 25 fl., und ein Meiler Teutschhammereisen 48 fl. gegen 3 monatlichen Respiro; Niederlags-, Mauth-, Wag- und andere Spesen waren besonders zu berichtigen.

Zur Dotirung dieses Magazins wurde eine Summe von 40,000 fl. festgesetzt, zu welcher die Bürger in St. Veit die Hälfte, und das Uebrige die Radgewerken beizutragen hatten. Die Hammergewerken mußten dem Magazine das bezogene Eisen um nachstehende Preise bezahlen: 1 Meiler Roheisen 26 fl. gegen halbjährigen Respiro, 1 Meiler Teutschhammereisen 50 fl., welches die Brescian- und Streckhämmer auszustrecken hatten, und

Digitized by Google

ungestreckten bei Strafe der Confiscation nicht außer Kärnten verkaufen durften. Dieses Magazin hatte auch die Bestimmung, die Radgewerken in Fällen der Noth mit Vorschüssen von 500, höchstens 1000 fl. zu unterstützen.

2. Eisensatz-Ordnung. Diese schrieb vor, um welche Preise das im Lande consumirte Eisen verkauft werden durfte; nämlich im Handel all' ingrosso 1 Ctr. Hacken- und Schmiedeisen 5 fl., Robstahl 5 fl. 12 kr., Büchseneisen 6 fl. 18 kr., Drahtwallas 6 fl., Nägelwallas 5 fl. 24 kr., Blech- oder Pfanneneisen 5 fl. 26 kr., feines Zaineisen 7 fl., gröbere Zaine 6 fl. 24. kr. — Wallaseisen in feiner Form auszuführen war nicht erlaubt, ebenso durften jene Drahtzieher, die lediglich Zainhämmer besaßen, letztere einzig und allein für ihren Bedarf betreiben. Weitere Preise: für 100 Pfd. Brescian- oder Streckeisen 6 fl., Sensen- und Zeugstahl 6 fl. 18 kr., Schwarzblech 10 fl., doppelte Schaarnägel 15 fl., einfache Schindelnägel 18 fl. 20 kr., 100 Stück Schuhnägel 4 kr., 100 Pfd. Straffettina-Draht 7 fl. 45 kr., grobe Fenestrina 8 fl. 10 kr., mittlerer detto 8 fl. 30 kr. und feiner detto 8 fl. 50 kr., Cortelini 11 fl 15 kr., mittlerer Peselli 13 fl. 30 kr., Ardea und Bella 19 fl. 30 kr.

In Betreff des Verschleiß-Distrietes wurden die frühern Bestimmungen wiederholt, und erneuerlich angeordnet, daß kein kärntnerisches Roh-, oder auf was immer für eine Art fabricirtes Eisen hinter sich, gegen oder nach Steiermark, noch auch seit- oder aufwärts nach Salzburg oder Tirol auf keinerlei Straßen oder Abweg bei Vermeidung der Confiscation und noch schärferer Bestrafung, sondern Alles, was aus Kärnten zu senden nicht verboten ist, für sich gegen Krain, windische March und Italien geführt werden solle.

3. Hammer-Nagelschmird- und Drahtordnung. Sie regulirte die Dienstverhältnisse zwischen den Gewerken und Arbeitern, setzte auch die den letzteren zu gebenden Leihkäufe und Meilerlöhnungen fest. Nach diesem Gesetze durften die Waldeisen-Gewerken nicht mehr Roheisen erzeugen, als sie auf den eigenen Hämmern verarbeiten konnten, mit Ausnahme von Gmünd, bei einer Strafe von 100 Ducaten. Alle damals bestandenen Werkgaden wurden für giltig erklärt; dagegen aber der Bau neuer Werke, die Abänderung oder Uebersetzung derselben ohne landesfürstliche Bewilligung bei einer Strafe von 200 Ducaten untersagt.

Die Ordnung setzte ferners fest, was auf jeden Hammer an Roheisen einzurennen und an Waaren aufzubringen gestattet wae. Sie enthält weiters das Gebot, daß die sogenannten italienischen Erzeugnisse der Großhämmer bloß allein, bei Strafe der Confiscation nebst 100 Ducaten nach Italien und der windischen March, mit nichten aber unterwegs an jene Orte, wo den kärntnerischen Manufacturisten geschadet werden konnte, verkauft werden sollen.

Als Eisenkalo waren pr. Meiler passirt:

bei großen Hämmern	100	Pfd.
„ den Wallas	150	„
„ Brescian- und Streckhämmern	30	„
„ Stahlhämmern Robstahl	180	„
„ ausgestrecktem Robstahl	20	„
„ Blechhämmern für Schwarzblech	80	„
„ Zainhämmern	15	„

Die Leihkäufe und Löhnungen wurden wie folgt passirt:

Leihkäufe

für den Hammermeister	50	fl. —	kr.
„ „ Meister bei Wallashämmern	12	„ —	„
„ „ Streckmeister sammt Heizer und Wassergeber	24	„ —	„
„ „ Stahlmeister sammt Wassergeber	15	„ —	„
„ „ Meister bei Blechhämmern s. Heizer	15	„ 30	„

An Gedinglöhnungen

für 1 Meiler Großhammerwaaren	1	fl. 45	kr.
„ 1 „ Wallas	2	„ 30	„
„ 1 „ Streckwaare	3	„ —	„
„ 1 „ „ aus dem Teutschhammereisen	1	„ 45	„
„ 1 „ Robstahl	5	„ —	„
„ 1 „ Schwarzblech	8	„ —	„
„ 1 „ Straffetta-Zain	1	„ —	„
„ 1 „ Verfelier „	1	„ 20	„
„ 1 „ feine Nagelzain	1	„ 30	„
„ 1 „ Straffettadraht	2	„ 42	„
„ 1 „ Verfelierdraht	3	„ 22	„

u. s. w.

Für die Arbeiter der Gewerkschaften des Grafen v. Lodron in Gmünd wurde eine besondere Satzung festgesetzt, weil sie altüblicher Weise Proviante in natura bezogen. Die Schmelzarbeiter erhielten an Löhnungen:

die 2 Plaier	112—150	fl. —	kr.
1 Knecht wochentlich	1	„ 30	„
1 Röster für 1 Schicht	—	„ 13	„

Den Arbeitern in Krems brucken, sowie den Knappen wurden Naturalien um folgende Preise verabfolgt:

1 Viertling Weizen	3	fl. 40	kr.
1 „ Korn	2	„ 45	„
1 Pfund Schmalz	—	„ 10 3/4	„
1 „ Speck	—	„ 10 1/4	„

Die Hammerordnung führte in beiden Kreisen Kärntens folgende Concessionen an:

Groß-Wällisch-Hämmer mit	16	Feuern	8	Schlägen
Wallas-Hämmer mit	28	„	16	„
Brescian-Hämmer mit	39	„	39	„
Stahl-Hämmer mit	63	„	63	„
Blech-Hämmer mit	4	„	2	„
Zain-Hämmer mit	29	„	29	„
Nagelschmieden mit	42	„	210	Stöcken
Drahtzangen mit	114	„	—	

Schwarzblechhämmer waren in Grüneburg und in der Sirnitz. Es gehörten 26 Hammerschläge den Radgewerken in der Eisenwurzen; nämlich: 9 dem B. Egger in Treibach, 2 dem Mayerhofer, 10 der Stadt St. Veit und 5 den Gebrüdern Ranscher.

Berg-Teutschhammer- und Radwerksordnung für Hüttenberg, Lölling und Mosinz. Nachdem es sich zeigte, daß die Eisenbergwerksordnung vom 10. Juni 1567 aus Mangel des Wissens und der Erfahrung von Seite der Bergrichter und Geschwornen nicht die erwarteten Resultate nach sich gezogen hatte, so

wurde dieſelbe commiſſionell von Artikel zu Artikel genau durchgegangen, und dieſes neue Geſetz erlaſſen, welches unter andern auch das gerichtlicher Verfahren regelte. Die Löhnungen wurden in der Hauptſache wie folgt feſtgeſetzt:

Bei den Floßhütten ein Plaier:

Leihkauf		4 fl.	— kr.
Löhnung monatlich	7 bis 5	„ —	„
Fleiſch oder Faſchingsgeld . . .	— — 3	„ —	„

Ein Ofenknecht:

Leihkauf	— — 1	„ —	„
Monatslöhnung	6 — 4	„ —	„
Faſchingsgeld	— — 2	„ —	„

Bei den Stuckhütten ein Plaier:

Leihkauf	— — 12	„ —	„
Meilerlohn	— — —	„ 24	„
Für Ofen- und Bruſtmachen . .	— — 3	„ —	„

Ein Nachplaier:

Leihkauf	— — 16	„ —	„
Meilerlohn	— — 17	„ —	„
Für Ofen- und Bruſtmachen . .	— — 1	„ 30	„

Ein Boehammerſchmied:

Leihkauf	-- — 26	„ —	„
Meilerlohn	— —	„ 20	„
Meilerlohn für Radſchienen . .	— — 1	„ 30	„
Faſchingsgeld	— — 1	„ 30	„

Ein Nachhammerſchmied:

Leihkauf	— — 20	„ —	„
Meilerlohn	— — —	„ 20	„
„ für Radſchienen . .	— — 1	„ —	„
Faſchingsgeld	— — 1	„ 30	„

Ein Knapp für eine achtſtündige Schicht monatlich 2 fl. im Gelde; dann ½ Vierling Weizen, ½ Vierling Korn und 6 Pfd. Unſchlitt; der Ueberlöhne wegen längerer Arbeit unbeſchadet.

(Schluß folgt.)

Ergebniſſe des Gymnaſial-Unterrichtes im abgelaufenen Studienjahre 1852—53.

IV.

Unterrichts-Einrichtungen ſtehen ſo lange nur auf dem Papiere, als nicht Lehrer vorhanden ſind, welche dieſelben zur lebendigen Wirklichkeit bringen; es gilt dies im vorzüglichen Grade bei einer Einrichtung des Unterrichtes, welcher im Weſentlichen ſich zur Aufgabe ſtellt, nicht ein bloßes Einlernen, ſondern eine ſelbſtthätige Aneignung des Wiſſens zu erreichen, alſo ganz beſonders auf den gründlichen Kenntniſſen und der didactiſchen Geſchicklichkeit der Lehrer beruht. Darum ſind gleichzeitig mit der Reform des Gymnaſial-Unterrichtes Veranſtaltungen getroffen, um die Qualification der Candidaten für das Lehramt ſicherer, als es die frühere Weiſe möglich machte, zu erpoben und um ihnen während der Univerſitätszeit durch philologiſche, hiſtoriſche, phyſikaliſche, naturgeſchichtliche Seminare und Inſtitute die Gelegenheit zu einem eindringenden und erfolgreichen wiſſenſchaftlichen Studium zu bieten. Auf der Wirkſamkeit dieſer Inſtitute und der dadurch bedingten ſtrengen Ausführung des Prüfungsgeſetzes beruht die Bildung der jetzt eben eintretenden Generation der Gymnaſiallehrer und mit ihr das Wohl der Gymnaſien in der nächſten Zukunft.

Das Bedürfniß vermehrter Lehrkräfte beim Beginne der Gymnaſial-Reform machte es nothwendig, in zahlreichen Fällen junge Männer vorläufig als Supplenten an Gymnaſien zu verwenden, ehe über ihre Qualification die vollſtändige geſetzliche Garantie vorlag. Es kann nur zur Befriedigung gereichen, daß dieſer Umſtand gar manche Männer, welche zu dem Lehrſtande einen wahren Beruf hatten, den Gymnaſien zuführte, obwohl auch nicht in Abrede zu ſtellen iſt, daß manche Neulinge Mißgriffe begingen, die dann eine minder ſchaefe Beobachtung der Einrichtungen ſelbſt glaubte beimeſſen zu ſollen. Daß dieſer durch den anfänglichen Mangel an Lehrkräften erzeugte Uebelſtand in ſichtlich raſcher Abnahme begriffen iſt, zeigt die ſtatiſtiſche Tabelle vorzüglich in Betreff der deutſch-ſlaviſchen Erbländer, denn die Zahl der Supplenten iſt merklich verringert, dagegen die der definitiv angeſtellten ordentlichen Lehrer vermehrt, alſo derjenigen, welche durch Beſtehen der Lehramtsprüfung ihre Qualification geſetzlich erwieſen haben. Unter den 134 Lehramts-Prüfungen, welche vor vier Commiſſionen im vorigen Schuljahre zum Abſchluſſe gebracht ſind, führten 99 zur Approbation, 35 zur Reprobation. Unter den 99 Candidaten, welche die Lehramtsprüfung beſtanden, gehörten 19 dem geiſtlichen Stande an, 80 dem weltlichen. Daß unter den verſchiedenen Prüfungsgebieten das mathematiſch-naturwiſſenſchaftliche am reichlichſten vertreten iſt, erklärt ſich aus der überwiegenden Pflege, welche gerade dieſe Studien bisher gefunden hatten.

(Fortſetzung folgt.)

Notizen.

— Am 19. v. M. ſtarb im Benedictiner-Ordens-Stifte Michaelbeuern Herr P. Michael Filz, der bekannte Verfaſſer der Abhandlung über das wahre Zeitalter des heil. Rupert und der Chronik des Benedictiner-Stiftes Michaelbeuern. Der Verſtorbene war Prior des Stiftes Michaelbeuern, fürſterzbiſchöflicher geiſtlicher Rath, correſpondirendes Mitglied der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften in Wien, wirkliches Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in München, emeritirter Profeſſor der Weltgeſchichte und Philologie am k. k. Lyceum zu Salzburg.

— Die deutſche Literatur hat ein neues Memorienwerk von ſehr pikantem Inhalt zu erwarten. Heinrich Heine vollendete zu Paris auf dem Krankenlager die Denkwürdigkeiten aus ſeinem Leben; ſie ſind durchgängig im humoriſtiſchen Tone gehalten. Heine las bereits vor

10 Jahren, als er im Sommer 1844 zuletzt in Hamburg war, ihm Nähерstehenden Bruchstücke daraus vor.

— Aus dem neuesten Berichte der General-Agentur für österreichische Eisen-Industrie entnehmen wir folgende Daten. Die Zollherabsetzung für Steinkohle, Eisen und Stahl in Frankreich haben bereits im December ihre Wirksamkeit geäußert; es wurden nämlich an Roheisen aus England im December 1853: 2207 Tonnen, im December 1852: 798 Tonnen; aus Belgien: 3847 und bezüglich 923 Tonnen; aus Deutschland: 548 und 203 Ton. eingeführt, während die gesammte Einfuhr dieses Rohstoffes in 1851: 32,900 Ton.; in 1852: 41,418 Ton. und in 1853: 73,689 Ton. betragen hat. Die Einfuhr von Steinkohlen nach Frankreich belief sich in 1853: auf 2,838,034 Ton. und überstieg jene des Jahres 1851 um 356,000 Ton. und die von 1852 um 421,246 Ton. Von der oben nachgewiesenen Einfuhrmenge in 1853 entfielen auf England 563,203 T., auf Belgien 1,985,587 Tonnen und auf Deutschland (Rheingegenden) 289,244 Tonnen. Der Bedarf scheint überdies noch in stetiger Zunahme, da Paris im Jahre 1852 kaum 1 Million, im letztverflossenen Jahre hingegen 4 Millionen Tonnen dieses Brennstoffes benöthigte. Die Steinkohlenausfuhr Belgiens steigt von Jahr zu Jahr; sie betrug in 1851: 2,057,050 Ton.; in 1852: 2,103,546 Ton. und in 1853: 2,331,355 Tonnen. Auch die Ausfuhren jenes Landes in Roheisen und Eisenmaterial steigerten sich in den letzten Jahren fortwährend. Während im verflossenen Jahre die Eisenpreise im Auslande allenthalben einen großen Aufschwung nahmen, sind dagegen die Preise der einheimischen Eisenerzeugnisse, bis auf wenige Veränderungen, mit jenen zu Anfang 1853 gleich geblieben.

„Oesterreichs Eisen-Industrielle," so schließt der Bericht, „sind im Manipulationsfache nicht zurück, und es verdient deren Stellung hierin volle Anerkennung, indem hinsichtlich der Brennstoff-Ersparnisse bereits Anfragen aus England gemacht wurden, da man solche in Oesterreich durch große Opfer erlangte, und sie auch in diesem Maßstabe alldort einzuführen gedenkt, weil bei den erfolgten Preiserhöhungen der dortigen Steinkohle Befürchtungen hervorgetreten sind, daß bei dem ohnehin hohen Arbeitslohne nicht mehr so billiges Walzeisen erzeugt werden kann. In Erwägung dieses Umstandes unter den jetzigen Verhältnissen, wo der Schutz in den hohen Ankaufspreisen und den Geldschwankungen gegenüber dem Auslande besteht, können wir den gegenwärtigen Zeitpunkt wohl als den günstigen zur größeren Entwicklung der heimischen Eisen-Production bezeichnen, da die auswärtigen Preise auf dem hohen Standpunkte sich andauernd erhalten werden, und daher eine Aussicht gewähren, die zur Erstarkung und Vergrößerung heimischer Erzeugung thatkräftigst benutzt werden möge."

— Man schreibt der „K. Z." aus München: „Es ist eigenthümlich, wie eng und fest in sich abgeschlossen Baiern in literarischer Beziehung im übrigen Deutschland dasteht, wie wenig es überhaupt in der poetischen deutschen Literatur der neuesten Zeit vertreten ist. Spottvögel geben den deprimirenden Elementen der Nahrung und vor Allem dem Biere die Schuld, und es fehlt ihnen allerdings nicht an Belegen. Uns selbst sind Künstler bekannt, Musiker und Maler, die nichts Ganzes und Großes mehr zu Stande bringen, seit sie täglich eine gewisse Sorte Bier trinken. Dennoch wird manches respectable Werk in München geschaffen. Welchen Jugendschriften kommen die Kinderbücher des Grafen Pocci an kindlichem Reize, an Poesie und Originalität gleich! Wilhelm von Kobell schreibt im oberbaierischen Dialekt Lieder voll grüner Waldesluft und lautem Lerchenschall. In der Cotta'schen Buchhandlung werden mit der Ostermesse Gedichte von Dr. Linke erscheinen, deren epischer Theil besonders Beachtung verdient. Geibel hat die Gedichte gesammelt, gesichtet und herausgegeben. Er kam ganz von ungefähr dazu. Leider werden sie das einzige Werk des Dichters bleiben. Tiefgewurzelte Körper- und Seelenleiden versagen ihm jedes weitere Produciren. Geibel arbeitet fleißig an einem größeren epischen Gedichte: „Julian," dessen Stoff der Neuzeit entnommen ist. Er liest diesen Winter nicht öffentlich; seine akademische Thätigkeit erstreckt sich auf ein Privatissimum, dessen Gegenstand praktische Uebungen in der Metrik sind. Desto ausgedehnter ist Carriere's Wirksamkeit. Er hält Vorträge über Aesthetik und wöchentlich in einer Abendstunde über „Faust." Ohne daß Carriere in allen seinen Vorträgen Neues und Originelles brächte, besitzt er eine große Virtuosität der Compilation. Dingelstedt schweigt. Ihn fordern jetzt andere Pflichten — er setzt seinen Ruhm darein, diesen zu genügen. Er übersetzt und bearbeitet hier und da ein Stück, hat auch ein Einschiebsel zur Aufführung des zweiten Theiles des „Faust" gemacht, und sieht darauf, daß er gute Theatergeschäfte macht."

— Auf der Hofbühne in Stuttgart ist am Fastnachts-Sonntag eine historisch-dramatische Akademie zur Ausführung gekommen. Den der Reihe nach dargestellten Stücken von Hans Sachs, Andreas Gryphius, Pfeffel und Philipp Haffner folgte die Repräsentation des historischen Verlaufs dramatischer Kunst und Literatur in Deutschland seit Mitte des vorigen Jahrhunderts durch einen geschmackvoll und reich ausgestatteten Maskenball. Bevor er sich entfaltete, wurde die Ouverture zu Kotzebue's „Kreuzfahrer" gespielt. Den Zug eröffnete eine Abtheilung, darstellend die „moderne Kunst"; ein Bannerträger mit dem Namen Lessings, des herrlichen Kunstgestirns, an der Spitze, sodann ein Schildträger mit der Inschrift „Dramaturgie," Nathan der Weise, Minna v. Barnhelm und Tellheim, Odoardo, Emilia Galotti ꝛc. „Laokoon," auf einem Wagen von Genien gezogen. In ähnlicher Weise folgen die Büsten Mozarts, Goethes, Beethovens, Schillers, in einem Lorbeergebüsch, umgeben von Darstellern der hauptsächlichsten Charaktere, die sie geschaffen — hierauf ein Bannerträger mit der Inschrift: „die Romantiker." Die romantische Kunst, personificirt in einem Wagen; Fürstinen, Edelfrauen, Troubadours, Pilger umgeben denselben. Drei Bannerträger mit H. v. Kleists, Uhlands, Plateus Namen. Ein Bannerträger mit dem Namen „Weber," Jägerbursche, Bauer mit der Sternschreibr, Max und Agathe, Brautjungfern, Samiel. Fünf Bannerträger mit den Namen: Spohr, Grillparzer, Raupach, Immermann, Raimund. Ein Bannerträger mit dem Namen: „Mendelssohn," Titania, Zettel in Verwandlung, Antigone, Lorelei auf einem Wagen. Fünf Bannerträger mit den Namen: Halm, Gutzkow, Laube, Hebbel, Freytag. Ein unter seiner Last ächzender Wagen mit den Werken von Birch-Pfeiffer, R. Benedix, Putlitz, Bannerträger mit Nestroy's Namen. Meyerbeers Name, gefolgt von den Hauptcharakteren seiner Oper, sammt den Schlittschuhläufern und dem Sonnen-Apparat seines „Propheten." Sodann der Wagen des „Kunstwerks der Zukunft," von Recensenten gezogen. Das Schluß-Tableau bildete die Kunst auf ihrem Throne, von dienenden Genien umgeben. (Ost. D. Post.)

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 22. Klagenfurt, Sonnabend, den 18. März. 1854.

Ueber Witterung und ihre Einflüsse in Kärnten.

Februar 1854.

II.

⊙ Sämmtliche uns von den Herren Beobachtern gefälligst mitgetheilten Beobachtungsjournale der höher gelegenen Stationen haben im Februar viele und heftige Nord- und Nord-Oft-Winde, und darunter viele Stürme verzeichnet; auch von fast allen Theilen Europas hörten wir von heftigen Nordstürmen in diesem Monat, in Genf wühlte ein solcher den See zu nie gesehenen Wogen, in Sachsen und Böhmen brachte ein Nordoststurm ungeheuere Schneeverwehungen, und im Pontus nöthigten solche Stürme die vereinigten Flotten zur Umkehr. — Wir wissen, daß alljährlich um diese Zeit solche mehr oder weniger heftige Nord- und Ostwinde eintreten, bald früher, bald später, aber gewiß einmal, es sind die Winde, von denen der Landmann sagt, sie müssen einmal heraus, es sind die Stürme, welche in der Meteorologie und auf dem Meere die Aequinoctialstürme genannt werden. Sowohl der Gang unserer meteorologischen Betrachtungen überhaupt, als auch die durch dieselben bedingte Witterung des vergangenen Monats veranlassen uns, diese Gattung von Winden etwas genauer in's Auge zu fassen, und ihrer Entstehung nachzuforschen.

Es beginnen diese Winde mit mehr oder weniger sturmartiger Heftigkeit immer um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche (Aequinoctien), und zwar im Frühjahr einige Zeit vor, im Herbste einige Zeit nach derselben zu wehen; im Frühjahr sind sie vorherrschend Nord- und Ostwinde, im Herbste aber Süd- und Westwinde. Sie sind ihrer Natur nach nichts, als die schon oft erwähnten Passatwinde, es ist nur ihre Heftigkeit und zeitweiliges Auftreten zu betrachten und zu erklären. Wir haben die in der Gegend des Aequators durch die dort senkrecht niederfallenden Sonnenstrahlen bewirkte intensive Erhitzung der Luft als die Fundamentalursache der im Luftmeere stattfindenden mehrerwähnten Polar- und Aequatorial-Strömungen bezeichnet. Dort ist die Zone der regellosen Winde und Stürme, die durch die vereinte Wirkung der von beiden Erdhälften hindrängenden Passaten und durch den aufsteigenden Luftstrom entstehen. Die Breite dieser Zone beträgt durchschnittlich 4 Grade des Erdmeridians, nördlich und südlich von dieser so sehr gefürchteten Region der Stürme liegen in einer Breite von nahe 20 Graden die Zonen, wo regelmäßig das ganze Jahr die Passate wehen, noch weiter nördlich, nämlich über die 20 Grade hinaus, entsteht durch das dort schon stattfindende Niedersinken des Aequatorialstromes ein fortwährender Kampf beider Strömungen, ein continuierlicher Wechsel der Winde.

Bei dem Laufe der Erde um die Sonne bescheint aber diese nicht immer dieselben Erdstriche senkrecht mit ihren Strahlen; zur Zeit unseres Winters wird die südliche, in unsern Sommer die nördliche Erdhälfte mehr der Sonne zugekehrt und von ihr stärker erwärmt. Es bleiben somit auch die erwähnten Windzonen nicht fest auf der Erde stehen, sondern wandern mit der Sonne bald süd-, bald nordenwärts. Zur Zeit unseres Sommers reicht die Region der regellosen Stürme bis über den 10. Grad nördlicher Breite, die äußere Grenze des Passates bis an den 33. Grad, also über die Nordküste von Afrika in's mittelländische Meer nahe an Sicilien hin, die Südströmung fällt um diese Zeit sehr weit im Norden zur Erde. Je mehr aber die Sonne gegen Süden sich wendet, desto mehr rückt auch die Zone der Stürme, die des Passates, und die des niedersinkenden Aequatorialstromes gegen Süden. Zur Zeit unseres Winters, bei der größten südlichen Sonnen-Declination, reicht der Passat nicht über den 20. Grad, der Aequatorialstrom fällt weit südlicher zur Erde als im Sommer. Die in den Polargegenden befindlichen Luftschichten werden also von der warmen Südströmung kaum mehr erreicht, sie stagniren dort ruhig den Winter über und kühlen sich durch Strahlung ungemein ab. In den nördlichen weitausgedehnten Ebenen von Asien (Sibirien), von welchen die Südwinde noch außerdem durch das südlich gelegene Altaigebirge abgehalten werden, während sie nordwärts offen stehen, bilden sich den Winter über solche kalte Luftseen, wie sie Humboldt sehr bezeichnend nennt, die oft bis zu 40 Grad unter 0 sich abkühlen *). Nun rückt aber zu Ende des

*) Nach den von Humboldt in seinen soeben erschienenen „kleineren Schriften" mitgetheilten Temperaturtafeln ist in Uetjansk in Sibirien (70° 55' n B) die mittlere Jahrestemperatur — 16 6, die des Winters — 38 4, die des Jänner — 40 3; noch in dem viel südlicher gelegenen

Winters die Sonne und mit ihr die Region der Stürme und der Passate wieder gegen Norden vor, es werden durch die von ihr bewirkte Erwärmung immer nördlicher gelegene Luftschichten erwärmt, gegen Süden und zum Aufsteigen gezwungen, endlich dringt die Erwärmung so weit gegen Norden vor, daß auch jene stagnirenden, so außerordentlich erkalteten Luftseen in Bewegung kommen müssen, sie dringen als Aequinactialwinde gegen Süden vor.

Die letzte Ursache einer Luftströmung ist immer eine ungleiche Erwärmung der Luft, je größer der Unterschied der Wärme, desto rascher die Strömung. Je mehr irgendwo die Luft erhitzt wird, je kälter die umgebende ist, desto schneller wird jene aufsteigen, und desto heftiger diese an ihre Stelle dringen, die Stürme der Trappenzone sind darum so heftig, weil die Erhitzung durch die Sonne dort so intensiv ist. Aus der großen Kälte der in den Polargegenden den Winter über im Norden gelagerten Luftmassen erklärt sich auch die Heftigkeit, mit der sie gegen Süden strömen, und die Stelle der schon erwärmten Luft einzunehmen streben, es erklärt sich so auch, daß die Frühlingsstürme immer Nord- und Ostwinde sein müssen, und daß der Landmann recht hat, wenn er sagt, daß die Winde heraus müssen, und sich freut, wenn dies recht zeitlich geschieht. Es geschieht nämlich nicht selten, daß diese vordringenden Luftmassen durch den niederfallenden Südstrom eine Zeit lang aufgehalten werden, dort, wo nun dieser weht, tritt warmes Wetter und ein vorfrühes Frühjahr ein, das die Vegetation schnell hervorlockt, die aber in den endlich doch vordringenden Nordstürmen wieder gefährdet wird. Je kälter der Winter im Norden, desto heftiger und andauernder werden die Frühlingsstürme sein, je früher und heftiger sie auftreten, desto eher ist auch ihr Aufhören zu erwarten; die letzten kalten Luftschichten (wohl von den Polen selbst) kommen jedoch erst spät, wenn gleich schon etwas erwärmt, häufig erst im Mai zu uns (die drei kalten Maitage).

Diese Aequinoctialwinde waren es nun, die im vergangenen Februar an allen unsern Beobachtungsstationen mit theilweise sturmartiger Heftigkeit aufgetreten, und mit zeitweiliger Unterbrechung durch Süd- und Westwinde fast den ganzen Monat herrschend gewesen sind; solche Unterbrechungen fanden statt am 5. bis 8. und am 16. und 18., worauf jedes Mal wieder die Nordstürme mit erneuerter Heftigkeit durchdrangen, dies geschah vorzüglich am 13. und 15., an welchen Tagen überall das Minimum der Temperatur eintrat, während bald darauf am 18. das Barometer seinen tiefsten Stand erreichte. Die höchste Temperatur fand an den meisten Stationen am 7. (an den östlichsten am 25.) statt.

Wir lassen nun wieder zur Beurtheilung der Wärmevertheilung in der Höhe eine der im vorigen Monat mitgetheilten ähnliche Tabelle folgen, in welcher von den gleich gruppirten Stationen außer den Temperatur-Extremen die Mittelwärme des Monats und der Tage vom 5. bis 10. beim Rückschlag der Südwinde, und vom 11. bis 13. bei dem heftigsten Wehen der Nordstürme gegeben ist.

Orte	Seehöhe	Höchste	Tiefste	Mittlere Temperatur 6-10	11.-15.	Monat
St. Paul	1180	+5·9	-12·2	+0·18	- 4·80	-2·13
Klagenfurt	1386	7·0	-14·8	1·39	- 8·26	-3·54
Altkafen	2245	9·4	-13·2	1·43	- 5·69	-3·13
Völkermarkt	1431	4·5	-14·8	-1·72	- 7·64	-3·51
Obir I.	3989	10·5	-17·0	-1·13	- 9·70	-2·86
Hochobir	6438	3·0	-21·0	-5·12	-15·31	-9·82
Obervellach	2114	7·8	-12·6	1·53	- 5·14	-2·91
Mallnitz	3214	7·4	-11·2	0.69	- 5·81	-1·92
Raggaberg	5600	6·0	-18·5	-2·10	-12·80	-5·47
Lienz	2020	6·2	-12·2	0·66	- 8·34	-2·63
Salfnitz	2586	5·5	-13·5	-0·51	- 8.70	-4·23
Tröpolach	1930	5·6	-18·0	-1·43	-10·13	-5·06
Weißbriach	2520	8·0	-10·2	+0·62	- 7·38	-1·96
St. Jacob	3010	6·0	-10·2	+0·53	- 6·85	-1·92
St. Peter	3809	6·1	-13·5	-0·43	- 9·70	-3·74
Kremsalpe	4618	6·8	-14·5	-0·57	-10·20	-3·99

Der aufmerksame Leser findet darin die Wärme ganz anders vertheilt, als in der vom Jänner. Während in dieser nicht bloß in der kältesten Periode, sondern auch im Monatmittel überall die tiefsten Orte (in der Thalfläche) tiefere Thermometergrade zeigten, als die höhern, findet im Februar das Gegentheil statt; hier sind in der kältesten Periode die höchsten Orte auch die kältesten, und auch im Monatmittel kälter als die tiefer liegenden; an einigen Stationen, wie Weißbriach, St. Jacob &c., mag die gegen die Nordwinde sie schützende Lage eine weitere Temperaturdepression verhindert haben, wie es dann überhaupt oft schwer ist, unter den oft localen Einflüssen das allgemeine Gesetz zu erkennen. Wir hatten also im Februar durch die ganze Luftröhre den kalten Polarstrom. — In der warmen Periode vom 5. bis 10. ist aber, ganz wie im Jänner, die Wärme viel gleichmäßiger vertheilt, die Unterschiede zwischen den einzelnen Stationen sind wieder geringer, die höhern Orte kälter als die tiefern. — Die Stürme wehten nicht an allen Stationen mit gleicher Heftigkeit, ja nicht einmal mit gleicher Richtung; die Configuration der umgebenden Gebirge ändert nicht bloß diese und modificirt jene, indem sie den einen Ort davor schützt, dafür den andern ihrer ganzen Wucht Preis gibt, sondern sie birgt wohl auch die Ursache secundärer, unter Umständen vielleicht sehr heftiger Winde. So macht der aufmerksame Beobachter von Lienz auf den

Nertschinsk (51° 55′ n. B.) hat der Winter, obwohl die Jahreswärme des Ortes — 3·7 erreicht, eine Mitteltemperatur von — 26·5°, der Jänner — 29·4. Im nördlichen Amerika finden ähnliche Verhältnisse statt.

Digitized by Google

heftigen Nord-West Sturm am 24. aufmerksam, und spricht die Vermuthung aus, daß er, wie meist die fast senkrecht niederfallenden Winde, nur örtlicher Natur gewesen sein möge, was sich denn auch bestätigt hat, indem wohl Obervellach, Tröpelach, St. Jacob, St. Peter ihn mit sturmartiger Heftigkeit verzeichneten, während er in Klagenfurt ein mäßiger Nord-West, in Althofen und St. Paul ein noch schwächerer Nord gewesen. Dagegen ist der Nordsturm mit Schnee am 26 an den östlichen, weniger an den westlichen, in Lienz gar nicht bemerkt worden.

Vergleichen wir nun den vergangenen Februar mit dem aus den vieljährigen Beobachtungen abgeleiteten Normaljahre, so finden wir in den dabei sich ergebenden Zahlenunterschieden deutlich das Vorherrschen der Aequinoctialstürme. Wir führen im Folgenden diese Anomalien an, in wiefern heuer die wichtigsten Witterungselemente über (+) oder unter (—) den vieljährigen Durchschnitten stehen, wobei wir bemerken, daß sich die Angaben über Luftfeuchtigkeit auf die Durchschnitte der letzten 10 Jahre beziehen, während die übrigen Elemente aus vierzigjährigen Beobachtungsreihen abgeleitet sind.

	Normaljahr		Anomalie	
	Februar	Tag	Feb. 1854	Tag
Größter Luftdruck	325·55	14	—1·76	+14
Kleinster „	312·13	17	+1·23	+ 1
Mittlerer „	319·51	—	+0·38	—
Höchste Lufttemperatur	+ 7·40	22	—0·40	+ 3
Kleinste „	—13·00	10	—1·80	+ 5
Mittlere „	— 2·89	—	—0·65	—
Mittlerer Dunstdruck	1·41	—	—0·23	—
„ Sättigungsgrad	83·4	—	— 3·6	—
Ganz u. halb heitere Tage	21	—	+ 6	—
Trübe Tage	7	—	— 6	—
Darunter Tage mit Nebel	4	—	— 3	—
„ „ Regen	1	—	— 1	—
„ „ Schnee	3	—	0	—
Niederschlag Zoll	1.40	—	—1·02	—

Wir sehen, daß der vergangene Februar bei ziemlich hohem Luftdrucke um mehr als einen halben Grad kälter war, als durchschnittlich im Normaljahr, daß dabei die Luft viel trockener, die Witterung mehr heiter, die Niederschläge viel geringer waren, ganz, wie es bei vorherrschendem Nordwind zu erwarten war.

Theater in Klagenfurt.

Schiller's „Jungfrau von Orleans" und „Cabale und Liebe."

Mit wahrer Freude berichte ich über zwei Theater-Abende, welche ein armes Recensenten-Herz, das in seiner unglücklichen Liebe zur Poesie so oft bittere Täuschungen erfahren muß, wahrhaft erquicken mußten. Innerhalb fünf Tagen zwei Schiller'sche Tragödien, und beide anständig in Scene gesetzt und recht gerundet, theilweise sogar sehr gut dargestellt — unter solchen Auspicien — muß man sein das kritische Metier aufgeben und unter die Claqueurs gehen.

Ich muß gestehen, für die „Jungfrau von Orleans" habe ich ein Wenig gefürchtet, hauptsächlich des vielen Waffenlärms, der vielen kriegerischen Scenen wegen, welche immer eine Klippe für die Darstellung bilden, namentlich auf kleineren Bühnen, deren beschränkte Räumlichkeiten Truppenbewegungen eben nicht günstig sind, abgesehen davon, daß man unter der Cohorte der Statisten Manche findet, die weder mit dem Exercier-Reglement, noch mit „Engels" Mimik vollkommen vertraut sein dürften. Aber diese Klippe wurde überraschend glücklich umschifft. Das Ganze, mit Verständniß gekürzt und eingerichtet, griff recht rasch in einander und war auch für die Verhältnisse unserer Bühne recht anständig ausgestattet. Wir hatten sogar einen Krönungszug, in welchen der Prophetenmarsch recht effectvoll eingriff.

Von den einzelnen Darstellern traten besonders Fräulein Reichel und Herr Melchior hervor. Erstere fand in der gottbegeisterten Jungfrau mehr als in irgendeiner Rolle Gelegenheit, ihre Force, den Schwung ihrer Rede geltend zu machen, wußte aber auch die weicheren Töne des Gefühles in den Momenten, wo ihr Sinn sich der Erde zukehrt, namentlich in dem Monologe: „Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen," recht hübsch anzuschlagen. Nur in der Erzählung ihrer Sendung vor dem Könige hätte ich einen etwas kindlicheren Ton gewünscht.

Herr Melchior gab den Dunois edel und männlich, und stellte in einfachen und kräftigen Zügen das Bild eines echten Ritters hin, der uns seine edle und hochherzige Gesinnung in den schönen Worten ausspricht: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre."

Neben diesen beiden Gestalten treten die übrigen Personen des Stückes zu sehr in den Hintergrund, als daß sie unser Interesse in besonderem Grade in Anspruch nehmen könnten, wenn auch einzelne Scenen derselben, wie die Sterbescene Talbot's oder die Kampfscene Lionel's, durch ganz ausgezeichnete Darsteller zur Bedeutung erhoben werden können. Ich will nur des Lionel und Raoul erwähnen, welche den Herren Lazzer und Gürtler, sonst nur, namentlich Letzterer, in Nebenrollen beschäftiget, anvertraut waren. Beide jungen Männer, die sich hier auf dem Felde der Kunst die ersten Sporen verdienen sollten, bekundeten Talent und scheinen ihrem Berufe nicht professionsmäßig, sondern mit Lust und Liebe zugethan. Ersterer, von dem wir schon früher ein Mal Erwähnung gethan, hat sich in der Zeit seines Hierseins

ſchon recht viele Routine angeeignet und einige jugendliche Rollen ganz zufriedenſtellend durchgeführt, worin ihn beſonders ſein angenehmes weiches Organ unterſtützt. Nur weiß er noch immer nicht gehörig zu erwärmen, das innere Feuer will noch immer nicht zum Durchbruche kommen, und das war es auch, was wir an ſeinem Lionel vermiſſen, den er übrigens ganz hübſch ſprach und mit einer für die ſchwierige Aufgabe überraſchenden Sicherheit durchführte. Auch ſein Coſtume hätte ich hübſcher, geſchmackvoller gewünſcht. Den ſchönen Jüngling, der mit einem einzigen Blicke das Herz der Jungfrau in Liebe entbrennen machte, kann ich mir nicht anders als reizend in ſeiner ganzen Erſcheinung denken. Oder wollte man dadurch anſchaulich machen, daß wahre Liebe nicht auf das Kleid ſieht?

Herrn Gürtler weiſet die tiefere Lage und größere Härte ſeines übrigens vollen und kräftigen Organs mehr auf Väter- und überhaupt geſetzte Rollen hin, in denen er ſich auch bisher, freilich meiſtens in untergeordneter Weiſe, immer anſtändig bewegte. Auch er ſprach ſeine Erzählung recht wirkſam, nur möchte ich ihm rathen, nicht ſo ſehr zu eilen, größere Pauſen zu machen, wodurch die Uebergänge mehr motivirt werden und eine größere Schattirung in den Vortrag kommt. Auch iſt ihm Sorgfalt auf die Reinheit der Ausſprache, namentlich des Vocales e zu empfehlen. Reinheit der Ausſprache fehlt überhaupt mehreren Mitgliedern unſerer Bühne, und wir hören oft das e und ö, d und t, b und p u. ſ. w. arg durch einander geworfen, was wohl zu begreifen, da die meiſten Schauſpieler auch in Localſtücken beſchäftiget werden. Bei größerer Verwendung dürfte Herr Gürtler ein recht wackerer Schauſpieler werden.

„Cabale und Liebe“ wurde uns ſchon im verfloſſenen Jahre in einer recht braven Darſtellung vorgeführt; wir erwarteten bei der diesjährigen Beſetzung eine noch beſſere, und haben uns nicht getäuſcht. Obgleich ich mich ſchon wiederholt über das Talent des Herrn Melchior anerkennend ausgeſprochen, ſo kann ich doch nicht umhin, ſeiner Leiſtung als Ferdinand neuerdings ein warmes, wohlverdientes Lob zu ſpenden.“

Ich erwartete vom Herrn Melchior einen guten Ferdinand, denn er beſitzt Alles, was der Schauſpieler für dieſe Rolle braucht: Kraft, Feuer, Gefühl und poetiſchen Schwung. Aber ich muß geſtehen, er hat, namentlich in der großen Scene des letzten Actes, meine Erwartungen übertroffen.

Wußte er dem Ferdinand ſchon vom Anfange eine friſche poetiſche Färbung zu geben, ſo ſchien er in der Schlußſcene wirklich vom Genius des Dichters inſpirirt, ſo lebendig und ergreifend wußte er uns ſeine Idee zu verkörpern. In dieſer Scene trat er uns wirklich als der Ferdinand entgegen, wie er uns in der Idee vorſchwebt, mit der ganzen Schwärmerei eines jugendlichen, in glühender Liebe aufflammenden Herzens, und wußte ebenſo den fürchterlichen Schmerz des vermeintlich Betrogenen zur Anſchauung zu bringen, als er für die wehmüthigen Erinnerungen an die längſt verklungene ſchönere Zeit ſchmelzende ſeelenvolle Töne fand.

Eine ſehr brave Leiſtung war auch die des Herrn Zacharda als Muſikmeiſter Müller. Er wußte dem ſchlichten biederen Weſen dieſes ehrlichen Muſikanten einen ſo lebenswahren Ausdruck zu geben, daß man ſich von dieſer Figur innig angeregt fühlen konnte. Wie bezeichnend war z. B. ſein ſtummes Spiel im zweiten Acte, wo der Präſident in ſein Haus kömmt und er, zitternd vor Zorn und verhaltener Wuth über die ihm angethane Beſchimpfung, in der Ecke ſteht, bis er in tragi-komiſcher Gebeerdung losbricht, nicht vergeſſend, jedre derben Wahrheit ein „Halten zu Gnaden“ beizuſetzen.

Ueber Herrn Julius, der als Gaſt den „Wurm“ gab, habe ich mir vorgenommen, nach Verlauf mehrerer Gaſtrollen einen beſonderen Aufſatz folgen zu laſſen, werde in ſelbem alſo auch auf ſeinen „Wurm“ zurückkommen, bezüglich deſſen ich heute nur bemerken will, daß er gefiel und gerufen wurde.

Frau Julius, die uns ſonſt in der Tragödie nicht in dem Grade wie im Luſtſpiele anſprach, weil ſie uns oft einen zu larmoyanten Ton anſchlägt und in Kraftſtellen mit ihrem Organe nicht ganz ausreicht, führte die Louiſe im Ganzen recht hübſch durch, ſowie die Lady Milford des Fräul. Reichel eine ſchon vom vorigen Jahre her bekannte brave Leiſtung iſt, ob ſie uns gleich an dieſem Abende minder diſponirt ſchien.

Vom Hofmarſchall des Herrn Kroſeck und Präſidenten des Herrn Schneider will ich nur bemerken, daß Erſterer ſich durch die Schwierigkeiten dieſer ſo ſehr auf die Spitze geſtellten Rolle glücklich durcharbeitete; Letzterer aber vis à vis ſeinem eleganten Kammerdiener nicht ſehr hoffähig ausſah.

So hätte man denn einen neuen Beweis, daß man auch mit beſchränkteren Kräften bei Fleiß und Eifer für die Sache ganz Tüchtiges leiſten könne, und wir hoffen, die Direction werde uns noch öfter Gelegenheit geben, die Wahrheit dieſes Satzes erprobt zu finden, und ſehen uns auch gedrungen, derſelben unſere Anerkennung dafür auszuſprechen, daß ſie bemüht iſt, unſere Bühne auf einen höheren Standpunct zu heben, als ſich manche Provinz-Bühnen gleichen Ranges mit der unſrigen befinden.

Cajus.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 23. Klagenfurt, Dienstag, den 21. März. 1854.

Beiträge zur Beurtheilung der Eisenfrage in Kärnten.

Von Inspector J. Scheiesnigg.

(Aus der Austria.)

I. Aus der älteren Zeit.

Schluß.)

Das durch die vorbezeichneten Patente eingeführte Zwangssystem wurde strenge eingehalten. Im Jahre 1768 wollte die Administration der Cameralgüter einen neuen Hochofen in Federaun, 2 Wallaskämmer im Lavantthale, einen Hochofen bei St. Katharein unweit Malborghet, und Baron Egger ein Hammerwerk in Seeland an der krainerischen Grenze bauen, diese Gesuche sind jedoch abgewiesen worden.

Im Jahre 1770 wurden aus Kärnten nach Triest zur Ausfuhr eingeliefert:

14.356	Centner	Eisen,
17.941	„	Stahl,
6.815	„	Nägel,
7.408	„	Draht,
4.558	„	Pfannen und Sensen,

51.078 Centner, was ungefähr $^5/_{12}$ unserer Roheisenerzeugung ausmachte, ungeachtet der bedeutenden Fiskomauth. Sie hatte bis Triest beim Eisen pr. Centner 14 kr., sammt Wassermauth und Weggeld 19 kr., also $3^1/_2$pCt.; beim Stahl 28 kr., nebst letzteren 33 kr., d. i. über 5pCt. betragen.

Der Fiskozoll lieferte ohne Wassermauth und Weggeld im Jahre 1770 dem Staate ein Einkommen von 16.076 fl. 40 kr.

Ich erwähnte bereits der auf die Werkgaden im Jahre 1750 gelegten Contribution. Sie machte in den Jahren 1768—1770 durchschnittlich 40.575 fl. 5 kr. aus. Das Jahr 1770 war das stärkste mit 43.703 fl. 46 kr. Das Frohnreglement vom 25. Jänner 1770 belegte die Radgewerken mit einer Zahlung von 2 fl. 30 kr., die Hammergewerken nach der Holleg-Commission mit 1 fl. von jedem Meiler der Erzeugung, und letztere lieferte über den Empfang an diesem Gefälle eine Berechnung, die selben mit 42.598 fl. ausweiset.

Dieß Isolirung selbst in den Grenzen des Staates, dieser Zwang in der Erzeugung und dem Verschleiße und die so strenge Bevormundschaftung des eigenen Haushaltes mußten um so mehr Beschwerden von Seite der Gewerken erregen, als die Zeit schon damals Fortschritte in der engr gezogenen Bahn erheischte.

Karl Graf von Zinzendorf wurde im Jahre 1774 abgeordnet, um den vielen Klagen auf den Grund zu kommen. Er verweilte 4 Monate in Steiermark und Kärnten, prüfte alle über das Eisenwesen bestandenen Gesetze unter Zuziehung der Betheiligten, sowie von Sachverständigen, und legte so, von theoretischen und praktischen Kenntnissen, dann richtigen Ansichten über Staats- und Volkswirthschaft geleitet, den Grund zu dem neuen Gebäude, welches in der Folge nach geänderten Verhältnissen lediglich verbessert worden ist.

Nach seiner Erhebung erzeugten die von der Eisenwurzen abhängenden 9 Floßöfen, 3 Streck- und 3 Teutschhämmer statt der 1759 eingeführten Passirung im Jahre 1769 12.092 Meiler. Nach anderen Belegen producirte die Eisenwurzen sammt den Wald-Eisengewerken 13.128 Meiler und die 160 Groß-, Wallas-, Streck- und Stahlhämmer 10.940 Meiler Eisen und Stahl. Die Klage über Eisen- (Roheisen-) Mangel war allgemein, ebenso über das Verlagsmagazin in St. Veit, letzteres aus folgenden Gründen. Eine Niederlage in geschlossenen Räumen ist gar nicht zu Stande gekommen, ebenso wenig der Fond von 40.000 fl. Es gewährte nur den Radgewerken Vortheile, da schlechte und gute Flossen gleich bezahlt wurden, sie die beste Qualität selbst bearbeiteten und keine Blattl abgeben wollten. Die andern Hammerwerke konnten aus Mangel an Roheisen keineswegs beständig arbeiten, und die Bestellungen aus Italien nicht ausführen. Der Gehalt des nebstdem parteiischen Magazins-Directors per 800 fl. und die übrigen Spesen verthenerten das Eisen ohne Noth, so daß das geschlagene und Breiteisen aus halbrohem Materiale mit Schaden erzeugt wurde.

Ein Gewerk in Malborghet lieferte hierüber nachstehende Berechnung:

		fl.	kr.
1 Meiler	Teutschhämmer-Eisen in St. Veit .	30	—
	Niederlagsgebühr	—	30
	k. k. Aufschlag zum Bancal-Amt .	1	3
	Fuhrspesen und Spedition . . .	4	30
	Meisterlohn	1	45
	Fürtrag	57	48

	fl.	kr.
Uebertrag	57	48
Kahlen	10	—
Kalo 60 Pfd. à 4 kr.	4	—
Hammerzins und Gebäude . . .	2	—
Frohne	1	—
k. k. Bancal-Mauth in Pantafel, dann Weg- und Straßenmauth . .	3	20
Geldverlust	4	—
Zusammen .	82	8
Dagegen der Verkaufspreis per .	70	—
so zeigt sich beim Meiler eine Einbuße von .	12	8

Hinsichtlich des Ganzen hat sich Graf Zinzendorf dahin ausgesprochen, daß die citirten Patente kein anderes Resultat nach sich ziehen können, als jede Speculation, den Fleiß, jeden Fortschritt, die Vermehrung des Vermögens und allzuvielen (?) Geldzufluß nach Kärnten zu verhindern.

Die Kohlenpreise übten von jeher einen bedeutenden Einfluß auf die Erzeugungskosten aus, ich will über diesfällige Verhältnisse Folgendes sagen. Im Jahre 1746 kostete 1 Schaff Kohlen in Eberstein $10^3/_4$ kr., die Durchschnittspreise zur Zeit der Rectification habe ich bereits angeführt. — Schon damals klagten die Radgewerken über Kohlenmangel, als Folge der Wälder-Devastationen und der großen Concurrenz; dann über das schlechte Maß, so daß 8 Schaff für 6 bezahlt werden mußten, um im Betrieb nicht gehindert zu sein.

Die Bergwerks-Ordnung vom Jahre 1759 setzte den Preis für ein Schaff Kohlen mit 15 kr. fest. Dr. v. Apostlu, welcher der Massenbach-Waldbereitungs-Commission im Jahre 1769 beigewohnt hatte, schätzte die jährliche nachhaltige Abgabe der Kohlen in Unterkärnten auf 319.025, und in Oberkärnten auf 404.034 Schaff. Nun brauchten aber die Gewerken und Meisterschaften in Unterkärnten allein 768.549 Schaff, also meinte er, solle man Eisen- und Kohlenwidmungen einführen, d. i. das Quantum des abzugebenden Eisens sowie der Kohlen für jeden bestimmen, auf den Ort anweisen, wo er letztere nehmen sollte. Ferner beantragte er eine Verminderung in den Kohlenraffirungen und der Werkgaden selbst, wodurch das Gleichgewicht hergestellt werden würde.

Grai Zinzendorf bemerkte hierüber, daß der Bedarf viel zu hoch und die Waldkräfte viel zu gering veranschlagt seien, es keineswegs einleuchte, warum sich die der oberkärntnerischen Grenze nahe liegenden Werkgaden Unterkärntens mit ihrem Bedarfe nicht auch aus den oberen Waldungen versehen könnten, und es viel zweckmäßiger sei, die Gewerkschaften in jene Gegend zu übersetzen, wo Ueberfluß an Holz vorhanden wäre, als die Eisenindustrie zu beschränken und zu hemmen.

In Folge dieser gründlichen und mühsamen Untersuchung, dann der gestellten Anträge wurden die damaligen Verschleißwidmungen und Satzungen durch das Patent vom 29. December 1781 aufgehoben, welches sich zugleich hinsichtlich des Roheisens dahin ausgesprochen hat, daß die Erzeugung desselben noch nicht in jener ausgebreiteten glücklichen Lage sei, um durch Gestattung des unbeschränkten Verkaufes den Nahrungsstand zu fördern, weswegen die diesfälligen Gesetze noch in Kraft erhalten wurden.

Dessen ungeachtet gestattete dieses Patent die Eröffnung neuer Eisengruben, und die Erzeugung des Roheisens in beliebigen Quantitäten für die Haupt- und Waldgewerken, gegen dem jedoch, den Hammergewerken die Gebühr um die damaligen Preise abzugeben.

Das weitere Patent vom 8. November 1782 machte endlich auch der Roheisenwidmung vollends ein Ende.

Den Schlußstein bildeten die Gubernial-Verordnung vom 6. August 1783 und das Hofdecret vom 21. August 1783. Erstere sprach den Grundsatz aus, daß jeder Grundbesitzer sein Holz nach den vorgeschriebenen Waldordnungs-Gesetzen bestens und frei benützen, und jeder Eisengewerk, der schmelzt oder schmiedet, sein Holz und Kohle erkaufen könne und müsse, wo es für ihn am vortheilhaftesten sei.

Dadurch ist auch die Kohlenwidmung und Regulirung der Kohlenpreise förmlich aufgehoben worden.

Im Nachhange bedeutet das genannte Hofdecret, daß sich die Anordnung des Patentes vom 1. November 1781, gemäß welcher die zum Bergbau vorbehaltenen Waldungen der berggerichtlichen Gerichtsbarkeit zugewiesen wurden, durch die spätere höchste Entschließung behebe, welche die ehemaligen Widmungsbezirke als aufgehoben erklärt, den freien Genuß der Waldungen nach den allgemeinen Grundsätzen des Eigenthumsrechtes eingeführt und also keine bestimmten Waldungen zum Bergbau vorbehalten hat.

So sind alle Schranken gefallen, und der Wissenschaft, dann der Thätigkeit wurde der freieste Spielraum eingeräumt, um zeitgemäß zu wirken, und mit Förderung der eigenen Interessen auch jene des Landes zu verbinden.

Ergebnisse des Gymnasial-Unterrichtes im abgelaufenen Studienjahre 1852—53.

V.

Scheinbar nur eine äußerliche Nebensache, betrifft der Ministerial-Erlaß vom 1. Jänner 1852 über das Schulgeld, indem er zunächst für die deutsch-slavischen Kronländer in Folge Allerhöchster Entschließung vom 28. December 1851 für das Schulgeld ein allgemeines, äußerst billig abgestuftes Ausmaß feststellt, aber zugleich „den Mißbräuchen bei Bewilligung der Befreiung vom Unterrichtsgelde" entschieden entgegentritt. Durch diesen zweiten Punct ist einer unzweifelhaften Forderung der Gerechtig-

Digitized by Google

keit genügt. Es ist recht und löblich, daß der Staat, daß Gemeinden und Corporationen ihre Fonde bereitwilligst für die Zwecke des höheren Unterrichtes verwenden, denn die so angelegten Gelder tragen mittelbar der Gesammtheit reiche Früchte; aber unzweifelhafte Pflicht ist es, daß Diejenigen, welche unmittelbar und persönlich von dem Bestehen jener Bildungs-Anstalten Nutzen ziehen, zu deren Erhaltung etwas beitragen. Für wahrhaft bedürftige und dabei in ihren Leistungen vorzügliche Schüler bestimmt auch die neue Verordnung die Befreiung als Ausnahme und zugleich als Auszeichnung: daß aber die Befreiung, wie dies früher factisch der Fall war, auch ohne solche Gründe, wie ein Recht angesprochen werde, ist ein tief eingreifender Uebelstand, der gehoben werden mußte. Durch das Vergeuden der Wohlthat — übrigens auf fremde Kosten — an Solche, die ihrer nicht bedürfen, setzt die Schule mit dem Werthe der Wohlthat unvermeidlich zugleich ihren eigenen Werth herab; durch das Verschränken derselben an Bedürftige, welche aber zu einer sicheren Aussicht auf tüchtige Leistungen nicht berechtigen, verführt sie zu dem Wege wissenschaftlicher Studien solche Jünglinge, die auf ihm unter stetem Kampfe nur Kümmerliches erreichen, und auf einem anderen Wege der Gesammtheit mehr nützen und selbst größere Befriedigung finden würden. Die günstige Rückwirkung, welche eine gerechte Strenge bei der Befreiung vom Schulgelde auf die Haltung und Achtung der Schule selbst unzweifelhaft ausüben wird, kann sich erst allmälig geltend machen; den äußeren, in Ziffern darstellbaren Erfolg finden wir in der erwähnten Tabelle. Im Schuljahre $18^{50}/_{51}$ betrug die Einnahme am Schulgelde innerhalb der deutsch-slavischen Erbländer fl. 63.457; im Schuljahre $18^{51}/_{52}$, mit dessen zweitem Semester die bezeichnete Verordnung in Kraft trat, fl. 95.047; im Schuljahre $18^{52}/_{53}$ fl. 119.580; von der Zahlung des Schulgeldes befreit waren im Schuljahre $18^{50}/_{51}$ über zwei Drittel, im Schuljahre $18^{52}/_{53}$ fast ein Drittel der Schüler, gewiß immer noch eine überaus milde Handhabung der gesetzlichen Ordnung. Die Vermehrung des Schulfondes, welche sich hiedurch ergibt, ist um so erfreulicher, da eben nur eine Einnahme realisirt wird, die früher ohne Noth und ohne Dank vergeudet wurde; sie sichert zugleich die definitive Regelung der Lehrergehalte, zu deren demnächstiger Ausführung gegründete Aussicht vorhanden ist.

Bulgarien und dessen Bewohner.

I.

Wie von der Direction der administrativen Statistik im k. k. Handels-Ministerium herausgegebenen Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik enthalten eine nach Berichten der k. k. Consular-Agenten zu Rustschuk und Sophia abgefaßte Skizze von Bulgarien, einer Provinz des türkischen Reiches, die eben jetzt einen Theil des Kriegsschauplatzes in Europa bildet. Diese Darstellung nimmt wohl unstreitig ein allgemeines Interesse in Anspruch, und wir entnehmen daher derselben zunächst folgenden Abschnitt über die Verhältnisse des dortigen Badens.

Wiewohl die Bulgaren schon seit Jahrhunderten mit derselben geräuschlosen Energie, mit welcher vor mehr als einem Jahrtausende slavische Stämme über die osteuropäische Halbinsel sich ergossen, ihre hellenisirten Stammverwandten auf die Binnenstädte und Küsten der südbalkanischen Landschaften zu beschränken und die türkischen Hirten aus den öden Flächen Inner-Thraciens zu verdrängen bemüht sind, bezeichnet die politische Geographie mit dem Namen „Bulgarien" auch gegenwärtig nur die eine jener fünf großen Regionen, aus welchen das unmittelbare Gebiet der Pforte in Europa besteht. Die Grenzen derselben sind: gegen Norden die Donau, gegen Osten das schwarze Meer, nach Süden und Westen hin die langgedehnten Ketten des Balkan (Waldgebirges), welche Bulgarien dort von Rumelien, hier dan Serbien trennen, nordwestwärts endlich der Timok bis zu seiner Einmündung in die Donau.

Unter den Römern bildete das gegenwärtige Bulgarien die Provinz Moesia inferior und einen kleinen Theil von Moesia superior. Nach der jetzigen administrativen Eintheilung der Türkei schließt es die Ejalats von Silistria, von Widdin und von Nissa in sich.

Bulgarien ist ein von dem hohen Bergrücken des Balkan sanft nach Norden hin zur breiten Furche der Donau verlaufendes, höchst durchschnittenes Hügelland, welches sich nach längs des Stromes selbst beiläufig 40 bis 60 Fuß hoch über dem Fluß-Niveau erhebt, während das linke Ufer des Iller fast durchgehends ein weites Flachland bildet. Der Balkan selbst, dessen Formen massenhaft, abgerundet, flach gewölbt auftreten, wird in seinem Ostende durch mehrere Küstenflüsse in zwei Parallel-Ketten zerlegt, welche durch den Namen des großen und des kleinen Balkan unterschieden werden. Der alte Name Hämus entspricht dem großen Balkan, welcher auch Tschengir oder Emineh-Dagh benannt wird und am Cap Eminch in das schwarze Meer ausläuft.

Die mächtige Donau ist natürlich der bedeutendste Fluß Bulgariens; alle anderen Flüsse dieser nicht wasserarmen Provinz sind weit untergeordneten Ranges und münden vorzugsweise in diesen europäischen Hauptstrom, dessen zahlreiche Inseln dichte Wälder riesigen Schilfrohres tragen. Unter seinen Nebenflüssen verdienen der Isker (bei den Alten Oescus), der bei Samakov entspringt, Sophia berührt und zwischen Ostrawa und Nikopolis sich in die Donau ergießt, dann der Osma (bei den Alten Escamus), welcher vom großen Balkan herabkommt, Lovcza bespült

Digitized by Google

und nächst Nikopolis fast jenem Puncte gegenüber in die Donau strömt, an welchem auf dem walachischen Ufer die Aluta einmündet; endlich der Lom (Almus), welcher, schwächer als die beiden eben genannten, in dem von Schumla aus herabsteigenden kleineren Balkanrücken entspringt und bei Rustschuk in die Donau fällt, erwähnt zu werden.

Unter den Seen ist besonders jener von Czernawoda (Karassu) bemerkenswerth, indem von vorlang gegen Küstendsche eine Verbindung der Donau mit dem schwarzen Meere mehrfältig projectirt worden ist. Doch wurde die Sage, daß durch dieses Thal einst sich die Donau selbst ergossen habe, durch die neuesten Untersuchungen des Terrains widerlegt, sowie die Existenz eines angeblich von den Römern in dieser Richtung geleiteten Canals als sehr zweifelhaft betrachtet werden muß. Aber selbst durch bloße Verbesserung des Fahrweges von Czernawoda nach Kustendsche läßt sich der Verkehr zwischen Silistria und Constantinopel im Verhältnisse zu der Fahrzeit der Dampfboote um zwei bis drei Tage abkürzen, da man diese Strecke zu Wagen leicht in einem Tage zurücklegt.

Ueber die Bevölkerungs-Zustände der türkischen Provinz Bulgarien bietet die oben angedeutete Quelle folgende Aufschlüsse:

Wie durchgehends in den türkischen Provinzen ist es auch dort schwer, eine genaue Ziffer der Gesammtbevölkerung anzugeben. Die von Zeit zu Zeit stattfindenden Volkszählungen liefern ein übertriebenes, absichtlich viel zu hoch angegebenes Resultat, und die übrigen Quellen, aus denen man in dieser Beziehung schöpfen könnte, sind ebenso unrein. Den vorzüglichsten Bestandtheil der Bevölkerung Bulgariens bilden die Bulgaren. Obwohl die eigentlichen Bulgaren ungarischer Abkunft waren, verschmolzen sie mit den viel zahlreicheren, ihnen unterworfenen Slaven um so rascher zu einem Volke vorwiegend slavischen Gepräges, als die Annahme des Christenthums mit der Einführung slavischer Liturgie und dem Gebrauche der Kyrillica verbunden war. Auch außerhalb der Provinz Bulgarien sind gegenwärtig Rumelien und Macedonien zu einem großen Theile, strichweise selbst Thessalien, Albanien und der südliche Theil von Serbien, von Bulgaren bewohnt. Bei der bedeutenden Ausdehnung dieses Volkes, welches von der Donau-Mündung bis herab an die griechische Grenze wohnt und das osmanische Reich auf zwei diametral entgegengesetzten Puncten mit den Nachbarstaaten in Verbindung setzt, mag die Annahme einer Seelenzahl von 4 1/2 Millionen ziemlich glaubwürdig erscheinen, wovon 2 Millionen auf die eigentliche Provinz Bulgarien gerechnet werden können.

Nächst den Bulgaren sind die osmanischen Türken am meisten in Bulgarien verbreitet. Sie treten als die eigentlichen Herren des Landes auf, denen die Rajahs mit ihrer Person und ihrer Habe unterthänig sind. Nur sie haben Anspruch auf die höchsten Verwaltungs-Aemter der Provinz, ihnen stehen manche Vorrechte und Begünstigungen in Bezug auf Gewerbe, Handel und öffentliche Abgaben zu. Ihrem Ursprunge nach unterscheidet man sie in Osmanen asiatischer Abstammung und in Abkömmlinge anderer Völker, deren Vorfahren, anfänglich anderen Religionen zugethan, im Verlaufe der Zeit, theils den Verlockungen des Vortheiles, theils der Gewalt nachgebend, sich dem Glauben der Moslimen angeschlossen haben. Der Ersteren gibt es in Bulgarien nur wenige; zahlreicher sind die Letzteren, die vorzüglich an der Küste des schwarzen Meeres sich niedergelassen haben und in der Gegend um Schumla, Eski-Dschuma, Osmankazar, Eski-Stambul eine compactere Masse bilden. Als Herr im Lande ist der Türke vorzugsweise Bewohner der Städte; daher haben auch Rustschuk und alle bedeutenderen Donauplätze eine ziemlich zahlreiche türkische Bevölkerung. Wie hoch sich ihre Anzahl belaufe, läßt sich mit Genauigkeit nicht ermitteln, denn Geburts- und Sterbe-Register fehlen, und die auf Grund der Familien- oder Häuserzahl berechneten Angaben bleiben stets höchst unzuverlässig, zumal die Regierung aus wohl begreiflichen Gründen die Zahl der Osmanlis lieber höher als niedriger veranschlagt wissen will. Man kann jedoch mit Gewißheit annehmen, daß sie nicht den sechsten, vielleicht nicht einmal den achten Theil der Bevölkerung Bulgariens bilden.

Walachen — Genossen des im Ganzen wohl an sechs Millionen starken romanischen Volksstammes, der, zu einem guten Drittheile unter österreichischer Herrschaft, im Reste die Walachei und Moldau bewohnt, — haben, beiläufig im Belange von 20 bis 30,000 Seelen, ihre Grenzscheide, die Donau, überschritten und sich am diesseitigen Ufer niedergelassen.

Die Tartaren, welche den mittleren Landstrich der Dobrudscha bewohnen und dem Islam zugethan sind, kamen, ursprünglich aus der Krimm verjagt, nach Bessarabien. Von da begaben sie sich nach der Eroberung von Ismail auf das rechte Donau-Ufer und bildeten die besagte Colonie, wornach auch die Dobrudscha gewöhnlich in der Umgangssprache das Land der Tartaren genannt wird. Man kann annehmen, daß sie über 10,000 Köpfe stark sind.

Das Bild der Bewohnerschaft Bulgariens vervollständigen die nur in den Städten ansässigen Griechen, Juden und Armenier, nebst einigen wenigen Franken-Familien, welche Letztere aber im Ganzen nicht über 500 Seelen ausmachen.

Schließlich muß noch der aus dem russischen Reiche herüber gekommenen großrussischen Lippowaner und der zahlreichen geflüchteten Kosaken gedacht werden, die meist aus unlauteren Motiven sich aus dem Heimatlande entfernten.

Neben der stabilen Bevölkerung dieses Erdstriches müssen aber auch zahlreiche nomadisirende Familien in Betracht gezogen werden, welche nur einzelne Jahreszeiten in Bulgarien verleben und aus den in der Volkssprache gewöhnlich „Mokanen" genannten Bewohnern des Kronlandes Siebenbürgen bestehen. Der größere Theil derselben bringt mit seinen Herden, nachdem sie den Sommer hindurch auf den siebenbürgischen Bergen geweidet haben, den Winter in den nördlichen Bezirken des Sandschaks von Varn, in der ganzen Dobrudscha und in dem Bezirke von Silistria zu. Da die Productionskraft des vaterländischen Bodens nicht ausreicht, um den Pferden und Schafen seiner Hirten die erforderlichen Subsistenz-Mittel auch während des Winters zu gewähren, so verläßt ein Theil der Mokanen im Herbste die heimischen Fluren und sucht das Brachland südwärts der Nieder-Donau auf. Allein das Terrain, welches sie ursprünglich gegen leichte Opfer zur Benützung erhielten, wird ihnen bei dem Steigen der Preise täglich schwerer zugänglich, weshalb wegen dieser Weide-Angelegenheit fortwährend Reibungen zwischen den Herdebesitzern und den bulgarischen Grundeigenthümern stattfinden, so daß zur Regelung der wechselseitigen Beziehungen in der Neuzeit Verhandlungen zwischen der kaiserl.-österreichischen Regierung und der Pforte Platz greifen mußten, nachdem das Recht der Mokanen zum regelmäßigen Eintriebe ihrer Herden nach Bulgarien bereits seit Langem tractatmäßig feststeht. (Oesterr. Corr.)

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Virrundvierzigster Jahrgang.)

№ 24. Klagenfurt, Sonnabend, den 25. März. 1854.

Beiträge zur Beurtheilung der Eisenfrage in Kärnten.

Von Inspector J. Scheließnigg.

(Aus der Austria.)

II. Neuere Geschichte bis zum Erscheinen des Zollpatentes vom 6. November 1851.

Nach der Periode, welche ich beschrieben, diente dem neuen Systeme die gestattete freie Bewegung, sowie die Zollgesetzgebung zur Grundlage.

Das Zollpatent vom 27. August 1784 verbot die Einfuhr der fremden Eisenwaaren, um dadurch der National-Industrie ihrer Erweiterung und Vervollkommnung einen Sporn zu geben. Diese Grundsätze wurden durch das Patent vom 2. September 1820 erneuert.

Das Hofdecret vom 19. November 1782 setzte die fremden Eisenfabricate, als Hufeisen, Krampen, Hauen, Nägel ꝛc. außer Handel; — sowie die Gubernial-Currende vom 25. November 1789, Z. 6715, die Ausfuhr der Flossen unter dem Namen „wilder Stahl" untersagte.

Wir lebten und wirkten unter dem Schutze der Prohibitiv-Systeme, dann anderer, die Industrie in diesem Geiste fördernden Gesetze, nachdem auch das spätere Zollpatent vom 1. November 1838 keine wesentlichen Aenderungen der früheren Normen enthalten hatte.

Ohngeachtet uns auf diese Art der Markt im Innern des großen Kaiserstaates gesichert wurde, hat die Erzeugung den Begehr doch bald überschritten (!). So war die Regierung bedacht, dem kärntnerischen und steiermärkischen Eisen mehr Eingang in die Lombardei zu verschaffen, worüber die Zollbehörde in Mailand unterm 1. Juli 1786 mit einem umständlichen Memoire den Bericht dahin erstattete, daß eines der vorzüglichsten Hindernisse gegen die Ausbreitung dieses Verkehrs in dem Umstande liege, daß diese Provinzen noch sehr viele Eisensorten nicht erzeugen, welche in der Lombardei und in Sardinien allgemeines Bedürfniß wären.

Das übliche Sortiment wurde sonach beschrieben, und schließlich der Rath ertheilt, von Brescia und Bergamo geübte Arbeiter kommen zu lassen, was zu thun auch die Gewerken in Sardinien genöthiget gewesen wären.

Erstlich will ich die Periode vom Jahre 1799 bis neluſive 1841 der Erörterung unterziehen, in welcher wir gute und schlechte Zeiten erlebten; auch Krisen verschiedener Art zu bestehen hatten.

In den Jahren 1799 bis Ende 1811 war die finanzielle Lage der Gewerken die günstigste, indem alle Auslagen in Banco-Zetteln bestritten werden konnten, während es doch möglich war, die Verkaufspreise einigermaßen mit der C. M. in Einklang zu bringen.

Der Krieg entriß uns den Villacher-Kreis, auch Krain und Triest; dadurch ist im Eisenhandel eine totale Letbargie eingetreten, so daß sich der Ertrag der Hammergewerken in den Jahren 1812 und 1813 fast auf Nichts reducirte.

Der Krieg brachte für die Jahre 1814. 1815 und 1816 einiges Leben. Das Jahr 1817 war passiv. Seit 1818 besserte sich die Lage ohngeachtet der niedrigen Kohlenpreise nicht bedeutend, bis theils Wassermangel und die dadurch verminderte Erzeugung, theils die Blüte des Stahlhandels in den Jahren 1834 bis 1839 einen etwas erträglicheren Zustand herbeiführte, der jedoch mit dem Jahre 1840 ein Ende nahm.

Ueber den damaligen Montan-Haushalt liefere ich folgende mit aller Sorgfalt gesammelte Daten:

Im Jahre 1799 hat die Roheisenerzeugung 194.702 Centner 93 Pfund, in den Jahren 1815 bis 1825 durchschnittlich 203.781 Ctr. 65 Pfd., in den folgenden 1826 bis inclusive 1841 302.502 Ctr. 70 Pfund betragen.

Ein Meiler Roheisen von bester Qualität kostete im Jahre 1799 36 fl. 6 kr., 1800 33 fl. 54 kr., 1801 33 fl. 37 kr., 1802 36 fl. 53 kr., 1803 40 fl., 1804 41 fl. 2 kr., 1805 41 fl. 29 kr., 1806 34 fl. 40 kr., 1807 33 fl. 5 kr., 1808 34 fl. 21 kr., 1809 30 fl. 28 kr., 1810 23 fl., 1811 26 fl. 19 kr., 1812 40 fl. 15 kr., 1813 25 fl. 28 kr.; 1814 37 fl. 8 kr., 1815 35 fl. 13 kr., 1816 39 fl. 5 kr., 1817 41 fl. 55 kr., 1818 24 fl. 13 kr., 1819 29 fl. 8 kr., 1820 30 fl. 56 kr., 1821 34 fl. 20 kr., 1822 34 fl. 30 kr., 1823 31 fl. 24 kr., 1824 26 fl. 52 kr., 1825 und 1826 26 fl. 30 kr., 1827, 1828 und 1829 28 fl. 30 kr., 1830, 1831, 1832 und 1833 26 fl. 30 kr., 1834 und 1835 28 fl. 30 kr., bis inclusive 1841 33 fl. 30 kr.

Bis Ende 1811 bestanden die Preise in Banco-Zetteln; in letzterer Periode berechnete man den Meiler mit 401 fl. Erstere wurden nach den Handels-Coursen auf

Conv. Münze reducirt, und nach dem obigen Ansatze berechnet.

Die Preise seit 1812 bis Ende 1825 gelten in Wiener-Währung, und von 1826 angefangen in Conv. Münze.

Der Vervollständigung wegen will ich auch die in der früheren Zeit bestandenen anführen; nämlich im Jahre 1785, 1786, 1787 und 1788 28 fl., 1789 und 1790 28 fl. 30 kr., 1791 29 fl., 1792 29 fl. 30 kr., 1793 32—34 fl., 1794 35 fl., 1795 36 fl., 1796 39 fl., 1797 37 fl., 1798 38—39 fl.

Ein Schaff Kohlen, 15½ Cubik-Fuß enthaltend, wurde im Jahre 1799 mit 27 kr., 1811 mit 20 kr., 1815—1825 durchschnittlich mit 25 kr. bezahlt. Selbst in der späteren Periode seit 1826 bis Ende 1841 ist keine merkliche Erhöhung eingetreten, da sich im Durchschnitte nur 28 kr. herausstellen, und selbst die Jahre 1840 und 1841 nicht mehr als 36 kr. ausweisen.

Auch die Preise des Holzes waren mäßig. Eine Klafter weiches à 24 Zoll kostete im Jahre 1799 1 fl. 37 kr., 1812 und 1813 nur 40 und 55 kr. Später schwankte der Preis zwischen 1 fl. 20 kr. — 1 fl. 30 kr., und ist in den Jahren 1839, 1840 und 1841 in 2 fl. und 2 fl. 15 kr. bestanden.

(Fortsetzung folgt)

Bulgarien und dessen Bewohner.

II.

So verschiedenartig die Nationalität der in Bulgarien wohnenden Völkerschaften ist, bildet vorzüglich die Leichtigkeit, mit der sie die Bequemlichkeit des Lebens entbehren, ihre Einfachheit und Genügsamkeit das Alle umschlingende Band. Als Wohnhäuser dienen fast durchgehends dünne und schlichte Einschallungen, die den mehr an Wohlleben gewöhnten Westeuropäer nicht hinlänglich vor den Einflüssen der Witterung zu schützen vermögen. Die Nahrung der Reichen, wie der Minderbemittelten, ist gleich frugal, sowohl bezüglich der Bestandtheile als der Zubereitung, das Hausgeräthe zagt erst seit wenigen Jahren hier und da den Begriffen eines behaglicheren Wohllebens zu. Die Strenge, mit welcher die Christen ihre vierzigtägigen Fasten begehen, die Moslimen aber dem Gebote des Ramadan-Monates sich fügen, liefert eben sowohl den Beweis für ihren wachen religiösen Sinn, als für die innwohnende Kraft der Selbstverläugnung.

Die Bulgaren unterscheiden sich ungeachtet aller Stammverwandtschaft in Vielem von ihren serbischen Nachbarn, deren anerkannte Tugenden kriegerischer Sinn, Vorsicht, Entschlossenheit und Festigkeit sind. Ursprünglich waren die Bulgaren ebenfalls ein kriegerisches Volk, gegen dessen Herrschaft die Serben nur mit Mühe ankämpften, doch im Verlaufe der Zeit haben sie diese Eigenschaft fast ganz abgelegt, und sich durchaus einer friedlicheren Lebensweise hingegeben. Die osmanische Politik entwöhnte die Bulgaren allmälig des Krieger-Handwerkes und wies sie auf den Erwerb des Landbaues und der Viehzucht hin. Daher ist auch eine erfolgreiche Rührigkeit in der Verbesserung der eigenen Existenz der bezeichnendste Zug im Charakter der Bulgaren, welcher sie vortheilhaft vor den übrigen Nationen der Türkei auszeichnet, ohne deshalb den Ruf zu rechtfertigen, dessen sie sich bei mehreren neueren Ethnographen als der arbeitsamste und fleißigste Theil des Slavenstammes erfreuen. Weit mehr verdienen sie wegen ihrer Geduld, Friedfertigkeit und Mäßigung gerühmt zu werden, welche sie zu Unruhen und Störungen minder geneigt macht. Ihr Temperament ist dabei im Ganzen lebhafter als das des Osmanen, sie lieben daher, gleich den meisten ihrer Stammgenossen, mehr das Vergnügen und die Zerstreuung. Am thätigsten sind die Weiber, welche nebst der Besorgung des Hauswesens und der Theilnahme an der Bodenkultur bei den Landleuten, mit Spinnen und Stricken sich fleißig beschäftigen. In den Städten sind die Bulgaren emsige Handelsleute, die jedoch aus Mangel eines umfassenderen Speculationsgeistes immer auf dem Niveau der Mittelmäßigkeit bleiben. Einer ihrer beliebtesten Erwerbszweige ist in den Städten und bedeutenden Orten die Unterhaltung von Chans (Wirthshäusern), deren es eine unverhältnißmäßig große Anzahl gibt. Ausgezeichnet sind die Bulgaren durch ihre große Sittenreinheit, weshalb die Ehen meistens glücklich und zahlreich mit Kindern gesegnet sind.

Ungeachtet der ersichtlichen Abnahme des moslimischen Fanatismus und der Neigung der Pforte zur Gewährung einer allgemeinen Glaubens-Toleranz feiern noch gegenwärtig weder die der griechisch-nichtunirten Kirche zugethanen Bulgaren, noch die in einigen Dörfern des Sistover-Bezirkes im Ejalet von Widdin und in dem Dorfe Malkotsch, unweit Tultscha befindlichen katholischen Landes-Bewohner ihren Gottesdienst ganz frei. Beiden Theilen ist es nicht gestattet, hoch über den Erdboden hinausragende Kirchen zu besitzen, sie mit Thürmen und diese wieder mit Glocken zu versehen, und obwohl bei Begräbnissen das öffentliche Erscheinen der christlichen Priester zu einer nicht mehr angefochtenen Gewohnheit geworden, trägt doch selbst das Ganze eines Leichenzuges den Stämpel der Erinnerung an die kaum seit einem Decennium nicht mehr vorkommende Verfolgung und Bedrückung der Christen an sich. Die griechisch-nichtunirten Bulgaren betrachten den Patriarchen in Constantinopel als ihr kirchliches Oberhaupt. Die katholischen Gemeinden stehen unter der Oberaufsicht des in der Walachei zu Bukarest wohnenden römisch-katholischen Bischofes, der zugleich den Titel eines Bischofes in partibus infidelium von Nikopolis führet, das zufällig in

der Nähe der vier katholiſchen Gemeinden Beline, Oreß, Tranſevieza und Lazine liegt. Die Seelſorger dieſer Communitäten ſind Prieſter aus dem Inſtitute der Propoganda in Rom und der bulgariſchen Sprache vollkommen mächtig. Dieſe Gemeinden ſind erſt durch den Schutz Oeſterreichs einer geſicherten Exiſtenz theilhaftig geworden.

Bulgarien beſteht aus mehreren Regierungs-Diſtricten, deren Vorſtände, je nach der Wichtigkeit der Ejalets, den Titel Wali (Vicekönig) oder Muteſſarif (General-Gouverneur) führen. Zur Leitung der Verwaltungs-Geſchäfte iſt jedem Gouverneur eine Berathungs-Behörde unter dem Namen Medſchliſch zur Seite gegeben, welche aus dem Defterdar (General-Controleur), dem Kadi (Richter), dem Mufti (Ausleger des Korans und Vertreter der Glaubens-Angelegenheiten), dem Serjat Naſir (Vertreter der Agricultur), endlich aus Tſchaeabadſchis oder gewählten Repräſentanten jeder Nationalität der Rajahs zuſammengeſetzt iſt. Die Entſcheidung der vor dieſe Behörde gebrachten Civil- oder Strafſachen und politiſchen Fälle wird durch Stimmenmehrheit gefällt; da ſie aber nof dem Koran und den älteren Auslegungen desſelben beruhen muß, iſt als Beweis ihrer Uebereinſtimmung mit den Grundſätzen der theokratiſchen Staatsverfaſſung die Beiſtimmung des Kadi und Mufti erforderlich. Das Verfahren iſt mündlich und ſehr einfach, ſo daß nach Einvernehmung der Parteien der richterliche Ausſpruch meiſtens ohne Verzug gefällt wird. Die Execution der hiernach vom Mufti ſchriftlich ausgefertigten Sentenz (Fetwa) wird beim Kadi angeſucht.

Die chriſtlichen Mitglieder der Medſchliſch gehen aus der Wahl der Gemeinde-Angehörigen hervor. Ihre Sorge iſt es, die Steuer-Summe auf die einzelnen Contribuenten zu vertheilen und von denſelben einzuheben, das Vermögen der chriſtlichen Communen zu verwalten, Schul- und Kirchen-Einrichtungen zu überwachen ꝛc. Bezüglich der Theilnahme an den Geſchäften des Medſchliſch ſtehen ſie meiſtens unter dem Einfluſſe der Regierungs-Beamten, ſo daß ihre Mitwirkung oft zu einem bloßen Schein herabſinkt. Wenn die Meinung des Medſchliſch von der Anſicht des Statthalters abweicht, wird die Frage dem Gouverneur und Rathe einer entfernten Provinz zur Entſcheidung zugewieſen, oder es werden beide Theile nach Conſtantinopel vorgeladen, ſo daß eine jede ſolche Differenz zu weitläufigen Verhandlungen mit bedeutendem Koſtenaufwande führt. Daß ſelbſt jetzt noch nur Türken als Zeugen vor Gericht angenommen werden, iſt ein ſehr großer Uebelſtand, der oft ungerechte Entſcheidungen zur Folge hat, zumal bei Criminalfällen der Zeuge aus eigenem Antriebe vor Gericht erſcheinen muß, nie zur Zeugenſchaft verhalten werden kann.

Zur Controle der Adminiſtration werden öfters von der Pforte außerordentliche Commiſſäre abgeordert, welche aber, von dem Detail der erſten Provinz, die ſie betreten, Rumeliens ganz abſorbirt, ihre Wirkſamkeit ſelten weiter hinaustragen.

Die Ejalets zerfallen in Kaſas und dieſe wieder in Nahien. Die Verwaltung der erſteren wird in derſelben Form und nach denſelben Grundſätzen, wie jene der Gouvernements geführt. Auch dem Ajan, welcher die Verwaltung des Kaſa leitet, ſteht ein Medſchliſch zur Seite und iſt in ähnlicher Art, wie der Rath des Gouverneurs zuſammengeſetzt, mit der einzigen Ausnahme, daß hier an der Stelle des Defterdars ein Malmudir ſteht. Der Rechtszug von dieſen Gerichten geht jedes Mal an den Statthalter der Provinz, und ohne ſeine obergerichtliche Entſcheidung kann keine Streitſache zur Reviſion nach Conſtantinopel gelangen.

Die adminiſtrative Unterabtheilung der Provinzen iſt in häufigem Wechſel unterworfen, daß es ſehr ſchwer fällt, dieſelbe mit einiger Genauigkeit anzugeben. Die Verleihung des Gouverneur-Poſtens an eine höher ſtehende, oder Geldopfer zu bringen geneigte Perſönlichkeit hat oft die Einverleibung ſelbſtſtändiger Diſtricte zur Folge. So vereinigte ſeiner Zeit Huſſein Paſcha in Widdin den größten Theil des Ejalets von Niſſa mit den ihm unterſtehenden Bezirken. Sofia war vor nicht Langem, unter Osman Paſcha, der Sitz des Gouverneurs für Rumelien, welchen Titel, ohne die früherr adminiſtrative Ausdehnung, gegenwärtig der Paſcha von Monaſtir führt. Die natürliche Arrondirung der Bezirke wird dabei gar nicht beachtet, auf das ſeltſamſte verzacken ſich die Grenzen derſelben ſinnlos in einander. Mitunter werden auch mehrere Ajanliks zu einer Provinz (Liva) vereiniget, und von einem Kaimakam als Gouverneur-Stellvertreter regiert. Dies iſt z. B. bei Tulſcha, Schumla, Trnovo ꝛc. der Fall. Gegenwärtig unterſtehen dem Paſcha von Niſſa ſogar drei Kaimakame: zu Sofia, Samakov und Küſtendil. Eine Liva wird manchmal ſelbſt mit dem Namen eines Sandſchaks bezeichnet, deſſen Vorſtand als Zeichen beſonderer Bevorzugung ſogar den Titel eines Paſchn führt, wie dieſes z. B. gegenwärtig mit Varna der Fall iſt.

Den letzten Berührungspunct zwiſchen Verwaltung und Volk bilden in den Nahien die Bolukbaſchi's und Kirſardare, welche ſowohl die Befehle der Regierung zur Kenntniß der Bevölkerung bringen, als auch die Angelegenheiten dieſer letzteren den dafür beſtellten Behörden zuleiten.

Noch iſt ſchließlich der Saptie's und Seimen's Erwähnung zu thun, welche die Claſſe der unterſten Diener der Executivgewalt bilden. Dieſelben ſtehen in jedem Bezirke unter der Aufſicht eines von der Regierung angeſtellten Juzbaſchi. Ihre Zahl richtet ſich nach der Größe der Diſtricte; ſo hat Sofia 430, Samakov 250 Mann.

An jedem einzelnen Orte, ob viele oder wenige, werden sie von einem Tschausch befehliget. Sie werden beliebig aufgenommen und entlassen, und tragen, in letzterem Falle brotlos geworden, nicht wenig zu der in neuerer Zeit höchst bedrohlich gewordenen Unsicherheit der Straßen bei.

Notizen.

— Hr. Dr. Kreuzberg schreibt in der „Bohemia“: „Herr Jos. Wenzel (zum Rumburger) bietet soeben ein Spitzenbrautkleid der allgemeinen Beschauung, das nach echt Brabanter Art für eine sehr hohe Dame in seiner Spitzenmanufaktur angefertigt wurde. Wir kennen kein Erzeugniß Belgiens, der Schweiz oder Sachsens, daß diese neueste Leistung überbietet, und begrüßen selbe freudigst als einen Triumph böhmischer Industrie. Die großen technischen Schwierigkeiten dieser neuen Manier, wo Grund und Dessin — und noch dazu bei so großen und umfangreichen Stücken wie dieser complete Anzug sammt Aufputz — ausschließend durch die Nadel à jour hergestellt werden, sind gewiß geeignet, die Bewunderung aller Sachkenner zu erregen; was aber den Werth derselben erhöht, das ist die correcte, im glücklichsten Geschmacke entworfene Zeichnung, verbunden mit höchster Sorgfalt der feinen, bis in die kleinsten Detaild vollendeten Ausführung, die man bisher nur der ausländischen Spitzenarbeit zuzuerkennen gewohnt war.

— Die „Linz. Ztg.“ schreibt: „Das Theuerungs-Wasser,“ so nennt man eine Quelle, welche zwischen Urfahr-Linz und Steyeregg in der Nähe des Bauglmeyr von der Anhöhe, wo das Bauernhaus zum Achleithner steht, herabfließt. Sie führt diesen Namen, weil sie, wie die Sage geht, ein fruchtbares Jahr anzeigt, wenn sie versiegt, und ein schlechtes, wenn sie fließt. Ein Mann, welcher diese Quelle in Folge dieser alten Sage seit dem Jahre 1817 beobachtete und die Sage, wie er versicherte, stets bewährt gefunden, sagt, daß gegenwärtig, trotzdem noch Schnee auf den Anhöhen liegt, der bei der gegenwärtigen milden Temperatur täglich schmilzt, kein Tropfen Wasser in dem Rinnsale derselben abfließe, und schließt daraus auf ein sehr fruchtbares Kornjahr. In einem ganz gleichen Rufe steht der sogenannte Korntheuerbrunnen in Steiermark an der Grenze von Kärnten, von welchem ein dortiger Pfarrer berichtet, daß er jetzt ganz wasserlos sei, und freudigen Gemüthes ausruft: „Wir bekommen eine reiche Ernte!“ An diesen Ausruf fügt Prof. Hinbek zu Graz die Bemerkung: „Ist dies nicht ein Fingerzeig von der hohen Wichtigkeit der Drainage? Drainagirt eure naßgalligen Aecker oder jene von schwerem Thonboden, und ihr werdet eure Saaten nicht durch das stehen bleibende Wasser zu Grunde gehen sehen.“

— Die Composition, welche der unermüdlich thätige Peter von Cornelius in Rom für die Apsis des neuen Domes zu Berlin in Angriff nahm, ist, dem „deutschen Kunstblatte“ zufolge, fast beendet. Dieses Werk ist das umfangreichste des Meisters, da die Apsis eine Höhe von 90 Fuß haben soll. Die Aufgabe war eine schwierige, da eine Bedingung gestellt wurde, welche die Verbindung der göttlichen Welt mit der momentanen Weltordnung in sich schließt. Für denselben Dom sind auch Ph. Veit und Steinl thätig.

— Leverrier zeigte in der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften an, daß Hind dem in London am 1. d. M. entdeckten neuen Planeten den Namen „Amphitrite“ gegeben habe. Elie de Beaumont bemerkte, daß, noch ehe die Nachricht von dieser neuen Planeten-Entdeckung nach Paris gekommen war, Chacornac von Marseille, der neuestens an die Pariser Sternwarte berufen wurde, seinen Eintritt daselbst am 3. durch die Beobachtung desselben Planeten eingeweiht habe.

— In der Sitzung der ethnologischen Gesellschaft in London am 5. Februar las Dr. Sutherland eine Abhandlung über die Esquimaux. Er hatte im Jahre 1846 zwei Monate unter einem Esquimaux-Stamm im Hogarth-Sund unter 65° Br. und L. zugebracht. Der Stamm bestand aus ungefähr 120 Personen, unter welchen sich der, mehreren Mitgliedern der Gesellschaft von Personen bekannte, Euvuluapeike befand. E. ist sehr verständig; er redet Englisch, was er bei seinem Besuch in England, mit dem Capitän Penny, gelernt und Dr. S. hat von ihm die folgenden Details erhalten. Die Esquimaux glauben an das Dasein einer großen Göttin, Namens Alna (Mutter), die im Himmel wohnt. Sie ist allwissend und allmächtig. Sie führt über den Fang der Wallfische, Seehunde, Rennthiere u. s. w. die Aufsicht, und wenn darin ein Ausfall vorkommt, so rührt dieser von ihrem (der Göttin) Mißfallen her. Alna richtet den Geist (Ischama) der Todten und verhängt Belohnungen und Strafen, je nach den Handlungen der Verstorbenen. Dieser Ischoma verläßt den Leib der Lebenden bei deren Tode und langt, nach drei Tagen, bei der Alna an. Die höchsten Belohnungen erhalten Die, welche bei der Bärenjagd umgekommen, oder bei dem Fischfange ertrunken sind. Der Ischama kehrt nie wieder zur Erde zurück und genießt in jenem Leben die Vergnügungen, welche den Esquimaux im Leben zu Theil werden, nur daß sie ewig dauern. Der Besitz des Ischama beschränkt sich indeß nicht allein auf die Menschen, sondern erstreckt sich auf die niedergeren Classen der Thiere, auf Seehunde, Rennthiere, Hunde, Schneehühner, Lachse ꝛc.; alle haben Geister. Nach dem Tode dieser Thiere entschweben diese Geister zu Alna, wo sie bleiben, bis sie wieder in die Jungen derselben Gattung übergehen, so daß die Seelen immer in derselben Gattung bleiben. So geht der Ischoma eines Lachses nie in den Leib eines Seehundes oder eines Wallfisches, sondern immer in den eines jungen Lachsen über. Außer der Göttin Alna gibt es aber auch einen männlichen Geist: Anuta (Vater), der im Meere lebt und von einem Hunde begleitet ist. Anuta hat nur ein Auge; ein Esquimaux, der ihn, im Wasser, für einen Seehund gehalten, hatte nämlich einen Speer nach dem Gott geschleudert und ihm ein Auge ausgestoßen. Man hat immer behauptet, daß die Esquimaux nur bis zehn zählen könnten; Euvuluapeike konnte indeß, ohne die Finger zu Hilfe zu nehmen, bis dreißig zählen. Dr. Sutherlands Tabellen von der Körpergröße und anderen physischen Kennzeichen der Esquimaux, die er selbst aufgenommen, sind ein unschätzbarer Beitrag zur Völkerkunde, und sollen mit seinem Berichte über die Krankheiten dieses Volkes in den Abhandlungen der ethnographischen Gesellschaft vollständig erscheinen. Drei Esquimaux: ein junger Mann von 18, seine Frau von 16 und sein Knabe von 6 Jahren wurden der Gesellschaft vorgestellt und erregten große Aufmerksamkeit.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 25. Klagenfurt, Dienstag, den 28. März. 1854.

Beiträge zur Beurtheilung der Eisenfrage in Kärnten.

Von Inspector J. Scheiginigg.

(Aus der Austria.)

II. Neuere Geschichte bis zum Erscheinen des Zollpatentes vom 6. November 1851.

(Fortsetzung.)

Die Lage der Hammergewerken glaubr ich dadurch am sichersten darzulegen, wenn ich die Erzeugungskosten eines Meilers Grobeisen, dann den dabei gebliebenen Gewinn anführr, welche beiden Ziffern den Verkaufspreis darstellen.

Erzeugungskosten im Jahre 1799 63 fl. 49 kr., Gewinn in Conv.-Münze 25 fl. 59 kr.; 1800 60 fl. 39 kr., 26 fl. 17 kr.; 1801 62 fl. 17 kr., 29 fl. 57 kr.; 1802 66 fl. 6 kr., 24 fl. 3 kr.; 1803 69 fl. 19 kr., 27 fl. 36 kr.; 1804 70 fl. 52 kr., 23 fl. 9 kr.; 1805 71 fl. 24 kr., 21 fl. 56 kr.; 1806 60 fl. 20 kr., 21 fl. 44 kr.; 1807 56 fl. 56 kr., 32 fl. 32 kr.; 1808 58 fl. 20 kr., 34 fl. 10 kr.; 1809 52 fl. 58 kr., 28 fl. 30 kr.; 1810 47 fl. 24 kr., 31 fl. 20 kr.; 1811 47 fl. 22 kr., 33 fl. 1 kr., 1812 67 fl. 44 kr., 4 fl. 46 kr.; 1813 49 fl. 3 kr., 5 fl. 33 kr.; 1814 61 fl. 55 kr., 10 fl. 31 kr.; 1815 58 fl. 45 kr., 13 fl. 55 kr.; 1816 67 fl. 8 kr., 20 fl. 53 kr.; 1817 68 fl. 53 kr., 3 fl. 11 kr.; 1818 46 fl. 31 kr., 23 fl. 47 kr.; 1819 49 fl. 33 kr., 14 fl. 27 kr.; 1820 58 fl. 43 kr., 1 fl. 17 kr.; 1821 64 fl. 16 fl.; 1822 63 fl. 24 kr., 8 fl. 36 kr.; 1823 58 fl. 29 kr., 13 fl. 31 kr.; 1824 52 fl. 38 kr., 11 fl. 22 kr.; 1825 51 fl. 24 kr., 12 fl. 36 kr.; 1826 51 fl. 48 kr., 12 fl. 12 kr.; 1827 55 fl. 9 fl.; 1828 55 fl. 9 fl.; 1829 53 fl. 48 kr., 10 fl. 12 kr.; 1830 52 fl. 12 kr., 8 fl. 48 kr.; 1831 52 fl. 12 kr. 7 fl. 48 kr.; 1832 52 fl. 36 kr., 7 fl. 24 kr.; 1833 52 fl. 12 kr., 10 fl. 48 kr.; 1834 55 fl. 15 fl.; 1835 63 fl. 13 fl.; 1836 61 fl. 14 fl.; 1837 62 fl. 36 kr., 12 fl. 24 kr.; 1838 63 fl. 24 kr., 12 fl. 36 kr. 1839 64 fl. 12 kr., 13 fl. 48 kr.; 1840 65 fl. 20 kr., 9 fl. 40 kr.; 1841 65 fl. 20 kr., 9 fl. 40 kr.

Hiebei muß ich bemerken, daß zur Grundlage dieser Nachweisung die Rechnungen einer bedeutenden Gewerkschaft dienten, die beim Kohleneinkaufe keine bedeutende Concurrenz zu überwinden hatte und in der Lage war, das Grobrisen gut zu verwerthen.

Bei diesen, sowie bei den späteren Calculationen wurden lediglich die eigenen Auslagen in Anschlag gebracht und die Zinsen des Stamm-Capitales, sowie jene des Inventarial-, Betriebs- und Handelsfondes nicht berücksichtiget.

Besonders das Schwarzblech ist im Laufe der Zeit sehr bedeutend im Preise gesunken. Während im Jahre 1809 1 Centner 23 fl. 34 kr. und selbst noch 1812 20 fl. kostete, fiel es successive in den Jahren 1839, 1840 und 1841 auf 12 fl. 3 kr., 12 fl. 13 kr. und 12 fl. 7 kr. als Folge der vermehrten Walzwerke.

Aus dieser Darstellung, deren Richtigkeit ich actenmäßig erweisen kann, geht es hervor, daß die Verfeinerungs-Gewerken im Allgemeinen seit dem Jahre 1812 um ihre Existenz kämpfen mußten. Die Roheisen-Erzeugung hatte sich mehr als verdoppelt, und dadurch wurde der Grund zur späteren Kohlennoth gelegt, welche noch der Umstand vermehrte, daß die Hammer-Gewerken, nicht Herren der Kohlenpreise, sowie der andern Ausgabö-Rubriken, in der Gewißheit, bei einer kleineren Erzeugung nicht bestehen zu können, die Erzeugung soviel als möglich steigerten.

Eine weitere Calamität lag in dem Umstande, daß Jene, die sich erhalten wollten, genöthiget waren, ihre Werkstätten auf den Standpunct des neuen technischen Wissens zu stellen, was viel Geld kostete, ohne eine sichere Ueberzeugung zu haben, daß es je wieder in die Casse zurückfließen werde. (?)

Bereits im Jahre 1836 habe ich in Folge eines wichtigen Auftrages die Statistik über den Zustand unserer Eisen-Industrie pro 1835 verfaßt, die sich auf die Nachweisungen der Gewerken stützte und die erste war, welche über diesen wichtigen Zweig geliefert wurde.

Nach dieser erzeugten die Hochöfen 343.556 Centner 18 Pfund Roh- und Gußeisen, die einen Werth von 995.785 fl. 20 kr. ausmachten. Sie haben für Holz und Kohlen 267.766 fl. 3 kr., dann für Erz-, Kohlen- und andere Fuhren 232,844 fl. 31 kr. ausgegeben. Selbe beschäftigen unmittelbar 1648 Arbeiter, denen 2040 Familienglieder angehörten. Ihr Fundus instructus machte 675.553 fl. 41 kr. und der Betriebsfond 675.528 fl. 53 kr. aus.

Digitized by Google

Die Hammergewerken verwendeten zum Ankaufe für Holz und Kohlen 438.290 fl. 13 kr., und legten für verschiedene Frachten 236.972 fl. 12 kr. aus.

Die Zahl der beschäftigten Arbeiter betrug 3415 mit 4469 Familiengliedern. Sie haben den Fundus instructus mit 1,120.097 fl. 32 kr., und den Betriebsfond mit 1,360.738 fl. 33 kr. ausgewiesen.

Dieselben erzeugten:

124.243	Centner	95 Pfund	Wallas- und Streckeisen,
16.971	„	84 „	groben und feinen Draht,
7.696	„	72 „	Nägel,
11.567	„	17 „	Zaineisen,
60.079	„	7 „	Grob- und Kistenstahl,
385	„	— „	Gußstahl,
7.884	„	91 „	verschiedenes Schwarzblech,
12.717	„	86 „	gewalztes Stabeisen,
8.143	„	— „	Puddlingeisen,
1.251	„	30 „	Pfannen,
250.940	Centner	82 Pfund.	
	Dann 486	Kisten	Weißblech,
	44	„	Schwarzgerberblech,
	146.811	Stück	Sensen,
	2,479	„	Sicheln,
	750	„	Strohmesser.

Diese Production habe ich nach den gelieferten Ausweisen mit Einschluß des verwendeten Roheisens auf einen Werth von 2,181.257 fl. 11 kr. CM. veranschlagt.

Es geht aus diesen Ziffern hervor, daß die Eisenindustrie der Landwirthschaft für Kohlen und Frachten

im Ganzen	1,176.872 fl. 59 kr.
und für den Unterhalt der Arbeiter sammt Familiengliedern, 11.572 Köpfe stark, à 10 kr.	703.963 „ 20 „
Zusammen . .	1,880.836 fl. 19 kr.

zugewendet hatte.

Hievon die damalige Grund- und Häusersteuer Kärntens abgezogen mit	626.500 „ 28 „
so zeigte sich noch ein Ueberschuß von	1,254.335 fl. 51 kr.

welchen die Landwirthschaft für andere Bedürfnisse verwenden konnte.

Weiters befand ich mich in der Lage, eine gleiche Statistik für das Jahr 1845 liefern zu müssen.

In diesem erzeugten die Radgewerken 470.155 Centner 68 Pfund Roh- und Gußeisen in einem Werthe von 1,415.981 fl. 12 kr. Hievon consumirten die Eisengewerken 347.446 Ctr. 30 Pfd. Roheisen, und die Stahlgewerken 78.924 Ctr., so daß am Ende des Jahres 32.756 Ctr. 99 Pfd. vorräthig geblieben sind. Das Roheisen wurde mit 30 fl. und das Gußeisen mit 35 fl. pr. Meiler bewerthet.

(Fortsetzung folgt.)

Bulgarien und dessen Bewohner.

III.

In Bulgarien werden die althergebrachten Steuern nach türkischer Sitte wie in den übrigen Provinzen des türkischen Reiches entrichtet. Die vorzüglichsten Zweige der zu zahlenden öffentlichen Abgaben sind folgende:

Der Haradsch oder die Kopfsteuer, welche alle Rajah's, als nach dem Kriegsrechte dem Sultan zum Eigenthume verfallen, entrichten müssen. Nach den Vermögensverhältnissen der Verpflichteten gibt es drei Abstufungen des Haradsch; in der ersten, Eina, sind 15, in der zweiten, Essad, 30, in der dritten, Ayla, 60 Piaster zu zahlen. Das Alter, mit welchem die Pflicht zur Entrichtung des Haradsch beginnt, ist auf das zurückgelegte fünfzehnte Jahr festgesetzt, doch werden hierin manche Willkürlichkeiten begangen, und oft schon Kinder von sieben Jahren jener Steuer unterzogen. Frauen, Erwerbsunfähige und Greise sind von der Steuer befreit.

Die Vergh ist eine allgemeine Contribution, welche ohne Unterschied der Nationalität der Unterthanen auf jedes Haus umgelegt wird. Ihrer Natur nach ist sie eine Vermögenssteuer und wird von den Tscharabadschis nach einer approximativen Schätzung des Eigenthums durchschnittlich mit 17½ Percent desselben eingehoben, wobei jedoch factisch die Moslimen gegenüber den anderen Glaubensgenossen sehr im Vortheile sind.

Der Gedalik oder Zehent zerfällt in den Aschar oder Feldzehent, und in den Beylik oder Viehzehent. Beide Arten dieser Abgabe sind allgemein. Jeder Grundbesitzer muß den zehnten Theil seiner Bodenerzeugnisse an den Staat als Obereigenthümer alles Grundes und Bodens abführen, ebenso jeder Besitzer einer Schaf- oder Ziegenherde das zehnte Stück abliefern, oder den Werth desselben in Geld bezahlen. Vom Hornvieh, Pferden und Geflügel wird kein Zehent, sondern eine geringere, im Betrage häufig wechselnde Abgabe im Geldr eingehoben. Die Erhebung des Beylik wird an Finanzpächter überlassen, jene des Aschars soll den Gemeinden in Pacht gegeben werden. Abarten des Beyliks sind der Ottlak oder Jarberit, eine Weidegebühr, der Berderit und Baldarit, Abgaben für die Benützung von Brunnen und rohrbewachsenen Niederungen, in welchen die Herden im Winter sich aufhalten, der Tschibuk-Paraßi, Zahlgeld für die Schafe, und noch andere, durch die Habsucht der Gouverneure oder Ajane ins Leben gerufene Brialtungen, die aber gewöhnlich als ephemere Erscheinungen zugleich mit ihren Schöpfern untergehen.

Der Sedschridsche ist eine Abgabe, die nur auf den Weingärten lastet, und nach dem Verhältnisse von 15 Percent des Werthes im Gelde bezahlt werden muß.

Digitized by Google

Der Serdscheiperdschein ist eine besondere Abgabe für Borstenvieh. Die Regierung sucht diesen Zweig der Viehzucht durch eine starke Besteuerung zu unterdrücken, so daß gegenwärtig Verkäufer, Käufer und Schlächter eines Schweines, jeder für sich, 3 Piaster bezahlen.

Der Ichtisab — Verzehrungssteuer — wird nicht nur beim Verkaufe von Fleisch und anderen Genußartikeln, sondern auch von Pferden, Ochsen, Büffeln, von Wolle, Häuten Honig, Wachs, Fellen, Leder, Gespinnsten ꝛc. und von ausländischen Staffen, wenn sie im Innern des Landes umgestaltet werden, mit 1 Para vom Piaster, d. i. mit $2^1/_2$ Percent des Werthes eingehoben. Eine andere Kategorie dieser Steuer ist die im J. 1846 unter dem Namen Haradschümrük aufgehobene, aber schon nach einem Jahre unter der Benennung Batsch wieder erschienene Abgabe, die von Holz, Balken, Bretern ꝛc. nach demselben Verhältnisse von $2^1/_2$ Percent des Werthes entrichtet werden muß. Wein und Branntwein zahlen von jedem Fasse (10 Oka) $1^1/_2$ Percent, nebstbei noch eine geringe Abgabe für jede Schenke.

Die Erzeugung von Meersalz, der Fang von Fischen und Blutegeln, die Benützung von Weiden sind Regalien, deren Verpachtung dem Staate beträchtliche Summen einträgt. Ein anderes Monopol der Regierung bildet den Verkauf von Salz, gebrannten Caffee, Schnupftabak und Schießpulver.

Für Päße zur Reise im Inlande werden an Stempel-Gebühren 6 Piaster, zur Reise ins Ausland 40 Piaster eingehoben. Bittschriften erfordern einen Stempel von 30 Para, Wechsel, welche auf keine höhere Summe als 100 Piaster lauten, 40 Para einer solchen Gebühr, die für Beträge bis 1000 Piaster um das Zehnfache erhöht wird. Contracte, Waffenpäße u. dgl. erheischen einen Taxerlag von 3 Piastern, Ilams (Urtheils-Abschriften) und Hodgets (Verträge über den Verkauf liegender Güter) hingegen eine Stempel-Gebühr von 6 Piastern.

Die Art der Einhebung des Haradschund der Verghi verdoppelt den Betrag beider Abgaben. Um nicht für vermöglich gehalten zu werden und dadnech Gefahren ausgesetzt zu sein, läßt es jeder Zahlungspflichtige auf die executive Eintreibung ankommen. Die Eintreibungs-Mannschaft lebt dann auf Kosten der Gemeinde und nimmt selbst noch Lebensmittel fort, während der Landmann seine Producte verschleudert oder Geld darauf borgt, um der Steuerforderung zu entsprechen. Auch werden die cursirenden Münzen nur mit einem durchschnittlichen Verluste von 15 Percenten bei der Steuerzahlung angenommen.

Neben diesen Steuern und deren drückender Einhebungsart lasten auf dem Rajah aber auch noch andere, nicht unbedeutende Verpflichtungen, für deren Leistungen er nicht entschädiget wird. Dergleichen sind Transporte, öffentliche Bauten und Reparaturen aller Art, wozu die Rajahs ohne Berücksichtigung der Entfernung der Dörfer und der Jahreszeit gezwungen werden. Außer den Staatsabgaben trifft den größten Theil der Bewohner Bulgariens, als Anhänger der griechisch - nicht - unirten Kirche, eine namhafte Anzahl von Geldentrichtungen an die Hierarchie derselben, da das ordentliche Einkommen der Metropoliten und mehrerer Bischöfe nach Beschaffenheit der Diöcese auf 40—80.000 türkische Piaster veranschlagt wird. Der Unterhalt der osmanischen Priester wird regelmäßig aus der Verpachtung von liegenden Gütern bestritten, welche entweder zur Zeit der Eroberung des Landes den Moscheen zugesprochen wurden, oder als fromme Vermächtnisse denselben von Zeit zu Zeit zufallen. Im Ganzen ist die Dotirung der osmanischen Religionsdiener ziemlich dürftig und steht weit hinter jener der griechischen Geistlichkeit zurück.

Die Baden-Cultur hat in Bulgarien, mit Ausnahme weniger Landstriche, welche durch die Gunst besonderer Umstände in der Entwicklung weiter gediehen sind, im Allgemeinen noch keine bedeutenden Fortschritte gemacht, da denselben Unsicherheit des Eigenthums und Ueberbürdung mit Steuern und Privat-Abgaben im Wege steht. Die Pforte, welcher nach orientalischer Auffassungsweise das Eigenthum alles Bodens durch die Eroberung des Landes zugefallen ist, hat noch immer einen namhaften Theil desselben nicht in irgendeiner Art an Private überlassen, weil die Provinz schwach bevölkert ist und die Producte, die ihr auf dem Wege des Feldbaues abgenommen werden, noch kein eigentliches Staatseinkommen bilden. Ein großer Theil des Bodens liegt daher nicht nur brach, sondern nutzlos da. Bezüglich desselben steht aber jedem Bewohner, er mag nun Moslim oder Rajah sein, das Recht zu, ihn durch Pflug oder Haue urbar und ertragfähig zu machen; findet er das Resultat dem angewandten Kraftaufwande nicht entsprechend, so verläßt er den Neukiß, um sich auf einer anderen, fruchtbareren Stelle zu versuchen. Diese Freizügigkeit des Landmannes wird von der Pforte geschützt, da sie vor den ärgsten Bedrückungen localer Gewalthaber sichert und oft schon ganze Dorfgemeinden mit ihren Familien und sämmtlicher beweglicher Habe ihr Heil in ferneren Gegenden aufsuchen ließ.

Unter solchen Umständen beschränkt sich der Landmann hinsichtlich der Ertragsfähigkeit der Grundstücke lediglich auf die der Natur innwohnende Kraft, die zu entwickeln und zu vermehren er weder Kenntniß noch Willen hat. Obwohl er durch die Makanen und seinen eigenen Reichthum an Schaf- und Hornvieh sich zur Anwendung der Düngung mit Viehmist fast getrieben sieht, vernachläßigt er dieselbe ganz, geschweige, daß er den im Lande selbst so häufig vorhandenen Gyps sich zu Nutzen machte. Hiebei kann von einer Abwechslung in der Bewirthschaftung der Grundstücke ohnehin keine Rede sein, und es ist nur

Digitized by Google

zu bedauern, daß selbst in Gegenden, wie z. B. um Razgrad, Trnova, Loveza und Plevna, oder an den besuchteren Küsten des schwarzen Meeres, wo die landwirthschaftliche Industrie wegen gesteigerter Nachfrage nach ihren Erzeugnissen schon mehr fortgeschritten ist, an einen rationellen Betrieb der Landwirthschaft noch nicht gedacht wird.

Während die eben bezeichneten Grundstücke der freien Benutzung überlassen sind, hat die Regierung einen nicht unbedeutenden Theil des Bodens als Nutzeigenthum an Private unter dem Namen von Spahiliks überlassen. Die Herren dieser Grunde, Spahis genannt, und in gewisser Beziehung den adeligen Lehensguts-Besitzern des Occidents ähnlich, erwarben durch die ihnen zu Theil gewordene Schenkung das Recht, von Allen, welche sich auf ihren Grundstücken niederließen, Arbeitsleistungen und Naturalien-Abgaben zu fordern, allerdings ohne über sie irgendeinen privilegirten Gerichtsstand ausüben zu können. Da jedoch in dieser Beziehung von jeher Willkürlichkeiten stattfanden, hat sich aus diesem Verhältnisse der Insassen zum Spahi eine Art Unterthänigkeits-Verband herausgebildet, welcher sowohl hinsichtlich des Umfanges der darin begründeten Rechte und Pflichten, als auch der Ausübung derselben den eigentlichen wunden Fleck in der Existenz der ackerbauenden Classe ausmacht. Die Pforte erkannte endlich die Nachtheile dieser Vervielfältigung der Lasten des Landmannes und setzte nicht nur einem weiteren Umsichgreifen derselben Schranken, sondern begünstigte und befahl hie und da, namentlich in dem Ejalat von Widdin, die Entlastung des Grundeigenthums auch von den bisherigen Bürden.

Geht man nun von dieser Anschauung der Bodenverhältnisse in politischer Beziehung zu dem rein ökonomischen Standpunkte über, so begegnet man zunächst jener weit ausgedehnten Strecke Landes, die noch unberührt der Zeiten harrt, wo das Land, durch zahlreichere Arbeitskräfte gesegnet, seinen Reichthum zu entfalten im Stande sein wird. Diese überall in Bulgarien vorfindigen Gebietstheile bilden die Weideplätze, welche der bulgarische und siebenbürgische Hirt mit seinen Herden inne hat. Das Erträgniß dieser Triften besteht nur in den bedeutenden Abgaben, welche die Herdenbesitzer an die Pächter jenes Staatsgefälles zu entrichten haben.

Nächst der Weide hat der Ackerbau im weitesten Sinne des Wortes die meiste Bodenfläche in Anspruch genommen. Die Fortschritte, welche das Land in dieser Hinsicht gemacht hat, sind, ungeachtet der früher gemachten Bemerkung über den eigentlichen Mangel an rationeller Bodencultur, seit dem Zeitraume, wo die Gestaltung des Ausfuhrhandels der Verwerthung aller Producte des Ackerbaues eine lohnende Aussicht eröffnet hat, nicht zu verkennen. Die Gegenden Bulgariens, in denen am meisten Feldbau getrieben wird, liegen theils an der Donau, vorzüglich um die bedeutenderen Uferstädte, wo die Nähe der Wasserstraße die Ausfuhr erleichtert, theils in den Niederungen des Balkans, welche vorzüglich eines gemäßigten Klima's sich erfreuen, theils endlich in den fruchtbaren Ebenen der Dobrudscha.

Der Weinbau ist in Bulgarien einheimisch, findet jedoch weder den umfassenden Betrieb, noch jene Pflege, welche dieser Culturzweig auf einem so fruchtbaren Boden eigentlich verdiente. Nebst dem Mangel an Arbeitskräften stand dem Weinbau in Bulgarien auch von jeher der strenge Sinn der Osmanen entgegen, welche meist individuell zwar keine Feinde seines Productes sind, demselben jedoch im Pelneipe nicht huldigen dürfen. Die Rajahs haben es nur mit Mühe so weit gebracht, ihren eigenen Bedarf an diesem Erzeugnisse zu decken. Endlich hat die Regierung, die sonst keine Zwischenzölle kennt, den Weinhandel von einem Paschalik zum andern mit einem Zolle belegt.

Notizen.

— Die „Hamb. N." vom 8. d. M. schreiben: Die Herren Andrew Israel und Comp. sind seit vorgestern im Besitze eines reinen Stückes Gold, welches das größte ist, das bis jetzt in Australien rein von jeder Beimischung gefunden wurde. Dasselbe ist 10 Zoll lang, circa 6 Zoll breit, ¼ bis ½ Zoll dick, nach bleisigem Gewichte 6½ Pfund schwer und von etwas gebogener Form. Die Oberfläche ist uneben und zeigt an mehreren Stellen ein hübsches krystallinisches Gefüge. Nur an einigen wenigen porösen Stellen bemerkte man ganz kleine Quarzkörnchen eingeschlossen. Das Stück hat das Ansehen, als ob es aus vielen kleinen Stückchen zusammengeschmolzen ist. Sein Werth beträgt 95 Unzen à 4 Pfund Sterl. Gefunden wurde dieser seltene Goldklumpen in den M'Ivor-Minen in Victoria in Australien und von Herrn Edward Salomon in Sidney pr. Dampfschiff „Great Britain" via Liverpool und ab Hull per „Hammonia" hieher eingesandt. Mit der freundlichsten Bereitwilligkeit haben die Herren Andrew Israel und Comp. dies interessante Stück Gold in ihrem hiesigen Comptoir zur Ansicht ausgelegt. Die Aufstellung einer Büchse für freiwillige Gaben dient gleichzeitig zum Besten von hiesigen Wohlthätigkeits-Anstalten.

— In der berühmten Papiermaché-Fabrik von Bielefeld, welche in neuerer Zeit Australien mit soliden papierenen Wohnhäusern versorgt, brach am 9. Abends Feuer aus und zerstörte einen großen Theil des Etablissements. Da dieses in der Nähe des „Straud," mitten unter den Theatern und Zeitungs-Instituten gelegen ist, hatte die Brandscene einen literarisch-artistischen Anstrich. Charles Dickens, Mathews, Albert Smith und andere Notabilitäten tummelten sich unter der Feuer-Brigade herum, der Eine hatte seine Manuscripte, der Andere seine Garderobe zu retten; das Feuer wurde indessen bald bewältigt. Bezeichnend für die martialische Stimmung des friedfertigen London ist es, daß die Feuerleute bei ihrer Arbeit alle möglichen National-Lieder anstimmten, wozu das viele Tausend Köpfe zählende Zuschauer-Publicum den Chorus bildete.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 26. Klagenfurt, Sonnabend, den 1. April. 1854.

Magnus Klein.

Ein Beitrag zur kärntnerischen Literaturgeschichte
Von P. A. Budik.

Hunc sua jam pridem vexit super aethera virtus.
Lucan.

Er wurde zu Wasserhofen in Kärnten, einer dem Jesuiten-Collegium gehörigen Herrschaft, im J. 1717 geboren, wo sein Vater die Dienste eines Malers versah. Frühzeitig besuchte der vielversprechende Knabe das Gymnasium zu Klagenfurt, wo er nicht nur die Sprachen der Griechen und Römer — dieser Träger der menschlichen Cultur — gründlich erlernte, sondern auch mit ihren unsterblichen Werken seinen Geist ausbildete. Besonders gewannen nach seinem eigenen Geständnisse Tacitus und Cäsar (summus auctorum divus Julius) die glühende Liebe und Bewunderung des Jünglings. Während der philosophischen Studien machte er sich mit Cicero's Schriften vertraut, und prägte seinem Gedächtnisse die goldenen Kernsprüche ein, die der Weise in seine Lehren so reich gestreut hatte.

Nach zurückgelegten Studien der Philosophie kam er in das Ferdinandeum zu Graz, um sich der Theologie zu widmen, wo er sich zum Gegenstande eines unausgesetzten Fleißes die biblische Archäologie und die Kenntniß der hebräischen Sprache machte. Mit entschiedener Vorliebe las er den Urtext der prophetischen Bücher, in denen die Glut der Fantasie dem berechnenden Verstande reichen Stoff leiht, und die Rede zu einer hochpoetischen Beredtsamkeit macht. Auch die französische und italienische Sprache machte er sich zu eigen, denn es genügte seinem aufstrebenden Geiste nicht, die Literatur eines Volkes nur aus Uebersetzungen kennen zu lernen.

Um sich den Wissenschaften ganz und ungestört zu widmen, suchte er jede Berührung mit der Außenwelt, die oft so störend auf die stille Gedankenwelt des Genies einwirkt, zu vermeiden, und bewarb sich um die Aufnahme in das Benedictinerstift Götweih, wo er das sehnlichst gewünschte Asyl für seine Studien zu finden hoffte. Sein Ansuchen wurde gewähret. Er legte das Ordensgelübde in die Hände des berühmten Abtes Gottfried Bessel *) ab, der ihm voll prophetischer Ahnung den Stiftsnamen Magnus gab.

Während dieser Zeit rang sich sein unerschütterlich forschender, fast riesenmäßig arbeitender Geist, der Welt verborgen, durch alle Gebiete des Wissens hindurch, und Bessel, dem die glänzende Zukunft seines Lieblings klar vor Augen stand, unterließ nicht, diese Neigung zu nähren. Montfaucon's Palaeographie und Bessel's Chronicon Gottwicense beschäftigten ihn unaufhörlich, und von nun an war sein fester Entschluß gefaßt, diesen hohen Vorbildern nachzustreben und etwas seines Nachruhmes Würdiges zu leisten. Er wählte für seine Forschungen die noch unbekannten Felder der alten Geschichte Oesterreichs. Mit eiserner Beharrlichkeit verfolgte er dieses sich gesteckte Ziel, und las und prüfte mit großem Scharfblicke die aufgefundenen Quellen, ohne von der Länge der Zeit abgeschreckt zu werden, welche die Vollendung eines solchen Werkes gebieterisch fordert.

Mitten in diesem Sammeln und Prüfen des historischen Apparats wurde sein Herz durch den Tod des Abtes Bessel höchst schmerzlich erschüttert. Dieser gelehrte Prälat machte es auf dem Sterbelager dem trauernden Freunde zur Pflicht, das einmal begonnene — für die Geschichte Oesterreichs so wichtige Werk zu vollenden. Magnus selbst deutet auf diesen Wunsch mit den Worten hin: „Opus ex votis amici perfectum.“

*) Ich kann bei dieser Gelegenheit das Gefühl der Bewunderung nicht unterdrücken, das mich für diesen Mann — einen der hellsten Sterne unter den Gelehrten Oesterreichs — durchdringt. Er wurde zu Buchheim im J. 1672 geboren, und vollendete seine Gymnasial-Bildung auf den Gymnasien zu Aschaffenberg, Bamberg und Würzburg; die philosophischen, theologischen und juridischen Studien aber in Salzburg. Im J. 1692 bewarb er sich um eine Aufnahme in das Benedictinerstift zu Gottweih, und legte im folgenden Jahre das Ordensgelübde ab. Zum Priester geweiht, begab er sich nach Wien, wo er sich an der dortigen Hochschule der strengen Prüfung aus allen Gegenständen der Theologie unterzog, und den Doctorgrad erhielt. Kurze Zeit nach seiner Ankunft im Stifte Göttweih wurde er von dem Erzbischofe und Kurfürsten zu Mainz, Lothaeius Franciscus, an dessen Hof berufen, dann nach Rom gesendet, um die Praxis der römischen Rote zu erlernen. Er entsprach vollkommen dem Wunsche seines Gönners, kam nach Mainz, und erhielt in der dortigen Rote das Amt eines Officials. Er wurde von dem Kurfürsten zu Mainz zu wiederholten Malen als Gesandter nach Rom, Wien und Wolfenbüttel gesendet, und im J. 1714 zum Abte des Benedictinerstiftes Götweih gewählt. Bei der im Kloster ausgebrochenen Feuersbrunst rettete er die Bibliothek, und ließ die Kirche prächtiger als je aufbauen. Er war zweimal Rector der Wiener-Universität, und starb im J. 1749. Das herrlichste Denkmal, das er der Welt hinterließ, ist sein Chronicon Gottwicense.

Digitized by Google

Schon nach dem Tode seines großen Lehrmeisters im Jahre 1749 wäre Magnus zum Abte gewählt worden, wäre dieser Erhebung nach der Ansicht des Capitels nicht seine Jugend im Wege gestanden. Erst nach dem im J. 1769 erfolgten Ableben des Abtes Odilo, der an Bessel's Stelle trat, wurde er zu dieser hohen Würde berufen. Nun trat er ganz in die Fußstapfen seines unvergeßlichen Gönners, führte Gebäude im großartigen Style auf, und bereicherte die Schätze der Bibliothek. Auf seine Anordnung stieg auf den Felsenwänden ein herrlicher Klostertract empor, und auch die Stiftskirche wurde mit mehreren Altären von Marmor und Gemälden verschönert, die das Gemüth zur Andacht stimmten, und den für die Schönheit der Kunst empfänglichen Sinn mächtig begeisterten. Der Ruf von seiner gelehrten Bildung, seinen Kenntnissen und der Schärfe seines geistigen Blickes war bis zum Throne der Kaiserin Maria Theresia gedrungen, die ihn, noch bevor der Streit über die baierische Erbfolge sich entzündete, nach Wien berief, um seinen Ausspruch über diese verhängnißvolle Frage zu hören. Wie schlüpfrig damals der Boden unter seinen Füßen sein mußte, läßt sich leicht denken; allein er kannte seine edle Fürstin, diese kannte ihn, und so erhielt gegenseitige völlige Offenheit in jener schwierigen Zeit das gegenseitige Vertrauen.

Vierzehn Jahre wirkte Magnus auf diesem Posten, als es der Vorsehung gefiel, ihn aus der Mitte der Lebenden abzurufen. Ein Schlagfluß machte am 28. November 1783 seinem segensreichen Leben plötzlich ein Ende.

Er war einer der erleuchtetsten Männer seines Jahrhunderts und zugleich einer der liebenswürdigsten. Ganz vom Geiste der Alten durchdrungen, konnte sein Leben in der Gegenwart nicht wuzeln, und suchte sich in der Vorzeit anzuklammern. Sein Aeußeres verkündete den ernsten, vielfach beschäftigten Mann, der allen Schimmer und Schein für seine Person verschmähte. Thron und Altar hielt er für zwei Strebepfeiler, die sich gegenseitig unterstützen; stürzt der eine, so bricht auch der andere. — Aber je größer der Ruhm eines Menschen ist, desto mehr ist er dem Neide ausgesetzt, und die Zeit, in welcher, wie Tacitus klagt, non minus periculum ex bona fama quam ex mala, ist schon lange vor ihm da gewesen, und wird immer da sein; — doch war die Zahl dieser böswilligen Neider nur klein, und konnte die Achtung nicht vermindern, welche sein Geist und sein Herz gebot.

Ein Bücherfreund in Wien, R***, besaß ein Stammbuch, in welchem von Klein's eigener Hand geschrieben stand:

Ora
Vis de te sileant improba, sperno tacent.
Magnus Klein.
14. Junii 1778.

Er gab im Drucke heraus: Codex traditionum Laurisheimensium und Notitia Austriae antiquae et mediae. Dieses Werk, das den eigentlichen Grund und Boden seines Ruhmes bildet, wurde im Stifte Tegernsee geschmackvoll und mit musterhafter Correctheit gedruckt. Wie die Uranfänge der Geschichte aller alten Völker, ist auch das Erscheinen der ersten Volksstämme an der Donau in Dunkel gehüllt. Alles, was von ihren Sitten, Gebräuchen, Verfassungen und Schicksalen Kunde gibt, sind mündliche, im Gesange fortlebende Sagen, und auch diese gehen oft durch die Länge der Zeit verloren *). Dieses Dunkel mit der Fackel geschichtlicher Wahrheit zu erhellen, ist unstreitig eine der schwersten Aufgaben. Mit seltenem Geschicke weis Magnus durch dieses bahnlose, klippenvolle Meer zu steuern, bis er endlich die hellere Zeit erreicht, wo Rom's Weltherrschaft auch das mächtige Noricum verschlang, dessen Cultur, Sprache und Nationalität vernichtete und dem bezwungenen Volke einen neuen Götterdienst, neue Bildung, Wissenschaft und Kunst gab. Seit diesem gewaltigen Zusammenwirken mächtiger Ereignisse tritt Noricum etwas heller in der Geschichte hervor; doch läßt auch diese Zeit oft nur bloße Vermuthungen zu, denn die Angaben der alten Schriftsteller von den Niederlassungen der fremden Völkerschaften sind nicht selten schwankend und unbestimmt. In diesen Untersuchungen zeigt sich Klein's durch kritische Studien geschärfter Blick, Fabelhaftes wegzuräumen, Halbwahres zu berichtigen, Mangelhaftes zu ergänzen. Ueberall wird sein redliches Streben nach Licht und Wahrheit sichtbar, und dieses Verdienst wird ihm bleiben, wohin auch immer die Entscheidung noch so mancher streitigen Frage sich neige.

*) Lubricum et fluxum apud nos annalium genus, quo bella et regum actus carmine barbaro canebantur, per aetatum intervalla, tantasque continuae mutabilitatis procellas evanuit. M. Klein. Notitia Austr. T. I. p. 2.

Beiträge zur Beurtheilung der Eisenfrage in Kärnten.

Von Inspector J. Scheiß nigg.

(Aus der Austria.)

II. Neuere Geschichte bis zum Erscheinen des Zollpatentes vom 6. November 1851.

(Fortsetzung)

Ich specificire die Gestehungskosten eines Meilers Roheisen bei einer Hütte ersten Ranges wie folgt:

24 Cent. Eisensteine bei der Grube à 8 kr.	3 fl.	12 kr.
Fracht von der Grube à 10 kr.	4 „	— „
Speditionsgebühr à ¼ kr.	— „	6 „
Rösten und Quetschen à ½ kr. . . .	— „	12 „
Übertrag	7 fl.	30 kr.

Digitized by Google

	Uebertrag	7 fl. 30 kr.
1 Schaff Kohlen zum Röſten	1 „	30 „
7 „ „ „ Schmelzen . . .	10 „	30 „
Schmelzerlohn	— „	20 „
Radfrohne	1 „	30 „
Regiekoſten bei einer Erzeugung von 7.000 Meilern	3 „	— „
Kohleneinrieb mit 2 Schaff	3 „	— „
		27 fl. 20 kr.

Dieſe Hütte verkoufte die Blatti loco um 31 fl. 30 kr. und ſeit 1. Nov. 1845 um 31 fl. pr. Meiler.

Die Verhältniſſe waren im Allgemeinen von der Art, daß der Reinertrag von einem Meiler nicht über 5 fl., bei den meiſten oder unter 4 fl. angenommen werden konnte, weich' letzteren weniger reiche Erze zu Gebote ſtanden, und die ob der geringeren Qualität jeden Meiler um 2 fl. billiger erloſſen mußten.

Berechnung der Geſtehungskoſten für 1 Meiler Grobeiſen:

1250 Pfund Roheiſen ſammt der Zufuhr à 34 fl.	42 fl. 30 kr.
24 Schaff Kohlen à 48 kr.	19 „ 12 „
Arbeitslöhnung	3 „ 20 „
Regie	4 „ 12 „
	69 fl. 14 kr.

Ein Meiler ſolchen Eiſens mußte um 75 in 77 fl. hintangegeben werden, und ſo zeigt es ſich, daß die Eiſenfabricotion im günſtigſten Falle gar keinen Gewinn gewährte (?) und bei manchen Gewerken mit offenborem Verluſte verbunden war.

Die Puddlingswerke in Frontſchach, Lippitzboch, Prevali und Buchſchalden hoben den Meiler Milbars oder ungeſchweißte Maßeln um 40 bis 50 fl. erzeugt.

Für 1 Meiler Rohſtahl benöthigte mon 1250 Pfund Roheiſen, 35 Schaff Kohlen, und zum Ausziehen auf Kiſtenſtohl 5 Schaff.

Preiſe der letzteren loco Werk:

Nr. 00 125, 0 120, 1 112, 2 und 3 105, 4 100 fl.

Den Werth aller Eiſenfabricate berechnete ich folgendermoßen: für

11.028	Cent. 39 Pfd.	Gußeiſen à 3½ fl.	38.599	21
32.756	„ 99 „	vorrätbiges Roheiſen à 3 fl. .	98.271	—
7.461	„ — „	Gußeiſen aus Kupolöfen à 8 fl. .	59.688	—
21.790	„ — „	Grobſtahl à 10 fl.	217.900	—
30.000	„ — „	Kiſtenſtahl à 11 fl.	330.000	—
42	„ — „	Weißblech à 25 fl.	1.050	—
6.466	„ — „	gewalzte Achſen à 12 fl. . . .	77.592	—
370	„ — „	Chairs und Platten à 10 fl. . .	3.700	—
3.232	„ — „	Winkeleiſen à 14 fl.	45.248	—
848	„ — „	Speichen à 9 fl.	7.632	—
5.716	„ — „	Tyres à 13 fl. .	74.308	—
		Fürtrag	953.988	21

			fl.	kr.
		Uebertrag	953.988	21
12.448	„ — „	Stab- und Bandeiſen à 9½ fl. .	118.256	—
57.160	„ — „	Rails à 9½ fl.	543.020	—
7.968	„ — „	Dampfkeſſel- und Schiffbleche à 13 fl.	103.584	—
42	„ — „	Weißbleche à 27 fl.	1.134	—
10.333	„ — „	Schwzbl. à 11¼ fl.	116.246	15
1.150	„ — „	Stahlwagenfedeen à 12 fl. . . .	13.800	—
264.000	Stücke Senſen à 25—50 fl. pr. 100 Stück		99.000	—
7.000	Stücke Sichein à 18 kr. .		2.100	—
3.000	Strohmeſſer à 24 kr. . .		1.200	—
2.020	Centner Pfannen à 25 fl. .		50.500	—
24.600	„	Drähte à 10—18½ fl.	279 762	12
8.000	„	Nägel à 14 fl. . .	112.000	—
101.762	„	Grob- und Streckeiſen à 8 fl. 6 kr. . .	824.272	12
907	„	Gußſtahl ous Stahlreſudi erzeugt à 36 kr.	32.652	—
		Geſammtwerth .	3,251.515	—

Im Jahre 1846 iſt die Erzeugung des Roheiſens ouf 611.013 Centner und jene des Gußeiſens auf 11.655 Centner geſtiegen, dieſes mocht zuſammen eine Jahresproduction von 622.668 Centner; was dem durch die Eiſenbohnen vermehrten Bedorfe, einer beſſern Conſtruction der Hochöfen, und theilweiſer Anwendung der erhitzten Gebläſeluft zuzuſchreiben war.

Ein Meiler Blatti koſtete durchſchnittlich 32 fl., und grobe Gußwaaren 42 fl., noch welchem Moßſtabe die Erzeugung der Hochöfen einen Werth von 2,004.192 fl. 36 kr. ausmachte.

Die Geſtehungskoſten eines Meilers Roheiſen beſter Qualität haben 27 fl. 30 kr. betragen, und zwor noch folgender Unterheilung in Proenten:

auf Erzeugungskoſten	12,0
„ Zufuhr	14,5
„ Speditionsgebühr	0,4
„ Röſten und Quetſchen der Erze .	0,8
„ Holzkohlen	43,8
„ Schmelzerlohn	01,0
„ Bergfrohne	05,5
„ Regiekoſten	11,0
„ Kohleneinrieb 25%	11,0
	100%

Gußwerke woren 2; in Frantſchach und St. Johonn om Brückl. Erſteres orbeitete für den eigenen Bedaef.

Die Puddlingswerke erlangten bereits eine größere Ausdehnung, denn ſie erzeugten 189.400 Centner Friſchmoßeln.

Lippitzbach verwendete Holz, und es orbeiteten die Puddel- und Schweißöfen mit Goſen. — In Prevali waren 10 Doppelpuddelöfen conſtont im Betriebe, und alle Schweißöfen ois Gasöfen eingerichtet. In Frontſchach wurden ſämmtliche mit Braunkohlen betriebene Schweißöfen ouf Zuleitung erhitzter Gebläſeluft umgeſtaltet.

Digitized by Google

In dem auf Benützung des Torfes eingerichteten Werke Buchschalden fand man Gaspuddel- und Gasschweißöfen; bei diesem sind aber die neuen Bauten erst Ende 1846 der Vollendung näher gerückt.

Bei sämmtlichen Hämmern war der gewöhnliche Frischproceß, d. i. die Löscharbeit mit gebrattenen Blatteln vorherrschend; jedoch hat, wegen Seltenheit und Theuerung der Holzkohlen, die sogenannte deutsche Kleinfrische bei Vielen Eingang gefunden, mit welcher das Frischen, Schweißen und Ausschmieden eines Centners mit 20 Cubikfuß vorgemessener Kohlen zulässig war.

In diesem Jahre konnten die Hammergewerken den Centner Grobeisen nicht unter 7 fl. erzeugen, und befanden sich in einer sehr gedrückten Lage, da die Production mit der Erzeugung im Mißverhältnisse stand, und so die Preise durch die gewaltige Macht der inneren Concurrenz zu sehr herabgedrückt worden sind.

Walzwerke gab es 6, nämlich Frantschach, Prevali, Lippitzbach, Kreutzbichel bei Gmünd, und Göpering.

Der Taglohn eines gewöhnlichen Arbeiters bestand in 20—24 kr.; dagegen verdiente sich ein Puddelmeister monatlich 50 fl., ein Walzen-Vordermann 35 fl., ein Gehilfe 30 fl., ein Stabimeister 30 fl., sammt Quartier und Holz.

Die Drahterzeugung hatte, durch das Drahtwalzwerk in Feistritz unterstützt, einen günstigen Aufschwung genommen, so wie auch die Nägel guten Absatz fanden.

Damals zählte man in Kärnten 18 Hochöfen, 4 Kupolöfen, 1 Flammofen, zum Umschmelzen des Roheisens, 177 Eisenfrischfeuer, 82 Streckfeuer, 67 Rohstahlfeuer, 2 Stahlzerrenfeuer, 41 Stahlstreckfeuer, 4 Puddlingswerke mit 17 Oefen, 6 Walzenpaaren, dann 18 Schweiß- und Glühöfen, 1 Gußstahlofen, 161 Nageischmieden, verschiedene Drahtzüge, Zeug- und Pfannenhämmer, 11 mechanische Werkstätten, Drehbänke und Schlossereien, dann 40 Sensenschmiedfeuer.

(Schluß folgt.)

Notizen.

— Einem jungen Würtemberger, welcher an der Münchener Universität Chemie studirt, ist es, wie der „Schwäb. Merkur" versichert, nach mühevollen rastlosen Versuchen endlich geglückt, das Problem der Strohbleicherei in solch befriedigender Weise zu lösen, daß die Strohfaser durch und durch blendend weiß, in keiner Beziehung verletzt, zu allen Arbeiten geeignet bleibt, welche man damit vornehmen wollte. Die wichtigste Anwendung dieser durchaus neuen Bleichmethode berührt das Gewerbe der Papierfabriken; bereits haben einige Etablissements dieser Art von dem Erfinder, Herrn Eduard Kausler, das Geheimniß käuflich erworben und benutzen dasselbe, um die schwierige seitherige Verarbeitung von Lumpen aller Art, welche bei der sorgfältigsten Behandlung so vielen Abgang und Ausschuß verursachen, zu umgehen und eine bis jetzt noch ungeahnte Wohlfeilheit des Productes zu erzielen.

— Ein Pariser Correspondent der „Allg. Ztg." entwirft folgendes Bild von dem daselbst unter dem Namen Marché du temple allgemein bekannten Verkehrsplatze, dem veredelten Trödelplatz der französischen Hauptstadt:

„Es besteht hier im Gegensatz zu den kolossalen Lagern und dem Umfang nach beschränkten, numerisch aber ungemein bedeutenden Buden ein Putz-Kleiderbedarf- und Gerätbemarkt, wo Hanwei mit meist schon benützten, obgleich noch zum Theil vortrefflich erhaltenen, oder durch die Wechselfälle der Mode vor allem Gebrauch beseite gelegten Waaren getrieben wird. Dieser eigenthümlichen Verkehrsplatz, der in der Nähe des ehemaligen Tempiergebäudes, nicht weit von dem Gefängniß Ludwig XVI. liegt und daher auch der Markt des Temples heißt, besucht vorzüglich das weibliche Geschlecht, aber nicht bloß minder bemittelte Frauen, die hier kaum veraltete Stoffe um weit mäßigere Preise als in den Läden der Modeneuigkeiten zu erhalten hoffen und häufig auch erhalten, sondern auch Damen der großen Welt pilgern sowohl in der Person dienstbarer Stellvertreter, als nicht selten auch in höchst eigener Leibhaftigkeit zu diesem Repertarium überlebter Kostbarkeiten, die oft, obgleich die wechselsüchtige Eitelkeit sie längst von ihrer Tagesordnung gestrichen, einen innern, durch keine Mode zu überwältigenden Werth besitzen und den alten, außer Umlauf gesetzten, aber ihren edlen, schweren Metallgehalt bewahrenden Münzen zu vergleichen sein möchten. Hier sind Ueberreste der Herrlichkeiten, die an dem Hof der Königin Anna, Ludwigs des XIV. Mutter, hier auch einzelne Fragmente, die an den Edeldamen der Palais gehaftet haben, oder der schattischen Königin durch die Hände gegangen sein machten, von Zeit zu Zeit zu entdecken. Was von dem Reichthum, der aus Flandern und Italien, aus Spanien und anderswoher im Lauf der Vergangenheit nach Paris gewandert, ist hier in höchst werthvollen Bruchstücken zu studiren; die Spitzenkunst aller Länder zumal ist in Proben vertreten, welche die Kauflust der kargsten Damen flüssig machen und von den namentlich, in dieser Sphäre das in so Vielem überlegene Venedig in seinen goldenen Tagen Unvergleichliches und Unwiderstehliches zur Welt gebracht, ist ebenfalls eine Auswahl hier zu sehen. Der nicht immer verschwenderische Stolz des hiesigen hohen Adels reicht, selbst von der üppigen Prachtliebe der höheren Finanz unterstützt, nicht hin, um die auf dem Markt des Tempels zusammengestapelten Schätze dieser Art zu vollständigem Verschleiß zu bringen und vielleicht mehr als die Hälfte derselben mag von dem Auslande hinweggenommen werden. Es kann nicht fehlen, daß Engländer und hauptsächlich Engländerinnen, sich kostspielige Seltenheiten für ihre oft abenteuerlichen Anzüge holen; auch von Mailand, Wien, Stockholm fallen zuweilen Sendlinge oder auch Käufer auf eigene Rechnung sich sehen lassen, aber vor Allem namhafte Bestellungen aus Rußland hieher gelangen. Für die Tempelritter und Tempelfrauen der Gegenwart, welche in den Verbindungen mit dem letztgenannten Lande bisher eine ausgiebige Mine beständigen Geldsegs hatten, ist der Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Rußland und Frankreich keine sehr erfreuliche Thatsache und Furcht oder Bedauern wird über den Einfluß der bevorstehenden Ereignisse auf den Handel von Paris in dieser Ecke der französischen Hauptstadt laut. Damit soll aber nach lange nicht behauptet werden, daß der etwaige Verdruß über eine vorübergehende und nothwendige Verminderung der Geschäfte und der Einkünfte in unpatriotisches Murren gegen die Beweggründe auszuarten pflege, welche Frankreich in diesen Krieg verwickeln."

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 27. Klagenfurt, Dienstag, den 4. April. 1854.

Beiträge zur Beurtheilung der Eisenfrage in Kärnten.

Von Inspector J. Scheließnigg.

(Aus der Austria.)

II. Neuere Geschichte bis zum Erscheinen des Zollpatentes vom 6. November 1851.

(Schluß.)

Ich schreite schließlich zur Berechnung des Geldwerthes der Erzeugung im Jahre 1846. Für

11.655	Centner	Gußeisen der Hochöfen à 4 fl. 12 kr.		48.951 fl. — kr.
7.145	„	„ der Cupulöfen		64.870 „ — „
108.217	„	vorräthig gebliebenes und in andere Provinzen verkauftes Roheisen à 3 fl. 12 kr.		346.294 „ 24 „
65.184	„	Grob- und Wallaseisen à 8 fl. 24 kr.	547.545 fl. 36 kr.	
33.595	„	feineres Eisen a 8 fl. 48 kr.	295.636 „ — „	
16.000	„	Feineisen à 9 fl. 30 kr.	152.000 „ — „	
			995.181 fl. 36 kr.	
		nach Abzug des Vorrathes von 1845 pr.	124.447 „ 48 „	870.733 „ 48 „
17.827	Centner	Rohstahl à 10 fl. 30 kr.	187.183 fl. 36 kr.	
46.386	„	Kistenstahl à 12 fl., 11 fl. 10 kr. und 10 fl. 30 kr.	520.554 „ — „	
			707.737 fl. 30 kr.	
		ab den Vorrath von 1845	11.390 „ — „	696.347 „ 30 „
870	Centner	Gußstahl à 35 fl.	30.450 fl. — kr.	
		Hievon den erforderlichen Stahlrefudl mit 983 Centner à 6 fl. 30 kr.	6.389 „ 30 „	24.060 „ 30 „
6.777	Centner	Puddeleisen à 6 fl. 30 kr.		44.050 „ 30 „
4.095	„	gewalzte Achsen à 12 fl.	49.140 fl. — kr.	
1.440	„	Chairs und Platten à 10 fl.	14.400 „ — „	
5.621	„	Winkeleisen à 14 fl.	78.694 „ — „	
4.388	„	Tyres à 13 fl.	57.044 „ — „	
24.403	„	Stab- und Bandeisen à 9¾ fl.	237.948 „ 45 „	
103.308	„	Rails à 9½ fl.	981.426 „ — „	
8.655	„	Kessel- und Schiffbleche à 13 fl.	112.515 „ — „	
66	„	Weißblech à 28 fl.	1.848 „ — „	
13.595	„	ordinäres Blech à 11½ fl.	156.342 „ 30 „	
723	„	Stahlfedern à 12½ fl.	9.037 „ 30 „	
			1,698.395 fl. 45 kr.	
		ab den Vorrath an Puddeleisen von 1845	11.776 „ 30 „	1,686.619 „ 15 „
459	Centner	Walzendraht à 10 fl.		4.590 „ — „
22.986	„	verschiedene Drähte		278.222 „ 50 „
4.950	„	Sensen	121.000 fl. — kr.	
42	„	Sicheln	2.333 „ 20 „	
45	„	Strohmesser	4.500 „ — „	
2.020	„	Pfannen à 27 fl.	54.540 „ — „	
			182.373 fl. 20 kr.	
		hievon die hiezu erforderlichen 8.395 Ctr. Sensenstahl à 9 fl. 30 kr.	79.752 „ 30 „	102.620 „ 50 „
8.000	Centner	Nägel à 15 fl.		120.000 „ — „
			Summe	4,287.360 fl. 37 kr.

Digitized by Google

Nach einer genauen Vergleichung der Erzeugungskosten und Verkaufspreise habe ich gefunden, daß die Gewerken von obigem Betrage als Zinsen ihres Stammkapitals, Betriebs- und Handelsfondes nicht mehr als ungefähr 830.000 fl. bezogen haben. Das Uebrige vertheilte sich auf Arbeit und den Stockzins für das Holz, ist folglich dem Lande zu Gute gekommen.

Die Zahl der unmittelbar beschäftigten Arbeiter, Bergknappen, Köhler und Holzknechte hat 9370 Mann, dann 2180 Pferde betragen. Nimmt man 2 Drittheil als verheiratet an, und die Familie nur zu 2 Kindern, so ergeben sich 28.100 Seelen. Sehr viele Gewerken kauften die Kohlen unmittelbar von den Bauern, darum kann man wenigstens 8.000 Bauern und Inwohner annehmen, die sich mit Kohlenarbeiten und insbesonders beim Transporte beschäftigten. Dieses gibt mindestens 48.000 bis 50.000 Menschen Nahrung, wornach die durch die Eisen-Industrie ernährte Menschenzahl gering gerechnet auf 80.000 Seelen, d. i. 25% der ganzen Bevölkerung angeschlagen werden muß.

An Brennstoff wurden verbraucht:

615.407 Schaff Kohlen bei den Hochöfen und Gußwerken.
757.666 „ „ „ „ Verfeinerungsgewerken.

1,373.073 Schaff.
13.313 Klafter Holz à 108 Cubik-Fuß,
72.750 Cubik-Fuß Torf,
735.133 Cent. hiesige, und
92 299 „ aus Steiermark bezogene Steinkohlen.

Der Werth dieses Brennstoffes hat betragen: für

		fl.	kr.
615.407	Schaff Kohlen für die Hochöfen à 1 fl. 20 kr. . . .	820.542	40
757.666	Schaff Kohlen für die Verfeinerungsgewerken à 48 kr. .	606.132	48
13.313	Klafter Scheiterholz à 4 fl. .	53.252	—
72.750	Cubik-Fuß Torf à 3/4 kr. .	909	22
735.133	Centner Steinkohlen à 12 kr.	147.026	36
	Zusammen .	1,627.863	26

Als Stockzins für die erfoederlichen 176.950 Cubik-Klafter Kohl- und Scheiterholz mußten à 2 fl. 353.900 fl. an die Waldbesitzer entrichtet werden.

Im Jahre 1847 sind keine bedeutenden Veränderungen eingetreten. Die folgenden Jahre 1848 und 1849 übergehe ich, indem es hinlänglich bekannt ist, daß sich in dieser Periode die Eisenindustrie in den bedrängtesten Verhältnissen befinden mußte. Für die letzten Jahre aber hat unsere Handelskammer in anerkennenswerther Weise die nöthigen Daten geliefert.

Ueber selbständige Tracht.

I

Es ist seit einigen Jahren ein Streben erwacht, zu einer selbständigen und schönen Tracht zurückzukehren. Die stattliche und malerische Tracht unserer Vorfahren ist im vorigen Jahre durch sogenannte historische Aufzüge dem Volke zur Anschauung gebracht worden, unter denen besonders die flandrischen und brabantischen bei Gelegenheit der diesen altgermanischen Landen so theuren Erzherzogin Maria sich durch hohe Kunstsinnigkeit und echt nationale Haltung ausgezeichnet haben. Nürnberg hat sich bei den Feierlichkeiten, die es zu Ehren der Versammlung der deutschen Landwirthe veranstaltete, den alten Städten Brügge, Gent und Brüssel in nationalem und kunstsinnigem Geiste lange nicht ebenbürtig gezeigt, sondern sich großentheils in frostigen griechischen Allegorien herumbewegt, wo das aufmerksame Deutschland die Entfaltung vaterländischer Kunst und heimischen Lebens erwartet hatte. Auch in den Alpen, im Aarthal, hat sich im vorigen Sommer gesunder Sinn für die künstlerischen Gestaltungen der Vorzeit offenbart und die historischen Aufzüge Berns zeugten von dem durch moderne Tendenzen noch nicht zerfressenen deutschen Kern dieser tüchtigen Gemeinde. Die landwirthschaftlichen Feste Baierns haben auf Veranlassung eines kunstsinnigen Königs die zum Theil vergessenen oder verunzierten Volkstrachten der Donau- und Maingaue wieder aufgefrischt. Preußische Universitäten sehen ihre Professoren und Prorectoren wieder in einer würdigen angemessenen Amtstracht, nachdem schon früher die Geistlichen eine solche empfangen, wo sie ihnen in den Stürmen und Nöthen der letzten Jahrhunderte abhanden gekommen. Die eigenthümlichsten Richtungen des deutschen Lebens, das ständische und föderale Element, machen sich in erhöhter Weise auch in der vaterländischen Tracht geltend. Es weckt vielleicht Nachdenken, daß die Slaven und Magyaren höherer Stände immer an ihrer nationalen Gewandung festgehalten, während bei den Deutschen dies nur die untern Schichten gethan*). Die Nachahmungssucht der Deutschen hängt auch mit einer großen Eigenschaft und einem Berufe der-

*) Schon Barthatomäus Ringwald, geboren 1530, klagt über die Nachäfferei der Deutschen hinsichtlich der Kleidung:

Ich tob' die Valen in ihrer Zier,
Die bleiben bei der alten Manier,
Bekleiden sich nach Landesbrauch,
Wie Türken und Mußwyer auch.
Aber die Leut im deutschen Land
In Kleidung halten kein Bestand,
Daran man sie mit wahrem Grund
Wie andre Landschaft kennen kunnt.
Sandern Je sind gleich wie die Aff'n,
Sowohl nach Böhmen und dergleichen,
Die ihrer Lande Greng' erreichen!
Was die an Rüstung, Roß und Wagen
Gebrauchen und am Leibe tragen,
Das müssen Jungfrau'n, Mann und Knab'n
Auch allenthalben um sich hab'n
Mit welcher Tracht und losen Ding'n,
Sie sich nur um die Heller beingen
Und machen, wie man's wohl erfindt,
Daß alles Geld im Land verschwindt
Ja, wenn sie nach bei Einem blieb'n
Und nicht so leichten Wechsel trieb'n
In Rock, Wämsen, Stiefeln, Hut,
So ging es hin und wär' noch gut!
Aber eh' denn man dar gesicht,
So wird was Neues angericht,
Darauf sie fallen insgemein,
Wie sollen sie dann vermöglich sein?

Also schon in den Zeiten, wo die deutsche Kraft noch nicht durch den dreißigjährigen Bürgerkrieg gebrochen war, klagt der patriotische Schlesier über die Nachäfferei der Deutschen, und zwei Jahrhunderte früher zeichnet im Westen Deutschlands die Limburger Chronik schon den tollen Wechsel ausschweifender Kleidungsformen auf.

ſelben zuſammen, welcher aus ihren geiſtigen Anlagen und ihrer Weltſtellung im Herzen unſeres Erdtheiles ſtammt: ihrer Beſtimmung, die Cultur aller übrigen Völker in ſich aufzunehmen, und dieſelbe zu immer höheren geiſtigen Schätzen zu ſteigern. Findet ſich daher eine „wahrhaft ſchöne Form bei irgend einer Nation, beſonders einer ſolchen, welche ſich auch durch ihre Civiliſation uns gegenüber geltend macht, ſo wird nur ein beſchränkter nationaler Standpunct die Aufnahme dieſer ſinnigen oder geiſtvollen Form unbedingt verdammen. Aber darauf muß ſelbſt der freieſte und weiteſte nationale Geſichtspunct dringen, daß wir allem aus der Fremde Aufgenommenen das Gepräge unſerer eigenen Natur, unſeres eigenen Geiſtes aufdrücken, wie dies ſeit einem Jahrhundert bereits in Wiſſenſchaft und Kunſt geſchehen. In den letzten Jahrhunderten waren aber die oberen Schichten der bürgerlichen Geſellſchaft haltungslos geworden und hingen nur von fremdem Winke ab. Eine rühmliche Ausnahme hievon machte in Mitteleuropa beſonders die Kaiſerſtadt Wien, in deren Allerhöchſten Kreiſen der Pariſer Modetyrannei gegenüber auch die größte Selbſtändigkeit in Geſchmacksdingen herrſchte, welche ſich dann durch alle Schichten der Bevölkerung erſtreckte, indem dieſe zugleich durch die ununterbrochene Berührung mit ſlaviſchen und magyariſchen Elementen eine größere Naturfriſche den abſtracten kosmopolitiſchen Modeformen gegenüber ſich erhielt. In der Frage einer ſelbſtändigen Tracht ſpielt auch die Uniform der Staatsdiener und des Heeres eine bedeutende Rolle. Beſonders könnea ſich große Abtheilungen des öſterreichiſchen Heeres durch ſtattliche maleriſche Tracht mit allen Armeen der Welt meſſen, was theils dadurch erreicht wprden iſt, daß man ſich beſtehenden Volkstrachten innig anſchloß, wie bei Jägern, Huſaren, Uhlanen, oder eine edle, um ſo glänzendere Einfachheit anſtrebte, wie bei den Ober-Officieren das Weiß mit Gold den beſten Eindruck macht. Oeſterreich hat durch den Reichthum an wohlerhaltenen Volkstrachten, ſo wie durch den Glanz ſeines Hofes und ſeiner Hauptſtadt einen beſonderen Beruf in der Entwicklung der mitteleuropäiſchen Tracht, und das iſt ſicher nicht ohne ſtaatswirthſchaftliche Bedeutung.

In unſerer Plaſtik und Malerei ſind wir Deutſchen ſelbſtändig, um von der Poeſie und Muſik zu ſchweigen; in den meiſten Gebieten der Technik haben wir neue künſtleriſche Formen erſonnen. Nur in der Tracht wollte es nicht recht fort. Dieſes Schickſal theilt mit der Gewandung hauptſächlich noch die Architektur. Es ſcheint am ſchwerſten für uns zu ſein, die engere und weitere Hülle unſeres Leibes, das Kleid und das Haus ſelbſtändig zu geſtalten, da gerade ſie die tiefſte und geſchloſſenſte eigene Durchbildung verlangen. Das Streben nach einer ſelbſtändigen Baukunſt wird daher auch auf die Tracht zurückwirken, und beide haben dieſelben Wege der Entwicklung einzuſchlagen: ſich zunächſt, ſoweit es noch möglich iſt, an die früheren ureigenen Formen des deutſchen Geiſtes und Lebens anzuſchließen. Wie die deutſche Baukunſt zum germaniſchen Spitzbogenſtyl zurückgegriffen, ſo mitteleuropäiſche Heereskörper zum altdeutſchen Waffenrock.

Die begeiſterte Zeit der deutſchen Freiheitskriege hatte die Frage einer ſelbſtändigen Tracht ſchon einmal mit großem Eifer in die Hand genommen, und beſonders ſchwärmte die ſtudirende Jugend und die Frauenwelt dafür. Becker, der Herausgeber des Reichs-Anzeigers der Deutſchen, ſchrieb unter dem Beifalle der deutſchen Frauen-Vereine ein Schriftchen für ein eigenes Ehrenkleid der deutſchen Frauen, dem auch die nöthigen Abbildungen beigegeben waren. Frauen vom höchſten Range ſprachen ſich dafür aus; man wollte, wie man ſich ausdrückte, die Herrſchaft der Pariſer Putzpüppchen brechen, einem unſinnigen, verderblichen Modewechſel ſteuern, Geſundheit und Sittlichkeit gebührend berückſichtigen, das deutſche Ehrenkleid ſolle ſich an die große Nationalerhebung, welche Oeſterreich ſchon im Jahre 1809 begonnen, anſchließen. Aber man machte den Fehler, daß die Form des Kleides ganz und gar ſtabil ſein ſollte, obgleich die vorgeſchlagene Geſtalt noch die ſehr kurze Taille der franzöſiſchen Revolutionstracht hatte, während nur das Anſchmiegen an die wirklichen Formen des Leibes ſchön iſt, wie uns die Frauentrachten des deutſchen Mittelalters am beſten zeigen. Außerdem hat auch der hiſtoriſche Fluß ſeine Berechtigung, wenn er nur den Kern, das Weſentliche nicht angreift. Die ſtudirende Jugend hielt zum Theil einen polniſchen Schnürrock für den altdeutſchen und brachte denſelben in Verruf durch unreife politiſche Beſtrebungen. Vielleicht wird es den materiellen Intereſſen, deren Gewicht man 1813 noch wenig erkannt hatte, gelingen, was der reinen idealen Begeiſterung allein mißlungen.

Notizen.

— Lenau's beſammernswerthes Schickſal ſcheint ſich an einem deutſchen Muſiker unſerer Tage wiederholen zu wollen: Robert Schumann in Düſſeldorf, ſchon ſeit einigen Monaten kränkelnd, iſt in Wahnſinn verfallen; bereits ſollen einige Aerzte ihn für unheilbar erklärt haben. Höchſt intereſſant ſowohl in pſychologiſcher Hinſicht, wie auch in Beziehung auf Schumann's muſikaliſche Stellung iſt, was Briefe aus Düſſeldorf über die Form ſeines Wahnſinns berichten. Er ſoll nämlich von der fixen Idee beherrſcht ſein, als müſſe er eine gewiſſe Melodie wieder auffinden, welche Franz Schubert, ohne ſie niedergeſchrieben zu haben, mit ſich in's Grab genommen. Seinem Wärter auf einem Spaziergange entſprungen, hatte der Unglückliche ſich in den Rhein geſtürzt; die erſten Worte, die der Gerettete ausſtieß, ſollen geweſen ſein: „Nun habe ich ſie, nun habe ich die Schubert'ſche Melodie — nun will ich ja gerne ſterben!“

— Eine neue, ſehr werthvolle Bereicherung hat die deutſche Theater-Geſchichte erhalten durch die „Wiener Haupt- und Staats-Actionen. Ein Beitrag zur Geſchichte

des deutschen Theaters von Karl Weiß," die soeben bei Gerold in Wien erschienen sind. Bei dem überaus dürftigen Materiale, das der Forschung bisher zu Gebote stand, bildeten die Haupt- und Staats-Actionen bis auf diesen Augenblick eine der dunkelsten und schwierigsten Partien in der Geschichte des deutschen Droma; das Weiß'sche Buch hilft diesem Mangel auf's Gründlichste ab.

— Börne nennt in seiner Denkrede auf Jean Paul den Humor den Hofnarren des Königs der Thiere, das Kind einer schlechten Zeit, in welcher die Wahrheit nicht tönen dürfe wie eine heilige Glocke. Dieser Humor, dies Lächeln unter Thränen, ist aber nur ein Surrogat der echten, offenen, klaren Heiterkeit des Geistes und jener gesunden Schöpferkraft, die in der Harmonie von Geist und Leib beruht. Der englische Humor trägt auch wie der deutsche aus der Zeit des „Baireuther Polyhistors" den Stämpel seiner Geburtsstunde in der Dachstube, fünf Treppen hoch hinten heraus, aber epheuumrankt und mit dem Blick frei gen Himmel, nur nach der Erde hin geknechtet. Das unauslöschliche Gelächter der unsterblichen Götter im Homer wär auch Humor, aber der Humor der Gesundheit, wie der Goethe'sche. Abgesperrt vom freien, offenen, politisch-großen Leben, wird der Humor ungesund, krank und unsittlich.

— Man schreibt vom Züricksee, 21. März, über ein von uns schon kurz berichtetes Ereigniß: „Der außerordentlich niedrige Wasserstand unsers Sees im letzten Winter hat einen in antiquarischer Beziehung recht interessanten Fund zu Tage gefördert. In der Nähe des Dorfes Meilen am rechten Seeufer nämlich entdeckte man in einer Entfernung von etwa 100 Fuß vom Ufer, 8 bis 10 Fuß unter dem gewöhnlichen Wasserspiegel, Ueberreste von mehreren Hunderten, in einer Entfernung von einem Schuh neben einander eingerammter Pfähle von unbehauenem Eichen- und Buchenholz, in Reihen, die 16 Fuß von einander entfernt, 6 Fuß über dem Boden. Die Oberfläche der Pfähle bildet eine Ebene, welche durch Querbalken vervollständigt wird. Es ist augenscheinlich, daß hier die Ueberreste eines alten Fischerdorfes entdeckt sind, von dem unsere historische Kenntniß nicht das Geringste weis. Einen merkwürdigen Aufschluß über das außerordentliche Alter dieser spärlichen Reste gab eine nähere Durchsuchung des Bodens in der Nähe der Pfähle. Da fand man zuvörderst Ueberreste von Jagdthieren, und zwar theils von solchen, welche vor Jahrhunderten, aber doch noch in historischer Zeit, in der ebenen Schweiz existirten, wie von Hirschen, Dammhirschen und wilden Schweinen, — theils von solchen, die mit Beginn des historischen Zeitalters bei uns längst ausgerottet waren, wie von Bären und Steinböcken. Von Hausthieren fand sich keine Spur vor; dagegen wurde in geringer Entfernung ein Menschenschädel ausgegraben. Die gefundenen Geräthschaften bestehen in keilartig geschliffenen Steinen von 2 bis 6 Zoll Länge, meist in drei Zoll lange Stücke von Hirschhorn eingefügt, aus verschiedenem Gestein bestehend, in Lanzen und Pfeilspitzen von Feuerstein, in spitzen Instrumenten und einer Art von Hammer aus Knochen und Hirschhorn, in Quetsch- und Schleifsteinen, in einer bronzenen Armspange und in Bruchstücken sehr rohen irdenen Geschirrs, mit der Hand, ohne Töpferscheibe verfertigt und an offenem Feuer gehärtet, doch schon mit einigen Verzierungen. Der Fund ist in mehrfacher Beziehung interessant: 1) in geognostischer, da aus demselben hervorgeht, daß, der gewöhnlichen Ansicht entgegen, die Höhe des Seespiegels der Vorzeit geringer gewesen zu sein scheint, als in der Gegenwart; 2) in historischer Beziehung, da er uns beweist, daß zu einer Zeit, wo man vielleicht den Gebrauch der Hausthiere noch nicht konnte, und wo Bären und Steinböcke die Bewohner der Wälder und Höhen an unserem Zürichsee waren, schon menschliche Ansiedlungen sich vorfanden; 3) in ethnographischer Beziehung; den gefundenen Geräthschaften nach ist es nämlich sehr wahrscheinlich, daß die Bewohner des gefundenen Fischerdorfes zum celtischen Stamme gehörten. Darin findet die Ansicht derer eine Stütze, welche die Ortsnamen „Meilen" und „Stafa" am rechten See-Ufer aus celtischen Wurzeln herleiten, während Andere annehmen, dieselben seien rhätischen Ursprunges, indem die Rhätier vom Wallensee und von Glarus her bis an den Zürichsee vorgedrungen wären."

— In Paris ist eine Uebertragung einer Auswahl aus den Dorfgeschichten von B. Auerbach und den allemanischen Gedichten von Hebel unter dem Titel: „Hebel et Auerbach scènes villageoises de la forêt-noire, traduites par Max Buchon. Paris et Berne" erschienen. Wir finden darin von Auerbach „der Tolpatsch," „die feindlichen Brüder," „der Buchmayer" u. A.; und von Hebel „der Kirschenbaum," „das Gespenst," „die Pfeife," „der Sonntagsmorgen" u. A. Wenn man bedenkt, wie groß und wie im glücklichsten Falle nur theilweise zu beseitigen die Schwierigkeiten einer solchen Uebersetzung sind, so wird man billig genug sein, anzuerkennen, daß Herr Buchon bemüht gewesen ist, seine Originale möglichst treu wiederzugeben, insoweit es bei der nothwendigen Verdrängung des Idioms in den Dialogen geschehen konnte.

— Der Reisende Kiesewetter (aus Berlin gebürtig, längere Zeit in Leipzig) sah auf den sandigen Kirgisensteppen einen Knaben sich damit belustigen, auf Eidechsen Jagd zu machen. Wo er wußte, daß sich unter dem Sande ein solches Thierchen verborgen hielt, stach er mit einem Stäbchen ein, worauf dasselbe sogleich hervorkam, schnell entfloh und in einiger Entfernung mittelst einer eigenthümlichen zitternden Bewegung seinen Körper wieder in den Sand untertauchte. Eine der Eidechsen, welche der Knabe verscheuchte, entfloh jedoch nicht sogleich, sondern trotzte der Gefahr und verschwand an derselben Stelle im Sande, um einem dort verborgenen Gefährten vielleicht seinem Weibchen — ein Zeichen zu geben, worauf denn auch sogleich eine zweite Eidechse hervorkam und nun beide zusammen davoneilten. — Ein schönes Beispiel von Treue und Anhänglichkeit unter den Thieren, und zugleich ein Beweis, daß diese Eidechsen ohne einen Laut von sich zu geben (denn sie sind stumm), ohne Gesticulation (denn unter dem Sande ist es dunkel), sich verständigen konnten. Wie viel bleibt noch in diesem Felde der Forschung übrig!

— „Der Geschmack ist verschieden." Aber auch für den Geruch ist dieser Ausspruch wahr. Den meisten Menschen ist faulendes Fleisch widerlich, und doch gilt Manchem ein starker Haut-goût des Wildprets als besondere Annehmlichkeit. Der Asa fötida hat bei uns wegen seines abscheulichen Geruches den Namen „Teufelsdreck" erhalten, aber den Persern riecht er so angenehm, daß sie ihn „Götterspeise" nennen, und sich damit parfumiren. Knoblauch ist den Orientalen wohlriechend, wie Fischthran den Grönländern. In der vornehmen Welt Europa's findet man bald Antipatie, bald Leidenschaft für Rosenöl, Patchouli, Moschus. Nur zwei Parfums hat fast Jeder gern: Kölnisches Wasser und den Geruch bitterer Mandeln.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 28. Klagenfurt, Sonnabend, den 8. April. 1854.

Aus der Knabenzeit.

Von F. F.

Wer erinnerte ſich nicht manchmal mit Vergnügen an die Kinderzeit, den Maienmorgen des Lebens, voll Blüthenduft und Lerchenſang! Wer zauberte ſich nicht gerne manchmal vor die Seele die luſtigen, roſig ſchimmernden Gebilde der Kinderfantaſie, die wie bunte Falter den Knaben umſchwirrten, uno denen er mit ſo heißer Luſt nachjagte, bis eins um das ondere ſeinem Auge entſchwand. Wer rief ſie nicht geene manchmal wieder in das Gedächtniß zurück alt' die kleinen Freuden, die einſt ſein Kinderherz bewegten, und auch die Schmerzen, die kleinen, die ihn vielleicht damals recht hort gedrückt, und die er jetzt belächelt, weil ihn die Zeit Freude und Leid mit einem ondern, mit einem größeren Maßſtabe zu meſſen gelehrt hat.

Ein Freund von mir, ein luſtiger Geſelle, der jetzt weit von hier durch die Welt wandert, hat ſich einmal in einer Mußeſtunde ſo kleine Knabenerlebniſſe zuſammen geſchrieben. Sie ſind mir kürzlich wieder einmal in die Hände gekommen, und ich glaube, es wird mir's der Leſer nicht übel nehmen, wenn ich ſie hier folgen laſſe; ſie ſind zwor äußerſt harmloſer Notuk, bieten Nichts, was irgend Jemanden in höherem Grade intereſſiren könnte, oder was nicht Einer oder der Andere an ſich ſelbſt erlebt hätte; aber eben darum dürften ſie vielleicht bei dieſem oder Jenem ähnliche Erinnerungen anregen, und ihn dadurch in eine angenehmere Stimmung verſetzen, ols manche der großen Ereigniſſe der Zeit, von denen er ohnehin mehr als genug zu hören bekommt. —

Es war in M*, ſo erzählt mein Freund, einem freundlichen Marktflecken mit einer Benedictiner-Abtei, wo ich die Gymnaſialſchulen ſtudirte. Ich war kaum neun Jahre olt, als ich das Vaterhaus verlaſſen mußte. Mein Voter meinte: Man müſſe die Knoben früh in die Welt hinaus ſchicken, die Fremde müſſe ſie bilden, zu Hauſe ließe man ihnen zu viel hingehen, da lernten ſie nichts, und was ouch meine gute Mutter on Gegenvorſtellungen vorbrachte, und wie ſchwer es ihr wurde, ihr liebes Söhnchen, das ihr ſo recht zugethan war, und immer unter der Aegide ihrer Kleiderfalten Schutz ſuchte, wenn es eine Lection zu befürchten hatte, ſo ſchnell zu verlieren, ſo mußte ſie zuletzt doch dem Vater beiſtimmen; der kleine Adolf wurde ausſtoffirt, bei ollen Verwondten und Bekannten als ongehender Studioſus vorgeſtellt, und mit dem Segen der Aeltern und den Prophezeiungen des Herrn Pfarrers, daß er ein braver Student, und einmal ein großer Herr werden würde, in die Vorhalle der Weltweisheit, in das Gymnaſium geſchickt.

Ich weis nicht, wo ich damols die Courage hergenommen; aber ſo jung ich war, ging ich doch mit ganz kecken Schritten in die Welt. Ich konnte ala, alae deliniren, wußte etwas von Imperativ und Comparativ, hatte ſogar ſchon Nomina, quae maribus tribuuntur etc. ouswendig gelernt; das waren in meinen Augen Kenntniſſe genug, um ſich damit in die Welt zu wagen; die Mutter hatte mir ſechs nogelneue Zwonziger in meine Sparbüchſe gethan, es fehlte mir alſo auch nicht an Vermögen; ich ſollte neue Gegenden, neue Menſchen ſehen, und dann, was nicht zu vergeſſen, war mir ja auch ein ſtahlgrüner Caputrock und ein rothſammtenes Gilet, ſchon lange der Zielpunet meiner Wünſche, verſprochen worden. Mußte ich unter dieſen Umſtänden mir nicht die Abreiſe beinohe mit Ungeduld herbeiwünſchen? Mein Gott! wos weis denn ouch ein Kind von neun Jahren, was es on dem Vaterhauſe verliert. Später habe ich es wohl einſehen gelernt, nnd hätte gerne Caput und Gilet für eine einzige Stunde im Kreiſe meiner Aeltern und Geſchwiſter hingegeben.

Wos mir den Abſchied noch überdies erleichterte, war, daß noch ein zweiter Knabe ous meinem Geburtsorte mein Schickſal theilte, des Schulmeiſters Ignoz, in der Schule gewöhnlich der große Nazi, wegen ſeiner für einen Normalſchüler ganz ungewöhnlichen körperlichen Dimenſionen genannt. Von den Studenten erhielt er bald ouch noch einen ondern Beinamen: „Der Herr Profeſſor," weil er immer eine ſo ernſte Miene annahm, und ollen Knabenvergnügungen abhold wor. Weſentlich trug ouch dazu ein anderer Umſtond bei. Er hatte nämlich einmal vom Cooperator unſeres Geburtsortes für ſeine gewiſſenhafte Berufserfüllung als Miniſtrant ein Paar hohe Stiefel mit Quoſten bekommen, welche er nie bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen verabſäumte, und woas ihm, in Verbindung mit ſeinem altmodiſchen ſchwarzen Frack und ſeiner ſteifen Haltung uno tactmäßigen Bewegung, ein gewiſſes würdiges, profeſſoriſches Ausſehen gab. Der jung

Digitized by Google

Hr. Professor fand an Hrn. Säuerling, einem ehrsamen Zinngießer, einen schützenden Hausvater, während ich der Obhut der Frau van P* und ihrer beiden Töchter, der Frl. Resi und Frl. Pepi, Beide schon über die erste, theilweise auch zweite Jugend hinaus, anvertraut wurde.

Ich hatte bei dieser Familie eben keine schlechten Tage. Sie gewannen mich bald lieb, weil ich ihren Befehlen gewissenhaft Folge leistete, und da auch die besten Menschen nicht ohne allen Egoismus sind, so mochte auch der Umstand mir ihre Gunst erwerben helfen, daß ich außer meinem Kostgelde einen Hut Zucker und einige Packete Caffee u. dgl., für eine Hauswirthschaft nicht zu verwerfende Artikel, mit mir brachte. Insbesonders war die alte Frau, ein gekrümmtes Mütterchen, das immer von der Gicht geplagt war, recht gut und freundlich gegen mich, und vergaß nie, meine Kleider schön in Ordnung zu erhalten, meine Wäsche vorzureichten und darüber zu wachen, daß ich mich ordentlich säuberte und wusch, und mein Morgen- und Abendgebet nicht verabsäumte. Schwerer war es mit Frl. Pepi auszukommen, die, wenn auch gerade nicht bösartiger, doch sehr aufbrausender Natur und immer schlechter Laune war. Sie soll, wie es hieß, einmal ein Liebesverhältniß mit einem schönen stolzen Krieger gehabt haben, und von diesem verlassen worden sein, was sie mit einem gewissen Hasse gegen das ganze Männergeschlecht, ja gegen die ganze Welt erfüllte. Ueberall sah sie nur schwarz, und das unschuldigste Vergnügen fand sie anstößig. Ich erinnere mich, daß sie mich einmal wie einen Verbrecher vor den Präfecten geschleppt, weil ich an einem Festtage, statt sogleich nach der Messe heimzukehren, durch die Maienluft und den luftigen Vogelsang angezogen, ein wenig in den Feldern herumschlenderte, und erst eine Stunde später nach Hause kam. Der Präfect jedoch meinte, man könne eine so unschuldige Lust dem Knaben wohl gewähren, der Mensch müsse auch aus der Natur, und nicht bloß aus den Büchern lernen, und nahm mich, statt wie mein strenger Mentor glaubte, mir einen Hausarrest zu dictiren, mit sich in den Stiftsgarten, wo er mir Vieles und Schönes von Gott und Menschen erzählte, was unter dem blauen Himmel und dem frohen Gezwitscher der Vögel wie Maiensonnenblicke in mein junges Gemüth fiel, und dauernder haften blieb, als irgend etwas, was ich in dumpfer Stube aus den Büchern gelernt habe. So glücklich sich nun auch diese gefürchtete Scene von Seite des Präfecten für mich wendete, so äußerte sie doch auch ihre üblen Folgen auf mich von Seite der Frl. Pepi; denn diese sich nun in ihrer Autorität verletzt fühlend, usurpirte nun in allen Strafangelegenheiten das ausschließliche Richteramt, und verwaltete es mit doppelter Strenge. Ein einziger Klecks auf das Pensum zog einen Hausarrest oder wenigstens den Abzug einer Speise nach sich. Aus diesen schlimmen Verhältnissen half mir jedoch gewöhnlich die rettende Hand der guten alten Frau. Wirklich, sie war eine gute Seele Gott tröste sie! Sie ist auch schon hinüber gegangen; aber oft noch gedenke ich ihrer, und sehe sie ordentlich vor mir mit ihrer Pelzkappe und der Brille auf der Nase am Fenster sitzen, und in ihrem Lieblingsbuche, der Bibel lesen, über der sie gewöhnlich in ihr Nachmittagsschläfchen versank. Es ist ein eigenthümlich angenehmes Gefühl, sich an einen guten Menschen zu erinnern. Wahrlich, das Leben eines Solchen ist wie ein Frühlingstag. Er will Nichts als erfreuen und beglücken, und selbst, wenn er aufgehört hat zu sein, malt sich noch der Abglanz seines schönen Lebens in den Früchten seines segensreichen, wenn auch noch so bescheidenen Wirkens, wie der dahingeschiedene Frühlingstag sein Andenken in der aufquellenden Knospe zurückläßt.

Mit dem Lernen hatte ich wenig Anstände; die Lectionen gingen gewöhnlich gut, und wären vielleicht noch besser gegangen, wenn ich nicht immer vor den Augen der Frl. Pepi hätte lernen müssen, was mich verdroß. So kam es denn, daß ich oft ein Märchen oder eine Erzählung unter meinem Lehrbuche versteckt hielt, und in unbelauschten Momenten darin las. Die Schwierigkeiten, womit ich mir eine solche Geschichte erkämpfen mußte, machten sie mir erst recht interessant; denn, wenn ich gerade bei einer entscheidenden Wendung inne halten mußte, welches Feld hatte da die Fantasie, sich die noch unentschleierten Geheimnisse in den buntesten Farben auszumalen. Oft ärgerte ich mich dann, daß es nicht so schön ausgegangen, wie ich es mir gedacht hatte. Namentlich war es Ida von Toggenburg, deren Schicksal mich damals in hohem Grade interessirte. Wie innig habe ich damals die Unglückliche bedauert! Wäre ich ein reicher Mann gewesen, und hätte ich diese Summe von Mitleid an Lebende gewendet, ich hätte viele Menschen damit glücklich machen können! Die Natur hat uns doch ein schönes Gefühl in dem Gefühle des Mitleids gegeben. Ich denke mir oft, wenn all' die Keime dieses göttlichen Gefühls, die in den Kinderherzen schlummern, zur Reife kämen, wie glücklich müßten die Menschen sein! Aber sie ist zu zart diese Pflanze, und gedeiht nur spärlich unter den Stürmen der Welt!

Wie es im Leben geht, daß Mitleid mit Unglücklichen oft schlecht belohnt wird, so war es auch hier der Fall. Ganz vertieft in die unglückliche Ida übersah ich nämlich, daß Frl. Pepi einen scharfen Blick auf meinen Tisch warf, und das Geheimniß meiner Studien entdeckte. Die Folgen dieser meiner Unvorsichtigkeit waren unberechnenbar; es wurde nun eine Confiscation aller profanen Bücher eingeleitet, und ich mußte künftighin laut studiren. Aber noch ein anderes Malheur hat mir diese unglückselige Ida von Toggenburg verursacht. Es war uns nämlich aufgetragen, den Bürgern des Marktfleckens, und versteht sich noch mehr ihren Frauen, bei jedesmaliger Begegnung un-

Digitized by Google

sere Reverenz zu machen. Da ging ich denn auch einmal wenige Tage nach der erwähnten Bücherconfiscation ganz trübselig in die Schule, und dachte so nach, ob wohl die Unschuld der Verkannten wieder an den Tag kommen, und sie für ihre Leiden Entschädigung finden würde, und bemerkte dabei nicht, daß Frau Lindenblüh, die Spenglermeisterin, hart an mir vorüberkam. Frau Lindenblüh war im ganzen Marktflecken als sehr stolz bekannt, weil ihr Mann kürzlich von einem seiner Verwandten 4000 fl. geerbt hatte. Ein zweiter und vielleicht noch wichtigerer Grund ihres Stolzes soll aber der Umstand gewesen sein, daß sie einmal mit dem Kreishauptmanne gesprochen, und dieser sie: „meine liebe Frau" genannt hatte. Sie, die vom Kreishauptmanne ja „liebe Frau" titulirt worden, sie sollte an einem Parvisten ungegrüßt vorüber gehen. Das war etwas, wogegen sich ihr gerechter Stolz empörte. Mit einer einzigen raschen Handbewegung, in denen sie, wie die böse Welt sagte, eine eigenthümliche Uebung besitzen sollte, war meine Kappe vom Kopfe, und wälzte sich im Kothe. Diese schimpfliche Behandlung that mir sehr wehe, und bitterlich weinend kehrte ich nach Hause, meiner Kostfrau den Unfall zu klagen. Sie aber meinte, es geschehe mir schon recht, das sei die Folge, weil ich immer so im Nebel herumginge, und meine Gedanken weiß Gott wo hätte; mit meinem Fantasieren würde ich mir noch einmal tüchtig den Kopf anstoßen. Die gute Frau hat damals in ihren beschränkten Ansichten eine ernste Lebenswahrheit ausgesprochen. Das Fantasieren! das unglückliche Fantasieren! was hat mir das oft schon für bittere Stunden verursacht! Die Geschichte der Spenglermeisterin ist nicht ohne Moral. Sie hat sich mir schon oft im Leben in den verschiedensten Variationen wiederholt!

Gesellschaft mit Mitschülern war mir durchaus untersagt; nur der große Natzi durfte mich zeitweise besuchen, und mit mir spazieren gehen. Da wurde denn immer in der Richtung nach unserem lieben Geburtsorte gegangen, und von Nichts als von der Heimat gesprochen. So oft dieses Thema auch abgehandelt wurde, es war uns immer neu und interessant. Eine böse, böse Krankheit hatte sich gemeldet, das Heimweh! Wir beneideten ordentlich die Sonne, daß sie in unseren lieben Geburtsort hinab schauen konnte, und fanden, daß nirgends die Luft so angenehm und die Bäume so grün seien als zu Hause bei uns. Was war das für eine Freude für uns, als einmal Frau Wölkhofer, eine Deckenmacherin unseres Geburtsortes, durch M* reiste. Wir hatten sie früher kaum vom Sehen gekannt und beachtet, und jetzt erschien sie uns wie ein überirdisches Wesen! Mit welch' süßem Behagen schaute ich in das runzelige schmutzige Gesicht, und die nichts weniger als schönen grauen Augen! Ich glaube kaum, je mit größerer Lust in das Auge des schönsten Mädchens geblickt zu haben. Sie erzählte uns, daß Meister Proscheck, der Tischler, einen neuen Gesellen aufgenommen, und daß Hr. Botzenhart, der Bäcker, junge Ferkeln bekommen, Neuigkeiten, die uns unendlich interessirten. Des Nachts getrauten wir uns kaum zu schlafen, um ja die Abfahrt des Stellwagens, mit dem sie weiter reisen sollte, nicht zu versäumen, und ich glaube sogar, ich habe von ihr geträumt.

(Fortsetzung folgt.)

Theater in Klagenfurt.

Nachdem die diesjährige Saison mit dem heutigen Tage zu Ende geht, müssen wir uns noch früher einer aufhabenden Pflicht entledigen, das Gastspiel des Herrn Julius, wenn auch nur mit kurzen Worten zu beleuchten. Wir haben uns gelegenheitlich seines ersten Auftretens dahin ausgesprochen, daß wir in ihm einen Schauspieler von entschiedenem Charakterisirungstalente erkennen, der den darzustellenden Charakter in Maske und Haltung entsprechend zu gestalten, und den Anfangs angeschlagenen Ton consequent festzuhalten weis. Wir möchten dieser unserer zuerst ausgesprochenen Ansicht nur noch beifügen, daß in seinen späteren Gastvorstellungen hin und wieder eine gewisse Stereotypie im Ausdrucke mancher Affecte, und manchmal ein Hang zu Uebertreibungen hervortrat, wodurch die Wirkung einiger Rollen in etwas beeinträchtigt wurde. Dies gilt namentlich von seinem Franz Moor, der durch zu grelle Tinten nicht selten in's Unschöne fiel, um so mehr, als sein etwas beschränktes Organ einer grellen Färbung nicht günstig ist. Seine Force sind offenbar die scharf ausgeprägten, schon an die Caricatur streifenden Genrerollen. In größeren Charakteren gefiel er uns am besten als Rath Brömser in Benedix's „Lustspiel," und als Wurm in „Cabale und Liebe," wenn wir auch in letzterem hie und da mehr Ruhe gewünscht hätten. Sein Kuh von Kuhdorf in „zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten" litt durch den ganz unnöthig angebrachten jüdischen Accent, während uns sein Lord Lillburne zu lebhaft in Bewegung und Mimik erschien, welche Lebhaftigkeit uns mit manchen Aeußerungen der höchsten Gleichgiltigkeit, wie in der Scene bei dem Sturze Philipp Beauforts, nicht recht vereinbar schien. Nichtsdestoweniger schätzen wir Herrn Julius als einen sehr intelligenten und begabten Schauspieler, und hätten ihm einen höheren Grad von Anerkennung gewünscht, als ihm hier zu Theil geworden. Uebrigens darf man den Grad des Gefallens eines Schauspielers nicht immer nach den Beifallsbezeugungen beurtheilen. Der Applaus des Publikums ist gewöhnlich das Resultat seiner Gefühlserregung, und somit dem Helden und Liebhaber, der mehr auf das Gefühl wirkt, weit mehr zugänglich als dem Charakterdarsteller, insbesonders dem Intriguant, der sich beinahe ausschließlich nur auf dem Wege des Verstandes Anerkennung erwerben kann.

Hr. Julius führte uns auch mehrere seiner Dichtungen vor. Von seinen: „Wie zwei Tropfen Wasser" und „Alles oder Nichts" ist nicht viel zu bemerken. Sie sind Bearbeitungen aus dem Französischen, und theilen die gewöhnlichen Schwächen solcher Producte ohne besonderer Vorzüge. „Wie zwei Tropfen Wasser" verspricht in den erstern Scenen, wo sich die beiden Eheleute recht amusant dupiren, eine gute Intrigue; aber das Anfangs

Digitized by Google

recht nett gesponnene Fädchen verliert sich namentlich durch die matte, höchst unwahrscheinliche Duell-Scene immer mehr in ein verworrenes Gewebe. An das Benefizstück des Hrn. Julius: „die Spinnerin am Ulrichsberge," möchte ich jedoch gerne einige Bemerkungen knüpfen. Wir haben aus diesem Stücke Manches erfahren, wovon wir bisher keine Ahnung hatten, daß nämlich im Ulrichsberge ein mächtiger Geist seine Behausung aufgeschlagen, daß es dort unermeßlich viel Gold gibt, und daß einmal eine Bauerstochter aus Ramsdorf dort Gold gesponnen, und zwanzig Jahre im Berge gesessen, und erst als ein altes Mütterchen wieder herausgekommen sei. Nichtsdestoweniger kam uns Hr. Alpenor (so heißt der mächtige Geist) nicht ganz unbekannt vor, und wir glaubten in ihm eine frappante Aehnlichkeit mit dem guten alten Rübezahl zu finden. Wir hätten darum auch meinen können, daß er uns nur zum Besten hatte, und sich mit falschem Namen nach Kärnten eingeschlichen hat — „doch er sagt, daß er ein Kärntner ist, und Alpenor ist ein ehrenwerther Geist." Wir hätten auch glauben können, daß die Bauern und Bäuerinen, die uns soviel von Ramsdorf und Zweikirchen und vom Ulrichsberg und vom Predigstuhl erzählen, uns nur foppen wollen, und nichts weiter sind als verkappte Schlesier, „doch Alpenor sagt, daß sie Kärntner sind, und Alpenor ist ein ehrenwerther Geist." Aber wie man nicht allen Menschen glauben darf, so darf man es auch nicht allen Geistern, und auch Hr. Alpenor ist ein Schelm; denn wir haben uns in Ramsdorf erkundigt, und auch dort wissen sie kein Sterbenswörtchen von der ganzen Geschichte. Es scheint also, daß sich Hr. Alpenor mit falschen Pässen herumtreibt, und so wie er sich uns als einen Kärntner vorstellte, so wird er sich in Laibach für einen Krainer, in Agram für einen Croaten, und in Prag wieder für einen Böhmen ausgeben. Wir sollten uns zwar geschmeichelt fühlen, wenn so viel von dem Golde unserer Berge und den Geistern unseres Landes gesprochen wird, aber wir verlangen es nicht, daß man uns mit fremden Federn schmücke, und uns etwas hinaufdisputire, was uns nicht angehört. Eine Sage, welche nicht im Volke wurzelt, hat als solche keine Berechtigung, und ist ein Eingriff in die Geschichte eines Landes. Man könnte mit gleichem Rechte behaupten, Wilhelm Tell sei ein Ungar, und die Johanna d'Arc eine Tirolerin gewesen *).

Schon früher, und namentlich während des Gastspieles des Hrn. Julius hatten wir Gelegenheit, seine Tochter Fräul. Anna Julius in mehreren Rollen zu sehen, in welchen sie ein recht hübsches Talent, namentlich für das Naive beurkundete.

Cajus.

Notiz.

— Se. kaiserl. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Ferdinand Max haben unterm 26. März 1854 das nachfolgende Concurs-Programm zu genehmigen und dessen öffentliche Kundmachung anzuordnen befunden:

Concurs-Programm

für die in Folge des Aufrufes Sr. kaiserl. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ferdinand Max in Wien zu erbauende Votivkirche.

1. Zur Theilnahme an diesem Concurse sind alle Architekten des In- und Auslandes eingeladen.

2. Die Kirche wird auf dem durch die Allerhöchste Gnade Sr. Majestät des Kaisers dazu gewidmeten Platze, dem kaiserlichen Schlosse Belvedere gegenüber, in dem am höchsten gelegenen Stadttheile von Wien aufgeführt werden.

3. Die Kirche soll vier bis fünf Tausend Menschen fassen können, im gothischen Style erbaut werden und zwei Thürme erhalten. Außer dem Hochaltare werden vorerst nur zwei Altäre angebracht, jedoch ist Raum für noch mehrere Altäre in dem Bauplane anzuordnen.

Es sind keine Emporen, doch im Chore zwei große Oratorien anzubringen.

4. Für die Bauführung sind 1,500,000 fl. C. M. bestimmt. Die Kosten der Altäre sowie der gesammten inneren Ausschmückung sind in dieser Summe nicht inbegriffen.

5. Die Einhaltung der Bausumme ist in einem ausführlichen Kostenanschlage ersichtlich zu machen. Zur Ausarbeitung desselben kann nebst dem Situationsplane, worauf die Beschaffenheit des Bauplatzes angegeben ist, auch ein Preisverzeichniß der in Wien üblichen Materialpreise und Arbeitslöhne bei dem Secretär des leitenden Comité, Dr. Perthaler, Wallnerstraße Nr. 263, behoben werden, an welchen man sich auch wegen allenfalls gewünschten Auskünften in Betreff dieses Concurses zu wenden hat.

6. Die Pläne sind im Maßstabe von 9 Linien = 2 Centimetres für eine Wiener Klafter = 1·89 Metres in reine Contouren auszuführen und müssen aus so vielen Grundrissen, Aufrissen und Durchschnitten bestehen, als erforderlich sind, um den Entwurf, der übrigens auch zu cotiren ist, in jeder Beziehung verständlich darzustellen.

7. Jeder Entwurf ist mit einem Wahlspruche zu bezeichnen und bis 1. November 1854 mit der Adresse: „an das leitende Comité, für den Bau der Votiv-Kirche" in der fürsterzbischöflichen Consistorial-Kanzlei in Wien zu überreichen.

Ein den Entwurf begleitendes, von Außen mit demselben Wahlspruche versehenes, unter Siegel gelegtes Blatt muß den Namen und Wohnort des Concurrenten erhalten.

8. Die Wahl des Entwurfes haben sich Se. kaiserl. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Ferdinand Max unter dem Beirate Hochstihres allerdurchlauchtigsten Oheims, Sr. Majestät des Königs Ludwig von Baiern vorbehalten.

9. Der zur Ausführung gewählte Plan wird mit 1000 Stück Ducaten in Gold honorirt. Außerdem behalten sich Se. kaiserliche Hoheit vor, für einige andere gelungene Ausarbeitungen, welche übrigens Eigenthum der Verfasser bleiben, eine Vergütung von je 1000 fl. C. M. zu gewähren.

Wien, den 14. März 1854.

Das leitende Comité für den Bau der Votivkirche in Wien.

Dies wird hiemit zur allgemeinen Kenntniß gebracht.

Wien, den 31. März 1854.

*) Herr Julius ersuchte uns, die Erklärung zu veröffentlichen, daß die Ursache, warum die beabsichtigte Aufführung von Goethe's Faust unterblieb, nicht in ihm, sondern in äußern Umständen lag.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 29. Klagenfurt, Dienstag, den 11. April. 1854.

Aus der Knabenzeit.

Von J. J.

(Fortsetzung.)

Unsern Natzl plagte aber auch noch ein anderer Schmerz, der zwar nicht im Herzen, aber nicht weit davon seinen Sitz hatte, nämlich — im Magen. Er war Sängerknabe und hatte als solcher die unentgeltliche Kost. Ungeachtet sein Wuchs über manchen Humanitätsschüler hinausreichte, wies ihn doch sein trauriges Los, nur Parvist zu sein, den letzten Platz an der Tafel an. So kam es denn öfter, daß seine Vormänner von dem Rechte der Priorität einen zu ausgedehnten Gebrauch machten, und als die Schüssel an unsern Natzl kam, es diesem wie dem Poetrn in der „Theilung der Erde" erging. „Ach, da war nirgends was zu sehen, und Alles hatte seinen Herrn." Zum Unglück besaß unser Natzl durchaus keine Anlagen für eine Stelle in einem Mäßigkeitsverein, und theilte nicht die Ansicht des Philosophen, der Essen und Trinken für gemeine thierische Bedürfnisse erklärte, denen man nach Möglichkeit entsagen müsse. Aber auch in dieser Noth fand er einen theilnehmenden und rettenden Freund in der Person des Bäckers Hrn. Pitzl, mit dessen Söhnchen er Studien im Buchstabieren machte, und wofür er täglich den unentgeltlichen Bezug eines „Weckens" hatte. Die Wecken des Hrn. Pitzl waren als ein sehr gesundes und nahrhaftes Gebäck bekannt, und der Hr. Professor liebte das Nahrhafte. Er fühlte sich also bald mit süßen Banden an Hrn. Pitzl gekettet; es war dies vielleicht die glühendste Schwärmerei seiner Jugend. Im Uebrigen stand Ignaz bei weitem unter keiner so strengen Subordination als ich. Er konnte für sich studiren, und in den freien Stunden ungehindert seinen Neigungen folgen. Nur an Sonntagen Nachmittags hatte sich's Hr. Säuerling vorbehalten, seine Studenten um sich zu versammeln, und ihnen einen Sermon zu halten. Er las mit Vorliebe in alten Chroniken, und erzählte dann gerne von Königen und Prinzen, von der Völkerwanderung und von den Türken- und Franzosenkriegen, woraus er immer Anwendungen und Klugheitsregeln für die Gegenwart zu ziehen wußte. Hr. Säuerling war durch und durch der Mann der Klugheit, Klugheit war seine Devise. Er pflegte oft zu sagen: Mit dem bloßen gescheidt sein, bleibt man sein Lebelang ein armer Teufel; aber wer klug ist, weis sein Schärfchen in's Trockene zu bringen. Gleichwohl war Hr. Säuerling nicht beliebt. Man munkelte, daß er durch Erbschleichereien einen weitschichtigen Vetter in Stadt Steyer übervortheilt, und die nähern Verwandten um ihre wohlerworbenen Rechte gebracht habe; auch war es gar kein Geheimniß, daß er Geld zu zwölf bis fünfzehn Procenten ausleih. Er wußte es, daß ihn die Leute nicht liebten, aber er kränkte sich darüber nicht, und meinte: „wenn sie Geld brauchten, kämen sie doch immer gerne zu ihm." Die Klugheitslehren des Hrn. Säuerling fielen bei Ignaz auf keinen unfruchtbaren Boden. Der gewisse praktische Sinn, der ihn schon zu Hause charakterisirt hatte, entwickelte sich immer mehr. Er hatte wenig Talent, lernte aber fleißig, und las nichts, was nicht unmittelbar auf die Schulgegenstände Bezug hatte. Er schloß sich gerne an Studenten höherer Classen an, denen er sich durch Abschreiben von Meßliedern, hin- und hertragen von Büchern u. dgl. verbindlich machte. So sehr ihm dies auch seine Mitschüler übel nahmen, so getraute sich doch keiner, seinen Unwillen laut werden zu lassen, weil er die Beziehung eines mächtigen Bundesgenossen aus der Grammatik oder Syntax, oder eine Anzeige beim Professor befürchten mußte. Dieser Umgang mit größeren Studenten hatte aber für unsern Ignaz, außerdem, daß er sich dadurch in seiner Stellung gehoben fühlte, die unmittelbare praktische Folge, daß bei Tische nun Manches auf ihn kam, worauf er sonst hätte verzichten müssen. Auch kam ihm in dieser Beziehung bald die Protection der Stiftsköchin zu Gute, bei der er sich dadurch beliebt machte, daß er seiner Reverenz jedes Mal einen Handkuß beifügte. Noch ein Umstand aber war, den er sehr praktisch auszubeuten wußte. Er hatte nämlich zu Hause, wo sein Vater auch Organistendienste versah, die Clarinette zu spielen gelernt, was ihn, verbunden mit seiner Eigenschaft als Sängerknabe in M*, zu einer musikalischen Persönlichkeit machte. Insbesondere erwarb er sich dadurch das Wohlwollen des Schul-, respective Capellmeisters des Ortes, der ihn dann und wann, wenn er mit seinem Orchester in Verlegenheit war, bei Kirchtagen, Hochzeiten, Geburts- und Namenstagsständchen u. dgl. musikalischen Productionen mitwirken ließ, und seine künstlerische Thätigkeit jedes Mal mit einem Honorar von 4 Groschen W. W. belohnte. Außer diesem pecuniären Vortheile, der ihm aus den freundschaftlichen Beziehungen zum Schulmeister er-

wuchs, verfehlten dieſe auch nicht, ſein Anſehen unter den Studenten ſowohl, als den Honoratioren des Marktfleckens bedeutend zu erhöhen; es iſt daher nicht zu wundern, daß er bemüht war, dieſes Verhältniß immer enger zu knüpfen. Bald wurde keine Muſik mehr ohne unſern Ignaz abgehalten; es war ihm genug, wenn er nur ein Notenblatt halten, oder dem erſten Violinſpieler umblättern konnte. Er fand dann auch Gelegenheit, ſich mit einem der Gehilfen in einen Discurs einzulaſſen, oder ihm vielleicht ſogar die Hand zu drücken, was nie die Wirkung verfehlte.

So avancirte unſer Ignaz in Sturmesſcheitt zum Manne von Bedeutung. Seine gewichtigen Verbindungen geſtatteten ihm nun nicht mehr einen zu vertrauten Umgang mit einem ſo unbedeutenden, harmloſen Parviſten wie ich war, er beſuchte mich nur ſelten, und ſprach mit mir nur mehr in dem Tone eines Vorgeſetzten.

So ſtand ich wieder recht verlaſſen und freundlos da, und fühlte nun doppelte Sehnſucht nach der Heimat und meinen confiscirten Büchern. Bald fallte jedoch ein unerwartetes Ereigniß eine neue Wendung in meine Verhältniſſe bringen. Es war nämlich eine reiſende Schauſpieler-Geſellſchaft nach M* gekommen, um unter der Direction der Madame Nelkenduft im Gaſthaus zum „Hirſchen" eine Reihe von Vorſtellungen zu geben. Nachdem ſchon durch Jahre etwas Aehnliches nicht geſehen worden war, erregte das Erſcheinen dieſer Geſellſchaft allenthalben die lebhafteſte Senſation. Sogar der Marktrichter Herr Leberfleck, der es ſonſt für unverträglich mit ſeiner Würde hielt, ſeine Aufmerkſamkeit anderen Dingen als ſeinen Amtsgeſchäften zuzuwenden, ſogar dieſer hatte ſich ſchon eine Stunde vor ihrem Eintreffen auf den Marktplatz begeben, den Einzug mit anzuſehen. Obgleich dieſer kein glänzender war (denn ſie waren ſammt und ſonders auf einem Linzer Kälberwagen angekommen), ſo wußten ſie doch durch gewiſſe Attribute ihrer Herrlichkeit, ſpaniſche Mäntel, Barets mit Schwungfedern u. dgl., die ſie in kluger Berechnung dem Blicke des Beſchauers halb verbargen, und halb wieder erſichtlich machten, nicht wenig zu imponiren. Auch dadurch wußten ſie ſich als Künſtler höherer Bedeutung ſchon im Vorhinein geltend zu machen, daß ſie gedruckte Zettel ausgaben, und den Anfang der Vorſtellung nicht, wie es ſonſt üblich war, durch Trommelſchlag verkündeten. Frl. Pepi meinte zwar, das Trommeln wäre recht hübſch geweſen, vielleicht weil dieſe Töne Erinnerungen an ihre Jugendliebe erweckten; indeſſen der größte Theil der haute volée und auch Frl. Clair, eine Freundin der Frl. Pepi, welche kürzlich erſt von St. Pölten angekommen war, fand es gemein und wahrer Künſtler unwürdig. „Das Aeſthetiſche," ſagte Frl. Clair, „braucht keinen äußern Flitter."

Frl. Clair galt im ganzen Marktfleckten als ſehr gebildet und beleſen, und ihre Stimme in Etiketts- wie in ſchöngeiſtigen Angelegenheiten war immer eine entſcheidende. Sie war auch eine große Freundin des Theaters, aber nur von „äſthetiſchen Vorſtellungen." Sie hatte einmal in St. Pölten den „König Enzio" geſehen, und war namentlich durch die Hingebung Lucias, die ſich ſogar entſchließen konnte, die ewige Kerkersnacht mit ihrem geliebtem Enzio zu theilen, ſo begeiſtert worden, daß ſie ſeither leidenſchaftlich für Trauerſpiele ſchwärmte. „Ein Trauerſtück," pflegte ſie zu ſagen, „iſt für mein Herz ein wahrer Genuß."

Frl. Clair war überhaupt unendlich ſentimental. Sie las nur Rührendes, am liebſten Lafontaine. Sie wußte den Monolog: „Lebewohl ihr Berge" und den andern aus Maria Stuart: „Eilende Wolken, Segler der Lüfte" auswendig, ſie declamirte die „Leonore" von Bürger, und „des Mädchens Klage" von Schiller, und wußte Stellen aus „Menſchenhaß und Reue" und „Müller und ſein Kind" wörtlich zu citiren.

Dieſer ihr eigenthümliche ſentimentale Zug ſprach ſich auch in ihrer ganzen äußern Erſcheinung aus. Frl. Clair war äußerſt mager und ſo bloß, daß ſie bezüglich ihres Teints ganz geeignet war, die Luiſe in „Cabale und Liebe" zu ſpielen. Ueber ihre blonden Locken ſchwebte gewöhnlich ein idylliſcher Schäferhut mit roſigem Bande, ſowie ihren Buſen, ſoweit es die Jahreszeit zuließ, immer ein Strauß von dufteuden Veilchen oder Vergißmeinnichten ſchmückte, und ihrem Anzuge niemals ein gewiſſer, an Arkadien gemahnender Aufputz fehlte.

Daß eine Dame von der Bildung und dem poetiſchen Sinne wie Fräulein Clair die wandernden Kunſtjünger in ihre Protection nahm, kanu nach den obigeu Andeutungen wohl nicht überraſchen. Frau Nelkenduft, wahrſcheinlich ſchon früher über die Ortsverhältniſſe informirt, verabſäumte auch nicht, Fräulein Clair ſogleich ihre Aufwartung zu machen, ihr die Kräfte und Mittel ihres Kunſt-Inſtitutes in den ſchönſten Farben zu ſchildern und das Repertoir zur Begutachtung vorzulegen. Fräulein Clair ſagte ihre Unterſtützung zu, und ſprach ſich namentlich über das Repertoir billigend aus, weil glücklicher Weiſe gleich für die erſten Tage beinahe durchgehends rührende Stücke, wie: „Menſchenhaß und Reue," „der Leichenräuber," „Hinko, der Freiſchütz" u. dgl., angeſetzt waren. Nur „Rochus Pumpernikel" und „Doctor Kramperl" mußten über ihren Wunſch geſtrichen werden; die ſeien, meinte ſie, nicht äſthetiſch und paßten für kein kunſtſinniges Publicum. Am liebſten hätte ſie freilich den „König Enzio" geſehen, allein unglücklicher Weiſe hatte der Heldenſpieler, Herr Caspér, ſchwarzes Haar, in der Sargſcene waren aber blonde Locken abſolut nothwendig, eine blonde Perrücke aber weder im Beſitze der Geſellſchaft, noch irgendwo im Markte aufzubringen. Nur Fräulein Clair wäre in der Lage geweſen, aus dieſer Noth zu helfen, wenn ſie ſich hätte entſchließen können, ihre eigenen Locken der Kunſt zu opfern; ſie ſoll auch ſchon halb und halb hiezu bereit geweſen ſein; allein das Opfer war denn doch zu groß, und ſie beſaß nicht die Seelenſtärke, es zu vollbringen.

Digitized by Google

Uebrigens tröſtete ſie ſich damit, daß dieſes Trauerſtück ohnehin ſchwerlich ſo rührend wie in St. Pölten hätte aufgeführt werden können, und daß vielleicht der Eindruck, den Herr Immergrün als Enzio auf ſie gemacht, dadurch gelitten hätte.

Die erſte Vorſtellung war „Eduard von Schottland, oder: die Nacht eines Flüchtlings," von Kotzebue, und fiel ſehr glücklich aus. Die kritiſchen Stimmen, welche Tags darauf in allen Kreiſen laut wurden, vereinigten ſich allenthalben in Lobeserhebungen über die Kunſt der Geſellſchaft, und man behauptete, ſo gute „Spieler" ſeien noch nie in M* geweſen. Namentlich gefiel entſchieden der Held, Herr Caspér. Ein ſo hoher Wuchs, ein ſo ſchön geſchnittener Kopf und ſolche Rabenlocken waren noch nie da geweſen. Auch ſein Spiel fand man ſehr gefühlvoll, und Fräulein Clair meinte, er wäre der ganze Immergrün, nur habe dieſer einen noch ſchmachtenderen Blick gehabt. Herr Caspér war auch bald der Held des Tages. So oft er auf der Bühne erſchien, ſcholl ihm lebhafter Applaus entgegen, und Fräulein Clair ſoll ihm ſogar bei ſeiner Einnahme, in Ermanglung friſcher Blumen, ein ihrem Schäferhute entnommenes künſtliches Bouquet zugeworfen haben. Auch wenn er in ſeinem Sammtrocke durch die Straßen ging, eilte Jung und Alt zu den Fenſtern, um den „Adonis," wie ſie ihn nannten, zu ſehen. Frau Enzian, die Dürrkräutlerin, die über alle Neuigkeiten genauen Rapport führte, wußte im Vertrauen zu erzählen, daß die geſtickte Brieftaſche und die Meerſchaumpfeife, womit Herr Caspér ſoviel Aufſehen erregte, und welche den Neid mancher Büzger des Ortes erweckt hatten, ebenfalls Spenden dankbarer Kunſt-Enthuſiaſtinen ſeien.

Die Directrice, Frau Nelkenduft, war in der erſten Vorſtellung nicht ganz an ihrem Platze. Sie mußte bei dem etwas beſchränkten männlichen Perſonale die Rolle des Ritter Aegil geben, wofür ihre kleine gedrungene Figur und die dünne, ſchnarrende Stimme eben nicht die geeignetſten Mittel waren. Sie ſoll jedoch durch eine imponirende Haltung und einen martialiſchen Schnurrbart dieſe Mängel, wie Fräulein Clair ſagte: „künſtleriſch zu verbergen" gewußt haben. An dem „zärtlichen Vater" gefiel namentlich ſeine volle, kräftige Stimme. Der Mann ſchrie aber auch, wenn er anfing ſo recht zärtlich zu werden in einer Art, daß ein Dutzend wie er ganz bequem die Mauern von Jericho hätte umſchreien können. Nicht ganz entſprach der zweite Liebhaber, von dem man behauptete, daß er ſein Engagement nur ſeinem ſchwarzen Fracke, der für die übrigen Mitglieder der Geſellſchaft unentbehrlich war, und dem Umſtande verdanke, daß er ein Mal einen Lottogewinn mit 60 fl. machte und damit der Direction wiederholt aus Verlegenheiten half, daher dieſe durch die traurigen Bande der Schuld an Hen. Süßholz (ſo hieß dieſer Mann) gefeſſelt war. Entſchieden mißfiel aber der Intriguant Herr Böſerich. So ſehr auch ſonſt die Stimme der Frl. Clair für maßgebend angenommen wurde, in dieſem Puncte vermochte ſie nicht durchzudringen. Das Tugendgefühl des Publikums ſiegte über die Pietät vor dem Kunſturtheile des Frl. Clair. Sie ſahen in Hrn. Böſerich nur den Repräſentanten des Laſters, und ließen ihm das volle Maß ihres Abſcheus fühlen. Auch außer der Bühne war man gewohnt ihn nie anders als den „ſchlechten Kerl" zu nennen. (Forſ. folgt.)

Erſte diesjährige Kunſtausſtellung.

Von B. R.

Die freundlichen Leſer müſſen ſich diesmal mit meiner Führerſchaft begnügen. Sie wiſſen bereits, was Sie von mir erwarten können. Ich trete nicht mit wichtiger Kennermiene vor die Bilder hin, ich kann die Bilder nicht nach Meiſter und Schule reihen, über der techniſchen Fertigkeit weis ich nur nach dem Erfolge zu urtheilen, und die Mühen und Studien, die ein Kunſtwerk gekoſtet, verſtehe ich durchaus nicht zu würdigen. Für dieſen Mangel an Kennerſchaft will ich aber die Leſer durch einen andern Mangel entſchädigen, ich gelobe nämlich, und dies Verſprechen fällt mir ſehr leicht, mich aller hergebrachten Recenſentenphraſen zu enthalten, nie will ich von dem „warmen Tone der Luft," dem „Duftr der Landſchaft" und dem „eigenthümlichen Hauche, der über das ganze Gemälde ausgegoſſen iſt," ſpeechen *). Ich werde einfach meine Anſicht, wie ſie aus inniger Liebe zur Kunſt, offener Empfänglichkeit für dieſelbe, und aus allgemeinen äſthetiſchen Studien hervorgeht, ausſprechen, und ſie nach Kräften zu begründen ſuchen; dabei weis ich ſehr gut, daß dieſe Befähigung zu einem vollgiltigen Uetheile nicht hinreicht, indem hiezu ganz ſpecielle Studien in dieſer Kunſtgattung erforderlich ſind; ich kann daher nur meine Eingangsworte wiederholen: der Leſer möge ſich mit dem Gebotenen begnügen. Es ſei auch, um aller irrigen Erwartung vorzubeugen, erwähnt, daß ich durchaus keinen raiſonirenden Catalog ſchreiben, ſondern nur über jene Bilder berichten will, die mir Auge und Geiſt beſonders befriedigt oder beleidigt haben.

Wenn ich voll freudiger Hoffnung, mein Auge an Schönem zu ſättigen, in den Ausſtellungsſaal eile, und die Reihen der kaum erſt ausgepackten Gemälde muſtere, da ſucht mein Auge zuerſt nach jenen Bildern, auf denen mir das Höchſte in dieſer Welt, die Menſchengeſtalt entgegentritt, und jenes Gemälde, welches den gehaltvollſten Stoff uns verſinnlicht, das hiſtoriſche Gemälde, wird zunächſt und dauernd das Auge feſſeln, das ſodann die Stufenreihe der Kunſt vom Genrebilde, Thierleben, der

*) Es iſt zu verwundern, daß in unſerer betriebſamen Zeit noch Niemand auf den Einfall gerieth, eine Sammlung ſolcher wohltönender Gemeinplätze zu Nutz und Frommen ſchöngeiſtiger Galleriebeſucher herauszugeben, etwa unter dem Titel: Die Kunſt, in drei Stunden ein Kunſtkenner zu werden, oder: die Kunſt, ſich vor Thoren wichtig, und vor Vernünftigen lächerlich zu machen.

Landſchaft bis zum Stillleben heruntergiritet. Daß damit keine Mißachtung der Landſchaft z. B. angedeutet iſt, verſteht ſich von ſelbſt, ſowie es nicht erwähnt zu werden braucht, daß rin gutes Thierſtück viel höher als ein mittelmäßiges hiſtoriſches Gemälde ſteht. So ſei denn auch bei der Beſprechung der Gemälde dieſr Rangordnung beobachtet. Aber vergebens ſpäht das Auge nach einem wahrhaft hiſtoriſchen Gemälde — doch ja, Eines iſt ein Solches, das die Welt — wenn man die gewöhnliche Meinung als ſolche gelten laſſen will — nicht dafür erkennt, und ein Anderes, das die Welt — im gleichen Sinnr — entſchieden dafür hält, iſt es nicht. Das Erſtere ſtellt uns die jungfräuliche Mutter mit dem welterlöſenden Kinde dar, das Andere verſinnlicht uns den großen Hohenſtaufen Kaiſrr, den kranken Friedrich den Zweiten, dem dee Arzt ſeines Freundes und Kanzlers in deſſen Auftrag Gift zu reichen hat, nnd zwar in dem Momente, nachdem der gewarnte Kaiſer dem Arzte im Beiſein des Kanzlers die dargereichtr Arzenri ſelbſt zu trinken befahl, und dieſer ausweichend ſtrauchelt und zu Boden fallend den vergifteten Trank ausſchüttet.

Man will die „heiligen Gemälde" nicht zu den hiſtoriſchen Gemälden zählen, und wir begreifen, daß es rine Zeit gab, wo man zwiſchen den großen Thatſachen der Welterlöſung und den wichtigſten Momenten der Peofangeſchichte einen unendlichrn Unterſchied feſtſetzte. Wenn man daher zwiſchen den „heiligen" und den „hiſtoriſchen" Gemälden einen Unterſchied ſorgfältig aufrecht hielt, ſo geſchah dies im Intereſſe der Religion. Jetzt aber finden wir einen gleichen Unterſchied feſtgehalten, doch nicht mehr im gleichen Intereſſe. Man geſteht zwar, daß jenrn religiöſen Darſtellungen der tiefſte Gedankengehalt innwohne, doch will mau denſelben nur den ſymboliſchen, ſinnbildlichen Chaeakter zuerkennen. Am ſchärfſten iſt dieſe Anſicht in dem Satze ausgedrückt: Was nun und nimmer geſchehen konnte, kann auch nun und nimmer dargeſtellt werden. Es enthält dieſer Satz unbedingt Wahres, nur ſeine Anwendung auf dir Wunder des Chriſtenthums iſt rine irrige. Wenn die Wunder, vor Allem das größte: dir Menſchwerdung des Sohnes Gottes nicht geſchehen konnte, ſo iſt die Darſtellung desſelben allerdings unmöglich; wenn aber der Sohn Gottes wahrhaft in Fleiſch und Blut auf Erden wandelte, ſo muß auch ſeine annäherungsweiſe Darſtellung in der Kunſt möglich ſein. Wenn man dieſen Satz in die Enge treiben, und an den Maler die Forderung ſtellen wollte, etwa die Vermehrung der Brotr und Fiſche, wir meinrn den Act der Vermehrung ſelbſt, zu malen, ſo müßte dagegen gehalten werden, daß nicht das Wunder an ſich als ſolches, ſondern das Werden überhaupt dem Weſen der Malerkunſt widerſtreite, da dieſe nie ein Werden, ſondern nur rinen beſtimmten Zuſtand, ein Gewordenes darſtellen könne, alſo rntweder die urſprünglichen fünf Brote und dir hungerige Menge, oder die aus unerſchöpflichen Körben ſich ſättigende, oder die geſättigte Menge mit dem den anfänglichen Vorrath überſteigenden Reſte. Wenn wir uns nun zu dem Bilde in der gegenwärtigrn Ausſtellung wenden (Maria mit dem Chriſtuskinde von Eduard Steinbrück in Berlin), ſo finden wir darin ein ſehr lobenswerthes Streben, die herkömmliche patronenartige Form der kirchlichen Malerei zu duechbrechen und ſelbſtändig Erfundenes und Gefundenes darzuſtellen; doch müſſen wir dieſes Lob auf die Darſtellung der jungfräulichen Mutter rinſchränken, da wir die Verkörperung des welterlöſenden Kindes als eine mißlungenr bezrichnen müſſen. Ein weit aufgeriſſenes Auge iſt noch kein weltdurchſchauender Blick, und die unkindliche Bewegung des Armes iſt nicht gottmenſchlich, ſondern eben — unkindlich. Die Löſung dieſer höchſten Aufgabe kann nur der höchſten Befähigung und der vollendeten Meiſterſchaft gelingen, rin geringeres, wenn auch an ſich höchſt achtenswerthes Talent wird immerhin am Beſten thun, wenn es in ſolchem Falle uns ein rinfach harmlos Kind in ſeiner natürlichen Lieblichkeit malt, und die ſeine Reäfte überſteigende höhree Bedeutung durch ein beigefügtes Symbol, ſei es der Heiligenſchein oder das Kreuz als Spielzeug, andeute.

Das zweite Bild, dem wir im Widerſpruche mit der herrſchenden Meinung das Beiwort: hiſtoriſch abſprechen müſſen, iſt die erwähntr Darſtellung des Vergiftungsverſuches an dem großen Hohenſtaufen Kaiſer Friedrich den Zweiten. Nicht jede Darſtellung eines wirklich Geſchehenen iſt rin hiſtoriſches Gemälde, das Wort hiſtoriſch iſt nicht etwa bloß als Gegenſatz von Mythe und Dichtung aufzufaſſen; es iſt, damit rin Gemäldr im wahren Sinne ein hiſtoriſches genannt werden könne, nothwendig, daß die dargeſtellte Handlung wirklich rine ſolche ſei, die auf die Geſchichte umſtaltend rinwiekte, der große folgenſchwere Charakter einer perſönlichen Handlung iſt unbedingt nothwendig. Einen ſolchen aber hat das in Rede ſtehende Gemälde nicht, es iſt die Epiſode in einem Heldenleben, die zwar zur Charakteriſtik des Helden beiträgt, die aber nicht hinreicht, um den ganzen hiſtoriſchen Charakter des zweiten Friedrichs wiederzugeben; es iſt ein hiſtoriſches Genrebild, aber kein Hiſtorienгemälde im eigentlichen Sinne. Daß damit gegen den Werth des Gemäldes nichts geſagt iſt, liegt am Tage, dieſee beruht nicht auf der Claſſe, in die das Bild zu reihen, ſondern auf den Rang, den es in ſeiner Claſſe einnimmt. Bei der Seltenheit der Künſtler, die ſich ähnliche Stoffe zum Vorwurfe nehmen, muß man jedes Talent, daß die Richtung zur Hiſtoeienmalerri einſchlägt, auf das freudigſte begeüßen, und ein Talent, ein hoffnungsvolles Talent iſt Friedrich Feiedländer in Wien, der Maler unſeres Bildes ſicherlich. Am gelungenſten ſcheint mir die Hauptfigur, dee Kaiſer, und der nebrnſtehende Kanzlee, minder die über den Kaiſer ſich beugende Frauengeſtalt und die Figuren links gegen den Ausgang dee Halle. (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 30. Klagenfurt, Sonnabend, den 15. April. 1854.

Aus der Knabenzeit.

Von F. F.

(Fortsetzung.)

Der Einfluß, welchen Frl. Clair auf das Theaterwesen nahm, äußerte seine wohlthätigen Folgen ganz vorzüglich auf den Besuch. Der Saal zum „Hirschen" war immer gefüllt; es gehörte zum „guten Ton," in's Theater zu gehen. Die Honoratioren wetteiferten, als Kunstmäcene zu gelten, und so kam es denn öfter, daß eines oder das andere der Mitglieder bald da, bald dort auf einen „Löffel Suppe" oder ein „Schalleri Caffee" geladen wurde, von welchen Einladungen besonders die ersteren mit Vorliebe angenommen wurden, da die Suppe vermöge ihrer innigen Verwandtschaft mit dem Fleische voraussichtlich auch Producte aus dem Thierreiche in ihrem Gefolge hatte, bei denen auch die Fantasie eines Künstlers manchmal nicht ungerne verweilt, und die ihm in seinem Erdenwallen oft nur sehr spärlich beschieden sind.

Unserem Hause wurde die besondere Auszeichnung zu Theil, von der Directrice in eigener Person besucht zu werden, wodurch mir Gelegenheit wurde, mit ihrem jungen Herrn Sohne, resp. den Zettelmerkur, Bekanntschaft zu machen, der mir immer soviel Schönes und Interessantes aus den Mysterien der Theaterwelt zu erzählen wußte, von den Prinzen und Prinzessinen, die es dort gebe, und den Rittern und Edelfräuleins und den Schäfern und Schäferinen, was meine Neugierde immer höher spannte, das Innere dieses so geheimnißvollen Reiches der Nacht kennen zu lernen, und den Wunsch bis zur Sehnsucht steigerte, den Schleier, der es mir deckte, zu lüften. Und leider war uns Studenten der Besuch des Theaters verboten. Ich konnte höchstens dann und wann mich an die Thore des Kunsttempels schleichen, und einzelne Ausbrüche des Affectes hören, die mir wie Töne aus einer unbekannten Geisterwelt klangen, und meine Sehnsucht, statt sie zu befriedigen, nur immer noch reger machten. Manchmal konnte ich auch einen Jünger der Musen mit einem oder dem andern Attribute seiner Würde, mit gelben Stiefletten oder einem ritterlichen Wamse, das nicht selten die Stelle des Gehrocks vertreten mußte, durch die Straßen stolzieren sehen, wo ich dann immer mit einer gewissen Ehrerbietung auswich, und nur von Ferne seinen Schritten zu folgen mich getraute, und mich wunderte, wenn ich ihn reden hörte, und er gerade so wie andere Menschen sprach. Einmal hatte ich sogar die Freude, eine Rolle, welche die Directrice bei uns vergessen, in's Theater tragen zu dürfen, wo eben Probe gehalten wurde. Ich war also berechtigt, die Pforten des Musentempels zu überschreiten; ich konnte seine Pracht und Herrlichkeit sehen, vielleicht sogar einen Theil des Stückes mit anhören — ich schwärmte schon im Vorgenuß des Entzückens — aber unglücklicherweise trat mir gerade im Thore die majestätische Gestalt des Hrn. Caspér entgegen, und nahm mir die Rolle ab. Es schwebte mir schon die Bitte auf den Lippen, mich in das Innere des Tempels eintreten zu lassen, allein die heroische Haltung und das kräftige „Adje," das mir entgegendonnerte, machten mich so verdutzt, daß mir das Wort auf der Zunge erstarb, und ich wieder ganz betrübt nach Hause ging. Allein bald sollte meine Sehnsucht vollkommen befriedigt werden. Frau von P* hatte nämlich eines Tages den Besuch einer bekannten Familie bekommen, und war durch selben so in Anspruch genommen, daß ich annehmen konnte, es würde den ganzen Abend Niemand auf mich achten. Zufällig war an diesem Tage „Müller und sein Kind," von dem mir der Zettelmerkur schon oft erzählt hatte, daß es so schön sei, und daß da Geister vorkommen und ein Kirchhof, der dazu eigens gemalt werde, weil das sonstige Decorationswesen nur in einem Zimmer, einem Walde und einer Stadt bestand. Dieses Zusammentreffen der Umstände schien mir ein Wink des Schicksals, und mein Entschluß war gefaßt, ich muß in's Theater, und koste es was es wolle. Die Stunde kam, und voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, hatte ich auf einer der letzten Bänke, wo ich am wenigsten bemerkt zu werden hoffte, ein recht bequemes Plätzchen eingenommen. Schon hatte das Glöcklein zum ersten und zum zweiten Male geschellt, schon war der Vorhang hinaufgerollt, und der unglückliche Conrad eingetreten, schon hatte er die ersten Worte gesprochen — da drang ein furchtbarer, mir aber wohlbekannter Ton an mein Ohr — die Stimme der Frl. Pepi. Frl. Clair wollte ihr Lieblingsstück um keinen Preis versäumen, und hatte die Frl. Pepi und eine der angekommenen Fremden zu bereden gewußt, mit ihr in das Theater zu gehen. Da saß ich nun mit der Armensündermiene, im Bewußtsein meiner Schuld, und

Digitized by Google

die Nemesis hart auf der Ferse. Aber das Schicksal war gnädiger mit mir, als ich zu hoffen wagte; denn noch war Frl. Pepi nicht eingetreten, als mein hilfesuchender Blick den Zettelmerkur entdeckte, durch dessen Verwendung ich auf das mit dem Zuschauerraume in unmittelbarer Verbindung stehende Podium gelangen, und so dem Blicke der Frl. Pepi mich entziehen konnte. Ich eilte daher auf ihn zu, und beschwor ihn bei meiner Freundschaft und all' den Zwetschkengollatschen, mit denen ich manchmal sein Herz erfreut, mich unter den schützenden Coulissen zu verbergen. So war ich denn wenigstens für den Augenblick gerettet; aber der Kunstgenuß war dadurch unendlich geschmälert; denn ich sah nun, daß die Gesichter die mir von Außen so schön vorgekommen, nur gemalt waren, ich mußte sehen, daß der alte Müller, der dem armen Conrad so wehe that, hinter den Coulissen mit ihm Schnacken und Späßr trieb, und daß die blaße, schwärmerische Marie in den Zwischenacten mit vielem Appetite Bier mit Würsteln verzehrte. Ich mußte sehen, daß die Geister nichts weiter als gewöhnliche, in Leintücher gehüllte Menschen der ordinärsten Art waren, die mit sehr begehrlichen Blicken zu den Schinken hinaufschielten, welche in der sein sollenden Todtenkammer aufgehangen waren. Ich sah, daß Alles nur Täuschung war, und das stimmte mich traurig. Das war vielleicht die erste Täuschung, die ich in meinem Leben erfahren. Das Unglück des Tages war aber noch nicht vorüber; denn meine Abwesenheit war zu Hause entdeckt worden, und mich erwartete ein furchtbares Gericht. Die Strafe lautete auf acht Tage Hausarrest; dies Mal hätte mir nicht einmal die alte Frau helfen können, hätte nicht Frl. Clair für mich so warm das Wort gesprochen, der die ganze Sache erzählt wurde, und der es gefiel, daß ich, wie sie sagte, in so jungen Jahren schon einen „so ästhetischen Sinn" beurkunde. Sie erwirkte mir nicht nur gänzliche Nachsicht der Strafe, sondern auch die Erlaubniß, das Theater dann und wann besuchen zu dürfen. Das machte mir viele Freude. Ich wußte zwar jetzt, daß Alles nur Täuschung sei, aber es gefiel mir doch nichtsdestoweniger sehr gut. Warum hätte ich denn auch, ein zehnjähriger Knabe, klüger sein sollen als erwachsene Menschen, die so oft einem Traumbilde nachjagen und wissen, daß es nur ein Phantom ist, und doch nicht ablassen können von ihm, weil es ihnen so lieb geworden!! Es war mir recht leid, als die Schauspieler wieder den Marktflecken verließen. Auch sie gingen ungern, denn sie hatten gute Geschäfte gemacht, und die Directrice sich sogar einen neuen „quadrillirten" Mantel angeschafft. Wie ich hörte, so wollte dieselbe Gesellschaft später wieder ein Mal Vorstellungen in M* geben, und Madame Nelkenduft soll den Hrn. Marktrichter fußfällig um die Erlaubniß darum gebeten haben; allein dieser, ein zweiter Herzog Alba, blieb unerschütterlich gegen ihre Bitten und verweigerte es hartnäckig, und zwar deshalb, weil man der Bürgerschaft ein Mal zum Vorwurfe gemacht, daß sie wohl in's Theater gehen könnte, aber nichts für die Pflasterung des Marktes thun wollte. Sie sollen dann später auseinander gegangen sein. Einer ist mir nach Jahren wieder auf einer größeren Bühne, und einer als Barbier begegnet, und der Mann mußte herzlich lachen, als ich ihm gestand, daß ich ihn einmal verehrte und bewunderte wie einen Julius Cäsar oder den ersten Helden der Zeit. Die Directrice, die einst Königinen gespielt, soll in tiefstem Elende gestorben sein. So geht's!

(Fortsetzung folgt)

Ueber selbständige Tracht.

II.

Im großen unbefangenen Kunstgefühle des Mittelalters hatte sich auch die äußere Erscheinung des Menschen ästhetisch gestaltet. Der poetische Sinn verhindette, daß die Linien und Umrisse der Volkstracht ins Unschöne und Unmalerische ausarteten. Die einseitige Verstandescultur der Neuzeit schwächte und verwirrte den natürlichen Kunsttrieb des Volkes. Der Frack, der verkümmerte Leibrock Ludwigs XIV., tyrannisirt mit seinem Geiste alle übrigen Kleidungsstücke; daher ist, so lange er regiert, auch die Entwickelung aller übrigen Stücke der Kleidung in enge Grenzen gebannt. Wie ein geistvoller Kunstkenner sagt, ist die Skulptur schon längst in offener Empörung gegen unsere Tracht. Die Schöße eines Frackes und all die steife, kleinliche Eleganz modelliren, meißeln, gießen — nimmermehr! Soll einem verdienten Manne des Vaterlandes ein öffentliches Denkmal errichtet werden, so kommen, ist nicht ein bestimmtes kriegerisches Kleid vorgeschrieben, die Künstler in Verlegenheit, und helfen sich am Ende durch Veredlung unserer Tracht so gut es denn geht, wovon die Bildsäulen der Dichter und Gelehrten durch unser Gesammtvaterland hindurch Zeugniß ablegen. Selbst die Genremalerei flüchtet, so oft sie nur kann, aus dem Reich des Frackes und runden Hutes, und geht Spuren alter poetischer Volkstracht nach. Doch die Zeiten der größten Geschmacklosigkeit liegen hinter uns. Sie fallen in den Anfang dieses Jahrhunderts, als die französische Revolution mit ihrer Centralisation und Bureaukratie die Tracht noch trockener und steifer gemacht, wogegen die Formen der Zeit Ludwigs XIV. poetisch erscheinen. Welche Formen noch durch die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts: der kummetartige, hohe, dicke Kragen des Männerrockes, die hohe Cravate mit den gewaltigen Vatermördern, wodurch alle Linien des Halses verdeckt wurden, und aus denen der Kopf gar steif hervorschaute! An manchen Partien unseres Körpers sind freiere, schwungvollere Linien angelegt, manche kleine eckichte Stücke der

Digitized by Google

Tracht sind geschmolzen, das Verlebte zieht sich ziemlich schnell vor neuen Bildungen zurück. Verständige Künstler hoffen wieder, obgleich wie die Bewegung wenig gewahr werden, weil alle Veränderungen in der Tracht langsamer vor sich gehen als in anderen Lebensgebieten, und weil wir eben mitten darin stehen. Wie die Zeit der Nivellirung in staatlichen Dingen vorüber ist, so auch in der Tracht. Mit der allgemeinen Erziehung des Volkes zu Poesie und Kunst, mit dem Erwachen der Freude an Stand, Beruf und Heimat wird auch die Herrschaft der hohlen, blasirten, nivellirten Gesellschaft größerer Städte immer mehr beschränkt. Paris, die Stadt der Centralisation und bisherigen Modetyrannei, hat in den letzten Jahren zu seinem Erstaunen gesehen, daß gar mancher Ton, den es angeschlagen, nicht durch Mitteleuropa weiter geklungen ist. Der Sinn für nationale Erinnerungen hat sich belebt, man erkennt die Vorarbeiten, die durch die bildenden Künste für eine schöne Tracht geliefert sind, und der Mensch will wieder Freude haben an seiner äußeren Erscheinung. Von großer Wichtigkeit ist, daß auch der Stolz auf den besonderen Stand und Beruf wieder erwacht ist, so daß die noch erhaltenen ständischen Gewänder nun wohl nicht mehr untergehen werden, wenn sie natürlich auch zeitgemäß fortgebildet werden müssen. Man hat allerseits die vaterländische Pflicht erkannt, das Bestehende, so weit es noch gesund ist, mit aller Sorgfalt zu erhalten und sich organisch weiter bilden zu lassen. Vor allen Ständen hat derjenige der Urproduction in den meisten Gegenden Mitteleuropa's sich eine eigene National-Tracht erhalten, besonders in den höheren Gebirgsgegenden, sowie am Meeresstrand. Der deutsche Bauernstand prangt noch heute in origener, malerischer Tracht in den Alpen, in Hessen, in Friesland und gar vielen anderen Gegenden. So erfreuen sich alle Reisende am Anblick der deutschen Bauern in Südtirol, die weit in italienische Lande hineinwohnend, deutsche Sitte und Tracht treu bewahrt haben. In ihrem Feiertagsgewand sind diese großen Gesellen, wie ein berühmter Kenner von Tirol sagt, äußerst sorgfältig und reinlich, dabei auch streng bedacht auf gleichidemigr Beibehaltung des herkömmlichen Schnittes und der herkömmlichen Farben, die in richtigem Farbensinn zusammengefügt sind und die Kritik eines jeden Malerauges aushalten können. Wie sie am Sonntage nach dem Hochamte vor der Kirchr stehen, oft zu Hunderten, einer wie der andere, so dürften sie nur die Stutzen in die Hand nehmen, um schnurstracks vom Platze weg als schöngeschmückte Schlachthaufen ins Feld zu ziehen. Wenn die jungen Männer an festlichen Tagen als Schützen ausrücken, so erscheinen sie mit großen grünen Hüten (dem festlichen Abzeichen der Junggesellenschaft), welche dann auf der einen Seite, um im Tragen des Stutzens nicht zu hindern, hoch aufgeschlagen und mit grünen Bändern und einem aufgesteckten Blumenstrauß verziert sind. Ein anderer Strauß steckt dann auch in der Mündung des Gewehrs. Ein solcher Schützenzug, wenn er stolz dahermarschirt, mit fliegender Fahne und klingendem Spiel, ist eine schöne kriegerische Erscheinung. Freude an kriegerischen Uebungen und wahrhafte Volksfeste haben sich überall als die besten Erhalter nationaler Trachten erwiesen. — Der deutsche Bergmann, der erste auf Erden, hat sich seine sehr ausgeprägte Kleidung bewahrt und schämt sich nirgends, darin zu erscheinen. Der Fischer und Schiffer am Meeresstrand hat seine eigene Tracht, sowie der Kampf mit den Wogen sie ihm vorschreibt. Auch hier zeigt sich wiedre, wie das Nützliche und Nothwendige das Schöne ist, oder sich doch wenigstens leicht zu demselben entwickeln läßt. Der Gewerbsstand hat im Ganzen weniger festgehalten an einer selbständigen, schönen Tracht und ist der allgemeinen Nivellirung verfallen, doch hat besonders die weibliche Bevölkerung mancher Städte, besonders der früheren Reichsstädte, aber auch von ganzen Landschaften, wie z. B. am Niederrhein, eine große Mannigfaltigkeit heimischer Trachten bewahrt. Der Adel hat dagegen meistens seine reiche, malerische Tracht eingebüßt.

Erste diesjährige Kunstausstellung.

Von B. R.

(Fortsetzung.)

Gleich unter dem besprochenen Gemälde (der Vergiftungsversuch an Kaiser Friedrich II.) hängt ein kleines, treffliches, sich selbst auch ohne Commentar klar aussprechendes Bild von F. Matthysen in Antwerpen: Der gefangene Spion (Nr. 54). An einem Baumstumpfe sitzen zwei Führer von Landsknechten, der Eine auf einer Trommel schreibend, der Andere, eine kräftige behäbige Figur, horchend dem Berichte eines Landsknechtes, der einen als Spion gefangenen Bauer, dem ein Weib und ein Hund folgen, vorführt. Im Hintergrunde sieht man Soldatenzelte, und aus einzelnen Häusern einer Ortschaft aufschlagende Flammen. Der ohne große Gemüthserregung dreinschauende Führer, der berichtende Soldat, der arme Bauer mit dem zu Tode erschreckten, aber doch listig und trotzig verkniffenen Gesichte, alle diese Gestalten sind bis auf den geduckt nebenschleichenden Hund mit großer Wahrheit dargestellt. Ein ganz gutes Bild.

Ein dem Stoffe nach ähnliches Bild ist jenes von Adrian Brackelaar in Antwerpen: Officiere, einen Schlachtplan entwerfend (Nr. 28). In einer Halle, deren Thüre links vom Beschauer die Aussicht in das Freie öffnet, sitzen drei Officiere, vor sich Papiere auf einem Tische ausgebreitet, während ein Officier rückwärts über die Gruppe sich beugt. Das Bild ist gut gemalt, das ist aber auch Alles. Die Darstellung ist gut, aber das Dar-

Digitized by Google

geſtellte nicht intereſſant, oder beſſer geſagt, der Maler wußte es nicht intereſſant zu machen. Wie ein an ſich ganz unbedeutender Gegenſtand durch Lebendigkeit der Darſtellung intereſſant gemacht werden kann, zeigt uns ein kleines Bildchen von Boutier in Düſſeldorf: Schweizer Jahrmarkt (Nr. 7). Ein Spielwaarenhändler bietet einer eben nicht zu kauflustigen Bäuerin ein Spielzeug für ihre Kinder an, von denen eines, ein Knabe, den herrlichen Dingen auf der Bude entſchiedene Aufmerkſamkeit ſchenkt, während das andere, ein Mädchen, ſo ſchwer es auch geht, auf die Herrlichkeiten Verzicht zu leiſten ſcheint. Das Bild iſt etwas ſkizzenhaft gemalt, doch von glücklichem ungeſuchtem Ausdrucke.

Ein Bildchen von M. Alophe in Paris (Nr. 11) iſt mit dem ſüßtönenden Namen „Mutterglück“ bezeichnet. Welch tiefe Gefühle regt dies Wort in jedem Herzen an; das Bild hier iſt ärmer als das einfache Wort. In Auffaſſung und Darſtellung erinnert es ganz an die gewöhnlichen Taſchenbuch-Stahlſtiche.

In größern Dimenſionen tritt uns ein Figuren reiches Bild von Profeſſor Geyer in Augsburg: Die Verlobung (Nr. 12), entgegen. Rechts vom Beſchauer die Gruppe der Alten um den am Tiſche ſitzenden Notar, mit dem Ordnen des materiellen Theiles des Bündniſſes beſchäftigt. Im Mittelgrunde das jugendliche Brautpaar, von Familiengliedern umgeben, und links die eintretende Dienerſchaft, theilnehmend an dem Familienglücke. Jener ältere Herr mit dem vollen, aber wie es ſcheint ſchon öfters geleerten Champagnerglaſe in der Hand, ſich zierlich zutraulich vor der jugendlichen Braut verneigend — das iſt offenbar ein alter Onkel, Hageſtolz mit lebensluſtigen Maximen, der ſich freut, eine hübſche junge Frau als Nichte begrüßen zu können, die friſches Leben in den alternden Familienkreis bringen ſoll. Der alte Herr hält es offenbar mit der Jugend, und verlangt von ihr nichts als ein freundliches Lächeln. Doch das Brautpaar und vor Allem die Braut! — da ſteckt es, ſie ſollte die Sonne ſein, aus der das ganze Bild die Freudenſtrahlen einſaugt. Sie iſt offenbar zu unbedeutend; ſie brauchte eben nicht hübſcher zu ſein, aber man ſollte bei ihrem Anblicke das Gefühl haben: Glücklich das Haus, in das ſie eintritt. Das Bild iſt übrigens ganz vortrefflich gemalt; Gläſer und Seide glitzern, und die Gruppe der Alten hat ſehr lebenswahre Geſtalten aufzuweiſen. Wer da Freude hat an kleinen ſymboliſchen Zuthaten möge am Bilde nachſuchen, er wird allerhand finden, z. B.: ein Pantoffelchen, mit dem ein Knabe ſpielt, und als Wandgemälde die erſte Eheſtandsſcene: den verhängnißvollen Apfelbiß.

Nr. 27. Das Bitten lernen, von J. B. Reiter in Wien, zeigt in Lebensgröße eine Familienſcene. Ein Kindlein ſoll um einen Apfel bitten. Als Familien-Porträt mag das Bild verdienſtlich ſein, als Genrebild iſt es unbedeutend. Wer wird ſolch einen kleinen Gedanken mit ſo viel Farbe ausdrücken. Als Studienkopf iſt der alte Gärtner intereſſant.

Nun ſtehen wir vor einem Bilde, bei dem man gerne und lange ſtehen bleibt: Die Gratulation, von F. Wieſchebrink in Düſſeldorf (Nr. 41). In einem Bauernhofe bei einem jungen Ehepaare iſt das Glück eingezogen, dort im Wiegenkorbe liegt es klein winzig, hoffend auf Wachsthum und Gedeihen; und daneben ſitzt im Lehnſtuhle die ſchöne junge Mutter, bleich und ſtill beſeligt— der lieblichſte Anblick der Welt. Ueber die Wiege beugt ſich liebevoll das Großmütterchen, größere Kinder beſehen ſich das neue Ereigniß. Und Gäſte ſind gekommen: ein ſtaatlicher alter Mann — ob's vielleicht der Vater der jungen Frau? — und zwei Mädchen mit ihm, die die üblichen Geſchenke bringen. Das iſt ein herzhafter Händeſchlag, mit dem der Alte den jungen Vater begrüßt und ihm zu dem Erſtgebornen — denn ein Bube muß es ſein, das iſt ſo unſere Privatmeinung — Glück wünſcht. Und der Vater — aber ſehen Sie ihn nur genauer an, wir müſſen ihn ja kennen! Wahrlich, das iſt ja jener trotzige Junge, deſſen Bildniß wir vor zwei Jahren in jenem trefflichen Bilde: Die Nikolausbeſcheerung, geſehen haben. Nun, der Bube hat ſich gemacht, er ſteht jetzt ſo ruhig ſicher als Herr in ſeinem Hauſe und eine reine — ſchamhafte Freude, beinahe könnte man ſagen, glänzt auf ſeinem verſtändigen Geſichte. Es freut uns, daß es ſo gekommen, aber dort dem milden Frauenbilde im Lehnſtuhle müſſen wir offenbar keinen kleinen Antheil an der Klärung dieſes Trotzkopfes zuſchreiben. (Schluß folgt.)

Notiz.

— Unter den Porträts, die bisher von Ihrer k. Hoheit der durchlauchtigſten Prinzeſſin Eliſabeth geſehen worden ſind, zeichnet ſich, nach Verſicherung der „N. Münchn. Ztg.,“ das Oelgemälde von Dürk, Bruſtſtück, durch Aehnlichkeit und Charakteriſirung in hervorragender Weiſe aus, und habe ſich des einſtimmigen Beifalls aller, die es geſehen haben, zu erfreuen gehabt. Mit der Erlaubniß Sr. k. Hoheit des Herrn Herzogs Max in Baiern in Höchſtdeſſen Beſitz dieſes Porträt ſich befindet, habe nun der Lithograph Heer Schreiner, der erſt in neueſter Zeit durch ſeine Erfindung eines vereinfachten lithographiſchen Farbendruckes ſich auf die rühmlichſte Weiſe hervorgethan, es unternommen, das fragliche Porträt in der Größe des Originales durch eine Lithographie zu vielfältigen. Dieſe Arbeit dürfte binnen wenigen Wochen vollendet ſein. Abgeſehen von der ſorgfältigſten und gelungenſten Wiedergabe des Originals ſei die Ausführung der Zeichnung auf den Stein von einem Fleiße und einer Sorgfältigkeit, wie ſie bei lithographiſchen Producten nur ſelten vorzukommen pflegen. Ihre k. Hoheiten die Frau Herzogin Louiſe in Baiern und die durchlauchtigſte Prinzeſſin-Braut hätten Herrn Schreiner Höchſtihre vollſte Zufriedenheit mit ſeiner Arbeit wiederholt ausgeſprochen.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 31. Klagenfurt, Dienstag, den 18. April. 1854.

Die Bedeutungen der Kometen im neunzehnten Jahrhundert.

Ein Komet am Himmel war in der Vorzeit eine gar gefürchtete Größe. Ein Seneca, der die Gesetzmäßigkeit ihrer Bahnen ahnte und der Nachwelt zurief, sie werde staunen, daß man einst so offenbare Wahrheiten verkennen konnte, gehörte zu den Seltenheiten. Selbst ein Keppler glaubte an Vorbedeutungen und unglückliche Einflüsse der Kometen.

Der geschärfte Blick des Astronomen hat aber in der Gegenwart eine so große Zahl von Kometen am Himmel nachgewiesen, daß man jetzt in Verlegenheit wäre, Ereignisse für ihre Vorbedeutungen zu finden, während noch die Astralogen des Mittelalters sich damit zu helfen wußten, daß sie erklärten, die Kometen legten nur den Keim zu späteren Ereignissen nieder. Die erste Hälfte dieses Jahrhunderts hat bereits 80 Kometen, manches Jahr, wie 1846, deren 8 gebracht, während im ganzen vorigen Jahrhundert nur 64 beobachtet worden, und die Gesammtzahl der bisher bekannten nur 600 beträgt.

Den letzten Stoß gab dem Kometen-Aberglauben die Berechnung der Kometenbahnen. Der erste Komet, dessen Bahn berechnet wurde, war der Halley'sche, und das jetzige Jahrhundert hat solcher mindestens 3 neue, regelmäßig wiederkehrende geliefert, die Kometen von Enke, Biela und Faye, während bei 9—10 anderen nur ihre Rückkehr zur Bestätigung der Berechnung erwartet wird.

Diese Berechnungen sind von außerordentlicher Bedeutung für die Astronomie, nicht allein, weil sie die Allgemeingiltigkeit des Naturgesetzes beweisen, sondern weil sie uns auch Aufschlüsse über gar wichtige Vorgänge im Weltraume gewähren. Aber freilich sind diese Berechnungen mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden, von denen der Laie sich gar keinen Begriff machen kann. Der Einfluß der Sonne und die, wenn auch schwächeren, doch immerhin merklichen Einwirkungen der Planeten, besonders des Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun, stören die Regelmäßigkeit des Kometenlaufes um die Sonne. Einigermaßen genaue Angaben für die Wiederkehr erfordern den größten astronomischen Scharfsinn. Halley konnte deshalb trotz der mühsamsten Rechnungen die Wiederkehr seines Kometen nur ungefähr auf die Jahre 1758 und 59 voherſagen. Der Fortschritt der Wissenschaft forderte eine neue Berechnung, deren algebraischen Theil Clairaut ausführte, während Lalande und Madame Hortense Lepante die Uebersetzung in Zahlen übernahm. Sechs Monate rechneten Beide und nahmen sich kaum Zeit zum Essen. Da endlich konnte Clairaut im November 1758 der Welt verkünden, daß der Komet in den ersten Monaten des Jahres 1759 erscheinen werde. Der Komet kam zur großen Ehre des Gesetzes der Anziehungskraft und zur Ehre Newtons und seiner Nachfolger.

Eine neue, noch gewaltigere Riesenarbeit hat sich dem Astronomen in der Gegenwart geboten. Der Leser erinnert sich gewiß noch der Verkündigung und der vergeblichen Erwartung eines großen Kometen im Jahre 1848. Es ist derselbe, der im Jahre 1556 erschien, und dessen Drohung Kaiser Karl V. durch seine Abdankung sein gekröntes Haupt zu entziehen suchte. Im vorigen Jahrhundert rechnete man diesem Kometen nach, und fand aus den Angaben des damaligen Astronomen Fabricius, daß er mit anderen je 300 Jahre früher erschienenen an Glanz und ungeheuren Schweifen, wie in der Gestalt seiner Bahn außerordentliche Aehnlichkeit habe. Man berechnete eben seine Rückkehr auf das Jahr 1848. Aber der Komet kam nicht. Dieselbe gewaltige Rechnung, die der Halley'sche Komet erfordert hatte, mußte auch hier vorgenommen werden; aber die Schwierigkeiten schienen hier unübersteigliche. Die ungeheure Länge der Bahn, die gewaltigen Störungen, die er auf dieser Reise erleiden konnte, die ungenauen Beobachtungen des Fabricius, dem es mehr um Auffindung von Vorbedeutungen, als um Bahnberechnung zu thun war; alles das machte die Arbeit zu einer herkulischen. Dennoch hat sich ein kühner Rechner gefunden. Der Astronom Bomme auf Middelburg in Seeland hat die Rechnung mit einem unermeßlichen Aufwand von Mühe und Zeit ausgeführt. Er hat gefunden, daß die Rückkehr dieses Kometen um 10—12 Jahre verzögert sein werde.

Aber die zweite Bedeutung, welche die Kometen in der Gegenwart, zwar nicht mehr für die Fantasie der Völker, sondern für die Wissenschaft haben, das ist die durch sie möglich gewordene Lösung mancher früher unlösbaren Frage. Duech die Störungen, welche sie, besonders die genau berechneten, innerhalb der Jupitersbahn

Digitized by Google

die Sonne umkreisenden, von den Planeten, deren Bahnen sie kreuzen, erleiden, ist man im Stande gewesen, deren Massen zu wägen. Die Störungen des Enke'schen Kometen haben bereits den Merkur gewogen, die des Biela'schen werden uns bald selbst das Gewicht unsrer Erde genauer berichtigen, und die des Faye'schen werden uns Aufschluß über die Masse des Mars geben. Endlich aber eröffnet sich uns auch die Aussicht, daß die Schaar der Kometen, indem sie alle Räume in der Nähe der Sonne durchstreift, durch die Störungen in ihrem gesetzlichen Laufe Aufschluß geben werden über das Dasein und die Menge jener chaotischen Massen, welche mit den Planeten um unsere Sonne kreisen und als Meteorsteine vom Himmel fallen.

So wird, was einst gefürchtet war, zum Segen, sobald es dem unheimlichen Gebiete des Aberglaubens entrückt, im Geiste der Wissenschaft geschaut wird.

Aus der Zeitschrift: „Die Natur."

Ueber selbständige Tracht.

III.

Neben der ständischen Gliederung hatte sich auch die föderale in der mitteleuropäischen Tracht geltend gemacht: nach Stämmen, Staaten, Gauen, Gemeinden, ja selbst nach einzelnen Familien. Es war früher gar nichts Seltenes, daß einzelne Familien ihre Lieblingsstoffe hatten, die nach alter Tradition und meist von ihnen selbst verfertiget wurden, und in welche sich das ganze Haus kleidete. Ehe der wohlfeile Kattun den alten Volkstrachten gefährlich ward, und sie in manchen Gegenden ganz verdrängt hat, gab es eine unübersehbare Mannigfaltigkeit meist schöner Volkstrachten in unseren Gauen, von denen sich immer noch ein großer Theil erhalten hat, besonders in den Gebirgsgegenden, sowie auch jeder deutsche Stamm seinen eigenen Häuserbau besitzt, denn Wohnung und Tracht gestalten sich verschieden nach der Eigenthümlichkeit des Bodens und Klimas, aber auch der ureigenen Sinnesart gemäß. Ohne Poemen eines überlebten Gehaltes hervorholen zu wollen, wird unsere Tracht gleich unserer Baukunst noch Manches mittelbarer oder unmittelbarer aus dem Reichthume mittelalterlicher Gewandung lernen und schöpfen können. Die historischen Aufzüge in Brüssel und Brügge im vorigen Sommer haben dies in überraschender Weise zur Anschauung gebracht. Wenn wir auch nie die Fülle der mittelalterlichen Tracht wieder aufnehmen werden, indem die Eigenthümlichkeit der Neuzeit in allen höheren Lebensrichtungen gerade in der Verschmelzung der charakteristischen Mannigfaltigkeit des Mittelalters und der antiken Einfachheit besteht, so finden wir der nüchternen Prosa der modernen Tracht gegenüber doch in der Gewandung unserer Vorfahren die Hauptgrundlinien einer jeden schönen Tracht. Das Unschöne jedes Costums haben schon Heinse, Hegel und Hatha darin gesetzt, daß der Schnitt der Kleider, obschon derselbe den Körperformen folgt, doch in den Grundlinien wie in dem Gefältel nichts als die Geschicklichkeit des Schneiders zu erkennen gibt, der nicht nur den Anzug gefertigt, sondern auch durch dichte Nähte und Knöpfe ein für alle Mal unverrückbar fertig gemacht hat. Dadurch verliert die Form einerseits in Rücksicht auf Fallen, Hängen und Herniederwallen, Wurf und Schwung der Falten, sowie in dem engeren Anschlusse an die einzelnen Glieder jede weitere Bestimmbarkeit. Andererseits wird es dem Körper unmöglich, durch Stellungen und Gebärden, die selbst wieder ein Ausdruck innerer Zustände und Leidenschaften sind, die Kleidung in eine besondere Lage und Form zu bringen und sie dadurch zum Mitausdrucke geistiger Ruhe oder Bewegungen zu beleben. Dem Extrem der Prosa ist hierin unbestritten der moderne Anzug zugegangen, in den entgegengesetzten Vorzügen kunstgemäßer Schönheit hat es kein anderes Costum dem griechischen und selbst dem römischen je wieder zuvorgethan. Die mittelalterliche Tracht hat dagegen das Subjective und Particuläre in Charakter, Beruf, Thätigkeit mehr zum Ausdrucke hervorgebildet; sie hat beide Forderungen einer wahrhaft schönen Kleidung zur Darstellung gebracht, wenn gleich bei einzelnen Ständen diese oder jene Seite überwog, so beim geistlichen Stande die lang herabfließenden Gewänder, bei den Rittern die eng anschließenden. Die meisten mittelalterlichen Costume vereinigen das festere Anschließen an den Körper und das Umhüllen und Ausbreiten durch Mäntel, geschlitzte Aermel, Puffen, Halskrausen, wozu dann noch die Schärpen, Gürtel und Gehenke kommen, die Barette, Federn und was sonst noch der Kleidung Nationalität und vielseitige, oft sogar launenhafte Eigenthümlichkeit geben kann. Die Trachten der Frauen hauptsächlich sind häufig dieser gedoppelten Art: dem Rücken, der Brust, dem Leibe bis zu den Hüften hin eng angepaßt; durch weite, bald herabhängende, bald mehrfach aufgepuffte Oberärmel und Ueberwürfe jeder Art dagegen faltenreich, bunt herabwallend und nachschleppend. Auch wir besitzen in unserer heutigen Tracht beide Elemente, aber keines in seiner eigenen Natur angemessen ausgebildet, sondern verwischt und verschwommen. Die Nationaltracht der Magyaren hat beide Pole jeder schönen Gewandung in sehr geschmackvoller Weise entwickelt, und die ganze Welt hat ihre Husaren nachgeahmt. Es ist nichts natürlicher als ein eng anschließender, doch bequemer, möglichst elastischer Leibrock, in dem man auch arbeiten, und ein weiter, faltenreicher Mantel, dem man einen verschiedenen Wurf geben kann. Der Soldatenmantel, besonders der weitere der Reiter, macht die Uniform leicht zu einem künstlerischen Vorwurf, und die meisten plastischen Kunstwerke der Gegenwart, die Monumente, welche großen Männern errichtet wurden, haben beide Seiten der Tracht möglichst

Digitized by Google

rein darzustellen gesucht. Leider lernt das Volk oder noch nicht genug aus dem Vorgang der Künstler. Zu der lebendigen individuellen Form der mittelalterlichen Tracht, worüber die treffliche Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei von Hotho weiter nachzulesen ist, kommt nun noch die reiche Färbung derselben in der gediegenen Pracht des Mittelalters. Das vielgestaltig in Goldfassung lodernde Edelgestein und die mildleuchtenden Perlen, gereiht oder in einzelnen hellen Tropfen, während moderne Blasirtheit oft solchen augenbelebenden Schmuck als sinnlich-roh vermeidet; das reiche Pelzwerk, braun, silberweiß oder schwarz, feinhaarig, glatt oder rauher und glanzloser; die schweren, bald einfarbigen, bald schillernden Seidenstoffe, großblumig, mit Gold und Silber verschwenderisch durchwirkt, während man jetzt möglichst die graue und schwarze Farbe sucht, zur Verzweiflung aller Künstler. Der Sammet, der in seiner stillfunkelnden Glut dem Feuer des Rubins und Smaragds am nächsten kommt; das blendende Linnen, das durch seine keusche Reinheit und Weiße siegt, und nun noch die Stickereien in Seide und Metall, die Troddeln, Fransen und Quasten, und daneben wieder das Wollenzeug und stumpffarbige Leder — eine solche Tracht konnte Künstler zur Nachbildung begeistern. Diese Anschauung, welche bis vor kurzem nur Eigenthum des Gebildeteren war, wird nun durch die historischen Aufzüge immer mehr Besitz des ganzen Volkes, weshalb diese Art von Festlichkeiten nicht genug empfohlen werden kann. Manches Vergessene war schon vorher wieder erneuert worden, wie der deutsche Waffenrock und Helm. Die Blüte der deutschen Jugend, die studirende, hatte sich eine ihr eigene Tracht bewahrt, und da, wo sie dasselbe am treuesten gethan, ist sie auch in den letzten Jahren am wenigsten fremden Irrlehren verfallen. Am meisten Neues ist in Civil- und Militäruniformen geschaffen worden, wobei nur oft zu wünschen gewesen, daß man mehr auf den Rath von Künstlern gehört.

Man kann in der Volkstracht am wenigsten etwas willkürlich machen; es muß, wie man sagt, organisch werden. Die Erneuerung der Tracht hängt auch von der Wiedergeburt des gesammten Volkslebens ab. An frühere Grundlagen müssen wir anknüpfen, den Kern des Volksgemüthes stärken, und damit das lebendige Selbstgefühl und den nobeln Kunsttrieb. Die Trachtfrage hängt eben mit den höchsten Entwicklungen des Volkslebens zusammen. Die Volksfantasie, die schöpferische Kraft des Volksgeistes muß schon in der Jugend gestärkt werden. Kommt wieder Poesie in das Leben überhaupt, so kommt sie natürlich auch in die Tracht. Ein stolzes Nationalleben schafft schnell eine selbständige Tracht. Ausgeprägte Charaktere wissen ihre eigenthümliche Natur bei aller Beibehaltung der Modeformen doch in ihrer äußeren Erscheinung auszudrücken, worin für das feinere Auge ein so großer Reiz liegt.

Es ist ein glückliches Zusammentreffen, daß die deutsche Industrieausstellung zu München mit dem bairischen Octoberfest, dem ersten in seiner Art in ganz Deutschland, zum Theil zusammenfällt; denn dadurch gewinnen die Industriellen zugleich die Uebersicht einer großen Mannigfaltigkeit von Volkstrachten, und manche fruchtbringende Idee wird dort vielleicht gefaßt. Die kunstindustriellen Vereine müssen hier anknüpfen, Künstler müssen die Tracht fortbilden, wo es dem Gewerbstande noch an Tüchtigkeit dazu fehlt, sowie die kunstindustrielle Mission unserer Höfe für eine selbständige künstlerische Tracht nicht hoch genug anzuschlagen ist. Wo wären geeignetere Stätten dafür als da, wo so viel Reichthum, Schönheit, Geist und Autorität zusammenfließen? (Austria.)

Notizen.

— Am 6. d. M. legte in München geräuschlos Se. Majestät der König Ludwig den Grundstein zu den Propyläen. Seit geraumer Zeit war festgesetzt, daß dieses Gebäude heuer zu beginnen habe, für welches schon fünf Jahre lang Marmor in Untersberg gebrochen wird. Geheimrath von Klenze, von dem der Plan herrührt, leitet die Ausführung.

— Die Briefaufgabe bei sämmtlichen Postämtern der Monarchie im Jahre 1851 (dem ersten nach der Reform des Postwesens) etwas über 31 Millionen Stück betragend, ist 1852 auf 36.591,800, 1853 auf 41.711,000, also in zwei Jahren um mehr als 10 Millionen Briefe gestiegen.

— Ein sehr beachtenswerthes Unternehmen ist der von dem rühmlichst bekannten national-ökonomischen Schriftsteller Dr. Stolle in Berlin herausgegebene „Industrie-Atlas," ein ganz eigenthümliches Kartenwerk, in welchem man sich die schnellste Uebersicht der verschiedenen höheren Industriezweige nach ihrer Ausdehnung sowohl auf der ganzen Erde, wie namentlich in Europa und Deutschland, verschaffen kann. Auf einigen sauberen Karten liegt z. B. die Vergleichung der sämmtlichen in Europa befindlichen Colonial- und Rübenzucker Fabriken vor. Man erstaunt über das ungeheure Uebergewicht der letzteren über die ersteren. Auf zehn Rübenzucker-Fabriken kommt höchstens eine Colonialzucker-Fabrik. In ähnlicher Art wird Doctor Stolle (jede Karte kostet 1 Thlr. 10 Sgr.) auch die geographische Uebersicht der Eisen-Industrie und der Metall-Gewinnung überhaupt darstellen. Ebenso die Industrie der Webestoffe, Baumwollen-Industrie, der forst- und landwirthschaftlichen Producte, der Wein-Production, der Colonial-Waaren, Papier-Fabrication u. s. w. Für National-Oekonomen von Fach und für Staatsmänner dürfte dieser Atlas unentbehrlich sein.

— Winkelmann, der große Lehrmeister in der bildenden Kunst der Griechen, gibt uns aus seiner Praxis im Lehren und in der Gesetzgebung einen Satz, den sich die Kritik von Zeit zu Zeit in Erinnerung bringen sollte. Dieser Satz lautet: „Man muß im Lehren wie in Gesetzen den höchsten Punct suchen, weil die Saite von selbst nachläßt."

Digitized by Google

— Aus der Kunstwelt. In Lindau war dieser Tage vom Professor Halbig in München das Modell des Denkmals aufgestellt, welches die an der Südnordbahn gelegenen Städte Sr. Maj. dem König am Hafen zu Lindau errichten. Den Mittelpunkt des monumentalen Werkes wird die Statue des Königs bilden, in majestätisch ritterlicher Haltung sich auf einem Säulenschaft erhebend, dessen Capitäl mit dem baierischen Löwen und den Wappen der baierischen Provinzen, sowie der acht Kreishauptstädte geziert ist. Um diese Säule gruppiren sich vier allegorische sitzende Figuren, wovon zwei männliche den Verkehr, den Handel und die Industrie und zwei weibliche die Wissenschaft und Kunst, dann die Landwirthschaft vorstellen.

— Bekanntlich beruht der Gedanke des Geldes auf dem Gesetze des Austausches. Ursprünglich, zur Zeit des einfachsten Völkerlebens, bestand der wirkliche Austausch der Waaren. Bei fortschreitender Cultur sah sich jedoch der Mensch genöthigt, da jener Austausch durch die Entfernungen sehr erschwert wurde, und sich die Beschäftigungen der Menschen auf das Mannigfaltigste gegliedert hatten, Werthgegenstände einzuführen, welche einen höheren Werth als die Waare besaßen und dadurch fähig wurden, leichter transportirt werden zu können. So entstand das Geld. Es mußte nach den sich von selbst bildenden Anforderungen folgende längst bekannte Eigenschaften besitzen.

Sein Werth mußte um so größer sein, je mehr er bis in die kleinsten Theile getheilt werden konnte. Dadurch war es allein möglich, einen gerechten Austausch auch für die kleinsten Waarenmengen zu bewirken. Dann mußte der Stoff des Geldes für lange Zeit ausdauern können, wenn der Verkäufer seine volle Waare wirklich für etwas Reelles hingeben sollte, mit dem er wieder von Andern etwas Reelles erlangen konnte. Darum mußte der Werth des Geldes bei Weitem den Werth der Waare übersteigen, damit es als leicht transportirbar den Handel nicht erschwere. Ebenso mußte es an allen Orten der handeltreibenden Völker einen gleichen Werth besitzen, um keine Verluste im Handel zu erleiden, wo eine Kleinigkeit bei wiederholten Verlusten sich schon zu bedeutenden Ausfällen in der Casse des Käufers und Verkäufers steigert, wie das Schwanken der Münzen noch heute bezeugt.

So ist das Geld selbst eine Waare. Verwendete man Anfangs die edlen Metalle: Gold und Silber, später auf kurze Zeit auch Platin in Rußland, diente das Kupfer als Scheidemünze, so erschwerten sie doch endlich bei riesig gesteigerten Handelsverbindungen den Verkehr. Dadurch führte man Zeichen für Geld ein. Das war das Papiergeld. Es ist keine Waare, sondern nur der Ausdruck dafür, daß der Käufer jederzeit willig und fähig sei, in Metall zu zahlen, worüber er mit Papier nur seine Schuld bescheinigt.

Andere Völker, welche der höchsten Cultur noch nicht zugänglich waren, gebrauchen statt der Metalle andere Gegenstände. Am bekanntesten sind die Kaurimuscheln (Cypraea Cauri), kleine Schneckenschalen, welche zur Verwandtschaft der Porzellanschnecke gehören. Sie dienen im ganzen Negerlande am Niger, in Guinea u. s. w., ebenso in Ostindien als Scheidemünze. Die kleine, kaum $\frac{1}{2}$ Zoll große Muschel findet sich besonders auf den Maledíven und Philippinen, auf Otaheiti, der Küste von Guinea u. s. w. Monatlich zwei Mal, drei Tage nach dem Neumonde und drei Tage nach dem Vollmonde gefangen, werden sie in ganzen Schiffsladungen zu Markte geführt. Die rein-weißen mit glänzender Porzellanschale sind die Münze, die so lange gilt, als sie ausdauert. Auch diese Waare steht in der Reihe der oben beschriebenen Geldwerthe, natürlich auf niedrigster Stufe, je vergänglicher sie ist.

Im Nigerlande gelten 2000 Kaueis 1 engl. Schilling. Auf Schnüren, zu je 100 darunter oder darüber gereiht, je nachdem sie hier höher, dort niedriger im Werthe stehen, bleibt die Schnur in jedem Lande dieselbe. Im Innern des Nigerlandes ist ihr Werth ein höherer. Als Bruchtheile eines Kauri dienen — Erdnüsse. — In Guinea bilden 2000 Kauri eine Macutta, eine Silbermünze, welche etwa $3\frac{3}{4}$ Silbergroschen werth ist. — In Calcutta bilden 4 Kauri eine Gunda, 2560 eine Courant-Rupie oder 2 Schilling. — Im Königreiche Siam bilden Silber und Kauris allein das Courant, nicht Gold. 200 Kauris bilden 1 Pi'bainung, ein Gewicht, auf welches 32 Sagos, oder jene eigenthümlichen purpurrothen Bohnen gehen, welche in Europa als „Paternoster-Erbsen" (Abrus precatorius) bekannt sind, und öfter als Schmuck in Halsketten benutzt wurden.

Häufig trifft man diese Kaurimuscheln auf den Gürtein der Metzger, der Fuhrleute, der handeltreibenden Tiroler als Zierde, unter dem Namen der „Schlangenköpfchen" bekannt. Das würde also in jenen Ländern dasselbe sagen, als wenn hier zu Lande, wie es oft geschieht, eine Geldmünze als Knopf u. s. w. gebraucht wird.

— Aus Laibach wird von der „Laib. Ztg." gemeldet, daß dort ein Kalb zu Markte gebracht worden, das wegen seines eigenthümlichen Aussehens allgemeine Aufmerksamkeit erregte und bei näherer Besichtigung Seitens Sachverständiger als ein aus der Kreuzung einer Kuh mit einem Edelbirsch hervorgegangener Bastard erkannt wurde; die Kreuzung soll nach der Aussage des Eigenthümers um so leichter möglich gewesen sein, da die Kuh den Sommer über auf der Hochalpe pod Jelenico gehalten wurde, wohin aus den kärntnerischen Waldungen manchmal Hirsche streifen. Im vorigen Jahre soll ein ähnlicher Bastard weiblichen Geschlechts in den Alpen Ober-Krains erlegt worden sein.

Das in Rede stehende Kalb, 3 Wochen alt, fällt vor allem durch seine Hautbedeckung auf, die ganz kurzhaarig ist und mit einem grauen Filzgewebe viele Aehnlichkeit hat; ebenso ist der Schweif, dem am Ende der dem Rindgeschlechte eigenthümliche Haarbüschel fehlt. Der Kopf ist ganz Kalbskopf, nur sind zwischen den gewöhnlichen Rindhorn-Ansätzen am Stirnbeine unter der Haut zwei Knochenerhöhungen fühlbar, deren Bedeutung man vorläufig nicht bestimmt bezeichnen kann. Die Ohren sind schmäler als sonst bei Kälbern und werden auch lebhafter bewegt. Im übrigen Körperbau ist mehr der Typus des Rindes ausgesprochen, nur sind die Füße feiner und die Klauen etwas senkrechter gestellt, wie überhaupt die Stellung der vordern Extremitäten nicht so breit auswärts, wie beim Rinde ist. Viel dem Hirsche Charakteristisches hat das Kalb im „Pinsel," im „Kurzwildpret" und in der „Losung."

Interessant wird die Beobachtung der weitern Entwicklung dieses Bastardes sein, welchen, sammt der Mutterkuh, der Präsident der Landwirthschaftsgesellschaft, Herr Fidelis Terpinz, dem Eigenthümer abgekauft hat, und auf seinem Schlosse in Kaltenbrunn sorgsam pflegen läßt.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 32. Klagenfurt, Sonnabend, den 22. April. 1854.

Aus der Knabenzeit.

Von F. F.

(Fortsetzung.)

Die Jünger der Musen waren nun fortgezogen; allein ihr Erscheinen war nicht ohne Nachwirkung geblieben. Der Kunstsinn war einmal wachgerufen und dürstete nach Befriedigung. Das erste Resultat dieses poetischen Schwunges sollte ein Haustheater sein. Die Idee hiefür war zwar ausschließliches Verdienst des Frl. Clair, fand aber allenthalben die lebhafteste Unterstützung. Frau von Zwitscherich, die Witwe eines Gefällenwachbeamten, eine große Theaterfreundin, aus deren Hand eben die schon früher erwähnte gestickte Brieftasche des Hrn. Caspér gekommen sein soll, gab das Locale, und die Frau Postmeisterin eine große spanischr Wand als Hinter-Courtine. Die Coulissen sollten durch Bettrahmen ersetzt werden. Allein die Sache hatte ihre Schwierigkeiten. Schon die Wahl des Stückes unterlag einer heftigen Debatte. Die einen wollten ein Familiendrama, die andern ein Ritterstück, die dritten eine Localposse. Die einen wollten nur ein Stück, das im Winter spielte, um einen neuen Muff oder Wickler zu produciren, die andern wieder nur im weißen Kleide mit bloßem Arm auftreten; dieser Herr setzte seine Force in ein Rittercostume mit Schwert und Sporen, jener behauptete wieder, es kleide ihn nichts so gut als ein schmucker Bauernanzug, und es sei seine Leidenschaft, sich in einem solchen zu zeigen. Stücke der verschiedensten Art wurden vorgeschlagen: Ugolinos Hungertod, Wächter Feldkümmel von Tippelskirchen, Romeo und Julie, Evakathel und Schnudi, die Räuber auf Maria Kulm, Julerl, die Putzmacherin, u. dgl. mehrere. Endlich wurde beschlossen, Kotzebues: Der gerade Weg der beste, und eine Scene aus König Enzio aufzuführen, durch welche Wahl einerseits dem Frl. Clair eine Concession gemacht, andererseits aber auch die komische Partei befriedigt wurde. Aber die Hauptschwierigkeiten kommen erst jetzt bei Besetzung der Rollen. Alles protestirte schon im Voraus gegen die „falschen Rollen," jeder wollte nur Liebhaber sein. Nur ein Mann fand sich, der die Selbstverleugnung besaß, den Elias Krumm zu übernehmen, und dieser Mann war Hr. v. Hobelsperger. Hr. v. Hobelsperger war in M* eine zu wichtige Person, als daß ich an ihm vorübergehen könnte, ohne ihn mit dem Leser etwas genauer bekannt zu machen.

Hr. v. Hobelsperger war Posterpeditor, besaß aber nebenbei ein kleines Capital, was ihm soviele Interessen abwarf, daß er allgemein für eine sehr gute Partie galt; denn Hr. v. Hobelsperger war ledig, und ungeachtet sich manche Mütter viele Mühe gaben, ihn ihrem Familienkreise dauernd einzuverleiben, so hatte er doch bisher allen Versuchungen, dem Junggesellenthume untreu zu werden, auf das entschiedenste widerstanden. Hr. v. Hobelsperger war bereits den Fünfzigern nahe, hieß aber noch immer „der Liebenswürdige." Er besaß aber auch, abgesehen von seinen Interessen, außerordentliche gesellschaftliche Talente, namentlich Damen gegenüber, und lebte nur für die Uebung süßer Ritterdienste. Wenn eine Frau einen Besuch erhielt und eine Dame unterhalten wissen wollte, so brauchte sie bloß Hrn. v. Hobelsperger zu sagen: Geben Sie mir heute Nachmittag die Ehre, und machen Sie meiner Schwägerin oder Cousine, oder wer es nun war, ein wenig die Cour. Sie konnte versichert sein, daß Hr. v. Hobelsperger den ganzen „galanten Wiener," oder „die Kunst, Liebe zu erringen," oder wie sie alle heißen die geistreichen Selams schwärmerischer Dandys von A bis Z, mit dem süßesten Lächeln und den zierlichsten Complimenten von sich gab, ob sie nun jung oder alt, hübsch oder häßlich, verständig oder albern war. Dabei war Hr. v. Hobelsperger unerschöpflich in Anekdoten, und wußte eine Menge von Kunststücken zu produciren. Er besaß die Fertigkeit, den Pfiff verschiedener Vögel zu imitiren, er konnte wie eine Katze miauen und wie ein Hund bellen, er konnte mit dem Munde hobeln und sägen, durch den Schatten der Finger einen Holzhauer oder einen Hasen an der Wand machen, u. dgl. Seine Hauptstärke bestand aber in den Kartenkünsten, er ging auch nie in eine Gesellschaft, ohne ein Paar Spiele Karten mit sich zu tragen; das waren die Waffen, mit denen er jederzeit des Sieges gewiß sein konnte. Selbst Frl. Clair, welche auf den Ruf der Bildung und des feinen Tones des Hrn. v. Hobelsperger ein wenig eifersüchtig war, und von mehreren seiner Kunststücke sagte, daß sie nicht ästhetisch seien, selbst Frl. Clair mußte seinen Kartenkünsten gerechte Bewunderung zollen, und äußerte sich öfters, „in diesem Puncte ist Hobelsperger groß." Um aber wieder auf unser

Haustheater zu kommen — also He. v. Hobelsperger übernahm den Elias Krumm. Allein mit den übrigen Rollen gab es Anstände über Anstände. Die Amolie war der Gspandler Susi, einer Lottocollectanten-Tochter, übertragen, die wollte sie aber nicht spielen, weil für die Rolle des Friedrich Wahl, ihres Geliebten, der Apotheker-Subject „Mußi" Nigovitz bestimmt wurde, Mußi Nigovitz aber ihr Todfeind war. Die Ursache dieses ihres Hasses war diese: „Mußi" Nigovitz hatte nämlich im verflossenen Jahre am „Nobelballe" viel mit ihr getanzt und ihr während des Balles mehrmals Zuckerwasser und Limonade gereicht, was von ihr sowohl als von allen Leuten in W* für einen stillschweigenden Heiratsantrag angenommen wurde. Nun hatte man aber später erfahren, daß Nigovitz ein ernstes Verhältniß mit einer Weinhändlerstochter von Langenlois unterhalte. Die arme Susi sah also in ihm den schwärzesten Verräther, und schwur, eine zweite Norma, ewige Rache dem Apotheker Sever und der Weinhändlerischen Adalgisa. Mußi Nigovitz war aber durchaus nicht zu übergehen, denn abgesehen davon, daß er einer der ersten Stutzer des Marktes war, der einen Schnurbart trug, immer mit Handschuhen ausging und sehr gut Galopp tanzte, war er auch ein Goutin der Frau Postmeisterin, welche die spanische Wand gleichen, und hatte daher doppelte Berechtigung zur Mitwirkung. Frl. Pepi, die Tochter meiner Kostfrau, sollte die Frau Krebs spielen, allein die Zumuthung, eine Alte zu spielen, hatte sie derart beleidigt, daß sie ihre Mitwirkung unbedingt versagte. Den Major sollte der Amtsschreiber einer benachbarten Herrschaft, und den Wachtmeister Jacob der Controlor geben, welcher Antrag aber von dem Letzterem mit Entrüstung zurückgewiesen wurde, da er es für eine grobe Verletzung seiner Autarität ansah, wenn ein seiniger Untergebener zu ihm in dem Tone eines Vorgesetzten hätte reden müssen. Ein Wechsel der Rollen war aber nicht möglich, einerseits, weil der He. Controlor hartthörig war, und die große Rolle des Majors nicht wohl durchführen konnte, andererseits aber, weil der Amtsschreiber seine Mitwirkung nur für Hauptrollen zugesagt hatte. So waren also die Hindernisse der Aufführung dieses Stückes unübersteiglich, und es blieb sohin nur mehr die Scene aus König Enzio, welche Frl. Claie und der Schulgehilfe Hr. Kummervoll hätten miteinander darstellen sollen. Allein auch darüber schwebte ein Unstern; denn He. Kummervoll erkrankte; wie man glaubte in Folge seiner übergroßen Kunststudien, denn seit jenem großen Tage, als er zum Könige erwählt worden, hatte man den Mann nie anders als in tiefen Gedanken, als ob das Schicksal eines Königreiches in seine Hände gegeben, und mit feierlich ernster Miene gesehen, und einzelne harmlose Spaziergänger haben ausgesagt, daß sie ihn in entlegenen Gründen mit majestätischen Schritten hin- und herwandeln gesehen und viel von Krone und Scepter mit sich sprechen gehört haben. Frl. Claie hätte zwar noch lieber mit Mußi Nigovitz gespielt, weil sie, wie man sagte, ein Aug auf ihn hatte; allein Nigavitz wollte zeigen, daß er Mann sei, und damit er nicht etwa ihr Herz in Hoffnungen wiegte, die er, an die Weinhändlerische gefesselt, nicht hätte erfüllen können, erklärte er bestimmt, mit Frl. Claie nicht zu spielen. So blieb denn von all' den Kunstgenossen die einzige Frl. Claie übrig; aber die stand unerschütterlich wie ein Fels im Meere. Weil schon kein Theater zusammenkam, so wollte sie wenigstens einen declamatorischen Vortrag halten, wozu sie die Scene aus König Enzio und die „Glocke" von Schillee bestimmte, und was sie auch, ungeachtet ihr zu wiederholten Malen die Stimme untreu zu werden begann, mit bewundernswerther Ausdauer vollführte. Als besonders gelungen bezeichnete man die Stelle: „O, daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe," wobei sie das Buch sinken, und einen unendlich schwärmerischen Blick on „Mußi" Nigovitz hingleiten ließ, als ob sie sagen wollte: O Nigovitz, Nigavitz! warum hast du mir das gethan. Ich hatte die Aufgabe, der Declamatrice in Momenten der Erschöpfung Zuckerwasser zu reichen, was mir den Vortheil verschaffte, ganz in ihrer Nähe zu sein, und ihrer Kunst aus der ersten Hand zu genießen.

Zufällig hatte ich schon früher einmal zu Hause gelegentlich eines Namenstages einige Stellen aus der „Glocke" auswendig gelernt, die mir durch die Declamation des Frl. Claie wieder in das Gedächtniß gerufen wurden, und die ich nun öfter, wenn ich allein zu Hause war recitirte. Bei einer solchen declamatorischen Uebung wurde ich nun auch einmal von Frl. Claie überrascht, die nicht wenig erfreut war, daß ihre Kunstleistung an mir einen so empfänglichen und dankbaren Hörer gefunden, und seit dieser Zeit mich entschieden in ihre Protection nahm. Dieser Protection verdankte ich nun manche Freiheit, und namentlich die Erlaubniß, zeitweise den kleinen Heinrich, den Sohn eines Verwalters vom Lande, meinen Schulnachbar, einen hübschen aufgeweckten Jungen, den ich recht lieb hatte, besuchen zu dürfen. Meine Freundschaft zu Heinrich war keine in den Rosenauen des Glückes entsprossene, unsere Seelen hatten sich in einer Stunde des Mißgeschickes gefunden. Ich hatte nämlich einmal meine Lection nicht gelernt, und war ganz unerwartet vom Professor aufgerufen worden, was mich in die größte Verlegenheit setzte. Wie ein Verbrecher, der zum Richtplatze geführet wird, stand ich da, den Todesschweiß auf der Stirne, und erwartete den verhängnißvollen Streich, als mir wie durch einen Zauber in kaum hörbaren, aber unendlich süßen Tönen Worte an mein Ohr drangen, Worte, nach denen ich so begierig haschte und die ich nicht finden konnte — die Worte nämlich, um die ich gefragt wurde. Der gute Heinrich hatte meine Noth wahrgenommen und mir so

Digitized by Google

vortrefflich ſoufflirt, wie es kein Souffleur eines Hoftheaters beſſer vermocht hätte. Dieſe Freundſchaftsprobe bezwang mein Herz. Wir ſchloſſen nun ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß, uns in keiner Noth zu verlaſſen, vornehmlich aber, wenn es nöthig ſein ſollte, einander „einzuſagen.“ Wenn wir nun ſo zuſammenkamen, was bauten wir uns da immer für ſchöne Luftſchlöſſer, wenn wir einmal ausſtudirt hätten und große Herren wären, wie wir uns da ein ſchönes Schloß kaufen wollten und einen ſchönen Garten mit einem Glashauſe und einem Springbrunnen und was für eine Menge Bilder und Bücher, und was wir für eine glänzende Equipage haben würden, und welche Menge Bedienter in ſchönen Livéen! Wir hätten nun Beide ausſtudirt; aber Schloß, Equipage und Bediente ſind noch bei Keinem von uns ſichtbar geworden. Sonderbar!

Was ich Fräulein Clair noch zu verdanken hatte, war, daß ich durch ihre Verwendung wieder manche hübſche Bücher bekam, — aber freilich Fräul. Pepi durfte davon nichts wiſſen. Sie war es auch, die mir zuerſt Schiller's Gedichte zu leſen gab. Welch' ſchöne Stunden hatte ich ſpäter dieſem Dichter zu danken, der mich wie kein zweiter entzückte und mit ſeinem Flammenworte für das Hohe, Edle und Schöne begeiſterte. Allein damals war er in meiner Hand ein gefährlich Ding — er ſollte mir eine Welt der blühendſten Poeſie erſchließen, und mir ſtand die wirkliche Welt noch wie ein Traumbild vor der Seele; mir wurde die Fantaſie noch ſo reich von der Erde bevölkert, und ſollte nun auch Weſen aus dem Reiche der Ideale aufnehmen — das mußte ja die arme Fantaſie beinahe erdrücken!

Ich war recht traurig, als Fräul. Clair wieder abreiſte; denn mit ihrer Abreiſe kehrte auch das Leben in M* und namentlich in meiner Familie wieder in das alte proſaiſche Geleiſe zurück.

Inzwiſchen war es Sommer geworden, der für die Studenten allerlei Unterhaltungen brachte. Da gab es Ballſpiele, ſoldatiſche Exercitien, Kriegführen. Beſonders intereſſirte mich letzteres; ich durfte aber leider daran nicht Theil nehmen. Wenn ich ſo von Ferne die Staubwolken vom Kampfplatze aufwirbeln ſah, ſo faßte mich unendliche Sehnſucht, mich in die Schlacht zu ſtürzen, und ich glaubte, ich würde Heldenthaten üben. Allein der Erfolg hatte dies nicht beſtätiget, denn meine erſte kriegeriſche That, der Preis eines beſonders gelungenen Penſums, fiel ſehr unglücklich aus; ich wurde geſchlagen, und, was ich noch ſchimpflicher fand, ſogar gefangen. Ich konnte die Schmach dieſer Niederlage auch nicht durch einen ſpäteren Sieg vergeſſen machen, denn bald darauf wurde das Kriegführen verboten, weil es oft in Schlägereien ausartete und mancher der Knaben mit blauem Rücken und blutigem Kopfe nach Hauſe kam. Das Verbot machte aber das Spiel den Studenten erſt recht reizend; ſie verſammelten ſich nun auf entlegeneren Puncten, wo ſie keine Entdeckung zu befürchten hatten, und ſetzten es mit erneuerter Leidenſchaft fort. Die Sache nahm einen immer großartigeren Charakter an, und ein Mal wurde ſogar der Kampf der Chartager und Römer und der Uebergang Hannibal's über die Alpen aufgeführt. Für mich hatte dieſe Scene einen beſonderen Reiz, weil wir gerade von Hannibal und ſeinen Kriegen mit den Römern in der Schule lernten und dieſe großartigen Welterigniſſe meine Fantaſie nicht wenig beſchäftigten. Ich wollte alſo wenigſtens Zuſeher dieſes Kampfes ſein, und beredete meinen jungen Freund, mit mir in die Nähe des Kampfplatzes zu gehen. Wir fanden bei unſerer Ankunft ſchon Alles in kriegeriſcher Rüſtung. Auf der einen Seite ſtanden die Chartager, auf der anderen die Römer; die Alpen ſollte ein kleiner Bergesrücken vorſtellen; als Hannibal fungirte ein kräftiger Burſche aus der Syntax. Die Scene begann; die Chartager gingen über die Alpen, die Römer ihnen entgegen; allein kaum waren ſie an einander geſtoßen, ergriffen die Römer ſchon die Flucht. Das gefiel mir nicht; ich glaubte, ſie hätten ſich erſt tüchtig ſchlagen ſollen, das hätten ſie auch bei Cannä gethan. Was mich aber noch mehr überraſchte, war, daß ſie von den Chartagern ſo leidenſchaftlich verfolgt wurden, daß bald weder von einem Römer, noch von einem Chartager etwas zu ſehen war. Das fand ich gegen die Geſchichte; ich hatte ja erſt vor einigen Tagen gelernt, daß die Chaetager die Römer nur darum nicht überwanden, weil ſie den Sieg bei Cannä nicht benützt und die Römer nicht verfolgt hätten. Ich konnte alſo dieſes Verfahren nicht billigen und fing nun an, zu überlegen und zu berechnen, wie das Ganze hätte nach der Geſchichte vorgeſtellt werden ſollen. Aber bald ſollte mir das Räthſel auf ſehr begreifliche Weiſe gelöst werden. Als ich nämlich ſo ſinnend da ſtand, fühlte ich mich auf ein Mal am Rockkragen von einer kräftigen Hand ergriffen; ich glaubte ſchon, es ſei die Hand eines Chartagers, allein ich hatte mich getäuſcht, es war die eines Feldhüters. Der Kampf hatte ſich nämlich, ohne daß ich es bemerkte, in einen Kleeacker hineingeſpielt, und deshalb die Intervention des Feldhüters zur Folge, deſſen Erſcheinen die Römer mehr als das Hannibals erſchreckt und die Flucht beider Heere zur Folge hatte. Nur mir war es in meinen Betrachtungen entgangen — auch wieder eine Variation der Geſchichte der Spenglermeiſterin — und ich befand mich nun in einer ſchlimmeren Gefangenſchaft, als die der Römer oder Chartager geweſen wäre; denn der Feldhüter beſtand darauf, mich zum Profeſſor zu führen. Da hätte ich jedenfalls eine Strafe bekommen, und zum Verräther der Andern werden müſſen. Der Gedanke koſtete mir Thränen. Allein auch aus dieſer Noth half mir wieder mein lieber rettender Heinrich. Er war nämlich

herbeigeeilt, und hatte zuerst durch Bitten das Herz dieses furchtbaren Mannes zu erweichen versucht.

Allein auf sein eisernes Herz wirkten keine Bitten, keine Thränen — nur Geld. Da faßte denn Heinrich einen Entschluß, der mich damals wirklich gerührt hat, und den ich ihm nie vergessen werde, — mir mit dem einzigen Zwanziger, den er besaß, und der ihm so viele Freude machte, weil er ihn von seiner Mutter zum Geburtstage erhalten, die Freiheit zu erkaufen. Der Corsar nahm das Lösegeld an, und ich war wieder frei. War das nicht ein schöner Zug? Dem Knaben war sein Zwanziger vielleicht so viel, als einem Andern sein halbes Vermögen, und er klagte nicht darüber, sondern äußerte nur seine Freude, mich wieder in Freiheit zu wissen. So sehr ich auch dem guten Heinrich dafür dankbar war, so diente doch dieser Umstand eher dazu, unsere freundschaftlichen Beziehungen zu lösen, statt sie zu befestigen; denn ich konnte mich von nun an ihm gegenüber nie mehr einer gewissen Befangenheit erwehren, weil ich wohl fühlte, daß ich nicht so gut war, als er, und daß ich ihm vielleicht dieses Opfer nicht gebracht haben würde. So unbedeutend dieser Umstand erscheint, so verweile ich, wenn ich mir meine Kinder-Erlebnisse zurückrufe, doch immer mit besonderem Wohlgefallen dabei, weil mir daraus die ganze Schönheit eines reinen kindlichen Herzens entgegenleuchtet! Daß doch mit unsern Jahren auch mehr aber weniger der Egoismus in uns wächst! Wie schön ist das menschliche Herz, was treibt es für herrliche Blüten, wenn sie nicht von dem garstigen Unkraut „Selbstsucht" überwuchert werden.

(Schluß folgt.)

Notizen.

— Auf dem Münchner Kunstverein ist ein Gemälde zu sehen, daß die Theilnahme des Publikums außerordentlich in Anspruch nimmt. Es ist die Schlacht von Novara, für Se. Majestät König Ludwig, also für die neue Pinakothek, gemalt von dem Hofmaler H. Albr. Adam. Der Beichterstatter der „Allg. Ztg." schreibt darüber: „Der Künstler, welcher der Schlacht als Augenzeuge beigewohnt und mithin ein Stück erlebte und gesehene Wirklichkeit vor die Augen stellt, hat den Zeitpunct des Kampfes gewählt, wo er sich mit dem Tage zu Ende neigte und die Piemontesen den letzten Versuch machten, sich des andringenden Feindes zu erwehren. Sein Standpunct ist so, daß links im Hintergrunde Novara sichtbar ist, rechts der Flecken La Bicocca, dessen Besitznahme die Schlacht enden mußte. Links im Vordergrund steht der Eingang zum Garten der Casa Visconti. In der ganzen Linie von Novara bis La Bicocca und vorzüglich vor letzterem Orte lassen die Piemontesen ihre Geschütze spielen; aber General D'Aspre ist ihnen so nahe gerückt, daß man erkennt, es bedarf nur der Hilfe von einer zweiten Seite, und die Piemontesen sind zum Rückzug gezwungen. Und diese Hilfe ist erschienen, und ihr Eintreten ist der eigentliche Kern der Darstellung. Es ist der Oberst v. Benedek mit dem kampfmuthigen Regimente Gyulai, das an der Casa Visconti, wo das elfte Jäger-Bataillon unter Major Baur steht und die Wiener Freiwilligen sich sammeln, vorüber dem Feind entgegen geht. Es erhält seine Weisung zum Angriff von dem ritterlichen Erzherzog Albrecht, der hier im Vordergrunde hält, umgeben von seinem Adjutanten Grafen van Kappi, dem Hauptmanne Pagent und dem Rittmeister Belgredi. Da wir uns (im Bilde) im Centrum der Schlachtordnung befinden, und vom linken Flügel nur etwas Pulverdampf, vom rechten gar nichts sehen, so suchen wir auch den Feldmarschall vergebens, der eben den letztern beschligte. Dagegen ist der Adjutant Radetzkys, Baron v. Leykam, auf der rechten Seite des Bildes zu erkennen neben dem verwundeten Generalmajor Grafen Stadion, dem Dragoner-Rittmeister Gradwohl und dem Stabsarzte Wurzian. Links erblickt man das schmerzliche Opfer des heißen Tages, den Grafen Kielmannsegge, der auf einer Bahre sterbend vom Schlachtfelde getragen wird. Unter den kleinen Scenen, auf welche der moderne Schlachtenmaler angewiesen ist, wenn er etwas individuelles Leben in die Darstellung seiner Massenkämpfe bringen will, fesselt vornehmlich diejenige, wo der unermüdliche und furchtlose Feldgeistlicher Ezekias einem Sterbenden den letzten Trost der Religion bringt. Auch die gefangenen Piemontesen und Savoyarden, die der Künstler mit scharfen Zügen charakterisirt hat und die entmuthigt, gleichgiltig, zwischen ihren Feinden oder hinter ihren verlornen Kanonen stehen, oder am Boden liegen, ziehen die Aufmerksamkeit auf sich."

— Dem verstorbenen George Stephensohn wurde auf dem Londoner Bahnhof, der nach Liverpool führt, eine marmorne Statue gesetzt. 178 von seinen Privatfreunden hatten zu diesem Zwecke jeder 14 Pfd. St., und 3150 Arbeiter jeder 2 Schill. beigesteuert. Stephenson stammte von armen Eltern, und arbeitete als Knabe in Kohlenschachten, um sein Leben zu fristen. Schon damals offenbarte sich sein mechanisches Genie; er reparirte in seinen Mußestunden Uhren, und construirte sich selbst eine Sicherheits-Lampe, ganz ähnlich derjenigen, die Davy unsterblich gemacht hat, ohne sich freilich über ihre erwiesene Zweckmäßigkeit wissenschaftliche Rechnung geben zu können. Er hat in späteren Jahren den Bau von nahe den 2500 Meilen Schienenweg in England geleitet, und unzählige Verbesserungen eingeführt und angeregt, die in der ganzen Welt in Anwendung sind. Er war der Vater des jetzigen berühmten Ingenieurs Robert Stephenson.

— W. Heine erzählt in seinen Reisebriefen aus Schanghai Folgendes über die außerordentliche Geschicklichkeit der Chinesen in künstlichen Handarbeiten und deren fabelhaft billige Preise. Schanghai ist besonders berühmt wegen seiner Schnitzereien in Elfenbein, Holz, Bambusrohr und selbst Obstkernen. Heine erhandelte um einen Schilling (1/6 Thlr.) ein wunderhübsches Damenarmband bestehend aus zwölf Pfirsichkernen, die in Form von chinesischen Boten geschnitten waren, deren Fenster man öffnen und die darin sitzenden Personen sehen konnte, deren Köpfchen nicht größer als Hirsekörner waren. Zwischen diesen Pfirsichkernen waren Kirschkerne gereiht, als Köpfe in grotesker Form geschnitten, und in der Mitte des Armbandes hing eine kleine wälsche Nuß von zierlich durchbrochener Arbeit, bestimmt, Parfümerien aufzunehmen.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 33. Klagenfurt, Dienstag, den 25. April. 1854.

Ueber Witterung und ihre Einflüsse in Kärnten.

März 1854.

Es ist einr Jedermann bekannte Erscheinung, daß, wenn man Wasser in einer offenen Schale der Luft aussetzt, die Mengr desselben sich allmälig vermindert, bis es endlich ganz verschwindet; das Wasser geht nämlich, wie es beim Gefrieren die feste Form annimmt, in diesem Falle in Luftform über,. es verwandelt sich in ein farbloses durchsichtiges Gas und mischt sich als solches in die Luft: es verdunstet.

Die Zeit, in welcher eine bestimmte Menge Wasser in Dunst übergeht, ist nicht immer dieselbe, sie ist größer im Herbst und Winter, als im Sommer und Frühling; es verdunstet rascher bei trockener warmer Witterung, als während und unmittelbar nach einem Regen. Die Luft vermag nämlich bei jeder Temperatur nur eine bestimmte Menge Wasserdunst aufzunehmen, je höher jene, desto größer ist auch diese. Hat sie aber die Menge Dunst, die sie bei einer Temperatue aufzunehmen imStande ist, aufgenommen, ist sie, wie man es nennt, mit Dunst gesättiget, so nimmt sie keinen Dunst weiter auf, wird also in solche Luft noch Dunst gebracht, so wird dieser alsogleich wieder zu Wasser niedergeschlagen; dasselbe erfolgt, wenn die dunstgesättigte Luft abgekühlt wird, es fällt gerade soviel Dunst als Wasser heraus, daß die Luft das Maximum der bei dieser Temperatur möglichen Feuchtigkeit enthält, daß sie gesättigt bleibt.

Zur Umwandlung des Wassers in Dunst ist aber Wärme erforderlich, je wäemer also das in einer Schale der Luft ausgesetzte Wasser ist, desto reichlicher wird es in Dunst übergehen, in dem Grade aber, als die Dunstbildung erfolgt, wird auch Wärme dazu verbraucht, in dem Grade wird also auch das Wasser, wenn es nicht weiter erwärmt wird, sich abkühlen; ist die Luft sehr trocken, die Verdunstung also sehr rasch und lebhaft, so kann die Abkühlung des verdunstenden Wassers auch wohl soweit gehen, daß es gefriert, wie wir dies im vergangenen Monat häufig an stehenden Gewässern, Lachen und kleinen Tümpfeln sehen konnten, die an manchen Tagen gefroren blieben, obwohl sie die Sonne beschien und die Temperatur der Luft oft mehrere Grade über den Gefrierpunct stieg.

Auf dieser bei der Wasserverdunstung immer eintretenden Temperatur-Erniedrigung beruht das jetzt fast ausschließlich im Gebrauche stehende Instrument zur Bestimmung des Feuchtigkeitgehaltes der Luft: das August'sche Psychrometer. Es besteht aus zwei genau übereinstimmenden Thermometern, wovon die Kugel des einen mit einer dünnen Leinwandhülle versehen ist, welche fortwährend feucht gehalten wird. Von dieser feucht gehaltenen Kugel verdunstet fortwährend Wasser, wenn die Luft nicht mit Dunst schon gesättigt ist; je trockener sie ist, desto rascher verdunstet das Wasser an der Kugel, desto mehr wird Wärme dazu verbraucht, desto tiefer wird also das feuchte Thermometer sinken. Aus dem Unterschiede des Standes des trockenen und feuchten Thermometers schließt man so auf den Dunstgehalt der Luft.

Wie aus dem Vorhergehenden erhellet, kommt es bei Bestimmung der Luftfeuchtigkeit nicht bloß darauf an, zu ermitteln, welche Menge Wasserdunst in der Luft enthalten ist, sondern auch anzugeben, der wie vielste Theil dies von derjenigen Dunstmenge sei, welche die Luft bei der ihr eben zukommenden Temperatur überhaupt zu enthalten im Stande wäre. Wir nennen nämlich die Luft trocken, wenn das Wasser rasch verdunstet und in Folge dieser schnellen Verdunstung feuchte Gegenstände schnell trocken werden; feucht hingegen nennen wir die Luft, wenn die Verdunstung langsam oder gar nicht statt findet, wenn feuchte Gegenstände an der Luft schwer oder nicht trocknen, wenn die geringste Temperatur-Erniedrigung feuchte Niederschläge bewirkt und kalte Gegenstände sich mit Feuchtigkeit überziehen. Beides kann bei jeder Temperatur der Luft stattfinden, ersteres, wenn die Luft nur wenig von der Dunstmenge enthält, die sie bei ihrer Temperatur enthalten könnte, letzteres, wenn sie diese bereits aufgenommen hat, oder nahe daran ist. Wir nennen also, unbekümmert um die absolute Menge Dunst, die die Luft enthält, diese trocken, wenn diese Dunstmenge noch weit von der Sättigungsmenge entfernt ist, feucht hingegen, wenn sie nahe daran ist. Wenn z. B. an einem heißen Sommertage die Luft bei 25 ½° in einem Kubik-Fuß 8 Gran Dunst enthält, so nennen wir diese Luft trocken, weil sie bei dieser Temperatur davon 15 Gran enthalten könnte, dagegen werden wir an einem kalten Wintertage bei — 0° die Luft sehr

Digitized by Google

feucht nennen, wenn sie auch nur 1½ Gran Dunst enthält, weil dies schon fast die ganze, bei dieser Temperatur möglichen Luftfeuchtigkeit ist, im letztern Falle wird keine Verdünstung mehr stattfinden können, die im ersteren sehr rasch vor sich gehen wird, obwohl die Luft da eine bei weitem größere Dunstmenge enthält; im letztern Falle wird die geringste Temperatur-Erniedrigung einen Niederschlag hervorbringen, im erstern ein solcher aber erst erfolgen, wenn die Luft unter 16° abgekühlt wird, weil sie erst bei dieser Temperatur mit 8 Gran gesättigt ist.

Man nennt die in der Luft enthaltene Dunstmenge die absolute, den Sättigungsgrad derselben aber die relative Luftfeuchtigkeit; man bezeichnet erstere entweder, wie im obigen Beispiele, durch Angabe des Gewichtes des Wasserdunstes, der in einem bestimmten Luftraume enthalten ist, oder um der Verschiedenheit der Maße und Gewichte auszuweichen, durch die Höhe einer Quecksilbersäule, welcher die in der Luft enthaltenen Wasserdünste das Gleichgewicht zu halten vermögen; wenn der Dunstdruck also z. B. mit 5 Linien angegeben ist, so bezeichnet dies, daß von der Höhe der ganzen Quecksilbersäule des Barometers 5 Linien die Wasserdünste tragen. Die relative Feuchtigkeit aber gibt man gewöhnlich so an, daß man bestimmt, wie viel Perrente der Sättigungsmenge der vorhandene Dunst ausmacht, wenn sie also z. B. zu 50 Perrent angegeben wird, so bezeichnet dies Luft, welche gerade die Hälfte der Sättigungsmenge enthält.

Es ist aus dem Gesagten klar, daß die Luft weder an verschiedenen Orten, noch an demselben Orte zu verschiedenen Tags- und Jahreszeiten dieselbe absolute und relative Feuchtigkeit haben könne; daß die Luft über den Meeren mehr damit gesättigt sein müsse, als im Innern der Continente, daß in den heißen Zonen der absolute Dunstgehalt größer sein wird, als in den kalten. An demselben Orte muß wieder die absolute Dunstmenge im Sommer und um Mittag wegen erhöhter Temperatur größer sein, als im Winter und zur Nacht, dagegen wird sie zu den letztern Jahres- und Tageszeiten mehr damit gesättiget, also unserm Sprachgebrauch zu Folge feuchter sein.

Wenn wir nach der Feuchtigkeit der verschiedenen Winde, besonders der beiden, unsere wechselvolle Witterung bedingenden Hauptluftströmungen fragen; so müssen wir schon aus frühern Betrachtungen vermuthen, daß die südliche vorzüglich frucht seia müsse; sie bringt uns ja die Luftmengen, welche in den Troppen-Gegenden über den heißen Meeren gelagert waren, und dort bei hoher Temperatur viel Wasserdunst aufnehmen und sich damit sättigen konnten. Darum ist ja fast immer beim Wehen derselben ein Niederschlag zu erwarten, weil diese dunstgesättigte Luft in unsern kältern Erdstrichen abgekühlt und so ihre Sättigungscapacität vermindert wird. Die von den Polargegenden kommende nördliche Luftströmung aber bringt uns Luft, die ihre Feuchtigkeit fast ganz verloren hat, bei ihrem südwärtsfließen mehr und mehr erwärmt, also befähigt wird, wieder Wasserdunst in sich aufzunehmen und zwar um so mehr, weil sie nicht über Meere, sondern, wie wir in frühern Betrachtungen erörtert haben, über große Continente ihren Weg zu uns nimmt. Nord- und Ostwinde müssen also immer trocken sein, und in besonders hohem Grade die mit großer Heftigkeit wehenden Aequinoctialwinde, weil diese bei ihrem schnellen Laufe nicht Zeit haben, viel Dunst aufzunehmen, uns aber immer frische Portionen Luft bringen, die so außerordentlich trocknend ist.

Davon gab uns die Witterung des vergangenen Monates sehr eindringliche Beweise. Ist auch im März ein Vorherrschen der nördlichen Strömung Regel, so kommt doch ein so constantes, von der südlichen nur stoßweise unterbrochenes heftiges Wehen der Aequinoctialwinde in unsern Witterungsannalen selten vor; daher sind den auch die heurigen Extreme sowohl, als das Mittel der Luftfeuchtigkeit außerordentlich. Wir geben hier zunächst 2-Tabellchen übee den absoluten Dunstdruck und die relative Feuchtigkeit von allen Stationen, wo saiche Beobachtungen gemacht worden.

I. Tabelle.

Dunstdeuck
in P. Linien der Queckſilberſäule.

	Seehöhe	Größter	Kleinſter	Mittlerer Morgen	Mittag	Manat
Klagenfurt	1386	3·10	1·07	1·56	1·89	1·61
St. Paul	1180	3·00	1·17	1·60	1·64	1·62
Althofen	2245	2·25	1·04	1·66	1·39	1·35
Lienz	2020	2·17	0·57	1·44	1·43	1·45
Tröpolach	1930	3·10	0·68	1·15	2·06	1.49
St. Jacob	3010	2·40	0·44	1·49	1·74	1·64
Obervellach	2114	2·45	0·13	1·46	1·18	1·34
St. Peter	3809	2·34	0·15	0·95	1·16	0·96

II. Tabelle.

Relative Feuchtigkeit
nach Percenten der Sättigungsmenge.

	Größte	Kleinſte	Mittlere Morgen	Mittag	Manat
Klagenfurt	97	22	85	51	72
St. Paul	93	17	88	96	69
Althofen	96	23	87	42	58
Lienz	91	13	71	40	60
Tröpolach	95	22	77	61	76
St. Jacob	98	13	75	67	72
Obervellach	93	3	68	33	53
St. Peter	89	5	52	44	47

Wir können aus derselben entnehmen, daß der Dunstdruck, also die wirklich in der Luft enthaltene Dunstmenge, an den meisten Stationen um die Mittagstunde (2 Uhr) größer ist, als um 7 Uhr Morgens, dagegen ist um diese Zeit das Verhältniß derselben zur Sättigung viel größer, also die Luft trockner, als Mittags. Die im vergangenen Monate verzeichneten Extreme der Trockenheit sind als ganz außerordentliche zu betrachten. Humboldt und G. Rose haben auf ihrer Reise im nördlichen Asien in der Steppe von Platowskaya eine relative Feuchtigkeit von

Digitized by Google

16 Percent als eine außerordentliche angeführt, wir finden noch immer in allen Lehrbüchern dies als den größten beobachteten Grad von Trockenheit bemerkt; in unsern diesmonatlichen Beobachtungen aber finden wir am 24. v. M. weit größere Trockenheit, so in Lienz und St. Jakob 13%, in St. Peter am 6. und am 24. sogar 5%, in Obervellach ergibt die Beobachtung vom 6. 8%, die vom 24. gar nur 3%; an allen diesen Stationen sind nicht nur bei Aufstellung der Instrumente alle Vorsicht gebraucht, sondern werden auch die Beobachtungen mit aller Aufmerksamkeit angestellt. — Die Beobachtungen reichen an diesen höher gelegenen Stationen kaum 4 Jahre zurück, in diesem Zeitraume wurden ähnliche Extreme nicht beobachtet, indessen kommen Tage mit nur 20 à 22% fast in jedem Jahre vor. Das Mittel der relativen Feuchtigkeit für den März von den Jahren 1851 bis 53 gibt in Althofen 77%, in St. Jakob 77%, in St. Peter 65%.

Beim Verwalten des Polarstromes ist auch die Lufttwärme sehr niedrig, und außerordentlich gering die Menge des Niederschlages, wie folgende Tabelle zeigt.

III. Tabelle.

	Luftwärme			Niederschlag
	Größte	Kleinste	Mittlere	P. Linien
St. Paul	+10·8	—5·8	+2 68	0·73
Klagenfurt	13·2	—6·2	1·60	0·08
Althofen	11·5	—6·2	1·99	2·30
Obir I.	14·5	—8.5	—0·11	—
„ II.	15·0	—9·0	—1·25	—
„ III.	10·5	—13·0	—3·59	—
Obervellach	13·2	—5·8	+2·92	0·32
Mallnitz	15·8	—5·4	1·58	—
Raggaberg	8·0	—12·0	—1·67	—
Lienz	12·0	—5·0	+2.05	0·14
Saifnitz	8·3	—8·7	0·25	0·30
Tröpolach	10·1	—9·6	0·35	0.19
Weißbriach	15·0	—5·7	1·52	—
St. Peter	9.1	—8·0	0·51	3·70
Kremsalpe	8·9	—8·5	—0·88	—

Die besondern Eigenthümlichkeiten der diesjährigen Märzwitterung ergeben sich aus folgender Tabelle, in welcher die das Normaljahr bildenden Durchschnitte vierzigjähriger Beobachtungen den heurigen für Klagenfurt gegenüber gestellt sind.

	Normaljahr		Anomalie	
	März	Tag	März 1854	Tag
Luftdruck höchster	324·81	15	+2·9	—13
„ tiefster	314·23	18	+1·9	+ 2
„ mittlerer	319·85		+2·6	
Luftwärme höchste	+13·0	27	+0·2	+ 4
„ kleinste	— 5·11	10	—1·1	— 7
„ mittlere	+ 2·58		—0·98	
Dunstdruck mittlerer	1·81		—0·14	
Relative Feuchtigkeit mittl.	78		—6	
Ganz u. halb heitere Tage	21		+9	
trübe „	10		—9	
Darunter Tage mit Nebel	2		—2	
„ „ Schnee	3		—2	
„ „ Regen	3		—3	
Niederschlag	1·56 Zoll		—1·48	

Bei abnorm hohem Barometerstand ist also Temperatur und Feuchtigkeit der Luft unter dem Mittel, Heiterkeit des Himmels bei mangelndem Niederschlag vorherrschend gewesen. So weit die Beobachtungen zurückreichen, wurde kein März mit so geringem, kaum meßbarem Niederschlage verzeichnet, wie der letzte; die Jahre 1822 mit 0·2, und 1830 ferner 1840 mit 0·1 Zoll Niederschlag kamen dem heurigen am nächsten.

Bei den vorwaltend kalten Nordwinden trat das Verschwinden der Schneedecke (mehr durch Verdunsten als Schmelzen), sowie das Erwachen der Vegetation nur langsam, und an sehr ungleichen Höhelagen fast gleichzeitig ein. In Klagenfurt fing der Schnee schon am 5. März in der Ebene zu verschwinden an, am 15. war sie schneelos; die ersten Blüthen wurden beobachtet in Klogenfurt an der Erle, alnus viridis, am 1.; Haselnuß, corylus avellana, am 7.; gemeines Heidekraut, erica vulgaris, am 8.; Huflatich, tussilago farfara, und Schneeglöckein, levcojum vernum, am 10. Das Ackern begann am 24., Gerste wurde gesäet am 27., Roggen am 29. In Lienz begann zu blühen: Corylus und Erica am 16., die stengellose Felsprimmel, primula acaulis, am 19.; Tussilago und Crocus vernus am 23. Am 24. begann die Saat von Gerste, Bohnen und Erdäpfel.

Bericht über Eisen-Production.

Wir theilen hiemit den im Monate März von der General-Agentie der Eisen-Industrie des österreichischen Kaiserreiches ihren Committenten erstatteten Hauptbericht, der wieder mit mannigfachen interessanten Daten und belehrenden Folgerungen reich ausgestattet ist, in seinem ganzen Umfange mit.

Der drückende Einfluß, welcher gegenwärtig unter den obwaltenden politischen Verhältnissen Europas im Allgemeinen auf dem Handel lastet, traf zwar das Eisenwesen nicht in dem Maße, als man frühere Befürchtungen darüber aussprach, da in Folge der stattfindenden Kriegsrüstungen auf manchen Orten nur vergrößerte Lebhaftigkeit ersichtlich ist. Diese Bedürfnisse sind so erfolgreich, daß, wenn gleich die Bauten der nach im verflossenen Jahre beschlossenen Eisenbahn-Anlagen unter dem fühlbaren Geldmangel da und dort in ihrer Ausführung gehemmt werden, und russische Contracte mit England auf diesjährige Lieferungen gan beiläufig 100,000 Tonnen (eine Tonne entspricht 18 Wr. Centner) Rails zurückgenommen wurden, dennoch die Eisenpreise im Auslande allerorts auf ihrem hohen Standpuncte stehen geblieben sind, und auch in einigen Staaten selbst die eigene Erzeugung die bestehenden Erfordernisse in Eisenmaterial nicht genügend zu decken vermag!

Frankreich benöthiget dieses Jahr für den Ausbau der bereits projectirten Eisenbahn-Anlagen durchschnittlich 300.000 Tonnen Eisenbahnbestandtheile und kann aus der heimischen Production kaum zwei Drittel des Bedarfes hiezu aufbringen, weil manche Eisen-Industrielle noch mit ihren früheren Lieferungs-Contracten um mehrere Monate zurück sind, daher man nothgedrungen ist, sich das fehlende Quantum von wenigstens 100.000 Tonnen im Auslande anzuschaffen, und um den Bau in Vollendung zu bringen, aus der Fremde einzuführen.

Obgleich Nordamerika die eigene jährliche Production von Roheisen auf 377 Hochöfen bis auf 564.755 Ton. bereits gebracht hat, mußten doch aus dem Auslande 104.230 Ton. Roheisen und 335.663 Ton. gewalztes Eisen, zusammen 439.893 Ton. bezogen werden, wodurch der Beweis geliefert wird, in welcher Ausdehnung der Eisenverbrauch in diesem Lande stattfindet. Bei der eigenen Erzeugung von 564.755 Ton. Roheisen wurden 345.553 Ton. zum Guße verwendet, und aus dem Reste hatte man raffinirtes Eisen angefertigt. Die Roheisen-Production, bei welcher 20.208 Arbeiter beschäftiget sind, lieferte einen Werth von 12,748.777 Dollars = 26,772.432 fl. Silbergeld. (1 Dollar beiläufig = 2 fl. 6 kr. Silbergeld.) Gießereien mit 23.541 Arbeitern lieferten einen Werth von 25,108.155 Doll., und die Raffinirwerke mit 13.178 Arbeitern 16,747.074 Doll., woraus ersichtlich erscheint, daß die Eisen-Industrie gegenwärtig in Nordamerika bereits 56.927 Arbeiter beschäftiget, und damit ein Capital von 54,604.306 Doll. zum jährlichen Umsatz bringt, wobei 12,748,777 auf das Rohmateriale und 41,855.229 Doll. für raffinirtes Eisen entfallen.

England hat, trotz der politischen Wirren, Gelo-Calamitäten und hohen Frachten, fortwährend einen lebhaften Eisenhandel, so zwar, daß manche Eisenwerks-Besitzer bis auf ein halbes Jahr im Voraus mit Bestellungs-Vormerkungen versehen sind. Von schottischem Roheisen sind in diesem Jahre bereits 205.000 Ton. für dortigen Local-Consumo und zur Ausfuhr verwendet worden, während die Erzeugung vermindert gewesen war, und um 15.000 Ton. in diesen drei Monaten geringer als im vorigen Jahre zu gleicher Zeit ausfiel. Der gewöhnliche Vorrath von schottischem Roheisen ist seit 31. März 1853 um 300.000 Ton. kleiner geworden, und derselbe hatte in den drei Monaten bei 45.000 Ton. abgenommen. Gegenwärtig besteht der Vorrath von schottischem Roheisen aus 165,000 Tonnen. Die Preise haben nur Schwankungen von 5 Shilling die Tonne (ungefähr 30 kr. CM. = 1 Sh.) erlitten; im Jänner war der Durchschnittspreis 76¼ Sh. die Tonne; im Februar und März 78 Sh. für gemischte Nummern. Nr. 1 schwankte zwischen 78½ Sh. und 85 Sh. Auch die Transportkosten auf dem Canal mußten um 1 Sh., bei bereits bestehenden 3 Sh. erhöht werden. Die schottische Roheisen-Production schätzt man auf 2,800.000 Pfd. Sterling, wovon etwas über die Hälfte, mit 1,500.000 Pfd. Sterling, auf den Arbeitslohn entfallend angenommen wird. In Staffordshire herrscht große Frage nach Roheisen, da für die dortigen Veredlungswerke die eigene Production den Bedarf nicht deckt, dieselbe auch nicht erweitert werden könne, weil die dazu benöthigten Kohlen und Eisensteine in dem erhöhten Maße nicht erhaltbar sind. Gute reichhaltige Eisenerze werden bereits mit 22 Sh. die Tonne bezahlt. Auf Eisenbleche, besonders aber Kesselplatten, sind die Bedürfnisse so bedeutend, daß man Aufträge darauf bei einigen Walzwerken zurückweisen mußte, und trotz dieser Umstände haben die Eisenwerks-Besitzer bei ihrer kürzlich abgehaltenen vierteljährigen Versammlung beschlossen, die bestehenden Preise der verschiedenen Eisensorten beizubehalten und sie nicht zu erhöhen, obschon der verminderte Gewinn und die täglich im Preise steigende Kohle dasselbe gerechtfertiget hätten. Die Preise sind loco Werk in Staffordshire für Stabeisen 10 Pfd. Sterl.; Bandeisen 11 Pfd. Sterl.; Bleche 12 Pfd. Sterl. die Tonne. Bei der Gesammtausfuhr Englands, deren Werth im J. 1852: 71,375.066 Pfd. Sterl., im J. 1853: 87,357.306 Pfd. Sterl. betrug, entfallen auf das Eisen, und zwar:

		Tonnen		Pfd. Sterl.
Roheisen	1852:	240.491	mit	557.586
„	1853:	329.511	„	1,052.421
Gußeisen	1852:	61.865	„	489.304
„	1853:	60.891	„	576.655
Gewalztes Eisen	1852:	712.444	„	5,016.310
„ „	1853:	833.800	„	8,331.772
Eisendraht	1852:	5.271	„	94.216
„	1853:	9.897	„	204.866

Zieht man dieses jährlich zusammen, so erscheint, daß im Jahre 1852: 1,020.071 Tonnen im Werthe von 6,157,416 Pfd. Sterl. und im J. 1853: 1,231.099 Ton. im Werthe von 10.165.714 Pfd. Sterl. entsendet worden sind, und mit Ausnahme der Maschinen, welche in dieser Zusammenstellung nicht begriffen sind, dem Lande außer dem bereits hievon abgezogenen Arbeitslohne nach einer oberflächlichen Berechnung wenigstens eine Summe von 3,500.000 Pfd. Sterl. oder 35 Millionen Gulden von der Fremde zugeflossen ist. Trotz dieses zunehmenden Wohlstandes in der Eisen-Industrie und der dargestellten Ausfuhr bedarf England noch immer fremdes Stabeisen für die Gußstahl-Fabrication, und es wurde davon

im Jahre 1852: 600.768 Wiener-Centner
„ „ 1853: 859.986 „ „

worunter im J. 1852: 32.256 und im J. 1853: 91.422 Wr. Centner aus Rußland mitbegriffen sind, vom Auslande bezogen.

Die General-Agentie findet sich um so mehr veranlaßt, die genaue Darstellung der ausländischen Eisen-Industrie zur Kenntniß zu bringen, da der hieraus ersichtliche außerordentliche Aufschwung zur Ermuthigung, Hebung und Erstarkung der heimischen Eisen-Industrie beitragen dürfte.

Notiz.

— In Graz wurde dem greisen Feldmarschall Grafen v. Radetzky bei seiner Durchreise nach Wien folgendes gelungene Akrostichon überreicht:

Ruhmgekrönter Heldengreis,
Aller Abgott, Stolz und Preis,
Damm 'gen Umsturz und Verrath,
Ehrenfest in Wort und That,
Todesmuth'ger hoher Sieger,
Zweiter Vater Deiner Krieger,
Kaisers- und des Reiches Hort:
Immer lebt Dein Name fort;

Jubelnd aber schaut Dich noch
Oest'reich selbst, und ruft Dir Hoch!
Sieger, bringst Du zu dem Feste
Ebenfalls der Gaben beste:
Proben alter Lieb' und Treue,
Hoher großer Thaten Weihe! —

Heil dem hohen Kaiserpaar!
Heil auch Dir für immerdar!

J. F. L.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 34. Klagenfurt, Sonnabend, den 29. April. 1854.

Prolog

von

Friedrich Halm.

(Im Hofburgtheater am 24. April 1854 gesprochen von Frau Rettich.)

Von Säulengängen umgebener Vorhof eines griechischen Tempels. Während eine Fanfare von Trompeten und Pauken die Ouverture schließt, schreitet die Kunst, die Leier in der Hand und einen Lorberkranz auf dem Haupte, die von dem Eingange des Tempels niederführenden Stufen herab und spricht:

Der Menge Schwall füllt brausend Markt und Straßen,
Und wirbelnd strömt ihr überfluthend Meer,
Als wollt' die eine Stadt das Reich umfassen,
In lauten Wogen rauschend hin und her!
Von reiner Freude frohem Ueberwallen
Strahlt jeder Blick, tönt jeder Lippe Laut,
Und bis in meines Tempels stille Hallen
Hör' donnernd ich den Jubelruf erschallen:
Dem Kaiser Heil und Segen seiner Braut!

O froher Ruf, den freudig ich vernommen,
Den freudig meine Lippe wiederklingt;
Denn welch' Gefühl auch mächtig euch durchdringt,
Ich seh' mit höh'rer Freude noch Sie kommen!
Ich grüß' in Ihr des Hauses Tochter ja,
Das stets der Kunst den Scepter huldvoll neigte,
Das, stets die Meinen schützend fern und nah,
Den Weg zum Ruhm geweihten Geistern zeigte!
D'rum freudig huld'gend mit dem treuen Wien
Heil, ruf' ich Ihr! Heil Oest'reichs Kaiserin!

Willkommen ruf' ich jubelnd Ihr entgegen,
Die liebend sich der Kaiser auserlas,
Hoch auf dem Thron', auf dem er einsam saß,
Des Glückes Blume lächelnd ihm zu pflegen!
Willkommen ruf' ich! Mög' im vollsten Maß',
Wie Glück Sie bringt, auch Glück Ihr Leben schmücken!
Denn Sie, die holder Jugend Reiz umflicht,
Aus deren Blick' so milde Anmuth spricht,
Was könnte Sie, als segnen und beglücken?
Wer sähe Sie, und wer vertraut' Ihr nicht?
D'rum Heil Dir, Rose, die der Lenz kaum weckte,
Die, kaum erweckt, auch Liebe schon entdeckte,
Und kaum entdeckt, in Oesterreichs Krone flicht!

Wie hoffnungsfreudig grüß' ich Ihr Erscheinen,
Die, jugendfrisch, beglückend und beglückt,
Wohl gern Ihr Haupt mit meinen Blumen schmückt
Und Schatten sucht in meinen Zauberhainen;
Denn Keiner liebt, den nicht die Kunst entzückt!
Und weil Sie liebt, wird Sie mir Schutz gewähren,
Und weil Er liebt, wird zögernd Seine Hand
Zur Erde noch des Schwertes Spitze kehren,
Wird sorgend, bis die letzte Hoffnung schwand,
Den Frieden hüten und dem Sturme wehren.
Doch bricht er los, der finster lang gedroht,
Und trifft der Blitz, und ist der Brand entglommen,
Dann, Kaiser, ruf' Dein Volk, und es wird kommen;
Ausharren wird es treu in Noth und Tod,
Und wird nicht ruhen, bis Dein Sieg vollkommen!
Denn Hell, wie jetzt bei heit'rer Feste Glanz,
Hell ruft Dir's auch im ernsten Waffentanz,
Heil ruft es Dir, wie lang der Kampf auch währe;
Denn über Alles Oesterreichs Ruhm und Ehre!

Nun aber horcht des Liedes milden Tönen,
Das oft schon siegend eure Gunst errang,
Und laßt erhebend seinen mächt'gen Klang
Mit würd'gem Ernst der Liebe Feier krönen!
Gebt willig euch dem Flug des Dichters hin,
Und hört ihr, wie beim hellen Klang der Glocken
Die Myrthe grünt in holder Bräute Locken,
Gedenkt, welch' frohes Fest uns erst erschien,
Und laßt die Lippen fromm den Wunsch entsenden,
Den Wunsch, der aus des Reiches fernsten Enden
In heißem Drang empor zum Himmel steht:
Franz Joseph hoch! und: Heil Elisabeth!

Aus der Knabenzeit.

Von F. F.

(Schluß.)

Meine sonstigen Vergnügungen reducirten sich lediglich auf die Spaziergänge mit Frl. Rest und Frl. Pepi, welche gewöhnlich noch von einer oder der andern ihrer Freundinen begleitet wurden, und denen ich in gemessener Entfernung mit meinem Lehrbuche nachfolgen mußte. So wenig ehrenvoll auch der mir angewiesene Posten war,

Digitized by Google

wurde er mir doch bald recht lieb, weil ich da ungehindert meinen Gedanken nachhängen konnte. Auch gewann ich auf diesen einsamen Spaziergängen bald einen Freund, der mir seither schon manche Stunde meines Lebens verschönte, der mich auch in den trübsten Momenten nicht verlassen hat, und mir, wie ich hoffe, treu bleiben wird bis an mein Ende, der so liebevoll ist gegen alle Menschen, wenn sie mit Vertrauen und Liebe sich ihm nähern, an dessen Brust wir uns ausweinen können im Schmerze, und aufjubeln in Augenblicken der Wonne, und immer Theilnahme finden werden und Tröstung — die schöne, ewig junge Natur.

Wenn ich so allein durch Wald und Wiesen dahinging und aufschaute zum blauen Himmel und zum freien luftigen Wolkenzug, und vor mir sah die grünenden Fluren, schimmernd im perlenden Morgenthau oder im Golde der Abendsonne, und all' die Bäume, Blüten und Blumen — und der frohe Gesang der Vögel an mein Ohr drang, oder das ernste Rauschen des Windes in den Wipfeln, da war es mir, als ob Bäume und Blätter und Blumen als lebende Wesen vor mir stünden, und mir süße Märchen aus einer mir noch unbekannten, aber unendlich schönen Welt erzählten. Ich freute mich dann so innig, ein Mensch zu sein und alle diese Herrlichkeiten genießen zu können. Da konnte ich mich stundenlang an dem Treiben des Käfers oder der Biene ergötzen, oder an dem Liede des Vogels, und hätte nur gewünscht, mich mit ihm aufschwingen und durch die Welt fliegen zu können, um es allen Menschen zu sagen, wie schön doch die Erde sei. Die kleinen lustigen Gesellen der Luft und der Erde wurden nun meine liebsten Genossen; aber so harmlos diese Gesellschaft war, so wurde sie mir doch bald gefährlich, weil sie eine Macht unterstützte, die, von dem Menschen beherrscht, ihm manche süße Lust bereiten kann, aber entfesselt, zu seinem Tyrannen wird — die Fantasie. Sie wuchs und wuchs und überholte bald den kleinen kindischen Verstand, und der kleine kindische Verstand ist ihr, wie er sich auch mühte, selten mehr Sieger geworden.

Es war nicht bloß erfreulich, auch sehr wohlthätig für mich, als die Ferien kamen, durch die ich wieder einigermaßen von dieser fantastischen Richtung abgelenkt wurde. Die Ferienzeit! wem wird die Brust nicht weit, wenn er an diese Wonnemonate der Jugend denkt. Wie schlug mir vor Freude das Herz, als ich mich wieder meinem lieben Geburtsorte näherte, als ich zuerst den Kirchthurm hervortreten sah, den wohlbekannten, und dann nach und nach die Häuser alle, die ich nicht um Paläste getauscht hätte, als ich dann meinen Aeltern an die Brust sank und den lieben Geschwistern, und wie dann die alten Jugendfreunde alle herbeikamen, die sich Anfangs vor Respect gar nicht zu nähern getrauten, und der Schulmeister, der sich nicht wenig darauf zu Gute that, dem Herrn Studiosus manchmal tüchtige Verweise gegeben zu haben, und sogar der Hr. Pfarrer, der so wohlgefällig lächelte, weil es in Erfüllung gegangen, was er vorausgesagt, daß der junge Herr ein Prämium bekommen werde, und dann die Köchin und der Kutscher, der ihn zuerst auf ein Pferd gesetzt, und die alte Kindsfrau, die ihn so oft in Schlaf gewiegt, und die alle sehen wollten, um wie viel der kleine Adolf gewachsen! — man sollte glauben, ein Kinderherz könnte soviel Freude auf ein Mal gar nicht ertragen. Aber so ein Herz ist stark für die Freude, stärker, als für den Schmerz. Wie beeilte ich mich, all' die Lieblingsorte von ehedem wieder aufzusuchen, die Kirche, wo ich zuerst ministrirt, den Kirchenteich, wo es so schöne „Schleifen" gab, die „Au," wo wir immer Soldaten gespielt und Ball geworfen hatten, und auch die Schule, in die ich jetzt mit kecken Schritten trat und lächelte, daß ich ihr oft mit Angst und Beben mich genähert, wenn ich zu spät gekommen, oder meine Aufgabe nicht gemacht hatte. Wie stöberte ich all' die Zimmer durch, deren Wände mir so viele schöne Lieder der Erinnerung sangen von dem Vaterherzen und von der Mutterliebe, von den Entzückungen des ersten Christbaums, der ersten Ostereier! Da wurden wieder rüstig die alten Lieblingsspiele geübt, in welche nun nicht mehr die strenge Hand der Frl. Pepi störend eingriff. Und jetzt war ich nicht mehr Mitläufer, jetzt war ich Anführer im Spiel, ich hatte ja große Erfahrungen aus der hohen Schule mitgebracht. — Der Leser wird fragen, was ist es denn mit dem großen Nazi? wir haben schon lange nichts mehr von ihm gehört. — Nun — bald hätte ich auf ihn vergessen; kein Wunder, denn wir waren uns durch unsere streng divergirenden Richtungen so entfremdet worden, daß wir uns nur äußerst selten sahen, und wenig Sympatien für einander hatten.

Hatte Nazi schon am Gymnasium mit Vorliebe den Professor gespielt, so suchte er sich darin zu Hause noch zu vervollkommnen, wo er, für den Anfang wenigstens, einen günstigeren Boden zu erwarten hatte. Man sah ihn nur immer mit einem Buche unter dem Arme und selten in einer anderen Gesellschaft, als der der gelehrten Welt, des Amtsschreibers und des Schulgehilfen. Seinen ehemaligen Schulgenossen näherte er sich höchstens doctrend, und verlangte, daß sie ihn mit „Sie" titulirten. Das ging wohl Anfangs; aber bald, als der Nimbus der Gelehrtheit, der den Studenten bei seinem ersten Erscheinen umgab, allmälig verschwand, und sich Dieser und Jener an manche übel berüchtigte Scene erinnerte, wobei der Herr Professor auch thätig gewesen war, fing der Respect an, sich in Spott zu verwandeln, und unser Nazi hatte oft Mühe, seine Autorität gegenüber den Schulknaben aufrecht zu erhalten. — Aber nun wieder auf mich und meine Ferien-Unterhaltungen zurückzukommen, muß ich noch eines Vergnügens ganz besonderer Art erwähnen. Ich

Digitized by Google

erhielt nämlich die Erlaubniß, mit einem anderen Studenten, der in der Nähe von mir zu Hause war, eine kleine Fußreise zu machen, und unseren früheren Herrn Cooperator zu besuchen, der inzwischen Pfarrer geworden und uns zu sich eingeladen hatte. Wir bekamen Jeder sein Ränzchen, seinen Staubmantel und sein Reisegeld, und wurden damit in die Welt geschickt. Was war das für ein großer Moment für uns, als wir im Gasthause zu Mittag, uns selbst überlassen, anschaffen und selbst unsere Zeche bezahlen durften! Aber diese Freude sollte nicht ganz ungetrübt bleiben, denn der Wirth schien diesen Moment nicht von seiner poetischen, sondern von einer sehr materiellen Seite aufzufassen, und benützte unsere harmlose Naivetät, uns zu „schnüren.“ Wir bemerkten dies wohl, aber wir getrauten uns nichts zu sagen, das Zahlen hatte uns aber seither nie mehr eine besondere Freude gemacht. Bei dem Herrn Pfarrer, der ein sehr liebevoller Mann war, ging es uns recht gut. Er hatte auch viele Zwetschkenbäume, die uns sehr wohl gefielen. Besonders sprach ihnen mein Begleiter zu, der manche schöne Stunden auf diesen Zwetschkenbäumen verlebte. Ich dagegen unterhielt mich wieder am liebsten mit des Schulmeisters Kindern, dem kleinen Micherl und dem neckischen Röschen, und erzählte ihnen Stunden lang Geschichten, die ihnen viel Freude machten, namentlich Röschen. Ich und Röschen, wir hatten uns bald recht lieb; sie mich, weil ich ihr so viel Schönes zu erzählen wußte, ich sie, weil sie mir so aufmerksam zuhörte, und es währte nicht lange, so war es eine ausgemachte Sache zwischen uns, daß wir uns heiraten würden. Ich sagte ihr, daß es zwar noch einige Jahre dauern würde, bis ich ausstudirt hätte, alsdann werde ich aber ein vornehmer Herr werden; sie aber meinte, sie sei ohnehin noch sehr jung und könne wohl noch einige Jahre warten, übrigens müsse sie ohnehin erst nähen und kochen lernen. Sie hat recht sehr geweint, als wir wieder nach Hause mußten, und ich glaube, ich habe auch geweint. Ich habe sie nicht wieder gesehen. Als ich nach Jahren ein Mal wieder in demselben Ort kam, erkundigte ich mich auch um Röschen und erfuhr, daß ihre Eltern gestorben und sie zu fremden Leuten gekommen sei. Sie soll, wie es hieß, recht hübsch geworden sein, wird sich also wohl vermuthlich anständig verheiratet haben. So ist's in der Welt, da schwört man sich Liebe und Treue, und nach ein Paar Jahren erinnert man sich oft nicht einmal mehr der Person, der es gegolten. Soll auch bei größeren Kindern vorkommen, aber — versteht sich — nicht ohne Ausnahme.

Ich könnte noch manche Scene aus den Erlebnissen unseres Adolf und seiner Collegen erzählen; allein ich will die ohnehin schon mehr als billig in Anspruch genommene Geduld des freundlichen Lesers nicht weiter mißbrauchen.

Aber vielleicht will Jemand wissen, was aus diesen Gesellen geworden; auch darüber kann ich Auskunft geben.

Am weitesten hat es der große Natzi gebracht; der ist bereits ein Mann von Stellung. Seine Untergebenen lieben ihn zwar nicht, und sagen, daß er stolz und unfreundlich sei, doch steht er allgemein in dem Rufe eines sehr thätigen und pünctlichen Geschäftsmannes, und Höhergestellte rühmen seine Artigkeit und sein zuvorkommendes Benehmen.

Er sitzt jetzt an einer wohlbestellten Tafel, und ist bereits Gatte und Vater. Er hat seine Frau nicht geliebt, und sie hat ihn nicht geliebt — warum denn auch, er hatte Stellung und sie hatte Geld, was braucht der Mensch mehr, um glücklich zu sein?

Der schöne edle Heinrich dient in der Armee; er soll sich tapfer gehalten und mehrmals in den Feldzügen ausgezeichnet haben. Auch er ist bereits vermält, aber seine Wahl leitete die Liebe. Seine Gattin besaß kein Vermögen, aber wie mir Adolf, der sie öfter besucht, schreibt, das beste Herz und die liebenswürdigsten Eigenschaften.

Die beiden Leute sollen recht glücklich sein. Wie geht es aber unserem Adolf? der ist noch immer ein armer Teufel, wenigstens, so was die Welt einen armen Teufel nennt. Er ist Maler geworden, hat in Italien Studien gemacht, und schweift, glaube ich, jetzt in den Apeninnen herum. Er ist zwar kein Mann von Stellung, aber es geht ihm eben auch nicht schlecht. Er hat wenig Bedürfnisse, und was er braucht, verdient er sich; er malt fleißig und seine Bilder werden gelobt. Er ist noch immer ein wenig Fantast, und sieht die Welt gerne im idealen Lichte an. Er ist auch meistens heiter und guter Dinge; nur manchmal wenn er an seine Heimat denkt und an die schönen seelenvollen Augen, die ihm dort so tief ins Herz gedrungen, da faßt ihn ein Unmuth an, daß es doch in der Welt nicht so ist, wie es sein könnte; aber bald erhebt er sich wieder aus der trüben Atmosphäre in den helleren Aether, von wo ihm die Welt wieder rosig lacht, und ergreift mit erneuter Lust wieder den Pinsel, die Pracht und Herrlichkeit der Erde, so gut es seine Kunst vermag, auf die Leinwand zu bringen.

So ist auch er nicht unglücklich, und die ganze Geschichte geht also gut aus. Und somit empfehle ich mich dem freundlichen Leser, und bitte meinen jungen Herren, wenn sie sich vielleicht dann und wann nicht gut aufgeführt, oder ein wenig zu viel geschwatzt haben, nicht gram zu sein.

Der Credit der Faulheit.

Daß ein großer Theil des Handwerks durch die Fabrication bereits verdrängt ist, ist eine bekannte Thatsache, und daß die meisten anderen Handwerke gleichem Schick-

Digitized by Google

sale entgegengehen, eine gerechtfertigte Voraussetzung. Man wird da jeden Fortschritt, welcher Handwerker entbehrlich macht, doppelt freudig begrüßen, wo Zunftgesetze ihnen das Privilegium gaben, die Consumenten zu brandschatzen, und diese den Zeitverlust zahlen zu machen, mit welchem noch an unserem Sarge ein halb Duzend Meister arbeiten, was einer mit aller Bequemlichkeit allein machen könnte. Wollen wir aber nicht dem Fortschritte einen Zügel anlegen, und fühlen wir keinen Anlaß, das Monopol des Handwerks zu bewundern, so können wir uns doch nicht verbergen, daß der Handwerksmann in unseren Tagen und mitten im Kampfe gegen die andringende Uebermacht der Konkurrenz unverdienter Weise unter einem Uebel leidet, welches ihm die Sitte oder Unsitte allein auferlegt, dem Credite der Faulheit. Wo fleißige, geschickte Handwerker untergehen, ist es öfterer durch diesen Credit, als durch alle anderen Einflüsse.

Was wir unter dem Credite der Faulheit verstehen, ist der Credit, welchen der Handwerker mit seinem geringen Capitale dem Manne mit dem großen Capitale geben muß. Da ist der Bankier, in dessen Cassen Tausende liegen, dem der Schneider unaufgefordert niemals die Rechnung zusenden darf; da ist der Advocat, welcher dem Fleischer einen Vorschuß abverlangt, wenn er für ihn zu Gericht gehen soll, während des Advocaten Frau die Fleischer-Rechnung Monate lang anwachsen läßt; da ist der Officier, welcher mit Lonisd'oren um ein neues Pferd handelt, ohne noch den Sattel für das alte bezahlt zu haben; da ist Jedermann, der die Stiefel zu eng erklärt, wenn der Schuster gleich die Rechnung hineingelegt hat. Und da ist auf der anderen Seite der Handwerksmann, welcher sein Arbeits-Materiale auf Credit theuer kaufen muß, während er es gegen Baar billig haben könnte, der fortwährend seine Gesellen, die Miete, Steuern, Nahrungsmittel und vielleicht Schulgeld für Kinder auf Tag und Stunde bezahlen, der für seine Kunden das ganze Jahr hindurch Auslagen machen soll, und niemals weis, wann es diesen gefällig sein wird, die Rechnung zu fordern, oder die empfangene Rechnung zu bezahlen!

Hört das Publicum auf, aus Bequemlichkeit Credit vom Handwerker zu nehmen, so wird dem Schwindel der Vorwand genommen, ihn aus Speculation, aus Leichtsinn, oder in betrügerischer Weise zu begehren! (Austria.)

Notizen.

— Die neu erschienene Ausgabe der Werke Franz Arago's beginnt mit einer nachgelassenen Schrift desselben und seiner Jugendgeschichte; Alexander von Humboldt hat der Gesammtausgabe der Werke seines Freundes eine Einleitung hinzugefügt, aus welcher folgende Worte hier Platz finden mögen: „Ich werde," sagt Humboldt, „ohne eine Lobrede oder biographische Notiz schreiben zu wollen, es versuchen, alle die Materialien, welche sich in der Sammlung der Werke des Hrn. Arago vorfinden, zu benutzen. Ich werde daran erinnern, welche große Ausdehnung die Arbeiten eines einzigen Mannes in den verschiedenen Zügen der menschlichen Erkenntniß erreichten, wie mitten unter diesen verschiedenartigen Gegenständen er immer auf denselben Zweck hinarbeitete, d. h die Ansichten zu verallgemeinern, betrachtete Gesetzungen zu verketten, und den Gedanken zu den wenigst zugänglichen Gebieten der Naturphilosophie zu erheben. Die Thätigkeit der Kräfte, wie sie sich im Lichte, der Wärme, dem Magnetismus und der Elektricität eben sowohl, wie in dem Spiele der Zusammenstellung und der chemischen Zersetzungen ausspricht, gehört in die Reihe der geheimnißvollen Wirkungen, auf welche die glänzenden Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts ein unerwartetes Licht geworfen haben. Auf dem Felde dieser ruhmvollen Eroberungen nahm Hr. Arago unter den großen Physikern unserer Zeit eine Stelle ein. Eifrig in seinen Entdeckungen und vorsichtig in den Schlüssen welche die Tragweite der einzelnen Ergebnisse überschreiten konnten, deutete er gern die neuen Wege an, auf welchen man dem Ziele immer näher kommen und die Uebereinstimmung der Wirkungen in den dem Anscheine nach so verschiedenen Erscheinungen erkennen lernt. Wenn man sich von der von Hrn. Arago befolgten Methode zu den mächtigen Befähigungen erheben konnte, welche er in Bewegung setzte, so kann man nicht ohne Erstaunen den Umfang betrachten, welche sie einnehmen. Während er für die Gelehrten die Grenzen der Wissenschaft erweiterte, besaß er die merkwürdige Kunst, die erlangten Kenntnisse zu verbreiten. Auch entging ihm keine Gottung von Einfluß, und das Ansehen seines Namens war seiner Beliebtheit gleich."

— In Kurzem sollen, wie die „Spen. Ztg." berichtet, bei der Infanterie in Berlin Versuche mit einer ganz neuen Art von Munition angestellt werden. Dieselbe besteht nämlich aus einer Hülse mit eisener Kugel in der Form eines Eies, welche die Kraft besitzen soll, noch auf 400 Schritt einen Cuiraß zu durchlöchern, während sich bekanntlich die jetzigen Kugeln der Zündnadelgewehre, in einer Entfernung von 200 Schritt auf ein solches Ziel abgeschossen, plattdrücken, ohne durchzudringen. Außerdem sind aber auch die hier in Rede stehenden eisernen Kugeln nur 1 ¾ Loth schwer, während die jetzt zur Anwendung kommenden Bleikugeln 2 Loth wiegen. Gleichzeitig kommt auch noch in Betracht, daß die Eisen-Munition bei ihrer Anwendung nur halb so theuer zu stehen kommen würde, als die Blei-Munition, welche gegenwärtig im Gebrauch ist.

— Welchen Schaden der Branntwein seit zehn Jahren in den Staaten von Amerika anrichtet! Der Nation hat er eine unmittelbare Auslage von 600,000,000 Dollars verursacht, und eine mittelbare von derselben Höhe. Ferner hat der Branntwein 300,000 Existenzen vernichtet; 100,000 Kinder in die Versorgungshäuser gebracht, 150,000 Menschen in Gefängnisse und Armenhäuser geliefert, 1000 Menschen wahnsinnig gemacht, 15,000 Mordthaten hervorgerufen, 2000 Selbstmörder erzeugt. Zehn Millionen Schaden durch Feuerbrände oder anderes Unglück geschaffen, endlich 200,000 Witwen, und 1 Million Waisen gemacht.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 35. Klagenfurt, Dienstag, den 2. Mai. 1854.

Erste diesjährige Kunstausstellung.

Von V. R.

(Schluß.)

Wir haben noch eine kleine Nachlese zu halten. Unter den Genrebildern können wir den „Friedensstifter" von Leopold Löffler aus Wien, dermal in Paris, nicht unerwähnt lassen. Es ist an diesem Bilde jenes glückliche Auffassen des Momentes, das man, wenn es erlaubt ist, eine Bezeichnung aus dem Theaterleben zu entlehnen, am besten: gutes Zusammenspiel der Personen nennen könnte, zu loben. Herr und Dame, und zwischen ihnen nicht der Verführer, sondern der Friedensstifter. Der Zwist scheint nicht sehr tief gegriffen zu haben. Die Dame zögert noch, der Mann lächelt, der Versöhnung gewiß, und der Friedensstifter hat einen treuherzig klugen Ausdruck. Ob die Beiden schon verehlicht sind? Wir hoffen, es sei dies noch nicht der Fall, denn wäre es, so erhielte das Bild einen widrigen Nebeneindruck. Zwischen Mann und Weib soll sich kein Dritter eindrängen, und wo dies nothwendig sind es niedrige interesselose Verhältnisse, es ist eitel Flickwerk.

Wenden wir uns zu einer andern noch lebhafteren dramatischen Scene, die an derselben Wand hängt. Der Catalog ist ein Schall; die Heimkehr des Plünderers nennt er jenes anziehende Bild von C. Verlat in Paris, setzt jedoch sogleich im Bewußtsein, daß solche Schwänke und listige Umschreibungen ihm, dem Herrn Catalogus, nicht geziemen, die einfach verständige Notiz hinzu „Fuchsfamilie." Ergötzlich ist das Bild im hohen Grade. Die alte Füchsin mit der gekaperten Gans in der Schnauze, heimkehrend zum Fuchsloche, und auf dem freien Grunde davor die zuellenden, zerrenden, leckenden, schnuppernden Füchslein.

Wir kommen nun zu der eigentlichen Glanzpartie dieser Ausstellung: zu den Landschaften. Sie sind nicht nur der Zahl, sondern auch dem innern Werthe nach diesmal überwiegend. Morgenglanz und Abendnebel, brennender Sonnenschein und Gewitterschwüle, die Rebe des Südens und die Fichte des Nordens, der einsame Gebirgssee und die belebten Stadträume, und dies Alles meistens ganz tüchtig gemalt, war dem erfreuten Auge zum Schauen ausgestellt. Schildern im Einzelnen läßt sich dies nicht. Nur ein Bild, nach meiner Ansicht das weit aus vorragende, wollen wir näher betrachten. Es ist die holländische Landschaft von Andreas Achenbach in Düsseldorf. Ein Eichengehölz ist es, durch das die Heerde heimkehrend getrieben wird zum einsam nicht zu ferne stehenden Gehöfte. Im Vordergrunde spiegelt das träge Teichwasser den blauen Himmel und die knorrigen Eichstämme. Dies Bild hat gar nichts Bestechendes. Es ist der einfachste Inhalt mit der einfachsten Darstellungsweise. Da ist kein wundersamer Lichteffect, keine glitzernde Farbe, nicht in weite Fernen irrt träumerisch der Blick, und dennoch diese mächtige Anziehungskraft, die mit dem Betrachten wächst. Es ist Einheit in dem Bilde, man fühlt es, es ist dies ein kleines Stückchen der großen schönen Erde; da ist nichts störend vor das Auge tretend, um es zu mahnen: über dem Gemälde nicht den Maler zu vergessen. Und wenn an dem Eichengehölze dein Auge haften bleibt, und du sinnend hinein starrst wie in wirkliche Waldesgrüne, da hebt sich der Zweig für Zweig heraus, jedes Ding an seinem Orte mit seinem Lichte und seinem Schatten, und über das Ganze weht der Geist stiller ländlicher Ruhe und eines mäßigen bescheidenen Glückes.

Es wäre neben diesem Bilde noch manches andere Werthvolle zu nennen, aber da wir nicht in der Lage sind, irgend Jemand einen Namen zu machen, so ist auch nichts daran gelegen, ob wir einen Namen nennen.

Wir wollen nur noch mit wenigen Worten die Leistungen eines heimischen Künstlers erwähnen. Herr M. Bernhardt, der im Fache der Landschaftsmalerei wirklich schon sehr Anerkennungswerthes geleistet, hat dermahl zwei Ansichten von Venedig: Der Dogenpalast und Riva Zattere ausgestellt. Auch diese zwei Bilder lassen die eigenthümlichen Vorzüge des jungen Künstlers erkennen, der es bei ernstem unermüdetem Streben, dem die errungene Stufe nicht als Ziel, sondern als Wegstation gilt, zu einer nicht gewöhnlichen für ihn und die Welt erfreuliche Höhe bringen kann. Ein aus früherer Zeit herstammendes ebenfalls ausgestelltes Landschaftsgemälde von Bernhardt hatte wohl nur den Zweck, die Fortschritte, die der Künstler seither gemacht, in das gehörige Licht zu stellen. Herr Bernhardt ist, wie wir hören, beschäftigt, die Schlösser und Ruinen Kärntens zu zeichnen, und bei seiner Fähigkeit und Genauigkeit, sowie bei dem patrioti-

Digitized by Google

ſchen Eifer, der ihn beſeelt, iſt in dieſer Beziehung wirklich Treffliches, das Vorhandene weit Ueberbietendes, zu erwarten. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir das Unternehmen, dieſe Zeichnungen durch den Grabſtichel zu vervielfältigen, als ein glückliches, dem die Gunſt des Publikums freudig entgegen kommen würde, bezeichnen.

Die Theilnahme, mit der das Publikum ſich dem Genuſſe dieſer Kunſtausſtellung hingab, war immer noch eine erfreuliche, obwohl man geſtehen muß, daß ſie diesmal nicht in dem Grade, wie in den vorigen zwei Jahren, ſeit dem Beſtande des Filial-Kunſtvereins, ſich offenbarte. Man wollte dieſe Abnahme der Zahl der Beſucher dem verlorengegangenen Reize der Neuheit zuſchreiben, eine Anſicht, der wir jedoch nur im geringſten Maße beipflichten können. Wir glauben den Grund dieſer Erſcheinung, die wir nur für eine vorübergehende, zufällige halten, vielmehr in dem Character der Ausſtellung ſelbſt zu finden. Da Vortreffliches nämlich dieſelbe auch, namentlich im Landſchaftsfache, bot, ſo mangelten doch jene, die Augen der Beſchauer gewaltſam an ſich ziehenden eigentlich glänzenden Bilder, die auf die Maſſen, und auf dieſe kommt es, wo von der Menge der Beſucher die Rede, doch immer an, den unwiderſtehlich anziehenden Eindruck üben. Die „Landſchaft" findet an ſich ſchon kein ſo großes Publikum.

Wir haben für das glücklichſte Gedeihen unſeres Filial-Vereines vorderhand noch gar keine ernſte Sorge, und wir müſſen bloß im Intereſſe der Kunſt den Wunſch ausſprechen, daß der Verein in Wien, deſſen Glied wir ſind, nach Thunlichkeit die Ausſtellungen, die er in die Provinzen ſendet, intereſſant geſtalte. Selbſt wenn er einige Opfer brächte, ſie würden nur ihm und der Kunſt zu Guten kommen.

Naturgeſchichte der Wurſt.

Von Karl Müller.

Wo die Dichter, ſtellen ſich auch gern die Naturforſcher ein. Hat es Meiſter Uhland in ſeinem liebenswürdigen „Metzelſuppenliede" mit Recht nicht unter der Würde des Dichters gefunden, die Poeſie der Wurſt zu ſingen, warum ſollte der Naturforſcher weniger das Recht haben, die Naturwiſſenſchaft in einer Wurſt zu finden! Wahrlich, Uhland hat Recht: Es knüpfen Kraftgedanken ſich oft an geringe Dinge. Daß es indeß ein ſchwäbiſcher Dichter ſein mußte, welcher die Wurſt beſang, iſt für unſern obigen Ausſpruch nicht unwichtig. Wie die ſchwäbiſche Poeſie, iſt es auch die ſchwäbiſche Naturwiſſenſchaft geweſen, welche ſich mit beſonderer Liebe der Wurſt annahm, und wir geſtehen ſchon im voraus, daß auch wir vorzugsweiſe auf dieſe Unterſuchungen, welche wir dem ſchwäbiſchen Profeſſor Schloßberger in Tübingen verdanken, fußen.

In der That lehrt uns die „Geographie der Wurſt," daß ſie Schwaben ſchon ſeit undenklichen Zeiten liebenswürdig genug fand, um ſie einheimiſch und volksthümlich bei ſich werden zu laſſen. So iſt ſie auch das Buſenkind des Dörflers geworden. In dieſem Puncte und hinſichtlich des Geſchmackes hat Schwaben indeß wenig vor Mitteldeutſchland voraus; denn Jeder hat wohl ſchon von Braunſchweiger-, Göttinger-, Gothaer- und andern Würſten gehört, in denen nicht ſelten die betreffende Gemeinde ſich den Kranz des Ruhmes und geſchichtlicher Unſterblichkeit errang, nachdem es oft in andern Dingen nicht geglückt war. Es iſt, als ob eine gewiſſe Sentimentalität der Völkerſtämme Hand in Hand mit ihren Würſten ginge. Wenn z. B. in Mittel- und Süddeutſchland die Metzgerei mit raffinirtem Geſchmacke darnach rang, die delikateſten Leber-, Hirn-, Blut-, Knack-, Brat-, Röſt- und Schwarten-Würſte zu ſchaffen, und damit ſeinem verweichlichten Geſchmacke zu dienen, ſo iſt Norddeutſchland weit weniger „lecker" geweſen. Es hat in den fetten, gewürz- und ſpeckreichen Metwürſten ſeinen eignen, das Derbe und Pikante liebenden Geſchmack abgeſpiegelt, wie die Länder des Buchweizens ihre Haide- und Sandſteppen wiederum in Grütz- oder Pinkelwürſten abſpiegeln. Neben dieſer geringen Auswahl an nationalen Würſten ſtimmt es ganz mit Klima und Boden überein, wenn der norddeutſche Geſchmack lieber ein nahrungsreiches, ſaftiges Stück Rindfleiſch, Rauchfleiſch, Beafſteack, handhohen Speck und in Fett gebökelte Gänſe allem Leckerhaften vorzieht. Was die letztern anlangt, ſo bildet der norddeutſche Geſchmack einen verwandten Gegenſatz zu Schwaben, von dem Uhland ſingt:

> Wenn ſolch ein Fleiſchchen, weiß und mild,
> Im Kraute liegt, das iſt ein Bild
> Wie Venus in den Roſen.

Wie in Schwaben das Sauerkraut, ſo bildet, Hand in Hand mit Schwarzbrot und „Pumpernickel," in Norddeutſchland der fette Braunkohl das Nationalgericht. Somit ſpiegelt ſich ſchon in den Würſten Norddeutſchlands deſſen ganzer Charakter ab, einfach, derb und weniger induſtriell zu ſein, während Mittel- und Süddeutſchland in ihrer außerordentlich entwickelten Wurſt-Induſtrie die ganze Mannigfaltigkeit ihres Volkslebens wiederſpiegeln. Wirklich würde es auch ein Leichtes ſein, ohne Uebertreibung und mit allem Reize des Komiſchen ausgeſtattet, die Verſchiedenheit der deutſchen Volksſtämme in der Verſchiedenheit ihrer Würſte nachzuweiſen. Iſt der gute Deutſche doch überdies oft ſo mit ſeiner über Alles geliebten Wurſt verwachſen, daß es nicht ſelten erſcheint,

Digitized by Google

als ob er mit ſeiner Wurſt auch ſeine Seele in den Schornſtein gehängt habe.

Dies Alles ſollte eigentlich vermuthen laſſen, daß die Wurſt eine echt deutſche Größe ſei. Es ſcheint nicht ſo. Wenigſtens nicht nach einer Mittheilung des bekannten Juſtinus Kerner. Nach dieſem hatte die Wurſt wie jede Größe ihre Geſchichte durchzumachen, und ſich erſt allmälig ihre Bahn zum Mundr der Völker zu brechen. Es war der morgenländiſche Kaiſer Leo IV. (886—911), welcher der damals aufkommenden Bereitung der Blutwurſt den Krieg erklärte. „Wir haben, heißt es in ſeinem Kaiſerbriefe, in Erfahrung gebracht, daß die Menſchen geradezu ſo toll geworden ſind, theils des Gewinnſtes, theils der Leckerei willen, Blut in eßbare Speiſen zu verwandeln. Es iſt uns zu Ohren gekommen, daß man Blut in Eingeweide wie in Röcke einpackt und ſo als ein ganz gewöhnliches Gericht dem Magen zuſchickt. Wir können nicht länger ausſtehen und zugeben, daß die Ehre unſeres Staates durch eine ſo frevelhafte Erfindung bloß aus Schlemmerei freßluſtiger Menſchen geſchändet werde. Wer Blut zur Speiſe umſchafft, er mag nun dergleichen kaufen oder verkaufen, der werde hart gegeiſelt, zum Zeichen der Ehrloſigkeit bis auf die Haut geſchoren und auf ewig aus dem Vaterlande verbannt. Auch die Obrigkeit der Städte ſind wir nicht geneigt frei ausgehen zu laſſen; denn hätten ſie ihr Amt wachſamer geführt, ſo wäre eine ſolche Unthat nie begangen worden. Sie ſollen ihre Nachläſſigkeit mit 10 Pfund Goldes büßen.“ Auf nichts als auf Vorurtheil begründet, konnte ein ſolches Verbot, deſſen Gründe keine waren, unmöglich Schranken ſetzen. Dagegen hätte ſich aber allerdings ein wirklich triftiger Grund für das Verbot finden laſſen, wenn die Naturgeſchichte der Wurſt in ihrem ganzen Umfange damals ſchon hätte bekannt ſein können. Er iſt ernſt genug, um hier zugleich den Hauptpunct unſerer ganzen Unterhaltung zu bilden. Ich meine die bekannte Erfahrung, daß ſich nicht ſelten in gewiſſen Würſten, ähnlich wie im Käſe Norddeutſchlands, ein heftig wirkendes Gift bildet, welches ſchon ſeit lange die ganze Aufmerkſamkeit der Naturforſcher und der Geſundheitspolizei in Anſpruch nahm.

Wie es hiemit ſteht, beweiſen am beſten die ſtatiſtiſchen Mittheilungen von Juſtinus Kerner, welcher ſeit 1793 bis 1822 in Schwaben 135 Erkrankungen und 84 Todesfälle zählte, während Weiß in der Gegend von Murrhardt allein 29 Fälle, darunter 6 tödtliche anführt. Weit weniger als Schwaben, haben Baden, Heſſen, Baiern, Sachſen, Deſſau und Preußen die Wirkungen giftiger Würſte erfahren; eine Thatſache, die ſich daraus erklärt, daß in dieſen Ländern eine meiſt verſchiedene Bereitungsweiſe der Würſte herrſchend iſt, wie ſich ſpäter von ſelbſt ergeben wird. Je volksthümlicher aber die Wurſt als Nahrungsmittel wurde, um ſo ernſter fordert uns die Wiſſenſchaftspflege auf, unſere Leſer über die Gefahren dieſes Genuſſes zu unterrichten, den Unkundigen zu warnen, den Aengſtlichen umzuſtimmen.

Faſt ohne Ausnahme traten die beobachteten Fälle im Frühling und Herbſt auf. Es erklärt ſich dies einfach dadurch, daß die leicht giftig werdenden Würſte in den Ausnahmemonaten entweder nicht bereitet oder doch friſch genoſſen werden. Zu ihnen gehören alle Arten von Leber-, Blut-, Schwarten- und Hirn-Würſten. Nur in einem einzigen bekannt gewordenen Falle erkrankten nach Kopp in Hanau 56 Perſonen am Genuſſe von verdorbenen Bratwürſten. Dies könnte wohl Manchem einen ſolchen Genuß verleiden; doch mit Unrecht. Eine giftige Wurſt hat ihre ſicheren Merkmale. Sie zeigt erweichte, fettige oder ſchmierigem Käſe ähnelnde Stellen im Innern. Seiten hat ſie an der Außenſeite eine krümliche, bröckliche Beſchaffenheit angenommen. Auch Geruch und Geſchmack haben ſich verändert. Der erſtere erinnert widrig an ranziges Fett oder alten Käſe, an den faden Geruch des Schimmels oder an muffeiges, angegangenes Mehl. Der Geſchmack ſoll meiſt ſauer, manchmal bitter, bitter-ſäuerlich oder widrigranzig ſein. Nach einer Beobachtung von Heller in Wien wird der Fäulnißproceß der Würſte damit begleitet, daß dieſelben im Dunkeln leuchten und ein grünliches Licht über die ganze Oberfläche verbreiten, eine Thatſache, welche der Beobachter von einer Schimmelbildung herleitet, was wir nach andern Thatſachen gern glauben.

Wenn dieſe Kennzeichen nicht wären, würde die giftige Nahrung nur um ſo furchtbarer ſein, als ihre Wirkung meiſt erſt ſpäter, im Verlaufe des erſten und zweiten Tages eintritt. Würgen und Erbrechen, mitunter Magenſchmerz, Verſtopfung oder Abgang feſter, lettenartiger Kothmaſſen, ſtarker, gelber Zungenbeſchlag, brennender Durſt, Schlingbeſchwerden, rauhe Stimme bis zur Stimmloſigkeit, croupartiger Huſten, Trockenheit der Naſen- und Mundſchleimhaut, oft auch der allgemeinen Oberfläche, großes Schwächegefühl, Niedergeſchlagenheit, Schwindel, theilweiſe Lähmungszufälle, namentlich am obern Augenlied, Verminderung der Sehkraft, oft Geſichtstäuſchungen, meiſt große Abſtumpfung des Gefühlsvermögens, ſelten heftiges Fieber, langſamer Herzſchlag bezeichnen den Zuſtand der Vergiftung, welchem in den meiſten Fällen der Tod oder doch nur eine ſehr allmälige Beſſerung, oft jahrelanges Siechthum folgt. Alle dieſe Wirkungen werden, ſo ſcheint es, von ſauren Getränken geſteigert.

Fragen wir nun nach dem Weſen dieſes räthſelhaften Stoffes, der jene unheilvollen Wirkungen verurſacht, ſo müſſen wir die vorzugsweiſe giftigen Würſte etwas näher in's Auge faſſen. „Die Leber-, Blut- und Hirn-Würſte, ſagt Schloßberger mit Recht, werden aus Stoffen

Digitized by Google

verfertigt, welche vorzugsweise vor andern der Entmischung ausgesetzt sind. Diese werden nach der schwäbischen Sitte häufig mit andern Stoffen, wie Milch und Semmel, versetzt, die selbst der Gährung sehr leicht unterliegen. Auch der Beisatz von Kesselbrühe kann die Umsetzung nur erleichtern, weil dadurch die Füllmasse mit Flüssigkeit getränkt wird. Die Anfertigungsweise dieser Würste ist so beschaffen, daß bei mangelnder Pünktlichkeit und Geschicklichkeit eine gewisse Entmischung derselben nicht verhütet, sondern geradezu eingeleitet wird. Ihre Hauptbestandtheile werden nämlich gesotten, mit den üblichen Zusätzen in Därme gefüllt, in den Rauchfang gehängt und nur selten frisch verspeist, häufiger eine Reihe von Monaten hindurch aufbewahrt. Geschieht nun das Verwällen nur unvollständig oder besonders bei milder Witterung zu spät, oder ist die Räucherung ungenügend, die Aufbewahrungsweise unregelmäßig u. s. w., so wird keine genügende Haltbarkeit erzielt. Dann werden die Leber- und Blutwürste sehr allgemein auf dem Lande und häufig von wenig geübten und wenig beaufsichtigten Metzgern, oder gar von den Landleuten selbst in der Eile angefertigt, während die Fleischwürste mehr von geübten und gelernten, daher aufmerksamern Fleischern verfertigt werden. Endlich werden selten oder nie die Fleischwürste von solcher Dicke gefertigt, wie Blut- und Leberwürste, wobei es auch kommt, daß Vergiftungen mit dünnen und straff gefüllten Würsten sehr selten vorkommen, da ihr Inhalt gegen die Luft weit mehr abgeschlossen ist." — Nach diesen Bemerkungen ist es demnach vollständig gewiß, daß innerhalb der giftigen Würste eine Zersetzung der Stoffe, eine Gährung vor sich gegangen ist. Wie aber wirkt diese auf den menschlichen Leib?

Man hat ein halbes Dutzend Erklärungen versucht. Für uns hat die von Liebig aufgestellte Ansicht trotz Schloßberger's Widerspruch die meiste Wahrscheinlichkeit. Nach dieser wirkt das Gift wie Hefe (als Ferment) auf den Körper ein, indem es denselben ebenfalls in Gährung, endlich in eine Art von Fäulniß überführt. Daß man bisher einen eigentlichen Stoff aus den giftigen Würsten nicht hatte abscheiden, ihn durch siedendes Wasser und Alkohol hatte zerstören können, spricht entschieden dafür. Damit würde die giftige Wirkung vollkommen in der Reihe jener schrecklichen Erscheinungen stehen, wo am Milzbrand gestorbene Thiere dieselbe Krankheit dem menschlichen Leibe einzuimpfen vermögen. Der „Rotz" der Pferde, die Blattern u. s. w. würden sämmtlich hieher zu den einfachen Wirkungen der Hefe gehören, welche bekanntlich gleichfalls im menschlichen Leibe oft äußerst störende Diarrhöen u. dgl. Zufälle herbeizuführen vermag. Hieraus muß auch die Behandlungsweise des Erkrankten klar werden. Wird die Wirkung der Gährung durch Alkohol unterbrochen, so wird es in jedem Falle gut sein, sofort mit Branntwein zu helfen, wenn nicht ein Brechmittel vorgezogen wird, welches bisher als einziges Mittel empfohlen wurde. Ebenso erklärt sich die rechte Behandlungs- und Aufbewahrungsweise der Würste aus dem Gesagten, und wir scheiden vom Leser mit jenem Ernste, welchen uns der Gegenstand auflegte. Was wir im Eingang geahnt, hat sich reichlich bewährt: „Es knüpft sich oft an die geringsten Dinge nicht allein alle Liebenswürdigkeit der Poesie, sondern auch aller Ernst der Wissenschaft.

Aus der Zeitschrift: „Die Natur."

Notiz.

— Ein thüringischer Volksglaube kennt unter der Masse seiner abergläubischen Naturvorstellungen auch einen Schlangenkönig, wie man schon lange von einem Rattenkönig spricht. Daß dieser letztere eine knäuelartige, durch die Schwänze der einzelnen Thiere verbundene (ob auch verwachsene?) Rattenfamilie sei, beweist das Exemplar, welches das Altenburger naturhistorische Museum besitzt. Natürlich hatte der Volksglaube, dem alles Absonderliche sofort eine geheimnißvolle Gestalt annahm, daraus allerlei Fabeln gebildet und einen solchen Fall zu den Wundern der Welt gestellt.

Aehnliches galt auch bisher von dem Schlangenkönig. Nach dem, was ich in meiner Jugend darüber in Thüringen unter der jugendlichen Welt selbst vernahm, sollte derselbe in der Nähe der Ufer mit einer Krone auf dem Haupte das Schilf bewohnen und gleich der Wassernixe ein wohl zu fürchtender, gestrenger Herr seines Gebietes sein. Was er eigentlich naturgeschichtlich sein könne, war daraus nicht zu entziffern. Der Fall kam mir jedoch sofort in den Sinn, als ich neulich in einer naturwissenschaftlichen Zeitung von einer Schlange las, welche zwei Köpfe besaß. Es war eine Ringelnatter (coluber natrix), welche der fürstliche Revierförster Schieder in Hochdorf (Baiern) beobachtete. Das Thier war in seiner Bewegung sehr lebhaft, und in derselben durch seine unnatürliche Bildung nicht gehindert. Doch schienen diese Bewegungen, wahrscheinlich nur ihres ungewohnten Anblickes halber, etwas fremdartig. Die Natter züngelte bald mit der Zunge des einen, bald des andern Kopfes, bald mit beiden zugleich. Ebenso verhielt es sich mit dem Aufsperren des Rachens und Zischens im gereizten Zustande. Nach der Aussage ihres Besitzers sollte sie ebenso mit beiden Köpfen Fliegen gefressen und Milch geleckt haben. Sie lebte über drei Monate, bis sie auf gewaltsame Weise ums Leben kam.

Wahrscheinlich hat ein ähnlich beobachteter Fall Gelegenheit zu obiger Darstellung von einem Schlangenkönig gegeben, um so mehr, als bekanntlich die Schlange eine große Rolle in den Naturanschauungen der alten Völker bildete, wie sie als Bild der Unendlichkeit noch heute der künstlerischen Vorstellung dient, wenn sie sich in den Schwanz beißt. Wenigstens ist es immer sicherer, den Aberglauben auf eine natürliche, aber unverstandene Ursache zurückzuführen, wenn man ihn vertilgen will, als ihn zu verlachen. Daß jene Erklärung jedenfalls dem wahren Grunde nahe kommt, möchte ich auch noch daraus schließen, daß einst, zu Linnés Zeit, im Jahre 1735 ein ähnliches Naturwunder zu Hamburg gezeigt wurde. Es war eine siebenköpfige Schlange, welche dem Bürgermeister Anderson und seinem Bruder gehörte. Dieses sogenannte Wunder war damals gerade für die Summe von 10,000 Mark verpfändet, als Linné es als einen Betrug erklärte, der dadurch ausgeführt war, daß man sechs Wieselköpfe sehr künstlich unter Schlangenhaut angesetzt hatte. Diese Entdeckung machte ein außerordentliches Aufsehen. Linné selbst, welcher die Sache vor einem akademischen Gerichte beweisen sollte, sah sich genöthigt, Hamburg schleunigst zu verlassen, um der Rache der Gebrüder Anderson zu entgehen. Wenn demnach selbst in der gebildetsten Welt ein so enormer Werth auf eine solche Naturabweichung gelegt wurde, dann ist es kein Wunder, wenn es der gewöhnliche Mann sofort mit dem Glanze des Wunders umgab, und es in seine Märchenwelt einführte.

(Die Natur.)

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 36. Klagenfurt, Sonnabend, den 6. Mai. 1854.

Die Krim.

Wann wird das blutige Waffenspiel zwischen vier der größten und mächtigsten Völker beginnen? Sollte der erwartungsvolle Blick sich richten müssen auch auf die Nordseite des Schwarzen Meeres, auf jene Halbinsel, die durch ihre Natur und Geschichte gleich merkwürdig ist, das russische Italien, so verdient dieses wie Italien an Erinnerungen und Denkmalen aus vergangener Zeit so reiche Land wohl eine noch nähere Bekanntschaft als die gewöhnlich verbreitete. Anatol Demidow, der Verfasser der von Geh. Justizrath Reigebaur deutsch herausgegebenen „Reise nach dem südlichen Rußland" (zwei Theile; Breslau, Urban Kern), möge in Nachstehendem unser Führer und Gewährsmann sein.

In die dämmernde Zeit der Sage führt uns die Erinnerung zurück. Die Krim, das alte Tauris, war das Land der Amazonen. Von den Scythen, die aus Norden kamen, wurden diese gepanzerten Frauen weniger durch Waffen als durch die Macht der Liebe und Natur besiegt, die Kriegerinen wurden treue Gattinen und Mütter. Die fremden Schiffe, die nach Schätzen lüstern und goldener Beute, der Küste von Tauris sich nahen wollten, schreckte ein blutiges Gesetz zurück. Sie wurden ohne Gnade der Diana geopfert, deren heiliger Hain und Tempel auf dem Vorgebirge Parthenium sich erhab. Da tritt uns Iphigeniens Lichtgestalt entgegen; sie, die eine Götterhand vom Opfertode rettete, ahmt dem hohen Beispiel nach und hemmt das Gesetz des Schreckens, — sie, die Priesterin hellenischer Menschlichkeit, mildert und veredelt die Sitten der Barbaren. Doch nicht umsonst war jenes Gesetz gegeben, das gastfreie Ufer wurde bald von Griechen besetzt; im Westen siedelten sich die Heraklitten, im Osten die Milesier an, die das aufstrebende Sparta aus ihrer Heimat vertrieben hatte (um 700 v. Chr.) Die Scythen mußten sich in die Berge zurückziehen. Darius' unermeßliche Kriegerschaaren, welche den Osten Europas unterwerfen wollten, mußten an diesen Gegenden vorüber. Aus den widerstrebenden Elementen der Bevölkerung der Chersonesus taurica baute sich endlich das bosporische Reich auf, das drei Jahrhunderte hindurch blühte. Erschüttert ward es durch Mithridates, den abenteuerlichen, heldenkühnen König von Pontus, der durch diese Lande nach Westen zog, um, nach Hannibal's Vorbild, Rom in seinem Herzen anzugreifen. Aber er ging unter mit seinen riesigen Plänen, und die Römer, die Alles verschlingenden, dehnten auch nach dem Chersones und nach den Gestaden des Schwarzen Meeres ihre Herrschaft aus. Auch das römische Reich sank in Trümmer, nachdem es ziemlich genau nach dem Spruche des alten Augurismus sechs Jahrhunderte im Steigen, sechs Jahrhunderte im Verfalle begriffen gewesen. Noch ehe sein Name gänzlich erlosch, schwand sein Ansehen in den Küstenländern des Schwarzen Meeres, und die taurische Halbinsel wird zum vorübergehenden Ruheplatze der wandernden Völker, die von Osten aus sich über Europa ergießen wollen. Ein germanischer Stamm, die Alanen, siedelte sich zuerst an und gab der Halbinsel den Namen Gothien. Doch bald erscheinen neue Herren. Die Hunnen kommen in zahllosen Scharen, und Attila, die Gottesgeißel, unterwirft sich in West und Ost die germanischen Stämme. Freilich endete die Hunnenherrschaft so plötzlich, als sie entstanden war. Justinian, in dem noch einmal der Gedanke der alten römischen Reichsherrlichkeit mächtig auflebte, richtete sein Augenmerk auch auf den Chersones, auf dessen Ufern noch die Nachkömmlinge griechischer Einwanderer (Chersoniten genannt) lebten. Er erbaute längs der Küste eine Reihe von Festungen, deren Spuren noch heute zu sehen sind. Da kamen aus dem Norden die Chazaren, ein Zweigstamm der alten Hunnen, bemächtigten sich Tauriens und gaben ihm den Namen Chazarien (800 n. Chr. Geb.) Sie wurden bald von slawischen Völkerschaften bedrängt, nach und nach kamen die Petschenegen, die Russen, die Kumanen an die Reihe der Herrschaft, bis endlich vor den herüberflutenden Tataren sich Alle beugen mußten. Dschingis-Khan's Enkel, Batu-Khan, eroberte die Halbinsel, die nun den tatarischen Namen Krim erhielt (um die Mitte des 13. Jahrhunderts). Morgenländische Pracht und Lebensfülle entfaltete sich jetzt in diesem Lande. Doch die Tataren blieben nicht allein. Die Genuesen, diese kühnen, eroberungslustigen Handelsleute, siedelten sich auf der Ostküste an und gründeten Kaffa auf der Stelle des alten griechischen Theodosia. Die Tataren widersetzten sich anfangs nicht, sie merkten zu spät, wie gefährlich ihre Nachbarn waren. Die Genuesen, die neben punischem Unternehmungsgeiste auch ein gut Theil „punischer Treue" besaßen, bedrängten die Tataren mehr und mehr. Ihre wachsende Macht erregte die Eifersucht der Venetianer, di

Digitized by Google

ſich endlich mit einer großen Flotte aufmachten, Kaffa eroberten und plünderten. Bald aber werden ſie wieder verjagt, und Genuas Banner erhebt ſich auf's neue gewaltig. Von Kaffa aus beherrſchten die Genueſen das byzantiniſche Reich. Im Herzen desſelben, in Conſtantinopel, gründen ſie 1304 ein eigenes Stadtviertel, Pera, das im heutigen Stambul als Ghetto der Chriſtenheit bekannt iſt. Immer mehr Erfolge und Vortheile gewinnen die ritterlichen Kaufleute über die Tataren; gegen das Ende des 14. Jahrhunderts iſt das ganze Küſtenland der Krim in ihren Händen. Das 15. Jahrhundert bringt dann von Aſien einen neuen mächtigen Sturm herüber. 1453 wird Conſtantinopel von den Türken erobert. Die Tataren ſchließen einen Bund mit ihnen gegen den gemeinſamen Feind ihres Glaubens. 1475 belagern die Türken Kaffa und machen der Herrſchaft der Genueſen ein Ende. So ſtand die Krim wieder ganz unter den Tataren-Khans, die bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ſich größtentheils dem türkiſchen Einfluſſe beugten. Da entwickelte ſich plötzlich in dieſen erinnerungsreichen Gegenden ein neuer weltgeſchichtlicher Gegenſatz, der noch gegenwärtig beſteht und gerade jetzt alle Gemüther beſchäftigt. Schon Peter des Großen kriegeriſch-prophetiſcher Genius klopfte machtvoll an die Thore der Krim. Die erſte große Invaſion der Ruſſen fand im Jahre 1736 während der Regierung der Kaiſerin Anna unter dem Grafen Münnich ſtatt; furchtbar wüthete das ruſſiſche Heer im Lande der Tataren, tauſend Dörfer wurden niedergebrannt. Doch noch einmal gelang es den Khans, eine Art von Selbſtſtändigkeit zu behaupten, die von zwei widerſtreitenden Mächten im Norden und im Süden bedroht war. Es beginnt ein widerwärtiges Spiel. Rußland und die Pforte erregen im tatariſchen Zwiſchenreiche Aufſtände, nähren Unordnung und Verwirrung und bringen das Land ſeinem Ruine nahe, um im Trüben nach Macht und Einfluß zu fiſchen. Rußland ſiegte endlich in dieſem Hazardſpiel, das der Eroberungsluſt viel Menſchenwahl aufopferte. Der Khan Sahim-Gherai ſtellte ſich 1774 unter den Schutz Katharinens II., und gerade dreihundert Jahre nach ihrer erſten Landung auf der tatariſchen Halbinſel mußten die Türken im Vertrage von Kutſchuk-Kainardſchi allen Anſprüchen auf Oberherrlichkeit über dieſelbe entſagen. Doch unterließen weder ſie noch die Ruſſen die Aufregung, und ſo fühlte ſich denn endlich Sahim-Gherai genöthigt, 1783 die Krim an Rußland abzutreten. Er ward durch falſche Verſprechungen nach Conſtantinopel gelockt, und unter der ſeidenen Schnur endete das Geſchick des letzten Khans der Tataren.

So ſind beinahe alle großen Wendungen der Menſchengeſchichte in dieſem kleinen Raume an uns vorübergezogen und ihre Zeugniſſe begegnen uns faſt in überraſchenden Gegenſätzen bei einer Streiferei durch die Halbinſel. Wenn man von Odeſſa kommt und an der Südküſte der Krim, im Hafen von Yalta, landet, ſo wird man von der lieblichſten Landſchaft begrüßt, die ſich längs des Schwarzen Meeres hinzieht. Die Pinus taurica, dieſer ſchöne, ſchlanke Baum, ruft ſogleich italieniſche Erinnerungen wach. Reiche Ruſſen und Engländer (meiſt Anglaruſſen aus Petersburg) haben ſich deshalb hier niedergelaſſen; die Architektur ihrer Villen borgt ſich koketten Putz von allen Stilen der Welt. Die Sicherheit dieſes modernen Prachtlebens wird von dem Arnautenbataillon geſchützt, das in Balaklava ſtationirt. Die Arnauten ſind Abkömmlinge der griechiſchen Coloniſten auf Tauris, deren Blut wohl durch tatariſche und ſlawiſche Beimiſchung verunreinigt iſt. Nicht weit vom Stationsorte der Arnauten ſtreckt ſich die Landzunge in's Meer, auf welcher der Artemis blutige Menſchenopfer fielen, auf welcher Iphigenie zuerſt mildere Sitten lehrte. Noch wird der viereckige Stein gezeigt, welcher der grauſamen Ceremonie gewidmet geweſen ſein ſoll; für den Wanderer unſerer Tage wird derſelbe zu einem Altare des Goethe- und Geniuscultus. Doch noch gibt es harte, wilde Mächte in unſerer Welt, die friedliche Romantik bedrohen. Wenig nordwärts vom Vorgebirge Parthenium liegt der ruſſiſche Kriegshafen Sewaſtopol mit ſeinen Arſenalen und Schiffswerften. Hier dröhnt der „erzene Mars" und achtet nicht der Oelblätter, die frommer Quäkerglaube über die Welt verſtreut.

Wandern wir landeinwärts, ſo kommen wir durch eine Menge von tatariſchen Dörfern und Flecken, die zum Theil anmuthig ſind. Amphitheatraliſch iſt in jedem derſelben die Ordnung der Häuſer und ihrer platten Dächer, ſo, daß das Dach des Ombaſchi (des Ortsvorſtandes) über die andern emporragt; das iſt denn auch das wichtigſte von allen, denn da verſammeln ſich, wie bei uns im Wirthshauſe, die Männer des Dorfes, und beſprechen ſich über allerlei wichtige Dinge. Solch' behagliches Schwatzen iſt ihnen das Liebſte; ſie verſtehen es, faul mit Genuß zu ſein. Die Frauen wandeln indeß in ihren langen weißen Gewändern und Schleiern in Baumgängen am öffentlichen Brunnen; ſie bewegen ſich mit einförmiger Ruhe und flüſtern kaum zuſammen, ſo daß ſie dem Reiſenden faſt wie liebliche Geſpenſter erſcheinen, eine Illuſion, die durch ihr ſcheues Verſchwinden noch erhöht wird. Lebhafte hübſche Knaben ſpielen im Dorfe; ſie zeichnen ſich durch ſeltſame Mützen und weitabſtehende Ohren aus, welche letztern zwar unſern äſthetiſchen Begriffen nicht ganz zuſagen, aber zum Hören weit tauglicher ſind als die unſerigen. Das tatariſche Weſen tritt uns am mächtigſten in Bagtſcheh-Sarai entgegen, der Hauptſtadt der alten Tataren-Khans, deren Glanz und Herrlichkeit noch in Paläſten und Moſcheen zu ſpätern Geſchlechtern redet. Aus Liebeswonne und Grauſamkeit gewebte Geſchichten leben noch von ihrer Zeit her im Munde des Volks. Eine einzige große Straße längs des

Digitized by Google

Stromes Djeuk-Su bildet diese Residenz, und allenthalben begegnet man darauf der tatarischen Industrie, die noch in derselben Weise mit „rühriger Trägheit" fortarbeitet wie vor Jahrhunderten; namentlich bringt sie mancherlei Erzeugnisse in Thon und Leder hervor, denen man bei aller Grobheit eine gewisse Grazie nicht absprechen kann. Dicht an die Stadt stößt ein permanentes Zigeunerlager, das größte, das vielleicht auf der Erde zu sehen ist; dort wird das Leben verraucht oder verschlafen, oder in abenteuerlichen Melodien vergeigt. Unweit dieser Wohnungen, die an Schmuz höchstens von den Kleidungen der Insassen übertroffen werden, erhebt sich das Kloster zur Himmelfahrt, zu welchem alljährlich am 15. August die christliche Bevölkerung der Krim Wallfahrten anstellt. Die gegenwärtige Hauptstadt der Halbinsel, Sympheropol, zeigt ein buntscheckiges Bild aller möglichen Trachten und Lebensweisen und dazwischen das Walten der russischen Büreaukratie. Durchschneiden wir das Land nach Osten, so kommen wir nach der Hafenstadt Kaffa, von der aus Genua einst zwei Jahrhunderte lang das Schwarze Meer beherrschte. Die Erinnerung an die glanzvolle Zeit dieser Handelsrepublik wird heutzutage hier nicht stärker angeregt als daheim, denn der Hauptverkehr im östlichen Theile der Krim hat sich nach Kertsch gezogen, einem Hafenplatze am Eingange des immer mehr versandenden Asowschen Meeres. Nordwärts von Kertsch dehnt sich eine Steppe aus, deren gefahrvolle Pfade nur von ganz leichten Fuhrwerken, von den russischen Telegen und von den walachischen Caruzzen — die mit Carrossen nur durch den Gleichlaut verwandt sind — befahren werden können, immer aber zum andauernden Schrecken und zur peinvollen Durchschüttelung der Reisenden. Im Norden läuft die Steppe in eine Landzunge aus, die sich zwischen dem Asowschen und dem Faulen (Siwoch) Meere hinzieht. Am Anfange dieser Landzunge liegt die Festung Arabat. Wie lachend die Südküste der Krim, so traurig ist ihre Nordostseite. Den hier stationirten Beamten bleibt nichts übrig als das Patiencespiel zu erlernen oder sich dem Trunke zu ergeben. Weiter westwärts liegt eine andere weit wichtigere Festung, Perekop, auf dem Isthmus gleichen Namens, welche die Krim mit dem übrigen Rußland verbindet. Wandern wir wiederum landeinwärts, so begegnen uns Wüstenelen, die vom Schiffe der Wüste, dem Kameele, und von zahlreichen Karoonen durchzogen werden; ferner unermeßliche Getreidefelder und neben tatarischen Dörfern fremde, namentlich deutsche Niederlassungen. Als eine Merkwürdigkeit sind die Colonien der Mennoniten hervorzuheben. Auch finden sich Abkömmlinge jener Wiedertäufer, die einst, in Münster einen blutdürstigen Schneider zum „Propheten" und Könige erwählten. Diese haben übrigens nichts von Bockhold oder Knipperdolling an sich sie sind vielmehr stille, fleißige, ehrenwerthe Leute.

Ein reichbegabtes, schön ausgestattetes Land ist die Krim, aber die Geschichte, die siebenzig verschiedene Völkerstämme in sie einführte, hat sie doch sehr verwüstet. Es wäre eine schwere nationalökonomische Aufgabe, die natürlichen Kräfte dieses Landes nach einer solchen Vergangenheit und mit solchen historischen Bedingungen wieder ganz auszunutzen in Urproduction, Industrie und Handel. Rußland hat — wir müssen gerecht sein — immerhin viel gethan, aber es wird von seinem Standpuncte nun nicht viel weiter thun können. Das Reich des Zaren müßte in seinem ganzen Wesen sich reformiren, oder der culturberufene, germanische Stamm, der bisher nur ein versprengtes Glied der Bevölkerung bildet, müßte zur Herrschaft kommen — eins von beiden nur könnte zur geschichtlichen Verjüngung der Krim führen.

Aus Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd"

Volksschulen.

Der „Oesterreichische Schulbote" bringt über die Volksschulen in Kärnten folgenden Artikel:

Lieber Schulbote! Da du das Gute, wenn es auch im Stillen geübt worden ist, so gerne allen, die sich an der Förderung desselben freuen, zur Kenntniß bringst, so wird es dir gewiß nicht unangenehm sein, auch aus Kärnten einige sichere Daten über die Verbesserung der äußern Zustände der Volksschule zu erhalten. Du wirst daraus ersehen, daß auch hier in den letzten zwei Solarjahren 1852 und 1853 in dieser Hinsicht Resultate erzielt worden sind, welche den im Durchschnitte sehr beschränkten Vermögenskräften der Gemeinden gegenüber verhältnißmäßig *außerordentlich groß* genannt zu werden verdienen, und ein glänzendes Zeugniß liefern, daß, wie sich ein sehr umsichtsvoller und thatkräftiger Bezirkshauptmann gelegentlich ausdrückte, „die vom h. Ministerium für Cultus und Unterricht gestellte Aufgabe mit Liebe und Verständniß erfaßt und durchgeführt worden sei."

Die zum Frommen der Volksschule aus Gemeindemitteln dargebrachten Opfer belaufen sich in diesen zwei Jahren auf die fast unglaubliche Summe von 13.954 fl. 41½ kr., und mit Zuschlag der dießfälligen Leistungen vom Jahre 1851 mit 1135 fl. auf 15.089 fl. 41½ kr., ohne Rücksicht auf die noch im Zuge befindlichen Verhandlungen. Diese Beträge vertheilen sich auf:

1. Capitalien zu Schulzwecken mit	330 fl.
2. Aufbesserungen von Lehrergehalten als jährliche Leistungen mit . .	4.409 fl. 51 kr.
3. jährliche Dotirung von Schulgehilfen mit	433 „ 49 „
4. Schulbauten mit	5.001 „ 47 „
5. Miethzinse, Lehrmittel, Naturalien und andere die Schulzwecke fördernde Leistungen mit	3.779 fl. 14½ kr.
zusammen .	13.954 fl. 41½ kr.

Digitized by Google

An diesem Betrage ist die k. k. Bezirkshauptmannschaft St. Veit an jährlichen Gehaltsaufbesserungen mit . . . . . 1.613 fl. 49 kr.
und an Ausgaben für Schulbauten mit 3.867 „ 41 „
zusammen mit 5.481 fl. 30 kr.
betheiligt, was zur besondern Ehre des tüchtigen Herrn Bezirkshauptmanns, der ihn unterstützenden Herren District-Schulaufseher und der bezüglichen Gemeindevorstände erwähnt werden muß.

Es lohnt sich aber auch, die Schulgemeinden zu kennen, in denen sich ein so reges Interesse für die Schule und die zeitgemäße Bildung der Jugend bisher so musterhaft entwickelt und bemerkbar gemacht hat. Es wurden

A neue Schulen, außer den bereits im Jahre 1851 zu St. Margarethen bei Töllerberg, zu Lippizbach und zu Firnitz eröffnet, errichtet und organisirt: 1. zu St. Oswald im Seeland, 2. Windisch St. Michael, 3. Poggersdorf, 4. Suetschach, 5. an der Ruden, 6. (eine evangelische A. Conf.) zu Hermagor.

B. Lehrergehalte wurden aufgebessert, und über die unzureichende Congrua von 130 fl. meistens auf 200 fl. bis auf 300 fl. sichergestellt, in: 1. Eberstein, 2. Hüttenberg, 3. Lölling, 4. Sirnitz, 5. Kraig, 6. Obermühlbach, 7. Meiselding, 8. Schwarzenbach, 9. Loibling, 10. Hörzendorf, 11. St. Andreä im Lavantthale. (In Maria-Saal, in St. Leonhard, Lavamünd, St. Sebastian bei Osterwitz war dieß schon 1851 geschehen.)

C. Alte Lehrer wurden durch beigegebene Gehilfen unterstützt, und diese mit 100—120 fl., auch darüber, meistens aus Gemeindemitteln oder von Privaten *) dotirt, in: 1. Altenmarkt, 2. Althofen, 3. Weitensfeld, 4. St. Johann am Brückl, 5. St. Georgen am Längsee, 6. Wolfsberg.

D. Zwei Lehrzimmer wurden für die erste Schulclasse zu St. Andreä im Lavantthale errichtet.

Ueberdieß wurde zu Wolfsberg eine dritte Schulclasse mit einem Lehrergehalte von 350 fl. durch Umlage ermittelt.

Ad vocem Umlage muß ich bemerken, daß solche, wo die politische Behörde sie mit Umsicht einleitet, überall mit Dank aufgenommen wird; nur wird die Einhebung derselben in so lange eine große Schwierigkeit bilden, als diese nicht gegen billige Percente den Steuerämtern zugewiesen werden wird. Unsere Landeshauptstadt steht in diesen zwei Jahren unter den Beförderern des Schulwesens mit einem in obiger Summe mitbegriffenen Beitrage von 3370 fl. 54 kr. zum Besten ihrer vollständigen Unterrealschule. R.

*) Hierin, wie in allem Guten, zeichnen sich besonders die edel- und hochsinnigen Patrone: Ferdinand und Gustav Grafen von Egger, und Eugen Freiherr von Dickmann, als wahre Schutzherren der Schule aus.

Notizen.

— Der Dresdner Kunstverein hat auf Ansuchen des Gellert-Comité's die Ausführung des Unternehmens, Gellerten in seiner Geburtsstadt ein Denkmal zu setzen, in die Hand genommen und im December v. J. bereits 500 Thlr. dafür bewilligt, so daß die Summe, über die bis jetzt zu verfügen ist, sich auf 1500 Thlr. beläuft, während anderweitige Sammlungen noch ausstehen, die Unterstützung des Königs von Preußen ꝛc. zugesichert ist. Das Denkmal wird aus einem lebensgroßen Standbilde aus Bronze bestehen. Aus dem etwaigen Ueberschuß soll ein dem Dichter entsprechendes Institut gegründet werden.

— Noch sind nicht 300 Jahre verflossen, seit der berühmte Raleigh den ersten Tabak in Europa rauchte. Eine wie außerordentliche Ausdehnung in dieser kurzen Zeit die Production und der Verbrauch dieses Krautes gewonnen hat, das geht aus folgenden, von dem Reisenden Ampère in Amerika gelieferten Angaben hervor. Auf dem ganzen Erdboden werden ungefähr 374 Mill. Pfund Tabak producirt, und davon kommen nur etwa 10 Mill. auf Kuba, das berühmte Vaterland der Havanna-Cigarren. Die Vereinigten Staaten liefern 219 und Europa 136 Mill. Pfund, Rußland allein 21, Frankreich 20 und Deutschland mehr als 40 Mill. Pfund. Was den Tabaks-Verbrauch anbetrifft, so nimmt Deutschland die erste Stelle unter allen europäischen Staaten ein; sein Verbrauch erreicht einen Werth von 45 Mill. Pf. Sterl. oder etwa 315 Mill. Thaler, während England nur für 21 Mill., Frankreich sogar nur für 10 Mill. Pf. Sterling verbraucht. Ueberall ist der Verbrauch des Tabaks in reißender Zunahme begriffen. In England hat man im Jahre 1852 für nahe an 4 Mill. Pf. Sterl. im Werthe mehr eingeführt als 1851, der Verbrauch betrug schon 28½ Mill. Pf. und lieferte 45⅛ Mill. Gulden an Zöllen. In New-York gibt man sogar weniger für Brot, als für Tabak aus. Hier betrug im Jahre 1838 die Ausgabe für Brot 3,493,050 Dollars, für Tabak 3,650,000 Dollars, und dieser Unterschied steigt noch alljährlich. Bedenkt man nun, daß in Amerika ein Acker (etwas über 1⅛ Morgen) leichten, sandigen, aber gut bedüngten Bodens zwischen 1200—2000 Pfund Tabak durchschnittlich liefert, so fordert die gesammte Tabaks-Production auf der Erde einen Flächenraum von 300—500,000 pr. Morgen. Einen solchen Einfluß auf die Cultur- und Finanz-Verhältnisse der Staaten kann eine so unbedeutende Gewohnheit wie das Tabakrauchen üben.

— Das Donau-Delta, heißt es im Magazin für die Lit. des Auslandes, ist ein umfassendes sumpfiges Inseldreieck, durch dessen morastigen Boden die Donau sich in 3 Hauptmündungen und unzähligen kleineren Armen ergießt. Von jenen 3 sind nur Sulina und Kilia, welche jedoch das meiste Wasser enthalten, in den Händen der Russen; die 3 andern Strömungen nehmen ihren Weg durch die Dobrudscha und berühren nur türkisches Gebiet. Der St. Georgstrom, einer der 3, machte seit 1829 die russische Grenze. Die türkischen Mündungen haben in der trocknen Jahreszeit nicht Wasser genug, sind jedoch im Frühling und Herbst fahrbar, auch für große Seeschiffe, während die Russen in ihren beiden Mündungen die Versandungen immer mehr um sich greifen lassen. Die Eroberung der Dobrudscha setzt die Russen in den Besitz sämmtlicher Donaumündungen.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 37. Klagenfurt, Dienstag, den 9. Mai. 1854.

Das Volksfest im Prater.

Der Prater, dieses alte, gemüthlichr, bemooste Haupt hat diesmal den ersten Mai nicht erwarten können, um sich in seiner glänzendsten Toilettr zu zeigen, er mußte beweisen, daß eine lebendige Wechselwirkung zwischen ihm und Wien bestehe, und daß er nicht in dem Augenblicke ungeschmückt bleiben könnr, wo die Stadt ihren blendendsten Putz entfalten. Es war gewiß rinr sinnige und volksthümlichr Idee, den Prater in die Feier dieser Tage mit hinein zu ziehen. Wo sollte auch das Voll seine theilnehmendste Luft besser ausdrücken als an der Stätte, dir ihm, auch wenn jeder andere Anlaß zur Freude fehlt, mit ihrem Grün und ihren ehrwürdig feöhlichen Hallen, von Bäumen getragen, die Luft von selbst in's Herz leitet! Mit dem Nachmittag des Samstags begann schon der Sonntag. Dir Straßen, die zum Prater führen, von Wagen frei gehalten, gehörten dem Volke. Breit und behaglich bewegtr es sich darauf fort, von der Erwartung neuer und fremder Herrlichkeitrn nicht gehindert, seine alten Vergnügungen mit gewohntem Humor zu empfinden. Da konnte man sehen, was die Worte „Weib und Kind," die uns so oft als Erinnerung an verdoppelten und verfünffachten Kampf mit den Bedürfnissrn und Entbehrungen des Lebens gesagt werden, was diesr Schicksalsworte „Weib und Kind" von ihrer heitern Seite bedeuten wollen. Wir zur Vermählungsfeier sich als Neuvermählte empfindend, wanderten altr Paare den verheißenen Praterfreuden entgegen, umringt von den Zeugen und Mehrern aber auch Vergeltern ihrer Sorgen, den Kindern. Jede Familir glich einer wandernden Idyllr, und wie der traulich anmuthende Rauch, der vom Hüttendach in den blauen Himmel steigt, flog hier der Rauch aus gemüthlich brennender Pfeife oder Cigaere in den umwölkten Himmel, der gleichsam wider Willen, besiegt von der allgemeinen Menschenluft, seine grämlichen Aprillaunen für den Nachmittag einstellte.

Wie Volksfest und Sinnengenuß in der Vorstellung zusammenfallen, so erinnerten auch hier dir zahlreich aufgestellten Buden mit Lebensmittelin und die festlich herausgeputzten Wirthshäuser, daß Gaumen und Magen nicht unthätig zu bleiben brauchen, wo es Freude zu kosten gilt. Und kaum war der Strom zur mächtigsten Fülle angewachsen, so zrigten sich — gegen 4 Uhr — Ihre k. k. Majestäten im rinfachen Wagen und nun bekam der stille Jubel der Seelen Veranlassung sich in lusterschütternden Rufen zu äußern. — Wenn man die Reden des Volkes brachtete, so konnte Niemanden rntgehen, daß die Erwartungen sich in dem Erscheinen der Renz'schen Gesellschaft gipfelten, die in prächtigem Aufzug, der römisches Alterthum und mittelalterliches Turnierspiel mit einander vereinte, rine Production gab, der Tausende und aber Tausende eine nachhaltige dankbare Erinnerung widmen werden. Haben sir doch endlich mit rigenen Augen gesehen, was unzählige Mittheilungen sonst nur zur Verschärfung des Entbehrens ihrer Phantasie vor Augen führten. Ritter und Damen, Trompeter und wehende Banner, Römerwagen und Teiumphkarren gab es zu schauen, herrliche Pferde zu bewundern und der Reiter kühne Bewegungen anzustaunen.

Im Wetteifer der Elemente zur Verherrlichung des Tages drängten sich zwischen dir Pracht der geschmückten Räume und dir Mährchen des Lichtes rasch noch dir Wunder der Luftströmungrn, an drolligen aeronautischen Gestalten versinnlicht. Fabelhafte Vögel und unmögliche Menschengebilde bevölkerten plötzlich die Schichten über der Ede und nahmen rinen geheimnißvollen Flug, der manches Ah! des Erstaunens und viel kindliches Gelächter mitbekam.

Und rs ward Abend! Eine Mährchenwelt schien aus dem Orient auf der Donau heraufgeschwommen zu sein. Was die Beleuchtung des 25. April in einzelnen Strahlen und Bildern zerstreut zur Anschauung brachte, sammelte sich hier auf kleinem Raume zu um so wirkungsvollerm Eindruck. Ballons und Lustre, elektrischr Sonnen u. s. w., gesellten zu den Wundern des Lichtes die der Farbe und sie spielten verklärend um das junge Grün dieses Lustwaldes, das sein natürliches Frühlingswunder ist.

Nun erschienen abermals Ihre Majestäten, gefolgt von den hier anwesenden Mitgliedern des durchlauchtigsten Kaiserhauses, um die Luft des Volkes in ihrem Zenith zu theilen. Von Jubelrufen angekündigt, von Jubelrufen zurückbegleitet, blieb es doch immer der Anblick des kaiserlichen Herrscherpaares, was den Mittelpunct der volksthümlichen Festfreuden bildete. Aber selbst in hunderttausendfacher Verstärkung waren Menschenstimmen noch zu schwach für den Ausdruck der allgemeinen Luft, die zischen-

Digitized by Google

den Raketen Stuwer's ſchienen eine paſſendere Bezeichnung für die himmelhoch ſteigende Fröhlichkeit zu ſein, ſowie die donnernde Kanonade, welche das Losplatzen der Raketen begleitete, der geeignete Ausdruck des Jubels.

Kein Unfall, keine Rabbeit, kein Vergehen ſtörte das Feſt, welches das Leben der Hunderttauſende, die ihm beiwohnten, als Erinnerung fortwährend begleiten und als Tradition zu künftigen Geſchlechtern übergehen wird. Wiens Freude war erhaben in ihrem Anlaß und der Geringſte des Volkes war darum bemüht zu zeigen, wie edel und rein ſie in ihrem Ausdruck iſt. (Wien. Ztg.)

Amerikaniſche Technik.

Man erinnert ſich wohl, daß zur Zeit der Londoner Induſtrieausſtellung eine Wettfahrt mit Segelſchiffen auf der Themſe ſtattfand, in welcher ein Amerikaner die Engländer beſiegte. Es war die Yacht Amerika, welche ſämmtliche Schnellſegler des Yachtclubs von England im Segeln geſchlagen und über den berühmten engliſchen Ingenieur Robert Stephenſon, deſſen Yacht die geſchwindeſte in England iſt, den Wettpreis von 1000 Guineen gewonnen hatte. Der glückliche Sieger hieß ebenfalls Stevenſon. Er war auch Eiſenbahn-Ingenieur, aber zugleich Schiffsbaumeiſter, wie überhaupt in England und Amerika nicht die einzelnen Branchen der Ingenieurkunſt, ſondern nur das Wiſſen und Können, die Theorie und Praxis getrennt ſind.

Daß die erſte ſchiffahrende Nation der Welt in ihrem berühmteſten Ingenieur von einem bis dahin ganz unbekannten Amerikaner beſiegt wurde, machte begreiflicherweiſe großes Aufſehen in Altengland. Robert Stephenſon konnte ſich nicht entſchließen, die erſte Yacht der Welt, wozu die Amerika ſich erhoben hatte, aus den Händen zu laſſen. Er kaufte ſie für eine bedeutende Summe an ſich, um die Vortheile genau unterſuchen und benutzen zu können, welche ihr den Sieg über ſein bis dahin unübertroffenes Meiſterwerk verſchafft hatten.

Als der Handel abgeſchloſſen war, ſagte der Amerikaner zum Engländer: „Sie hatten nicht nöthig, meine Yacht anzukaufen, um die Ihrige zu verbeſſern, denn Ihre Yacht iſt beſſer und ſchöner gebaut. Der Körper Ihres Schiffes hat ſchönere Waſſerlinien als der meine, und es bedarf nichts als einiger kleinen, von Ihnen überſehenen Verbeſſerungen im Segel- und Tauwerk, damit Ihre Yacht vor dem Winde ebenſo ſchnell ſegeln kann als die meinige. Sie haben zu viel Tauwerk und zu hohe Schutzborde. Das gibt unregelmäßigen Windfang. Ihre Segel müſſen von Baumwolle, ſtatt von Leinen, und ſtraffer geſpannt ſein. Denn durch die Leinwand geht mehr Luft verloren und der tiefe Bauch der Segel gibt weniger Windfläche. Endlich iſt meine Yacht hinten ſchwerer belaſtet als vorn und geht mit dem hintern Theile vier Fuß tiefer im Waſſer als mit dem Vordertheil. Das ſind die Geheimniſſe, durch deren Anwendung ich Sie beſiegt habe."

Der practiſche Engländer war durch den noch practiſchern Amerikaner belehrt worden. Er fühlte ſich dadurch keineswegs feindlich geſtimmt, ſondern erkannte mit wahrer Geiſtesgröße die Vorzüge jener Nation an, die aus einer Schülerin im Verlauf eines halben Jahrhunderts ſich zur gefährlichſten Rivalin Englands emporgeſchwungen hat. Er führte einen ihm befreundeten deutſchen Ingenieur aus der engliſchen Abtheilung der Londoner Induſtrie-Ausſtellung mit den Worten in die Abtheilung der amerikaniſchen Maſchinen: „Bei uns ſehen ſie zwar ſchöne Arbeit, aber nicht viel bedeutend Neues. Wenn Sie Originelles und Intereſſantes ſehen wollen, ſo gehen Sie zu den Amerikanern!"

Und ſo iſt es in der That. Das Verhältniß der engliſchen Induſtrie zur amerikaniſchen ſtellt ſich in der Gegenwart ſo heraus, daß England die großartigſten, ſolideſten, dauerhafteſten und am ſchönſten gearbeiteten Maſchinen und Bauwerke liefert, Amerika dagegen die originellſten Erfindungen, die intereſſanteſten Combinationen, die billigſten und gewagteſten Conſtructionen. In Amerika pulſirt das induſtrielle Leben doppelt ſo ſchnell als in Europa. Production, Gewinn, Abſatz, Beförderung haben dort einen ſo raſchen Kreislauf, daß ein Stillſtehen, ein zauderndes Ueberlegen, ein vorſichtiges Ausführen und längeres Prüfen unmöglich iſt, wenn man ſich im Zeitenſtrome oben erhalten und ſeine Tauſende von Concurrenten überflügeln will. Iſt heute eine Maſchine erfunden, ſo muß ſie womöglich morgen ſchon ausgeführt und dann ſogleich patentirt werden; denn wer bürgt dem Erfinder dafür, daß nicht ein anderer, ebenſo genialer Kopf heute denſelben Gedanken hatte und durch noch ſchnellere Ausführung ſeiner Erfindung ihren Werth raubt? Darum ſind die amerikaniſchen Maſchinen meiſt ſchlecht ausgeführt, mit einfachen, oft dürftigen Mitteln und Werkzeugen, aber ſie ſind um ſo billiger, um ſo eher hergeſtellt, und leiſten ihre Dienſte, ſo lange es eben geht. Von großer Dauer braucht die Maſchine ohnehin nicht zu ſein, denn in kurzer Zeit macht ein Anderer eine neue Verbeſſerung, welche die erſte Erfindung in Vergeſſenheit, die frühere Maſchine bald außer Wirkſamkeit bringt.

Das raſtloſe Jagen der Menſchen geht in Amerika auch auf die Maſchinen über. Die amerikaniſchen Maſchinen laufen mit raſender Schnelligkeit. Die Dampfmaſchinen donnern und ſtampfen, die Spinnmaſchinen ſauſen, die Webſtühle fliegen in ihrer Arbeit. Alles arbeitet mit Haſt an ſeiner eigenen Zerſtörung. Denn ein flüchtiger Anblick ſagt uns, daß ſo ſchlecht gearbeitete Maſchinen bald zu Grunde gehen müſſen bei ſolch einer Geſchwin-

Digitized by Google

digkeit, welche selbst die solidesten Maschinen in kurzer Zeit vernichten müßte. Aber das ist gerade der Zweck dieser Maschinen, daß sie ihr ohnehin kurzes Dasein noch mehr verkürzen müssen, um in möglichst kurzer Zeit nur möglichst viel zu produciren.

Diese amerikanische Maxime wird durch den merkwürdigen Erfahrungssatz der Mechanik unterstützt, daß alle Bewegungs-Maschinen, namentlich Dampfmaschinen und Wasserräder, bei schlechter Ausführung einen bessern Nutzeffect geben, wenn man sie nur recht schnell laufen läßt. Je schneller aber die Dampfmaschine läuft, desto kleiner kann sie auch sein. Je kleiner sie ist, desto schneller und leichter ist sie herzustellen. Diese Erfahrungen hat sich der Amerikaner zu Nutze gemacht und darauf sein ganzes industrielles System gegründet.

Man betrachte eine englische Riesen-Dampfmaschine, wie sie z. B. in den Gruben von Cornwallis das Wasser aus den Schachten pumpt! Sie macht nur alle drei bis fünf Minuten Einen Kolbenzug, athmet schwer und tief und ruht dann wieder Minuten lang. Die Maschine ist mit der minutiösesten Sorgfalt ausgeführt; sie ist prachtvoll gebaut, brillant ausgestattet, von mehreren Wärtern mit einer Aufmerksamkeit und einer Liebe bedient, deren sich manches Kind nicht zu erfreuen hat. Die Maschine hat ihren Namen, ihre besondere Geschichte, ein besonderes Buch, in welches täglich die Beobachtungen geschrieben werden, die an ihr gemacht werden. Sie ist bereits 30—40 Jahre alt, arbeitet aber heute noch so ruhig, schön und exact wie am ersten Tage, denn sie ist von unverwüstlicher Dauer. Die Cornwallmaschinen kennt aber auch jedes Kind in England; sie sind die Mustermaschinen der Industrie, die unübertroffenen Ideale jedes Ingenieurs, der Stolz Englands.

Und nun sehe man eine amerikanische Maschine, welche einen Schraubendampfer treibt! Die ganze Maschine ist nicht so groß als ein einziger Dampfcylinder der Cornwallmaschine. Die Schraubendampfer müssen schnell laufen, denn es gilt eine Wettfahrt. Um die Transmission zu ersparen, läßt man die Maschine direct auf die Schraube wirken. Der Capitän commandirt: „Go ahead!“ und vorwärts geht es mit rasender Schnelligkeit. Der Kessel zischt und sprüht, die Maschine stößt und wackelt und macht einen entsetzlichen Lärm im Maschinenraume. Der Cylinder hat keine Zeit zum Stöhnen, er pfeift nur und jagt den Dampf zischend hinaus: denn er macht 200 Touren in der Minute. Das Concurrenzschiff macht aber 210 Touren, also: „High pressure!“ Mehr Dampf! Die Kohlen geben nicht Hitze genug. Tränken wir Baumwolle mit Oel und werfen Fett auf den Rost, das gibt Weißglühhitze! Die Sicherheitsventile heben sich, mit Wuth stürzt der gepreßte Dampf zu den Oeffnungen hinaus. Wenn der Kessel nur hält, brauchen wir keine Ventile. Ein Centnergewicht auf ihre Oeffnung gesetzt, bringt sie gleich zum Schweigen. Der Manometer zeigt 12 Atmosphären. Die gußeisernen Röhrenkessel vertragen aber 18 Atmosphären. Jetzt macht die Maschine 250 Touren in der Minute, doch der Gegner ist mit seinem Schiff ihr auf den Fersen. Seine zischenden Ventile sagen uns, daß er auch „High pressure!“ zu machen versteht. Wir müssen also aushalten noch fünf englische Meilen, aber die fahren wir stromabwärts bei gutem Winde in 15 Minuten. Aber — plötzlich versagen die Pumpen. Kein Wasser mehr! Und doch sprüht das Feuer auf dem Rost wie in einem Schmelzofen. Da ist nichts zu thun als sich in sein Schicksal zu ergeben. Der Kessel beginnt dunkelroth zu glühen, der Dampf strömt aus den hastig geöffneten Ventilen nur dünn und spärlich heraus. Noch ein Moment, und mit furchtbarem Knall berstet der Kessel. Der Fluß schäumt wild auf und seine Wellen begraben ein Wrack. Das Verdeck und die Passagiere befinden sich in der Luft und kommen entweder gebrüht oder zerrissen oder im glücklichsten Fall ohne gesunde Glieder wieder im Flusse an, und mögen sehen, wie sie herauskommen. Denn das Concurrenzschiff ist schon weit voraus, es hat keine Zeit, Menschenfischerei zu treiben.

Das ist das amerikanische „Go ahead!“ der Industrie. Und dies ist der normale Zustand einer Industrie, in welcher Zeit und Geld mehr werth sind als Menschen. Gehen die Maschinen zu Grunde, warum sollten es die Menschen besser haben? Europa liefert ja täglich neue Zufuhr!

Aus Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd.“

Notizen.

— Die ehrenvolle Erwähnung, welche die von dem Wiener Weingroßhändler Herrn J. G. Scherzer gelieferten einheimischen Weine auf der letzten Industrie-Ausstellung zu Newyork von Seite der dortigen Preisrichter gefunden, liefert den thatsächlichen Beweis, daß es den seit mehreren Jahren gemachten Anstrengungen dieser thätigen Firma endlich gelungen ist, dem vaterländischen Producte auch auf amerikanischen Märkten die wohlverdiente Anerkennung zu verschaffen, um vielleicht bald mit den an jenen fernen Gestaden früher beinahe ausschließend begehrten Rebenerzeugnissen Frankreichs und der iberischen Halbinseln in siegreiche Concurrenz treten zu können. Schon seit geraumer Zeit wurde von diesem Hause die ganze Wichtigkeit des Exporthandels mit österreichischen und ungarischen Weinen fortwährend in's Auge gefaßt, und ungeachtet der diesem Unternehmen zahlreich entgegenwirkenden Hindernisse, von demselben verhältnißmäßig nicht unbedeutende Quantitäten inländischer Producte nach Rußland und dem Norden Deutschlands verführt, was insoferne günstige Resultate erzielte, als der ungarische und österreichische Wein dadurch in solchen Gegenden gewissermaßen zur Popularität gelangte, wo man ihn zuvor kaum dem Namen nach kannte. Leider blieben die Zollsätze für die Einfuhr unserer Weine in den Zollvereinsstaaten noch immer so hoch, daß z. B. in Berlin eine Flasche Vöslauer fast das Nämliche kostet, wie feiner

Digitized by Google

Bordeaux, da auch die Fracht des südfranzösischen Weines, der zur See über Hamburg oder Stettin nach Norddeutschland eingeführt wird, bei weitem wohlfeiler zu stehen kommt. Wenn man überdies bedenkt, daß der österreichische Wein noch mit eingealterten Vorurtheilen der dortigen Abnehmer zu kämpfen hat, welche sich, ganz abgesehen von der Qualität, aus hergebrachter Gewohnheit fast durchgehends für die französischen Erzeugnisse aussprechen, so wird man daraus leicht die mannigfaltigen, unsern Export gegenwärtig belastenden Schwierigkeiten entnehmen, die erst dann schwinden können, wenn die exorbitant hohen Einfuhrzölle auf diesen Artikel in den Vereinsstaaten beträchtlich herabgesetzt werden. Aber auch in anderer Richtung ist das Haus J. G. Scherzer, dessen Ungar- und österreichische Weine im jetzigen Augenblicke auf allen bedeutenden Handelsplätzen Nordamerika's, wie in Newyork, Boston, Pittsburg, Neworleans, ja selbst in Californien, zur gesuchtesten Waare gehören, beständig im Fortschreiten begriffen, und hat es sich insbesondere zur Aufgabe gestellt, die bei uns früher so sehr vernachlässigte Kellerwirthschaft auf eine höhere Stufe zu heben, und im großartigsten Maßstabe zu betreiben. Sowohl die architektonische Eintheilung des gigantischen Kellers in Ruckdorf, als die zweckmäßige Anordnung der verschiedenen Gebäude von allen möglichen Dimensionen und Formen bringen auf den Beschauer einen eigenthümlichen Eindruck hervor. Hier kann man einen kleinen Vorgeschmack von jener systematischen Regelmäßigkeit rationeller Kellerbehandlung nach den bewährtesten, am Rhein und in Frankreich üblichen Grundsätzen finden, welche bei den bereits oft besprochenen, aber noch immer problematisch gebliebenen gemeinschaftlichen Weinhallen im großen practisch durchgeführt werden sollen. In diesen weitläufigen Kellergewölben sind nicht nur sämmtliche Jahrgänge und Gebirgslagen österreichischen und ungarischen Gewächses vollständig repräsentirt, sondern auch alle Gattungen der beliebtesten und kostbarsten Producte von den Ufern des Rheins und der Mosel, sowie Burgunder, Bordeaux, Champagner, spanische, portugiesische und Weine von den canarischen Inseln in stattlichster Auswahl zusammengestellt. Eine der interessantesten Abtheilungen dieses oenologischen Elysiums bildet unstreitig jenes abgeschlossene Departement, das Herr Scherzer seine Privat-Bibliothek nennt, und worin nur die ersten Classiker aller Nationen, wie Johannisberger, Chateau Lafitte, Chateau Yquem u. s. w. eine bevorzugte Stelle finden, welche ausgesuchte Sorten „jeder denkende Trinker", dem es um seine höhere Ausbildung in diesem Fache zu thun ist, näher kennen zu lernen nicht versäumen sollte. (Presse.)

— Polydorus Virgilius versichert, es habe zur Zeit Gregors des Großen im Jahre 591 eine heftige epidemische Krankheit geherrscht, und die davon befallenen Personen seien am Niesen gestorben. Um nun die Fortschritte der Krankheit zu hemmen, habe der Papst Gebete und Gelübde verordnet, und daraus sei die Sitte entstanden, beim Niesen „helf' Gott!" zu sagen. — Diesen Gebrauch findet man jedoch schon im ganzen Alterthume, in jedem Theile der alten Welt, und die Entdecker der neuen fanden ihn auch dort. — Als Vater Adam — so sagen die Rabbinen — durch den Ungehorsam seine Unsterblichkeit verscherzt hatte, beschloß Gott, jeder Mensch solle einmal in seinem Leben niesen und zwar kurz vor seinem Tode. Nur der Erzvater Jakob habe es durch seinen untadelhaften Lebenswandel dahin gebracht, niesen zu dürfen ohne zu sterben, und seitdem er beim ersten Niesen leben geblieben, haben Alle: „Prosit" gerufen. — Die griechischen Mythologen erzählen, als Prometheus in einer hermetisch verschlossenen Phiole das Feuer vom Himmel brachte, und seiner aus Thon geformten Menschenfigur den Aether vor die Nase hielt, habe das menschliche Individuum, dem der geistige Aether in's Gehirn gestiegen, geniest, und Promotheus darüber entzückt, ihm ein: „Wohl bekomm' es Dir!" zugerufen. — Als Pennelope, von den Freiern bestürmt, um die Rückkehr ihres Gemahls flehte, niesete Telemach, der liebe Sohn, dergestalt, daß das Dach des Palastes erbebte, und die Mutter zweifelte nicht länger an der Erfüllung ihrer Wünsche. — Das größte Compliment, das ein römischer Stutzer seiner Geliebten sagen konnte, war: Sternuit tibi Amor oder Cupido! Denn bei der Geburt jeder Schönen niese Cupido.

Diese Höflichkeit des Niesens fand bei den Alten nicht nur gegen Andere statt; es gab auch Individuen, die sie gegen sich selbst beobachteten. Martial spricht von einem gewissen Proclus, dessen Nasenspitze so weit von seinen Ohren entfernt gestanden habe, daß der Arme sich nicht niesen hören, und also den üblichen Wunsch sich selbst zu Ehren nicht äußern konnte.

Auch wird erzählt von den Peruanern, daß, wenn der Kazike niese, alle Indianer durch öffentliche Signale von dem glücklichen Ereigniß in Kenntniß gesetzt wurden, damit sie ein „Wohl bekomm' es ihm!" beten könnten. Wenn der König von Monomopata niest, erzählt Helvetius, so müssen alle Hofleute ebenfalls niesen, und indem so das Niesen vom Hof in die Stadt und von der Stadt in den Umkreis weiter geht, so scheint es, als sei das ganze Reich von einem allgemeinen Schnupfen befallen. — Die Wiedertäufer und Quäker haben die dem Niesen dargebrachte Huldigung unter sich abgeschafft.

— Die Schiller'schen Erben haben beim deutschen Bundestag ein Gesuch um Verlängerung des Privilegiums eingereicht, dessen die Schiller'schen Werke sich bisher erfreuten. Bei dieser Gelegenheit bringen die Zeitungen einige Notizen über den gegenwärtigen Bestand der Schiller'schen Familie, denen wir Folgendes entnehmen. Von den vier Kindern, welche Schiller hinterließ, zwei Söhnen und zwei Töchtern, sind nur noch zwei am Leben: nämlich der würtembergische Oberforstmeister a. D. und weimarische Kammerherr Carl von Schiller in Stuttgart, geb. 1793, und die Freifrau von Gleichen-Rußwurm in Würzburg, geb. 1804. Auch Schiller'sche Enkel gibt es nur zwei: einen Sohn des Oberforstmeisters in Stuttgart, der als Rittmeister in österreichischen Diensten steht, und einen Freiherrn von Gleichen-Rußwurm. Der älteste Sohn Schiller's, der als Gerichtsrath in Köln lebte, ist demnach ohne Erben gestorben und ebenso auch die älteste Tochter, Caroline, verehelichte Junot, die vor einigen Jahren in Rudolstadt starb.

— Von Gutzkow's: „Die Ritter vom Geiste" (Leipzig, F. A. Brockhaus) wird eine dritte Auflage angekündigt in 18 Halbbänden zu 10 Ngr., so daß also das ganze Werk zu dem außerordentlich billigen Preis von 6 Thlrn. zu haben sein wird; der erste Halbband, mit einer neuen Vorrede des Verfassers, in welcher derselbe sich besonders wegen des vielfach angegriffenen Ausdrucks von dem „Roman des Nebeneinander" vertheidigt, ist bereits erschienen, und auch die Fortsetzung soll in kurzen Zwischenräumen folgen.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 38. Klagenfurt, Sonnabend, den 13. Mai. 1854.

Die Hazer in der Pasterze.

Aus dem Möllthaler Volksleben.

Wenn das Alpenthal von Heiligenblut am hohen „Zlapp," wo die Möll durch düstere Steinschluchten schäumend einen bedeutenden Wasserfall gestaltet, sich urplötzlich vor unseren staunenden Blicken erschließt; wer vermag es den Eindruck zu schildern, den es mit seiner grotesken Felsengruppirung, mit seinen Gletschern und holzgedielten steinbeschwerten Alphütten, mit dem schlanken gothischen Baue seines Gotteshauses und der himmelanstrebenden Eispyramide des Glockners in jedem für Naturschönheiten offenen Gemüthe zurücklässt! Erhaben, großartig und eigenthümlich ist der Charakter dieses wildromantischen Thales; aber nicht minder eigenthümlich und interessant der seiner Bewohner.

Die Bewohner von Heiligenblut bilden ein in sich abgeschlossenes Völkchen, das mit der selbstständigen Tracht das Gold der Gesinnung bewahrte. Es fällt uns in seiner äußern Erscheinungsweise so Manches auf, das wir erst dann recht zu würdigen wissen, wenn wir mit den Bergen, auf welchen seine vereinsamten Behausungen stehen, dem Klima, das diese oder jene Seite des Geistes und Herzens im Menschen besonders hervortreten läßt, mit seinen Lebensverhältnissen näher vertraut werden.

Woher, möchte man fragen, diese Entschlossenheit, Kühnheit gepaart mit kalter Besonnenheit, diese offene derbe, kurz angebundene Sprache des Aelpiers, diese muntere Lebendigkeit und unerschöpfliche Laune, dabei das abstoßende in seinen Manieren!

Betrachten wir rings umher die Natur die ihn umschließt; die kahlen zerklüfteten Felsen, die schneebedeckte Tauernkette, die grauen durchfurchten Eismassen der Gletscher, hören wir das Rauschen der Wildbäche und Wasserfälle, der mit donnerähnlichem Rollen von den Höhen herabsausenden Lawinen, und wir werden die Antwort für einen Theil der Frage gefunden haben.

So wie die Natur in ihrer wilden Zerklüftung und Rauhheit ist auch der Mensch, der diese Natur zur Mutter hat. So ein muthiger Aelpler stürzt wie ein Wildbach daher, nichts hemmt seine Kraft, Entschluß und That sind wie Blitz und Knall aus der Büchse vereint. Er tritt mit einer Unerschrockenheit und Selbstständigkeit auf, die allen Gefahren Trotz bietet und die schon von zarter Kindheit an im Knaben, wenn er auf schroffem Geklippe die Ziegen hüttet, herangebildet wird.

Je tiefer wir einblicken in die Lebensverhältnisse dieses Alpenvolkes, je genauer wir die Oertlichkeit durchforschen, an welche der Nerv seines Lebens geknüpft ist, um so lichtvoller, verständlicher, um so anziehender werden uns alle die Eigenthümlichkeiten seines Charakters erscheinen. Begleiten wir die Aelpler am eisigen Bergpfade in die Pasterze, belauschen wir sie bei einer ihrer gefahrvollsten Beschäftigungen, und wir werden staunen über diese waghalsige Kühnheit, über diese Gelenkigkeit, Sicherheit und Geistesgegenwart, die sie bei Herablieferung des Alpheues von steil abfallenden Felsenwänden an den Tag legen. Es ist December, das ist die Zeit für diese lebensgefährliche Arbeit, die man „Haziehen" *) im Möllthale nennt. Die Bursche, die sich dabei betheiligen, nennen sich „Hazer." Ein solcher Hazer hat etwas Herausforderndes in Haltung und Miene. Der leichte Strohhut, um den sich eine Sammtschnur mit zwei Goldquasten schlingt, der keck auf seinem Kopfe sitzt, die Lodenjacke, der gestickte Bauchgürtel, die schweren Fußeisen an den dickbesohlten Schuhen, der kurze eisenbeschlagene „Stakelstock" in seiner Rechten geben dem Hazer ein originelles, heroisches, martialisches Aussehen.

In der frühesten Morgenstunde, wenn noch tiefe Nacht auf den Alpen lagert, machen sich die Hazer mit der frugalen „Jause," aus Brot und Käse bestehend, rottenweise auf den Weg. Die eisbedeckten Steige erhellen Laternen oder „Buchteln", die grelle Lichtstreifen in's Dunkel der Nacht werfen und die schwarzen Untiefen erkennen lassen. Nach einigen Stunden Weges, an der Brieeius-Capelle, wo die Quelle noch immer selbst in strengster Winterkälte sprudelt, im Gegensatze zum sonst so furchtbar tobenden, jetzt fast lautlosen von starren Eismassen umklammerten Leiterfalle, an all' den schneebedeckten verlassenen Sennhütten, wo sie im Sommer so gerne Rast hielten, vorübereilend, erreichen sie mit Anbruch der Morgendämmerung die aufgeschichteten „Heutristen" und Heubehältnisse. Nun beginnt ein reges lebendiges Treiben unter den Hazern. Jeder will der erste am Rückwege sein, denn es gilt einen Blumenstrauß und einen gewaltigen Krapfen, „Spitzkrapfen" benamset, zu erringen. Dieser Lohn wird

*) Heuziehen.

dem zu Theil, der das erste Heufuder in die Tenne einführet. Da balgen sie sich und rufen und jauchzen, daß ein tausendfaches Echo in den winterlichstillen Bergen erwacht. Wenn das Alphen auf „Schlapfen“ *) gebunden, schaukelt der Sieger mit seiner duftenden Beute triumfirend über das eisüberronnene „Plattich“ **) herab; dann folgen die Uebrigen nach, und so sieht man eine lange Reihe von Heufüderchen wie schwarze Puncte an den biendendweißen in die blaue Luft hineinragenden Schneewänden herabgleiten.

Es gehört eine eigene Geschicklichkeit dazu, das Heu so fest mit Steicken und Weidruthen zusammen zu schnüren, daß nichts bei der luftigen Abfahrt verloren geht. Noch mehr Geschicklichkeit fordert die Abfahrt selbst. Der Hazer, der an der Vorderseite des Füderchens sitzt, hat die ganze Last mit seinem Rücken aufzuhalten, während seine Füße, mit Fußeisen beschnallt, in beständiger Bewegung sind, um so wie seine mit dem „Stakelstocke“ bewaffnete Rechte dem Fuder über alle gefährlichen Abhänge die gehörige Wendung zu geben. Zur Verhinderung der Ueberwucht läßt ein ebenso bewaffneter Rückhalter mit aller Kraftanstrengung an einem um seinen Leib geschlungenen Seile das Heufuder zurück. Sonderbar erscheinen die Gesten dieser Rückhalter, welche bald fast am Boden liegend, bald sich an die Schneeflächen hinlehnend, bald einen Felsvorsprung oder einen aus dem Eise hervorrauschenden Wachholderstrauch erfassend, die in die Tiefe sausende Last in beständigem Gleichgewichte zu erhalten suchen. Dieser Rückhalter muß ein verläßlicher, kräftiger Hazer sein; denn in seinen Händen liegt oft das Leben des Leiters.

Nicht selten geschah es, daß aus Unachtsamkeit des Rückhalters der Vorderhazer oder Beide über die Felsen hinabschnellten und in einer unzugänglichen Schlucht ihr Grab fanden.

Am Wege in die Pasterze fällt unser Auge auf ein „Marterl“, ein hölzernes Kreuz mit einem schlicht gemalten Bilde, das uns einen solchen Unglücksfall in's Gedächtniß ruft. Wie das Bild andeutet, soll ein Hazer erst vor einigen Jahren mit seinem Heufuder aus Unvorsichtigkeit des Rückhalters von der hohen „Wallnerwand“ herabgestürzt sein, und im steinichten Bett des Pasterzenwildbaches sein Leben eingebüßt haben. Beide liebten eine Dirne, der unglückliche Hazer nahm sie zum Weib, und — kurz, das Volk bildete daraus nach seiner Art einen Roman.

Um für die Ueberstehung solcher Gefahren die Hazer einigermaßen schadlos zu halten, wird unterdessen eine reiche Mahlzeit bereitet. Kraxfen und „Steauben“ in Hülle und Fülle werden schon am Vorabende gebacken. Nach vollendetem Tagewerke wieder frei anathmend, setzen sich die Hazer zu Tisch, und lassen das Gefühl des Frohsinns desto voller hervorquellen. Wenn die schlaffen Glieder in der Fülle von Kraxfen und Strauben, Knädeln und Kraut sich gekräftiget, und die trockenen Kehlen mit dem beliebten Kartoffelgeiste befeuchtet haben, entspinnt sich unter ihnen ein heiteres von Lachen und Jauchzen unterbrochenes Geplauder über alle Eriebnisse des Tages. Da wird dem Sieger, der den „Spiz“ davontrug, der Vorgang bestritten, als wäre ihm nie der Sieg zu Theil geworden, wenn nicht diese oder jene Umstände ihm den Sieg in die Hände gespielt hätten. Und dieß geschieht mit einer von naturkräftigen Scherzen gewürzten Laune und mit übermeisternder Redseligkeit. Dabei macht die blankgefegte Zinnkanne die Runde, und gießt neuen Brennstoff in die Gemüther, daß der Frohsinn hell auflodernd mit gesprochenen Worten sich nicht mehr begnügend, in munteren Gesangsstrofen hervorbricht. Wenn dieser Gesang gleich jener Modulation und Weichheit, wie sie dem steierischen Alpengesange so eigen, gänzlich entbehrt, bleibt er doch der Ausdruck der gesteigerten Freude kindlich froher Seelen.

Das Hazieben in der Pasterze ist ein förmliches Volksfest, an welchem sich fast das ganze Thal betheiliget; wohl über zweihundert Menschen sind dabei gleichzeitig beschäftiget, und das dauert bei günstiger Witterung zwei bis vier Tage. Wenn die Hazer die Heufuder in die Niederung herabgeliefert, werden sie auf Schlitten aufgeladen, mit grünen Fichtenzweigen geziert und mit Pferden oder Zugochsen in's Dorf hinabgeführt. Ein großer Heuvorrath der besten Sorte wird in den Sommermonaten an den Alpenwiesen nahe den vegetationslosen Eisfeldern gewonnen und aufgespeichert, welcher erst bei schneebedeckten Wegen in's Thal herab befördert werden kann. Die Mahd dieses Alpenheues ist an vielen Stellen mit Lebensgefahr verbunden. Da gibt es Triften, die auf steilen Felsenwänden in schiefer Ebene sich hinziehen. Ein unvorsichtiger Tritt, ein leichtes Ausglitschen am kurzbegrasten Wiesenboden kann einen tödtlichen Abfall zur unvermeidlichen Folge haben. Die Mahd dieser Alpenpartien geschieht daher mit aller möglichen Vorsicht. Ein langes Seil wird um die Hüften des Mahders geschlungen und an einem sicheren Orte befestigt, die Schuhe werden mit Steigeisen bewaffnet um sich so vor dem „Abwalgen“ zu sichern.

Mit welcher Kraftanstrengung und Lebensgefährdung muß nicht der Möllthaler seinen kargen Lebensbedarf der stiefmütterlichen Natur besonders im hohen Gebirge abtrotzen. Und bei all' diesen Mühen und Beschwerden, bei allen Gefahren die er zu überstehen hat, ist der Aelpler lebensfrisch, muthig, und von der heitersten Laune. Im vertrauten Umgang mit der Natur, gewöhnt er sich allmälig an alle Gefahren und Beschwerden, und fühl

*) Schlittenkufen.
**) Schiffergestein.

Digitized by Google

ſich auf ſeinen Bergen viel heimiſcher und glücklicher als mancher Flachländer in ſeinen von Saatfeldern wogenden Ebenen. Wie ein Kind die Mutter, liebt er den felſigen Boden, der ihn ſo kümmerlich nährt, ja er hängt mit ſolcher Anhänglichkeit an der Alpenwelt, daß eine Trennung vom heimatlichen Herde, das bittere Gefühl des Heimwehes mächtig in ſeinem Herzen anfachen würde.

F. Franzisci.

Duft und Farbe der Blumen.

I.

Wer hat nicht ſchon die Faebenpracht der Tulpen und Georginen und den Sammetglanz der Garten-Stiefmütterchen bewundert, oder ſich an dem ſüßen, würzigen Duft der Nelken und Maiblümchen erlabt! Aber ſelten dürfte man ſich die Frage vorgelegt haben: Was bringt jenen angenehmen Duft hervor? Worauf beruht der ſammtene Glanz und der bunte Farbenſchmelz der genannten und vieler andern Blumen?

Jedermann kennt die hübſchen kleinen lilafarbenen Glockenblumen, welche im Juni ſo häufig auf unſern Wieſen blühen und in manchen Gegenden wegen ihrer zierlichen Form „Elfenhütlein" genannt werden. Wenn man ein Stückchen einer ſolchen zarten Blume unter dem Mikroſkop bei einer mäßig ſtarken, etwa hundertfachen Vergrößerung betrachtet, ſo bemerkt man, daß nicht alle Theile der Blume, ſondern bloß beſtimmte Stellen jene ſchöne lilablaue Färbung beſitzen, und daß letztere von einer blauen Flüſſigkeit herrührt, welche die hohlen Räume in dem zaeten Gewebe der Blume erfüllt. Der Mehrzahl der Leſer wird es bekannt ſein, daß jeder Pflanzentheil, ſelbſt das härteſte und dichteſte Holz, von ſolchen hohlen Räumen wimmelt, oder richtiger, daß die Pflanzen aus lauter kleinen Säckchen, Bläschen und Schläuchen von ſehr mannichfacher, oft höchſt wunderbarer Form zuſammengeſetzt ſind, welche man in der Wiſſenſchaft „Zellen" nennt, deshalb, weil dieſe kleinen Säckchen, da ſie feſt aneinanderſchließen und ſich deshalb gegenſeitig drücken, ſehr oft unter jener Form auftreten, welche den Bienenzellen eigenthümlich iſt, d. h. als ſechsſeitige Cylinder. An jeder Zelle unterſcheidet man die feſte Wandung oder die „Zellenmembran" und den „Zelleninhalt", welcher den hohlen Raum erfüllt. Die Zellenmembran beſitzt, je nach dem Pflanzentheile dem die Zelle angehört, eine ſehr verſchiedenartige Beſchaffenheit, indem ſie bald ſteif, hart und dick iſt, wie bei den Zellen des Holzes, bald dick, aber elaſtiſch biegſam, wie bei den Zellen des Baſtes, bald weich, dünn und zart, wie bei den Zellen der meiſten Blumen. Der Zelleninhalt beſteht in allen jugendlichen Zellen und auch in vielen vollkommen ausgebildeten aus einer Flüſſigkeit, die meiſten Zellen entholten aber im völlig ausgebildeten Zuſtande entweder feſte Körper oder Luft. Ueber den wunderbaren Bau, die Entſtehung und Beſtimmung der Zellen und der aus ihnen zuſammengeſetzten „Gewebe" der Pflanzen wollen wir die Leſer dieſes Blattes ein andermal unterhalten; für diesmal genügt es, darauf aufmerkſam gemacht zu haben, daß jedes Blumenblatt und überhaupt jeder Pflanzentheil aus Zellen zuſammengeſetzt iſt.

Betrachtet man nun die blauen Glockenblumen unter dem Mikroſkop, ſo bemerkt man, daß die Zellenmembrane vollkommen farblos ſind, indem ſie als zarte helle Streifen zwiſchen den Hohlräumen der Zellen erſcheinen, und daß die Färbung der Blume lediglich von dem flüſſigen Zelleninhalt herrührt, welcher eben eine lilablaue Farbe beſitzt. Aehnlich iſt es in den Blättern der vollkommen ausgebildeten Roſen, wo der Zelleninhalt ebenfalls flüſſig und röthlich gefärbt iſt; ferner in den Blumen der Hyacinthen, wo die Flüſſigkeit in den Zellen bald eine roſenrothe, bald eine blaue oder gelbliche Farbe beſitzt, und überhaupt in den meiſten Blumen. In weißen Blumen iſt der Zellſaft in der Regel vollkommen farblos und das Gewebe ſolcher Blumen erſcheint daher unter dem Mikroſkop ganz ungefärbt durchſichtig hell. Die weiße Farbe rührt bloß von der Zurückwerfung der Lichtſtrahlen durch die Wandungen oder auch durch den Inhalt der Zellen her; denn es iſt bekannt, daß farbloſe Kugeln, z. B. Glaskugeln, oder überhaupt farbloſe und durchſichtige Körper mit gebogenen Flächen, z. B. Trinkgläſer, bei auffallendem Lichte von fern weiß erſcheinen. Bisweilen beſteht der Zelleninhalt weißer Blumen und Blütentheile bloß aus Luft und in dieſem Falle pflegt das Weiße ein mehr oder weniger glänzendes zu ſein, die Blume ſelbſt eine trockene Beſchaffenheit zu beſitzen und bei der Berührung einen roſchelnden Ton von ſich zu geben. So ſind z. B. die glänzend weißgefärbten Blättchen der weißen Strohblumen aus lauter farbloſen, lufterfüllten Zellen mit ziemlich derben und ſteifen Membranen zuſammengeſetzt.

Die Farbe der Blumen rührt aber nicht immer von einem flüſſigen Inhalte der Zellen her. Gar nicht ſelten iſt in buntgefärbten Blumen der Zellſaft ebenſo farblos wie die Zellenmembran, allein es ſchwimmen dann im Zellſaft kleine Kügelchen oder Bläschen eines feſten Farbſtoffs und dieſe verurſachen die Geſammtfarbe der Blume. Je mehr Farbkügelchen in den Zellen vorhanden ſind, je dichter alſo im Allgemeinen der Farbſtoff in dem Gewebe der Blume angehäuft iſt, deſto intenſiver, deſto geſättigter iſt auch die Färbung der Blume; je zerſtreuter die Farbkügelchen liegen, deſto heller wird die Farbe der Blume. Solche Kügelchen von feſtem Farbſtoff findet man in den Zellen faſt aller Blumenblätter, ſo lange dieſelben noch in den Knospenhüllen eingeſchloſſen ſind und, wie es dann gewöhnlich der Fall iſt, eine grünliche Färbung beſitzen. Zerſchneidet man z. B. eine junge Roſenknospe,

die noch gänzlich von dem dicken, grüngefärbten Kelche umschlossen ist und betrachtet man ein recht zartes Scheibchen, welches man von einem der im Herzen der Knospe befindlichen jungen grünlichen Blumenblätter behutsam abgeschnitten hat, unter dem Mikroskop, so bemerkt man, daß die nach sehr kleinen Zellen mit einer farblosen schleimigen Flüssigkeit erfüllt sind, in welcher einzelne, ziemlich große Kügelchen oder Klümpchen von hellgrüner Farbe schwimmen. Untersucht man ältere Knospen, so findet man, daß einzelne dieser grünen Farbkügelchen eine röthliche Färbung anzunehmen anfangen. In noch ältern Knospen gibt es gar keine grünen Farbkügelchen mehr, sondern lauter röthliche, und bald zerfließen letztere in der Flüssigkeit, in welcher sie schwimmen, und ertheilen dem ganzen flüssigen Zelleninhalt die charakteristische rosenrothe Färbung. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß in allen farbigen Blumen der meist flüssige Farbstoff, welcher die Zellen der vollkommen entwickelten Blumen füllt, durch die Farbenwandlung und das Zerfließen ursprünglich grüngefärbter Kügelchen entstehe. Diese grünen Farbkügelchen, welche in den jugendlichen Zellen aller unausgebildeten Blumenblätter von grünlichem Aussehen enthalten sind, stimmen vollkommen mit den Farbkügelchen überein, die man in den Zellen aller, auch im ausgebildeten Zustande grüngefärbten Pflanzentheile, also besonders in denen der Blätter findet, und es sei uns daher erlaubt, hier einige Worte über die grüne Farbe der Blätter und anderer Pflanzentheile einzuschalten und über die verschiedene Nüancirung des Blättergrüns, welche eine so große Rolle in der Scenerie der Landschaften spielt.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— Die Vorbereitungen zur allgemeinen deutschen Gemälde-Ausstellung in München nehmen ihren ruhigen, aber sichern Fortgang. Die wärmste Unterstützung, schreibt man der „A. A. Z.", hat das Unternehmen in Wien gefunden, wo doch große Schwierigkeiten ihm entgegenstehen. Prüfungsausschüsse für die Einsendungen haben sich gebildet in Wien, Dresden, Frankfurt, München und Berlin, und auch in Düsseldorf scheinen die bisherigen Hindernisse gehoben. Daß die königlich baierische Regierung den legalisirten Einsendungen Portofreiheit auf den baierischen Eisenbahnen zugesichert, ist bereits mitgetheilt; von den Nachbarstaaten, an deren gleichmäßige Unterstützung man sich gewendet, hat zuvörderst die großherzoglich badische Regierung der Bitte um dieselbe Vergünstigung auf den badischen Eisenbahnen vollständig entsprochen. Der hiesige Künstlerausschuß für das ganze Unternehmen hat sich in der Weise organisirt, daß Geschäftsführung und Oberaufsicht, Auspackung, Aufstellung und Einpackung, Entscheidung über Aufnahme und Ankauf, und die Casse besondern Comité's übergeben sind. Der in diesen Blättern angeregte Gedanke einer während der Dauer der Ausstellung in München abzuhaltenden allgemeinen deutschen Künstlerversammlung hat Anklang gefunden, und zu einer Berathung der hiesigen Künstlerschaft geführt, in welcher die Ausführung dieses Gedankens beschlossen worden ist. Es sollen — nach erlangter landesherrlicher Genehmigung — alle deutschen Künstler eingeladen werden, an mehreren noch besonders festzusetzen, den Tagen des Monats August in München sich zusammenzufinden, um allgemeine künstlerische Angelegenheiten zu besprechen und in heiterer geselliger Weise der Gemeinsamkeit ihres Berufes und ihrer Strebungen sich zu erfreuen. Auch Kunstgelehrten soll die Einladung gelten, und von den Kunstvereinen, als den Hauptorganen des künstlerischen Verkehres, erwartet man Abgeordnete. Es kann nicht fehlen, daß eine solche Versammlung, der die allgemeinste Theilnahme nicht entgehen kann, mit einem großen Künstlerfest schließen und damit die Beziehung zu dem Publikum auf die vielbewährte breite Basis legen wird. Nach einer mit der Redaction des „Deutschen Kunstblattes" in Berlin getroffenen Uebereinkunft ist diese Zeitschrift das Organ für alle offiziellen Mittheilungen in Betreff der allgemeinen deutschen Gemälde-Ausstellung, so wie der gleichzeitig beabsichtigten allgemeinen deutschen Künstlerversammlung.

— Giambattista Rubini, geboren 1794 zu Ramana in Bergama, in den zwanziger und dreißiger Jahren anerkannt als der erste Tenorist von Europa, ist Anfang März in seiner Vaterstadt gestorben. — Auch die deutsche Theatergeschichte hat den Namen eines wahlverdienten Veteranen in ihre Todtenlisten einzutragen: der „alte Lenz", ehedem die Zierde der hamburger Bühne, besonders im Fach der bürgerlichen Väter und komischen Alten, ist in hohen Jahren (er war 1778 geboren) in seinem Geburtslande Liefland, wohin er sich seit seinem Abschied vom Theater zurückgezogen hatte, gestorben. Lenz war von adeliger Herkunft, der Sohn eines russischen Collegienraths; er selbst diente bereits in der adeligen Leibgarde Paul's I., als eine unbezwingliche Leidenschaft ihn auf das Theater führte. Unter dem Namen Kühne, den er aus Rücksicht für seine Familie angenommen hatte, und den er erst da wieder ablegte, als sein künstlerischer Ruhm fest genug stand, um auch den ererbten Namen zu verherrlichen, betrat er in Königsberg die deutsche Bühne. Begünstigt durch seine kraftvoll schöne Gestalt sowie durch die Natürlichkeit und den Adel seiner Bewegungen wurde er bald ein beliebter Heldenspieler. Als solcher kam er 1805 nach Hamburg, das damals noch unter den Auspicien Schröder's die erste dramatische Schule in ganz Deutschland war. Auch Lenz genoß Schröders Rath und Unterricht bis 1811, wo er sich als Regisseur und erster Heldenspieler an das Stadttheater in Breslau begab, das damals gerade eine seiner glänzendsten Perioden feierte. Doch kehrte er schon 1814 nach Hamburg zurück, wo er nun volle dreißig Jahre hindurch als eines der angesehensten und einflußreichsten Mitglieder thätig blieb. Namentlich um Erziehung und Ausbildung jüngerer Talente hat er sich in dieser Zeit, gemeinschaftlich mit Schmidt und Lebrun, große Verdienste erworben. Auch als Schriftsteller versuchte er sich nicht ohne Glück, theils mit eigenen Stücken, theils als Bearbeiter ausländischer Dramen, wie er denn überhaupt ein Mann von seltener Vielseitigkeit und Gediegenheit der Bildung war.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Viernndvierzigster Jahrgang.)

№ 39. Klagenfurt, Dienstag, den 16. Mai. 1854.

Die Bauernspiele in Inner-Oesterreich.

(Aus K. Gödeke's deutscher Wochenschrift 1854, 5. Heft.)

Wer gegen die Osterzeit in die Thäler Oberkärntens kommt, wird daselbst ein eigenthümliches Leben gewahren; die Dörfer scheinen sich in Schauspiellager verwandelt zu haben, Männer und Weiber sind mit Zurichtung der Spielgewänder und mit Einlernung der Rollen beschäftigt, und die Bühne wird hergestellt, die vor längerer oder kürzerer Zeit auf Gemeindekosten erbaut wurde, wenn man es nicht vorzieht, auf freiem Dorfplatze zu spielen. Und fragst du, wozu dieß alles, und was werdet ihr spielen? so hörst du, daß zur Feier und Erinnerung an das Leiden Christi die Passion dargestellt werden wird.

Die Charwoche ist aber nicht die einzige Spielzeit. An den Winterabenden führen die Bauern in einem „Stadel" oder auf ihrer Bühne, falls sie eine besitzen, allerhand geistliche und weltliche Trauer- und Lustspiele auf, und nicht bloß in Kärnten begegnet dem Reisenden solches; auch in der Steiermark und im Salzkammergute und in Tirol hat das Volk Lust am Bühnenspiele, und es finden sich förmliche ländliche Spielbanden, welche im Winter durch die Thäler ziehen, und gegen Gaben an Getreide und Speck zeigen, was für dramatischen Vorrath sie führen.

Diese Neigung des Volkes im südöstlichen Deutschland zum Schauspiel muß einigermaßen verwundern. Dies Volk hat allerdings seine Schnaderhüpfel, seine Liedel beim „fensteln" und „brenteln", seine Reimsprüche, es juchgazt und jodelt; aber im übrigen hat es nicht das geistig Offene und Regsame, was man in andern Gegenden Deutschlands findet. Es ist ein sehr zähes Geschlecht, ein Stamm, dem schwer beizukommen ist, und den man, bringt man ihn von der Stelle, doch nur bis auf eine kleine Strecke mit fortführen kann. Dann bleibt er stehen, und erklärt hartnäkig, bis hieher und nicht weiter. Das deutsche Wesen hat sich fast versteinert an seine südostdeutschen Grenzwälle gesetzt, und lagert starr den beweglichen Italienern, Südslaven und Magyaren gegenüber. Das kann man namentlich von Steiermark sagen.

Wie kommt es nun, daß gerade hier sich die dramatische Selbstthätigkeit erhielt, die im Landvolke des übrigen Deutschlands mit wenig Ausnahmen verschwand, wenn sie überhaupt jemals in dasselbe hinuntergriff? Die Zähigkeit des inneröstereichischen Deutschen wird dieses Festhalten am Althergebrachten allenfalls denken können; als letzten Grund müssen wir aber eine besondere dramatische Anlage in diesem Stamme annehmen, die ich nicht zu erklären weis, wenigstens nicht in Einklang mit seiner übrigen Ausstattnng zu bringen vermag. Bis jetzt hat sich auch kein höherer Gewinn für die dramatische Dichtung und Kunst daraus entwickelt.

Merkwürdig und des forschenden Blickes werth sind die Spiele aber unter allen Bedingungen. Dem Inhalte nach theilen sie sich in ein geistliches nnd ein weltliches Lager, zu jenem giebt die biblische Geschichte und die Legende, zu diesem die Profangeschichte in ganzem Umfange die Stoffe. Erscheinungen der altrömischen Welt, hervorragende Theile der Landesgeschichte, wie die Huldigung der alten kärntnerischen Herzoge auf dem Zollfelde, die Heldenthaten Anderles von Rien im Tirolerkampfe 1809, ferner seltsame Begebenheiten überhaupt, wie der sächsische Prinzenraub durch Kunz v. Kaufungen, gehen nebst Ritter- und Räuberstücken und Possen znm Theil localer Färbung über die Bretter der Dorfgemeinde.

So verschieden als der Inhalt, ist die Zeit der Entstehung dieser Spiele.

Ich habe in meinem Buche „Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland nnd Schlesien (Graz 1853) ein Paar Weihnachtsspiele aus Steiermark mitgetheilt, welche in ihrer gegenwärtigen Gestalt entweder ganz oder theilweise mehrere Jahrhunderte zurückgehen. Andere geistliche Spiele, namentlich der Passionszeit, verrathen nun einem kundigen Auge die Ansätze, wo die Pfeiler nnd Wölbungen des alten Baues aufstiegen. Diese Stücke haben begreiflicher Weise mancherlei Umarbeitungen erfahren, so daß nur selten die älteste Anlage erhalten blieb, die in einigen von ihnen bereits dem 15. Jahrhundert gehören mag. Die Kämpfe der Reformation und Gegenreformation konnten nicht spurlos an ihnen vorübergleiten; viele sind damals untergegangen, die erhaltenen wurden umgearbeitet und ganz neue in Form und Inhalt schlossen sich an, welche im Geiste der katholischen Dichtnng des 17. Jahrhunderts gehalten waren. Das 18. Jahr-

Digitized by Google

hundert fügte diesem Spielschatze die Ritter- und Räuberstücke hinzu, und auch das gegenwärtige Jahrhundert gab neuen Stoff und neue Form. Es wäre Thorheit, dem Volke eine literargeschichtliche Theilnahme an der alterthümlichen Fassung mancher dieser Spiele zuzumuthen; wird also das „Protokoll" oder „Exemplar", wie die Handschrift heißt, einem geistlichen Herrn oder einem Meßner oder Studenten zur Erneuerung übergeben, so können wir es wohl für uns bedauern, müssen es aber begreiflich finden. Leider erhält aber die spiellustige Gemeinde selten etwas gutes Neues für das schlechte Alte.

Je lebendiger die Spiellust in einer Gegend ist, um so weniger wird man auf die Erhaltung der alten Stücke rechnen dürfen. Ich habe daher bis jetzt nur aus der Obersteiermark, wo die theatralische Neigung abstirbt, und nicht aus dem lebendigeren Kärnten reinere Reste des alten Volksspiels erlangt. Das Vordernberger Weihnachtsspiel, das ich in dem erwähnten Buche pag. 134—170 herausgab, und welches den alten Zuschnitt auf's treueste bewahrte, ist seit längerer Zeit nicht mehr aufgeführt worden.

Schon dadurch zeigt sich dasselbe als Rest vergangener Dichtungsart, daß ihm die Eintheilung in Acte und Scenen fehlt. Das kirchliche, der Liturgie entsprossene Drama kannte diese Abgrenzungen nicht; das volksmäßige deutsche Spiel war gemeinhin zu kurz, um derselben zu bedürfen; wuchs es zu längerem Umfange an, so glitten die einzelnen Begebenheiten wie Bilder eines Schattenspieles vorüber, stellten sich aber nicht in künstlerischer Anordnung zusammen. Von Plautus und Terenz lernten unsere Schauspieldichter die äußere Vertheilung; in den Schuldramen beginnt also die Act- und Scenenordnung zuerst. Freilich kostete es Mühe, daß dieselbe geschickt angewandt wurde, und man darf sich nicht wundern, daß in dem „hübschen naiven Spiel von Josefen" (Zürch 1540), das auf zwei Tage zu spielen ist, die Aufgabe des ersten Tages mitten im dritten Acte aufhört.

Ist dieses Vordernberger Weihnachtsspiel auch nicht in Acte getheilt, so hat es doch seine in der heiligen Geschichte gegebenen Abtheilungen: Die Verkündigung, die Geburt mit der Anbetung der Hirten und das Herodesspiel. So spiegelt es den ganzen kirchlichen Weihnachtcyklus in sich ab, und wie dieser in natürlichster Weise sich durchflicht, so führt auch das kirchliche Drama eng Zusammenhängendes und tief Begründetes hintereinander auf. Kunstreiche und spannende Verwickelung ist dem alten Schauspiele fremd; es will durch einfache und große Thaten wirken, die, wenn auch längst bekannt, doch jedesmal neu und frisch die Zuschauer, welche nicht überreizt und übersättigt sind, ergreifen.

Das alte Schauspiel ist durchaus musikalisch. Es entsprang der Liturgie und war eben nur ein umfangreicheres Officium; daher wurden alle Rollen gesungen, und selbst die Anordnungen äußerer Art, wie die Herrichtung des Schauplatzes, sind in den Handschriften mit Notenzeichen versehen, weil sie dem zuhörenden Volke vorgesungen wurden. Als das Drama sich weiter entwickelte und die Hallen der Kirche verließ, überwog der musikalische Charakter noch lange. Verloren hat er sich aus dieser Gattung niemals, und das erwähnte Vordernberger Weihnachtsspiel hat zum Beweise seines alten Herkommens Lieder als Einleitungen und Uebergänge der einzelnen Begebenheiten, die es vorüberführt. Andere Reste des geistlichen Dramas, welche uns erhalten sind, werden noch heute von Anfang bis zu Ende gesungen, und heißen darum Lieder im Volke.

Unser Weihnachtsspiel hat Prolog und Epilog. Beide sind dem kirchlichen Drama nicht von Alters eigenthümlich, das nur Ansätze dazu in den Rollen des Engels und des Chor's besitzt. Sie entstanden durch den Einfluß des classischen Dramas, andererseits scheint auch das weltliche Volksspiel sehr früh seine Ein- und Ausreden gehabt zu haben.

Im 15. Jahrhundert finden sich Prolog und Epilog sowohl im geistlichen als im weltlichen Spiele. Der Engel, der Einschreier, der Vorläufer oder Präcursor, der Herold, der Marschall, der Hofmeister, der Narr sprechen diese Einleitungen, welche das Gebet der Stille, die segnende Begrüßung der Zuhörer, und eine kurze Inhaltsangabe enthalten, während der Ausschreier oder Urlaubnehmer und der Herold Dank, Abschied, Segen und moralische wie unmoralische Betrachtungen vortragen. Zuweilen wird eine Person des Spiels mit dem Pro- oder Epilog betraut, und diese ist auch in der Vordernberger Weihnachtscomödie der Fall.

Weit weniger als dieses hat ein anderes obersteirisches geistliches Volksdrama, das Paradiesspiel, den alten Character bewahrt; es gilt dieß namentlich von Sprache und Versbau. Der zweite Theil, ein Spiel vom guten Hirten, hat sogar mit Ausnahme des Schlusses eine sehr bedeutende Umarbeitung erfahren. Trotz allen dem ist es in literargeschichtlicher Hinsicht sehr anziehend, und fußt augenscheinlich in einem geistlichen Spiele etwa des 15. Jahrhunderts, das in genauester Beziehung zu erhaltenen deutschen, niederländischen und französischen Dramen stand, welche den Sündenfall und die Erlösung behandeln. Ich habe dieses Paradiesspiel in meinen Weihnachtsspielen bekannt gemacht (p. 303 — 371).

Merkwürdig stellt sich neben diesen letzten Sprossen des geistlichen mittelalterlichen Drama's ein Schößling des losen weltlichen Spiels, indessen so, daß es sich an ein kirchliches Fest und eine heilige Persönlichkeit angeklammert hat. Es ist ein Nicolausspiel, das zu Flirsch in Stanzerthal in Tirol am Nicolaitage (6. December 1850) nach längerer Unterbrechung wieder aufgeführt wurde, und über das in der Zeitschrift „Phoenix v. Wildauer und

Digitized by Google

Zingerle" (Innsbruck 1851, Nr. 27 und 28) eine Nachricht gegeben ist.

In diesem Tiroler Nicolausspiele haben sich Bruchstücke und letzte Reste mehrerer Fastnachtspiele aneinander gereiht, und lose und leichtfertig die legendarisch-volksthümliche Nikolausscene eingefaßt. Zuerst tritt der Stubenkehrer auf, um vor den großen Herren, welche erscheinen sollen, zu fegen; nach ihm erscheinen Courière und Herold, welche das Argument hersagen; weiterhin tritt der Platzräumer als solche einleitende Persönlichkeit auf. — Die erste Einlage ist der Rest eines Spieles vam guten Hirten; freilich hat die Zeit hier gewaltig geändert: ein sentimentales Schäferpaar tritt auf, statt der Seele und dem guten Hirten; die Wuth des hällischen Jägers gegen das Paar ist nicht mehr recht begründet, und der Engel, welcher den Teufel vertreibt, ist ohne Beziehung zu der Schäferin. — Nachdem des Nikolaus Gesellen, die Klaubaufs, zum Schrecken und zur Lust der Kinder in der Stube herumgesprungen sind, und der Platzräumer Raum geschafft hat, folgt ein Gespräch zwischen einem alten und einem jungen Einsiedler, das man eben so wenig wie die sehr profanen Travestierungen kirchlicher Gebete und Gebräuche bei dem ganzen Aufzuge in dem Tiroler Lande suchen würde. Gleich daran reiht sich ein Türkenspiel, worin der heilige Nicolaus auftritt.

Prinz Soliman ist seiner Heimat entflohen, um sich van dem Bischof taufen zu lassen; dieser ist dazu bereit, schickt ihn aber voraus, da er hier noch zu thun habe. Der Heilige prüft also jetzt die Kinder und vertheilt an sie Aepfel. Nach seinem Abgange eilen ein türkischer Gesandter und ein Reiter auf gemaltem Esel herein, welche den Prinzen verfolgen. Abgeißene Scenen ohne allen Zusammenhang mit dem h. Nicolaus, ohne Verbindung unter sich, schließen sich an. Zuerst ein Streit zwischen einem Bauer und seiner Einquartierung; dann ein Handel zwischen einem Durer und dem Jäger wegen Wilddieberei; der Hauptmann des Jägers und der Hauswurst spielen mit. Dann folgen echte Figuren der mittelalterlichen Comik in Quaksalbern und Kaufleuten; ein Zillerthaler Oelträger preist seine Oele und Geister (Spiritus) für allerhand Krankheiten, namentlich der Weiber, und Hanswurst begleitet ihn mit wüsten Bemerkungen. Ein Doktar und ein wälscher Trödler wiederhohlen im Grunde nur den Oelträger. Den Beschluß macht eine Lanigerfamilie, ein Scheerenschleifer und Hausiergesindel. Nach alter Fastnachtsart wird dann zum Tanze aufgepfiffen, und wild lärmend eilt die Spielbande dann zum nächsten Hause, wo die Scenen von vorne beginnen. Die Weiberrollen werden auch nach alter Weise von verkleideten Burschen gegeben. Da hätten wir alle Fastnachtlust erhalten, die in den December, in die Adventе gerathen ist. (Schluß folgt.)

Duft und Farbe der Blumen.

I.

(Schluß.)

In den Zellen aller Blätter und grüngefärbten Pflanzentheile, besonders in denjenigen, welche der von der Luft berührten Oberfläche am nächsten liegen, bemerkt man Kügelchen von grüner Farbe, welche bald einzeln, bald in dichten Massen oder zu größern Klumpen zusammengeballt in dem vollkommen farblosen Zellsafte schwimmen. Auch die Membranen der Zellen pflegen in der Regel farblos zu sein, selten besitzen sie eine schwach grünlichgelbe Farbe, sind aber innen durchsichtig, während die grünen Farbkügelchen das Licht entweder gar nicht oder nur unvollkommen durchscheinen lassen. Man nennt diese grünen Farbkügelchen in der Wissenschaft „Blattgrün" oder mit einem der griechischen Sprache entlehnten Worte „Chlorophyll". Dieser Farbstoff ist ein höchst merkwürdiger Körper. Im aufgelösten Zustande kommt das Blattgrün niemals in der lebenden Pflanze vor, sondern stets in festem, entweder in Form von Körnchen oder Kügelchen, wie gewöhnlich, aber, wie selten, in Form von bandartigen Streifen. Die Chlorophyllkörner sind bald durch und durch dicht, bald hohl. In ersterm Falle bestehen sie nicht gänzlich aus Chlorophyll, sondern enthalten in ihrem Innern ein Klümpchen von Stärkmehl oder auch von Wachs, so daß der grüne Farbstaff nur die Schale oder Rinde des Körnchens bildet. Eine solche Beschaffenheit besitzen die Clarophyllkörner der meisten Blätter, und hier pflegt fast stets ein Klümpchen van weißem Wachs in jedem Chlorophyllkoen vorhanden zu sein. Ganz anders beschaffen sind die hohlen Chlorophyllkörnchen, welche sich vorzüglich bei unvollkammenen Gewächsen, bei Moosen, im Stengel der Schachtelhalme, ganz besonders aber in den in stehenden Wässern so ungemein häufig vorkammenden, als grüner Schlamm oder grüne Fadengeflechte erscheinenden Algen finden. Die Chlorophyllkörnchen sind nämlich Bläschen mit einer ungemein zarten, vollkommen farblosen Membran, an deren Innenwandung der grüne Farbstoff einen bald nur sehr dünnen, bald dickern Ueberzug bildet. Man hat beobachtet, daß solche Chlorophyllbläschen sich allmälig in wirkliche Zellen verwandelt haben, und betrachtet daher mit Recht die Chlorophyllbläschen als die Uranfänge von Zellen, als Zellenkeime. Sowohl in den Chlorophyllbläschen als in den Chlorophyllkörnern besteht nun eben die grüne Schicht niemals aus dem grünen Farbstoffe allein, sondern dieser ist stets mit einem weißen Wachs vermengt, dem der eigentliche grüne Farbstoff anklebt. Letzterer erzeugt sich in der Pflanze nur unter der Einwirkung des Lichts. Daher sind nur solche Pflanzen grün gefärbt, welche im Lichte wachsen; alle im Dunkeln vegetirenden Pflanzen besitzen eine bleiche oder bräunliche Farbe. Einen Beweis

Digitized by Google

dafür, daß ſich der grüne Farbſtoff des Chlorophylls nur im Lichte erzeugt, bietet eine ſehr bekannte Erſcheinung dar, welche die Leſer oft beobachtet haben werden. Die im Keller aufbewahrten Kartoffeln pflegen nämlich im Frühling häufig lange, fadenförmige Stengel aus ihren „Augen" d. h. Knospen zu treiben, welche eine bleiche, gelblichweiße Farbe haben. Wenn dieſe Ausläufer zufällig ans Licht kommen, z. B., wie es häufig geſchieht, zu den Kellerfenſtern herauswachſen, ſo färben ſie ſich in ſehr kurzer Zeit grün. Das Chlorophyll iſt in den Zellen dieſer Kartoffelausläufer bereits vorhanden, nur noch nicht entwickelt, weil es an dem dazu unumgänglich nöthigen Lichte gefehlt hat. Aus letzterm Grunde ſind auch oft die im „Herzen" der Kohl- und Salatköpfe befindlichen Blätter immer gelblich oder bleich, niemals aber grün gefärbt, und ſieht man ein Stückchen eines ſolchen Herzblattes unter dem Microſcope an, ſo gewahrt man, daß die Chlorophyllkörner gelblich gefärbt ſind. Dieſelben nehmen jedoch, weil man zu der microſcopiſchen Beobachtung Licht braucht, noch während derſelben die grüne Farbe an. Je intenſiver das Licht iſt, in welchem die Pflanze wächſt, deſto dunkler pflegt in der Regel der grüne Farbſtoff und deſto dunkelgrüner daher auch das Laub zu ſein. Deshalb beſitzen die meiſten Pflanzen der heißen Zone und ſchon Südeuropas, wo das Sonnen- und folglich auch das Tageslicht viel heller iſt als in unſern nordiſchen Gegenden, ein dunkleres, ſaftigeres Grün als das unſerer Gewächſe. Aus eben demſelben Grunde wird bei uns das helle Grün des jungen Laubes, welches im Frühlinge unſern Augen ſo wohlthut, allmälig immer dunkler, indem die Tage immer länger werden, die Sonne immer höher ſteigt, und daher die Einwirkung des Lichts eine immer länger andauernde und intenſivere wird. Der grüne Farbſtoff des Chlorophylls zerſetzt ſich aber auch in manchen Fällen ſehr leicht unter dem Einfluſſe des Lichts. Dies gilt ganz beſonders von dem künſtlich dargeſtellten Chlorophyll. Man kann nämlich das Blattgrün ſehr leicht aus den Pflanzen ausziehen und als wirklichen Farbſtoff gewinnen, wenn man junge Blätter oder überhaupt grüne ſaftige Pflanzentheile zerquetſcht und mit Weingeiſt oder Aether übergießt. Man erhält dann eine Tinctur, die bei auffallendem Lichte grasgrün, bei durchſcheinendem dagegen merkwürdigerweiſe burgunderroth gefärbt erſcheint. Läßt man dieſe Tinctur in einer Schale über dem Feuer verdunſten, ſo hinterläßt ſie eine ſaftige grüne Maſſe, das Blattgrün, welche in Aether, in fetten und ätheriſchen Oelen auflöslich iſt, vom Waſſer dagegen nicht aufgelöſt wird. Die Auflöſung dieſer grünen Maſſe iſt ebenfalls grün, verliert aber, dem Sonnenlichte ausgeſetzt, die grüne Farbe binnen kurzem und wird farblos. Solche Entfärbungen des Chlorophylls durch die Einwirkung intenſiven Lichts ſcheinen auch in der Natur nicht ſelten vorzukommen. Noch häufiger aber wird eine Veränderung oder Zerſetzung des grünen Farbſtoffs durch andere Urſachen in der lebenden Pflanze herbeigeführt, beſonders dadurch, wie es ſcheint, daß das Chlorophyll mit Säuren und andern kräftig wirkenden Stoffen zuſammenkommt, welche in den Zellen zu beſtimmten Zeiten des Pflanzenlebens zur Entwickelung gelangen. Infolge davon zerfällt der grüne Farbſtoff in einen gelben und rothen, häufig auch noch in einen ſchwärzlichen Farbſtoff. Auf dieſer Zerſetzung und Umwandlung des Chlorophylls beruht die gelbe, rothe und ſchwärzliche Färbung der Blätter im Herbſte, ferner die gelbe und rothe Färbung der Schalen reifer Aepfel, Birnen und anderer im unreifen Zuſtande grün ausſehender Früchte und wahrſcheinlich auch die Umwandlung der blaßgrünen in den jungen, grünlichen Blumenblättern enthaltenen Chlorophyllkörner in die farbigen Kügelchen und Säfte, welche die bunten Farben der Blumen hervorbringen.

Kehren wir nach dieſer Abſchweifung wieder zu den Farben der Blumen zurück.

Aus Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd."

(Ein zweites Artikel folgt.)

Notizen.

— Im Atelier des hochbegabten Künſtlers Herrn Hans Gaßer in Wien iſt das Modell zur Wieland-Statue der Vollendung nahe. Dasſelbe dürfte demnächſt nach München geſchickt werden, wo es in der kön. Gießerei in Erz ausgeführt wird. Auch eine heilige Maria mit dem Jeſukinde, eine etwas über Lebensgröße in Sandſtein ausgeführte Statue, naht ſich der Vollendung. Den Auftrag erhielt der Bildhauer von Ihrer Durchlaucht der kunſtliebenden Fürſtin Bertha Schwarzenberg. Die Statue, von reiner, einfacher Schönheit, iſt für eine Schloßcapelle in Böhmen beſtimmt.

— Erhaltener Einladung zufolge wird der kölner Männer-Geſang-Verein auch in dieſem Sommer wieder eine Fahrt nach London unternehmen. Ein beſonders vortheilhafter Contract ſoll mit dem vorigen Unternehmer Hrn. Mitchell bereits abgeſchloſſen ſein; die Reiſe ſelbſt wird Mitte Mai vor ſich gehen und etwa vier Wochen dauern. Im Intereſſe der deutſchen Kunſt können wir uns über den Beweis von Anerkennung, der in dieſer wiederholten Einladung liegt, natürlich nur freuen. Um ſo mehr aber wünſchen wir, daß der kölner Verein nicht dieſelbe Erfahrung in England machen möge wie das deutſche Theater im vorigen Sommer. Das zweite Erſcheinen iſt überall ein anderes als das erſte, am meiſten aber in London, wo bekanntlich die Kunſt lediglich Sache der Mode und der Patronage iſt. Auch hat der kölner Verein bei ſeinem erſten Beſuche des Ruhms und der Ehre ſo viel geerntet, daß es kaum möglich ſein wird, den damaligen Erfolg noch zu überbieten. Ein zweites Auftreten aber, deſſen Erfolg nicht denjenigen des erſten noch übertrifft, iſt in den Augen der Maſſe immer ſchon eine halbe Niederlage.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 40. Klagenfurt, Sonnabend, den 20. Mai. 1854.

Die Bauernspiele in Inner-Oesterreich.

(Aus K. Gödeke's deutscher Wochenschrift 1854, 5. Heft.)

(Schluß.)

Es sind freilich verhältnißmäßig geringe Reste, die von der alten dramatischen Lust des Volkes in unsere Tage gekommen sind; indessen genügen sie, um zur Vergleichung mit der sonstigen dramatischen Literatur jener Zeiten benützt werden zu können. Reichlicher ist unter diesen Volksspielen die Restaurationszeit vertreten, und so erhalten wir durch sie Beiträge für die Erkenntniß jener katholischen Dichtungsart des 17. Jahrhunderts, welche in unserer Literaturgeschichte nur durch Friedrich von Spee vertreten wird, die aber in Süddeutschland und am ganzen Rhein sehr zahlreiche Pflege gefunden zu haben scheint. Namentlich war es das geistliche Drama, das von diesem Poeten gerne behandelt wurde. In meinen Weihnachtspielen habe ich Proben hieher gehöriger baierischer Komödien gegeben, und neuerdings sind durch Dr. Rein in Crefeld Spiele aus Uerdingen am Niederrhein bekannt gemacht worden, welche sich ebenfalls zu dieser Gattung stellen. Während sich in den protestantischen Ländern das Volksdrama immer mehr in eine Schulkomödie wandelte, und diese Schuldramen mit dem großen Strome der Literatur gingen, bleibt in den katholischen Gegenden die Verbindung mit dem Volke enger. Die Form ist zwar nicht mehr die alte, allein der Vers entzieht sich der von Opitz gefundenen Regel noch gerne; beliebt sind auch die einfacheren strophischen Verbindungen mit überschlagenden Reimen, im ganzen Ton ist etwas Weiches, womit spielende Allegorie und tändelnde Süßlichkeit eine seltsame Verbindung eingehen, die Sprache wenigstens der süddeutschen Stücke ist stark mundartlich gefärbt. Dichterische Begabung tritt in diesen Sachen im schwachen Maße hervor; man sieht auch hier, daß sich das geistige Leben der Nation andern Bahnen zugekehrt hatte.

Auch die Dorfbühnen Steiermarks und Kärntens wurden von diesen Dichtern, welche meist dem geistlichen Stande angehören mochten, bedacht, und ihre Erzeugnisse haben sich nach manchem Schnitt- und Flickwerk späterer Hand noch hie und da erhalten. Ein Passionsspiel von Lieſing im Lesachthale in Oberkärnten mag uns manches daraus belegen. Es wurde nach längerer Ruhe 1852 wieder aufgeführt, zerfällt in dreißig Auftritte und hat sechsundfünfzig Personen. Die Handlung geht auf einer in drei Scenen getheilten Bühne vor sich; vor den durch Vorhänge gedeckten Scenen befindet sich noch eine Vorbühne. Es scheint sich in dieser Nebenordnung dreier Schauplätze die Erinnerung an die alte dreifache Ueberordnung der Bühne, nämlich Hölle, Erde und Paradies erhalten zu haben, und wenn im Anfange die Teufel in der ersten, die Juden in der zweiten, Christus mit den Seinen in der dritten Scene auftreten, so wird man in dieser Meinung bestärkt. Bald jedoch tritt Verwierung ein, und die Teufel spielen auch auf dem dritten Schauplatze. Uebrigens hat sich auch bei der Aufführung des Paradiesspieles in Obersteiermark die Erinnerung an die alte geistliche Trennung der himmlischen von den irdischen Wettern erhalten.

Das Lieſinger Passionsspiel hebt an mit einem Prolog aus fünf überschlagend gereimten Strofen, der mit den alten Einreden nur entfernte Verwandtschaft zeigt und nicht zu den bessern Theilen des Stückes gehört. Ein kurzes Spiel vom guten Hirten schließt sich an, über das ich schon in meinen Weihnachtspielen (pag. 372) Einiges gesagt habe; es ist die paeabolische Einleitung der Passion. Im raschen Dialog sind die Verse gewöhnlich paarweise gereimt, während bei längerem Reden der Einzelnen sich bald überschlagend reimende Strofen einstellen. Die Passion selbst wird im Ganzen nach den Evangelien dargestellt; einzelnes Bemerkenswerthe will ich hervorheben.

Scenen aus dem Handel gehörten zu den beliebtern Stoffen des kurzen Volkspiels; entweder suchte man dabei seinen Witz an den Waaren auszulassen, oder die Münzen, mit denen die Käufer zahlten, wurden bemäkelt. Das Letztere kann das Fastnachtspiel von Hasen (Keller'sche Sammlung Nr. 35) belegen, für Ersteres sind die Beispiele sehr zahlreich. Auch in die Passionsspiele ging beides hinüber; der Kaufmann fand seine Stelle durch die Spezereien, die zum Salben nöthig waren, das Bemäkeln des Geldes knüpfte sich an die Verschacherung Christi durch Judas. Der Erzscheim muß seinen Geiz noch besonders daran zeigen, daß er die dreißig Silberlinge sorgfältig untersucht; im Friedberger Passionsspiele (Haupt, Zeitschrift für deutsches Alterthum VII. 349) und in dem Abendmahlspiel der Debs-Kaber'schen Handschrift

Digitized by Google

(A. Pichler, Drama des Mittelalters in Tirol pag. 27) finden ſich Belege. Auch unſere Lieſinger Paſſion hat einen ähnlichen Zug, und ich zweifle nicht, zumal der Anfang ganz zu der Stelle bei Debs-Raber ſtimmt, daß ganz und gar Einſtimmigkeit ſtattfand, und daß erſt in neuerer Zeit das Charakteriſtiſche des geizigen Mäkelns den bloßen Verſicherungen des Judas gewichen iſt.

Der hohe Prieſter beginnt „vergnügt“ die Silberlinge aufzuzählen.

Nimm hin das Geld: eins, zwei und drei,
auf daß der Kauf beſtändig ſei.

Judas: Ob ich zwar ſchlecht bin von Perſon,
werd mich doch zeigen als ein Mann.

Hoher Prieſter: Vier, fünf, ſechs und der ſeind ſieben,
auf daß der Mann uns wird vertrieben.

Judas: Ich werde alſo durch mein Treu
euch weiſen, wer der Judas ſei.

Hoher Prieſter; Und mit den acht und mit den neun
dieß mag ein guter Kauf mir ſein.

Judas: Hochweiſe Herren, mich erfreu,
daß ich anheunt ſo glücklich ſei.

Hoher Prieſter: Zehn, elf, zwölf wol an der Zahl,
dreizehn, vierzehn, du haſt keine Wahl.

Judas: Sie bleiben alſo ohne Sorg,
für dieß ſchon gilt mein Ehrenwort.

Hoher Prieſter: Fünfzehn, ſechszehn, wir ſein dir hold,
ſiebzehn, achtzehn, das iſt dein Sold.

Judas: So lang ich bei der Jüngerſchaar
mein Herz niemahls ſo fröhlich war.

Hoher Prieſter: Neunzehn, zweinzig und zwei; bas acht,
daß es ſein gſcheh bei der Nacht.

Judas: Am Abend noch bei guter Zeit
machen die Kriegsknecht ſich bereit.

Hoher Prieſter: Drei, viere zweinzig und mit dem fünf
ſich zun, daß du ihn irgend finſt.

Judas: Dieß iſt bereit in mein Gewalt
wo er ſich bei der Nacht aufhalt.

Hoher Prieſter: Sechs, ſieben zweinzig und mit den acht,
ſich daß du etwa ait verſchiofſt.

Judas: Der Gewian den ich anheuat gemacht
von meinen Augen treibt den Schlaf.

Hoher Prieſter: Neun und zweinzig und mit den dreißig,
Judas betracht das Geſchäft nur fleißig.

Als eine der guten Stellen des Stückes mögen hier die Verſe ſtehen, die von dem Engel während der Geißelung Chriſti geſprochen werden, die hinter dem Vorhange geſchieht.

O was Schmerzen, o was Plagen
fühlt mein Jeſu, hier dein Herz!
Helft mir weinen helft mir klagen
und erwägen ſeinen Schmerz.
Höret, wie man ihn zerpeitſchet,
daß das Blut von ihm abrinnt
und ſo jammervoll zerfleiſchet
wegen dir a Menſchenkind!
Iſt es möglich, daß auf Erden
jemand leide ſolche Pein!
kann ein Schmerz gefunden werden
welcher dieſem gleich wird ſein?
Was hat Jeſus leids begangen,
daß er muß ſo grauſamlich
an ein Saal gebundner hangen,
wird zerfleiſchet jammerlich.
Hört o Menſchen! eure Sünden
dieſe, dieſe Urſach ſein.
Du, o Sünder thuſt ihn binden
an die Saul mit höchſter Pein.
Sollt er ſich dann nicht beklagen!
was hat er dann leids gethan,
daß du ihn thuſt alſo ſchlagen?
ſieh o Menſch, dein Jeſum an!

Der Vorhang der dritten Scene wird jetzt aufgezogen und vor den Augen der Zuſeher ſetzen die Knechte das Marterwerk fort, während der Engel weitere Bußworte an das Volk richtet.

Der Zug nach Golgatha bewegt ſich nicht bloß auf der Bühne, ſondern auch dieſe hinunter über den Platz der Zuſchauer und dann wieder hinauf. Als Chriſtus auf die Bühne zurückkommt eilt Veronika aus der erſten Scene hervor und trocknet dem Heiland das Antlitz; das Tuch, in dem ſich ſein Geſicht der Legende nach abgedrückt, zeigt ſie dem Volke. Während Chriſtus an das Kreuz geheftet wird, führt der Engel, welcher ſeine alte Rolle als einführende und reflectirende Perſon bewahrt hat, ein Zwiegeſpräch mit dem Sünder, dem Vertreter der Menſchheit, den er in tiefe Zerknirſchung bringt. Sehr ſchön iſt das Auftreten Maria Magdalena's, die zum Kreuze eilt und ſich der Mitſchuld an des Erlöſers Tod anklagt. Sie ſchließt mit den Worten:

Sieh ich bin bereit, ſelbſt in den Tod zu geha,
und alle Grauſamkeit der Marter auszuſtehn,
nur einzig und allein dir Jeſu zu gefallen,
und deinen Tod mit mein, wenns ſein kunt, zu bezalen.

Mit rohen Scheltworten und mit Spott über ihre Liebe zu Jeſu wird ſie von der Schildwache fortgetrieben.

Die Kreuzabnahme und der Leichenzug, wobei Engel

Digitized by Google

und Frauen ein Lied ſingen, ſchließt das Spiel, das des Ergreifenden und Schönen viel in ſich trägt.

Die Paſſionsſpiele ſind aber auch die Glanzpuncte dieſer Volks-Dramen; die Hoheit und tragiſche Gewalt ihres Stoffes hat ſie vor dem Verfalle gerettet, der über die andern dieſer Spiele gekommen iſt. Der verlorne Sohn z. B., wie er im Leſachthal und Möllthal gegeben wird, hat wenig Gutes, und noch weniger Altes, und ſo ſind auch die legendariſchen Stücke. Wahrſcheinlich haben die hiſtoriſchen Spiele keinen höhern Werth; da ich von ihnen bis jetzt nichts als Namen geſehen und gehört habe, kann ich nur dieſe Vermuthung über ſie ausſprechen. ...

Karl Weinhold.

Duft und Farbe der Blumen.

II.

Man kann drei Hauptfarben bei den Blumen unterſcheiden, nämlich Gelb, Roth und Blau. Alle drei ſind ungemein veränderlich und gehen ſehr leicht ineinander über. Und zwar hat man beobachtet, daß ſolche Uebergänge und Verwandlungen am häufigſten und ſchnellſten durch Säuren und durch Weingeiſt hervorgebracht werden. So verwandelt ſich das Blumenblau durch Säuren gewöhnlich erſt in Violet, dann in Roth, durch Weingeiſt erſt in Grün, dann in Gelb; die gelben Blumen dagegen werden durch Säuren meiſt ſchön roth; bei Anwendung von Weingeiſt geht dieſe rothe Farbe allmälig wieder durch Violet, Blau und Grün in Gelb zurück. Auflöſungen und Dämpfe von alkaliſcher Beſchaffenheit (z. B. von Kochſalz, Soda, Natron u. ſ. w.) wirken ähnlich wie Weingeiſt. So verwandelt ſich das Blau der Glockenblumen unſerer Wieſen ſehr bald in Grün, wenn man dieſe Blumen einem ſtarken Tabacksrauche ausſetzt. Im Tabacksrauche ſind nämlich alkaliſche Salze enthalten. Auf ſolchen Einwirkungen von Säuren und Alkalien beruht wahrſcheinlich auch die Farbenverwandlung, welche manche Blumen erleiden, je älter ſie werden. Eins der bekannteſten Beiſpiele bieten die Blumen des Lungenkrautes (Pulmonaria officinalis) dar, welche unſere Laubgehölze im erſten Frühlinge ſchmücken. Dieſelben ſind anfangs hellroth; ſpäter werden ſie violet, zuletzt blau und man findet ſehr häufig Exemplare, an denen Blumen von allen drei Farben vorhanden ſind. Ganz dieſelbe Farbenverwandlung beobachtet man an den Blumen des gemeinen Natterkopfs (Echium vulgare). Auch das Vergißmeinnicht hat zuerſt hellrothe und erſt ſpäter himmelblaue Blumen. Selten ſcheint eine ſolche Farbenverwandlung Folge der Einwirkung des Lichtes und der Wärme zu ſein. Ein merkwürdiges Beiſpiel hiefür bieten die Blumen eines oſtindiſchen Baumes dar, den man bereits in den wärmſten Gegenden Südeuropas hie und da zur Zierde angepflanzt findet (z. B. um Malaga), nämlich des Hibiscus mutabilis. Die ſehr großen, hinſichtlich ihrer Form an unſere Gartenmalven erinnernden Blumen dieſes ſchönen Baumes blühen blos einen einzigen Tag. Sie öffnen ſich in den erſten Morgenſtunden und ſind dann weiß. Später werden ſie allmälig röthlich, ſo daß ſie um Mittag roſenroth gefärbt erſcheinen. Je weiter der Tag vorrückt, je heller alſo die Beleuchtung wird und je höher ſich die Temperatur ſteigert, deſto intenſiver geſtaltet ſich die Röthung der Blumen, ſo daß letztere gegen Abend endlich eine völlig purpurrothe Farbe erlangen. Nach Sonnenuntergang ſchließen ſie ſich, verwelken und fallen ſpäter ab. Die Spanier haben dieſer ſchönen und merkwürdigen Blume den poetiſchen Namen „Flor de la vida" (Blume des Lebens) gegeben.

Nicht alle Blumen ſind einfach gefärbt, ſondern viele beſitzen mehrere Farben, ja es gibt nicht wenige von ganz buntſcheckigem Ausſehen. Auch bei dieſen Blumen rührt die Farbe von verſchiedengefärbten Flüſſigkeiten oder feſten Körperchen her, welche in den Zellen aufgehäuft ſind, und es iſt hiebei auch noch merkwürdig, daß die verſchiedenen Farbſtoffe, namentlich die flüſſigen, ſich nicht miteinander vermiſchen. Es iſt dies deshalb merkwürdig, weil die Zellenmembran von Flüſſigkeiten ſehr leicht durchdrungen wird und daher zwei nebeneinanderliegende Zellen ihren flüſſigen Inhalt einander mitzutheilen pflegen. Trotz dieſer Eigenthümlichkeit der Zellenmembran, auf welcher, wie ich den Leſern vielleicht ein andersmal erzählen werde, die Ernährung der Pflanzen zum großen Theile beruht, bemerken wir in den buntgefärbten Blumen Zellen mit flüſſigen rothen, blauen, gelben Farbſtoffen hart nebeneinander, ohne daß dieſe blos durch die zarten Wandungen der Zellen getrennten Flüſſigkeiten ſich untereinandermiſchen. Auf unbekannten Urſachen beruht auch die häufig höchſt regelvolle Vertheilung der verſchiedenen Farbſtoffe im Gewebe der Blumenblätter, aus welchen oft ſo höchſt zierliche Zeichnungen entſpringen. Ich erinnere nur an die Blumen der beliebten Gartengeranien (richtiger Pelargonien), deren ſchön gefärbte Blumen meiſt gezeichnet ſind oder an die niedlichen Zeichnungen in den Blumen unſerer einheimiſchen Orchideen, den ſogenannten „Kukuksblumen", welche die Wieſen im Mai ſo angenehm ſchmücken. Nicht ſelten lehrt die mikroſkopiſche Unterſuchung, daß die Zeichnung genau dem Verlaufe der „Gefäßbündel" entſpricht, indem die farbigen Zellen die Gefäßbündel begleiten, oder wohl gar, daß ſie durch letztere ſelbſt hervorgebracht wird. Ich bin hier eine Erklärung des eben gebrauchten Kunſtausdrucks ſchuldig. „Gefäßbündel" nennt man cylindriſche, ſich vielfach verzweigende Stränge von langen Röhren und eigenthümlich geformten Zellen, welche das Zellgewebe der Pflanzen in beſtimmten Richtungen durchziehen und, wie es ſcheint, bei der Ernährung der Pflanzen eine große Rolle ſpielen.

Diese Gefäßbündel verästeln sich namentlich in den Blättern auf das mannichfachste und zwar stets in bestimmter, höchst regelvoller Weise. Sie erscheinen hier dem bloßen Auge als helle Linien oder Streifen, wenn man das Blatt gegen das Licht hält, welche häufig ein förmliches Netz bilden. Nicht selten gibt sich ihr Verlauf auf der obern Seite der Blätter durch vertiefte Linien, auf der untern durch erhabene Leisten zu erkennen. In den Blumen pflegen die Gefäßbündel weniger zahlreich zu sein. Dieselben Ursachen, welche die bunten Farben der Blumen hervorbringen, liegen auch der bunten Färbung vieler Blätter zu Grunde. Der einfachste und am häufigsten vorkommende Fall ist der, daß die untere, dem Boden zugekehrte Seite des Blattes roth gefärbt erscheint. Oft sind bloß die den Gefäßbündeln benachbarten Stellen roth, die andern grün. Die weißen und gelben Flecken, Streifen und Zeichnungen, welche die Blätter mancher Gartenzierpflanzen, zum Theil auch die mancher wildwachsenden Pflanzen besitzen, rühren theils von einem gelben, festen Farbstoffe her, wie z. B. in dem Bandgrase, theils, wie z. B. bei der Milch- oder Mariendistel, davon, daß sie die zarte aus Zellen mit farblosen Säften bestehende Oberhaut, welche alle Blätter auf beiden Seiten umkleidet, an bestimmten Stellen von dem darunterliegenden, mit Chlorophyll erfüllten Zellgewebe ablöst. Die dazwischentretende zarte Luftschicht erscheint dann als silberglänzender Fleck.

Aber woher kommt der Sammetglanz mancher Blumen? Dieser Glanz ist eine rein optische Erscheinung, indem er blos durch die Zurückwerfung und Brechung der Lichtstrahlen von gekrümmten Flächen hervorgebracht wird. Bei allen mit Sammetglanz begabten Blumen ragen nämlich die Zellen der äußersten, unmittelbar von der Luft berührten Schicht blasenförmig oder auch in der Form abgerundeter Kegel über die Oberfläche der Blumen hervor. Diese Zellen pflegen ungemein zart zu sein, sie enthalten stets eine farblose Flüssigkeit und ihre Membranen sind durchsichtig und glänzend wie Krystallglas. Die Lichtstrahlen werden nun theils von diesen converen und glatten, unendlich kleinen Hervorragungen zurückgeworfen, theils erleiden sie bei dem Durchgange durch die gekrümmten, glasartigen Zellenmembranen eine Brechung, und da die gebrochenen und zurückgeworfenen Lichtstrahlen ebenfalls unendlich klein sind, so entsteht ein flimmernder Glanz, der dem bloßen Auge als Sammetglanz erscheint. In ausgezeichneter Weise lassen einen solchen Sammetglanz die violetten und purpurrothen Blumen erkennen, wie z. B. die Pensees oder Gartenstiefmütterchen, die Schwertlilien, die Georginen u. A.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Gerüche, welche viele Blumen aushauchen. Die Mehrzahl derselben rührt von dem Verduften ätherischer Oele her. Aetherische Oele nennt man bekanntlich diejenigen aus dem Pflanzenreich stammenden Oele, welche sich in der Luft verflüchtigen und daher keinen Fettfleck machen und einen starken Geruch und scharfen Geschmack besitzen. Bekannte ätherische Oele sind das Citronenöl, Zimmetöl, Nelkenöl, Rosenöl, Bergamottenöl, Terpentinöl ꝛc. Die ätherischen Oele werden während des Ernährungsprocesses der Pflanzen, so zusagen während der Verdauung, ausgeschieden, und befinden sich in bestimmten Zellengruppen, welche entweder in den tiefern Gewebschichten des Pflanzenkörpers, oder wie gewöhnlich an dessen Oberfläche liegen und von den Botanikern den Namen „Oeldrüsen" erhalten haben. Diese Oeldrüsen sind bald in das oberflächliche Zellgewebe eingesenkt, bald sitzen sie unter der Form kleiner Knöpfchen auf kurzen gegliederten Stielchen auf der Oberfläche des Pflanzenkörpers (Drüsenhaare.) Solche eingesenkte und gestielte Oeldrüsen kommen besonders häufig an den Blättern, an den jungen Zweigen, an den Blütenstielen und dem Kelche (der äußersten Blumenhülle) vor. Die eingesenkten Oeldrüsen erscheinen, wenn das Licht durch sie hindurchscheint, als helle gelbliche Puncte. Blätter mit eingesenkten Oeldrüsen sehen daher, wenn man sie gegen das Licht hält, aus, als wären sie mit Nadeln durchstochen, z. B. die Blätter des gemeinen Johanniskrautes (Hypericum perforatum). Bei auffallendem Lichte erscheinen sie häufig als dunklere Puncte, z. B. auf der hellgrünen Unterfläche der Orangenblätter, welche von solchen Oeldrüsen wimmeln. Bei allen Orangeriegewächsen sind auch die Blumenblätter und überhaupt alle Blütentheile mit solchen eingesenkten Oeldrüsen versehen, und diese sind die Ursachen des so lieblichen, würzigen Geruchs, den die Orangenblüten aushauchen. Das ätherische Oel, welches in den Zellen der Drüsen vorhanden ist, verdünstet nämlich unaufhörlich an den der Luft zugekehrten Flächen der Zellen. Mit solchen, bald eingesenkten, bald gestielten Oeldrüsen sind auch die stark und gewürzhaft duftenden Blumen und Blätter der Salbei, des Majoran, Thymian, des Basilienkrautes u. s. w. begabt. Die meisten, angenehm und süß duftenden Blumen, wie die Veilchen, Hyacinthen, Nelken, Rosen, Maiblümchen, die Reseda u. s. w. lassen jedoch keine solchen Oeldrüsen erkennen. Hier ist das ätherische Oel in einzelnen Zellen angehäuft, welche sich vorzüglich im Grunde der Blume befinden und ihren Inhalt fortwährend verdünsten lassen. Manche Blumen riechen bekanntlich bloß am Abend oder bei Nacht, wie z. B. die Nachtviole, andere nur am Morgen, noch andere nur des Nachmittags u. s. w. Dies deutet sowohl auf eine ungleich erfolgende Entwickelung des ätherischen Oels, als auch darauf, daß die Verdünstbarkeit des Oels eine verschiedene und die Verdünstung selbst von den Wärmeverhältnissen der Luft abhängig ist. Nicht alle Blumengerüche werden aber durch die Verdünstung ätherischer Oele bedingt. Manche Blumendüfte rühren von wohlriechenden, verdünstbaren Pflanzensäuren und andern flüchtigen Stoffen her, z. B. der höchst angenehme Blumenduft der Vanille, welcher durch Benzoesäure hervorgebracht wird, und der nicht minder liebliche Duft des auf allen Wiesen in Menge wachsenden Ruchgrases (Anthoxanthum odoratum), welcher die Wirkung der Verdünstung eines eigenthümlichen Stoffs ist, den die Chemiker Coumere nennen. Dieser Stoff ist auch die Ursache des aromatischsüßen Geruchs, welchen das frisch getrocknete Heu besitzt.

Dr. Willkomm in Leipzig.

Aus Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd."

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 41. Klagenfurt, Dienstag, den 23. Mai. 1854.

Des Teufels Erdenfahrt.

Novelle von T.

Es war eine schwarze Herbstnacht. Die Eichenstämme des Speffarts knarrten im Sturme, und in den Wipfeln raschelten die bereits dürrer werdenden Blätter. Das Gebüsche bewegte sich im Winde wie ein Reigen unheimlicher Gestalten. Am Himmel brausten finstere Wolken dahin gleich wilden unbändigen Rossen, und die matten Lichtstreifen, die der Mond von Zeit zu Zeit über den Forst warf, dienten keineswegs dazu die Gegend heimlicher und freundlicher zu machen, sondern ließen im Gegentheile das Grauenvolle der Sturmnacht noch deutlicher hervortreten. Hier und dort huschte es durch das Dickicht: es blieb schwer zu entscheiden, ob es der Sprung eines Wildes war, der Schritt der Weglagerer, oder der nächtliche Zug irrender Geister.

Mehrere Meilen im Umkreise war die Hütte des gräflichen Waldhegers Winpart die einzige menschliche Wohnung. Ihr Strohdach erhob sich demüthig zwischen den hundertjährigen Wintereichen, kaum fünfzig Schritte um ihre Holzwände war der Waldplatz gerodet, und ihre innere Einrichtung unterschied sich durch Wohlstand und Bequemlichkeit wenig von der Klause eines Einsiedlers. Dennoch war Winpart glücklich. In dieser Hütte hatte sein Vater und sein Großvater gelebt; der Graf, in dessen Gebiete sie lag, hatte auch ihn gegen die Verbindlichkeit darauf belassen, sein Wild und Forstrecht zu hüten und im Falle einer Fehde seinem Banner zu folgen. Winpart hatte Elsbeth, die Tochter eines Köhlers im Eichengebirge geheiratet. Elsbeth war als Mädchen dem Gewerbe ihres Vaters zum Trotze weiß wie ein Schneehuhn und fromm wie eine Taube gewesen; obwohl sie nun bereits mehr als zehn Jahre verheiratet waren, machte ihr Gesicht noch einen milden, lieblichen Eindruck, und ihr Herz hatte sich Gott und dem Himmel während dieser Ehe nur immer mehr zugewendet. Die beiden Gatten hatten sich herzlich lieb, doch war der Kindersegen ausgeblieben; Winparts Haare fingen allmälig an grau zu werden, und — nicht ohne die Anwandlung eines innigen Schmerzes — bemächtigte sich seiner endlich die Gewißheit, daß die Waldhütte nach seinem Tode auf fremde Leute übergehen werde. So geringen Genuß seine Lage bot, so mühsam und gefährlich sein Amt im Hochforste war, so hätte er doch gerne diese Beschwerden und Gefahren, ohne die er sich sein Leben gar nicht mehr denken konnte, einem Sohne, seinem und Elsbeths Kinde weiter vererbt.

Der Sturm brauste draußen im Forste, die beiden Waldleute schliefen ruhig in der rauchigen Stube. Gewohnheit hatte sie mit ähnlichem Unwetter vertraut gemacht, ihr Ohr erschreckte das Krachen der Bäume, das Heulen des Windes nicht mehr, und ein frommes Abendgebet stellte sie in den Schutz seliger Geister.

Um die Hütte wurde ein Geräusch wie von schweren Schritten laut; so sehr Winpart an die Töne der Waldeinsamkeit gewohnt war, so erwachte er doch über diesem ungewöhnlichen Laute. Er fuhr auf. Es war still, aber eine rothe Helle leuchtete in die Kammer.

— Wach auf, Else! rief Winpart erschreckt.

— Was gibt's, Mann? — um Gottes Willen das ist lichterlohes Feuer!

— Ja, Else! aber, Lob und Preis ihm! weit wo im Gebirge. Auch mich hat der plötzliche Feuerschein erschreckt; hätt' ich aber sogleich gedacht, daß er weit von hier aufgeht, hätte ich deinen Schlaf nicht gestört.

Dennoch war Winpart unterdessen vom Lager aufgesprungen, und warf eben seinen Koller um, und langte nach Schwert und Eisenhaube.

— Was machst du, Mann? das Feuer ist fern, und du wirst aus Fürwitz deine Elsbeth in der Sturmnacht doch nicht allein lassen?

— Es ist nicht dies, Else, aber mir war's im Schlafe, als weckten mich menschliche Tritte um das Waldhaus; ein braver Waldhüter muß seines Dienstes zu jeder Zeit gewärtig sein.

Er schritt an's Fenster, öffnete die Hornscheibe, und schaute scharf und vorsichtig über den Waldplan, den der Wiederschein einer fernen Feuersbrunst beleuchtete.

— Ist wer in der Nähe, der Obdach sucht, oder sonst meiner begehrt? im Namen Christi stehe' er mir Rede.

Es blieb still vor dem Hause, nur der Wiederhall aus dem Forste rief seine Worte dumpf und unverständlich zurück.

— Ich habe mich getäuscht, Elsbeth, vielleicht den Sprung eines Hirsches gehört.

Elsbeth stand halb angekleidet an seiner Seite. Der

grelle Feuerſchein, das Heulen des Sturmes ließen ſie nicht mehr im Bette.

— Heilige Maria! iſt das eine Nacht! der Sturm raſt, als wollt' er die Eichen ausreißen, und die Wipfel und die Wolken ſind blutigroth, als ſtünde der Wald in Flammen.

— Scheint's nicht, als wär' die Hölle offen, und der wilde Jäger zöge auf feurigen Roſſen mit der flammenden Meute vorüber?

Elsbeth ſchlug ein Kreuz hinaus. — Still Mann! wahr iſt's, dem Böſen wird es je manchmal vergönnt, auf der Erde zu wandeln; aber warum ſeine verfluchte Spur ſuchen, wenn alles ſich mit rechten Dingen erklären läßt. Es brennt irgendwo eine Burg oder wohl gar ein Kloſter.

— Magſt recht haben, Weib, aber in ſolch einer Nacht kommen einem gar ſeltſame Gedanken zu Kopfe.

— Wogegen lodert wohl der Brand?

— Es geht gegen die Saal zu; wo Bukingen, Hundsfurt, Bobenheim liegen. Es iſt doch kein Strauß los zwiſchen den Herren. Wo aber heute der rothe Hahn kräht, da wird lang kein Herz mehr froh werden.

— Der Herr erbarme ſich der Armen!

Der Sturm hielt einen Augenblick an; ein leiſes Wimmern wurde vernehmbar, das bald in ein Geſchrei ausbrach, wie von einem kleinen Kinde oder einer Katze. Die beiden Leute wurden aufmerkſam, und Winpart beſtand darauf, vor die Hüte nachſehen zu gehen. Als er hinaus kam, war wieder Alles ſtill, und nichts zu bemerken; auch Elsbeth war ihm gefolgt, und Beide ſahen vergebens herum. Eben wollten ſie umkehren, als ſich das Geſchrei abermals an der Hinterſeite des Hauſes vernehmen ließ; Winpart ſchritt der Stelle zu, von der es zu kommen ſchien, und ſiehe da, ein neugebornes Kind lag in wenig Windeln gehüllt an der Wand. Winpart wußte ſich vor Erſtaunen kaum zu faſſen, nahm das Würmlein ſorgfältig in ſeine Arme und wies es ſeinem nicht minder erſtaunten Weibe.

— Will's dich nicht gemahnen, Elsbeth, als habe uns dies Kind der heilige Chriſt eingeleigt, weil er uns ein eigenes verſagte.

— Ja, Winpart; — dürfen wir es aber auch behalten, und als unſer Eigenthum anſehen?

— Und wie ſo nicht, Elſe? wenn es uns nicht durch ein pures Wunder beſchert worden iſt, ſo hat's ein Buſchklepper oder ein Zigeunerweib hier weggeleigt, und das Herz, das dies gekonnt hat, will gewiß auch fürder mit dem Kinde nichts zu ſchaffen haben. Nimm's immerhin als das deine an.

Dieſe Rede beruhigte das ehrliche Weib; ſie drückte das Kind mit der Liebe einer Mutter an ihr Herz und verbarg ſein kaltes Geſicht an ihrem Halſe.

— So wollen wir denn Gott dafür danken, und es pflegen und halten wie ein eigenes.

— Gewiß! der Graf läßt dem Knaben dereinſt wohl auch unſere Erbhütte. Es ſoll ein wackerer Waidmann aus ihm werden.

— Und in Frömmigkeit und Furcht des Herrn wollen wir das Knäblein aufziehen.

Da erſchallte es unweit von ihnen wie ein tiefes, höhniſches Gelächter. Die guten Leute drehten ſich erſchreckt um; es war aber nichts zu ſehen, und Winpart meinte, ein Schuhu oder Häher habe in einem nahen Baume gekreiſcht. Gleichwohl kam es ihnen Beiden unheimlich vor in der brandhellen Nacht, und einen frommen Segen ſprechend zogen ſie ſich in ihre Stube zurück. Elsbeth begann ſogleich die Pflege des Kindes zu beſorgen, ſie ſchlug es in warme Tücher ein, und äzte es mit lauer Ziegenmilch. Das Knäblein war friſch und von feinen, ſchönen Zügen, ſein Leib voll und ſtark, und am Hinterhalſe mit einem großen, rothen Feuermale in Geſtalt einer Geierkralle gezeichnet. Das Leilaken, worin ſie es eingehüllt gefunden, war vom feinſten Gewebe. Seltſame Gedanken liefen den guten Leuten durch den Kopf; da ſie ſelbe aber durchaus zu keinem wahrſcheinlichen Zuſammenhange vereinen konnten, ſo ſchlugen ſie ſich alle aus dem Sinne, nahmen den Knaben als eine Gabe Gottes an, und ließen ihn in einigen Tagen auf den Namen Deodat Gottſchauk taufen.

Sie hatten ihre Freude an dem Kinde und zogen es wie ihr eigenes auf. Die Nacht, in der es ihnen beſcheert wurde, der Sturm, der damals durch den Forſt brauſte, die grelle Brunſt, die, wie ſie ſpäter erfuhren, Burg Kizbach in Schutt gelegt hatte, das Unheimliche eines unſichtbaren Beſuches blieb den guten Leuten ſtets unvergeßlich, aber ſie prieſen Gott, der neben dem Unglücke, das Andere getroffen, ihnen ein ſo frohes Geſchenk angedeihen ließ. Im Waldhauſe ging es nun lauter und fröhlicher her; Kindergeſchrei, dieſe erſte, unſchuldige Stimme des Lebens, tönte aus der Stube, Winparts und Elsbeths Geſicht zeigte einen Zug ſchöner Freude und edler Sorge. Aber der Knabe gedeihte auch vortrefflich. Von Woche zu Woche wuchs er ſichtbar, das Unbeſtimmte des Kindergeſichts gewann allmälig Züge der Theilnahme, des Wohlbefindens, der Zärtlichkeit. Seine Pflegeältern konnten ſich des Gefühls einer reinen Freude nicht enthalten, wenn er mit den kleinen, vollen Händen nach ihnen emporlangte, oder mit dem harmloſen Ausdrucke kindiſchen Wohlbehagens ihnen entgegenlächelte. Der Knabe war ſehr ſchön, eine Fülle reicher Locken ſank bald auf ſeine vollen Schultern, und es blieb ungewiß, ob nicht ſelbſt die hochblonde Farbe derſelben, die bis in's Röthliche geſteigert war, eine Zierde ſeines Geſichtchens war. Es war nicht zu leugnen, daß Gottſchank hundert Launen mehr als andere Kinder beſaß, daß er ungeduldig, ſtarrköpfig, ſchrei-

Digitized by Google

ſüchtig, ja mitunter ſelbſt boshaft war, aber Winpart und Frau Elſe ertrugen ſeine Kinderlaunen gern, gaben allen ſeinen kleinen Wünſchen nach, und erkannten ihn als den unbeſchränkten Gebieter der kleinen Wirthſchaft.

Segen, ſowie Unglück kommt ſelten allein. Kaum waren zwei Jahre vorüber, als ſich Elsbeth nun ſelbſt guter Hoffnung befand, und in rechter Zeit ein Mägdlein zur Welt brächte. Waren die beiden Leute ſchon, als ſie Gottſchank erhielten, voll Freude, ſo kamen ſie nun vollends außer ſich. Kleingeißlein war ihnen Beiden wie aus dem Geſichte geſchnitten; ſo lieb ihnen Gottſchank war, ſo fühlten ſie nun doch, daß es ganz etwas Anderes ſei, ſein eigenes Fleiſch und Blut an's Herz zu drücken. Es war natürlich, daß ſie nun Gottſchank manchmal unbeachtet in ſeiner tollen Laune ſchreien ließen, und der ſanften, zarten Giſela warteten, die bei ihrer ſchwächlichen Geſundheit und ihrem hilfsbedürftigeren Alter der Pflege viel nöthiger hatte. Gottſchank hörte dann nicht auf zu ſchreien, ward blutroth vor Ungeduld im Geſichte, und das Maal an ſeinem Halſe färbte ſich noch dunkler. Vater Winpart ging dann zum Knaben, that ihm ſeinen Willen, verwies ihn aber ernſtlich zur Ruhe.

— Wir müſſen Gottſchank wie unſer Geißlein halten, Mutter! pflegte er dann zu ſeinem Weibe zu ſagen; wir haben ihn einmal als unſer Kind angenommen, und dürfen den Segen Gottes nun nicht mit ſchnödem Undanke an der armen Waiſe vergelten. Aber, gib acht, Elſe, der Knabe wird trotzigen Willens, unbändiger Leidenſchaften werden, drum empfehle ihn alle Tage in Gottes und der Heiligen Fürſorge, lehr' ihn bald das Schutzengelmein beten, auf daß der böſe Wille keine Gewalt über ihn gewinnen möge. Wir müſſen noch mehr thun, wir müſſen genauer auf den Knaben ſehen; ſeine billigen Wünſche mit treuer Elternliebe erfüllen, ſeine Launen aber frühzeitig unterdrücken, ehe ſie zu unlautern Begierden, zu ſtürmiſchen Leidenſchaften erwachſen.

Elsbeth war mit ihrem Manne vollkommen einverſtanden. Die beiden Alten warteten die Kinder mit gleicher Liebe, nur verſagten ſie Gottſchank manches Verlangen, deſſen Erfüllung nur zu ſeinem Schaden gereicht hätte. Da Giſela immer ſtill und folgſam war, ſo gewann es das Anſehen, als ob die Eltern gegen Gottſchank ſtrenger und hart ſeien. Frühzeitig ſchien der Knabe dieſer Meinung zu werden, und obwohl er die beiden Alten und das Schweſterchen eigentlich ſehr lieb hatte, zog er ſich doch nach jedem verſagtem Wunſche, nach jeder unterdrückten Laune halsſtarrig und zornmüthig zurück. Wenn Geißlein dann heimlich ihm alle ihre kleinen Spielſachen anbot, und ihn hundertmal ihr herzliebes Brüderchen nannte, da wurde endlich ſein ſtarrer Sinn auch wieder gebrochen, es ſtürzten ihm wohl gar die Thränen aus den blauen Augen, und er fiel dem ſanften Kinde um den Hals. Die Kinder ſpielten dann wieder wie fromme Geſchwiſter miteinander, Gottſchank war nachgiebig und Geißlein ſelig. Sie liebten ſich unſchuldig und innig, wie es nur Kinder können.

Gottſchank wurde ein kluger, geſcheidter Knabe, Giſela das nachgiebigſte frömmſte Mädchen. Er war lebhaft, geſchickt, thätig, nur erlernte er mit Mühe einige kurze Gebetſprüchlein, während das kaum ſechsjährige Geißlein ſchon alle, die ihre Eltern wußten, herſagen konnte. Die Kinder ſpielten zu Hauſe und im Forſte mit einander. Geißlein ſaß im Waldmooſe, ſuchte Blumen, und baute kleine Hütten aus Baumrinde; die Ameiſen waren ihre Lämmerherde, das Heupferd ihr Leibroß. Wenn von der fernen Bergkapelle der engliſche Gruß herniederer tönte, ließ ſie allſogleich ihre kleine Wirthſchaft ſtehen, kniete nieder und betete. Ihre Spiele waren unſchuldige Mährchen, ihr Leben ein frommer Traum. Gottſchank ſah oft eine Weile neugierig ihrem Treiben zu; es ſchien ihm zu gefallen, doch wußte er ſich nicht recht darein zu finden. Bald verlief er ſich tiefer in den Wald, ſuchte finſtere Schluchten und Höhlen auf, kletterte tollkühn auf die Bäume nach jungen Vögeln, und träumte ohne Unterlaß von der Zeit, wo er mit dem Spieß in der Hand dem Eber und Wolfe Stich halten werde. Winparts Jagdabenteuer und Fehdegeſchichten trieben dem Knaben alles Blut in die Wangen, ſo daß Geißlein oft über das Glühen ſeiner Augen erſchrack, und der Vater plötzlich abbrach und Gottſchank zu einem Gebete anhielt. Die Nacht war dem Knaben faſt lieber als der Tag, denn ſie brachte köſtliche Träume; was er beim Tage gar nicht kannte, das beſaß er in der Nacht. Blanke Schwerter, glänzende Rüſtungen, geſchmückte Roſſe, — Bilder aus des Alten Erzählungen, die er ſich wachend kaum vorzuſtellen vermochte, ſtanden im Traume leibhaftig vor ihm, wären ſein Eigenthum. Wie erſtaunte der Knabe, als er einmal eine Felſenſpitze erklimmte, und in der Ferne ein weites, waldloſes Land erblickte mit ſonnigen Auen, ſilbernen Bächen und ſchimmernden Zinnen. Faſt jeden Tag beſtieg er ſeitdem die Kuppe, blickte hinaus, und hatte nun das Land ſeiner Träume entdeckt.

An dieſer Stätte fand er einmal einen Jäger ſitzen. Er lehnte an dem Stumpfe eines verwitterten Baumes und ſtarrte in die Ferne hinaus. Er ſchien entweder dieſem Anblicke ſeine ganze Aufmerkſamkeit zu widmen, oder in Gedanken völlig verſunken zu ſein, denn er gewahrte des Knaben Herannahen nicht, und dieſer hatte Gelegenheit, ihn genau zu betrachten. Sein Antlitz war mit einem ſchwarzen Barte wild verwachſen, ſeine Augen und übrigen Züge trugen Spuren heftiger Leidenſchaften, tiefen Grammes an ſich. Drei Hahnenfedern waren der einzige Schmuck ſeines Barets. Gottſchank fürchtete ſich vor dem Fremden, und konnte ſich doch nicht von ſeinem Anblicke zurückziehen. Endlich gewahrte ihn auch der Jäger. Ein Blick wilden Grolls fiel auf den Knaben, aber bald ver-

Digitized by Google

lor sich derselbe in ein süßliches Lächeln; Deodat wollte sich zurückziehen, aber der Jäger forderte ihn auf zu bleiben, und seine Stimme klang sanfter als man hätte erwarten sollen. Gottschank, der überhaupt ein kecker Knabe war, kam näher ohne sich länger zu besinnen. Der Wilderer faßte ihn an der Hand, und sah ihm eine Weile stumm in die Augen. Blitze innerer Bewegung fuhren über seine Züge. Wer diese Beiden jetzt gesehen hätte, den würde unwillkürlich die Furcht angewandelt haben, nun und nun werde der Jäger den Knaben erfassen und in die gähnende Tiefe hinunter schleudern. Aber es geschah nicht. Er ließ endlich seine Hand fahren und redete mit gewaltsam gemilderter Sprache zu ihm. Er erzählte ihm von den Herrlichkeiten der fernen Thäler — von grünen Wiesen mit Blumen und Lämmern, — schöne Schäferinen stehen dazwischen, geschmückte Hirten blasen auf Rohrflöten süße Melodien, — von der Pracht der Weiler und Städte, — um die Linde dreht sich der lustige Reigen, durch die langen Straßen ziehen die Zünfte mit fliegenden Fahnen, am Ringe ist Armbrustschießen und in den festlichen Gezelten steht Alles was Auge und Herz erfreuen mag; er erzählte von den Wegen der Edlen, — im Zwinger wiehern die Streitbengste federngeschmückt, silberbehangen, die wannhaften Ritter schwingen sich in die sammtenen Sattel, Muth, Lust und Ehre schwellen ihr Herz; nun stoßen die Pfeifer in die Instrumente, die goldenen Pokale werden geschwungen, und Freude jubelt durch das Bankett; — er sprach von Minnesängern, Turnieren und Hoflager, und der Knabe versank glühenden Auges in wache Träumereien. Erst am Abende kehrte er zurück, nicht bevor der Waidmann wieder zu kommen versprochen hatte. Seiner Aeltern Hütte erschien ihm seitdem finster wie das tiefste Verließ jener Burgen, traurig wie die Höhle der Büssenden. Seine Fantasie schwebte hinaus über die traurigen Forste, in die Thäler, über die Städte, auf die Schlösser. Er hatte nicht Ruhe mehr, nicht Rast; am wohlsten war es ihm draußen an der Felsenkante; da saß er nun stundenlang und träumte. Der Jäger kam wieder und wieder; er ergeiff den goldenen Faden seiner Erzählungen, aber seine Rede wurde immer glühender, seine Worte stets bunter und glänzender. Deodat trank sie mit flammender Sehnsucht. Der Waidmann meinte, er wäre wohl gar nicht der beiden Alten Kind, und sie hätten ihn nur von einer Ritterburg gestohlen, und ihren Bankert statt des Junkers unterschoben.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— Das Schreiben Se. Majestät des Königs Ludwig von Baiern, durch welches Allerhöchstderselbe am Ende des vorigen Jahres den Senat und der philosophischen Facultät zu Göttingen seinen Dank für das ihm übersendete Gratulationsschreiben und Doctordiplom aussprach, wird von der „D. R.-Z." wörtlich mitgetheilt, und lautet wie folgt:

„Herr Prorector und sämmtliche Mitglieder des academischen Senats! Recht freudig überrascht wurde Ich durch das Mir ertheilte Doctordiplom (was so schön ausgestellt ist), und durch Ihr dasselbe begleitendes Schreiben, für beide Meinen innigen Dank. Die ausgedrückten Gefühle sind Mir um so schätzbarer, weil Ich keine Krone mehr trage. Ein halbes Jahrhundert ist vorübergegangen, seit Ich Ihre Universität bezog, doch als wäre erst wenig Zeit verflossen, steht in lebendiger Frische Mein Aufenthalt in Göttingen vor Mir, einen großen Anhänger der „Georgia Augusta", die, wie keine ihrer deutschen Schwestern, um Förderung und Verbreitung der Wissenschaft verdiente. Ich war von Herzen Student, und noch bewahre ich die Mappe auf, mit welcher unter dem Arme in die Collegia Ich ging. Die letzte Feder, deren Ich Mich da bediente, befindet sich darin. Nie werde ich verschmerzen, nicht am Jubelfeste der Gründung der Universität nach Göttingen gekommen zu sein; der Landtag war Schuld daran. Nicht als König wäre Ich dagewesen, als vormaliger Student hätte Ich Mich angereiht. Nach manchen, Mir bekannten, hochgeschätzten Lehrer würde Ich wieder gesehen haben, jetzt lebt keiner mehr. Daß Sie, Meine Herren, obgleich Ich nicht das Vergnügen habe, einen von Ihnen zu kennen, an Mich denken, ist Mir darum um so werther. Mit diesen Gefühlen Ihr Ihnen wiederholend dankender

Ludwig.

München, 23. December 1853."

— In einem Zeitraum von zwölf Jahren, sagt ein neuerer Schriftsteller, haben die verschiedenen Branchen des Hauses Rothschild gegen fünfhundert Millionen Dollars für verschiedene Regierungen als Anleihen aufgebracht. Diese enorme Summe vertheilt sich in folgenden Verhältnissen auf die verschiedenen Länder: für England zweihundert Millionen; für Oesterreich fünfzig Millionen; für Preußen vierzig Millionen; für Frankreich achtzig Millionen; für Neapel fünfzig Millionen; für Rußland fünfundzwanzig Millionen; für verschiedene deutsche Höfe vier Millionen; für Brasilien zwölf Millionen; außerdem noch verschiedene andere kleinere Summen. Der große Erfolg, den die Rothschild's in allen ihren Unternehmungen haben, beruht, abgesehen von dem Zusammentreffen glücklicher Umstände, hauptsächlich auf ihrer strengen Beobachtung zweier Grundsätze. Der erste ist, daß sie in Gemäßheit einer von dem Gründer des Hauses auf dem Sterbebette getroffenen Anordnung alle ihre Operationen gemeinschaftlich ausführen. Sobald eine größere Proposition einem von ihnen gemacht wird, so legt er sie einer gemeinsamen Berathung vor. Kein Project wird angenommen, ehe es nicht vollständig besprochen ist. Einmal acceptirt, wird es sodann mit vereinten Kräften ausgeführt. Ein zweiter Grundsatz ist, nicht nach übermäßigem Gewinnste zu streben, bei jeder Operation sich selbst bestimmte Grenzen zu stecken, und so weit als menschliche Vorsicht und Klugheit dies möglich machen kann, das Unternehmen unabhängig von zufälligen Ereignissen herzustellen. In diesen Grundsätzen liegt das Hauptgeheimniß der Macht und des Einflusses, den das Haus Rothschild auf die europäischen Regierungen, und somit auf die Geschicke Europa's ausübt.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 42. Klagenfurt, Sonnabend, den 27. Mai. 1854.

Des Teufels Erdenfahrt.

Novelle von T.

(Fortsetzung.)

Nun war Gottschanks Ruhe vollends dahin, er hatte keine Rast mehr in der Waldhütte; er strich den ganzen Tag durch die Wildniß, fand die Liebe zu seinen Aeltern schwinden, und mochte nicht mehr mit klein Geißlein spielen.

Winpart fand sich veranlaßt, Deodats Betragen wiederholt und streng zu tadeln, und fuhr darin fort, je weniger seine Ermahnungen nutzten. In demselben Maße entfremdete sich der Knabe immer mehr seinen Pflegeältern und nährte die Heftigkeit seines Charakters, die Ausschweifung seiner Einbildkraft.

Gisela's Geburtstag kam herbei. Die Mutter schenkte dem Kinde eine glänzende Silberkette mit einem Herzchen, aus hellem rothen Steine daran. Diese Kette hatte Gottschank vorher noch nie gesehen, sie gefiel ihm außerordentlich. Je mehr er sie betrachtete, von so unschätzbarerem Werthe erschien sie seiner kindischen Erkenntniß, um so heftiger wurde seine Begierde, sie zu besitzen. Ja es kam ihm in den Sinn, als gehöre sie eigentlich nur ihm, als wäre er wirklich ein gestohlenes Edelkind, und diese Kette der Beweis seiner hohen Abkunft. Das rothe Herz an der Kette schien in lichten, durchflichtigen Flammen zu glühen, daß seine Augen daran fast erblinden machten. Auch an diesem Tage schlich Gottschank in den Wald; er sah sich nicht vergebens um den Jäger um, aus dem Dickichte trat er plötzlich hervor. Der Knabe erzählte ihm von dem Geschenke, das die angebliche Schwester erhalten hatte, und theilte ihm seine Vermuthungen mit. Der Wilderer bestärkte sie. Am Abende stiegen sie den Felsen hinauf, der die herrliche Aussicht in das offene Land darbot. Der Jäger war vorausgegangen, plötzlich hielt er an, und rief den Knaben mit unterdrückter Stimme zu sich. Gottschank kam, der Grüne wies schweigend an den Rand des Felsens. Geißlein lag, keine Spanne vom Abgrunde entfernt, auf dem weichen Moose unter gepflückten Blumen; sie war entschlummert. Der Knabe wollte vor Schreck über die Gefahr des Schwesterleins aufschreien, der Jäger verwies ihn jedoch zur Ruhe. Wollte man sie retten, begann er leise, so müßte man still hinschleichen, und sie plötzlich und kräftig vom Abgrunde reißen. Der Knabe stand noch regungslos. — Ei sieh', fuhr der Jäger fort, nicht wahr, da trägt sie ja die Kette am Halse, von der du mir erzähltest? Diese könnte man jetzt habhaft werden, die Sperre geht wohl leicht auf, und Geißlein schläft tief. Der Granatstein flammte im Abendsonnenscheine. Deodat schlich wie in unbewußtem Traume vorwärts, aber statt des Kindes hatte er die Kette ergriffen; Geißlein drehte sich unter seiner Berührung, und stürzte über die Felsklippen hinunter; Gottschank hielt in stummen Entsetzen die Kette in der Hand. Ein wildes Lachen verzerrte des Waldmanns Antlitz.

— Mann! wenn du Erbarmen hast, schrie jetzt der Knabe auf, a, so rette Gisela!

— Das kann keine Macht der Erde mehr, entgegnete der Grüne kalt, sieh' nur das rothe Geleise über die weißen Kalkfelsen, und in der Tiefe regt sich kein Glied, wird kein Seufzer mehr laut. Er hatte den Knaben gefaßt, und hielt ihn mit starker Faust hinaus, über den Abgrund. Ein rother Streifen lief über das schneeweiße Gestein, und in der Tiefe schwieg es lautlos.

— O so schleudre auch mich hinunter, Entsetzlicher, zerschell' diese verruchten Gebeine an den Klippen. O mein Geißlein, meine süße, fromme Schwester. Der Knabe wollte sich hinunterstürzen. Der Jäger riß ihn vom Abgrunde zurück und hielt ihn fest.

— Die schmerzt kein Gliedlein mehr, und es steht ja geschrieben: Kinder kommen in den Himmel. Laß die Todten ruh'n, und denke jetzt an dich selbst.

Deodat war schluchzend in das Gras hingesunken, seine Gedanken lösten sich in ein verwarrenes Chaos. Eine Weile hatte der Jäger stumm neben dem Knaben gesessen. Endlich begann er: Was wird Vater Winpart zu der ganzen Geschichte sagen? Wird er glauben, Geißlein sei von selbst in den Schlund gefallen, wird er dem ältern Knaben keine Schuld beimessen? Geißlein, denk' ich, war sein Liebling; er würde vorziehen, den fremden Knaben von Wölfen zerrissen zu treffen, als sein Herzkind nicht wieder zu finden.

Deodat erwachte aus seinem traumähnlichen Zustande. Er beantwortete nur mit Stöhnen des Alten Rede.

— Winpart wird den dornigen Knüppel nehmen, und Gottschanks Leib blutrünstig schlagen, er wird seine

Digitized by Google

Haare ausraufen und ihn treten, wie einen räudigen Hund.

Gottschank wurde still; die Aussicht der nahen Strafe ließ seinen Schmerz um Gisela verschwinden.

— Was willst du thun, Knabe?

— Die Strafe des Vaters tragen, und mit meinem Blute meine Schuld büßen.

— Schuld — hum! das ich nicht wüßte. Du hast Geißlein nicht herbeigelockt, deinerhalb ist sie nicht am Rande des Abgrundes eingeschlafen, — du wolltest sie wegziehen, — was kannst du dafür, daß du sie zufällig an der Kette faßtest, daß diese losging, und das Kind in die Tiefe stürzte. War's nicht so, Knabe?

— Ich weiß es nicht; aber hier im Herzen brennt es wie die Flamme der Hölle, und nur, wenn der Vater recht unbarmherzig zuschlägt, wird mir vielleicht besser werden.

— Dann ist dir geholfen, thörichter Knabe! an Mißhandlung wird's nicht fehlen; dein Rücken wird an blutigen Streifen und blauen Beulen reich werden, deine Augen roth auflaufen und hervortreten, deine Glieder gebrochen sein, und todmüde; blutrünstig und eckelhaft wirst du im Schmutze liegen, und vielleicht dein Lebelang ein Krüppel sein.

Der Knabe zitterte und ächzte. — Ich an deiner Stelle wollte nicht auf den Vater warten; die Welt ist weit, und junges Blut überall wohlan.

— Ich bleibe; nur die Strafe des Vaters — ich fühl's — kann meine Brust erleichtern, den Schmerz meines Innern löschen.

— Thor, der du bist! — deines Vaters? ja, wenn er noch dein Vater wäre, und Geißlein deine Schwester; aber gestohlen hat er dich, darauf wett' ich, und nur in der weiten Welt wirst du deine Aeltern finden. Wohl gehört vielleicht eines der schönen Schlösser ihnen, die da unten den Main, die Lohr und Elsaya umragen. Während du dich hier in der Wildniß eines eingebildeten Fehlers wegen zu Tode prügeln lassest, trauern sie da unten um ihr Söhnlein. Glaub' mir, mein Knabe, die Welt ist schön und weit, und bald wirst du unten klein Geißlein vergessen haben.

Der Knabe horchte mit schwankendem Sinne zu.

Unterdessen war es finster geworden, Gottschank hatte noch keinen Entschluß gefaßt, der Jäger erzählte ihm wie sonst von der Lust und Schönheit der Welt. Da tönte von Weitem Winpaets Stimme durch den Wald; er rief abwechselnd Giselas und Gottschanks Namen, aber den der ersteren viel öfter. Der Ton seiner Stimme war streng, und der Abendwind trug ihn drohend und jammernd herüber. Zitternd fuhr der Knabe empor.

— Nun, Gottschank?

— Um Gotteswillen rettet mich, fort, fort!

— Endlich! entgegnete der Jäger; ergriff fest des Knaben Hand, und ging raschen Schrittes mit ihm in das Dickicht. Fern verhallte Winpaets Stimme; endlich ließ sich nichts mehr hören, als das Rauschen des Windes in den Wipfeln.

Sie mochten die halbe Nacht schweigend neben einander gegangen sein, da gelangten sie in der Niederung zu einer Herberge. Eine alte Mutter nahm sie mürrisch auf, der Jäger warf einen Goldgulden hin, sie wurde freundlich. Er ließ Gottschank etwas Imbiß reichen, wies ihm dann ein Lager an, und ermahnte zum Schlummer, da sie morgen früh eine weite Reise zu beginnen hätten.

Mit dem Frühesten wachen sie auf. Ein dünner Nebel stieg von den Wäldern auf, und wer diese heitere Sonne sah, konnte jeden Kummers und Sorge sich leicht erwehren. An Burgen und Meierhöfen gingen sie vorüber. Deodat vergaß den finsteren Wald, seine Aeltern und Geißlein, seine Träume schienen Gestalt angenommen zu haben, seine Hoffnungen wahr zu werden. Als die Sonne untersank, wallte ein Strom blau und golden zu ihren Füssen, Rebengelände liefen bis an's Ufer, und der Jäger wies hinab, und sagte zu Gottschank: Wir sind am Ziele, da unten fließet der Rhein, und dort ist das Schloß des Pfalzgrafen. Dieses stand auf einer Erdspitze, die in den Rhein auslief. Die Fenster strahlten im Abendsonnenschein, und Deodats Herz pochte hoch vor Erwartung und Freude.

— Du wirst in jener Burg bleiben, fuhr der Waldmann fort; klein beginnt Alles, ob es auch des Großen Samen in sich trägt, ich kann dir dermalen nur eine geringe Stelle verschaffen, doch vergiß nie, daß du vielleicht bestimmt bist, einmal in einem eben so stolzen Schlosse zu herrschen, und versäume die wahre Stunde nicht, wenn sie naht.

Sie waren unterdessen hinunter gekommen. Die Landzunge war mit Thürmen und Mauern umgeben; ein bärtiger Thorwart streckte die Hellebarde vor, der Grüne raunte ihm einige Worte in's Ohr, der Knappe gestattete den Eingang. In der Burg war reges Leben. Die Waffenmeister polirten und glänzten schöne Rüstungen, Knappen ritten im geräumigen Vorhofe Rosse zu, andere spielten mit Würfeln in einer offenen Halle, am Steinbrunnen aber schöpften junge Mägde Wasser, und eine und die andere sang ein Lied. Der Jäger schien sich im Schlosse wohl auszukennen, er ging mit bestimmtem Schritte durch mehrere Höfe, die von schönen, weitläufigen Gebäuden umschlossen waren, und erst im dritten hielt er. Dieser Hof war stiller als die andern, die Seitengebäude noch prächtiger, es schien nicht zweifelhaft zu sein, daß diese Abtheilung von der Familie des Pfalzgrafen bewohnt war. Deodats Führer schritt gegen ein enges Nebenpförtlein, hieß diesen folgen, und bald stan-

Digitized by Google

den ſie in einem bequemen Zimmer. Ein alter Mann ſaß vor einem Eichenſchranke und hatte mehrere Silberſtücke, die er zu zählen ſchien; er mochte taub ſein, denn er drehte ſich bei ihrem Eintritte nicht um. Gottſchank hatte Zeit den Alten genauer zu betrachten, ſein Wamms war aus dunklem abgetragenen Tuche, eine Wolfsmütze verbarg einen Theil ſeines grauen groben Haars, und am Ledergürtel hing ein Schlüſſelbund. Deodats Herz ſchlug heftig. Da rief ihn der Jäger mit lauter Stimme an. Der Alte fuhr heftig empor, ſuchte mit der einen Hand die Thaler zu verbergen, und griff, während er ſich umwendete, mit der andern nach einem Dolche, der ebenfalls an ſeinem Gürtel hing.

— Was gibt's? ſchrie er zornig, mäſſigte aber bald ſeine Stimme bis zu einem gewiſſen Grade von Freundlichkeit, ja ſogar Ehrerbietung, dem er auch ſeine trocknen liſtigen Züge anzupaſſen trachtete, als er Deodats Gefährten bemerkte. — Ach, ſeid ihr es, Meiſter Heinicho, rief er gefällig, während er die Silberſtücke in ein ledern Säcklein that, und in einer Schublade verſperrte, was ſteht zu Dienſten? hab' da eben meines gnädigen Herrn, des Pfalzgrafen Armengelder überzählt; ein gütiger Herr, der erlauchte Graf, Gott ſegne ihn?

Der Grüne, den er mit dem Namen Meiſter Heinicho anredete, zog eine Börſe hervor, die nach dem Umfange und der Schwere zu urtheilen nicht aus dem Säckel eines armen Mannes kommen konnte, legte ſie vor dem Schließvogt auf die Eichentafel, und begann: Wollt ſo gut ſein, Meiſter Guntram, auch dieſe paar Silberlinge im Namen eines Büſſers unter die Armen zu vertheilen; ich kenne euren milden und rechtlichen Sinn; was ihr thut, iſt gewiß wohlgethan. Hier aber iſt der Knabe, von dem ich mit euch ſprach, thut mit ihm wie wir abgeredet, und gehabt euch ſomit wohl.

— Werde thun, wie wir geſprochen, werther Herr Heinicho, aber verzieht doch nur ein wenig lieber Herr! Was das Geld betrifft, ſoll es gewiß in die rechten Hände kommen, fuhr er fort, und ſteckte den Beutel in ſeine Bruſttaſche, nachdem er deſſen Schwere kaum merkbar einen Augenblick geprüft hatte. Der Jäger nickte mit einem halben Lächeln.

— Nicht die lauten, ſchreienden Armen ſind die Bedürftigſten, denen wirft Dieſer und Jener einen Pfennig zu, die ſtillen, ſchamhaften ſind es. Aber wartet doch nur, kann ich euch eine bequeme Schlafſtelle anbieten, Herr? eilt nur nicht ſo, oder hier einen Schluck Weines, wie ihn das Gewächs unſeres allergnädigſten Pfalzgrafen zu Tage fördert.

Der Jäger machte eine ablehnende Bewegung, Guntram ſetzte aber die Zinnkanne, die er aus einem dunklen Winkel der Stube hervorgeholt, an, und machte einige herzhafte Züge, die die Röthe ſeiner Naſe nicht Lügen ſtraften.

— Laſt gut ſein, Meiſter Guntram; ihr wißt, daß ich nur Quellwaſſer trinke, und daß ich es liebe, die junge Sonne vom Giebel des Gebirges zu begrüßen. Lebt wohl!

— Gott befohlen! Die Thüre hatte ſich hinter dem Jäger geſchloſſen; Gottſchank ſtand mit dem Alten allein in der dunkelnden Stube. Guntram ſah ihn eine Weile mit lauernden Augen an, dann redete er ihn mit einem Gemiſch von Strenge und Freundlichkeit an: Nun bleibſt du bei uns, Bürſchchen, und haſt das Glück, im Schloſſe des durchlauchtigen Herrn Pfalzgrafen zu athmen, und aus ſeiner Küche gefüttert zu werden. Verkenne dieſe Gunſt nicht, und trachte dich ihrer würdig zu erweiſen; ſei demüthig, ſtill, folgſam, vergiß nicht, daß du der geringſte aller ſeiner Diener biſt, insbeſonders achte mich, den Schlüſſelvogt, der hier dein Glück machen kann. Nun aber komm, ich werde dir deine Wohnung zeigen.

Gottſchank folgte dem Greiſe, ſie ſtiegen eine ſchmale Wendeltreppe hinauf; als ſie mehrere Stockwerke zurückgelegt hatten, und nach Gottſchanks Meinung von der oberſten Zinne nicht mehr ſehr entfernt ſein konnten, begann Guntram wieder: Nun Bube ſchleiche leiſer, und ſcheuche dein luſtig Völklein nicht auf, du biſt nämlich von heute an Falkenjunge des erlauchten Pfalzgrafen.

(Fortſetzung folgt.)

Mittheilungen
des kärntneriſchen Geſchicht-Vereines.

Wir haben über einen intereſſanten Fund mittelalterlicher Münzen in der Nähe unſerer Hauptſtadt zu berichten. Als unlängſt am Sippershofe des Herrn Dr. Edlen von Knappitſch Arbeiter mit der Anlegung eines neuen Waldweges beſchäftiget waren, ſtießen ſie auf Silbermünzen, die, in einem gedrungenen Haufen an der Oberfläche der Erde liegend, ohne Zweifel einſt in einer verweslichen Hülle verwahrt, dort hinterlegt worden ſind. Um ſo überraſchender iſt daher die gute Erhaltung dieſer Münzen. Es ſind ſämmtlich ſogenannte Soldi von Aquileja, Trieſt, Görz und Laibach, und ſtellen 18 verſchiedene Münzſtempel dar, deren nähere Angabe wir für Freunde der Numismatik hier anführen wollen, und zwar:

I. Aquileja.

Bertold Graf von Andechs, Patriarch von 1218—1252.

Av. BERTOLDVS P. Der Patriarch ſitzend.

Rev. †CIVITAS AQVILEGIA. Bruſtbild des heiligen Hermagoras mit emporgehobenen Händen. Selten, und vortrefflich erhalten. 1. St.

Gregorius von Montetongo 1252—1273.

1. Av. GREGORI. ELECTVS. Der Patriarch ſtehend ohne Inſignien.

Rev. CIVITAS AQVILEGIA. Zwei ſtehende Figuren, zwiſchen beiden ein Kreuz. 1 St.

2. Av. wie beim vorhergehenden.
Rev. †CIVITAS AQVILEGIA. Eine Lilie. 2 St.

3. Av. GREGORIVS PA. Der Patriarch ſitzend, in der Rechten das Kreuz, in der Linken das Buch.
Rev. AQVILEGIA. Ein ſtehender Adler. 8 St.

4. Av. Wie vorher.
Rev. AQVILEGIA. Ein Kreuz, aus deſſen Winkeln Stäbe mit Kleeblättchen und Sternchen beſetzt, hervorgehen. 1 St.

5. Av. Wie vorher.
Rev. AQVILEGIA. Eine Lilie zwiſchen vier Röschen. 6 St.

Raimund della Torre 1273—1299.

1. Av. †RAIMO†-NDV' Pa. Die Madonna ſitzend, auf dem linken Arme das Kind.
Rev. †AQVILEGENSIS.† Ein Adler ſtehend, links gewendet. 4 St.

2. Av. RAIMONDV' Pa. Der Patriarch ſitzend.
Rev. AQVILEGENSIS. Ein Thurm. 6 St.

3. Av. RAIMVNDV' PA. Der Patriarch ſitzend.
Rev. †AQVILEGENSIS. Zwei Lilien gekreuzt. 3 St.

II. Triest.

Walricus, Biſchof von Triest 1236—1253.

Av. VOLRICVS EP. Der Biſchof ſitzend, in der Rechten den Stab in der Linken das Buch.
Rev. †CIVITAS TERGESTVM. Ein Altar mit der zwiſchen zwei Sternen aufgerichteten Hellebarde des h. Sergius. 1 St.

Sede vacante 1254.

Av. †CIVITAS TERGESTUM. Kleche.
Rev. SANTUS IUSTUS. Der heil. Juſtus zwiſchen zwei Thürmen ſtehend, in der Rechten einen Palmzweig, auf der linken Seite ein Stern. 1 St.

Arlangus Biſchof 1254—1282.

1. Av. ARLONGUS EP. Der Biſchof ſitzend.
Rev. †CIVITAS TERGESTUM. Der Halbmond, darüber ein Stern. 15 St.

2. Av. Wie vorher.
Rev. †CIVITAS TERGESTVM. Das Lamm mit dem Kreuze. 2 St.

3. Av. Wie vorher.
Rev. †CIVITAS TERGESTVM. Die Taube mit dem Oelzweige. 4 St.

4. Av. ARLONGVS EPISCOPIS. Das Bruſtbild des h. Juſtus.
Rev. CIVITAS TERGESTV. Berg mit einem Tempel. 1 St.

III. Görz.

Albert II. 1258—1304.

Av. †ALBERTVS * COMES. Löwe.
Rev. †GORICIE * DE LVONZE. Roſe. 3 St.

Albert IV. 1327. †1374.

Av. †ALBERTVS COMES GORICIE. Zweifeldiger Wappenſchild von Görz.
Rev. *DE*LV*ON*ZE*. Langes Kreuz, in deſſen vier Winkeln Stern und Halbmond wechſelnd. 1 St.

IV. Laibach.

Bernhard Herzog von Kärnten und Krain 1202—1256.

Av. BERNAR-DVS-DVX. Der Herzog ſitzend.
Rev. †CIVITAS LAIBAC. Der Adler rechts gewendet mit ausgebreiteten Flügeln. 1 St. Sehr ſelten, in Appel nicht enthalten.

Alle hier beſchriebenen Münzen hat Hr. Dr. v. Knapitſch der Münzenſammlung des hieſigen hiſtoriſchen Vereines überlaſſen, wofür der Verein ſeinen innigſten Dank öffentlich auszuſprechen ſich um ſo mehr gedrungen fühlt, als ſich darunter viele für die Vereinsſammlung neue Exemplare befinden, und gut erhaltene Münzen des Mittelalters überhaupt im hohen Grade erwünſcht ſind.

Klagenfurt, am 18. Mai 1854.

Prof. Graf, Vereins-Mitglied.

Einige andere intereſſante Fundſtücke vom heimiſchen Boden hat der Geſchicht-Verein, gleichfalls vor Kurzem, erhalten.

Fräulein Flora Comteſſe von Chriſtalnigg beſchenkte denſelben mit einem römiſchen, auf dem Helenenberge neulängſt gefundenen Ziegel, welcher die eingeprägte Matrizze (ohne Zweifel die Firma des Ziegel-Fabrikanten) T. ACCI trägt.

Der hochw. Herr Pfarrer von Ottmanach, Jacob Kucher, deſſen beſonderer Güte, eifriger Theilnahme, und Liebe für die Wiſſenſchaft der Verein ſchon mehrere ſehr willkommene Geſchenke, beſonders Anticaglien vom Helenenberge, zu danken hat, erfreute uns neuerlich wieder mit einem Funde aus dieſem claſſiſchen Boden, nämlich mit einem wohlerhaltenen thönernen Urnen-Deckel mit der in erhabenen Buchſtaben aufgeprägten Umſchrift: TITIORVM.

Der hochw. Herr Pfarrer zu St. Michael am Zollfelde, Anton Prettner, widmete der Vereins-Sammlung vier antike, vom Zollfelde herrührende Münzen, unter denen beſonders ein ausgezeichnet ſchöner, wohlerhaltener M. Jul. Philippus (Puter) in Bronce mit ſchöner patina erwähnenswerth iſt.

Indem wir den edlen Gebern unſern herzlichſten verbindlichſten Dank öffentlich darlegen, bitten wir Sie und alle Freunde unſeres Vaterlandes, auf den Geſchicht-Verein mit ſolchen ſtets hochwillkommenen Beiträgen gütig Bedacht nehmen zu wollen.

Die Direction des kärntneriſchen Geſchicht-Vereines.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 43. Klagenfurt, Dienstag, den 30. Mai. 1854.

Franz Xaver Luschin.

Die letzten Tage des vorigen und die ersten Tage dieses Monats brachten der Stadt Görz eine schmerzliche Heimsuchung; der dort residirende hochverehrte Kirchenfürst, dessen Leben ein Vorbild aller christlichen Tugenden war, der hochwürdigste Fürsterzbischof Franz Xaver Luschin wurde nach längerem Unwohlsein am Abend des 20. April von einem heftigen Fieberanfalle ergriffen, der ihn auf ein Schmerzenslager warf, von dem er sich trotz der Anwendung aller nur irgend angezeigten Mittel nicht wieder erheben sollte. In den ersten Stunden des 2. Mai entschlief er, nachdem er die letzten Tröstungen der heiligen Religion empfangen hatte, sanft in dem Herrn.

Der hochw. Fürsterzbischof war der Sohn schlichter, wackerer Landleute, der Bauersleute Leonhard und Katharina Luschin, denen er am 3. Dec. 1781 auf ihrem im Jaunthale in Kärnten gelegenen Bauernhofe geboren wurde; in der Pfarrkirche zu Tainach erhielt er bei der h. Taufe die Namen Franz Xaver.

In ländlicher Einfalt erzogen erregte der heranreifende Knabe allmählich die Aufmerksamkeit der prüfenden Seelsorger der Umgebung, was die Eltern bestimmte, ihn nach Klagenfurt zur Schule zu schicken, wo ihn Talent im Vereine mit Fleiß und Bescheidenheit bald in so hohem Grade auszeichneten, daß seine Mitschüler nach Beendigung der philosophischen Jahrgänge den ihnen lieb gewordenen Luschin zur Fortsetzung der Studien und zum Eintritt in das dortige Seminar bittend veranlaßten, wo er sich durch frommen Sinn, gründliches Wissen und kluges Benehmen bald hervorthat und am 26. August 1804 die priesterliche Weihe erhielt.

Als zweiter Kaplan der Stadtpfarre St. Egiden in Klagenfurt verwendete er sich eifrig für die Seelsorge von Mitte Dec. 1806 bis Ende Jänner 1808. Jede freie Stunde jedoch den tiefern Forschungen in theologischen Lehrfächern widmend, bestand Kaplan Luschin im Jahre 1807 an der Wiener Universität die bezüglichen Rigorosen und wurde am 16. Jänner 1808 zum k. k. Professor der morgenländischen Sprachen und des Bibelstudiums nach Graz ernannt, wo mit seinen wissenschaftlichen Bestrebungen sich eine freiere Bahn eröffnete. Im Jahre 1813 erhielt Professor Luschin den Grad eines Doktors der Theologie. Die wissenschaftlichen Forschungen hatten den gelehrten Priester keineswegs der Seelsorge ganz entzogen und er widmete mehrere Jahre hindurch so manche Zeit als Beichtvater im dortigen Frauenkloster, wobei er stets jene christliche Milde und Klugheit beurkundete, welche einer solchen Obsorge höhere Weihe geben. Auch hielt Professor Luschin vom Jahre 1810 bis 1814 die akademischen Exharten am Grazer Lyceum und wurde vom Collegium der Professoren für das Studienjahr 1815 zum Rektor gewählt.

In Folge so vielseitiger, erfolgreicher Verwendung wurde dem Prof. Doktor Luschin im Mai 1818 das Direktorat der dortigen philosophischen Studien übertragen.

Auch in dieser höhern Stellung entsprach Luschin den gehegten Erwartungen, und als im Jahre 1819 das Bedürfniß eines tüchtigen Referenten der Studien- und geistlichen Angelegenheiten für das Tiroler Gubernium fühlbar geworden war, erfolgte mit Allerhöchster Entschließung vom 6. Jänner 1820 Luschins Ernennung zum Gubernialrathe nach Innsbruck. — In dieser neuen, ungemein schwierigen Stellung bewährte er einen so richtigen Takt und ergiebigen Diensteifer, daß die getroffene Wahl bald auch höchsten Ortes als eine glückliche anerkannt wurde.

Weiland Se. Majestät der väterlich sorgsame Kaiser Franz I. hatte die längere Erledigung des Bisthumes Trient bereits in geeignete Erwägung gezogen; nach gnädiger Würdigung der um Kirche und Staat erworbenen Verdienste, so wie des erprobten Charakters des Gubernialrathes Luschin fand Se. Majestät sich bewogen, denselben am 12. November 1823 zum Fürstbischofe von Trient zu ernennen; Se. Heiligkeit Papst Leo XII. sprach am 24. Mai 1824 die Bestätigung aus.

Nach am 3. October 1824 zu Salzburg erhaltener Consekration zog der Kirchenfürst am 17. desselben Monates unter dem aufrichtigen Jubel der Bevölkerung in seine Residenz ein, woselbst er während der nächstfolgenden 10 Jahre die segenreichste Thätigkeit und eine solche Fülle frommen Wohlthuns entwickelte, daß dem Andenken an seinen Aufenthalt dort noch jetzt die innigste Verehrung dankbar geweiht wird.

Mittlerweile hatte das Königreich Galizien seinem erzbischöflichen Primas durch Versetzung verloren, auf welchen hohen Posten Se. Majestät am 10. Februar 1834 den vielerprobten Kirchenfürsten Franz Xaver Luschin zu berufen geruhte. So ungern derselbe sich von seiner bis-

herigen Diöcese trennte, entsprach er doch allsogleich der Allerhöchsten Bestimmung, verließ Trient am 23. August 1834 und langte nach dem nöthigen Aufenthalte zu Wien am 6. November desselben Jahres in Lemberg an; später bestimmten die Schwierigkeiten der dortigen ökonomischen Verhältnisse den an ergiebige Wohlthätigkeit gewöhnten Prälaten auf jene erhabene Stellung zu resigniren, worauf ihn der Kaiser in seiner Weisheit am 9. Jänner 1835 mit dem eben erledigten Sitze eines Fürst-Erzbischofes von Göz und Metropoliten von Illyrien betheilte, wozu der hl. Stuhl am 9. April desselben Jahres seine Beistimmung gab; am 22. August 1835 feierte Görz die Ankunft seines Kirchenfürsten.

Die seither verflossenen 19 Jahre bilden eine ununterbrochene Reihenfolge des edelmüthigsten Wirkens des hochwürdigsten Erzbischofes, welches den Reichen ein erhebendes Beispiel, den Armen den mildthätigsten Trost und Allen ein ermunterndes Vorbild in frohen wie in bitteren Tagen gewährte. Die bereits bestandenen frommen und wohlthätigen Institute der Stadt fanden in dem hohen Vorstande den werkthätigsten Gönner, während mehrere durch seine Anregung und kräftige Unterstützung ins Leben traten, alle aber unter seiner umsichtigen Leitung bestens gediehen.

Im Jahre 1849 zum Congresse der österreichischen Bischöfe nach Wien berufen, trug Fürst-Erzbischof Luschin zur Aufrechthaltung kirchlicher Ordnung redlich bei, und fand im Umgange mit den versammelten hohen Vätern eine wohlthätige Erquickung für sein durch die Wirren des vorhergegangenen Jahres tief verletztes Gemüthe. — Bei dieser Gelegenheit lernte auch die neue Zeit die Werthfülle des seltenen Mannes näher kennen, und Se. k. k. Apostolische Majestät geruhten denselben zu Ihrem geheimen Rathe zu ernennen, so wie im Jahre 1852 durch Verleihung des Großkreuzes des Leopold-Ordens den unwandelbar treu ergebenen Prälaten der Allerhöchsten Gnade zu versichern.

In seiner äußern Erscheinung vereinte der hohe Kirchenfürst imponirende Würde und klare Besonnenheit mit Milde und herzgewinnender Freundlichkeit gegen Jedermann in so hohem Grade, daß man sich unwillkürlich angezogen und erbaut fühlen mußte. Leutseligkeit und Gastfreundlichkeit waren weitere hervorragende Zierden seines Charakters. Seine Wohlthätigkeit fand nur in den ihr zu Gebote stehenden Mitteln Begrenzung, und seine letztwilligen Verfügungen bezeugen, daß er auch am Schlusse seiner wahrhaft Apostolischen Laufbahn vorzüglich der Armen und wohlthätigen Institute gedachte, ohne hiebei die treuen Dienste seiner unmittelbaren Umgebung zu übergehen.

Ein mit so hohen Tugenden reichlichst ausgestatteter, thatenvoller Lebenswandel wendete ihm eine so innige und allgemeine Verehrung zu, wie sie kaum irgend Jemand zuvor in Görz genossen; das unter der Leitung des Domkapitels von der Görzer Bevölkerung ohne vorhergegangene Aufforderung am 5. l. M. prunkvoll veranstaltete Geleite des viel Beweinten zur Ruhestätte hat hievon den sprechendsten Beweis gegeben. Von den Görzern wird sein Andenken für alle Zeiten unvergänglich erhalten werden.

(Wien. Ztg.)

Des Teufels Erdenfahrt.

Novelle von T.

(Fortsetzung.)

Sie gingen an mehreren Käfigen und Gittern vorüber, aus denen sich hier und dort ein feines Pfeifen vernehmen ließ, und Guntram wies dem Knaben ein Lager an, das aus Strohmatten und Pferdedecken bereitet war. Er legte ihm ein Stück Brot und einen Bissen Hammelfleisch hin, und hieß ihn schlafen gehen. Als der Vogt den Knaben verlassen hatte, kümmerte der sich wenig um Bett und Imbiß, sondern schlich leise durch den langen Gang auf und ab, schaute nun nach den glänzenden Augen der Falken, dann aber aus dem Erkerfenster in die goldenen Sterne, und in den blassen Rhein und die dämmernde Landschaft hinunter. Erst spät gegen Morgen entschlief er.

Sein neues Dasein gefiel Drodat sehr wohl. Der Dienst erforderte nur wenig Zeit, im Uebrigen fragte Niemand nach dem Knaben. Er strich frei durch die Burg und die Gegend herum. Was ihm im Forste als unerreichbarer Reiz der Ferne erschien, wurde nun seine nächste Umgebung; Städte, Schlösser, Ritter und Turniere standen nicht mehr als Bilder der Sehnsucht, sondern als tägliches Bedürfniß seines Lebens vor ihm. Lange blieb er durch den Anblick dieser Herrlichkeit wonnetrunken, aber endlich entstand doch eine Leere, eine Unbehaglichkeit in seiner Brust, die er sich lange nicht zu erklären wußte. Er sah tausend wunschwerthe Gegenstände, aber nichts davon gehörte ihm; Ritter und Reisige sprengten ab und zu, des armen Knaben gedachte keiner; war er denn unsichtbar, daß sie an ihm vorüberschritten und ihm nicht einmal einen Blick des Mitleids zuwarfen? war er ihnen denn so ganz verächtlich, daß keiner auch nur ein Wort jemals an ihn richtete? freilich — er war das arme Waisenkind, das um Gotteslohn gefüttert wurde. Es zuckte durch sein Herz wie tiefes Wehe, er suchte die Einsamkeit. An den Ufern des Rheins irrte er umher, mit den Wellen des Stromes hielt er Zwiesprache, den Lüften klagte er seine Schmerzen. Als er einmal nach Hause ging, begegnete ihm ein alter, hinkender Bettler; der sprach ihn um eine Gabe an, die Bitte erschien dem armen Knaben wie Hohn und doch that es ihm so wohl, daß Jemand auf der Welt ihn in der Lage hielt, etwas zu verschenken, daß ihn irgend Einer für reicher, glücklicher hielt als sich selbst. Er hätte so gern gegeben,

Digitized by Google

verſchenkt, geholfen. Faſt mit Thränen in den Augen geſtand er, daß er ſelbſt nichts habe, gar nichts.

— Hab' ich euch doch für ein Edelkind aus einem der Schlöſſer gehalten, fuhr der Bettler fort und hinkte an Deodats Seite, und mag noch nicht das Gegentheil glauben; iſt euer Wämslein auch nicht fein und neu, hat euer Auge doch etwas Fürnehmes und Stolzes, und euer Wuchs die Haltung des Junkerleins.

Gattſchank erzählte ihm ſeine Lage, ſeine Beſchäftigung und ſeinen Dienſt im Schloſſe.

— Hab' ich's doch gewußt, daß ihr einem armen Alten zu Frommen ſein könnt, Junkerlein; eine Herberge iſt's eben, das ich ſuche; geſtattet mir eine Ecke in eurem Zinnenſtüblein, wo ich meine Glieder ausſtrecken mag, einen Schluck friſchen Waſſers, des Imbiſſes hab' ich ſchon manchen Abend entbehrt.

Deodat ſchoß das Blut in die Wangen, als er ſich ungeachtet der offenen Erzählung ſeines Schickſals Junker nennen hörte; er ſagte dem Alten das Nachtlager zu, und ging mit ihm gegen das Schloß.

Der Falkenjunge wußte die Gelegenheit des Gebäudes; über die ſchmale Wendeltreppe führte er den Greis in ſeine Kammer, gab ihm ſein ganzes Abendbrot, und trat ihm ſein Lager ab. Es war noch zu frühe zum ſchlafen gehen, der Abendſonnenſtrahl hing noch an den Höhen, während in der Niederung ſich bereits die Nebel ſammelten; die Beiden ſaßen am Erker. Der Alte wußte viele wunderbare Hiſtorien zu erzählen, man wußte nicht, waren ſie Wahrheit oder Mährchen. Deodats Aufmerkſamkeit hing an ſeinen Lippen. Unvermerkt hatte auch er ihm die Geſchichte ſeines kleinen Lebens erzählt. Der Alte wiegte den Kopf und meinte, ſein Schickſal ſei kein gewöhnliches; wer könne wiſſen, ob er des Waldmannes Söhnlein ſei, der ihn ſichtbarlich doch nie recht geliebt habe, — ob nicht ein dunkles Geheimniß über ſeiner Geburt liege, das noch einmal für ſein Leben ſich in klarſte Herrlichkeit auflöſen werde.

— Ihr ſeit der zweite, der mir ähnliche Faſeleien vorredet, begann Deodat nach einer Pauſe mit hochſchlagendem Herzen, aber ihr ſprecht in die Luft. Jahre um Jahre vergehen, den alten Gang der Ereigniſſe durchbricht keine Fabel, kein Jubelſchein, und der arme Knabe bleibt wie ehe eine Waiſe.

— Wer weiß, mein ſüßes Bürſchlein, wie nach Alles ſich geſtaltet; gewahr nur des rechten Ortes und der rechten Stunde, ſo kann noch Großes aus Dir werden, ſelbſt wenn deine Geburt niedriger wäre als die eines Wechſelbalgs. Siehe, mein Söhnlein, dort den weißen Fels, an dem der letzte Sonnenſtrahl hängt, der Rhein reißt dort in gewaltiger Brandung ſeine Fluthen herum, aber am Felſen wohnt die ſchönſte Prinzeſſin der Erde. Ihr Haar gleicht dem Golde, ihre Wangen dem Roſenſchein, ihre unſägliche Schönheit läßt ſich mit Nichts vergleichen; dort ſitzt ſie ſchon manch' Jahrhundert und iſt doch jung wie der Maien, dort ſitzt ſie in jeder ſtillen Mondnacht, und kämmt ihr goldenes Haar und ſingt ihr ſüßes Liebelied; in der dritten Nacht des Neumondes aber badet ſich die Lorelei in der Fluth des Rheins, und wer dann ihren Schleier im Erlengebüſch ergreift, dem wird ſie zu eigen, und er der reichſte Graf im Gau, und der Zauberfels verwandelt ſich zum herrlichen Schloſſe und Prinzeß Lorely umfängt ihn als Gemal.

Der Fels der Lorelei ſtand weiß und hell über dem blauen Rheine; der Abend war verloſchen und einzelne Sterne kamen hervor. Durch die Stille der Nacht rauſchten die Fluthen des Stromes, und ein heller Ton drang mitten durch, ſilbern und ſüß, wie Lorelys Lied.

Der Alte ſchwieg, Deodat ſtarrte verſunken in tauſend Märchengedanken hinaus in die Nacht, ihm war's als riefe Lorely ſeinen Namen. Längſt lag der Bettler in ſeinem Winkel, den Knaben überkam kein Schlaf, ein Antlitz ſah auf ihn blas und ſchön wie der Mond, und ein Geſang tönte durch ſein Inneres, dem kein Lied der Nachtigallen gleich kam.

Seit dieſem Abende irrte Deodat öfter als früher durch die Auen des Rheins, er trieb im einſamen Nachen auf ſeiner Fläche und ſtarrte hinauf zum Felſen der Lurley, aber ihr Antlitz erſchien ihm nie, und ihre Stimme erklang nicht wieder. In Mondnächten ſchlich er heimlich am Geſtade, und der Abendnebel, der an den Zweigen des Erlengebüſches hing, ſchien ihm der Schleier der ſchönen Prinzeſſin zu ſein. In ſeinem Innern ſagte ihm eine Stimme, daß doch Alles erlogen und Mährchen ſei, aber die Fabel erſchien ihm ſo ſchön, die Lüge ſo reizend.

Der Bettler kam oft wieder; bald hatte er in der Pfalzgrafenburg freien Eintritt, und ſchlug ſeine Herberge in dem Stübchen des Falkenjungen auf. So oft er kam, war ſein Bettelſack mit neuen Märchen und Hoffnungen gefüllt. Bald wußte er von einem vor Jahren geraubten Kindlein in einer Grafenburg gehört haben, bald wußte er von troſtloſen Aeltern zu erzählen. Deodat horchte bang und begierig, er glaubte ihm zwar nicht, aber doch ließ er es geſchehen, daß der Hinkende ihn oft ſeinen lieben Junker nannte.

Aber die Lurelei ſollte von Deodat bald vergeſſen werden. Der Markgraf hatte eine feſtliche Jagd veranſtaltet; Edle und Herren waren geladen, die Jagd ſollte ſich durch die bequeme Niederung der Rheinauen hinziehen, und um die Damen nicht durch den Lärm der Meute und durch das Blut des Wildes zu erſchrecken, ſollte ſich diesmal die Jagd nur auf die Beize mit Edelfalken beſchränken. Mehrere Tage hindurch mußte Deodat die Schellenhauben glänzen, die Kettlein und Griffe poliren und endlich am frühen Morgen war den Herrſchaften mit ſeinem wohlgehaltenen Falkenvolke erſcheinen. Im grünſammtenen Jägerkleide ſprengten die Ritter vorüber, herre-

Digitized by Google

liche Zelter trugen ſchöne Frauen, und Jede empfing aus Deodats Händen, der für heute ein neues Wams bekommen hatte, einen zur Jagd abgerichteten Falken, wie der Haushofmeiſter ihm vorher die Weiſung gegeben hatte. Ritter und Damen waren vorbeigeſprengt, aber der weiße Königfalke, Deodats Liebling, war nach des Haimeiſters Anordnung noch an Niemand gegeben worden. Nun ſprengte ein ſchneeweißer Zelter herbei, Deodat hatte nur mehr den letzten Falken, das edle Roß hielt vor ihm, er ſchaute empor und zwei blaue Kinderaugen lächelten ihm entgegen, goldene Locken umſpielten das Engelsköpfchen, nur das ſchalkhafte Lächeln und das feine Erröthen, das über des Fräuleins Geſicht flog, als Deodat ſo ſtarr zu ihm emporblickte, verrieth, daß es weder Engel noch Kind mehr ſei. Deodat reichte ihr mit blöder Verbeugung den Falkenkönig, mit ſüßem Lächeln empfing ſie ihn, nickte wie dankend gegen ihn, ſtreichelte das ſchneeweiße Gefieder des Vogels und ſprengte nun von ihrem Stallmeiſter begleitet zum Jagdzuge. Deodat ſtarrte ihr nach; nur ein Blick war's, eine Bewegung, ein Lächeln, das er geſehen, und doch dünkte ihm, daß er die Herrlichkeit des Himmels geſchaut habe. Er ſtand noch regungslos, als Meiſter Guntram, der das Schloßthor hinter dem Jagdzuge ſperrte, zurückkam.

— Nicht wahr Junge, ſolche Pracht haſt du noch nie geſehen, wohl nicht geahnt: wie die Herren zu Roſſe ſaßen, wie ſchön die Damen waren, wie koſtbar Zügel, Jagdſchmuck und Geſchmeide.

— Um Gott, Meiſter Guntram, wer war das Frauenbild, daß den Edelfalken nahm?

— Kennſt du das Pfalzgrafenkind nicht, unſ're ſchöne, holde Mathilde? Es thut einem alten, treuen Diener wohl, das dritte Geſchlecht dieſes erlauchten Hauſes aufkommen zu ſehen. Kaum ſchaukelte ich unſ're Mathildis noch auf meinen Knieen, und nun wächſt der zwölfjährige Kuklindlewelt ſchon heran wie ein pures Jungfräulein. Gott ſegne es!

Der alte Diener wendete ſeine Schritte in die Hallen der Burg; aber Gottſchank war es zu eng im Schloſſe, er ſchlich hinaus in die Wälder, in die Auen, wo vom weitem die Freude der Jagd erſcholl. Wie war es möglich, daß er Mathilde ſo lang nicht geſehen hatte? Er ging am Felſen der ſchönen Lore vorüber, das Märchen war ihm entzaubert, der Fels blieb ihm heute todtes Geſtein, Lorelei ein leerer Klang, und der geheimnißvolle Laut an der Stelle die Stimme des Windes, das Rauſchen der Wogen. Er hatte das Herrlichſte geſehen, daß die Welt tragen konnte, und dieſes Herrlichſte gehörte dem Leben, der Wirklichkeit an. Begeiſtert und doch traurig ſchlich der arme fünfzehnjährige Knabe durch die Einſamkeit; ach wär' er der Sohn eines dieſer Ritter geweſen, der reichſte Graf im Lande, wie hätte er ſich Mathildis verdienen gewollt, wie ſelig, wie glücklich hätte er werden können.

Gottſchank wurde nun ſchwermüthiger als je. Stundenlang ſchlich er heimlich durch die wilden Gänge des Gartens, und ſeine Seele zitterte, ſo oft ein Fenſter klang, ein Fußtritt rauſchte. Manchmal an ſchönen Abenden ſchloß Mathilde ihr Fenſter auf, ſie neigte ſich hinunter in's Thal, und ihre Blicke lächelten über die Gegend; manchmal am Arme ihrer Edeldame kam ſie hinunter in den Garten; ihre Geſtalt ſchwebte wie ein beſeligender Zauber an den dunklen Taruswänden vorüber, im Roſengebüſche hielt ſie an, und ſie war ihre Königin; ſie blickte in die Strahlen des Springquells, und ihre Gedanken ſchienen reiner, fröhlicher als ſeine fliegenden Wellen. Durch das Dornengebüſch an der Seite ſchlich Deodat wie das Wild des Waldes; ſie ſchien ihm ein wandelnder Engel, ein Segen des Himmels zu ſein. Einmal beach ſie eine Roſe; als ſie ihren Duft einſog, und ſie näher betrachtete, ſah ſie ein welkendes Blatt daran; ſie riß es aus und warf es von ſich; ſobald ſie vorüber war, ſprang Gottſchank aus dem Buſche, und nahm es auf wie einen Schatz der Erde. Er wußte ſich von Gunteam die Erlaubniß zu verſchaffen, die Singmeſſe an Sonntagen in der Burgkapelle zu hören. Im dunklen Winkel kniete er, und ſtarrte hinauf in das Oratorium.

Mathildis kniete an der Seite ihrer Mutter. Rein und zart glänzte die weiße Kinderſtirne aus dem Schleier, die feinen Hände waren fromm gefaltet, ihre Augen blickten aufwärts und ihr Gebet war ein Lächeln. Deodat glaubte die Glorie des Himmels geöffnet zu ſehen.

So verglingen Monate; da entſtand plötzlich auf der Pfalzgrafenburg ein Treiben und Lärmen, das ſelbſt der träumende Deodat nicht überſehen konnte. Gemächer wurden bereitet, Säle und Höfe gefeuert; man erwartete vornehme Fremde, der Grafenjunker Otto, Mathildens Verlobter, ſollte mit ſeinen Eltern zum Beſuche kommen. Wie ein Blitz fuhr es durch Gottſchank's Innerſtes, kein haßwerther's Weſen gab es für ihn auf der Erde, als dieſen Otto. Nun erſt wußte er, warum Mathildis die letzte Zeit ſo traurig ſchien, wenn ſie ſich in's Thal herniederneigte, oder durch die Lauben des Schloßgartens ging, nun erſt konnte er ſich Mathildens Konterfei erklären, daß er einſt im Rittersaale geſehen hatte: ſie war als kleines Mädchen abgebildet, ſaß im weißen Kleide auf einem kirſchrothen Sammetpolſter, es waren dieſelben lieben Züge die ſie noch jetzt hatte, aber eine goldene Kette lief von einem Arme zum andern, und eine Thräne ſchien ihm hinter dem folgſamen Lächeln zu zittern: Mathildis war eine Verlobte, und Ketten aus Gold ſind nicht minder drückend als gemeine. (Forts. folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 44. Klagenfurt, Sonnabend, den 3. Juni. 1854.

Des Teufels Erdenfahrt.

Novelle von T.

(Fortsetzung.)

Endlich erschien der Tag, an dem Graf Otto ankommen sollte. Deodat flab in die Wildniß des Gebirgs; aber von weitem sah er den Staub von der Heerstraße aufliegen, Fahnen grüßten von den Zinnen der Rheinburg, nun tönte ein langgehaltener Trompeten- und Paukenwirbel herüber: — Otto war in der Burg angekommen.

In schwermüthiger Traurigkeit verzingen Deodat diese nächsten Tage; an Prunk und Festen wollte er keinen Antheil haben; heimlich schlich er durch die Hallen und floh, so oft es ihm möglich war, in die Einsamkeit der Wälder; er mochte den Junker nicht sehen!

Alle lobten dessen schlanken Wuchs, seine stolzen Züge, seine vornehme Haltung; das Feuer der Eifersucht glühte durch Gottschanks jungen Busen. In finstern Gedanken schritt er einmal durch den Burggang, er bog um die Ecke und prallte zurück. Sein Ebenbild stand vor ihm: nur schienen die Züge feiner, das Wams war aus hellem Sammet mit Silberspangen besetzt, und statt des rothen Haares theilten sich zierlich hellbraune Locken um die weiße Stirne. Es war Graf Otto. Erstaunt und finster starrte ihn Gottschank in's Angesicht, auch der junge Graf schien überrascht; Gottschank grüßte nicht, und Eitelotto ging stolz vorüber.

Diese Aehnlichkeit ließ Otto in des Knaben Augen nur noch hassenswerther erscheinen; nicht nur Mathildis entzog er seine Sehnsucht für immer, auch seine Gestalt, sein Antlitz schien er ihm gestohlen zu haben, um sich damit in ihr Herz einzulügen. Er hätte ihn erwürgen, er hätte ihn alle Qualen erdulden sehen mögen!

Dem Grafenjunker zu Ehren ward wieder große Falkenjagd gegeben. Gottschank stand wieder im Burghofe mit seinem Falkenvöklein, und die Herren und Damen ritten herüber. In seinem Innern schwankte ein dumpfer, schwarzer Nebel, der ihm fast das Bewußtsein raubte, aber darunter zuckte sein Herz in nie gefühlten Schauern. Der Jagdzug war diesmal noch glänzender, als das letzte Mal; die zwei verlobten Kinder ritten an der Spitze der Schaar. Mathildis war schön wie ein Engel. Nun hielt sie vor ihm; der Hausbofmeister befahl dem Jungen, ihr den gewohnten weißen Königfalken zu reichen. Gottschank bog ein Knie, und gab ihr das Thier, und wieder errötbete Mathildis, und wieder dankte sie lächelnd und freundlich, aber ein Zug um die Lippen, ein feiner Nebel in den Winkeln des Auges schien unendliches Mitleid zu erheischen. Gottschank starrte bewußtlos vor sich hin; Eitelotto wartete ungeduldig seines Falken.

— Nun träger Bursche, raunte ihm Gunram in's Ohr, wird's werden?

Deodat blieb unbeweglich.

— Ist man so sparsam auf der Rheinburg mit Dienern, fuhr der gräfliche Knabe auf, daß man Blödsinnige unter die Dienstleute nimmt?

Gottschank rührte sich nicht, sondern sah ihm nur stolz und trotzig in's Gesicht.

— Beug' dein Knie, toller Bube! schrie der Hausbofmeister, und reiche dem edlen Grafen den Falken.

Deodat gehorchte nicht, und blickte zornig um sich.

— Der Bube hat den Koller bekommen, lachte der Junker aufgebracht, und schlug ihm mit der Reitgärte in's Angesicht.

Deodat verzogen die Sinne; er hatte nur noch des Bettlers schadenfrohes Gesicht ihn von der Seite angrinsen gesehen, und seine heisere Stimme kreischen gehört: Ist das ein Ritterschlag, fein Edeljunkerlein?

Nun raffte sich Gottschank empor, in seinen Adern rollte das Feuer der Wuth, seine Sehnen spannte die Kraft des Hasses; er streckte die Arme aus, faßte das Gräflein, riß es vom Pferde, und schleuderte es weit hinaus über die Quadern des Schloßbofes.

Ein Schrei der Ueberraschung des Entsetzens gellte durch die Menge, alle sprangen dem blutenden Junker bei, Deodat floh im blinden Instincte durch die Hinterpforte, und kroch in die Dornen des Geheges. Bald sprengten Reiter an dem Gebüsche vorüber, sie waren ausgeschickt, den Verbrecher zu suchen. Deodat schwebte in der Gefahr des Todes, aber das Gefühl befriedigter Rache that seinem Innern so wohl, sein Herz schwelgte am warmen Dufte des Bluts seines Feindes.

Die Sonne sank unter, die Zinnen der Rheinburg funkelten im Abendstrahle. Deodat schlich aus seinem Verstecke hervor, es schien ihm gerathen, seine Flucht

fortzuſetzen. Er ward ſich bewußt, daß er dieſe Mauern das letzte Mal ſah, daß Mathildens Bild ihm auf immer entſchwunden ſei. Er ſtieß hinaus in den Wald; was machte es auch, wenn ſie ihn einfingen, wenn ſie ihn dann erſchlugen, — vielleicht hätte er auf dieſe Weiſe doch ſie noch einmal geſehen. Das Gefühl ſeines Verlaſſenſeins, der fortwährenden Einſamkeit mitten in einer bevölkerten Welt überkam ihn; Deodat weinte: und ſollte eine Waiſe nicht weinen, ſelbſt mitten unter den Feſten der Freude?

Es war finſter geworden; das Gethier des Waldes hatte ſich im Dickichte verſteckt, durch die Wipfel des Forſtes ſchwirrte nur hie und dort der träge Flügel der Eulen. Deodat irrte in trübem Beüten weiter. Da ward plötzlich ſein Name nicht weit hinter ihm gerufen; er hielt an; wiedre rief ihn dieſelbe Stimme, und bald wurde im ungewiſſen Lichte des Mondes die bekannte Geſtalt des Bettlers ſichtbar. Deodat ſah ihn ohne eine Regung ſeines Innern nahen; mit der Furcht, ſo wie mit der Haffnung war er quitt; ſie hatten ihre Macht über ihn verloren.

— Hab' ich euch endlich doch getroffen mein liebes Gottſchank, begann der Bettler, dachte wohl, daß ihr dieſen Weg einſchlagen werdet, und mein Auge war das einzige, das euch in das Lager des Dornbuſches huſchen ſah.

Deodat ſchwieg, und ging weiter; der Bettler ſchritt an ſeiner Seite.

— Habt euch brav gehalten, Bürſchlein, begann er wieder, meiner Seele! das Grafenkind wird davon zu erzählen haben. Das ihr's nur wißt, iſt ihm ein Aermlein gebrochen, und der Kopf blutrünſtig über und über.

Gottſchank gab noch keine Antwort, und der Bettler begann von Neuem: Bin des Weges kundig, durch's ganze Gebirge, viele Meilen im Umkreiſe will ich euch führen und leiten; aber damit ich nicht hinter euch zurück bleibe, muß ich wohl meines krummen Beines bar werden.

Dabei nahm er ſeine Krücke, und ſchleuderte ſie in's Gebüſche. Er ſchritt nun gerade und kräftig an Deodats Seite.

— 's iſt ein Kunſtſtücklein, das ich gegen die böſe Welt erfunden, mit zwei geraden Beinen müßt' ich erhungern; dem Stelzfuſſe werfen ſie jemanchmal einen Biſſen zu, den ſie ſelbſt nicht mehr brauchen können, 's heißt dann: um Gottes Lohn.

Deodats Gefährte ſchwätzte ſo lange, und ſo anziehende Sachen, bis es ihm endlich gelang, auch dieſen in ſein Geſpräch zu verwickeln. Er erzählte von dem Glanze des Reichthums, von der Herrlichkeit des Adels, daß Gottſchanks Gedanken nach und nach verſtrickt wurden, und er ſich endlich geheimee Seufzer nicht erwehren konnte. Sie ſchritten dabei rüſtig vorwärts, und hatten in einigen Stunden einen weiten Weg zurückgelegt. Nun begann der Bettler von der Schönheit der Frauen zu ſprechen, und wie Lieb' und Treue nur um Gold käuflich und feil ſeien. Die Farben ſeiner Rede waren glühend, ſeine Züge kräftig und treffend. Deodats Sinne erhitzten ſich nun gar, als er von Mathildis zu ſprechen begann. Er nannte ſie unbedenklich die ſchönſte der Frauen, pries ihre blauen Veilchenaugen, ihr goldenes Haar, und endete damit, daß er Deodat verſicherte, daß er ſeine Liebe ſüe ſie längſt entdeckt habe, daß er gewiß wiſſe, daß auch ſie ihm in Liebe ergeben ſei.

— Bei den Heiligen des Himmels! rief Deodat, wäre es möglich?

— Glaubt mir; ich verſtehe mich auf die Weiber! habt ihr den Blick vergeſſen, mit den ſie euch ſtets anſah, das Auge, das nur wegen euch ſo zärtlich und trübe in das Thal hinunter ſchmachtete, die Gluth des erſten Verlangens, die in eurer Gegenwart ihre Wangen beflog? Und das that das Mädchen — das Kind; wäre ſie erſt zur Jungfrau geworden, ſie wäre euer geweſen!

— Mathildis, Mathildis! rief Deodat in der Wonne, im Schmerze der Rückerinnerung. es iſt nicht möglich, daß mich der Engel liebte!!

— Nach Eines, Deodat! und dann zweifelt, wenn ihr noch länger könnt: als euch der Junker in's Angeſicht ſchlug, ſchaffen die Thränen aus ihren Augen, die ſtolz und zufrieden leuchteten, als ihr ihn dann in den Sand ſchmießet; und nicht auf ihn fiel ihr Blick, er folgte euch; und Freude zeigte ſich darin, als ihr entflohet, als ihr bald den Häſchern ſpurlos verſchwunden wart.

— Thränen hatte ſie um mich in den Augen, ihr Blick lobte meine That, mich verfolgte ſein Schimmer, — o Mathilde, Mathilde! und doch ewig für mich verloren!

— Närrchen! ſchwatz' nicht, was du nicht verſtehſt! warum für dich verloren? iſt Mathilde nicht noch ein Kind; Jahre müſſen vergehen ehe die Verlobte des Junkers Gemahl wird; Jahre aber ändern viel, und des Menſchen Wille iſt mächtig.

— Jahre ändern viel — und der Wille iſt mächtig — wahr, wahr! und doch wird kein Jahr erſcheinen, daß ſie mir vereint, kein Wille der Welt kann ſie ihren Aeltern abtrotzen!

— Das wird ſich finden, Deodat! zur rechten Stunde ſiehſt du mich wieder. Den Funken des Hohen bewahre in dir, und ſie wird einſt dein! — Gehe dieſen Weg vorwärts, Deodat, und vertrau deinem Schickſale. Was der Augenblick verlangt, das thue. Leb' wohl.

Der Fremde verſchwand. Deodat tappte am Waldpfade weiter. Er fand ſich in einem Farſte des Flachlands; unwillkührlich ging er ohne Aufenthalt fort. Erſt mit dem nahenden Tage endete der Wald. Die Sonne ſtieg vor ihm empor, eine fremde Gegend umgab ihn. Hinter ihm ſtanden die kräftigen Tannen des Hochwalds,

Digitized by Google

er sah freundliche Hütten in den Auen, einzelne schöne Burgen auf den Hügeln. Dem Befehle des Geheimnißvollen getreu schritt er den ganzen Tag an demselben Wege vorwärts. Als die Sonne sank, glänzten ihre letzten Strahlen an den Giebeln mehrerer Kirchthürme, gewaltige, ausgedehnte Mauern wurden sichtbar. Deodat stand an den Thoren einer Reichsstadt.

Er trat ein. Das Schauspiel, daß sich darbot, war ihm neu. Lange Reihen wohlhäbiger Häuser standen aneinander, Buden mit köstlichen Geräthschaften lagen an der Seite, und freundliche Leute, zwar nicht im Glanze ritterlicher Waffenrüstung, aber doch mit allen Zeichen des Wohlstandes versehen, gingen ruhig und bekannt aneinander vorüber. Am Ringe stand ein mächtiges Gebäude, das Thürme und Zinnen besaß, und dem die auf und nieder schreitenden Wachen fast das Ansehen einer Ritterburg gaben, und doch war es keine; unweit davon wies ein Dom seine ungeheuren künstlich gethürmten Massen. Deodat hielt an, eine tiefe Glocke läutete eben den englischen Gruß, und alsobald traten hie und dort rüstige Gesellen, den bedächtigen Meister an ihrer Spitze, aus den Häusern. Heitere, bequeme Hauswirthinen saßen auf den weißen Steinbänken, und hinter den blühenden Nelkenkrügen erschienen Gesichter, die den Liebreiz der Jugend mit dem Reize der Neugierde und Schalkhaftigkeit verbanden. Deodat hatte so Vieles zu betrachten; allmälig schwand der Strahl der Sonne von den Gebäuden, nur noch die Goldspitze des Doms schimmerte und daneben der frühste Stern. Er schlich durch die Gassen, an den freundlichen Vorgärtchen vorüber, und hielt hie und dort an, um ihm völlig Neues zu betrachten. Es war schon dämmerig in den Gassen, da hielt er vor dem riesigen Lindwurm an, der in grauem Stein gehauen an einem freien Platze stand, und betrachtete den Wasserstrahl, der aus seinem gähnenden Rachen hervordrang.

Ein wohlbeleibter Mann trat zu ihm vor; das reinliche Schurzfell verkündete den Werkmeister, das sammt'ne Käpplein mit Dachsfell verbrämt und das fette glänzende Gesicht den wohlhäbigen Zunftmann.

— Ihr seid wohl fremd hier, und wollt euch die Raritäten und Herrlichkeiten unſ'rer Reichsstadt betrachten? Thut wohl daran, junger Mensch, wir haben deren durch des Reichs und löblichen Magistrats Fürsorge genug: dieß z. B. ist das Wappenschild der freien Stadt, ein erstaunlicher Lindwurm mit sieben Zähnen in jeder Kinnbacke, — dort ist unser Münster, an dem bei dreihundert van der Bauhütte siebenzig und sieben Jahre gefördert haben; das gewaltige Zwinghaus daneben ist gemeiner Bürgerschaft Rathhaus; mögt es immer betrachten, saß der Landgraf von Homburg drei Monden drinnen fest.

Gottschank folgte mit den Augen der Rede des Reichsstädters, und wußte ihm nichts zu erwiedern. Nach einer kurzen Pause meinte dieser, er suche wohl das Haus irgend eines Zunftherrn oder Bekannten, und als es Deodat verneinte, pries er ihm die Herberge zum Reichsapfel an. Deodat gestand ihm seinen Geldmangel. Der Alte schmunzelte; und als ihm nun Deodat nicht zu sagen wußte, wer er sei, woher er komme und wohin er wolle, da wiegte er bedenklich den Kopf, und betrachtete den jungen Menschen vom Scheitel bis zur Ferse.

— Ja, sag' mir, Bursche, begann er bald darauf wahlmeinend, nicht wahr, vom Himmel bist du denn doch nicht gefallen, so mußt du dennoch wissen, wie du hieher gekommen bist.

Deodat erzählte ihm das Mittheilbare aus seinem Leben.

Der Meister schüttelte den Kopf, und begann nach einer Pause: Für einen Lügenbold hast du mir ein zu ehrliches Gesicht, auch wären deine Abenteuer zu unvortheilhaft ausgedacht; ich glaub' dir also, und sa du die Nacht bei Markus Gansmaier dem Waffenschmiede und Ziselirer zubringen willst, so tritt ein mein Sohn, hier ist meines Hauses Schwelle, und morgen wird Gott Rath schaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Krystallpalast in London.

Der Krystallpalast zu London, welcher im Jahre 1851 der großen Weltindustrieausstellung zur Stätte diente, lebt noch in der Erinnerung der Zeitgenossen. Bekanntlich faßte eine Gesellschaft unternehmender Männer den Gedanken, dieses höchst interessante Denkmal wieder neu zu erbauen und soll die Wiedereröffnung desselben bereits am 25. Mai d. J. stattgefunden haben. Mehrfache Rücksichten haben eine Veränderung und Vervollkommnung des ursprünglichen Bauplanes veranlaßt, so daß das neue Gebäude sowohl im Innern als von Außen jedenfalls noch imposanter sich darstellen wird. Wir halten es für angemessen und nützlich einem Berichte der Direction, welcher uns zur Einsicht vorliegt, die wichtigsten und auch für das österreichische Publikum interessanten Angaben und Mittheilungen zu entnehmen, um dir Kenntniß über den Zweck und die Einrichtung eines Unternehmens zu verbreiten, welches für Kunst, Naturwissenschaft und Industrie jedenfalls bedeutend und wohlthätig anregend zu werden verspricht.

Im Zusammenhange mit der Lehrabtheilung des neuen Krystallpalastes hat sich die Direction angelegen sein lassen, im Innern des Gebäudes eine systematische Zusammenstellung von naturgeschichtlichen Gegenständen vorzubereiten, wie sie bisher weder in England noch in irgend einem anderen Lande versucht worden ist. Auf dem Gebiete der Naturgeschichte wird die ethnologische Sammlung eine der hervorstechendsten und interessantesten Abtheilungen bilden. Bisher ist noch niemals der Versuch gemacht worden, in einem Museum Modelle der verschiedenen Varietäten der Menschenracen in ihrer Natio-

naltracht, mit ihren Haus- und Ackergeräthe, ihren Waffen, Wohnungen, Fuhrwerken und anderen hieher gehörigen, charakteristischen Gegenständen daezustellen; unter der Oberleitung und persönlichen Mitwirkung eines so ausgezeichneten Ethnalogen wir Dr. Latham, läßt es sich indessen nicht bezweifeln, daß alle diese Gegenstände demnächst die Räume des Gebäudes schmücken, und daß die Besucher sich schon bei Eröffnung desselben des Anblickes eines sehr großen Theiles einer vollständigen Sammlung erfreuen werden. Die lebenden Pflanzen werden so aufgestellt und vertheilt werden, daß durch die Anordnung selbst die Eigenthümlichkeiten, welche die Flora der verschiedenen Theile der Welt charakterisiren, in's Auge springen. Zu diesem Ende wird die Oberfläche unseres Weltkörpers in Regionen oder Naturländer, so wie sie sich durch besondere Gattungen von Thieren und Pflanzen von einander unterscheiden, eingetheilt werden, und die Aufstellung sämmtlicher Specimina der Naturgeschichte wird daeauf berechnet sein, diese Ländergebiete in derselben Weise, wie die Natur sie auf unserer Erdkugel abgetheilt und mit den verschiedenen Species der drei Naturreiche geschmückt hat, gehörig zu erläutern. Daneben werden zur Zoologie Specimina derjenigen Vierfüßler, Vögel, Reptilien, Fische, Mollusken nno Insecten aufgestellt werden, durch welche die ihnen angehörigen Ländergebiete sich am bestimmtesten charakterisiren.

Die Geologie wiro durch eine Reihe geologischer Veranschaulichungen, welche denen der physischen Geografie entsprechen, und zwar nach einem Maßstabe, den aus Mangel an Raum bisher noch kein Museum der Geologie erstreben konnte, vertreten sein. Hier sollen nämlich nicht blaß die mannigfachen Formationen der Erdkruste verschiedener Länder, sondern auch die geologischen Strato einzelner besonderer Puncte zur Veranschaulichung gebracht werden, sorgfältig gearbeitete Modelle zur Verdeutlichung der Arbeiten in Bergwerken nnd Steinbrüchen, zur Erläuterung der Wirkungen van Vulkanen und Erdbeben, und zur Beleuchtung der praktischen Bedeutung der Geologie in Bezug auf die Anlage von Brunnen, Wasserleitungen, Schachten u. s. w. aufgestellt werden. Den anziehendsten Theil dieser Sammlung werden ahne Zweifel die fossilen Thiere der verschiedenen geologischen Perioden bilden. Hier werden lebensgroße und vollständige Modelle des Mastodon, Megatherion, Ichthyosauros, Plesiosauros und anderer kolossalen Gebilde der Vorwelt in Verbindung mit den Felsarten, in welchen die Ueberreste derselben sich finden, aufgestellt werden.

Was nun die hauptsächliche Bestimmung des Unternehmens in industrieller Hinsicht betrifft, so besteht sie nach der Eröffnung der Direction selbst daein, dem Gedanken einer „Weltmesse" oder eines „Völkerbazars" im vollen Sinne des Wortes zu verwirklichen. Es soll den Künstlern, Fabrikanten, ja jedem Arbeiter in irgend einem Industriezweige, der in seinem Fache einen hohen Grad der Vollkommenheit errungen hat, das geeignetste Mittel dargeboten werden, seinen Leistungen die gebührende Anerkennung zu sichern.

Nach dem ursprünglichen Plane der großen Ausstellung des Jahres 1851 waren der vollen commerciellen Entwickelung derselben zu einer „Weltkenntniß" bescheänkende Grenzen gesetzt. Der Verkauf der ausgestellten Gegenstände innerhalb des Gebäudes selbst war untersagt; die Verkaufspreise, ein so wichtiges Element in der vergleichenden Würdigung vielfach begründeter Ansprüche, durften nicht öffentlich bezeichnet werden, während die Verheißung bedeutender Geldpreise und Ehrensolde als das wirksamste Mittel, den Wetteifer der Aussteller anzuspornen betrachtet wueden; die Erfahrung lehrte jedoch, daß diese Bestimmungen ihrem Zwecke nicht sonderlich entsprachen.

In dem neuen Krystallpalaste, welcher offen und unverholen als eine commercielle Unternehmung vor das Publikum tritt, kann kein Grund für die Aufrechthaltung jener Beschränkungen stattfinden, kein Geund, weßhalb Käufe und Verkäufe nicht öffentlich und nur unter den für dir Aufrechthaltung der Ordnung nothwendigen nnd für die Sicherung einer vorzüglichen Auswahl in den ausgestellten Artikeln wünschenswerthen Einschränkungen abgeschlossen werden sallten. Von diesem letzteren Gesichtspunete aus haben sich dir Directaren nur die unbeschränkte Freiheit varhalten, bei jedem an sie gerichteten Gesuche um Anweisung van Raum, diejenigen Bestimmungen festzusetzen, welche ihnen geeignet scheinen mögen, die Ausstellung unpassender aber unzulänglicher Artikel zu verhindern; innerhalb dieser allgemeinen Beaufsichtigung indessen ihren Wunsch ausgesprochen, alle in den verschiedenen Abtheilungen des Gebäudes diesem Zwecke entsprechende Räumr den Ausstellern so offen nnd frei als möglich zur Benutzung anheim zu stellen. (Oest. Corr.)

Notiz.

— Ein Schreiben aus Neapel berichtet über einen Unglücksfall, der einem deutschen Reisenden beim Besteigen des Vesuvs betroffen hat. Herr v. Delius aus Bremen hatte sich am 11. d. M. in Begleitung einiger deutschen Landsleute auf den Vesuv begeben. Als die Gesellschaft in den erloschenen Krater hinabstieg, trat Herr Delius dem Abgrunde zu nahe, einige Steine wichen unter seinen Füssen, er verlor das Gleichgewicht und stürzte in die Tiefe hinab. Seine Begleiter waren sofort bemüht, ihm schnelle Hilfe zu schaffen, da man sein Stöhnen deutlich vernahm und sich daher Hoffnung machte, sein Leben zu erhalten. Nachdem Stricke herbeigeschafft worden, ließen sich mehrere Menschen in die Tiefe hinab, fanden aber den Unglücklichen schon lebenslos. Aeußere Spuren der Verletzung wurden an dem Leichnam nicht aufgefunden, so daß eine Sprengung der Gefäße oder Eingeweide den Tod herbeigeführt zu haben scheint.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 45. Klagenfurt, Dienstag, den 6. Juni. 1854.

Fercher von Steinwand. *)

(Aus dem Wanderer.)

Das Vollkommene wie das Ganzschlechte in der Kunst und Dichtung gleichen sich darin, daß an ihnen die Eigenthümlichkeit als solche nicht zur Erscheinung kommt: beim Vollendeten nicht, weil dieses die Eigenthümlichkeit im künstlerischen Bildungsproceß völlig verarbeitet und so das Individuelle mit dem Allgemeinen zur wahrhaft schönen Einheit verschmolzen hat, beim Ganzschlechten nicht, weil dieses von vorneherein keine Eigenthümlichkeit besaß. Die acute Eigenthümlichkeit charakterisirt in der Geschichte sowohl des Individuums als der Völker den Uebergang. Nun macht aber jeder normale Mensch von poetischer Innerlichkeit in seiner Weise die Literaturgeschichte seines Volkes, ja in einem weiteren Kreise selbst die Geschichte der Weltliteratur in sich durch. Da ist Keiner, der nicht zu seiner Zeit Hainbund, Rationalismus, Sturm und Drang und die classische Periode in sich selbst durchlebt und nach Umständen erschöpft hätte. Es ist dies auf geistigem Gebiet dasselbe nachbildende Wiederholen der großen Gestalten im Kleinen, dem man in gewissen Formspielen der Natur so oft begegnet. Auch wäre es nicht so schwer, wenn es uns nur der Raum erlaubte, diese Erscheinung an unseren größeren Poeten selbst bis in's Einzelnste nachzuweisen. Uns genügt es hier, den Punct gefunden zu haben, von dem aus der Poet, dessen Namen an der Spitze dieser Zeilen steht, zu beurtheilen ist.

In jüngster Zeit ist man zu wiederholten Malen in Albums und poetischen Sammelwerken auf Gedichte gestoßen, deren Verfasser sich Fercher von Steinwand nennt. In allen spricht sich ein merkwürdiger Ungestüm aus, dem eine stämmig gedrungene, ganz lapidarische Ausdrucksweise zu Gebote steht. Das Wesen dieser Dichtungen erinnert an die heißblütigsten Erzeugnisse der Sturm- und Drangperiode. Fercher scheint noch mitten in Sturm und Drang zu stehen, freilich ist es nicht mehr jener von Anno Neunzig, er hat ganz andere Stoffe zum Inhalt, aber die Art der Kundgebung und die Spannung in den Bestandtheilen dieser Individualität ist ganz dieselbe. Reflexion und echte Poesie liegen noch im kaeten Strauß. Die Bilder jagen in reckenhaften Ingeimm hintereinander her, und eines verschlingt auch richtig das andere. Der Aufwand im Ausdeuck steht in keinem künstleeischen Verhältniß zu dem, was er zu bezeichnen hat. Zwar bekundet die Wildheit des Ausdrucks eine große Kraft, die dahinterliegt, allein im Reich des Schönen gilt nur, was zur Erscheinung kommt. Was Einer zu seinem Werke hinzudenkt und hinzuempfindet, kommt nicht in Betracht.

In einer gewissen Periode der Erdbildung war die Stoffmasse, aus welcher dieser Körper sich später abschloß, in einem furchtbaren Gäheungsproceß begriffen. Das Durcheinanderwogen der glühenden Massen mag in seiner Ungeberdigkeit colossal, grauenerregend, schrecklich groß gewesen sein, aber schön wuede die Eede erst, da allmälig die Obeefläche in einer edlen Gliederung ruhige Form und Wohlgestalt gewann, die wieder von den harmonischen Verhältnissen Zeugniß gaben, zu denen sich das Innere der Erde nach großen Gesetzen verfestigt und geläutert hatte. Nur einzelne Berge haben sich das Vevilegium, mit glühendem Gestein und geschmolzenem Erz titanisch um sich zu werfen, bis auf diese Zeit bewahrt. Dies sind die Sonderlinge unter den Bergen, gefürchtet und angestaunt, aber ewige Zerstörer ihrer Umgebung, kein Gegenstand, an dem das Auge mit schönheitlichem Wohlgefallen verweilt.

Fercher's Talent steht in voller Gährung. Möge er nur nicht vergessen, daß die Gährung selbst nicht das Ziel der Gährung ist, und möge er sich nicht von blasirten Feinschmeckern beieren lassen, die den Schaum, der den Stöpsel aus dem Spundloch des Fasses treibt, für was Größeres, Höheres halten, als den klaren goldenen Wein im Glase. Einer so tüchtigen Kraft gegenüber wäre es wenig passend, über einzelne Ausdeücke und Wendungen zu rechten, deren sich der Poet zur kräftigsten Veranschaulichung seiner Gedanken bedient, wenn hier nicht der wüste Ausdruck eben eine gar zu wichtige Rolle spielte. Scheint doch der Dichter mit selbstgefälligem Behagen in der Wichtigkeit seiner substantivischen und adjectivischen Neubildungen, die nicht immer ganz in Logik oder reiner Fantasie empfangen sind, sich selbst zu ge-

*) Das Feuilleton des Wanderers vom 24 v. M. bringt obenstehenden Aufsatz, der auf ein neues Dichtertalent aufmerksam macht. Wie wir erfahren, ist der pseudonyme „Fercher von Steinwand" ein Kärntner.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

nießen, und von der dem wahren Talent nicht geziemenden Frivolität der Reflexion und von Blasirtheit nicht weit entfernt zu ſein. Es gibt nämlich auch eine kraftgenialr Erſcheinungsform der Blaſirtheit. Man erinnere ſich nur an Grabbe und Büchner.

Forcher wird wohlthun, ſich mit Göthe, der ſchönen Natur und der bildenden Kunſt auf guten Fuß zu ſetzen. Daran dürfte ſein Talent geſunden und erſtarken, ja! erſtarken — denn auch die Hyperſthenie iſt eine Schwächr. Nur ſo wird dieſer Poet einſt erfüllen, was er jetzt verſpricht. Von ſeinen bisherigen öffentlichen Kundgebungen läßt ſich, wenn nicht Alles trügt, auf ein ſeltenes Talent ſchließen, und bei eingetretenem Ausgleich zwiſchen Kraft und Streben Bedeutendes erwarten.

Wir laſſen hier ein bisher ungedrucktes Gedicht obnr irgend welche Aenderung folgen; das Publikum leſe und richte.

Eiſenbahnzug.

Von Feechrr v. Steinwand.

Seht den ſtinken Schienenhufer,
Unſer heimatlich Kamehl;
Dort noch an des Aethers Ufer
Schwitzt der kenchende Geſell. —
Abenteuerlich erwogen,
Iſt's Europa's Vogel Strauß,
Kaum dem Horizont entflogen,
Ruht er hier am Brunnen aus. —

Als ein Vierundzwanzigſpänner
Seinen Beuſtkorb mit Geſtrampf
Hertrug, dacht' ich: Ei! der Renner
Wird ein Abbild vom Hansdampf;
Aber ſeit der Flammenſtichel
Ihm durch die Gekröſe brennt,
Iſt ein Ungetüm der Michel,
Stößt und poltert, pfeift und rennt. —

Doch ihr ſagt, ſolch vielgeſtriemtes,
Räthſelfinſteres Getrieb
Sei ein gräuliches, berühmtes,
Vorſündfluthliches Amphib,
Das, gebändigt durch uns Enkel,
Mit dem Fühlgeweih vorab
Speichenzehen, Rabenſchenkel
Gichtriſch regt im Lurchentrab. —

Glutforellr nenn' ich's grauſe
Dampfgeipenſt mit ſeinem Ziſch;
Gräſerwellen, blumenkrauſe,
Tanzen um den Rieſenfiſch,
Der, vom Ingrimm fortgeſtoßen,
Aus dem Eiſengolf ſich ſchwenkt
Und ſich mit den Räderfloßen
An den Achſenſchultern lenkt.

Einer langen Falterpuppe
Gleicht der Eiſenkleaer auch,
Birgt in jeder Daubenſchuppe
Neues Leben, neuen Brauch;
Die Geſchichte, ſäh entwindelt,
Springt aus dieſem Hülfgebäud' —
Ha! der junge Weltgeiſt ſchwindelt
Träumend ſchon um Mann und Wald. —

Nein! Dich nannſet Aar die Fabel,
Aller Sphären ehr'ne Brut,
Trägſt auf dem metall'nen Schnabel
Nachts die Purpuraugengluth —
Fürſt des Flug's — denn lüſtetrunken
Schwillt Dein Qualmendiadem,
Webt ſich der entſtürzten Funken
Leuchtender Rubinenbräm.

Doch wer Deinen Sinn will nennen
Mit dem Leben im Geflecht,
Muß als Hauptpuls Dich erkennen
Im erblühenden Geſchlecht;
Was es ſpürt in den Gelenken,
Trägſt Du raſch zur Bruſt empor,
Drängſt, was es im Haupt mag denken,
In die Kraft des Armes vor.

Ob ich herrſche, ob ich diene —
Einſam fühl' ich mich, wo nicht
Deine erz'ne Blutlavine
Durch dir Hügelmuskeln bricht;
Wenn auf Deinem Pfad ich ſinne,
Pulst mir freier Luft wir Schmerz
Deiner Ader Doppelrinne
Bringt der Menſchheit mich an's Herz.

Auch biſt du ein Glied vom Heiland
Alles Handwerks, den die Noth,
Spatend auf des Stoffes Eiland,
Abringt dem Ideengott —
Heiland der der Arbeit Dornen
Stumpft durch den Maſchinengeiſt
Und ſofort den ſterngebornen
Menſchen zu den Sternen weiſt.

Däuchſt mir eine Natter wieder,
Die dem Krebsverhängniß lief,
Speichelnd durch die Kehle nieder,
Als es auf der Wacht verſchlief; —
Wolfsbund biſt Du, nehm' ich's gründlich,
Der, vom Geiſt zur Jagd gehetzt,
Seinen runden Stoßzahn ſtündlich
In das Hirn der Dummheit ſetzt.

Krankheit hieß Dich oft mein Wähnen —
Du mit fiebriſchem Geſtampf
Folterſt des Jahrhunderts Sehnen
In einander wie im Krampf,
Preſſeſt mit den Räderkrallen
Dumpf zuſammen Nord und Süd
Und auf dem verſchrumpften Ballen
Balgen ſich die Völker müd.

Unfruchtbar wär' dieſes Meinen;
D'rum muß dein beſohltes Schiff
Im gezäumten Bild erſcheinen
Als moderner Hippogryph:
Denkenslahm, gemüthentſaftet
Schleift ſich die Romantik fort.
Doch an Deinem Sattel haftet
Junges Fühlen, friſches Wort.

Schäumt die Lah' um Deine Lippen,
Ha, wie bäumt ſich Dir im Lauf
Unter den gegaff'nen Rippen
Drängend die Gefäßlowelt auf;
Mäglich zieh'n die grauen Lacken
Um Dein dunkles Trichterhaupt
Und mit rothen Lorberflocken
Iſt Dein Stirngewölk umlaubt.

Schlank iſt Deine Gliedereſchichtung,
Klug gefügt in Flank und Bug,
Schlank ſei auch die neue Dichtung,
Klug, doch mächtig ſtets im Zug.
Wenn vom Gleis Dich wirft Dein Feuer,
Stürzt Dein Inhalt auch zerſchellt:
Alſo mit dem Kunſtgemäuer
Der Gedankeneinſatz fällt.

Des Teufels Erdenfahrt.

Novelle von T.

(Fortſetzung.)

Er hatte Gottſchank an der Schulter gefaßt und beängte ihn durch das Thor eines nicht unanſehnlichen Hauſes. Im Flur kniſterte weißer, feiner Sand unter den Füſſen der Wandelnden, ein Dutzend Geſellen und Lehrburſche glotzten den neuen Ankömmling neugierig an, der Meiſter führte ihn in die Stube. Sie war geräumig, behaglich; vor dem Bilde des heiligen Markus brannte in einer Ampel ein Oellicht, die maſſiven eichenen Schränke waren gebohnt und mit Fett glänzend geſchmiert, in drei Reihen Leiſtenwerk ſtanden glänzende Kannen, Krüge, Schüſſeln und Teller von jeder Größe, ſämmtlich aus Zinn verfertigt, der Oberboden war künſtlich in Holz geſchnitzt, und der Altvaterſtuhl des Meiſters war mit kirſchrothem Sammet aus Holland überzogen. Der Alte ſetzte ſich ſorgfältig und bequem hinein, und wies ſeinem Gaſte die Bank, die am Getäfel der Wand hinlief.

Er begann von dem Lande am Rhein zu reden, man ſah, er mochte es als Geſelle dereinſt durchwandert haben; er war mit Gottſchanks Antworten zufrieden, und als ſein fürwitzig Töchterlein, die ſechzehnjährige Marthe eintrat, und den Fremdling aus blinzelnden Augen nach der Seite anguckte, ſtellte er ihn als ſeinen lieben Gaſt vor, und klopfte ihm dabei auf die Achſel.

— Bei der müßt ihr euch einſchmeicheln, fuhr er gutlaunig fort, ſo ihr fette Biſſen in meinem Hauſe wegkriegen wollt; ſeit dem Tod meines Weibes ſeligen Angedenkens iſt ſie unbeſchränkte Schaffnerin in Küch' und Keller.

Gottſchank war verlegen aufgeſtanden, dem Mädlein ging es nicht beſſer; es drehte einige Augenblicke an einem feinen Goldringlein, das es am Finger trug, dann ſprang es davon, als ob draußen die Katze den Abendbraten ſtehlen wollte.

Es war Feierabend; bald erſchienen die Geſellen und Bueſche; der Meiſter nannte einen nach dem Andern, und wußte von jedem Gutes zu rühmen; alle waren in der Erwartung des morgigen Sonntags heiteren, dieſem oder jenem mochte auch ſchon der Geruch des köſtlichen Kalbviertels aus der Küche in die Naſe geſtochen haben. Die Rede ging fröhlich und luſtig, und mancher Schwank und heit'rer Schimpf ward getrieben.

Bald erſchien Marthe wieder, ſie trug ein ſchneeweißes Küchentuch, und ihre jungen Wangen hatte das Herdfeuer wie Purpurmohn gefärbt. Aus dem Schranke nahm ſie friſche Linnen, deckte den rieſigen Rundtiſch, legte flink die blanken Teller aus, und bald rauchte die mächtige Suppenſchüſſel am Tiſche, der Braten duftete, und im gewaltigen Henkelkruge ſchäumte liebliches Weißbier.

Markus Gansmaier erhob ſich, Marthe, Deodat und die Geſellen reihten ſich um den Tiſch, der Meiſter zog fromm ſein Käpplein, faltete die Hände und ſprach einen körnigen Tiſchſegen, den die Andern wiederbohlten.

Nun nahm jeder ſeinen Platz, Deodat wies er zwiſchen ſich und Marthe, und der Freude des Mal's ward freier Lauf gelaſſen. Marthe ſchnitt und legte vor; ohngeachtet unverkennbarer angeborner Lebhaftigkeit ſprach ſie nur wenig, ſah manchmal nach der Seite auf den Fremdling, ſchnitt zu den freien Scherzen der Geſellen ein ernſtes Geſicht, und hatte für jede Anrede eine ſchulpfiſche Antwort bereit. Deodat ſchmeckte die gute Koſt vortrefflich, und bald darauf ſchlief er wie ein Gott im gemächlichen Bette des Reichſtädters.

Der Meiſter weckte ihn, und ſchalt ihn lächelnd einen Siebenſchläfer; die Sonne ſcheinte bereits in ſeine freundliche Stube, bald war er in den Kleidern, die er vorher vom Reiſeſtaube gereinigt hatte, erhielt köſtliche Bierſuppe, und mußte mit dem Meiſter und ſeinem Töchterlein zur Singmeſſe gehen. Marthe trug heute eine ſchwarzes Sammtmieder mit ſilbernen Knöpfen, die knappen Aermel aus himmelblauer Seide wieſen einen runden üppigen Arm, alles Linnen, das ſie trug, war fein und blendendweiß, und dem roſigen Geſichte ſtand das kleine Häubchen, das die dicken Zöpfe nicht verbergen konnte, allerliebſt. In der Kirche waren gepnzte, freundliche Leute, jeder trug einen Blumenſtrauß am Kleide; die Bogen des Doms waren rieſenhoh, die Peieſter im koſtbaren Ornaten, an den Kirchſtühlen ſtanden die Fahnen der Zünfte gereiht.

Nun rollte die Orgel in die Gebete der Gemeinde, und Deodat fand ſich von neuen, fremden Gefühlen ergriffen. Bei der Rückkehr vom Kirchgange grüßten ſich die Leute freundlich und beſprengten einander mit Weihwaſſer.

Als Deodat kaum in Gansmaiers Wohnung zurückgekehrt war, begann dieſer zu ihm von ſeiner Zukunft zu ſpeechen. Er ſetzte als gewiß voraus, daß er legend ein

Digitized by Google

Handwerk ergreifen werde; pries die Ehre der Zünfte, lobte die Reichsstadt, und erhob endlich sein Gewerbe über alle. Er strich die reiche Bezahlung hervor, machte auf das Ehrenvolle seiner Kunst aufmerksam, und schloß mit dem, daß eigentlich er es sei, der mit dem Panzerhemde, mit Helm und Schwerte, mit den silbernen Spornen den Ritter mache. Er wies Deodat mit frohem Stolz sein Meisterstück, einen vollen Waffenrock, um einen Mann von den Zähnen bis zur Zehe zu wappnen; alles war auf polirtem Grunde mit künstlichen Figuren und Schnörkeln von eingearbeitetem Golde und Silber ausgelegt, jedes Glied des Körpers fand seine Bewegung in diesem kunstreichen Stahlkleide, das schärfste Schwert mußte an der gediegenen Arbeit zu Schanden werden, daneben hing Schild, Schwert, Speer und Sporne, mit einem Worte Alles, um den edelsten Ritter reisig zu machen. Nicht lange darauf schlug Deodat ein, und am nächsten Werktage stand er bereits mit Schurzfell und Handwerkzeuge gerüstet in des Meisters geräumiger Werkstätte. Der Tag war reich an Arbeit, die Nacht voll erholenden Schlafs, dazwischen kamen stärkende Mahlzeiten und erwünschte Feiertage.

Deodat vergaß den vergangenen Theil seines Lebens, die Bilder der verschwundenen Tage kamen ihm vor wie Gestalten eines Traumes, die kräftige Gegenwart hatte all sein Trachten erfaßt.

Deodat war geschickt und fleißig. Bald hatte er die Vortheile seines Handwerks erlernt, die Anstelligkeit und Kunstgriffe abgesehen, und ehe das zweite Jahr verging, war Gottschank Meister Gansmaiers tüchtigster Arbeiter. Dabei war er nüchtern, ruhig und manierlich, hatte nicht immer an dem und jenem zu markten, versäumte weder die Messe an Sonntagen, noch die Arbeitsstunde in der Woche, machte die Montage nicht blau, und ging nicht in Schenken und auf Tanzboden. Dies Alles erwarb ihm Meister Gansmaiers Gunst in vollkommenem Grade, mit Freude sah er Gottschank bei der Arbeit, mit Wohlwollen in den schönen Feiertagskleidern.

Aber noch ein Herz hatte sich Deodat erworben, es war das des Meistertöchterleins. Sie kam nun öfter als sonst in die Werkstatt, und wenn an Sonntagnachmittagen nicht Gottschank mit ihnen in ihren Garten im Stadtzwinger, oder auf die Felder ging, die sie vor der Ringmauer besaßen, so schnitt sie verdrießliche Gesichter, und konnte am Ende aus Aerger gar noch weinen. Marthe war beiläufig so alt als Deodat, ihr Mund war vielleicht zu weit, ihre braungrauen Augen hatten eine nicht sehr beliebte Farbe, auch durfte ihr niedlicher Wuchs Manchem zu wenig schlank oder hochgebildet erscheinen, doch war Marthe jetzt in ihrem neunzehnten Jahre ein recht herziges Mädchen, zwei Reihen schneeweißer Zähne erschienen wenn sie lächelte, und das Schmollen stand ihr gar allerliebst. Sie war bettsam, häuslich, fittig und reich; Marthe war ein Mädchen, wie sie nur das Bürgerthum des Mittelalters hervorbrachte, zur Wirthschaft eines Hauses, zur Mutter rothbackiger Kinder geschaffen, mit Wünschen, deren keiner die Wälle ihres Städtchens überspraug, mit so viel Kenntnissen, als Feld, Küche und Garten erfordern, mit genug Gefühl, um einmal im Leben einen Kuß, einen Blick des Geliebten einer gebratenen Gans oder einem Spannferkel vorzuziehen, mit nicht mehr Mängeln, Launen und Unvollkommenheiten, als sich bei einiger Geduld ertragen lassen. Ihr junges Herzchen hatte sich, ohne sie erst zu fragen, an den bildhübschen, jungen Gesellen gehängt, ihre Augen waren ihre Verräther, und, ehe sie es selbst recht wußte, war sie bis über die Ohren in ihn verliebt.

In Deodats Herzen lag Mathildens Bild zwar unter tiefen Schleiern, kaum dachte er mehr daran, aber doch bewahrte es seine Brust bisher wie ein geweihtes Amulett vor den Eindrücken, denen junge Herzen sonst so schnell, so oft unterliegen. Ehe er noch Märthchens Liebe entdeckte, wußte sie schon der Meister. Er bedachte sich die Sache ernst und reiflich, und brachte endlich heraus, daß der brave, tüchtige Deodat für sein einziges Kind doch keine so üble Partie sei. Er ließ seine Tochter also in ihren Träumen und Wünschen, die sie so heimlich zu hegen wähnte, gewähren, beobachtete mit Zufriedenheit Deodats sittsamen, braven Wandel, und zweifelte keinen Augenblick, daß sich schon zur rechten Stunde ihre Herzen finden werden.

Deodat hatte ein paar Feiertage den Meister und seine Tochter nicht auf ihrem Spaziergange begleitet, auch heute, obwohl er wußte, daß morgen ihr Geburtstag sei, kam er nicht mit ihnen. In übelster Laune war Marthe dem Vater in den Garten gefolgt, er saß mit ein paar andern Meistern in der Weinlaube auf der Aussicht, und trank, unbekümmert um die Tochter, mit ihnen das duftige, blasse Rheingewächs. Marthe saß unten im Hollundergebüsche, einzelne Thränen des Aergers und der Kränkung stahlen sich aus ihren Augen, sie zerpflückte eine blaue Dolde nach der andern und warf sie in die murmelnden Wellen des Bächleins, das durch den Garten lief und sich draußen in den Stadtgraben ergoß. Die singende Grasmücke verscheuchte sie aus ihrer Einsamkeit. Sie war heute gegen beide mißgesinnt, als wären die Blumen, der unschuldige Vogel an der geringen Neigung Deodats schuld. Unfern von ihr stand der mächtige, üppige Rosmarinstock, den sie stets so sorgfältig pflegte, er sollte ihr ja dereinst ihr Brautkränzlein liefern, — heute hatte sie ihn noch mit keinem Tropfen begossen, kaum ein paar Blicke waren auf ihn gefallen, und in ihrem Mißmuthe hätte sie ihn abbrechen, ausreißen gemocht.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Binzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 46. Klagenfurt, Sonnabend, den 10. Juni. 1854.

Das Friedrichshaller Bitterwasser.

(Besprochen vom ersten Stadtphysiker Dr. Kumpf.)

Die früher schwunghaft betriebene, aber seit ihrer Zerstörung durch die Hussiten (1425) wegen verschüttetem und nicht wieder aufzufindendem Hauptschacht nicht besonders gedeihen könnende Saline Friedrichshall liegt im Herzogthum Meiningen, 5 Stunden von Hildburghausen, 3 Stunden von Coburg, in einer anmuthigen und fruchtbaren Gegend. — In der letzteren Zeit wurde diese Saline vorzüglich zur Gewinnung von Viehsalzen benützt, und es wurden jährlich nur etwa 800 Centner Glaubersalz, 500 Centner Kochsalz und 350 Centner Bittersalz dort erzeugt. Die Bestandtheile der Quelle, welche dieses letztere unter dem Namen Sal aperitivum Fridricianum lieferte, waren schon länger bekannt, und das Ergebniß einer neueren, sorgfältigen, auf Anforderung der Meiningen'schen Regierung von dem rühmlich bekannten Chemiker Creuzburg im Jahre 1837 vorgenommenen Analyse derselben wurde in Erdmann's Journal für praktische Chemie (Jahrgang 1838) veröffentlicht. Es ergab sich daraus eine große Bedeutung dieser Quelle für den medicinischen Gebrauch. Sie wurde nun an einen Privatmann (Herrn Oppel) verpachtet, und bald darauf verkauft.

Im Jahre 1842 lernte Dr. Bartenstein, ein im nahen Hildburghausen beliebter Arzt, als er den Sohn des Besitzers ärztlich behandelte, diese Quelle näher kennen, und erkannte in derselben ein natürliches Bitterwasser, von dem er eine außergewöhnliche Wirkung erwartete. Er verband sich mit dem Eigenthümer, versandte das Wasser in großen Mengen an befreundete Collegen um es am Krankenbette zu prüfen, und veranlaßte mehrere neue Analysen desselben, welche 1843 neuerdings von Creuzburg, 1846 von Liebig, 1847 von Bauer in Berlin und von Kastner in Erlangen ausgeführt wurden, und im Wesentlichen übereinstimmende Resultate lieferten.

Liebig sagte hierüber: „Das Friedrichshaller Bitterwasser gehört durch seinen Gehalt an Kochsalz, Chlormagnesium und Brom zu den wirksamsten Europa's, und ich halte den Besitz dieser Quelle für einen wahren Schatz, dessen hoher Werth von Jedem erkannt werden muß, der durch seinen Gebrauch die trefflichen Wirkungen dieses Wassers kennen gelernt hat."

Auf dieses gewichtige Zeugniß und auf zahlreiche, höchst günstige, eigene und fremde ärztliche Beobachtungen gestützt, veröffentlichte Dr. Bartenstein eine eigene Schrift hierüber *), und machte dann wiederholte große Reisen, um dieses mächtige Heilmittel persönlich zu empfehlen. Diese rastlose Thätigkeit hatte den Erfolg, daß das obgenannte Bitterwasser schon jetzt in 300,000 Krügen nicht bloß in ganz Deutschland, sondern auch in der Schweiz, in Frankreich, Belgien, Holland, England, Italien, Dänemark, Polen, Rußland und Ungarn verbreitet ist, und selbst in den meisten deutschen Mineralbädern, namentlich in Aachen, Wiesbaden, Baden-Baden, wo im Sommer 1851 in der Curhalle über 2000 Krüge gläserweise verbraucht wurden, in Teplitz, Gastein, Baden bei Wien, und fast in allen Seebädern, von Swinemünde bis Ostende, als Beihilfsmittel benützt, und selbst in vielen Kaltwasser-Heilanstalten beigezogen wird. Auch in mehreren Irrenanstalten, z. B. in Bamberg, Erlangen, Halle, Wien u. s. w. wurde es mit sehr gutem Erfolge angewendet. — An vielen Orten ist es sogar schnell zu einem beliebten Volksmittel geworden, und die Versendung desselben beschäftigt bereits fortwährend 50 Personen.

Der Grund dieser schnellen Verbreitung liegt nicht bloß in seinen einladenden Heilwirkungen, sondern auch in andern eigenthümlichen, besonders empfehlenswerthen Eigenschaften. Das Friedrichshaller Bitterwasser hat nämlich wegen seines Gehaltes an Kochsalz bei weitem nicht den üblen Geschmack, der sonst den Bitterwässern eigen ist, und überdies braucht es nur in sehr kleinen Gaben genommen zu werden, zu einem halben Weinglas Früh und Abends, ja noch weniger. Dadurch wird es, schon an sich nicht kostspielig, da ein Krug desselben nur etwa 25 Kreuzer kostet, zu dem wohlfeilsten Arzneimittel; es läßt sich viele Jahre aufbewahren, ohne im geringsten an seinen ursprünglichen Eigenschaften zu verlieren, und kann selbst in geöffneten Krügen mehrere Tage unbeschadet stehen bleiben. Ein selbst jahrelang, wenn nöthig, fortgesetzter

*) Das Friedrichshaller Bitterwasser, seine Anwendung und Wirkung. Nordhausen 1847, bei Büchting. — Auch in der Allgemeinen medicinischen Central-Zeitung.

Gebrauch desselben bringt keinen Nachtheil, und dabei braucht man mit der Gabe nicht zu steigen, wie bei vielen anderen Arzneimitteln, sondern kann vielmehr nach Umständen dieselbe vermindern. — Seine Heilwirkung ist durch keine besondere Diät bedingt; Bewegung in freier Luft ist während seines Gebrauches nur insofern nöthig, als es der körperliche Zustand des Kranken überhaupt erfordert, und es kann an jedem Ort, zu jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung mit gutem Erfolg getrunken werden.

Die eigentlichen Heilwirkungen dieses Bitterwassers beschränken sich keineswegs auf jene eines gewöhnlichen Laxirmittels, und man könnte diesen Zweck ebenso gut durch ein Paar Loth gewöhnliches Bittersalz anstreben und erreichen. Das Friedrichshaller Bitterwasser bezeigt sich eben durch seine ihm von der Natur gegebene ganz eigenthümliche Zusammensetzung bei längerem Gebrauche in kleinen Gaben gegen eine große Reihe von Krankheiten nützlich, welche auf einer Störung in den Ernährungsorganen, auf den in unserer Zeit so häufigen Stockungen und der Trägheit in dem Unterleibe, in der Pfortader, in der Leber, in den Drüsen und in der Schleimhaut der Gedärme beruhen, und gar oft eine schlimme Rückwirkung auf das Nervensystem, auf die Stimmung unseres Gefühls und unseres Gemüthes ausüben. Es wirkt zunächst und unmittelbar auf alle Verrichtungen des organischen Stoffwechsels, indem es sie anregt, belebt und regelt. Es wirkt, wie man sich gewöhnlich auszudrücken pflegt, auflösend, umstimmend und ausleerend, und es hat sich nach zahllosen an den verschiedensten Orten und von vielen Aerzten angestellten Beobachtungen und Versuchen vorzüglich als wirksam und heilbringend bewährt in folgenden Zuständen:

1. Gegen Magenaffectionen der verschiedensten Art, von der einfachen Indigestion und dem Magenkatarrh bis zu den bedeutenderen Leiden dieses Organs. — Der Volkswitz hat dieses Wasser seit lange als „Appetitwasser“ bezeichnet. —
2. Gegen die verschiedenen Leiden, welche man unter dem Namen Hämoroiden zusammenfaßt, mit Einschluß der dabei so häufig eintretenden Gemüthsverstimmung. — Viele solche Kranke, welche in die trübste Stimmung versunken waren, gewannen schon nach einem 14tägigen Gebrauch dieses Wassers neue Lust zum Leben und zur Arbeit; sie fühlten sich, ihrem eigenen Ausdrucke nach, wie neu geboren.
3. Gegen die so häufig und vielgestaltig auftretende Gicht, deren Anfälle es kürzt und erleit, und die es sogar in zwei von Dr. Wintrich und Wöllner in Erlangen behandelten Fällen radical geheilt hat.
4. Gegen den Blasenkatarrh, welchen Dr. Weber in Halle mit dem Friedrichshaller Bitterwasser geheilt hat.
5. Es regelt und erleichtert die Vorgänge der Menstruation, beseitigt die Folgen ihrer Störung, und ist ein herrliches, kaum durch ein anderes zu ersetzendes Mittel gegen jene mannigfachen Leiden, welche die Frauen beim Eintritt in das Mateonenalter unterworfen sind.
6. Seine Eigenschaft hebt die Farbe und Frische der Haut, und beseitiget die in den Entwicklungsjahren vorkommenden Gesichtsausschläge, und es ist deßhalb in vielen deutschen Erziehungsanstalten im Gebrauche. Auch verschaffen Sängerinnen durch ein Paar Löffel voll dieses Bitterwassers der belegten Stimme ihr reines Metall wieder.

Die vorliegenden Angaben sind im Wesentlichen einem Aufsatze des Dr. Eisenmann zu Würzburg entnommen, welchen derselbe der Allgemeinen Zeitung im August 1853 mitgetheilt hatte *), und sie bestimmten mich, vorzüglich in Beachtung des Ausspruches Liebig's, dieses berühmten und genialen Königs unter den neueren Chemikern, das Friedrichshaller Bitterwasser mit seinen Wirkungen auf die Regelung gestörter Unterleibsfunctionen zunächst an mir selbst zu versuchen und zu erproben, nachdem ich bisher zu diesem Zwecke nicht selten mich des Saidschützer's oder Püllnaer's bedient hatte, deren Wirkungen mich aber nicht immer befriedigten, und manches zu wünschen übrig gelassen hatten. — Auch ist Dr. Eisenmann in der ärztlichen Welt rühmlich bekannt als Verfasser mehrerer vorzüglichen und gehaltvollen medicinischen Werke, und als Mitredacteur und Berichterstatter der „Canstatt'schen“ Jahresberichte über die Fortschritte der Medicin in allen Ländern. — Er hatte selbst seit dem Jahre 1845 zahlreiche Versuche mit dem Friedrichshaller Bitterwasser gemacht und seine warme Empfehlung desselben wurde für mich eine gewichtige.

In Folge dessen ließ ich voriges Jahr im Beginne des Herbstes vorerst 12 Krüge davon kommen und begann meine Versuche damit, ohne übrigens so unbedingt günstige Anschauungen und Erwartungen daran zu knüpfen, wie sie gewöhnlich neu angekündigten Mitteln gezollt und davon gehegt werden, während in der Erfahrung gar häufig die erregten Wünsche und Hoffnungen unerfüllt bleiben oder wenigstens weit hinter den gemachten Versprechungen zurückbleiben.

Das Friedrichshaller Bitterwasser wird in ähnlichen, aber mit ungleich besser schließenden Stöpseln und mit Stanniol verwahrten Krügen, wie das Saidschützer und Püllnaer versendet, und ich verbrauchte im verflossenen

*) Beilage zu Nr. 236 vom 24 August 1853, Seite 3774, und zu Nr. 237, vom 25. August, Seite 3790.

Digitized by Google

Herbste bis in den Anfang des Winters davon 8 Krüge selbst auf die oben bezeichnete Weise in täglich einmaliger Gabe, die ich nüchtern ungefähr eine Stunde vor dem Frühstück nahm, zu welchem ich bald blaß schwarzen Kaffee mit Zucker wählte und beibehielt, weil sich dieser besser als der früher gewohnte, ohnehin auch stets ohne Semmelbeigabe genossene Rahmkaffee mit dem vorausgeschickten Bitterwasser im Magen zu vertragen schien. Etwa eine Stunde später erfolgte fast immer die gewünschte Wirkung, während sie bei dem Saidschützer oder Püllnaer, vorzüglich bei letzterem, meist schneller und wässeriger sich einstellte, woraus man füglich schließen kann, daß das Friedrichshaller länger im Unterleibe zurückgehalten, besser verdaut, und in manchen Bestandtheilen den verschiedenen Organen mitgetheilt und einverleibt wird. — Ich befand mich nun bei diesem fortgesetzten Gebrauche fortwährend wohl und mit seiner Wirkung viel zufriedener und befriedigter als mit jenem des Saidschützers, dessen ich mich späterhin, nachdem die erste Sendung verbraucht war, jezuweilen wieder bediente. Von den übrigen 4 Krügen wurden 2 in einem anderen Falle in täglich ein- bis zweimaliger etwas größerer Gabe mit ganz entsprechendem Erfolge, die 2 übrigen aber versuchsweise verbraucht.

In diesem Frühlinge haben neue Sendungen des Friedrichshaller Bitterwassers stattgefunden; ich bediene mich desselben fortwährend, wenn auch nicht immer täglich, mit dem gleichen entsprechenden Erfolge und beobachte auch in mehreren Fällen, wo ich es den hiefür geeigneten Kranken verordnet habe, vollkommen günstige Wirkungen, weßhalb ich den Gebrauch dieses bei uns bisher noch unbekannt gewesenen Bitterwassers den dafür geeigneten Kranken unter Zuratheziehung ihrer gewohnten Aerzte anzuempfehlen, und jedenfalls ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken mir erlaube.

Klagenfurt, am 5. Juni 1854.

Dr. Kumpf.

Des Teufels Erdenfahrt.

Novelle von L.

(Fortsetzung.)

Abgesenkten Blick's saß Marthe, ihre Gedanken verhüllten ihr den Frühling um sie, sie hörte und sah nicht mehr. Da stand plötzlich, ohne daß sie sein Nahen gewahr wurde, Deodat vor ihr. Schnell verbarg sie ihre Thränen, und war bemüht, ihm ein gleichgiltig heiteres Gesicht zu zeigen, durch das jedoch die nicht zu verkennende Freude, ihn heute doch noch zu sehen, hervorbrach.

— Ihr hat neulich, Jungfer, begann Gottschank, das Armband der Goldschmiedtochter gar wohlgefallen, da hab' ich denn ein paar Feiertage in feinem Metalle gehämmert, wie's einem Ziselirer freilich nicht zukommt, und bring' ihr jetzt das Spänglein, und mög' sie's freundlich annehmen, wenn's auch nicht so gut gerathen ist, wie's sollte, und meine frommen Wünsche dazu, da morgen der Jahrtag ihres Tauffestes ist.

— Wie, Deodat, das hättet ihr gemacht?

— An der Stümperei mögt ihr's erkennen, wenn ich's auch verhehlen wollte, aber der blaue Schmelz, der d'ran ist, sei euch ein Sinnbild meines treuen Sinn's, und euer Leben möge rein sein und hell, wie das Gold, das ich dazu genommen habe.

— So seid ihr mir denn wirklich gut, Deodat? begann sie und hielt seine Hand in ihren beiden, und ihre Augen waren feucht.

— Sollt' ich euch nicht wohl gesinnt sein, Jungfer? euer Vater Markus Gansmaier ist mein Wohlthäter, und ihr war't stets so freundlich und mild mit mir. Ich möchte mein Leben für euch geben, so es euch zum Frommen wäre.

— O Deodat! rief sie, und drückte seine Hand an ihre Brust, du weißt nicht, wie gut ich dir bin. Ich hätte dir so Vieles zu sagen, und doch weiß ich kaum, wo ich anfangen, und wie ich beginnen sollte.

Sie hatte ihn auf die Bank gezogen, und lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter. Deodat sah ihr mit den treuen, großen Augen wahlwollend in's Angesicht; Marthe war heute schöner als je; ihre Wangen leuchteten im Widerscheine innliger Gefühle, ihre Lippen waren üppig und schwellend, wie die reife Frucht des Kirschenbaums, und die Liebe und die Freude goßen all' ihre Reize auf das junge Wesen.

Wirklich wußte sie nicht, wo beginnen und wie anfangen; aber ihre Worte waren alle süß und lieblich, wie Vogelgesang, ihre Blicke heiß und verlockend, ihre Nähe reizend und unwiderstehlich. Deodat wußte kaum, was sie gesprochen hatte, seine eigenen Antworten waren ihm nicht viel klarer, aber plötzlich hielt sie ihn umschlungen, und ihre Lippen hatten die seinen gefunden. Ihm war lieblich und traumhaft zu Muthe.

Meister Gansmaier hatte unterdessen die Sitzung mit seinen Freunden geendigt, und sie selbander bis zur Thüre begleitet; als er zurückkam, fand er die zwei jungen Leute einander in den Armen. Einen Augenblick betrachtete er die liebliche Gruppe, rieb sich zufrieden die Hände, und pries seine Weisheit, die auf die wahre Stunde nicht vergeblich gewartet hatte. Plötzlich machte er einen tiefen Athemzug, das Paar fuhr auseinander; Gottschank erröthete, wie eine Jungfrau, Marthe aber lächelte verschämt und doch zuversichtlich dem Vater entgegen.

— Ei, ei, hinter was für Historien man kommen muß, begann der Alte, und gab sich mit Mühe ein polterndes Ansehen, hätt' ich das von ihm je erwartet, Gottschank, wie?

Dieser schwieg, die Tochter aber warf sich in des Alten Arme: Väterchen, liebes Väterchen! Der begann wieder:

Digitized by Google

das sagt sich leicht: liebes Väterchen! Wir aber, wenn Väterchen nun den Gaian um die silbernen Batzen und um Haus und Hof fragte, und auf die mangelhafte Ausweisung die Tochter auf Jahr und Tag einsperrte, den Liebhaber aber mit dem besten Segen in die weite Welt schickte, wie? — Aber du kennst mich schon, du Schmeichelkatze! fuhr der Alte schmunzelnd in innerer Freude fort; Meister Gansmaier wiegt vorerst Herz und Sinn des Menschen, und dann erst Geld und Gut. Gib mir die Hand, Deodat! du bist ein wack'rer Junge, dein Herz ist echt und vollwichtig, deine Hand brav und fleißig, die Batzen aber und das Häuslein hat hier dies närrische Ding da. Nimm sie hin und seid glücklich!

Mit einem Seufzer der Wonne sank Marthe an Deodats Herz; er schlang blöd und unwillkührlich seine Arme um sie; er wußte kaum, wie ihm geschah, und kaum wie ihm zu Muthe sei.

Der Meister sprach noch dies und das; hierauf begab man sich nach Hause.

Den nächsten Tag wußte das Städtchen um die Verlobung, auf Johannes war die Hochzeit festgesetzt. Markus Gansmaier war vergnügt, Marthe selig, und Deodat? er irrte in wachenden Träumen. Er war nicht unglücklich, er war nicht glücklich. Marthe liebte ihn echt und herzlich; ihm war in ihrer Nähe wohl. Er war fleißig, wie immer

Im Hause ging ein Gewirr und Lärmen los: Linnen wurden zum Brautstaate verschnitten, die Vorräthe alter Kisten und Truhen geordnet; alle Tage neue Geräthe in's Haus gefördert, und die fleißige, verliebte Marthe schwamm in dem doppelten Elemente ihrer Seligkeit. Zuerst verwunderten sich die Reichstädter, daß der reiche Markus Gansmaier sein einziges Kind dem armen, blutjungen Gesellen gebe, — dann fanden sie es natürlich, — und endlich beneideten die jungen Bursche Deodat um die schmucke, reiche Dirne, und die Mädchen Marthe um den bildschönen, ehrsamen Bräutigam. Erst jetzt bemerkte man, wie hübsch er sei, wie gut ihm der stille fittige Ernst stand, wie selbst die röthlichen Locken sein Aussehen nur verschönerten.

Auf des Brautvaters Verlangen begann Gottschank sein Meisterstück. Gediegenes Erz, feinstes Gold und Silber, kostbarer Stahl ward bereitet, um die schönste Rüstung im römischen Reiche an's Tageslicht zu fördern; Deodat entwarf eine prächtige künstliche Zeichnung, und bald stand das Panzerwerk kunstgerecht gegossen, gegliedert und gehämmert da, und Deodat war mit den köstlichen Gravirungen und der mühsamen Einlegarbeit beschäftigt. Im Eifer seines Schaffens sah er nun Marthe selten, alle seine Gedanken waren bei seiner Arbeit, und Gansmaier und alle Meister des Waffenwerks konnten die Geschicklichkeit des jungen Mannes nicht genug loben und bewundern. Deodat grub wunderherrliche Gestalten in den blanken Stahl, er überbot seine gezeichneten Entwürfe: Ritter turnierten, Kämpfe und Festzüge liefen um die Rüstungen, Rosse bäumten sich, Wälder erschienen, Waldhäuser dazwischen, Schlösser als ihre Kronen, ein Strom ward sichtbar, eine Fee saß am Felsen mit silbernem Schleier und goldnem Krönlein, sie kämmte sich ihr Haar, unten liefen die Schiffe durch den Rhein; — am Inselfels stand die Pfalzgrafenburg, ein Engel schwebte darüber in Sternen und Gewölken, und dieser Engel war Mathildis.

Das erste Mal seit der Nacht der Flucht dachte Deodat wieder wie einst an sie; gleich Schuppen fiel's von seinen Augen, wie ein böser Zauber, der ihn befangen gehalten hatte, entschwand es. Mathilde, Mathilde! nur sie konnte er lieben, sie nur war das Bild der Träume seines Herzens, seiner Sehnsucht; Marthe war das gemeine Weib, zur Dienerin, zur Magd geboren; — und in ihren Armen sollte er das hohe Götterbild vergessen, und lebelang nur die Waffen schmieden, mit denen sich Andere Ruhm, Loeberr und Myrte erkämpfen?

Ihm ward trostlos öde, er hätte in die weite Welt entlaufen mögen, in die finstern Wälder, in die Fluthen des Rheins sich erretten. Mathilde noch ein Mal sehen! war sein glühender Wunsch, dann mochte er zu Allem stark genug sein.

Das Werk blieb liegen, vergebens trieb Meister Markus; die hellen Figuren daran erschienen Deodat als die gold'nen Träume seiner Jugend, dessen Vollendung als das letzte Siegel der Entsagung. Marthe vielfach bewegt und beschäftigt im frohen Ordnen und Bereiten bemerkte seine Aenderung lange nicht, auch dem Vater fiel sie nicht auf, dem Deodat stets als ein stiller Träumer aber dabei auch als ein braver, fleißiger Mensch erschienen war.

Erst als Deodat ganze Tage in der Gegend der Reichstadt herumirrte, als er selten zu Hause, selten bei der Arbeit war, überraschte Beide die Aenderung, und Meister Markus schüttelte bedenklich den Kopf. Deodat erschien öfter bei den geregelten Mahlzeiten zu spät, und verwunderte, unzufried'ne Gesichter empfingen ihn, manchmal wurden diese stummen Vorwürfe sogar zu Worten. Deodat fühlte sich dann nur um so wüster im engen Bürgerhause, das Handwerk erschien ihm um so unedler, und Marthe als ganz gemeines Weib.

Er besuchte nun auch die Schenkhäuser und versuchte seinen Mißmuth im Weine zu ersäufen. Betäubt und erhitzt kehrte er dann nach Hause zurück, schien gesprächiger und lustiger, zeigte sich auch gegen Marthe zärtlich und verliebt. Aber das Mädchen konnte mit ihm nicht zufriedener sein, und der Vater vertröstete sich nur auf die Zeit nach der Hochzeit.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierunddreißigster Jahrgang.)

№ 47. Klagenfurt, Dienstag, den 13. Juni. 1854.

Die Sängerfahrt nach Villach.

Man sollte glauben, daß Nichts in der Welt einer üblen Deutung weniger unterliege, als eine Sängerfahrt, daß in dem an musikalischen Vereinen und guten Aufführungen von Chören nicht überreichen Vaterlande Kärnten Nichts mit ungetheilteren Beifall aufgenommen würde als eine harmlose Sängerfahrt. Dem ist nun leider nicht ganz so. Sängerfahrten sind hier etwas Neues und da kann das Kopfschütteln, einiges Bedenken, einige Oeffentlichkeitsscheu oder ein nur scheues Lauschen anfangs nicht ganz ausbleiben.

Der Männergesangsverein hat unter der vorzüglichen Leitung seines für die wahre musikalische Bildung in Kärnten wirkenden, tüchtigen vielleicht nicht genug gewürdigten Chormeisters Herrn Caspar Harm in der Auffassung, im Vortrage nicht geringe Fortschritte gemacht, und insbesondere in letzterer Zeit ein wahrhaft künstlerisches Streben unverkennbar an den Tag gelegt.

Es wäre ungerecht dies in Abrede zu stellen. Ebensowenig dürfte die Behauptung einen Anstoß erregen, daß seine Leistungen im mehrstimmigen Gesange — derart sind, daß andere kärntnerische Gesangskräfte durch das Anhören derselben keine Geschmacksverderbniß, wohl eher eine Veredlung und jedenfalls Anregung erfahren können. — Wem daher überhaupt die musikalische Bildung und namentlich der Gesang im Lande Kärnten am Herzen liegt — es dürften wohl Wenige von dieser Zumuthung ausgeschlossen sein wollen — der wird das Hinaustreten des Gesangsvereins aus den engen Concertsäumen von Klagenfurt, sein weiter greifendes anregendes Wirken in Kärnten mit Freuden begrüßen und durch Offenbarungen der Theilnahme solche Unternehmungen ermuntern, abgesehen vom Gewinn an geselligen Vergnügen, denn beim Klang der Lieder läßt man sich gern nieder.

Die erste Liedertafel Excursion galt der reizend gelegenen rührigen Nachbar-Stadt Villach.

Am 3. Juni d. J. Nachmittags 3 Uhr mischte sich in das Zischen und Schaufelgethöne des Dampfers der den vielen Zusehern am Ufer dargebrachte Abschiedsmarsch der muntern Sänger aus dem Schleppschiff, dessen erster Platz von der kunstfreundlichen Direction der Dampfschiffahrtsgesellschaft den Sängern ausschließlich und unentgeltlich zur Verfügung gestellt ward. Die dankende Erwähnung dieses Umstandes kann um so weniger befremden, da es im Lande kein Geheimniß, daß der Liedertafelfond, wie wohl auch andere Vereinsfonde, eben nicht glänzend steht, und auch die Gabe des Gesanges sich nicht nach den äußeren Lebensverhältnissen richtet.

Der kurze Aufenthalt in dem Seeschloß Loretto gab Gelegenheit zu einem freundlich gemeinten Sängergruß.

Immer trüber wurde der Himmel, immer unhöflicher der Wind, und endlich gesellte sich der Regen in unzweideutiger Erscheinung dazu.

Nicht wenig hatten die Schaufeln des Dampfers mit den schäumenden übelgelaunten Wellen zu kämpfen, nicht wenig Witz und Humor mit den von Wetterahnungen beklemmten Gemüthern.

Anstandslos war Velden erreicht. Die Fahrgelegenheiten wurden mit Muth genommen, unter eben nicht sehr erfreulicher Regenbegleitung Villach erreicht, möglichst schnell die zugewiesenen Unterkunftsorte gesucht, naße Kleidungen mit trocknen vertauscht, die Regenschirm- und Wasserpromenade in das Theater gemacht, und zum Besten der Armencasse Concert gegeben. Die ausgeführten Gesangsstücke darf man mit Beruhigung als gut gewählte bezeichnen — die Aufführung als eine gelungene.

Hinreißend durch Reinheit, Tiefe der Empfindung und künstlerische Weihe war der Vortrag der beiden Lieder „Kucken's gute Nacht" und „der Hirt Herdecossen."

Ueber den Anklang wollen wir den Besuchern des Concertes das Urtheil überlassen, und demselben nicht unbescheiden vorgreifen.

Der bezeigten Theilnahme sei hier im Interesse der Kunst- und Gesangs-Fortbildung dankbar Erwähnung gethan. In zwangloser geselliger Freude tönte nach dem Concerte — wenn auch nur in getheilten Partien — dennoch froher Gesang lange fort.

Die Wolken schwanden vom Himmel und der Pfingstsonntag lachte feierlich und sonnig in alle Herzen. Den Besuchern des festtäglichen Gottesdienstes aus Klagenfurt entlockte die überraschend gute, erbauende Kirchenmusik, insbesonders die meisterhaft behandelte Orgel, den sehr verzeihlichen Stoßseufzer einer nichts weniger als erfreulichen Erinnerung an die Kirchenmusik in Klagenfurt.

Blauer warmer sonniger Himmel lächelte freundlich auf das glänzende duftige Grün der Landschaft herab, das

Waſſer der raſchen Drau ſchwoll, und lockte die Sänger mit ſich heimwärts fort. Eine große Blätte an den vier Ecken mit Fahnen, am Vordertheile mit einer großen Lyra im Laubgrün und Päonienroth und mit der Sängerfahne geſchmückt, nahm die Sänger und viele ſich anſchließende Villacher- und Klagenfurter-Damen und Herren auf, und fuhr um 10½ ab ins Roſenthal.

Die Sänger ſchwenkten die Hüte zum Abſchiede vor die am Ufer weilenden Villacher, denen im deutſchen Liede und andern Chören ein freundlicher Abſchiedgruß geſpendet wurde. Dieſe Fahrt von Villach bis Roſegg war die Perle der Freuden des Ausfluges. Die rauſchenden Wellen, das majeſtätiſche Dahingleiten des geſchmückten, von hundert lebensfreudigen Menſchen belebten Schiffes, die im duftigſten Grün prangenden ſchönen Ufer mit den großartigen Fernſichten auf die Central- und Kalkalpen, romantiſche Partieen, wie bei Wernberg, und endlich die Heiterkeit der Fahrenden, die Unerſchöpflichkeit der Sänger in tadelloſen Productionen von Chören (frei aus Herz und Gedächtniß) und Quartetten, all dies erregte in den Theilnehmern frohe Stimmung und Freude an ſolch edlen Genuſſe und den Wunſch nach Errichtung einer für die Landeswohlfahrt ſo nöthigen wie für Reiſevergnügen ſo wünſchenswerthen Dampfſchiffahrt auf der an Naturſchönheiten überaus reichen Drau, und ließ in allen heiterſte Erinnerung zurück.

Ganz eigenthümlichen Eindruck machten einige Geſänge in getragenen Accorden begleitet von dem ſirenenhaften leiſen Rauſchen der grünen Wellen zwiſchen einigen einſamen umbuſchten Ufern. Im reizenden Roſegg fanden Sänger und Begleiter unter dem Baldachin herrlicher Linden die nöthige Erfriſchung und neue Heiterkeit, die ſich in neuen Geſängen kund gab.

Als die Sonne ſich neigte und das üppige Grün zu vergolden begann, zogen die Sänger ſingend und plaudernd, im heiterſten Anſchluße ihrer bisherigen freundlichen Begleitung auf ſchönem Wege nach dem eine kleine Stunde entfernten Velden, ſchifften ſich dort unter Hut- und Tücherſchwenken und Lebewahlruf aller Anweſenden wieder ein, und kehrten in Jubel, Scherz und unerſchöpflichen Sang nach dem lieben Klagenfurt zurück.

Weithin bedeckten beide Ufer des Landungskanals zahlreiche kunſtſinnige Bewohner von Klagenfurt, und erwarteten die heimkehrenden Sänger — ſich wie dieſe durch dies Zeugniß der Theilnahme ehrend. Dieſer freundliche Empfang electriſirte denn auch ſichtlich die Sänger, und es gab ſich der mächtige Schlußeindruck kund in raſch ſich folgenden Chören voll Kraft und Weihe.

Möge dieſe ſchöne Fahrt die Sänger aufmuntern noch recht oft im großen Tempel unſerer ſchönen Natur, der Kunſt und edlen Geſelligkeit ihre heiteren Opfer darzubringen und immer regeren Sinn zu verbreiten für die veredelnde Kunſt des Geſanges eingedenk ihres Fahnenſpruches:

Was der Thau den Fluren
Sind der Seele Lieder. —.

Des Teufels Erdenfahrt.

Novelle von T.

(Fortſetzung.)

Damals zogen mit einem Freibriefe der römiſchen Kaiſer oft Feldhauptleute auf Werbung durch's Reich. Ein ſolcher hielt ſich auch jetzt in der Reichſtadt auf, in der Meiſter Markus, der Ziſeltrer, anſäßig war, und in der die letzten Scenen dieſer Hiſtorie ſpielen. Er hatte ſeine Herberge im Reichapfel, zahlreiche Landsknechte ſtrömten ihm zu, und in der Stadt, im genannten Schenkhauſe, war ein Geſärme, ſo toll als man es ſchon Jahre lang daſelbſt nicht mehr gehört hatte. Der alte Werbmann wußte ſeine Vögel zu locken; er war mit Wein und Silberbatzen nicht ſparſam, erhob den Kriegsſtand über jeden andern und wußte hundert bunte, luſtige und ſeltſame Abenteuer und Hiſtorien aus den zahlloſen Fehden des Reichs zu erzählen. Jedes ging damit aus, daß ein wackerer Landsknecht unglaubliche Gefahren ſiegreich beſtanden, erſtaunliche Thaten geübt oder wohl gar den Teufel hinter das Licht geführt hatte, jedenfalls aber reich belohnt an Ehr' und Gütern davon kam.

Der Kreis der Zuhörer war zahlreich und aufmerkſam; auch Deodat fand ſich zufällig unter ihnen ein. Den bunten Bildern des Freiwerbers gab ſeine Fantaſie Geiſt und Leben, die Geſtalten ſeiner früheren Jugend wachten auf und miſchten ſich darunter; Deodat ward der Gegenwart entrückt und vergaß ſie. Wenn er ſich dann wieder in dem ſtillen, regelrechten Häuschen des Pfahlbürgers befand, wenn er den Altvaterſtuhl und das Himmelbett, das Schmalzwinkelchen am Ofen und die düſtere Werkſtätte vor ſich hatte, über die nun bald keiner ſeiner Wünſche hinausſchweifen ſollte, wenn Meiſter Markus dann von theuern Zeiten ſprach und die Urfehde labte, wenn endlich Marthe zwiſchen Schüſſeln und Keſſeln herumſchaffte, über den erſten Fleck am Tiſchtuche greinte, und die gelbfarb'ne, gebrat'ne Gans des Feſttags mit glücklichem Lächeln beäugelte, — da hätte er auffahren mögen aus ſchmählicher Erſchlaffung, die Geſchirre und Töpfe zerſchmeißen und zerſchlagen wie die goldenen Kälber Iſraels, und von Braut und Feſtbraten auf und davon reunen. Ein bläder Schwindel ergriff ſeinen Kopf, wenn Marthe ihm die Hand, an der ein kleiner Rußfleck ſichtbar war, zum Willkomm reichte, oder ihm die Lippen, die eben an der

Digitized by Google

köſtlichen Tunke der Bratſchüſſel geſchlürft hatten, zum fetten Kuſſr darbot.

Aber auch Meiſter Markus und die Beaut fingen an mit Gottſchank unzufrieden zu werden: das Meiſterſtück wollte zu keinem Ende kommen. Deodat war häufig außer Hauſe, daſelbſt aber ſtill und zerſtreut, das Regiſter ſeiner Zärtlichkeiten wollte Marthen zu gering bedünken, er beſuchte die Wirthshäuſer, ja er verſäumte manchmal ſogar die wichtige Stunde der Mahlzeit.

Deodat wußte ſich ſelbſt nicht zu begreifen, ſein Geiſt hatte keinen feſten Gedanken, ſein Willr keinen ſichern Entſchluß.

Heute war der letzte Abend, den der Werbhauptmann im Städtchen zubrachte. Reichlicher als gewöhnlich ließ er den Wein fließen, höher als je pries er des Kriegſtands Glück, abenthenerlicher als ſonſt klangen ſeine Hiſtorien. Er erzählte die Geſchichte eines Landsknechtes, der ſich in eine Fürſtentochter verliebte. Mit banger Theilnahme hörte Deodat auf ſeine Worte, er ſprach dem Weine eifrig zu, ſein Blut rollte erhitzter, Stunde um Stunde verrann, die Speiſezeit in Meiſter Gansmaiers Hauſe mochte lange vorüber ſein, Gottſchank mußte das Ende der Hiſtorie hören. Der Landsknecht errang das Fürſtenkind; Deodat trank einen Becher auf ihre Geſundheit, und taumelte aus der Schenke. Vor ſeinen Augen flimmerten Roſſe und Schwerter, Kampfpreiſe, Ehrenketten und — Mathilde. Ohne daß er es wußte, ſtand er plötzlich in Gansmaiers Stube; düſter brannte ein Oellicht, der Ziſeliter fuhr aus dem Lehnſtuhle, in dem er verſchlafen, und das Feierabendmahl ſtand halb verzehrt an der Seite. Der Meiſter grollte gegen Gottſchank, er ſchimpfte auf das tolle Treiben im Schankhauſe, auf das gottloſe Zechen und Schwärmen. Marthe hatte ſchnell ihre Thränen getrocknet, und eiferte auch dazwiſchen, daß dies nicht die Aufführung eines Bräutigams ſei, daß ſie ſich dabei ihr Leben abhärme, und daß der Abendbraten verröſtet wäre. Der leichte Weintaumel war Gottſchank ſchnell verflogen, ſchweigend und blöd hörte er die doppelte Strafpredigt an, und ſchlich ſtill aus dem Zimmer, als der Meiſter meinte, er rieche ja wie ein Weinfaß, und möge den dummen Kopf auf's Ohr legen; ein andermal aber würd' es ein ernſtes Wort zu ſprechen geben. Auch Marthe ging in ihr Zimmer. Deodats ſanfter Duldſamkeit fiel ihr ſchwer auf's Herz; ach ſie hatte ihn ja doch ſo lieb, er war ja doch ihr Alles auf der Welt. Mitten in der farbloſen Einförmigkeit ihres häuslichen Lebens ſtand Deodats Liebe als eine köſtliche Pfingſtroſe, als der ſchöne Stern aus Morgenland. Er war ſtets ſo gut und ſtill, heute hatte ſie eigentlich den erſten Fehler an ihm bemerkt. Gewiß des Vaters Rauheit, noch mehr ihre heftige Rede mußte ihn tief gekränkt haben. Sein Zimmer lag oben ihrem, einförmig und traurig tönte der Tact ſeiner Schritte, er mochte in trüben Gedanken auf und abgehen. Sollte ſie heute das erſte Mal unverſöhnt mit ihm, ohne ein mildes Wort, ſchlafen gehen? Marthe weinte; ſie fühlte wie lieb ſie ihn hatte, wie ſie ohne ihn, gleich einer Wieſenblume ohne Thau und Regen verwelken müßte. Sie ſchlich aus dem Zimmer und die Stiege hinauf: Willſt du vielleicht noch etwas eſſen? es iſt ein ſchön Stück von der Abendmahlzeit geblieben.

Sein Dank klang kurz und traurig. Marthe horchte; in ſeinem Zimmer war's nun ſtill, auch drang kein Lichtſchimmer durch die Spalten der Thüre. Sie hätte noch gerne ſo viel mit ihm geſprochen, ihn ihrer Reue, ihrer unwandelbaren Liebe verſichert. Einen Augenblick ſchwankte ſie, da fiel ihr ein, daß er wohl ſchläfrig ſein mochte, und ſie rief nur noch: Komm' morgen früh gewiß zuerſt in mein Kämmerlein. Er ſagte zu; ſie ſtieg hinunter. Das Mädchen entkleidete ſich; ſie ſchnürte den Mieder auf, löſte die reichen, wallenden Haare. Ungeachtet heute ein Vorwurf gegen ſich ſelbſt in ihrem Herzen lag, fühlte ſie doch eine geheime Freude, als ihr Blick auf ihre eig'ne Geſtalt fiel; ſie dachte Deodats und der nächſten Zukunft; ſie fühlte, wie ſehr ſie ihn liebte, wie ſehr ſie ihn glücklich machen wolle. Sie kniete andächtig vor dem Bilde Mariens an ihrem Bette nieder, ſie betete für ihn, dann huſchte ſie in die Polſter; bald erloſch das Licht, und es miſchten ſich die Träume des Schlummers in ihre wachen.

Auch über Deodat ſank der Schlaf und der Traum. Seine Bilder waren verworren und fieberhaft. Mit der ſteigenden Sonne weckten ihn die Töne von Pfeifen und Pauken; der Feldobriſt zog mit ſeinem angeworbenen Völkchen von hinnen. Die Jubellaute, die die Landsknechte dazwiſchen ſcheiten, tönten ferner und ferner, nun trugen die Lüfte nur noch den letzten Paukenwirbel herüber, dann war es ſtill. Das Städtchen lag wieder in der Ruhe des Bürgerthums. Deodat war wieder der ſtille, zünftige Ziſeliter. Die frühe Morgenſonne fiel in ſeine Stube, er mochte nicht mehr ſchlafen, er ſtand auf und ſchlich hinunter. Als er an Marthens Thüre vorüber kam, fiel ihm ein, daß ſie ihn für dieſen Morgen zu ſich beſtellt hatte. Leiſe öffnete er die Thüre und trat ein. Sie war noch im Bette und ſchlief; er wollte ſich wieder entfernen. Gleichwohl ſchritt er vorwärts. Marthe lag in tiefem Morgenſchlafe; der weiße Hals, die volle Schulter war entblößt, ein Arm ſchlang ſich um den Kopf, die geſchloſſenen Augen raubten den Zügen den Ausdruck des Lebens, ſie erſchienen heute ſchlaff und gezogen, ihre Farbe matt und graulich; den Mund hielt ſie geöffnet, der Athem der Schlafenden ging hörbar und unſanft, und am Mundwinkel ſaß eine Fliege, eine Schmeißfliege. Ein leiſes Beben fuhr durch Deodats Glieder: an der Seite dieſes Weibes ſollte er ſein Leben verbringen und wenn es hundert Jahre dauern mochte, — dieſes Weſen ſollte ihm all' die hohen Träume von Seligkeit und Liebe in's Leben rufen! Er ſchauerte, ein Gefühl des Abſcheu's regte ſich

in seinem Innern, als ob ihn die Todesfliege umsummte, seine Haare sträubten sich.

Wie auf der Flucht eilte er aus dem Zimmer, verließ Flur und Haus, schritt hastig durch die Gassen, rannte durch's Thor, und lief über die Felder. Von Weitem tönte die Musik der Landsknechte, ihre Picken, ihre Eisenhauben schimmerten in der Morgensonne, ihr Banner flatterte mit grünen Zweigen geschmückt. Deodat rannte hinter ihnen; am Ende des Burgfriedes der Reichstadt hatte er sie ein, am Scheidewege, der in zweier Herren Länder führte. Lächelnd trat ihm ihr Führer entgegen, Deodat schleuderte sein Zunftbarett über das Feld: Gebt mir eine Blechhaube, Lanze und Schwert!

Schmunzelnd sah ihn der Alte an: Wußt' ich's doch, daß ihr der meine werden müßt, wack'rer Junge, seid nicht geboren für Ambos und Esse, das freie Landsknechtleben ist euer Element, die goldene Hoffnung, die stolze Ehre.

Er drückte ihm die Helmhaube über die flatternden Locken, gürtete das Schwert an seine Seite, und der Jubelruf der kleinen Schar brachte dem Hauptmanne und dem neuen Kameraden ein Lebehoch. Der Zug ging weiter; die Felder dampften, die Bäume rauschten lustig an der Seite des Wegs, die Sonne leuchtete in stolzer Herrlichkeit. Deodats Herz schlug wieder frei, er hatte sich selbst zurückgewonnen; und als die Thürme und Zinnen der Reichstadt hinter ihm verschwanden, zog die Hoffnung, der Muth und alle frohen Geister des Lebens wieder in sein Herz.

Das Häuflein Söldner, zu dem Deodat gehörte, stritt für verschiedene Herren in Deutschland. Deodat kämpfte mit dem Muthe, mit der Freude der Jugend; sein Schwert hatte bald viel Blut getrunken, auch das seine war nicht sparsam geflossen. Sein Antlitz ward sonnenbraun, seine rothen Locken hingen wild um die Stirne, und das Kinn verhüllte ein tüchtiger Knebelbart.

Ein paar Jahre waren vergangen; Gottschanks Herz erwachte aus dem Taumel der wilden Zerstreuung. Wunden, karger Sold, geringer Abfall der seltenen Beute war sein Theil, und die Güter des Lebens standen ihm noch so fern als je. Ein alter Landsknecht war sein Kamerad im Felde; im Thüringer Gaue würde ihm ein Ritterschwert den Schädel gespaltet haben, hätte nicht Zinkler die Streiche aufgefangen, und endlich den Ritter abgethan. Bis dahin mochte Deodat den Alten nicht leiden; Dankbarkeit nöthigte ihn nun, von ihm eine günstigere Meinung zu fassen, und seine schraffe, widerwärtige Art, selbst das rohe Gelächter, mit dem er fast höhnisch seinen Dank abgewiesen hatte, für die Weise des seit früher Jugend verwilderten Kriegsmannes anzunehmen. Seit diesem Tage trat zwischen Deodat und Zinkler ein engeres Verhältniß ein, das sich weniger auf herzliches Wohlwollen, als auf Zufall und endlich auf Gewohnheit gründete. (Forts. folgt.)

Notizen.

— In Solothurn wurde am 23. Mai der durch seine Schriften, namentlich durch seine „Restauration der Staatswissenschaft" weithin bekannt gewordene Karl Ludwig v. Haller zur Erde bestattet. Er erreichte ein Alter von 86 Jahren und war ein Enkel des berühmten Albrecht v. Haller. Nach sehr jung trat er in den Berner Staatsdienst, wurde zu Missionen an General Bonaparte und den Rastatter Congreß verwendet; während der Helvetik war er Secretär bei Erzherzog Karl, unter der Mediation wurde er in Bern Professor des Staatsrechtes und später Mitglied des Rathes, bis er diese Würde durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche verlor, dafür aber in Paris als Rechtslehrer für die angehenden Diplomaten im Auswärtigen angestellt wurde. Bei Ausbruch der Juli-Revolution zog er sich nach Solothurn zurück, wo die conservative Partei ihn für kurze Zeit in den großen Rath wählte und wo er seitdem in vollkommener Zurückgezogenheit lebte.

— Ueber die getrockneten Kaffeeblätter von Sumatra, welche auf jener Insel als Surrogat für Thee und Kaffeebahnen benützt werden, veröffentlichte John Stenhouse im „Philosoph. Mag." eine Untersuchung, aus welcher die folgenden Angaben entnommen wurden. Eine eingeschickte Probe von dunkelbrauner Beschaffenheit bestand aus den Blättern des Kaffeebaumes, die mit Bruchstücken der Stiele untermengt waren. Die Blätter waren auf ziemlich rohe Weise sehr stark geröstet worden und hatten davon einen schwach brenzlichen Geruch angenommen. Mit siedendem Wasser aufgegossen, gaben diese Blätter ein dunkelbraunes Infusum, welches in Geschmack und in Geruch dem Aufgusse eines Gemenges von Kaffee und Thee sehr ähnlich war; mit Milch und Zucker versetzt, gab dasselbe ein recht leidliches Getränk ab, und da die gerösteten Kaffeeblätter wohlfeiler und zu 2 Pce. pr Pfund in Europa eingeführt werden können, so dürften die ärmeren Classen ein sehr brauchbares Surrogat für Thee und Kaffee in demselben finden. Durch Anwendung einer niedrigeren Temperatur beim Trocknen der Kaffeeblätter würde der Geschmack des damit bereiteten Getränkes sehr gewinnen. Die Kaffeeblätter unterscheiden sich durch ihren Gehalt an Kaffein aber Thein und Kaffeesäure wesentlich von Cichorien aber deren Surrogaten, wie geröstete Rüben rc., in denen keine Spur von den genannten Bestandtheilen enthalten ist. Um den Werth der Kaffeeblätter — als Material für Getränk — im Vergleiche zu den Kaffeebahnen einigermaßen schätzen zu können, bestimmte Stenhouse den Gehalt derselben an solchen Substanzen, welche in siedendem Wasser löslich sind. Die Kaffeeblätter gaben von solchen 38.8 pCt., während die gerösteten Kaffeebohnen 29.1 pCt. abgaben, wonach also die Blätter den Bohnen vorzuziehen wären. Sowohl an Thein wie an Kaffeesäure, den beiden charakteristischen Bestandtheilen des Kaffees ist der Gehalt der Blätter größer. In anderer Hinsicht sind jedoch diese beiden Pflanzentheile wesentlich verschieden. Die Kaffeeblätter enthalten etwas Gerbestoff und kaum etwas Zucker aber Fett, während die Kaffeebahnen etwa 12 pCt. Fett und 8 pCt. Zucker enthalten. Nach Stenhouses Urtheil hat eine Infusion der Kaffeeblätter viel mehr Aehnlichkeit mit einem Theeaufguß als mit einem Decoct der Kaffeebahnen, so daß die Kaffeeblätter, wenn sie in europäischen Ländern je in Gebrauch kommen sollten, eher als ein Surrogat für Thee als für Kaffee gelten dürften.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierunddreißigster Jahrgang.)

№ 48. Klagenfurt, Sonnabend, den 17. Juni. 1854.

Des Teufels Erdenfahrt.

Novelle von T.

(Fortsetzung.)

Das Fähnlein Landsknechte zog durch das Rhöngebirge, im Abendgrauen kamen sie still und müde durch ein Waldthal. In der Ferne stand auf einem Felsvorsprunge ein schwarzes Gemäuer, als sie näher kamen, bemerkte Deodat, daß es die dachlosen Zinnen einer Veste seien, die ohne Zweifel durch Feuer vor Jahren sehr gelitten hatte, und seitdem nicht mehr bewohnt wurde.

— Wie heißt die Burg da oben? fragte Gottschank.

Zinsler an seiner Seite schien die Frage überhört zu haben, und stieß einen derben Fluch über die Beschwerde des Waldwegs aus. Der lange Reibinger antwortete an seiner Stelle: Hast du von Kitzbach noch nicht gehört, Deodat? war einst eines angesehenen Wildherrn Stammsitz, nun ist's seit der großen Brunst vor beiläufig zwanzig Jahren der Schuhu Wallfahrt. Es geht eine seltsame Sage von jenem Feuer. Die Burgfrau lag eben in Kindwehen, da schlugen in einer Nacht die Flammen an allen Ecken und Enden der Burg in die Höhe; sie schienen vom höllischen Peche gefüttert, jeder Löschversuch der Knappen blieb fruchtlos.

Endlich zogen sie aus den Flammen; vom Ritter, von Weib und Kinde war aber nichts mehr zu sehen und zu hören; der blonde Friedel, mein Kumpan in der Lausitzer Fehde, der damals beim Kitzbacher als Satteljunge stand, legt noch zur Stunde einen körperlichen Eid ab, daß er das Trifolium auf feurigen Besen in die Luft davon reiten sah. Gewiß ist aber, daß jeder fromme Landsknecht sich beim Anblicke von Kitzbach bekreuzt.

— Erzähl' nicht solche Historien, Reibinger, nach dem Bethläuten, verwies der einäugige Zitsch, zumal hier im Bereiche des Spessarts.

— Warum nicht, das wollt' ich sehen, laß ich doch Gott die Ehre, eß' zweimal in der Woche Fasten, zahl' meinen Beichtkreuzer, und bin ein guter römisch Katholischer.

— Hollaho! begann Zinsler, über dessen Antlitz während Reibingers kurzer Geschichte seltsame Grazenzüge gefahren waren, laß't immer den langen Heerspieß fasseln, was er will; derlei Geschichten hören sich lustig hier im Walde, wo's mehr Kreuzwege gibt als Seelen, die sich dem Teufel verschreiben wollen.

— Laßt derlei eitle, gottlose Rede!

— Juhu! Hört ihr das ferne Brausen in den Wipfeln, das sind die Rüden des Junkers vom Hakelberg; gute Waidfahrt Euer Edlen vom Pferdefuß'! Erzähl' doch weiter, Reibinger! Die Irrlichter dort auf dem Tümpel schleichen neugierig an unserer Seite hin; lustig Burschc, wenn der Alp über die Häupter fährt, da hör' ich gerne schnurrige Mährlein. Was bist denn plötzlich so still, du Besenstanze? glaub' gar, wenn es nicht pechfinster wäre, man möchte an dir zwei Wangen sehen, fahl wie Hirsestroh.

Reibinger und die anderen Gesellen schwiegen, jeder hatte ein Kreuz mit dem Finger an die Stirne gezeichnet und erklärte im Stillen, an Zinslers spukhafter Rede keinen Theil haben zu wollen.

Auch Der schwieg nun, und das Häuflein sputete sich, um endlich zur Nachtrast zu gelangen. Nur Deodat's jungen Muth trafen Zinslers Reden wenig; vielmehr rief der wilde Forst in der Tiefe seiner Seele alte, verworrene Erinnerungen hervor; längst erblaßte Bilder schwebten vor ihm durch die Schatten der Nacht.

Der Zug ging gegen den Rhein. Seit Jahren hatte er der reizenden Rebenufer nicht mehr so lebhaft gedacht, Mathildis stand heute vor ihm hell und herrlich, wie das Sternbild des Orion, das eben in der mondlosen Nacht zwischen den Wolken aufging. Endlich kamen die Landsknechte auf der Waldfläche an, die der Hauptmann zur Ruhe für diese Nacht bestimmt hatte. Ermüdet warfen die Reisigen ihre Bündel ab, bald flammten ein Paar lustige Feuer, und der vorsichtig aufgesparte Wein brachte die Meisten in eine behagliche Stimmung. Deodat saß allein im Moose an einen Baumstamm gelehnt, er sah stier in die Flammen, und seine Gedanken verloren sich in bunte, stille Träume.

Zinsler sprach ihn plötzlich an; seine Rede schien aus Deodats Seele genommen, ein Glied der bunten Reihe seiner inneren Bilder zu sein. Zinsler war schon eine Weile an seiner Seite gestanden und hatte ihn mit einem unklaren Gemische von zweideutiger Theilnahme und ungewöhnlicher Aufregung beobachtet. Deodat antwortete ihm halb unbewußt aus seinen Fantasien. Sie sprachen eine Weile, und als Deodat endlich zum klaren Bewußtsein

der Gegenwart kam, wußte Zinsler die Geſchichte ſeines Lebens, ohne daß Gottſchank hätte ſagen gekonnt, ob er wirklich ſelbſt ihm dieſelbe erzählt habe.

— Und doch wüßt' ich ein Mittel, fuhr Zinsler fort, Mathilden zu erringen.

— Sie zu erringen? rief Deodat, und ein bitterer Seufzer hob ſeinen Buſen; vergeblich!

— Ja, wie Ihr die Welt glaubt, nicht wie ich ſie kenne. Reichthum iſt hienieden der Schlüſſel zum goldenen Thore der Glückſeligkeit.

— Und wenn er es wäre, ſo iſt Mathildis dem armen Landsknechte doppelt verloren.

— Nicht alſo, fuhr Zinsler leiſer fort, und leitete Deodat, der unterdeſſen aufgeſprungen war, unbemerkt in den einſamen Wald; wenn ihr wollt, Deodat, ich kann ihn euch bieten.

— Wollt ihr mir die Sage der Teufelbannung auftiſchen, Zinsler; ich glaube nicht daran; und wenn ſie wahr wäre, ich will die Reine nicht durch die ſchwaezen Mächte erringen.

— Auch ich glaub' ſie nicht; und wenn ich ſie den blöden Thoren vorſage, geſchieht es nur, um mich von ihrer eklen Zudringlichkeit zu befreien. Was man von euch verlangt, iſt eine That, die Entſchloſſenheit erheiſcht.

— Wäe' es nur dieſes, ſie wäre gethan! Aber, ſollt' ich der Einzige ſein, der dieſe Eigenſchaft in Deutſchland beſäße, und hättet ihr ſie nicht lange ſchon ſelbſt vollbracht, ihr, deſſen Antlitz im Getümmel der Schlacht die Farbe nicht um den feinſten Schatten wechſelt.

— Wie nun, begann Zinsler, wenn ich die Schätze der Welt keines Hauches werth hielte, — wenn dieſe That gerade von euch begangen werden ſollte?

— Sprecht, Zinsler, was kann ich thun?

— Erſt ſagt, ob ihr wollt.

— Ob ich will? Alter! der Feuerſtrom der Leidenſchaften muß in deinem Buſen längſt verteocknet ſein, daß du die blöde Frage wähiſt. Hundertfach mein Leben für Mathilde, eine Welt gegen mich in die Schranken, nnd ich weiche nicht!

— Dann komm' mit mir!

Duech das Walddickig führte Zinsler Deodat eine Stunde; des Jünglings Herz ſchlug heftig, der Alte blieb ſtill wie das kalte Geab. Plötzlich ward es noch finſterer um ſie; ſie mochten in einer Höhle ſein, denn Deodat ſah keinen Stern über ſich. Dee Alte hielt an, er ſchien mit etwas beſchäftigt, ein modriger Luftzug wehte Gottſchank entgegen; der Alte zog ihn über Schutt und Treppenſtufen nieder. Sie befanden ſich in einem völlig finſteren unterieviſchen Gange. Eine Viertelſtunde mochten ſie unter der Erde gegangen ſein, als ſich die Stufen erhoben, und Zinsler Deodat plötzlich anhielt. Bald darauf fuhr ein Lichtſtrahl blendend in Deodats Augen; er mußte ſie ſchließen; als er ſie wiedee öffnete, ſah er, daß derſelbe aus einer Blendlaterne kam, die Zinsler in der Hand trug, und daß ſie ſich in einem Gewölbe befanden. Aus den gegen den Oberboden angebrachten Fenſtern, aus der friſcheren Luft konnte Deodat abnehmen, daß dieſe Halle mit dem Taglichte in Veebindung ſtehen mochte. Zinsler führte ihn in eine Ecke des Gewölbes, und hob die ſchweren Deckel einiger Truhen auf. Gemünztes Silber, gold'ne Spangen nnd Ketten lagen nnordentlich geſchichtet übereinander, künſtliche Waffenkleider hingen daneben, und vielfacher Schimmer von koſtbaren Dingen drang in Deodats Augen.

— Dies Alles iſt dein, begann Zinsler nach einer Pauſe, in der der junge Kriegsmann erſtaunt die vielen Herrlichkeiten angeblickt hatte, und die leichte That eines Augenblicks erringt es.

Muthig trat Deodat vor, ſeine Hand hatte des Schwertes Griff erfaßt, als er ſeinem Gefährten ſeine Bereitwilligkeit erklärte, ſeine Sehnen ſchwellte das Gefühl des Muthes, der Entſchloſſenheit.

— Noch Eines, Deodat, begann der Alte, magſt du das Pakt eingeh'n oder nicht, ſo bleibt ewiges Stillſchweigen das Bedingniß.

Deodat ſchlug in die daegebotene Rechte ein. Zinsler faßte ſie, und führte Deodat ſchwer athmend einige Stufen empor; ein geräumiges vergittertes Fenſter ging in ein zweites unterirdiſches Gemach, Zinsler erhob die Blendlaterne, ihr Strahl fiel in ein engeres niedriges Gewölbe; auf altem Stroh lag ein bleiches, abgehärmtes Weib.

— Dieſe tödte, ſprach Zinsler abgewandten Blick's, nnd die Schätze ſind dein.

Deodat ließ das Schwert faheen, einen Augenblick ſtarrte er ſchweigend auf die Jammergeſtalt, dann antwortete er beſtimmt: Behalte deine Schätze, ich will die Unglückliche nicht morden.

Mit ſteigender Wärme fuhr Zinsler fort: Ich ſage Dir Deodat, 's iſt eine Sünderin, der Dolch iſt für ſie eine Gnade, in die Tafeln des Geſetzes ſchrieb Gott die Steinigung füe ſie.

— Wie mögt ihr das arme, jammervolle Weib morden?

— Hat man dich als ihren Richter herbeigeholt, Bube? begann Zinsler in grauenvollem Zorne, oder als ihren Henker? Abee gemäßigter fuhr er fort: Rührt dich Mitleid, vergiß nicht, daß der Tod ihrem jahrelangen Leiden Wohlthat iſt; fuechteſt du deines Herzens Weichheit, bedenke, daß ihre Wangen welk und fahl ſind, wie Aſche. Tauſende von Mitternächten ſeufzte ſie um den Tod. Hier gilt es ein elendes Leben, und dort die Schätze eines Geaſenhauſes. Sammtne Gewänder magſt du tragen, wenn du dieſe Schätze erringſt, ſtolze Roſſe tummeln und Buegen kaufen; Knappen fliegen auf deinen Wink, und Edeldamen lauſchen auf deine Blicke.

Deodat ſchwieg.

Digitized by Google

— In stolzem Heerzuge reitest du hinüber zum Grafen am Rhein, er nickt gefällig deiner Bewerbung, und errötheud sinkt Mathildis in deine Arme. Zinsler hielt an.

— Durch gemeinen Meuchelmord soll ich sie erwerben?!

— Nicht das Mittel, den Preis bedenke; aber siehe, Junge, ich habe noch mehr zu bieten: das adelige Wappen dort, dein sei es, wenn du mir zu Willen bist. Du wirst Mathilden ebenbürtig. Sie würde sich grämen, wenn sie wüßte, wie wenig feurig ihr Liebhaber ist. Sie liebt dich, Deodat ich weiß es, unsäglich liebt sie dich, sehnsüchtig, verzehrend. In Kurzem kömmt jede Hoffnung zu spät. Wenn sie das Weib des Verhaßten werden muß, so ist das Glück ihres Lebens für immer dahin, und sie dir Beute ewigen Grams. Siehst du ihre rothgeweinten Augen, die blassen eingefallenen Wangen, all' den Jammer des holden, reizenden Weibes. Du schlägst ein, Deodat; nun wohl, zur That!

Gottschank war bei den letzten Worten Zinslers zusammengeschaudert, — jetzt schwieg er einen Augenblick, im Kerkergewölbe daneben ertönte ein tiefer Seufzer. Deodat sprang plötzlich aus der Nähe des Alten: Und doch nein, nein, rief er, ich will nicht!

Zinsler verlöschte das Licht, rabenschwarze Finsterniß ergoß sich plötzlich um Deodat; wildes Gelächter stieß der Alte aus, als er nun Deodats Hand ergriff und ihn hastig in die Tiefe des unterirdischen Ganges riß.

— Und doch sollst du die That vollbringen, zärtlicher Junge, aber so leicht wird sie dir nicht gemacht werden, und so köstlich soll der Preis nicht wieder sein!

(Fortsetzung folgt)

Ueber Witterung und ihre Einflüsse in Kärnten.

April 1854.

⊙ Es kann auch dem oberflächlichsten Wetterbeobachter nicht entgehen, daß, abgesehen von den übrigen Witterungserscheinungen, schon der Anblick und das Aussehen des Himmels mit eintretendem Frühjahr ein ganz uno gar anderes wird, als es im Winter war. Meist lageet sich den Winter über eine dicke Nebelschichte über die tiefer liegenden Gegenden und wird nur auf einzelne Tage gelichtet, um uns das reine dunkle Blau des Himmels sehen zu lassen, das an andern über der Nebelschichte liegenden Orten fast unverkümmert einen großen Theil der Wintermonate hindurch sichtbar bleibt. Es wechselt also im Winter das reine Himmelsblau nur mit einförmigen Wolkengrau. Mit beginnenden Lenze aber da wird der Anblick des Himmels alsbald ein anderer; es erscheint auf demselben das rastlos ziehende Heer der wechselvollen vielgestaltigen Wolken. Bald wie eine Herde Lämmer über dem Himmelsblau zerstreut uno beim Sinken der Sonne in eine Rosenflur sich wandelnd, bald wieder massenhaft zum riesigen Gebirge sich auftürmend, heute majestätisch mit lauen Lüften segelno, morgen wie in toller Flucht vor dem heulenden Sturme, bald wie ein freundlicher Schleier vor dem sommerlichen Sonnenstrahle, bald aber wieder in dunkelu Massen unheilkündend sich sammelnd, immer sind diese wechselvollen Segler der Lüfte eine willkommene Erscheinung dem Dichter, wie von hohem Interesse füe den Forscher.

Bei dem so wechselvollen Spiele der rastlos neu sich gestaltenden Wolken ist es ungemein schwee eine bündige und doch scharf bezeichnende Beschreibung des jeoesmaligen Aussehens des Himmels und des vorhandenen Gewölkes zu geben; man ist noch keineswegs über eine kurze, scharfe Bezeichnungsart desselben einig und hat fast immer noch jene Eintheilung der Wolken beibehalten, wie sie zuerst Howard vorgeschlagen. Man unterscheidet nach ihm folgende Hauptwolkenformen:

1. Die Federwolke (Circus) besteht aus sehr zarten bald mehr gestreiften, bald mehe Flocken- oder federartigen nach mehreren Richtungen sich ausdehnenden Fasern und erscheint meist zuerst nach längeren schönen Wetter.

2. Die Haufenwolke (Cumulus) bildet große halbkugelförmige Massen, die sich zuweilen aufeinander aufthürmen.

3. Die Schichtwolken (Stratus) sind horizontale, weit ausgedehnte einförmige Wolkenschichten.

4. Die Regenwolke (Nimbus) bildet sich aus beiden letztern bei beginnenden Regen.

Aus diesen Hauptformen werden mannigfache Abarten gebildet, so aus der ersten die Cirro-cumulus oder Cirro-Stratus, je nachdem sie in die kugelige oder geschichtete Form übergeht; aus der Haufenwolke bildet sich sehr häufig die geschichtete (Cumulo-stratus).

Jede dieser Wolkenformen setzt eigenthümliche Vorgänge in der Atmosphäre voraus, ihr Erscheinen läßt uns diese oft viel schneller und sicherer erkennen als alle meteorologischen Instrumente, muß also von Wetterkundigen ganz besonders beachtet und studirt werden.

Die Wolken sind an sich nichts anderes als in der Luft schwebende, feine wässerige Niederschläge, hohe Nebel, wie die Nebel niedergesunkene Wolken; sie sind also immer das Resultat der Mengung verschieden gesättigter Luftmassen; sehen wir also über uns vollkommen reinen wolkenloien Himmel, so herrscht durch die ganze Atmosphäre nur Eine Windrichtung, es kann dies sowohl die polare als äquatoriale sein; hat aber z. B. die erstere längere Zeit geweht und fällt auf sie allmälig die von Süden kommende feuchte uno warme Aequatorialströmung nieder, so müssen hoch oben schon, wo diese mit dem kalten Nordstrome in Berüheung kommt, sich allsogleich feine Niederschläge bilden, die in der Luft schwebend uns in der zierlichen Form der Federwolken sichtbar werden, und durch ihre Gestalt sowohl als duech die Bewegung den Südstrom anzeigen; sie nehmen beim Vorwiegen des letztern immer mehr an Umfang zu und in dem Maße die Gestalt von Schichten (Cirrusstratus) an; sie sind nach dieser ihrer Entstehungsweise die höchsten von allen Wolken, und sinken, je umfangreicher sie beim Vorherrschen des Sudwindes werden, natürlicherweise immer tiefer. Es sind dies fast die einzigen Wolkenformen, die wie auch im Wintee neben dem einförmigen Wolkengrau zu sehen bekommen, das, wie gesagt, meist mit dem reinen Himmelsblau wechselt, die übrigen erscheinen in der Regel und häufig nur in den übrigen Jahreszeiten.

Im Wintee wird nämlich die durch die Sonnenstrahlen auf die Erde einströmende Wärme nur dazu verwendet, Schnee und Eis, welche den Erdboden bedecken, theilweise zu schmelzen und in Dunst zu verwandeln, der gebildete Dunst schlägt sich aber sogleich in der kalten Luft niedee und bleibt meist als mehr oder weniger dichte

Nebelschichte über den Niederungen schweben, die also so lange trüben Himmel haben, als nicht eine starke Luftströmung denselben weiter führt.

Im Frühling aber, wenn einmal die Schneedecke größtentheils geschmolzen ist, wird die bloß gelegte Erdfläche von den stärker wirkenden Strahlen der Sonne immer mehr und durch sie auch die darüber befindliche Luft erwärmt; diese wird dadurch leichter und steigt in die Höhe. Wir haben also im Frühling, Sommer und Herbst noch eine neue Luftbewegung in Betracht zu ziehen, nämlich den durch die Erwärmung der Sonne bewirkten aufsteigenden Luftstrom.

Dieser führt die unten erwärmten Luftschichten, mit diesen aber auch die durch die Erwärmung gleichzeitig gebildeten Dünste in die Höhe; es können also, sobald er einmal thätig ist, keine Nebelschichten mehr, wie im Winter, über den Niederungen schwebend bleiben, dafür aber werden die in die Höhe geführten Dünste oben abgekühlt und theilweise niedergeschlagen, sie sammeln sich in kugelförmigen Haufen und bleiben in der Luft schweben, wo wir sie als Haufenwolken Tags über sich ansammeln und Abends (wenn der aufsteigende Luftstrom wieder aufhört) wieder verschwinden sehen.

Weht nun aber eine trockene kühle Luftströmung, also die polare, so werden diese aufsteigenden Haufenwolken bald wieder aufgelöst oder von ihr fortgetragen; sind die obern Luftschichten aber wie beim Wehen der Südwinde feucht und warm, so werden die hinaufgehobenen Dünste nicht aufgelöst, sondern bleiben darin schweben, sammeln sich, je mehr deren in die Höhe steigen, immer mehr an, und bleiben in Form von Schichtwolken in bestimmter Höhe ruhen. Es ist leicht begreiflich, wie aus diesen durch Hinzuführen neuer Dünste die Regenwolke und Regen selbst entstehen kann.

Die Haufenwolken sind also recht eigentlich die Sommerwolken, ihr Entstehen bezeichnet uns den endenden Winter, sie sind aber auch die Begleiter des schönen Wetters, sie bilden sich, wenn solches eintritt, aus den Regen- und Schichtwolken, so wie sie in diese übergehen, wenn Regenwetter eintritt. Schon im Februar bilden sich, aber meist nur vorübergehend und in geringerer Menge Haufenwolken, werden aber auch meistens wieder durch die eintretenden Frühlingsstürme verjagt, erst nachdem diese ausgetobt, kommt die Zeit derselben, also erst Ende März, vorzüglich aber im April sehen wir dieses anziehende Wolkenspiel recht lebendig werden, das ist die Zeit, wo der aufsteigende Luftstrom die erwähnten verschiedenartigen Wolkenformen entstehen läßt, und die aufsteigenden Dünste in den obern kältern Luftschichten selbst zu Regen verdichtet werden, daher dann der April seiner oft und schnell kommenden Regenschauer wegen als veränderlicher Patron, mehr als er verdient, verrufen ist.

In diesem Jahre jedoch wehten die Aequinoctialwinde ungebührlich lange in den April hinein, so daß der Typus der Witterung dieses Monats durch dieselben sehr stark verwischt wurde.

In Folge dieses noch fortdauernden, mitunter mit sturmartiger Heftigkeit fortdauernden Wehens der Nordwinde war bei ungewöhnlich hohen Barometerstände die Temperatur und Feuchtigkeit der Luft eine auffallend geringe, erst nach den 20. stellten sich bei starken Fallen des Barometers, stoßweise Südwinde und mit diesen die schon längst ersehnten Niederschläge ein. Wir geben hier wieder in 2 Tabellen die Durchschnitte der Luftwärme und Feuchtigkeit an den verschiedenen Stationen.

I. Tabelle.

Luftwärme

	Seehöhe	Größte	Kleinste	Mittlere
St. Paul	1180	17·4	—3·7	6·01
Klagenfurt	1386	20·7	—4·7	6·72
Althofen	2245	17·2	—2·8	5·94
Obir I. *)	3989	21·0	—3·0	4·37
„ II.	5402	15·3	—5·5	3·58
„ III.	6438	13·5	—7·5	1·68
Obervellach	2114	16·8	—3·6	6·54
Mallnitz	3214	12·7	—1·5	4·46
Raggaberg	5600	9·5	—5·5	1·84
Lienz	2020	16·6	—1·2	6·48
Saifnitz	2586	15·2	—0·6	4·71
Tröpolach	1930	17·4	—1·0	5·96
Weißbriach	2520	16·0	—2·5	6·02
St. Jacob	3010	11·7	0·0	5·70
St. Peter	3809	13·2	—2·8	4·68
Kremsalpe	4618	10·5	—3·3	3·36

II Tabelle.

Luftfeuchtigkeit nach Percenten der Sättigung.

	Größte	Kleinste	Mittlere	Niederschlag P. Linien
St. Paul	96	29	65	8·48
Klagenfurt	98	23	65	10·72
Althofen	98	23	57	5·90
Lienz	90	19	62	3·68
Tröpolach	88	19	65	24·30
St. Jacob	97	32	61	17·30
Obervellach	91	11	52	5·02
St. Peter	82	19	58	6·14

Wir sehen aus diesen Tabellen, daß der April nur eine Fortsetzung des März war, und seine Trockenheit der seines Vorgängers vollkommen glich. — Die Seltsamkeit dieser Witterung läßt sich in der nachfolgenden Anmaliontafel am besten erkennen.

	Normaljahr März	Tag	Anomalie März 1854	Tag
Luftdruck höchster	326·98	14	+3·01	—3
„ tiefster	313·14	23	—2·15	+8
„ mittlerer	320·86	—	+1.75	
Luftwärme höchste	+20·7	10	+1·7	—8
„ kleinste	— 4.7	14	—0·6	+3
„ mittlere	+ 6·72	—	—0·71	
Dunstdruck mittlerer	2·31	—	—0·37	
Relative Feuchtigkeit mittl.	65	—	—10	
Ganz u. halb heitere Tage	27		+ 5	
Trübe Tage	3		— 5	
Darunter Tage mit Nebel	0		— 2	
„ „ Schnee	4		+ 2	
„ „ Regen	3		— 6	
Niederschlag	0·89 Zoll		—1·48	

Dem Vorherrschen der polaren Windströmung entsprechend war also der Luftdruck, die Anzahl der heitern Tage über (+) die Luftwärme und = Feuchtigkeit so wie der Niederschlag unter (—) dem aus vierzigjährigen Beobachtungen abgeleiteten Mittel; bemerkenswerth ist dabei das anhaltende Wehen der Nordwinde in der ersten Hälfte, und das rasche und bleibende Umschlagen in die entgegenen zu Ende des Monates.

*) Die Station Völkermarkt hat durch den frühen Tod des Herrn Rudolfi ihren eifrigen Beobachter verloren.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierunddreißigster Jahrgang.)

№. 49. Klagenfurt, Dienstag, den 20. Juni. 1854.

Des Teufels Erdenfahrt.

Novelle von L.

(Fortsetzung.)

Schweigend eilten sie weiter; in dem dichtesten Walde traten sie aus dem Gange empor, es schien eine andere Stelle, als wo sie ihn am Anfange der Nacht betreten hatten. Zinsler zog seinen Begleiter durch Gestripp und Waldwerk einige Stunden weiter.

Als sie zum Heerfeuer kamen, lag es abgebrannt in Asche und Kohlen, im Osten aber standen die ersten Lichtstreifen des Tages und die Waldvögel erwachten und sangen.

Zinsler verließ Deodat alsobald; dieser saß vor der Feuerstätte, und sah in die letzten knisternden Funken. Die Ereignisse der Nacht wollten ihm fast wie ein schwerer Traum bedünken, um so mehr, als nach ein Paar Stunden Zinsler mit gleichgiltigem Gesichte ihm entgegen trat, und ihn fragte, wie er in der feuchten Nacht geschlafen habe.

Nicht ohne Abenteuer zogen die Krieggesellen am Rheine hin und her. Der Anblick der vielen Burgen nährte die Erinnerungen alter Zeiten in Deodats Herzen; bei jeder Ruine, die aus den Rebhügeln emporstieg, schlug Deodats Herz heftiger, immer und immer glaubte er, es müßten die Zinnen des Pfalzgrafensteines erscheinen.

Eines Morgens zogen sie den Rhein entlang. Blau und still gingen seine Wasser, gold'ne Strahlen spielten um die Krone eines Felsens, darunter brauste die Brandung. Ein schneller Herzschlag trieb Deodats Blut in Aufruhr: dies war der Fels der Loreley, und bald darauf stiegen die Thürme der Rheinburg vor Deodats schwindelnden Blicken empor. Deodat weinte. Die Kluft zwischen dem Augenblicke, da er dies Schloß und Mathildens Nähe verlassen hatte, bis zu dem gegenwärtigen, war verschwunden, sie stand vor ihm, zart und herrlich am stolzen Zelter sitzend, und sein Herz lag liebend und anbetend vor ihr im Staube. Der Last des Körpers quitt schritt er auf dem staubigen Heerwege, den Blick unverwendet auf die Zinnen der Burg gerichtet. Keine Macht der Welt hätte ihn aus ihrem Bereiche gebracht, wenn auch der Hauptmann nicht bei einem großen Weiler Halt befohlen hätte. Der Abt eines nahen Klosters hatte sein Fähnlein für längere Zeit in den Sold genommen, und ihm die bequemen Quartiere im Klosterdorfe angewiesen. Die Soldaten zerstreuten sich bald, und bezogen die Häuser.

Deodat warf sein Bündel von sich, und eilte wieder ins Freie. Es war Sonntag, die wohlbekannte Burgglocke läutete zum Amte, und unwiderstehlich angezogen eilte Deodat durch das Rheinthal, über den Burgweg, und trat befangen von süßem Schauer in die hohen Hallen, in die geschmückte Burgcapelle. Orgelton und Weihrauchwolken zogen ihm entgegen. Er drängte sich durch die frommen Beter bis zu einem wohlbekannten Pfeiler; er hob sein Auge empor und schaute zur theuren Stelle. Wie einst, kniete Mathilde dort, aber nicht mehr das schöne, liebliche Kind, — nein! die strahlende, hochherrliche Jungfrau, liebeathmend, sehnsuchtreich, und allbesiegend. So schön war sie ihm in Träumen noch nie erschienen! Er starrte liebeglühenden Auges auf diese Wangen, auf diesen Nacken wie Schnee und Morgenroth, auf die goldenen Flechten ihrer Haare, auf den Sammt des Mieders, das in all' der reichen Pracht unwürdig schien, den jungen Busen zu verhüllen. Nun hob sich der seidene Schleier der Wimpern, ein feuchter, blauer Blick traf Deodat. Seine Brust bebte; aber auch die junge Gräfin schien überrascht; ihre Wangen glänzten röther, noch einmal traf ihn der schmachtende bethörende Blick, dann senkte sich das Auge ungewiß und verwirrt, und Mathilde verhüllte sich tiefer in ihre Schleier.

Die Messe war vorüber; sie verschwand, und Deodat taumelte mit den Andern aus der Kirche.

Gottschank war seit diesem Augenblicke ein anderer Mensch; die rohe Kraft, die ungebundene Wildheit des Soldatenstandes waren ihm widerwärtig; er verstand die geheime Stimme seines Innern, die nie ganz geschwiegen hatte, er kannte ein Glück, das mit einem Augenblicke sein ganzes Leben aufzuwiegen vermochte, er kannte es, und wußte, daß es ihm unerreichbar war. Er schlich traumhaft und ruhelos umher; seine Kameraden zogen ihn über sein verändertes Wesen auf, der Hauptmann verwies ihm die Vernachlässigung seines Dienstes. Er irrte an den Ufern des Stromes ziellos umher, ihm war nur wohl, wenn er die Zinnen der Rheinburg im Auge hatte, seine Sehnsucht, seine Hoffnung blinkten wie gold'ne und purpurne Strahlen von diesen Thürmen, aber dazwischen stand der Bann ewiger Verweisung. Er sah Mathildis nie,

Digitized by Google

außer an Festtagen in der Burgkirche; aber auch dann war sie in einen Schleier verhüllt, und er konnte sich nicht die Ueberzeugung verschaffen, ob sie seiner wohl gewahr wurde. Unter den Landsknechten hatte sich die Mähre verbreitet, Deodat sei in eine Grafentochter verliebt; daraus entstand die Veranlassung zu mehrfachen scherzhaften Schimpfreden, die er nicht ertragen konnte, und die oft nahe an die Grenze ernsthaften Streites führten.

Deodats Aufregung stieg aber auf das Höchste, als in der Rheinburg Anstalten getroffen wurden, um den jungen Grafen Otto, Mathildens Bräutigam, zu empfangen; diese lang beschlassene Hochzeit sollte endlich vollzogen werden. Eifersucht und Verzweiflung ergriffen Deodats Seele; er hätte die Burg in Brand stecken mögen, und Mathilden mitten aus den Flammen für sich erretten, oder mit ihr in den Tod gehen mögen.

Gottschank strich eines Abends durch den Wald; plötzlich stand ein Ritter vor ihm, dessen Nahen er in seinem Sinnen überhört haben mochte. Gottschank fuhr zurück, und starrte dem Reiter in das Angesicht; nicht minder überrascht hielt dieser an.

Was Beide so sehr betroffen hatte, war, daß jeder von ihnen augenblicklich gewahr ward, daß der andere sein Ebenbild sei.

Ehe noch der Fremde in seinem Erstaunen ein Wort gefunden hatte, war Deodat bereits in das Gebüsch entsprungen und verschwunden.

Eine dunkle Erinnerung erwachte in Deodats Herzen; doch bald versank er wieder in den einen Gedanken an Mathilde, und bemerkte es kaum, als er eine Weile nach dem schmucken Reiter zwei andere, langsam denselben Weg verfolgen sah.

Als er Abends in die Lagerschenke kam, erfuhr er, daß Graf Otto, Mathildens Bräutigam, heute verkleidet, und einige Tage früher, als er erwartet wurde, in dem Schlosse angekommen sei, um die Braut und ihre Eltern zu überraschen, daß er sie aber nicht getroffen habe, indem sie vor ihrer Vermählung mit den Eltern eine Wallfahrt nach Gnadenzell unternommen habe.

Nun wußte Deodat, wem er begegnet sei, seine Aehnlichkeit mit dem jungen Grafen war auch von einigen der Landsknechte, die heute bei den Knappen in der Burg gewesen waren, bemerkt worden, und gab nun Veranlassung zu Scherzen, deren unfreiwilliger Gegenstand Deodat war.

Nach einer schlaflosen Nacht ging Gottschank am frühen Morgen in das wildeste Dickicht des Forstes; Zinsler begegnete ihm, und wußte ihn endlich zu den Kameraden zurück zu bringen.

— Dich drückt ein tiefer Gram, ich ehre ihn, und will seiner Quelle nicht nachforschen; nimm aber mein Mittel dagegen an, es heißt: der Wein. Stürz' seinen Feuerstrom hinunter, bald wird deine Seele frei von äußerm Einfluß werden, und in süßer Vergessenheit, in wollüstigem Taumel über Dinge lachen, die erst noch alle Herrschaft über sie hatten.

Gleichgiltig folgte Deodat, und im Hofe der Schenke saß er alsobald unter seinen Kameraden, und stürzte gierig Becher nach Becher hinunter, als gälte es die Flammen der Hölle in seinem Innern zu löschen. Sein Antlitz ward roth, seine Augen leuchteten in unsichern Blitzen, aber wirklich sank allmälig die Last von seiner Brust, er konnte mit wildem Lachen manche Neckereien anhören, die er sonst mit Blut verwischt hätte, und stimmte selbst in die wüsten Reden der Gesellen ein. Der Hauptmann hatte seine Freude an dieser veränderten Stimmung Deodats, und trank dem Jünglinge aufmunternd den heißen Saft der Rheinrebe zu.

— Glaub' gar, toller Junge, das Fräulein drüben im Schlosse hat dir den Kopf verrückt; haha, wäre freilich ein Fund für Deinesgleichen. Hast aber doch jedenfalls den Trost, daß ihr dein Ebenbild nun den Mund blutig küssen wird.

Deodat sah den Hauptmann mit wüstem verzerrtem Lachen an, der aber fuhr in seiner Weinlaune fort.

— Hübsche Bursche Beide, unser Gottschank und Otto. Hört ihr seine Jagdhörner in der Ferne blasen; dem Junker mag's nicht genehm sein, daß sein Bräutlein ferne ist, und er will sich unterdessen die Zeit mit edlem Waidwerk vertreiben. — Ich sag' euch Bursche, fuhr er nach kurzer Pause fort, ich habe immer Glück bei den Weibern gehabt, das mögt ihr glauben, und noch jetzt, obwohl manchem das Rasenroth meiner Nase etwas zu feurig erscheinen mag, geht mir keine hohl, auf die ich's angelegt habe. Da zum Beispiel: eben das Grafenkind, die Mathilde: wenn ich drum anstehe, wett' ich meine Seele, daß ich sie nach in diesen meinen Armen wiege, und ihre Schönheit, wie diesen Becher bis auf den letzten Tropfen verkoste.

Alle lachten wüst durcheinander, während er den Humpen ergriff; auch Gottschank lachte wild auf, ehe der Hauptmann jedoch die Lippe mit Rebensaft befeuchten konnte, hatte er seinen Heber aus der Scheide gerissen, und ihm einen vollen Streich über das Antlitz gegeben. Schnell mit Blut übergossen sprang der Hauptmann brüllend auf, fiel aber bald über den Sessel; Alle fuhren empor und gegen den Verwundeten. Deodat stieß noch ein gräßliches Gelächter aus, dann aber sprang er über die Mauer und in den Wald.

Als die trunknen Gesellen zu sich gekommen, und aus der Thüre gelaufen waren, war er bereits verschwunden. Deodat floh eine lange Strecke kaum seiner selbst bewußt zwischen den Bäumen; als er wegen Erschöpfung langsamer gehen mußte, war er bereits tief im Forste, und die Mittagsonne warf einzelne senkrechte Strahlen durch die riesigen Bäume. Sein Weinrausch war verflogen, die

Digitized by Google

Ereigniſſe dieſes Morgens wurden ihm klar; und Verachtung ſeiner ſelbſt erwachte in ihm, als er bemerkte, daß ſich in der Tiefe ſeines Herzens der Wunſch regte, dies ſein elendes Daſein dennoch zu erhalten. Während er in dieſen Gedanken weglos durch den Wald irrte, ſtieß plötzlich Zinsler zu ihm; Deadat ſetzte ſich, ungewiß über ſeine Abſicht, in den Zuſtand der Gegenwehre; Zinsler aber kam ihm mit verſchränkten Armen entgegen und auch Deadat ſteckte nun das Schwert ein.

— Von mir habt ihr nichts zu befürchten, Gottſchank, begann der Alte, gleichwohl geht's an euer Leben; und ich ſelbſt wüßte kein Kraut zu rathen, euch zu retten. Der Hauptmann iſt verbunden, und die Wunde nicht ſo ſchwer, als man Anfangs glauben mochte. Er hat euch aber blutigen Tod geſchworen und leitet ſelbſt die Anſtalten, euch einzufangen. Der nicht geräumige Forſt iſt umſtellt. Zehn Landesknechte, nicht eben eure Freunde, werden alſobald in den Wald ſtoßen, um euch aufzutreiben; hinter euch iſt kein Weg der Rettung, und vor euch der tiefe, breite Rhein; wenn ihr nicht fliegen könnt, ſeid ihr verloren, und die nächſte Mittagſonne trocknet euer verſpritztes Gehirn.

Ein unwillkührlicher Schauer lief durch Deadats Glieder. Sie eilten unterdeſſen ziellos weiter. Plötzlich hielt Zinsler an und begann leiſe: Ei ſeht doch, wie ſeltſam; faſt möcht ich's ein Wink der Rettung nennen.

Deadat ſah ihn ungewiß und fragend an; der Alte wies unter eine hohe Tanne, zog Gottſchank vorſichtig näher und begann noch leiſer: Seht, hier ſchläft, wahrſcheinlich von der Jagd ermüdet, Graf Otto; ihr beſitzet ſeine Züge Strich für Strich, nur als Graf Otto könnt ihr entkommen.

Die Hoffnung der Rettung ſo wie der tiefe Haß, den er gegen den Junker fühlte, färbte Deadats Wangen höher; nach einer kurzen Pauſe, fuhr er auf: und meine rothen Haare?

Da läßt ſich helfen. Zinsler zog eine kleine Büchſe aus dem Wamſe, beſtrich eine von Deadats Locken mit einer ſtark duftenden Salbe, und alſogleich war ſie nußbraun, wie die des Grafen.

Verwundert, ja erfreut beobachtete Gottſchank die Umwandlung.

— Macht ſchnell, die Zeit drängt, fuhr Zinsler fort.

Ungewiß ſtand Gottſchank vor ihm.

— Ihr zögert! ſeid aber vorſichtig, es darf kein Blut ſein Gewand beſudeln; erdroſſelt ihn!

Ruhig ging der Athem des Schlafenden, den Deadats beklemmte ein heftiger Krampf.

— Entſchließt euch ſchnell; in wenigen Minuten iſt es zu ſpät. Aus der Ferne tönte ein dumpfes Hallah der Verfolger.

— Wie ihr wollt; aber in dieſen Augenblick oder nimmer! eure Häſcher nahen.

Noch zögerte Deadat.

— Ich aber thät's: hat er euch doch als Falkenjungen einſt in das Angeſicht geſchlagen, und raubt euch nun auf immer die Geliebte.

In gäher Wuth ſtürzte Deadat auf den Schlummernden; ſeine Kniee preßten deſſen Bruſt, ſeine Fäuſte würgten krallend ſeinen Hals. Weit rieß Otto die rothunterlaufenen Augen auf; er konnte keinen Laut mehr ausſtoßen.

Längſt war ſein Antlitz ſchwarzblau, jedes ſeiner Glieder ſtill und die Kälte des Todes ſchlich leiſe durch ſeine Adern, aber noch hielt Deadat mit der grimmigen Wuth eines wilden Thiers ſeinen Hals umklammert; ſchweigend ſtand Zinsler an der Seite, und ſah mit höhniſchem Lächeln eine Weile zu, dann packte er Deadat im Genicke und zog ihn von der Leiche.

— Wach' auf, Junge, und ernte die Früchte.

Er ſelbſt entkleidete den Todten, und zog Gottſchank deſſen Gewänder an; darauf nahm er die Salbe, und beſtrich ſorgfältig ſeinen Kopf damit. Die Aehnlichkeit Gottſchanks mit der Leiche neben ihm wurde jetzt fürchterlich, und ſelbſt Zinsler ſchien bei der Vergleichung kalter Schauer zu ſchütteln. Er ergriff ſie, ſchleppte ſie ſammt Gottſchanks Gewändern eine kurze Strecke und warf beide in einen hohlen Baum. Nun kehrte er zu Deadat zurück.

— Ich wünſche euch Glück, Graf Otto zu euren Lehen und zu eurer minniglichen Braut, zur ſchönen Mathilde. Ich ſetze voraus, daß Euer Gnaden im Walde Langweile finden, zumal, da zu dieſer Stunde die erlauchte Braut ſammt ihren Aeltern bereits von der Wahlfahrt zurückgekehrt iſt, und euch ſehnſüchtig erwartet.

Zinsler ergriff das ſilberne Jagdhorn, das nun an Gottſchanks Seite hing, ſtieß hinein und verſchwand in den Wald. Nun erſt fuhr Deadat aus wüſten Träumen, und ſtarrte erſchreckt um ſich; eine nahe Quelle murmelte, Vögel ſangen, unter der Eiche neben ihm war aber im hohen Graſe ein eingedrückter Flecken von der Länge eines liegenden Menſchen. Er ſchauderte. Bald kamen die Diener und führten ihn auf die Burg.

Richtig waren Mathilde und ihre Aeltern bereits zurückgekehrt. Dieſe empfingen ihn in höchſter Freude, Mathilde erröthete in minniger Verſchämtheit, er breitete ſeine Arme aus und ſie ſank an ſein Herz. Ihre Küſſe waren glühender als die Flammen der Hölle, ſüßer als die Freuden des Paradieſes. Erſt nach einer Weile fand Deadat Zeit, ſich vom Schmutze der Jagd zu reinigen, Edelknaben bedienten ihn, und im glänzenden Hofkleide trat er, nun erſt ihrer würdig, vor Mathilde.

Er lebte Tage ſeligen Taumels, allvergeſſenden Glücks, Mathildens Liebeblick ſog jeden Schatten aus ſeinem Herzen.

Nach acht Tagen wurde die Vermälung gefeiert. In der geſchmückten Brautkammer ſank Mathildis im vollen

Digitized by Google

Reize in seine Arme; der Sturm der Mitternacht schien den glücklichen Bräutigam zu beneiden, er schlug sehnsüchtig heulend aus dem Forste herüber an das Fenster, als wollt' er in das Hochzeitgemach eindringen. Als Mathilde am Morgen erwachte, fiel sie ihm selig weinend noch einmal in die Arme, gestand ihm ihr volles Glück und daß sie es nun erst ganz genießen könne, da sie dessen gewiß sei, denn bis zu dieser Mitternacht habe sie noch immer die bange Furcht eines ungewissen Unglücks gedrückt; nun sei sie ganz und auf immer sein.

Am ersten, ruhigeren Tage ließ sich ein Doctor der Universität dan Paris bei dem jungen Grafen melden. Der glückliche Bräutigam ließ ihn in Gegenwart der Braut und ihrer Aeltern zu sich kammen. Ein klug aussehender Mann in den Fünfzigen, in der schwarzen Tracht der Gelehrten verneigte sich artig und mit feiner Sitte, und wendetr sich gegen den jungen Herrn mit wahlgestellter Rede, indem er auseinandersetzte, er habe in Frankreich gehört, wie den der gnädige Gaugraf eines Kanzlers bedürfe, und wage es seine geringen Dienste demselben anzubiethen. Er vertraue weniger auf seine eig'nen Verdienste als auf eine gewichtige Empfehlung, die er von hoher Hand erhalten habe, und dem Grafen zu überreichen wage. Dabei übergab er dem jungen Herrn ein versiegeltes Schreiben. Dieser erbrach die gewaltigen Siegel; aber plötzlich leichenblaß geworden, mußte er sich am nahen Gestühle halten.

Das Pergament hattr nichts als eine brandrothe Locke verschlossen.

Gattin und Aeltern eilten zu seiner Unterstützung herbei, der Graf gab einen plötzlichen Schwindel vor, der aber schon vorüber sei, und steckte die Briefschaft hastig in die Brusttasche. Der Doctor stand ruhig zur Seite, und fragte nun süßlich, ab sein ergebenster Knecht Guntram Zinslerius sich schmeicheln dürfe, den gewünschten Posten des Kanzlers zu erhalten.

— Ihr seid es, antwortrte der junge Graf hastig. Dankbar verneigte sich der Gelehrte.

(Fortsetzung folgt)

Notizen.

— Aus dem Berichte über die Thätigkeit des Severinus-Vereines auf dem Gebiete der christlichen Kunst für die Zeit vom 1. Mai 1852 bis letzten April 1854 entnehmen wir, daß der Verein, der Anfangs nur Nieder-Oesterreich ins Auge gefaßt, auch Bestellungen aus acht anderen Kranländern (Ungarn, Mähren, Ober-Oesterreich, Krain, Kärnten, Steiermark, Temeser Banat, die Militärgrenze) angenommem hat. Auch für das Ausland wurde eine Arbeit geliefert. Dem Gegenstand nach umfaßt das Verzeichniß: 3 Skulpturen, 2 architektonische Skizzen, 8 Marienstationsbilder, 8 Wandgemälde, 10 Kreuzwege je zu 14 Stationen, 23 Fahnenbildern und 38 Altarblätter. Der Aufwand hiefür beläuft sich auf die Summe von 11,135 fl. C. M. Unter diesen Arbeiten befanden sich Werkr von bedeutendem künstlerischen Werthe; alle aber wurden unter stetem Hinblick auf die Zwecke der Erbauung mit gewissenhafter Treue ausgeführt. Zu bedauern ist nur, daß, trotz zweier Kunstvereine, die Wien besitzt, erstere nicht zur Ausstellung kamen. Sie würden sehr dazu beitragen, das Publikum über den gegenwärtigen Stand der vaterländischen Kunst aufzuklären.

Die Künstler, welche bei den genannten Werken mitwirkten, sind die Herren: Vogler, Emler, Klein, A. v. Wörndle, Staudinger, Schönbrunner, Enderle, Purkarthofer, Kastner, Lebert, Hoffmann K., Schulz L. Professor, Maler L., Marzel, Kargl, Naltsch, Madjera, Schell, Flora und Jauner. — Der Künstlerkreis im Severinusverein ist ein Bestandtheil desselben und hat zur Aufgabe, die bei dem Vereine bestellten Kunstarbeiten in Ausführung zu bringen. Die Geschäfte leitet ein aus 5 Mitgliedern und einen Präses bestehender Ausschuß; zu ersteren gehören die Professoren Führich und Kupelwieser. — Bei der Gründung dieses Vereines war besonders die Betrachtung maßgebend, daß im Falle des Bedarfes van Altarblättern, Fahnenbildern, Kreuzwegstationen u. dgl. Kirchenpatrone, Seelsorger, Gemeindevorsteher und Privatpersonen, die von der Hauptstadt entfernt leben, oft nicht wissen an wenn sie sich wenden sollen, weil ihnen die geeigneten Künstler häufig nicht einmal dem Namen nach bekannt sind; weßhalb es denn nicht selten geschieht, daß Winkelagenten sich ohne den mindesten Beruf auf das Kunstgebiet drängen und selbst Handwerker bei Gelegenheit ihrer Professionsarbeiten auch die Lieferung von Gemälden und Skulpturen mit übernehmend die Gotteshäuser zumal auf dem Lande mit kläglichen Erzeugnissen verunstalten.

— Herr Klinkerfues, Assistent der Sternwarte in Göttingen, entdeckte den 4. um 14h 0′ mittl. Göttinger Zeit in der Nähe von β Trianguli einen neuen Kometen. Der Komet ist recht hell, zeigt aber weder Kern noch Schweif.

— In seiner Vorrede zum deutschen Wörterbuche (Lief. 8. Schluß des 1. Bandes) spricht sich Jacob Grimm auch über den Purismus aus. Er ist weit entfernt, der Ausländerei und Sprachmengung Vorschub zu thun, rügt aber auch die Abwege, auf welche unberufene Sprachreiniger lenkten. Ein gewisser pedantischer Purismus suchte das Fremdwort, wenn es mit dem Fremdbegriff uns überkammen, plump und grob tadtzuschlagen, ohne die schöpferische Kraft zur Neugestaltung, oder auch nur Sinn für die allerdings quellenreiche Schönheit der eigenen Sprache zu haben. Vor lauter Bäumen, sagt Grimm, sieht der Purismus den Wald nicht. Er macht Monstra aus unserm eigenen Sprachelemente. Wir wollen nicht an „Starkleiselasten" für Fortepiano, „Laubschattenlustgang" für Allee und ähnliche schwerfällige Zusammensetzungen erinnern. Aber Campe z. B. will „Lehrbote" für Apostel, „Spangenhacke" für Agraffe, als ob nicht das einfache Bote und Spange ausreichten. Maskerade verdeutscht er durch Larventanz, während doch „Larve" selbst fremd, „Tanz" die dem Auslande wieder abgewannene Form eines heimischen Wortes ist. Das Schlimmste wäre daß in maschera und Maske gleichfalls ein deutsches Wort, wie es allen Anschein hat, versteckt läge! Es klingt, aber ist nicht deutsch, wenn man für Oper „Singeschauspiel," für Façade „Antlitzseite" (warum nicht besser: Stirn?) empfehlen hört.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 50. Klagenfurt, Sonnabend, den 24. Juni. 1854.

Des Teufels Erdenfahrt.

Novelle von T.

(Fortsetzung.)

Noch ein Paar Wochen wurden in Freude und Festlichkeiten auf der Rheinburg verlebt, dann zog das junge Ehepaar mit glänzendem Gefolge nach den Herrschaften des Bräutigams. Der neue Kanzler war unter der Schaar. Mathildr machte dieses Mal die erste längere Reise; wie eine jugendlicher Diane saß sie zu Rosse, Au und Wald, Fluß und Himmel kam ihr so schön, so glücklich vor, denn sie war es. Der Glanz ihres Geschicks dünkte ihr ein Geschenk zu viel; auch in diesen Hütten, aus denen kärglicher Rauch aufstieg, wäre sie mit dem Geliebten glücklich gewesen. Zinslerius ritt an der Seite des Ehepaars, er wußte angenehm und unterhaltend zu reden, und machte bald den Grafen, bald dessen Gattin auf anmuthige Gegenstände aufmerksam, die jedem minder geübten Auge entgangen wären. Gleichwohl kountr der junge Graf ihn nur mit innerm Grauen ansehn, aus diesen Zügen schien ihn der böse Geist seines Geschicks anzustarren.

Sie kamen gegen die Grafenburg; des Grafen Aeltern eilten ihnen mit einem überaus festlichen Gefolge entgegen; unter allgemeinen Jubel fanden die Begrüßungen statt, die alte Gräfin umarmte zuerst die Schwiegertochter dann den Sohn. Als sie ihn küßte, fuhr sie auf einmal zurück, ängstlich sah sie eine Weile in seine Züge, dann aber lächelte wieder Mutterzärtlichkeit und Freude aus ihrem Antlitze, und ihre Liebkosungen wurden nur noch zahlreicher und inniger. Otodat war in unaussprechlichem Taumel verloren, keine Vorstellung haftete sicher in seinem Geiste; bald überkam es ihn, als sollt' er sich losreißen und verzweifelnd hinausstürzen in die Welt, in den Rachen der Hölle, — bald fühlte er heftigen Trieb, gellend aufzulachen und den thörichten Aeltern eine Leichenfraze zu schneiden, — bald bedünkte ihn wieder Alles als schicklich und zukömmlich: die ehrwürdigen Züge der Alten schienen ihm längst bekannt, er glaubte auf ihrem Schoße aufgewachsen zu sein, ihnen die ersten, süßen Laute des Lebens vorgelallt zu haben. Die allgemeine Stimmung riß ihn endlich fort, mit blödem Freudelächeln hielt er seinen Einzug in das Grafenschloß, und beantwortete zukömmlich, nur etwas durch die Eindrücke der Freude verwirrt, die vielen an ihn gestellten Fragen. Das Schloß war unterdessen neu und prächtig hergerichtet worden, die beiden Alten lachten seelenvergnügt, als der Sohn die eigenen Gemächer nicht mehr zu kennen schien. Freudenfeste wurden auch hier veranstaltet; sie vergingen, Mathildens Liebe bereitete dem jungen Gatten in der wiederkehrenden Ruhe des gewöhnlichen Lebens nur noch schönere.

Sein kränklicher Vater wollte nun die Neige des Lebens in ungestörtem Frieden verbringen; er übergab die Regierung dem Jünglinge. Zinslerius stand erfahren und thätig an seiner Seite: der Alte hatte eine Menge Steuern und Gaben im Rückstande belassen, Frohnen waren seit Jahren vergessen worden, der Kanzler machte Alles ausfindig, die Rückstände wurden umsichtig eingetrieben, Vieh und Vorräthe in Beschlag genommen, und unverläßige Zahler von Haus und Hof getrieben. Die armen Leute fanden freilich einen großen Unterschied im Vergleiche zur Gebarung des alten Herrn, aber ihre Seufzer verhallten in den einsamen Wäldern, Unzufriedene wurden bestraft, der Kanzler wies die strenge Rechtlichkeit seines Verfahrens aus, und der Säckel des Herrn füllte sich.

In der Burg ging es prächtiger her als je; Gastmahle, Feste und Freudenspiele wechselten, Prunk und Verschönerung wurden bedacht. Die ziehenden Kaufleute kamen mit kostbaren Stoffen und Waaren hinauf; was schön und prächtig war, wurde um jeden Preis gekauft, was die junge Gräfin erfreuen konnte, bestellt.

Da kam einmal ein Kaufmann mit einem Schmucke von ungeheurem Werthe, er schien aus den Sternen der Nacht, aus den Strahlen der Morgensonne zusammengesetzt, aber auch sein Preis war übermäßig. Er gefiel Mathilden ausnehmend, der junge Graf verlangte vom Kanzler die nöthige Summe. Zinslerius zuckte mit den Schultern, einstweilen sei sie nicht aufzubringen, der Kaufherr möge jedoch einige Tage auf dem Schlosse verweilen, und die Summe werde ihm sodann bezahlt werden. Der Handelsherr war zufrieden, Otto übergab den Schmuck seiner Gattin, und der Kanzler trieb mit eiserner Strenge nicht nur alle noch vorhandenen Rückstände ein, sondern verlangte auch eine Vorausbezahlung der künftigen Gaben. Nur wenige konnten bei äußerster Anstren-

Digitized by Google

ganz die Gelder aufbringen, Gewalt und Strafen wurden angewendet; in der äußerſten Verzweiflung ſchickten die Unterthanen ein Paar aus ihrer Mitte an den jungen Herrn. In herzzerreißenden Zügen ſchilderten ſie ihr Elend und des Kanzlers grauſame Bedrückungen; in Rührung und Zorn ließ der Graf dieſen holen.

— In drei Tagen muß der Schmuck bezahlt ſein, war ſeine kurze Antwort, gebt ihn zurück, oder billigt mein Verfahren. — Die Landleute wurden abgewieſen, ihnen aber für die Zukunft alle Schonung verſprochen.

Der junge Graf hatte finſtere Stunden, in denen ſeine dunkle Laune an Wahnſinn grenzte. Nur im tiefſten Forſte fand er dann Erleichterung, im Kampfe auf Leben und Tod mit dem Eber, mit dem Bären, in der wilden Hetze des Edelthiers. Er hätte dann das Blut des getroffenen Gewildes trinken und ſeine zuckenden Glieder zerreißen mögen.

Aber Wilddiebe und Raubjäger verminderten mehr noch als die häufigen Jagden des Grafen die Anzahl des Wildes ſo ſehr, daß der junge Graf oft tagelang keine edle Spur auffand. Er ward dann wüthend, und verlangte Abſtellung vom Kanzler. Dieſer bemerkte, daß die Forſt- und Wildwächter unter der Regierung des alten Herrn zu nachläſſig geworden wären, und wohl ſelbſt am Unterſchleife des Wildes theilnehmen. Nur äußerſte Strenge könne dem Uebelſtande abhelfen. Der Graf befahl ſie.

— Und wenn ich ſie dann anwende, meinte der Kanzler, ſo kommt ein Haufe Geſindel und verſchwärzt mich bei meinem gnädigen Herrn, meine Maßregeln werden widerrufen, ich verliere an Anſehen und wohl gar an Eurer Gnade.

— Laßt den nächſten Wilddieb blutig geißeln, und bindet ihn an einen lebendigen Hirſchen.

— Nicht ohne Euer Grafenwort.

— Laßt es verkünden im Lande, daß ich mein gräflich Wort darauf gegeben habe.

— Und dieſe Ritter ruf' ich deß zu Zeugen, ſagte der Kanzler, indem er ſich an einige anweſende Gäſte wendete.

Das Geſetz ward allgemein bekannt gemacht. Es währte nicht lange, ſo war es übertreten: ein Waldhüther ſelbſt hatte einen Hirſchen erlegt und für ſich behalten. Der junge Graf gerieth in die äußerſte Wuth, er ſelbſt und ſeine Gäſte ſollten der Abſtrafung beiwohnen. Ein Greis ward vorgeſchleppt, der Kanzler fragte ihn, ob er den Edelhirſch erlegt habe.

— Ja, — um mein krankes verſchmachtendes Weib vom Tode zu retten. Wir hatten Rückſtände gehabt, uns wurde Alles genommen.

— Der Miſſethäter geſteht, die Büttel mögen kommen.

— Ach, Erbarmen, Graf, ſchrie der Greis und ſtürzte auf die Knie, Erbarmen um meines Weibes Willen, von deſſen Leiche man mich geriſſen.

Todtenbläſſe hatte des jungen Grafen Züge bedeckt, ſeit er des Greiſes Antlitz näher betrachtet hatte; dieſe Züge ſchauten ihn ehrwürdig und wohlbekannt an, dieſe wimmernde Stimme war die Winparts, ſeines erſten Wohlthäters. Er verhüllte ſein Antlitz: Entlaßt ihn!

— Wußt' ich's doch, warf der Kanzler hin, — ſo viel gilt ein gräflich Ehrenwort.

Die Ritter ſchütteten mißbilligend den Kopf: Wie, um eines Leibeig'nen willen ſoll ritterlich Wort verunehrt werden?

— Führt ihn zur Strafe! ſchrie der Graf, und Flammen der Hölle ſchienen ſein Antlitz zu röthen. Die Henkersknechte riſſen dem Miſſethäter das Gewand vom Leibe, ihre Geißeln zerhieben den abgemagerten Leib, dumpfe, einzelne Laute wie Gebrüll wilder Thiere ſtieß der Alte aus. Nun ward ein wilder Zehnender herbeigebracht, der halbentſeelte Leichnam ward an ſeinen Rücken gebunden, dem Wilde die Schlingen gelöſt, und mit ſcheuen, grimmigen Sätzen entſprang der Hirſch in das Dickicht des Waldes. —

Der junge Graf machte eine Reiſe durch ſein Land, Zinslerius begleitete ihn. Nur wenig gab jener auf die vielfachen Reden des Kanzlers zur Antwort; ſeit dem Urtheilſpruche über Winpart war der Graf in ſich verſunken und finſter wie nie zuvor geworden, gegen den Kanzler empfand er den Abſcheu, den man gegen böſe Geiſter hat, er haßte ihn bis in das Tiefſte der Seele. Zinslerius bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken. Er war beſtrebt ſeinen Herrn zu unterhalten.

Er erzählte dieß und das. Sie kamen an einem Kirchhofe vorüber, vor ſeiner Mauer ſtand ein einzelnes Grab, kein Kreuz war daneben, Unkraut überwucherte es. Hier iſt das Grab einer Selbſtmörderin, begann der Kanzler; ich habe die thörichte Dirne wohl gekannt, war eines Elſeliters Tochter, ſchmuck und verliebt wie alle jungen Mädchen, aber toller als die andern ſprang Marthe in den Fluß, als ihr der Bräutigam, ein wüſter Lehrgeſelle ihres Vaters, untreu entlaufen war.

Deodat warf auf den Kanzler einen Blick voll Wuth.

Der Kanzler fuhr in ſeinen Bemühungen fort, den jungen Grafen zu unterhalten. Sie waren ſtundenlang in tiefem Walde geritten. Deodat war in dumpfes Sinnen verſunken; Monate lang hatte er die Rolle des Grafen in faſt vollkommener Vergeſſenheit früherer Zeit geſpielt, in dieſem Walddunkel erwachte für ihn die Vergangenheit, die alten Tannen und Föhren ſchienen ihm die Geſchichte ſeiner Kindheit zu erzählen. Sie kamen an einem umwaldeten Felſen vorüber, die früh'ſte Sehnſucht des Herzens überkam Deodat, er hätte weinen mögen. Eine einſame, zerfallene Hütte lag auf einer kleinen Waldwieſe, ſie ſchien ſeit nicht langer Zeit verlaſſen; Deodats Herz zitterte, der Kanzler warf einen bedeutenden, höhniſchen Blick auf die armſeligen Trümmer. Gottſchank ritt wie

Digitized by Google

in tiefem Traume weiter: sollte nicht eine Stimme aus der Hütte rufen, eine theure ehrwürdige Stimme, und zwei Kinder folgsam aus dem Walde laufen? Sie waren lange ausgeblieben, das eine hatte farglos an einem Abgrunde geschlummert, sein Schutzengel mochte es bewahrt haben, — das andere hatte von einem Felsen in die goldene Welt hinaus geschaut und viel und Wüstes geträumt; — hatte auch dieses sein Schutzengel nie verlassen? —

Sie ritten an einem Abgrunde vorüber. — Hier erlauchter Herr! begann der Kanzler, hat ein böser Bube sein kleines Schwesterchen um ein Silberkettlein über die Felsen gestürzt.

Drodat fuhr zusammen; aber in schneller Wuth riß er den Dolch von seiner Seite, und stieß mit aller Macht in Zinslers Brust.

Es klang hol; der Kanzler lachte. Drodats Arm ließ den Dolch fahren und fuhr bebend zurück. Zinsler zog den Dolch aus den Falten des Gewand's; die Spitze war abgebrochen; sich demüthig verneigend überreichte er ihn dem Grafen: Im Herrendienste muß man auf alle Fälle vorgesehen sein.

Eine kurze Pause trat ein; dann fuhr der Kanzler fort: Wenn Euer Erlaucht mir nur zu erlauben geruhen, in meiner Weise die Forste zu überwachen, und die fahrlässigen Hüther und Leibeigenen zu strafen, so sollen diese herrlichen Wälder bald wieder von edlem Gethiere wimmeln.

Sie ritten weiter; verständig ließ sich der Kanzler über die Wildschonung heraus; der Graf mochte nicht Alles genau vernehmen.

(Schluß folgt.)

Die Statistik der Trauungen.

Die Statistik der Trauungen hat durch die neu eingeführten Schemen wesentliche Verbesserungen erhalten, indem nicht nur die Angaben über die Art, in welchen Altersclassen beide Geschlechter in Verbindung treten, vollständiger als früher durchgeführt sind, sondern sich auch aus denselben die Zahl der zur ersten oder wiederholten Ehe Gelangenden erkennen und zugleich die mittlere Dauer der Ehe bestimmen läßt. Das demnächst erscheinende 2. Heft des 3. Jahrganges der von der k. k. Direction der administrativen Statistik herausgegebenen Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik enthält diesfalls und auf dieser verbesserten Grundlage folgende wesentlichen Ergebnisse der bezüglichen, das Verwaltungsjahr $18^{50}/_{51}$ umfassenden Forschungen.

Die Gesammtzahl der Trauungen in der eben erwähnten Periode betrug 100,880, wovon die meisten in den Monaten Februar (zur Carnevalszeit) und November (vor Eintritt der Adventzeit) stattfanden. Die Ehe wurde männlicher Seits von 18,680 Personen in einem Alter bis mit 24 Jahren, von 31,678 von 24 bis mit 30, von 31,820 von 30 bis mit 40, von 11,089 von 40 bis mit 50, von 4937 von 50 bis mit 60 und von 1676 in einem Alter von über 60 Jahre; weiblicher Seits von 11,164 in einem Alter bis 20 Jahren, von 24,304 von 20 bis 24, von 33,649 von 24 bis mit 30, von 22,169 von 30 bis mit 40, von 6679 von 40 bis mit 50 und von 1915 in einem Alter von über 50 Jahren eingegangen.

Aus dieser Uebersicht, in welcher die Kronländer Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Küstenland, Tirol, Böhmen, Mähren und Schlesien, mit Ausschluß Wiens und Triests, begriffen sind, ersieht man, daß im Durchschnitte von den Männern genau die Hälfte unter 30 Jahren heiratet, während die Zahl der heiratenden Frauen bis zu demselben Alter ungefähr zwei Drittheile der Gesammtsumme beträgt. Nach der noch genauer gegliederten Darstellung nach den einzelnen Kronländern läßt sich zugleich das wahrscheinlichste Trauungsjahr bestimmen, bis zu welchem die Hälfte der Getrauten entfällt; die Berechnung ergibt in dieser Beziehung für Niederösterreich ein Alter von 31·2 männlicher und 28·1 Jahre weiblicher Seits; für Oberösterreich: 32·6 J. männlicher und 28·2 J. weiblicher Seits; für Salzburg: 34 J. männlicher und 29·3 J. weiblicher Seits; für Steiermark: 30·9 J. männlicher und 27·7 J. weiblicher Seits; für Kärnten: 31 J. männlicher und 26·6 weiblicher Seits; für Krain: 29·9 männlicher und 26 J. weiblicher Seits; für das Küstenland: 26·8 J. männlicher und 24·5 J. weiblicher Seits; für Tirol: 30·9 J. männlicher und 27·2 J. weiblicher Seits; für Böhmen: 29·7 J. männlicher und 26·1 J. weiblicher Seits; für Mähren: 29·5 J. männlicher und 26·3 J. weiblicher Seits; endlich für Schlesien ein Alter von 29·7 Jahren männlicher und von 26·4 Jahren weiblicher Seits als wahrscheinliches Trauungsjahr. Hieraus ergibt sich die Thatsache, daß die Bewohner der Gebirgsländer Salzburg, Oberösterreich, Niederösterreich, Kärnten, Steiermark und Tirol eheliche Verbindungen später eingehen, als jene in den mehr flacheren Ländern, Küstenland, Böhmen und Mähren. Zugleich prägt sich in den angegebenen Zahlen die nationale Verschiedenheit der Bewohner in den einzelnen Ländern aus, indem das wahrscheinliche Trauungsjahr bei den Slaven im Süden und Norden sich niedriger stellt, und somit frühere Heiraten stattfinden als bei den Deutschen.

Mit dem Alter der Heiratenden steht die mittlere Dauer der Ehe im innigsten Zusammenhange. In den früheren Nachweisungen waren die Elemente zur Bestimmung der mittleren Verbindungsdauer nicht angegeben, welche jedoch nach den neuen Formen vollständig erkannt werden können, da die beiden durch directe Beobachtung gewinnbaren Factoren, die Zahl der durch Tod und Scheidung gelösten Ehen und deren Dauer, nachgewiesen wur-

den. Nach einer Durchschnittsrechnung stellt sich in den genannten Kronländern die mittlere Dauer der Ehe auf 22 Jahre und unterliegt in den einzelnen Ländern einer nur unbedeutenden Schwankung. Berechnet man hieraus nach der gewöhnlichen Methode die Zahl der im Jahre 1851 bestandenen Ehen, so findet man, daß ungefähr zwei Fünftheile (nach der mittlern Zahl der Trauungen in den Jahren 1849, 1850 und 1851 37.2 Percent) der Bevölkerung verheiratet sind.

In anderen Staaten ist die Zahl der Verheirateten meistentheils geringer; in Belgien wurden im Jahre 1846 30.5 Percent, in den Niederlanden im Jahre 1850 30.6 Percent, in Preußen im Jahre 1849 32.9 Percent, in Schweden im Jahre 1840 32.9 Percent, in Dänemark im Jahre 1850 33.3 Percent, in Sachsen im Jahre 1849 35.2 Percent der Gesammt-Bevölkerung als verheiratet nachgewiesen. (Oest. Corr.)

Notizen.

— Véron erzählt im dritten Bande seiner „Memoiren" von Scribe: „Seit vielen Jahren arbeitet dieser Schriftsteller von Früh 5 Uhr bis Mittag an seinem Schreibtische, und die übrige Zeit des Tages ist ebenfalls ausschließlich dem Theater — seinem Berufe — gewidmet. Er leitet alle Proben seiner Stücke selbst und fehlt bei keiner. In Gesellschaft und überall, wo er mit Menschen zusammenkommt, sucht er nach neuen Personen und Situationen für Stücke; er notirt sich charakteristische Aeußerungen, kurz, sein Sinn ist stets und überall auf sein „Geschäft" gerichtet. Darum beobachtet und hört er auch immer mehr zu, als er selbst spricht.

— Berthold Auerbach's gesammelte Werke werden binnen Kurzem in einer stereotypirten Ausgabe erscheinen. Dieselben sind bereits dreimal ins Englische, einmal ins Schwedische, einmal ins Holländische und einmal ins Russische übersetzt, auch im Französischen existirt eine theilweise Uebersetzung.

— Aus Rom Ende Mai berichtet man der „Allg. Zg.": Seit der vor ungefähr zwei Jahren erfolgten Einsetzung der Commission der christlichen Alterthümer werden bekanntlich die Ausgrabungen in den Katakomben, diesen ehrwürdigsten Ueberresten des ältesten Christenthums, mit neuem und erhöhtem Eifer betrieben, und hat sich namentlich der als Gelehrter auch auswärts rühmlich bekannte Herr de Rossi durch die speciellere Leitung derselben bedeutende Verdienste erworben. Nachdem er durch genaue Forschungen in den mittelalterlichen Itineraria zu der Ueberzeugung gekommen war, daß der Mittelpunct der Katakomben des Callixtus, welche die Grabstätte der römischen Bischöfe seit der Zeit bildeten, wo die Bauten des Heliogabal sie vom Grabe des heiligen Petrus vertrieben hatten, in der bekannten Vigna Ammendola, später Molinari, gelegen sei, in deren Wirthschaftsgebäuden er zwei wohlerhaltene Basiliken entdeckt hatte, wie sie sich an den Haupteingängen der Katakomben zu finden pflegen, und nachdem die glückliche Auffindung der Grabcapelle des Papstes und Märtyrers Cornelius, geziert mit Inschrift und Bild desselben, diese Ansicht bestätigt hatte, fand sich im vorigen Jahre Se. Heiligkeit bewogen, das ganze Grundstück anzukaufen, um Ausgrabungen in größerem Maßstabe anzustellen. Diese haben in den letzten Wochen zu den glänzendsten Resultaten geführt. Von dem Grabe des Papstes Cornelius aus ist man in einen Gang eingedrungen, welcher, breiter als die gewöhnlichen Katakomben-Straßen, zu beiden Seiten eine Reihe von ähnlichen Grabcapellen zeigt, die sich an das Grab des h. Papstes Sixtus anschließen, welches stets als Centrum der Katakomben des Calixtus angegeben wird. Der Reichthum der Ausschmückung mit Marmorbekleidung und Säulen, wie sie selten sich in den Katakomben vorfinden, ganz besonders aber die Auffindung zahlreicher Fragmente einer metrischen Inschrift, die Papst Damasus hier aufstellen ließ und deren Text durch mittelalterliche Sammler überliefert war, lassen keinen Zweifel über dessen Identität zu. Der Papst Damasus, der bekanntlich alle vorzüglicheren Heiligthümer der Katakomben mit ähnlichen Inscheiften schmückte, äußert in jener: auch er würde sich dort beerdigen lassen, fürchtete er nicht, die Asche so vieler Märtyrer zu beunruhigen. Von den Grabschriften der Päpste Anteros, Fabianus, Lucius und Eutychianus, sämmtlich aus dem dritten Jahrhundert, sind gleichfalls Bruchstücke gefunden, neuerdings aber eine Capelle entdeckt, welche ganz mit den Bildern der in ihr beerdigten Märtyrer ausgemalt ist. Dabei sind alle Wände in diesem Gange bedeckt mit den Namen der Pilger, mit Anrufungen von Heiligen und ähnlichen Sentenzen.

Die Wichtigkeit dieser Entdeckungen für die Kirchen- wie für die Kunstgeschichte ist einleuchtend. Zu bemerken ist, daß man in den letzten Jahrhunderten trotz der stets fortgesetzten Arbeiten in den Katakomben nie ein Papstgrab gefunden hatte. Letztere nämlich, größer und mit Luft- und Lichtlöchern versehen, sind eben deßhalb mit gewaltigen Schuttmassen angefüllt, an deren Entfernung man sich nicht wagte, während man die unbedeutenden Seitengänge leer oder mit leichter Erde angefüllt fand, und daher diesen nachging. Herr de Rossi hat das umgekehrte System eingeführt und daher diese Erfolge. Es ist zu hoffen, daß er nächstens ausführliche Berichte über dieselben veröffentlichen werde. Einstweilen werden die Arbeiten, die indeß die Sommerhitze bald unterbrechen dürfte, mit größter Energie gefördert, nachdem namentlich am 11. d. M. Se. Heiligkeit selbst die Katakomben besucht und die nöthigen Befehle gegeben hat."

— Nach den Mittheilungen des Organs des Central-Landwirthschafts-Vereines für Baiern macht die künstliche Fischzucht in Baiern recht gedeihliche Fortschritte. Es sind aus der Fischerzeugungs-Anstalt bereits 40,000 Fische aus der Familie der Salme vertheilt worden, und dürfte diese Fischgattung binnen wenigen Jahren schon in ganz Baiern verbreitet sein. Auch die Zucht des Amaul, des Barsches und des Wallers wird nun in Angriff genommen. Nicht uninteressant ist ferner die Notiz, daß sich dermalen gegen fünfzig Personen mit der künstlichen Fischbrütungs-Methode in Baiern befassen.

— In San Francisco erscheint seit Kurzem eine chinesische Zeitung: „Die Goldenen-Berg-Nachrichten." Die Lettern des himmlischen Reichs, sagt der „Herald", sehen wunderlich aus; man glaubt, eine hundertfüßige Spinne sei aus einem Tintenfaß heraus über einen Bogen unbeschriebenes Papier gelaufen. Merkwürdig ist, daß trotz der labyrinthischen Verworrenheit des himmlischen Alphabets, fast alle in Californien angesiedelten Chinesen — etwa 25.000 — lesen und schreiben können.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 51. Klagenfurt, Dienstag, den 27. Juni. 1854.

Des Teufels Erdenfahrt.

Novelle von T.

(Schluß.)

Sie kamen gen Bukingen. Dort stand das Miethvolk des Grafen, der alte Wolf war ihr Feldhauptmann.

Zinsler ward schweigsamer, je näher sie dem aufgestellten Häuflein kamen, das die Ankunft des jungen Grafen gebührend verherrlichen wollte. Wolf kam ihnen entgegen geritten, die Landsknechte schwenkten die Fähnlein, und brachten dem jungen Herrn ein Hurrah.

Eine Weile betrachtete der Kanzler die Schar, dann begann er mit lauter Stimme: Es ist genug des albernen Schwanks; wir wollen damit zu Ende, —: im Namen Seiner Erlaucht eures Gebieters, des alten Grafen und Herrn befehl' ich euch, Hauptmann und Landsknechte, nehmt den jungen Laffen da an meiner Seite gefangen. Der Hauptmann erbebte in gähem Schreck', die Landsknechte glotzten den Kanzler unvernünftig an. Deodat saß still und kraftlos zu Pferde.

— Was zaudert ihr Hauptmann: er ist ein Betrüger, und sowenig der Erbgraf als eure Mähre der Esel Balaams.

Er zog eine Hand aus der Brusttasche, und strich Gattschank über den Scheitel. Alle Haare, die seine Hand berührte, wurden brandroth.

— Erkennt ihr euren tollen Landsknecht noch nicht, Wolf? soll ich euch auf den Tag in der Waldzeche, auf die Schmarre in eurem Antlitze erinnern? Heute ist der Tag der Rache, der Strafe. Auf, Hauptmann! ergreift den entlaufenen Betrüger.

Wolf starrte mit einem Blicke der zwischen Erstaunen, Hohn und Rachelust getheilt war in Deodats Gesicht; bekannter und bekannter wurden ihm seine Züge, und als dieser es widerstandlos geschehen ließ, daß ihm der Kanzler Schwert und Scherpe von der Seite riß, da nahm er selbst keinen Augenblick mehr Anstand, mit schadenfrohem Hohne Deodats Hände über den Rücken zu binden, und die übrigen Befehle zur schmählichsten Gefangennehmung an seine Leute ergehen zu lassen.

Bringt ihn langsam und sicher auf's Grafenschloß, herrschte der Kanzler, ich eile voraus, Alles dem Grafen zu berichten. Zinsler sprengte davon; gemächlich folgte ihm der schwerfällige Zug. Deodat blieb still, fast theilnahmlos, er schien den wiederholten bittern Spott, den er von seinem einstigen Hauptmanne, von seinen früheren Kameraden erfuhr, kaum zu vernehmen.

Zinsler kam unterdessen in die Grafenburg, er eilte in das Zimmer des alten Grafen, er erzählte ihm, wie er von einem Reisigen vernommen habe, daß der junge Herr nicht des Grafen wahrer Sohn, sondern ein gemeiner Landsknecht, ein schändlicher Betrüger und Mörder sei. Er ließ den alten Knappen kommen, der Alles bestätigte, die Geschichte erzählte, wie Deodat den jungen Grafen im tiefen Forste erschlagen, und sich sodann für ihn ausgegeben habe. Als Beweis seiner Erzählung führte er an, daß man die Leiche des jungen Grafen an der Stelle des Mordes in einem hohlen Baume sammt der Landsknechttracht Deodats finden werde. In Schrecken, Ungewißheit und Furcht horchte der Greis zitternd zu; für den Schmerz hatte seine Brust noch gar keinen Raum.

In tödtlicher Angst ließ er nach langer Zeit das erstemal wieder sein Roß sattlen. Zinsler, der alte Landsknecht und ein schnell zusammengerafftes Gefolge begleiteten den unglücklichen Vater. In ruheloser Hast ging der Zug durch Feld und Wald; in der Burg hatte sich ein dunkles, unsicheres Gerücht des Unglücks verbreitet; Alle waren in ängstigender Erwartung, die beiden Frauen in tödtlichem Schreck, Niemand wußte, wohin sich in der Angst zu wenden, was zu Ableitung der Gefahr, zu ihrer Minderung zu unternehmen sei.

Unterdessen kam der unglückliche Greis an der bezeichneten Stelle des Waldes an; er bebte an allen Gliedern, während der hohle Baum durchsucht wurde. Es fand sich darin eine unkenntliche Leiche vor, die ausgetrockneten Züge schienen gleichwohl, so wie die reichen braunen Locken gräßliche Erkennung in dem Greisen zu erwecken. Daneben befand sich eine vermodernde Landsknechttracht. Die schauerlichen Zeugen eines Verbrechens wurden dem Gefolge übergeben und mit derselben Hast, mit der sie an den verhängnißvollen Waldplatz gekommen waren, eilte der Graf und der Kanzler zurück.

Die Sonne des nächsten Tages war bereits vorgerückt, als sie im Schloße anlangten; die Damen hatten die Zwischenzeit in tödtlicher Angst zugebracht. Zugleich mit ihnen langte auch des Grafen Miethfähnlein ein; es führte einen Gefangenen in seiner Mitte. Die Frauen stürzten in den

Schloßhof; der alte Graf ſprang vom Pferde; der Zug hielt.

Zinsler führte den Gefangenen vor: es war Deodat. Mathildis war bleich wie eine Leiche, nur eine ſchauerliche Spannung, die Ausſicht noch geiſtigerer Entwickelung erhielt ihr das Bewußtſein. Deodat war mit Stricken gebunden, alle ſeine Mienen ſtarrten kraftlos und matt, ſein Auge war niedergeſchlagen, ſelbſt der Angſtſchrei Mathildens hatte das Blut nicht in ſeine Wangen getrieben, er ſchaute nicht auf ſie, er war nur noch blaſſer geworden. Seine Locken waren nun wieder roth, wie ſie die Natur geſchaffen hatte. Mit wuthbebender Lippe hielt ihm der Graf ſein entſetzliches Verbrechen vor, kein Wort ließ er vernehmen ſich zu entſchuldigen.

Weitläufiger ſetzte der Kanzler die Begebenheiten auseinander.

— Es kann nicht ſein, es kann ja nicht ſein! rief die alte Gräfin, und wollte Deodat in die Arme ſtürzen, ängſtet das Herz der Mutter nicht mit der Leiche eines Erſchlagenen, der Lebende iſt mein Sohn, laßt ihn los, laßt meinen Sohn los!

Der Kanzler war dazwiſchen getreten: Bemerkt die Farbe der Haare, gnädige Gräfin, von der Natur für das Laſter geſtempelt, und könnt ihr noch zweifeln, ſo betrachtet hier das Feuermaal an ſeinem Halſe, die Signatur der Hölle.

Er hatte die Kaauſe von Deodat Bruſt geriſſen, gefühllos ließ dieſer ſein Haupt niederbeugen, — eine brandrothe Teufelkralle ward am Hinterhalſe ſichtbar. Mit Abſcheu und Schrecken fuhr die Mutter zurück.

— Gewiß er iſt nicht euer Sohn; er iſt der Falkenjunge der Rheinburg, ſetzte der Kanzler hinzu, indem er einen blitzenden Blick auf Mathilde warf.

Ein herzzerreiſſender Schrei ward hörbar; Mathildis wollte mit offenen Armen auf den Gatten ſtürzen, ſtel aber auf halbem Wege ohnmächtig zu Boden.

— Gibt es eine Qual die dich Verfluchter, nach Gebühr beſtrafen kann? ſchrie der alte Graf mit ſchrecklicher Stimme in wüthendem Schmerze.

— Den überlaßt mir, begann mit kaltem Hohnlächeln Zinsler; ich entdeckte euch ſein Verbrechen; ſeine Strafe ſei mein Lohn.

Einen Augenblick ſtarrte ihm der Graf in das Angeſicht; als er jedoch die teufliſche Luſt, die wilde Schadenfreude desſelben ſah, rief er: Er ſei dein! dieſer Lohn wiegt meinen Grafengau auf! —

Deodat lag in tiefem Kerker; es war Mitternacht, ein dünner Mondſtrahl hing an der feuchten ſchimmeligen Wand. Deodat hatte den Blik feſt auf ihn geheftet: ſeine Gedanken löſeten ſich in Bilder auf, die ſo blaß waren, als der Schimmer des Mondes; alles Erlebte ſchien ihm ein Traum, ſeine Träume Wahrheit. Bald dünkte er ſich im angeborenen Glanze im Rechte des Glücks an Mathildens Seite, in ihren Armen, bald ging er im Rückblicken noch weiter: er ſaß im Wallgärtchen des Zieſelirers bei Martha unter'm blühenden Hollunderbuſche, — endlich lag er gar als ein froher Knabe am Hügel des einſamen Waldgebirgs, um ihn hundertjährige Bäume, unbetretene Wildniß; weit hinaus in blauen, vergehenden Umriſſen dehnte ſich die Welt, ſeine Wünſche flogen weiß und rein hinaus, ſeine Sehnſucht war ſchuldlos. Ach er war ſeitdem in dieſen blauen Fernen geweſen, er hatte die Welt kennen gelernt: er hatte beneidet, geraubt, erſchlagen und verrathen; das Regiſter der Hölle war ihm geläufig, und bei jeder Todſünde ſtand ſein Name eingetragen; — aber war er ſelbſt auch verworfen, wie ſeine Thaten? hatte er das Böſe gewollt, das er begangen, — hatte er es beſchloſſen, wie es ausgegangen war? Eine ſchadenfrohe Macht ſchien ihn unſtrickt zu halten, ſeit der Geburt ſchien er für die Hölle auserleſen.

Deodat weinte, — er weinte über ſich, aber dieſe Thränen vermochten nicht das dunkle Maal von ſeiner Seele zu waſchen, er fühlte, daß dies ſein Blut, nur ſein Herzblut vielleicht zu thun vermöge, empfand die tiefſte Sehnſucht, es zu vergießen, es glühte in ſeinen Adern wie flüſſiges Feuer. Deodat dachte auf Martern, die er verdiente, auf Qualen, nach denen er ſich ſehnte.

Da ging das Kerkerpförtlein auf, und eine lange, dunkle Geſtalt ſtand vor ihm. Nach kurzer Weile ſchlug ſie den Mantel auseinander, das Licht einer Blendlaterne fiel ſtechend auf Deodats Angeſicht, um hölliſchen Lächeln erkannte er Zinsler.

Kalter Schauer ſchüttelte ſeine Glieder; Zinsler erſchien ihm als der böſe Geiſt ſeines Lebens, mochte er Menſch oder Teufel ſein, ohne dieſen — das fühlte er, — wäre es mit ihm nicht ſo gekommen. Der Trieb des Haſſes ſtieg in ſeinem Innerſten auf, aber ſchnell bekämpfte er ihn: ſollte der, dem ſo Vieles verziehen werden mußte, gegen irgend Jemand Rache hegen?

Zinsler blieb eine Weile ſtill, dann begann er: Folge mir Deodat, — zu deines Schickſals Erfüllung!

Schauer durchbebten Deodat, und doch fühlte er eine beruhigende Sehnſucht nach Tod und Marter: beide mußten ihm nun werden.

Zinsler zog ihn durch die Thüre, es ging in einen unterirdiſchen Gang, und durch dieſen im Finſtern weiter, nach ziemlich langem Fortſchreiten umwitterte ihn plötzlich feuchte, freie Nachtluft; es war noch immer dunkel, unwillkührlich ſchaute Gutſchauk empor: über rieſigen Bäumen ſtanden einzelne Sterne, und um die Wipfel webten die Mondſtrahlen. Zinsler zog ihn an den gefeſſelten Armen fort, es ging auf engen Waldwegen ſtundenlang weiter, am Fuſſe eines Hügels traten ſie abermals in ein unterirdiſches Gewölbe, durch finſtere wunderige Hallen führte Zinsler ſeinen Begleiter, über endloſe Treppenſtufen; er mußte jeden Tritt dieſer Gänge

kennen, so sicher schritt er in der völligen Finsterniß vorwärts. Endlich hielten sie, Zinsler zog die Blendlaterne abermals aus seinen Gewändern: Sie standen wieder in einer niedern Kerkerhalle, die Wände waren schwarz, als hätten einst die Flammen eines Brandes an ihnen hinangeleckt. Zinsler drehte die Laterne, ein Bund Stroh war sichtbar, worauf eine Gestalt mit grauen Haaren und jammerbleichen Zügen lag. Deodat hatte diese Halle, dieses unglückliche Wesen schon ein Mal gesehen.

Zinslers Athem ging hörbar, tiefe Leidenschaft tobte in seinem Innern, erst nach einer Weile vermochte er zu sprechen.

— Noch ein Mal Deodat, biet' ich die Freiheit und Glück, aber so wohlfeilen Kaufes kommst du dieses Mal nicht davon. Erwürge dies Weib und du bist frei, erwürge dies Weib, aber wisse, daß es deine Mutter ist.

— Meine Mutter! schrie Deodat und wollte zu ihren Knien stürzen, doch seine Füße brachen, und Zinsler hielt den Gefesselten mit eiserner Hand zurück.

— Wer ruft? begann jetzt mit kaum vernehmbarer Stimme das Jammerbild, und erhob sich mühsam unter schweren Ketten mit denen es an die Mauer geschmiedet war.

— Der Teufel des Gerichts, antwortete der Alte mit fürchterlicher Stimme.

— Ha — ihr seid es.

— Morde das Weib, Deodat, und nimm die Schätze, die dies Schloß verbirgt, zwei Zelter steh'n bereit, flieh' in die weite Welt, sie ist groß, — Mathilde folgt dir, denn sie liebt dich thöricht, — und das verliebte Weib weiß nichts mehr von Sünde.

Deodat lag in halber Ohnmacht zuckend am Boden.

— Erwürg' das Weib hier, jahrelang wacht sie deinem Henkeramte aufbewahrt, frag' sie selbst, ob sie nicht eine Sünderin ist, und hundertfachen Tod verdient.

— Bin eine Sünderin — und hundertfachen Tod verdien' ich, rief das Weib dumpf und grausenhaft, und schlug sich dabei auf die entfleischte Brust.

— Bewahre mich Gott, daß um mich ein Tropfen Blut fließt, außer mein eig'nes!

— Weib! rede dem Menschen hier zu, daß er dich morde, er ist dein Sohn; wenn er es nicht thut, so harret seiner tausendfache Todesqual.

— Mein Sohn — dies mein Sohn — die Greisin sank unter ihren Ketten.

— Ja dein Sohn, Elisabeth, und erwürgt er dich nicht, ehe der Morgen dämmert, so ist sein Haupt dem Henker verfallen.

Die Mutterliebe weckte die Halbentseelte:

Mein Kind, mein Schmerzensohn, folge dem Manne hier; doppelter Tod ist jede Minute Lebens für mich; aber dein junges Dasein errette, armes Kind! der hier hält schrecklich Wort. Einmal komm' an mein Herz und dann erwürge mich.

— Nicht um die Freuden des Paradieses, und wenn du auch nicht meine Mutter wärst.

— Nicht? bedenk' es Deodat! schrie Zinsler fürchterlich.

— Nein, bei der Wage des Gerichtes, nein!

— Nicht?

— Nein!

Zinsler schleuderte Deodat aus dem Gemache; zwei Schergen ergriffen ihn, er konnte sehen, wie Zinsler das Gemach versperrte, wie er einen Stein in die einzige Maueröffnung des Gewölbes schob, und dann den Schlüssel über die Klippen hinunterwarf. Deodat wütete unter den Armen der Knechte, aber vergebens; sie schleppten ihn fort. —

Es war Morgen. Vor der Burg des Grafen war ein hoher Galgen aufgerichtet, gegenüber eine Tribune, der wüthende Graf wollte der Strafe des jungen Uebelwichts beiwohnen.

Im langen rothen Talare mit verhülltem Haupte stand der Scharfrichter an der Spitze der Leiter. Deodat wurde von zwei Knechten herbeigeschleppt. Ein Knebel sperrte seinen Mund; mit fürchterlicher Anstrengung versuchte er ein Wort zu sprechen; ach es galt eine Mutter zu retten! Umsonst. Die Menge paßte lautlos, Frost schüttelte die Glieder des alten Grafen.

Deodat wurde emporgezogen, seine rothen Haare flogen im Morgenwind. Der stumme Henker legte die Schlinge um seinen Hals und schlang den Knoten. Nun hielt er an; er warf den rothen Mantel ab, er stand da in schwerer ritterlicher Rüstung.

— Graf von Bubingen kennst du Heinicho von Kitzbach? Ich habe gelebt, nur um mich zu rächen. Alter Sünder! auch dieser ist dein Sohn!

Er stieß Deodat von der Leiter und brach ihm das Genick.

Jetzt schwang er sich selbst kopfüber auf die Platten des Hofraumes hinunter.

Die Morgensonne beleuchtete die gräßliche Scene.

Montanistisches.

In der österreichischen Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen, Blatt Nr. 24, lesen wir folgenden Artikel:

Neuer Gold- u. Silberbergbau in Kärnten.

„Bekanntlich lieferte das durch seine gegenwärtige „Eisen-, Stahl- und Bleiproduction berühmte Alpenland „Kärnten in frühern Jahrhunderten belangreiche Ausbeuten an Gold und göldischen Silber, seit dem 16. Jahrhunderte haben jedoch diese ganz abgenommen, so daß „daselbst nur noch an einigen wenigen Orten Hoffnungsbaue auf edle Metalle im Betriebe standen.

„Erst in neuester Zeit ist es wieder gelungen, daselbst „ein hoffnungsreiches Vorkommen edler Metalle zu entdecken, welches — soweit der bisherige Aufschluß zu beurtheilen gestattet — alle Aussicht auf Gewinn beingenden Erfolg gewährt, und dem um so mehr das beste „Gedeihen zu wünschen ist, als dieser neue Metall-Bergbau durch die lobenswerthe Energie eines Einzelnen ins „Leben gerufen wurde.

„Am nördlichen Abhange, der durch Reichthum an „Bleierzen bekannten karnischen Alpen, südwestlich von „dem Orte Kappel, wurde im Jahre 1852 von dem k. k. „Major, Herrn Gottfried Loichan, in der Gemeinde „Seeland ein erzführender Gang entdeckt, welcher sich bei „seinem weitern Aufschlusse sehr anhaltend zeigte, in Folge „dessen am 3. Februar 1854 die bergrechtliche Freisahrung dieses neuen Gold- und Silberbergbaues erfolgte.

„— Die vorkommenden Erze sind: silberhältiger Bleiglanz, Antimon-Bleierze, rothe goldführende Zinkblende ꝛc., „welche bei den bei dem k. k. Canonunprobiramte zu Klagenfurt „vorgenommenen Proben sehr befriedigende Resultate ergaben, u. z.: das Scheiderz von Hauptstrum aus der „Firste des Marien Stollens nach Verödstung einen Metallgehalt des Schliches von 25 Pfd. Blei, 5 Loth „1/2 Den. an Silber und 3 Quintl und 1/2 Den. Gold, „— die Mark göldischen Silbers einen Goldhalt von 3 Quintl 3 1/2 Den., worauf sich der Werth eines Centner Erz auf 36 fl. 51 1/2 kr. berechnet. — das silberhältige Bleierz 25 Pfd. Blei und 6 1/2 Loth Silber, „somit an Halt pr. Centner Reinblei 25 Loth Silber. „Das erzführende — bisher auf 26 Klafter Länge und „16 Klafter Höhe ausgeschlossene Mittel — wird auf

„eine Ausbeute von 600 Centner Scheiderzen, 1092 „Centner-Ausschlag und 58.968 Centner Puchgängen „berechnet, und läßt, auf Grundlage der vielen vorge„nommenen Proben eine Ausbeute an edlen Metallen „von 77 Mark 12 Loth 3 Quintl fein Gold, 1397 „Mark 7 Loth 3 Quintl fein Silber, zusammen im „Werthe von 62,083 fl. CM. mit ziemlicher Zuversicht „rechnen, was an und für sich schon genügt, um außer „den Unkosten der Gewinnung noch einen angemessenen „reinen Nutzen abzuwerfen, ganz unberücksichtiget der in „der Folge aufzuschließenden neuen Erzmittel.

„Die Grube ist überdies in sehr günstiger Holzlage, „und der vorhandene wasserreiche Gebirgsbach bietet die „Mittel zur Anlage der erforderlichen Aufbereitungs- und „Concentrirungsanstalten. — Es sind demnach alle natür„lichen Bedingungen vorhanden, und nur die pekuniären „Mittel erforderlich, um die unzweifelhaft vorhandenen „edlen Metalle zum Segen des Landes und Wohle der „Unternehmer an das Tageslicht zu fördern, was am er„folgreichsten im Wege der Assoziation bewirkt werden „kann, da vereinten Kräften das sehr leicht ankommt, „was die des Einzelnen übersteigt."

Unser Vaterland Kärnten kann als Gebirgsland sich kaum auf andere Weise zu einen Wohlstand erschwingen, als durch Ausbeutung der in seinen Gebirgen reichhaltig niedergelegten Schätze, d. i. durch den Bergbaubetrieb und durch die Verfeinerung seiner Producte.

Der Bergbau gehört demnach wohl unter die Lebensfragen des Kärntners und es gehört, vorzüglich dem Anwohner der Gebirge, zu seiner Aufgabe, solche Metalle aufzusuchen und zu gewinnen, die entweder in Handel gesucht werden, oder die zu allen Zeiten ihren anerkannten Werth haben, wie dies bei den sogenannten edlen Metallen, dem Golde und dem Silber der Fall ist.

Unter den Metallen, die bekanntlich in Kärnten vorkommen: Eisen, Blei, Kupfer, Zink, Quecksilber, Antimon, Arsenik, Gold, Silber, sind es vor Allen die beiden ersten, die die erste Stufe in der Montan-Industrie Kärntens einnehmen, und für das Land die reichsten Einnahmsquellen sind.

Das Großfraganter Kupfer, als das reinste bekannt, war einst sehr gesucht, dessen Bebauung ist aber wahrscheinlich wegen Verminderung des Adels vor nicht langer Zeit aufgelassen worden.

Die einst bestandene Zinkhütte zu Dellach im Drauthale, so wie jene im Jahre 1842 zu Bleiberg-Greuth erbaut, konnte sich aus Ursache der höhern Erzeugungskosten mit dem ausländischen Zinke nicht in Concurrenz erhalten, und wurden aufgelassen.

Aus den Gold- und Silberbergwerken Kärntens, vorzüglich Oberkärntens, flossen im 16. Jahrhunderte jährlich bei 700 Mark Gold und 2000 Mark Silber in die Münze ein, was bei dem Einlösungswerthe von 366 fl. $53^{53}/_{71}$ kr. pr. Mark Gold, und 24 fl. pr. Mark Silber einen Geldwerth von 304,826 fl. repräsentirt.

Diese schöne Einnahmsquelle des Landes fing zu versiegen an, als in Folge der unter Ferdinand II. durchgeführten Gegenreformation die protestantischen Gewerken, Beamte und Bergarbeiter aus unserm Vaterlande wanderten, und so die einst so erträglichen Gruben ihrem Verfalle entgegen gingen.

Wohl wurden später wieder Versuche gemacht, diese verlassenen Bergwerke aufzuheben, und es wurden von einzelnen Gewerken bedeutende Anstrengungen gemacht, allein sei es, daß von den ausgewanderten Bergleuten, wie gesagt wird, die schönsten Anbrüche versetzt, verstürzt und unkenntlich gemacht worden sind, sei es, daß die Gewältigung und Aufhebung dieser verlassenen Gruben nicht mit der entsprechenden Umsicht geschah, sei es, daß hie und da guter Wille und beste Leitung den geschwächten Kräften des Einzelnen zum Opfer werden mußte, bevor das gesteckte Ziel erreicht werden konnte: kurz der schöne bergmännische Spruch „Glück auf!" hatte sich nicht mehr bewährt, und die Geldquelle blieb versiegt.

Wie sehr muß es uns daher erfreuen, aus den vorstehenden Artikel zu hören, daß nun durch die Ausdauer und die Opfer eines neuen Gewerken die Aussicht auf einen neuen ergiebigen Bau auf edle Metalle erschlossen worden ist.

Möge dieser junge Bau in unserm Vaterlande Anklang und kräftige Theilnahme finden, und sich Männer mit technischen Kenntnissen und materiellen Mitteln an die Spitze stellen, daß durch einen kräftigen Angriff und weise Leitung derselbe emporblühe, und zum nachhaltigen materiellen Vortheile der Theilnehmer und zur neuen Einnahmsquelle des Landes erstarke.

Aller Anfang ist schwer — und erfordert Betriebs-Capitalien, man erwarte nicht, daß gleich schon am Mundloche des Aufschlußbaues Gold- und Silberbaaren getroffen werden, aus welchen der Bau sich selbst erhalten, und gleich im ersten Jahre den Theilnehmern einen ansehnlichen Gewinn abwerfen wird. Allein diese Gold- und Silberbaaren stecken in dem aufgeschlossenen edlen Gaage, und müssen hieraus erst gewonnen werden, hiezu sind natürlich Manipulations-Gebäude erforderlich, welche Vorauslagen erfodern, wozu wie zu jedem andern technischen Etablissement pecuniäre Kräfte gehören. Der hoffnungsvolle neue Bergbau bewegt sich in einem mehrere Schuhe mächtigen Gange in Grauwakenschiefer an der Cammenda-Alpe in Seeland, Pfarre St. Oswald. Der Gang streicht nach Std. 6 in Std. 18 bei einem durchschnittlichen Verflächen von 75 Grad nach Nord. Die Gangmasse besteht aus theils aufgelösten Schiefer, Quarz, Kieselschiefer, — in dieser, die übrigens selbst mehr oder weniger hältig ist, setzen gleichlaufend mit dem Gange parallele 1 bis 3 Zoll und darüber mächtige Streifen von Erzen auf, in welchen Bleiglanz, Antimon, Zinkblende mit Gold und Silber enthalten ist, auch zeigen sich die hie und da auftretenden Kiese goldisch.

Nicht unberührt darf hier der Umstand bleiben, und verdient bergmännische Berücksichtigung, daß in der nämlichen Streichungslinie der Erzlagerstätte nach Westen, jenseits des Gebirgsrückens Stiganek in Krain in der Feoutscher Alpe ein dem Herrn Baron Dietrich in Neumarkt gehöriger vielversprechender Bergbau, ebenfalls auf einem Gang in Grauwakenschiefer liegt, in welchem Falkerze nach einer bei dem k. k. Landmünzprobieramte in Hall vorgenommenen Probe mit einem Halte pr. Centner mit 6 Pfund Kupfer und 5 Loth Silber einbrechen.

Von diesen Falkerzen liegen ausgezeichnete Exemplare im naturhistorischen Landes-Museum in Laibach auf. Mit diesen Falkerzen bricht als Gangmasse zugleich schöner Schwerspath ein, der ebenfalls Verwerthung finden dürfte.

Diesen Lagerungsverhältnissen zu Folge ist es außer Zweifel, daß der Seeländer Silberbergbau entweder jetzt schon auf jenem Gange sich befindet, oder so gestaltig diesen mit großer Wahrscheinlichkeit erqueren wird, wodurch gesagt sein will, daß ein langjähriger lohnender Abbau in Aussicht gestellt ist, woraus sich auch vorläufig die Beantwortung der Frage: ob es gerathen sei, sich an diesem Baue zu betheiligen, von selbst ableiten läßt.

Klagenfurt, den 18. Juni 1854. A. v. R.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 52. Klagenfurt, Sonnabend, den 1. Juli. 1854.

Ein nächtliches Rendezvous.

Humoreske von J. M. Schleichert.

I.

Es war schon gegen Mittag. — In dem Hause des Herrn Oberamtmanns Grünspann ging es ziemlich lebhaft zu. Visiten kamen in Menge und mußten sich wieder unverrichteter Sache entfernen, denn der Herr Oberamtmann war unpäßlich, und lag daher länger als gewöhnlich im Bette; die Frau Oberamtmännin aber konnte Niemanden vorlassen, weil sie noch im Morgen-Negligé war und tausend Gründe für einen hatte, in diesem Zustande nicht einmal der intimsten Freundin den Zutritt in ihr Zimmer zu gewähren. Madame Grünspann, beiläufig fünfzig Jahre alt, saß vor ihrem Toilettspiegel und ermüdete nicht, ihr, von dem scharfen Zahn der Zeit ziemlich mitgenommenes Gesicht wohl hundertmale darin zu betrachten. Sie kokettirte mit dem süßlichen Bilde, das zwischen den mit schweren Goldleisten besetzten Rahmen des Spiegels herausschaute wie mit einem Geliebten, und suchte mit ängstlicher Sorgfalt, indem sie dabei komische Geberden wechselte, einzelne Puncte auf, in denen nach ihrer Meinung noch jugendliche Reize, Liebesschwärmerei oder doch ein interessanter Ausdruck wie hingezaubert verborgen lagen; wenn sie dann auch nur die geringste, unscheinbarste Spur eines solchen Plätzchens erhaschte, so weilte ihr Blick mit innigem Wohlgefallen daran, und ein verklärtes Lächeln stahl sich um ihren blaßen Mund, das auszudrücken schien, daß die unausbleibliche Wirkung des Alters an ihr spurlos vorübergegangen wäre und dieses trotzige Männchen aus heiliger Scheu es gar nicht gewagt hätte, ihre romantischen Züge mit seinem in verwüstliches Gift getauchten Pinsel zu verwischen, — mit einem Worte — Madame Grünspann kam sich in ihrer Reizlosigkeit noch schön vor.

Nur wenn ihr Blick zufällig auf die ausdruckslose Stirne, welche mit Falten gleich einem altmodischen Frack übersäet war, oder wohl gar auf die blaßen und gefurchten Wangen fiel, welchen selbst der geringste Anschein von Röthe fehlte, da erhob sie sich zornig vom weichen Divan und schalt öfters heftig über den Spiegel, nannte ihn einen abgefeimten Lügner und Verleumder, der nach ihrer Meinung statt einem lieblichen Gesichtchen das hineinsah, und dem sie durch Blinzeln mit den Augen, durch oftmaliges Spitzen des Mundes und durch das wohlgefälligste Lächeln von der Welt einen außerordentlichen Reiz zu verleihen suchte, ein geisterbleiches, altmodisches Haupt wiedergab.

Es fehlte nicht viel, und der schuldlose Spiegel wäre zertrümmert am Boden gelegen, so sehr war Madame Grünspann über diesen bösartigen und unbestechlichen Wahrheitsfreund erbittert.

Der alten Dame kann man dieses Betragen jedoch leicht verzeihen, — ist es doch eine Haupteigenschaft des ganzen weiblichen Geschlechtes, Alles mit unversöhnlichem Haße zu verfolgen, was ihrer, sei es nun wirklich vorhandenen oder oftmals auch nur eingebildeten Schönheit nicht huldigt oder wohl gar mit unverschämter Keckheit sich unterfängt, auf ihre gealterten Züge, die sich wie ein Leichentuch über ehemalige Reize ausbreiten, öffentlich ein Epigramm herauszugeben. In die Classe dieser verwünschten Spottvögel gehören aber hauptsächlich die Spiegel, und sie thun dabei gewiß nichts anders als ihre trockene Schuldigkeit, — sie geben das wirklich Vorhandene, das Wahre, das Echte, wie es sich im Leben vorfindet, getreulich wieder, und ich muß daher den Spiegeln zu Ehren öffentlich bekennen, daß nicht blos im Weine, sondern auch im Spiegel Wahrheit liegt.

Da jedoch das weltbekannte Sprichwort: „veritas multis odiosa est“ — sich nur zu oft als vollkommen richtig darstellt, daher kömmt es auch, daß diese unglücklichen Geschöpfe, so sehr sie auch von der jungen Damenwelt geachtet werden, denen sie in Leiden und Freuden jederzeit eine liebenswürdige Zufluchtsstätte, ja ein Triumphbogen für ihre Reize sind, von den alten Matronen desto häufiger die größten Schmähungen anhören müssen.

Das ist aber die schreiendste Ungerechtigkeit; die Spiegel — diese harmlosen Dingchen verdienen wirklich nicht so derbe Anfeindungen, und es wäre meines Erachtens weit klüger über die Zeit zu schmollen, denn diese ist es einzig und allein, welche uns beständig ihre größten Grobheiten, nämlich — sich selbst auf das Gesicht malt.

Wieder hatte sich Madame Grünspann mit einem zornigen Blicke von dem Spiegel abgewendet, der trotz aller Ueberredungskunst sich durchaus nicht bewegen ließ,

ihren eitlen Gelüsten zu fröhnen, sondern immer und ewig ihr schmuckloses, der reizenden Jugendblüte und ihrer begeisternden Gespielin der Schönheit beraubtes Angesicht in sich erblicken ließ, — da schlug es auf der ihr gegenüber sich befindlichen Pendeluhr im langsamen Tacte die zwölfte Stunde.

Verwundert darüber, daß es schon so spät sei, und ärgerlich, daß heute gleichsam Alles sie zum Besten zu haben schien, schweifte ihr zornglühendes Auge nach dem silberverzierten Zifferblatte, um sich zu überzeugen, ob sie auch richtig gezählt hatte. Die Uhr hatte ihren regelmäßigen Gang, — es war zwölf. — Um Ein Uhr wird bereits zur Tafel gegangen, und um drei Uhr war die Frau Oberamtmännin Willens, mit ihrem Herrn Sohne Adolf eine Visite bei der jungen und liebenswürdigen Frau Güterdirectorin Henriette von Strahlenfeld abzustatten — und sie hatte noch nicht einmal ihre Toilette vollendet.

Diese Gedanken durchzuckten plötzlich ihr ganzes Innere, wie ein vom Himmel gefallener Blitz den getroffenen Baum von oben bis unten. Rasch sprang sie auf, und auf ihren schreienden Ruf erschien ein niedliches Kammerkätzchen, und fragte ganz ehrerbietigst nach dem Begehren der gnädigen Frau.

Nachdem sie im kreischenden Tone ihren Willen ausgesprochen hatte, entfernte sich Jetti, und trat schon nach wenigen Minuten mit einem blank politirten Kästchen wieder in das Zimmer ein, welches sie auf den runden Tisch hinstellte an dem Madame Grünspann in diesem Augenblicke saß. Jetti wollte sich wieder entfernen, denn wenn Madame Grünspann Toilette machte, duldete sie nicht einmal das eigene Kammermädchen in ihrem Zimmer, aber diesmal hatte die gnädige Frau noch mancherlei Befehle im Hinterhalte.

Sie verlangte die rothsammtene Mantille mit den breiten Spitzen, die brillantenen Ohrgehänge, weiße Atlasschuhe, den blauseidenen Hut mit den wallenden Federn und dergleichen Zierartikel mehr.

Jetti versprach Alles nach Wunsch bestens zu besorgen und wollte Behuf dessen soeben das Zimmer verlassen, da gefiel es der gnädigen Frau sie nochmals zurückzurufen und überhäufte sie mit mancherlei Fragen, ganz vorzüglich aber, ob ihr Herr Sohn, das herzige Adolfchen — wie sie ihn zu nennen beliebte — schon aufgestanden, oder ob er noch in den Flaumen begraben sei — und als Jetti das Erstere bejahte, fragte sie weiter, ob er sich zu Hause befinde oder ob er bereits ausgegangen sei.

Jetti erzählte, der junge gnädige Herr sei gegen seine sonstige Gewohnheit schon vor zwei Stunden ausgegangen, habe sich aus der städtischen Reitschule einen famosen Apfelschimmel bestellt, sei schon vor mehr als anderthalb Stunden unter den Fenstern vorbeigeritten und bis zur Stunde noch nicht zurückgekehrt.

Kaum war dies ausgesprochen, als Jetti, durch einen Lärm auf der Straße aufmerksam gemacht, durch das offene Fenster blickte, und den jungen Herrn abermals einherreiten sah; auf ihren Wink trat die Frau Oberamtmannin an's Fenster, und betrachtete mit wohlgefälligem Lächeln ihr innigstgeliebtes Söhnchen, welches fest und stolzirend im Sattel saß und nun plötzlich dem Pferde die Sporen gab, daß es in abenteuerlichen Sprüngen vorwärts trabte, und die Aufmerksamkeit des zu Fuße gehenden Publikums auf sich lenkte. Ein schöner Junge mein Adolfchen — schmunzelte Frau Grünspann.

Jetti, du bist entlassen — fuhr sie in einem halb gutmüthigen Tone fort, doch noch eines, wenn Adolf nach Hause kömmt und seine Toilette vollkommen geordnet hat, dann sage ihm — ich lasse ihn zu mir bitten, für jetzt will ich allein sein; und als die gnädige Frau noch obendrein eine entlassende Bewegung mit der Hand machte, versprach das Kammerkätzchen Alles pünctlich zu befolgen, und ging dann mit einem unterthänigsten Bücklinge aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Todtenfeier im Bensberger Walde.

Köln, 14. Juni. Auf dem Bergzuge der, aus dem niederrheinischen Flachlande aufsteigend, von der Siegmündung abwärts in der Entfernung von einigen Stunden das rechte Rheinufer bis hinab gegen Düsseldorf begleitet, steht zwei Meilen östlich von Köln auf vorspringender Anhöhe das vom Churfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz zu Anfang des vorigen Jahrhunderts im italienischen Geschmacke erbaute Schloß Bensberg, ein imposantes Gebäude, über das gleichnamige Dorf ragend, im Vorgrunde des durch seine Ausdehnung und Schönheit berühmten Bensberger Waldes, nach Westen die fruchtreiche mit Städten und Dörfern übersäete herrliche Rheinebene mit einem Gesichtskreise von 18 bis 20 Stunden beherrschend. Eine Viertelstunde etwa nördlich vom Schlosse stand mitten im Walde seit zwei vollen Menschenaltern ein einfaches hölzernes Kreuz mit der Jahreszahl 1794. Der fremde Wanderer, der vorüberging, wußte nicht von wem und weßhalb es hier in stiller Waldeinsamkeit errichtet worden. Wohl aber wußten es die Bewohner von Bensberg. Sie wußten, daß an dieser Stelle die Gebeine von etwa 2000 österreichischen Soldaten den Todesschlaf schliefen. Diese braven Krieger waren in den ruhmeswürdigen Kämpfen der Jahre 1792 bis 1794, waren bei Jemappes, bei Aldenhoven, Neerwinden, Löwen ꝛc. verwundet und in das gleich nach der Schlacht von Jemappes im Bensberger Schlosse er-

richtete Feldspital gebracht worden, wo sie ihren Wunden und dem Fieber erlagen. Sie wurden auf der vorbezeichneten Stelle im Waldesgrunde gebettet, und noch heute wird der Ort im Munde des Volkes der „kaiserliche Leichhof" genannt.

Das hölzerne Kreuz, womit der fromme Sinn unserer Väter die Ruhestätte der in hingebender Treue fern von ihrer Heimat für Fürst und Vaterland gestorbenen Krieger bezeichnet hatte, war alt und morsch geworden und drohte zusammenzufallen. Eine Erwähnung dieses Umstandes kam zur Kenntniß Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef von Oesterreich und der hochherzige Monarch beschloß den Söhnen seiner Lande ein neues und dauerhafteres Denkmal zu setzen. Als der König von Preußen hievon Kenntniß erhielt, befahl er Grund und Boden des „kaiserlichen Leichhofes" anzukaufen und seinem hohen Freunde und Bundesgenossen zur Verfügung zu stellen. Die Ausführung des Denkmals ward einem bewährten Architekten zu Köln übertragen, dem Dombaumeister Schmid, demselben, der sich durch seine trefflichen Arbeiten auf der Ausstellung des vorjährigen Architekten-Kongresses in weiten Kreisen ehrende Anerkennung erworben. Als Herr Schmidt das Denkmal vollendet, ward dessen feierliche kirchlich-militärische Einweihung auf den gestrigen Tag anberaumt. Zur Begehung derselben hatten sich der von Sr. k. k. Apostol. Majestät hiezu befehligte k. k. FML. und Vizegouverneur der Bundesfestung Mainz Baron v. Mertens, der k. k. Generalmajor und Präses der Militär-Bundeskommission Ritter v. Schmerling, der k. k. Platzkommandant von Mainz, Oberstlieutenant v. Heiter, sowie eine aus 4 Stabsoffizieren, 14 Offizieren und 24 Mannschaften vom Feldwebel abwärts gebildete, zur Vertretung der k. k. Armee bestimmte, aus allen Waffengattungen bestehende und den Besatzungen von Mainz, Frankfurt, Ulm und Rastatt entnommene Deputation nach Köln begeben. Der reichbeflaggte Dampfer, der dieselbe hieher brachte, wurde mit Kanonendonner begrüßt: an der Landestelle, wo ein Musikkorps die österreichische Nationalhymne spielte, wurden die Gäste von den hiesigen Militärbehörden mit waffenbrüderlicher Herzlichkeit empfangen und eine am Rheinufer versammelte große Zuschauermenge bewies auf das freundlichste die Theilnahme der Bevölkerung. Sämmtliche Mitglieder der österreichischen Deputation waren während ihres Aufenthaltes zu Köln und Deutz Gäste Sr. Majestät des Königs von Preußen.

Die Einweihungsfeier des Denkmals wurde gestern in folgender Weise begangen: Einige Schritte vor dem fertig dastehenden Monument war ein schwarz ausgeschlagener, mit vielen Kerzen und silbernen Kirchengefäßen ausgestatteter Trauteraltar errichtet. Die Stelle um Kreuz, Altar und Denkmal war gelichtet und mit Laubgewinden eingefaßt, welche um die im Rundkreis stehenden alten Föhren von Stamm zu Stamm geschlungen waren. Große Fahnen in den preußischen und österreichischen Farben standen rechts und links. Auf das alte hölzerne Kreuz war ein frischer voller Immortellenkranz gelegt. Außerhalb des für die Truppenaufstellung vorbehaltenen Raumes standen oder vielmehr schoben und drängten sich unabsehbare Menschenmassen, die von nah und fern herbeigeeilt waren, um der Todtenfeier beizuwohnen, die auf einsamer Waldesstätte vollzogen werden sollte. Sie hatten vor Ankunft der Truppen Zeit und Gelegenheit alle Vorrichtungen so wie das Denkmal selbst in Augenschein zu nehmen. Dasselbe besteht aus einem im gothischen Styl ausgeführten Hochkreuz aus trierischen Sandstein. Von einem in vier Frontspitzen auslaufenden vierseitigen Würfel steigt der „Helm" empor, der in vier Blumen endet, zwischen denen das mit Laubwerk und Blüthen ornamentirte Kreuz herauswächst; seine Spitze erreicht vom Boden an gemessen die Höhe von 18 Fuß. Die aus Basaltlava gebauene Grundfläche mißt 8 Fuß im Gevierte und ruht auf einer fest ineinander gefügten Steinanschüttung von 3 Fuß Höhe, um deren oberen Rand ein schützendes Gitter rundläuft. Auf der nördlichen Seitenfläche des würfelförmigen Postaments liest man in goldenen gothischen Schriftzeichen: „Ruhestätte österreichischer Krieger 1794." Auf der südlichen Seite: „Gerichtet 1854. Franz Josef, Kaiser von Oesterreich." Die beiden andern Seiten zieren zwei Wappen, das nach Osten eine aus kriegerischen Emblemen gebildete Trophäe darstellend, das gegen Westen aber das österreichische Wappen mit dem dräuenden doppelköpfigen Kaiseradler.

Die mittlerweile eingetroffenen, zur Trauerparade bestimmten Truppen, ein aus Compagnien des 17ten, 30sten und 33sten Regiments cambinirtes Bataillon Infanterie, eine Schwadron Küraſſiere und eine Batterie des 8ten Artillerie-Regiments, stellten sich auf. Innerhalb des Vierecks nahmen ihre Stellung: die Deputirten der österreichischen Armee, und zwar die Offiziere links und die Mannschaften rechts vom Altare; eine mit ihren Ehrenzeichen verzierte Schaar Veteranen aus der Umgegend; die Zöglinge des Bensberger Kadettenhauses, der zur Mitwirkung erschienene Bensberg-Gladbacher Gesangverein; endlich ein Musikkorps und so viele als Festtheilnehmer zugelassene Honoratioren des Civil- und Militärstandes als der Raum erlaubte. Bald nach 10 Uhr erschien die Geistlichkeit, bestehend aus dem Ortspfarrer von Bensberg und acht demselben assistirenden Priestern, sämmtlich im Trauerornate. Ihnen folgten sofort die Generalität und eine zahlreiche Suite von Stabsoffizieren und Adjutanten. Die Feier wurde eingeleitet mit einer Ansprache, welche Divisions-Commandeur General-Lieutenant v. Schack an den k. k. FML. Baron v. Mertens richtete, um die Geschichte des neuen Denkmals zu geben.

Er stellte dann dem Herrn Feldmarschall-Lieutenant anheim, den Beginn der Einweihungsfeier zu befehlen. Baron v. Mertens erwiederte diese Ansprache, indem er zunächst im Namen Se. k. k. Apostolischen Majestät den innigsten Dank für die Huld aussprach, womit des Königs von Preußen Majestät den Absichten seines Monarchen entgegengekommen sei, als welches aufs neue als ein bedeutungsvolles Zeichen der zwischen den erhabenen Fürsten und Herren bestehenden Freundschaft und Einigkeit zu betrachten. Hierauf folgte unter Gebet und Absingung eines schönen Chorals die kirchliche Einweihung des Denkmals. Nachdem dasselbe mit Weihwasser besprengt und von Weihrauchduft umwallt die Segnung der Kirche empfangen hatte, sprach der Pfarrer von Bensberg in einer gehaltvollen an die besondern Umstände anknüpfenden Rede über die Bedeutung des Kreuzes über Gräbern. Er schloß damit, daß ein solches Kreuz die Vorübergehenden zum Gebet für die Verstorbenen mahne, und empfahl seinen Pfarrkindern dies zum frommen Gedächtniß der hier ruhenden Krieger zu thun. Nach Beendigung dieser Rede begann die Trauermesse. Als diese vorüber, erfolgten drei Salven der Infanterie und eben so viele der in der Nähe aufgestellten Artillerie. Es war ein eigenthümlich ergreifender Moment, als dichter Pulverdampf über die stillen Soldatengräber dahinrollte.

Ein Feldkaplan der k. k. österreichischen Armee sprach dann eine Dankrede. Er sagte Dank Sr. Majestät dem König von Preußen, den Militär- und Civilbehörden, die mit stammesbrüderlicher Liebe beflissen gewesen, die Absichten Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich hilfreich zu fördern, den preußischen Kriegern, die in treuer Waffenbeüderschaft an der Feier theilgenommen, den Bewohnern Bensbergs endlich, die von ihren Vätern das Andenken an die „kaiserlichen Krieger" ererbt und bis auf den heutigen Tag bewahrt hätten. Zum Schluß hob der Redner hervor, wie diese gemeinsam begangene Todtenfeier von neuem die Eintracht zwischen den Armeen von Preußen und Oesterreich bekunde und besiegle, und daß „wie der Staub der aus fernen Gauen des Kaiserstaats gekommenen und hier begrabenen Söhne Oesterreichs mit dem Staub der rheinischen Erde sich mische und Eins werde, also auch alle Kinder des gemeinsamen deutschen Vaterlands in Liebe und Eintracht Eins sein und bleiben sollen.

Der Domwerkmeister Schmidt übergab hierauf das Denkmal selbst, indem er den Schlüssel zu der Gitterthüre dem Hrn. General-Lieutenant v. Schack überreichte, der ihn sofort an den Hrn. Feldmarschall-Lieutenant v. Mertens übergab, aus dessen Händen ihn dann der Director des Bensberger Kadettenhauses als bestellter Obhüter und Bewahrer des Monuments empfing. Zum Schlusse der Feier wurde das Gewehr präsentirt, und nachdem die Herren Generale die Reihen entlang gegangen, schwenkten die Truppen ab zum Rückmarsch nach Köln und Deutz. Kriegsmusik und Trompeten schmetterten durch den Wald, nach aus der Ferne herüberklingend als Scheidegruß an die stummen Schläfer die man hier in die kühle Erde gelegt und die, siegreich wie überwunden, allzeit den Ruhm der Tapferkeit und der Treue behauptet und selbst auf dem Rückzuge aus der mörderischen Schlacht von Jemappes die volle Kriegerehre gewahrt: Muth, Gehorsam, Zucht und Ordnung. So meldet es die Geschichte und so lebt es noch heute am ganzen Niederrhein in der Erinnerung unserer Greise. Ehre deßhalb ihrem Andenken für immer!

Die Generalitäten begaben sich von Bensberg unmittelbar nach dem königlichen Schlosse zu Brühl, wo General-Lieutenant v. Schack den österreichischen Gästen zu Ehren ein Mahl von 80 Gedecken gab, an welchem auch Se. Eminenz der Hr. Kardinal-Erzbischof von Geissel und Regierungspräsident v. Möller theilnahmen. Die Generale v. Schack und v. Mertens brachten gegenseitige Trinksprüche aus auf das Wohl der Monarchen von Oesterreich und Preußen. Der Hr. Kardinal-Erzbischof brachte einen gemeinsamen Toast auf das Wohl beider Fürsten aus und knüpfte daran einige Worte über die hohe Bedeutung der Liebe und Eintracht zwischen denselben für das Heil des ganzen deutschen Vaterlandes. Sodann gedachte er der engen Beziehung zwischen Kirche und Heer: das Heer sei berufen zu schirmen und zu vertheidigen was die Kirche aufbaut.

Eine unglaubliche Volksmenge hatte sich zur Beiwohnung der Todtenfeier in Bensberg eingefunden. Die Wege nach allen Nachbarorten und die Straße nach Köln waren bis zum späten Abend mit Heimkehrenden bedeckt. Was die österreichischen Gäste anbelangt, so haben sie heute die Rückfahrt rheinaufwärts angetreten. Mögen sie ihren Kameraden und ihren Angehörigen daheim sagen, wie die vor 60 Jahren im Bensberger Walde begrabenen „Kaiserlichen" hier geehrt worden. Welch Andenken jene braven Soldaten hier zurückgelassen, mag die Aeußerung eines angesehenen Einwohners von Bensberg darthun. Er sagte nämlich gestern, daß den alten Leuten dort noch heute das Herz aufgehe, wenn sie von den „Kaiserlichen" sprechen hören. Das Gefühl so treuen und freundlichen Andenkens ist auch ein Denkmal. (Augsb. Allg. Ztg.)

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 53. Klagenfurt, Dienstag, den 4. Juli. 1854.

Ein nächtliches Rendezvous.

Humoreske von J. M. Schleichert.

(Fortsetzung.)

Madame Grünspann war nun wieder allein und machte sich eilfertig an das Auspacken des bewußten Kästchens; sie öffnete es, und Wohlgerüche aller Art dampften daraus hervor. Bald war das runde Tischchen mit bunterlei Sachen ganz bedeckt, hier duftete aus einem niedlichen, rothfärbigen Fläschchen das feinste Rosenöl, dort wieder echtes Kölnerwasser, daneben stand ein blendend weißer Tigel mit Schminke aus Paris gefüllt, nahe daran lag eine Reihe künstlich zusammengefügter Zähne, weiß wie Elfenbein und endlich mehrere zierlich gekämmte blonde Zöpfchen.

Rasch ging es nun an die Arbeit: die Falten im Gesichte unserer Gnädigen wurden mit möglichster Sorgfalt mittelst eines täuschenden Stoffes ausgefüllt und förmlich ausgeglättet, die mit Rosenöl eingefeuchteten Locken und Zöpfchen zierten bald das Köpfchen, und sieben schneeweiße Steifröcke wurden um den Leib gegürtet; bald prangte sie in ihrem grünseidenen Oberkleide und eine mit Veilchee-Spitzen besetzte Chemisete bedeckte den Busen.

Triumphirend sah sie in den Spiegel, der dem künstlich erzeugten Modedämchen nun freilich huldigen mußte; sie kam sich selbst äußerst interessant vor, versuchte wiederholt zärtliche Mienen zu machen, feurige Blicke um sich zu werfen, und der durch tiefes Athemholen erzeugte wogende Busen wogte im Spiegel zu ihrer Zufriedenheit wieder. Madame Grünspann hatte nun ein mehr jugendliches, gefälligeres Aussehen, aber noch hatte sie auf zwei Hauptsachen vergessen, — die Wangen waren noch zu blaß, dem Munde fehlten noch die schneeweißen Zähne. Schnell wurde das Gesicht mit Schminke überstrichen und eine gehörige Quantität dieses Verschönerungsmittels auf feiner Baumwolle in dem weißen Sacktuche versteckt, damit sie im Falle einer Verwischung von diesem Goldartikel doch einen kleinen Vorrath bei der Hand hatte, und in Gesellschaft bei plötzlich vorkommenden Fällen zugleich mit den jungen Damen erröthen konnte; aus dem Munde blitzten zwei Reihen frischer, schneeweißer Zähne, und kurz, zu ihrer vollendeten Schönheit fehlte nichts mehr, als daß alles Glänzende an ihr Wahrheit gewesen wäre.

Kaum war sie also förmlich mit allen Wässern und Salben geschmiert, da klopfte es leise an die Zimmerthüre und das Heczensjöhnchen — Adolf trat herein.

II.

Des Herrn und der Madame Grünspann's Sohn Adolf war, wie man es schon beim ersten Anblicke bemerken mußte, eines jener jungen Modeherrchen, beständig mit einem Zwicker im Auge, wie man sie heut zu Tage so häufig antrifft. Eine hochaufgeschossene, spindelbeinige Figur, deren Haare täglich zweimal vom Friseur zur Ordnung verwiesen werden, und deßhalb schon auf einige Scheitte nach dem bekannten Luxusartikel — Pomade riechen; das Gesicht, gerade nicht übel, übt sich beständig in superklugen Mienen und Wichtigmacherei, hinter der nur zu oft sehr Schlimmes versteckt ist, begleitet jede Bewegung des Körpers. Uebrigens ist Herr Adolf sehr nett gekleidet, nur die Beinkleider sind etwas gar zu enge und verrathen sehr magere Füße, aber was thut das — das Modejournal verlangt es also. Was den Bart anbelangt, bemerkt man an seinem länglichten Gesichte nur einen sehr dünnen Schnurbart und einen kleinen Backenbart bis zu den Ohrläppchen, jede andere Gattung von Bärten ist aus dem Gesichte dieses jungen Stutzers verpönnt. So beiläufig sieht unser Adolf aus, wir werden ihn gleich näher kennen lernen.

Mama, Mama — Du siehst von Tag zu Tag jünger aus — stotterte das Kind seiner Mutter beim Eintritt in das Zimmer.

Geh, du loser Schmeichler, lispelte Mama, ihm zierlich die Rechte zum Kuße darbietend, und Adolf hüpfte sodann wie ein acht Tage altes Böckchen zum Spiegel, und richtete sich die etwas verschobene Schleife am schwarzseidenen Halstuche zu Rechte.

Du bist heute schon ausgeritten? — nahm Mama wieder das Wort.

Ja freilich.

Und wo waren wir denn — wenn man es wissen darf? Ich machte einen kleinen Spazierritt durch die Stadt und kam bei dieser Gelegenheit auch unter den Fenstern der Frau von Strahlenfeld vorüber, aber die Vorhänge waren noch geschlossen, sie lag wahrscheinlich noch in den Federn tief begraben.

Du haſt alſo die gute Strahlenfeld nicht geſehen?

Doch Mamachen, — als ich zum zweiten Male an ihrem Hauſe vorbeiritt, da machte der Apfelſchimmel zu meiner größten Freude einen ganz ungewöhnlichen Lärm, wieherte derart laut, daß die größte Schlafmütze erwachen mußte, und bäumte ſich dabei als gälte es eine Produktion in der Reitſchule, und da — ſchob eine weiße Hand den Vorhang am Eckfenſter ſanft zurück und — —

Du erblickteſt Henriette?

Ja ſie war es, aber zu meinem Leidweſen galoppirte das Pferd gerade in dieſem Augenblicke ſchnell davon, und kaum konnte ich ihr einen Morgengruß zum Fenſter hinauf rufen.

Und Henriette? —.

Sie erwiederte meinen Gruß mit der Hand, und als ich mehrmals voller Neugierde nach ihr zurückblickte, da ſah mir das ſchwarze Köpfchen mit den glühenden Augen noch immer nach, daß ich bald auf mein Pferd vergeſſen hätte, und wahrlich es fehlte nicht viel, ſo hätte es mich abgeworfen.

Darüber hätte ſich Henriette gewiß zu Tode gelacht.

Glaube das ja nicht Mama; — Henriette iſt zu ſchön und zu gut, als daß ich glauben könnte, ſie würde über den Unfall irgend eines Menſchen lachen — die gute Seele — wenn ſie nur nicht an dieſen alten Bärenhäuter, den abſcheulichen Güterdirector verheiratet wäre. Henriette kömmt mir an der Seite dieſes garſtigen Mannes gerade ſo vor, wie das Blümchen Wunderhold, das an einem kahlen, dürren Felſen wächſt und nach und nach verkümmern muß.

Mir ſcheint gar du biſt in ſie verliebt? —

Aber Mama — woher kannſt du ſo etwas vermuthen? —

O ich habe ſcharfe Augen, habe ſchon mehrmals bemerkt, daß auch Henriette dich vor Andern auszeichnet, nun im Grunde iſt es auch gar nichts Uebernatürliches; ſind doch beinahe ſchon alle Damen nach der Reihe in dich verliebt geworden, und erſt neulich äußerte ſich die Baronin von Buſchberg, du wäreſt für ihre Eugenie eine recht artige Partie.

Nein — daraus wird nichts, ich kann dieſe blaßgelbe Baroneſſe nicht leiden; mein liebetrunkenes Herz ſtrebt nach etwas Höheren, Schöneren, und dann kann ich nur dort lieben, wo es eine Menge Schwierigkeiten, Hinderniſſe und Kämpfe gibt. Henrietten könnte ich z. B. ſo recht ſtürmiſch lieben, weil ich mit ihrer Lage Mitleid habe, denn ihr feuriges, jugendliches Herz kann an dem dürren Kieſelſteine von einem Güterinſpector unmöglich Gefallen finden, und zudem wurde ſie ja zu dieſer Ehe gezwungen; man könnte es der armen geplagten Frau auch gar nicht verargen, wenn ſie an einem andern jungen hübſchen Manne Gefallen fände

Etwa gar vielleicht an Dir? Adolf — Adolf — dein Vorhaben iſt nicht ſchickſam, denn zwiſchen Eheleuten ſoll man eigentlich den Frieden nicht ſtören, aber gut iſt dir die Strahlenfeld, das hab' ich ſchon bemerkt.

Nicht wahr Mama, meine Perſon und meine Bildung erobern mir alle Herzen.

Adolf — du biſt wirklich ein netter Junge, ganz ſo wie ich dich haben wollte, ein Mann, der in die Welt taugt, aber ein bischen gar zu eitel.

Ein ähnliches Geſpräch wurde noch längere Zeit fortgeſetzt; Adolf hatte von ſeiner Mama die Eitelkeit ererbt, und war mit einem Worte ein verzogenes Mutterſöhnchen, da der Herr Oberamtmann von Geſchäften zu ſehr überhäuft war, als daß er ſich nachdrücklich der Erziehung ſeines Sohnes hätte widmen können, und wenn er auch zeitweilig über das geckenhafte Betragen desſelben ſeinen gerechten Unwillen äußerte, die Frau Oberamtmännin beliebte deſſen ungeachtet die Manieren ihres Herrn Sohnes vor Jedermann ſtets ein Muſter von nobler, moderner Erziehung zu nennen.

An der Leichtfertigkeit eines großen Theiles unſerer jetzigen jungen Männerwelt tragen aber nur zu oft die Damen ſelbſt die Schuld, indem ſie ſich nicht ſelten ſolchen Zierbengeln lieber in die Arme werfen, als ſtillen, ungeſchminkten, aber warmen, ehrlichen Verehrern, die ſtatt eines betäubenden Wortquaimes auf der Zunge, das Herz am rechten Flecke haben; aber eben jene Mädchen, die der Geſellſchaft eines ſolchen nur allerſeits bethörenden und nichts fühlenden Herrleins unbedingten Werth beilegen, müſſen dann, wenn der goldene Köder ſolch' einen Freier auf der ausgeworfenen Angel wirklich feſtgehalten, meiſtens ſchon zu ſpät einſehen, daß ſie ſtatt einem zärtlichen Gatten nur einen faden Geſellſchafter, ſtatt einem liebenden Vater nur einen Wollüſtling geheiratet haben.

In dieſe Kategorie gehörte unſtreitig unſer Adolf; er war das Ebenbild eines fahrenden Ritters, die ihr geckenhaftes Betragen zur Bildung, ihre albernen, täglich wiedergekäuten Salonfraſen gerne zum Witz ſtempeln möchten.

Jetti kam und meldete, daß die Suppe bereits aufgetragen, und der Herr Oberamtmann in ungeduldiger Erwartung ſei.

Deinen Arm Adolf — rief Madame Grünſpann, und ſtolzierte an der Seite ihres Sohnes in das Speiſezimmer.

Was über Tiſche geſprochen wurde, damit will ich die Leſer nicht behelligen, nur ſo viel muß ich hier beiſetzen, daß der Herr Oberamtmann ſich einige Male recht weidlich ärgerte, und Gattin und Sohn mehrmals in allem Ernſte zur Ruhe verwies.

(Fortſetzung folgt)

Digitized by Google

Das Turnen, sein Zweck u. Nutzen.

Motto: Im gesunden Leibe wohnt eine gesunde Seele!

Das Turnen oder die Leibesübung ist nicht eine Erfindung der Neuzeit, sondern schon im Alterthum und Mittelalter ausgeübt worden. Die alten Griechen und Römer turnten, trieben Gymnastik, und es bildeten sich vorzüglich die Griechen durch Leibesübungen zu jener Vollendung aus, durch die sie allen Völkern des Alterthumes glänzend voranleuchteten. Pythagoras, der Vater der griechischen Gymnastik, regelte unter Mitwirkung des weisen Solon, die schon vor ihm nach Willkühr und Laune betriebenen Leibesübungen zu einem bewußten Thun, und verleibte sie als eigentliche Kunst dem griechischen Leben ein. Es war der erste griechische Volkslehrer, und gründete sein Prinzip auf Bildung der Intelligenz, des Gemüthes, des Willens und des Leibes — auf geistige, sittliche und leibliche Vollendung.

Unter seiner und Solon's Leitung trieben die Griechen Gymnastik; sie übten sich im Laufen, Springen, Ringen, Scheibenschwingen und Speerwerfen, welche fünf Uebungen sie unter dem Namen Pentathlon (Fünfwettkampf) zusammenfaßten — härteten den Körper gegen Wind und Wetter ab und verliehen ihm jene edle, kräftige Form, die uns in alten griechischen Bildwerken so wohlthuend entgegen tritt. Der weise Solon sagt nach Lucian zum Scythen Anacharsis: „Es ist uns Helenen nicht genug, Jeden so zu lassen wie ihn die Natur geschaffen, sondern wir bedürfen für Jeden der gymnastischen Bildung, damit das von Natur schon glücklich Geschaffene nach um Vieles besser, die schlechte Anlage aber veredelt werde. Unser Muster sind hierin die Landleute, welche die Pflanzen, so lang sie klein und zart sind, schützen und umzäunen; ist aber der Sprößling erstarkt, das überflüssig Ausleimende abschneiden und, indem sie den Baum den Stürmen, zu peitschen und zu schütteln, preisgeben, ihn fruchtbarer und stärker machen." — Diese Worte beweisen klar, daß die Helenen den leiblichen Organismus würdigten, und ihn durch den freien, bewußten Geist heranbildeten zu einem vollendeten Organismus.

Auch in Deutschland traten zur Zeit des Mittelalters vor etwa 900 Jahren unter Heinrich dem Großen die in Vergessenheit gesunkenen Leibesübungen in nationaler Bedeutung und echt griechischer Weise, aber in anderer Form unter dem Namen Turnire wieder hervor, und wurden namentlich von der Ritterjugend fleißig geübt, um dem Körper die zum Kampfe nothwendige Gewandtheit und Kraft zu verschaffen.

In der Neuzeit waren es namentlich Montaigne im 16. und Locke im 17. Jahrhundert, sowie später Rousseau, Salzmann, GuthsMuths, Jahn und Eiselen, welche sich um die Turnkunst verdient machten, Vorurtheile bekämpften und das Turnen in Aufnahme brachten.

In neuester Zeit hat Spieß, großherzoglich-hessischer Oberstudien-Assessor, durch Reformirung und Regelung der Turnübungen das Bedeutendste geleistet, die vielen halsbrecherischen, complicirten Exercitien beseitigt, und das Turnen auf seine normale, naturgemäße Basis zurückgeführt.

Es mag wohl noch hie und da die irrthümliche Ansicht verbreitet sein, daß das Turnen eine Darstellung von schaukünstlerischen Capriolen sei, und höchstens einen diätischen Zweck und Nutzen habe, den man durch Spazierengehen eben so gut erreichen könne. Das Turnen bietet jedoch dem Menschen unendlich mehr. Schon der Name Turnen, ein altdeutsches Wort, welches drehen, wenden, kehren, lenken, schwenken bedeutet, zeigt dem Körper einen weit größeren Uebungskreis an als das Spazierengehen, welches eine nur einseitige Bewegung bedingt, wohingegen die turnerische Uebung, auf das Gesetz des menschlichen Organismus begründet, den Körper harmonisch und naturgemäß erfaßt, ihn in allen seinen Theilen gleichmäßig durchbildet, kräftigt und gesund erhält.

Welch bedeutenden Einfluß aber ein gesunder kräftiger Körper auf den Geist ausübt, ist allgemein bekannt, und Schiller sagt treffend: „Die fröhliche Saite des Körpers weckt auch die fröhliche in der Seele; so der traurige Ton der ersten den traurigen in der zweiten.

Der turnerisch-gebildete Jüngling wird in jeder Lage des Lebens, in jedem Berufsgeschäft seine Tüchtigkeit bewähren; er kennt seine Kräfte und Gewandtheit und wird sie mit Bewußtsein maßvoll anwenden. Es ist außer Zweifel, daß der Handwerker, welcher sich mit Eifer einer geregelten turnerischen Ausbildung unterzog, seinen Berufsgeschäften mit mehr Ausdauer und Geschick obliegen kann, als der turnerisch ungebildete.

Auch die Wissenschaft überzeugt uns von der Nothwendigkeit des Turnens, einer geregelten Muskelbewegung, und die berühmtesten Aerzte, wir in der älteren Zeit Hippokrates, Gallenus und Mercurialis, — später Fuller, Tissot, Hufeland, Reil und von Könen und in der neuesten Zeit die DD. Lorinser, Koch, Richter, Carus, Göschen, Günther, Schreber u. A. sind auf dem Wege der Wissenschaft zu Resultaten gelangt, welche diesen Männern Veranlassung gaben, beredte und eifrige Apostel des Turnens zu werden.

Außer bedeutendem diätischen Nutzen hat das Turnen noch ganz besondere Vortheile, welche der sachkundige Arzt Dr. Schreber folgendermaßen anführt: 1. Gesundheitsgemäße Entwickelung und Ausweitung des Brustkastens, wodurch der Lungenschwindsucht und ähnlichen Krankheiten vorgebeugt wird; 2. Verhütung der Skrofel-

sucht, der Hypochondrie und Hysterie, der Hämorrhoidalübel, Bleichsucht, Fettsucht und überhaupt solcher Krankheiten, welche aus Mangel an Bewegung durch Stockung des Blutes entstehen; 3 Körperkraft und Ausdauer in körperlichen Anstrengungen aller Art; 4. Gewandtheit und Gelenkigkeit, Regelmäßigkeit, Raschheit, Abrundung und Sicherheit aller Bewegungen, wozous unter anderen auch eine kräftige und wohlanständige Haltung des Körpers hervorgeht; 5. Verhütungen und selbst Heilung von Verrenkungen, Knochenbrüchen und Körperverkrümmungen; 6. Erhaltung der Jugendfrische und Rüstigkeit bis an das spätere Alter.

Aus dem eben erklärten Wesen, Zweck und Nutzen geht hervor, daß turnerische Bildung ein Bedürfniß und eigentlich an kein Alter noch Geschlecht gebunden ist, das weibliche Geschlecht ist seiner körperlichen Constitution, wie seiner Stellung in der Gesellschaft nach für die nachtheiligen Folgen einer ungenügenden Leibesbewegung besonders empfänglich, weil es auf Stillleben im Hause, auf weibliche Arbeit, auf häufiges andauerndes Sitzen angewiesen, den schädlichen Einflüssen weniger ausweichen kann, wie das männliche, das schon durch die meisten Berufsgeschäfte wenigstens zu einiger Leibesbewegung Veranlassung findet, und sollten sonach Mädchen vom 6. bis 15. Jahre ihrem Geschlechte anpassende Leibesübungen vornehmen. Knaben vom 6. Jahre angefangen, sowie Männer sollten turnen, d. h. die Bewegungsanlagen und Kräfte des Leibes in den durch die Einrichtung des Menschenkörpers und seiner Gesundheitsverhältnisse gezogenen Grenzen planmäßig aus- und durchbilden. Bei vorgerückten Jahren selbst sollte man durch zweckmäßige Uebung und Bewegung dem Ableben einen Damm entgegensetzen. Schon Plinius der ältere sagt: „So wie ein fließendes Wasser rein bleibt, ein stillstehendes aber verdirbt, ebenso erhält die Uebung unsern Körper bei Gesundheit. Trägheit und Unthätigkeit hingegen wird ihnen eine Quelle des Verderbens und der Krankheit.“ Man braucht sich im Alter des Turnens nicht zu schämen, man müßte sich sonst auch schämen überhaupt einen Körper zu haben; auch Reiten, Schwimmen, Fechten u. s. w. müßte als integrirender Theil des Turnens von vielen alten Herren, die dasselbe mit Vorliebe treiben, aufgegeben werden, wenn sie sich dessen als unpassend zu schämen hätten. Gutsmuths sagt treffend: „So lange der Mensch hienieden einen Leib hat und zu seinem irdischen Dasein auch ein leibliches Leben bedarf, was ohne Kraft und Stärke, ohne Dauerbarkeit und Rochhaltigkeit, ohne Gewandtheit und Anstelligkeit zum nichtigen Schatten verfliegt — wird die Turnkunst einen Hauptheil der menschlichen Ausbildung einnehmen müssen.

Meinhardt, Turnlehrer.

Notizen.

— Robinson und die Robinsonaden. Diesen Titel führt ein Vortrag, den Herr Professor Hermann Hettner im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin hielt und der im Verlage von Herz gedruckt erschienen ist. Hettner's Vortrag gilt dem ursprünglichen Verfasser des Robinson, der in dieser oder jener Fassung oder Variation so ziemlich der ganzen Welt bekannt geworden ist, von dessen Schöpfer aber sehr Wenige etwas wissen. Das er Defoe hieß und im 17ten und 18ten Jahrhundert in England lebte, ist wohl bekannt genug; daß er aber neben dem Robinson eine Menge guter Bücher schrieb, der erste Begründer der öffentlichen englischen Banken, der Begründer der Hagel- und Feuerassekuranzen und der Spaarkassen; daß er ferner ein sehr eifriger Politiker gewesen ist und besonders die politische Vereinigung Englands und Schottlands betrieben hat, ist so gut wie vergessen. Daniel Defoe war 1661 in London geboren. Er erhielt für den Robinson zehn Pfd. Sterling. Der Erfolg war beispiellos. Sogleich bei seinem ersten Erscheinen wurde das Buch von Alt und Jung und Hoch und Niedrig wahrhaft verschlungen. Es war, sagt ein Schriftsteller jener Zeit, keine arme Wittwe so arm, daß sie sich nicht täglich wenigstens einen Pfennig abgespart hätte um sich nach einiger Frist den herrlichen Robinson verschaffen zu können. Das Buch wurde fast in alle Sprachen der Welt übersetzt; in den Wüsten von Botany Boi wurde es mit demselben Entzücken gelesen, wie in den Gewühl von London und Paris und St. Petersburg; unter den Namen der Perle des Oceans wurde es ein Lieblingsbuch der Araber. Auch in Deutschland, um uns an daß Nächste zu halten, fand es eine außerordentlich günstige Aufnahme. Die erste Uebersetzung erschien 1721 zu Leipzig, sie war die Uebersetzung einer französischen Uebersetzung, die 1720 in Paris erschienen war, und wurde in demselben Jahre noch dreimal aufgelegt. Uebersetzungen folgten sodann auf Uebersetzungen, Bearbeitungen auf Bearbeitungen. Und damit begnügte man sich nicht; bald tauchten zahllose Nachahmungen auf, die sogenannten Robinsonaden. Fast jedes einzelne Land, ja jeder einzelne Landestheil hatte jetzt seinen besonderen Robinson aufzuweisen; es gab einen brandenburgischen, berliner, böhmischen, fränkischen, schlesischen, leipziger, französischen, dänischen, holländischen, grichischen, englischen, irrländischen, jüdischen Robinson. *) Ebenso jedes Gewerbe, jeder Stand, und jedes Geschlecht, es gab einen buchhändlerischen und einen medizinischen Robinson, ja sogar eine Jungfer Robinson und einen unsichtbaren Robinson. Bis 1760 zählte der bekannte Bibliograph Koch in Deutschland vierzig verschiedene Robinsonaden; seitdem sind nach O. L. B. Wolff's Angabe noch ein und zwanzig erschienen; die jüngsten Robinsonaden sind der oberösterreichische Robinson, der im Jahre 1822 erschien, und der neue Robinson von dem Münchner Mystiker Schubert; erste Auflage 1848, dritte Auflage 1853. Und diese Robinsone und Robinsonaden erlebten fast alle sehr viele Auflagen.

— Einer der bekanntesten Vorfechter der Nationalisten, Ernst Wilhelmus in Roumburg, ein Genosse Uhlichs ꝛc. ꝛc. ist in diesen Tagen gestorben.

*) Auch einen karntischen. A. d. R.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 54. Klagenfurt, Sonnabend, den 8. Juli. 1854.

Ein nächtliches Rendezvous.

Humoreske von J. M. Schleichert.

(Fortsetzung.)

Gegen drei Uhr war die Tafel zu Ende und der Herr Oberamtmann, welcher ſich nach Tiſche immer etwas beſſer fühlte, beſchloß außer dem Bette zu bleiben und in ſeinem Cabinete die wichtigſten Actenſtücke durchzublättern.

Die Frau Oberamtmännin aber ſtieg gleich nach Tiſche mit ihrem Herzensſöhnchen in den Wagen und fuhr mit ihm zur ſchönen Güterdirectorin Henriette von Strahlenfeld.

Das plötzliche Anhalten des Wagens vor dem Hauſe des Herrn Güterdirectors machte einem äußerſt langweiligen und abgeſchmackten Geſpräche ein Ende, welches Mutter und Sohn unterwegs führten.

Madame Grünſpann ſtieg auf den Arm ihres Adolfs geſtützt nach einigen Augenblicken aus dem Wagen, warf ihren Kopf recht ſtolz in den Nacken zurück, ließ ſich kurze Zeit von dem vorübergehenden Publikum bewundern und trat ſodann in das Haus hinein.

Ach Mamachen — ich weiß nicht, mir wird ſo bang um's Herz, nahm Adolf plötzlich das Wort, als beide die Treppe zum erſten Stock hinaufſtiegen, — wenn nur der abſcheuliche Güterdirector nicht zu Hauſe iſt, die ganze Unterhaltung wäre dadurch verdorben.

Der ſitzt ganz gut in ſeinem Büreau zwiſchen den Actenſtößen, das weiß ich zu genau, ſei daher außer Sorgen.

Glaubſt du — das wäre köſtlich, himmliſch, wie klopft mir das Herz ſo gewaltig — ach Mama, laß dich für dieſen Troſt umarmen, und damit ſtreichelte er trotz allem Widerſtreben die rothgefärbten Wangen ſeiner Mutter mit beiden Händen, ſo daß die theure Farbe an ſeinen blaßgelben Glacehandſchuhen in ziemlicher Quantität hängen blieb, was Herrn Adolf ganz außer ſich brachte. Er rieb in Eile mit ſeinem Sacktuche aus allen Leibeskräften, um die Farbe wegzuwiſchen, aber die Flecke wurden trotz aller Verwünſchungen nur immer größer; Adolf raſte, tobte wie ein Wüthender, während Madame Grünſpann über das durch dieſe Verwiſchung nothwendig in Unordnung gebrachte Ausſehen ihrer beiden Wangen faſt in Verzweiflung gerieth, und wegen Mangel eines Spiegels nicht einmal den Reſervevſand angreifen konnte, um ſich wenigſtens einigermaßen zu reſtauriren. In dieſem aufgeregten Zuſtande erreichten ſie die letzte Stufe der Treppe, wo ihnen bereits das alte Haus-Inventarium in Geſtalt eines Bedienten entgegenkam — es war daher kein Rücktritt mehr möglich.

Iſt der Herr Güterdirector zu Hauſe? — fragte Madame Grünſpann noch immer ärgerlich.

Nein — war die Antwort des Bedienten.

Adolf frohlockte. Aber die gnädige Frau iſt doch zu Hauſe?

Auch nicht, iſt ſaeben weggefahren, muß aber meines Erachtens in Kürze zurück kommen; wenn die Herrſchaften einen Augenblick warten wollen, ſo belieben ſie nur hereinzutreten.

Mutter und Sohn waren über dieſe Nachricht nicht wenig betroffen, und da Adolf feſt darauf beſtand, die gnädige Frau erwarten zu wollen, ſo trat er mit ſeiner Mutter in die innern Gemächer, bei welcher Gelegenheit der alte Bediente, als er zufällig einen Blick auf die Wangen der Frau Oberamtmännin warf, ſich eines ſchelmiſchen Schmunzelns nicht enthalten konnte, was Madame Grünſpann wieder zufällig bemerkte und ſich darüber bedeutend ärgerte.

Mit der größten Haſt ſtürzte ſie daher in das anſtoßende Zimmer auf den erſten beſten Spiegel los, um ſich an ihrem Unglücke ſelbſt weiden zu können.

Adolf ging in ängſtlicher Erwartung auf und ab, ein Plan ſchien ſeine ganze Denkkraft in Anſpruch nehmen zu wollen.

Ei was — fantaſirte er vor ſich hin, ich muß über Henriettens Liebe zu mir Gewißheit haben und ſtatt allen Umwegen will ich ſchnell zum Ziele vorwärts ſchreiten; indeß Mama die friſche Schminke auflegt, ſchreibe ich Henrietten einen Brief, laſſe ihn hier am Tiſche liegen, und ſie wird ihn bei ihrer Zurückkunft finden und leſen, und dieſer Brief wird mich um ſo ſchneller in ihre Arme führen.

Madame Grünſpann war mit dem Auflegen der Schminke zu ſehr beſchäftigt, als daß ſie ſich um etwas anderes bekümmert hätte.

Adolf ſetzte ſich daher raſch zu Tiſche und ſchrieb auf ein weißes Blatt folgende Zeilen:

Digitized by Google

Angebetete Frau!

Ich liebe Sie unaussprechlich. Sie müssen sich an der Seite Ihres tiranischen Gemals unglücklich fühlen, und ich möchte so gerne die bis jetzt freudenlosen Tage Ihres Daseins verschönen. Wenn Sie mich daher Ihres Vertrauens würdig halten, so gönnen Sie mir nur eine einzige Unterredung. Ich erwarte Sie heute Abend in Ihrem Garten, ich habe viel, sehr viel mit Ihnen zu sprechen. Eine Antwort ist überflüssig, mit Schlag neun Uhr klettere ich über die Mauer; Niemand kann uns dort belauschen als der Mondenschein — Ich komme um jeden Preis — lassen Sie nicht vergeblich warten

Ihren

getreuen Adolf.

So muß es mir gelingen, setzte er frahlockend hinzu, aber nun fort Mama, schnell fort, rief er, erfaßte den Arm seiner staunenden Mutter, die sich sein Betragen nicht erklären konnte, und zog sie mit sich fort.

III.

Während diese Scene im Hause des Güterdirectors von Strahlenfeld vorging, saß der Herr Oberamtmann, an gar nichts Arges denkend, in seinem Bureau, blätterte in den Acten und erledigte ein Stück nach dem andern.

Der Herr Oberamtmann Grünspann, gleichzeitig Chef der Sicherheitsbehörde, war ein Mann schon stark in den Sechzigen, aber dessenungeachtet von stattlichem Aussehen und fester Haltung, welche seltene Eigenschaften bei einem so vorgerückten Alter er einzig und allein seiner Mäßigkeit und geregelten Lebensweise, von der er nicht um ein Haar breit abwich, verdankte. Er lebte fast einzig und allein seinen Berufsgeschäften, und zwar mit einer solchen Genauigkeit, daß er sich nur wenige Vergnügungen gönnte; dessenungeachtet aber war er nichts weniger als menschenfeindlich, im Gegentheile war er sehr höflich und zuvorkammend, that Niemanden Unrecht und machte gerne sein Späßchen mit, wenn ihn gute Freunde auf seinem Bureau besuchten, was aber nicht zu häufig geschehen durfte, nach viel weniger zu einer Zeit, wo ihn dringende Amtspflichten mehr als sonst in Anspruch nahmen. Im Falle einer solchen Störung entschuldigte er sich in der Regel mit kurzen Worten und kehrte dann wieder zu seinem Kanzleitische zurück.

Seiner eigenen Familie, nämlich seiner Frau und seinem einzigen Sohne Adolf erging es nicht besser; das Frühstück mußte dem Herrn Oberamtmann auf's Bureau gebracht werden, nur bei der Mittags- und Abendtafel und in wenigen außerordentlichen Fällen erschien er in der Mitte seiner Familie, und selbst da waren seine Gedanken meistens mehr oder minder auf Kanzleigeschäfte gerichtet. Madame Grünspann hatte daher in Bezug auf das ganze Hauswesen offenes Feld und freien Spielraum, und wenn der Herr Oberamtmann auch die kleinsten Vorfälle in der ganzen Stadt zu erzählen wußte, mit den Vorfällen in seinem eigenen Hause, in seiner eigenen Familie war er am wenigsten vertraut; nur wenn ihm gerade zufällig irgend etwas in die Quere kam, so nahm er es mißfällig auf und versäumte niemals seiner Frau oder seinem Herrn Sohne darüber derb den Text zu lesen.

Also der Herr Oberamtmann war in seinem Schreibcabinete, und hatte heute den besondern Befehl ertheilt, Niemanden vorzulassen, wer es auch immer sein möge, wenn nicht etwas Dringendes, besonders Nothwendiges der Grund der Besprechung oder wohl gar Gefahr im Verzuge vorhanden wäre.

Eben wurde ein Actenstück bei Seite gelegt, da klopfte es an die Thüre des Cabinets und ein Amtsdiener trat mit den üblichen Respectsbezeugungen herein.

Was gibt es denn schon wieder?

Herr Oberamtmann zu Befehl — eine Dame steht draußen im Wartezimmer und begehrt hartnäckig vorgelassen zu werden.

Eine Dame? Ist das Anliegen von so großer Wichtigkeit?

Kann damit nicht dienen Herr Oberamtmann.

Wir — was? — Weiß er denn nicht, daß ich es strengstens verbaten habe, mich in meinen Geschäften zu stören — mit Ausnahme höchst dringlicher Fälle. —

Sehr wohl Herr Oberamtmann, hab's der Dame auch mehrmals und zwar recht nachdrücklich eingeschärft, aber sie bestand darauf Sie zu sprechen, und da blieb mir nichts anders übrig als sie anzumelden.

Aber um des Himmelswillen, wann soll man denn arbeiten, wenn man immer überlaufen wird; nannte die Dame ihren Namen?

Ja; ich glaube, wenn ich recht gehört habe, daß sie sich von Strahlenfeld nannte.

Von Strahlenfeld? — wiederholte der Herr Oberamtmann mit Nachdruck, und stand vom gepolsterten Sitze auf.

Das wäre also die Frau des Güterdirectors von Strahlenfeld? fuhr er nach kurzer Pause fort.

Es muß also sein, denn es gibt in der ganzen Stadt keine zweite Familie, die sich von Strahlenfeld nennt.

Richtig, er hat wahegesprochen, aber laß' er die Dame nicht so lange im Wartezimmer stehen, entschuldige er sich und mich — ich erwarte die Dame.

Ganz nach Befehl, erwiederte der Amtsdiener, und verließ mit militärischem Gruße das Zimmer.

Was mag sie nur von mir wollen? Ich weiß wohl, daß sie meiner Familie in Freundschaft zugethan, und häufige Besuche machte, die aber in letzterer Zeit, wie ich bemerkte, immer spärlicher wurden, aber mich, auf dem Bureau obendrein, hat sie noch nie aufgesucht, — da muß etwas ganz Besonderes dahinter stecken.

Derlei Gedanken beschäftigten den Herrn Oberamtmann, als Frau Henriette von Strahlenfeld in das Zimmer trat.

Henriette war, wie jeder unparteiische Kunstrichter es gleich beim ersten Anblicke unverhohlen gestehen mußte, eine äußerst liebenswürdige Erscheinung. Ihr großes dunkles Auge und ihre pechschwarzen Haare fielen vor Allem in die Augen; ihr rundes Gesichtchen mit ausdrucksvollen Zügen, in denen Schwärmerei und Gutmüthigkeit am lebendigsten hervortraten, war mit einem Anstrich romantischer Blässe überzogen, die aber mehr eine Folge unterdrückten Schmerzes als angeboren zu sein schien und eben deßhalb um so mehr aller Herzen für sich einnehmen mußte. Eine schlanke Gestalt und ein wahrhaft wundersames Ebenmaß der Glieder machten sie, man möchte sagen — zur vollendeten Schönheit. Ihr Gesicht war der untrügliche Spiegel einer duldenden, über ihr Schicksal erhabenen Seele, die da ringt ohne zu siegen, die da kämpft ohne zu unterliegen.

Ich bin in der That sehr erfreut über die Ehre ihres Besuches, begann der Herr Oberamtmann, nachdem er die Dame gleich beim Eintritte gebührend empfangen und ihr einen Sitz angeboten hatte.

Womit kann ich ihnen dienen? setzte er in dem höflichsten Tone von der Welt hinzu.

Ein unangenehmer Vorfall in meinem Hause zwingt mich sie in ihren wichtigen Geschäften auf einen Augenblick zu stören.

Bitte, bitte recht sehr, da ist von einer Störung gar keine Rede; so liebenswürdige Damen sind mir stets willkommen.

Auch *sie* ein Schmeichler Herr Oberamtmann!

Durchaus kein Schmeichler, reine, lautere Wahrheit. Also ein unangenehmer Vorfall in ihrem Hause, — das wäre — etwa gar eine Klage über ihren eifersüchtigen Gatten, o ich kenne den alten Fuchs Strahlenfeld ganz genau.

Herr Oberamtmann sind ganz auf falscher Fährte, davon kann nie die Rede sein, ich wollte diesen unangenehmen Vorfall eben vor meinem Gatten verschwiegen wissen, um mir Unannehmlichkeiten zu ersparen, deßhalb kam ich selbst, erwiederte Henriette, darüber erröthend, daß das Geheimniß ihres Hauses bereits so offenkundig war.

Also nicht — desto besser, aber das meine Gnädige müssen sie mir zugeben, eifersüchtig ist mein Freund Strahlenfeld, wie ein Hahn, ja wie ein Hahn setzte er lachend hinzu. Aber man kann es dem Herrn Güterdirector auch nicht verargen, wenn man eine so reizende Frau besitzt.

Schon wieder geschmeichelt.

Nicht doch — also meine Gnädige ich bitte zur Sache.

Erfahren sie denn Herr Oberamtmann, daß in verflossener Nacht in unserem Hause, eigentlich im Garten, ein Diebstahl an Wäsche verübt wurde.

Ein Diebstahl — auf wenn haben sie Verdacht?

Auf Niemanden.

Ich bitte um die näheren Umstände.

Mein Zimmermädchen hat bereits seit längerer Zeit die weiße Wäsche im Freien, nämlich in dem an das Haus meines Gatten anstoßenden Garten getrocknet, was sich besonders zur wärmeren Jahreszeit sehr vortheilhaft erwies. Marie, so heißt mein Zimmermädchen, ließ oftmals die Wäsche über Nacht im Garten hängen und trug sie dann des anderen Morgens in ihr Zimmer hinauf, ohne daß jemals nur ein Stückchen abhanden gekommen wäre. Auch in vergangener Nacht blieb die Wäsche wie oftmals im Garten, doch als Marie sie heute Morgens abnehmen und auf ihr Zimmer tragen wollte, fehlte der größte Theil der Wäsche, besonders die feinere fehlte ganz; Fußtritte, die sich im Sande gegen die Mauer zu zeigten, lassen keinen Zweifel übrig, daß der Diebstahl von Außen durch Uebersteigen der Mauer geschehen sein mußte, denn die hölzerne Thüre, die rückwärts in's Freie führt, war fest verschlossen und keine Verletzung an dem Schloße zu bemerken.

Hm hm — wie hoch bewerthen meine Gnädige den Abgang?

Es läßt sich nicht so genau bestimmen, aber ich schätze den Verlust gegen hundert Gulden.

Hundert Gulden, wiederhohlte der Oberamtmann, und haben sie durchaus keine Ahnung, wer der Dieb sein könnte?

Nicht die geringste.

Und hat Niemand im Hause etwas wahrgenommen?

Niemand — außer dem Gärtner, der gegen Mitternacht ein Geräusch gehört haben will, aber eine große Schlafmütze ist und darüber wieder einschlief.

Da werden wir schwer zu einem Resultate kommen. Ich werde meinerseits alles anwenden um den Thäter zu entdecken, nur müssen mir gnädige Frau dabei hilfreich zur Seite stehen, und keinen noch so geringen Umstand unbeachtet lassen, der irgend ein Licht in dieser Angelegenheit verschaffen könnte.

Ich werde ihren Rath pünctlich befolgen.

Und ich will meinen Leuten den Befehl ertheilen, auf ihren Garten künftighin ein besonderes Augenmerk zu richten. Es würde mich unendlich erfreuen, wenn wir des Diebes habhaft würden.

Im Voraus meinen verbindlichsten Dank; nun aber will ich nicht länger stören und ich bitte über meinen Besuch nicht ungehalten zu sein, und gegen meinen Gatten diesen Vorfall zu verschweigen, ich empfehle mich ihnen Herr Oberamtmann.

Meinen unterthänigsten Respect — erwiederte der Oberamtmann und verneigte sich freundlich gegen Henriette, welche das Cabinet verließ.

Augenblicklich nach Entfernung der Frau von Strahlenfeld wurde der Stadtwache der Vorfall mitgetheilt und strengstens eingeschärft, den betreffenden Garten nament-

Digitized by Google

lich zur Nachtzeit gut zu überwachen und jedes verdächtige Individuum ohne Anstand zu arretiren.

Frau von Strahlenfeld aber begab sich in die anstoßende Wohnung der Frau Oberamtmännin, um ihr eine Visite abzustatten, was seinen Grund mehr in einem gewissen Schicklichkeitsgefühle, als in einer besondern Vorliebe zu Madame Grünspann hatte, denn sie war überzeugt, daß ihr Besuch bei dem Herrn Oberamtmann sicherlich zur Sprache kommen, und Madame Grünspann sich vielleicht gar beleidigt fühlen würde, wenn sie das Haus wieder verließe, ohne bei ihr zum wenigsten auf einen Augenblick zugesprochen zu haben. Zu ihrer geheimen Freude aber war weder Madame Grünspann noch Herr Adalf zu Hause, was ihr um so mehr angenehm war, als sie, bereits durch längere Zeit den faden Liebeserklärungen Adolfs ausgesetzt, gegen selben eine unbezwingliche innerliche Scheu empfand.

Sie entfernte sich daher, nachdem sie dem Kammermädchen den Auftrag ertheilt hatte, ihrer Gnädigen zu melden, daß es ihr unendlich leid gethan habe, sie nicht zu Hause getroffen zu haben u. dgl. mehr.

Henriette von Strahlenfeld eilte rasch die Treppe hinab, und in diesem Augenblicke hielt ein Wagen vor dem Hause. Madame Grünspann und Adolf überraschten sie daher gerade noch zur rechten Zeit auf der Hausflur.

Sieh da meine liebe Strahlenfeld, gerade kommen wir von ihnen, und sie, wie es scheint von uns — da gingen unsere Besuche also in die Onere, begann Madame Grünspann.

Das ist reines Unglück, setzte Adolf hinzu, indem er seine Hände in die rückwärtigen Rocktaschen steckte, weil er seine von der theuern Farbe der Mama rothgefleckten Handschuhe verbergen wollte.

Thut mir unendlich leid bemerkte Henriette.

Aber meine liebe Strahlenfeld kommen sie doch auf einen Augenblick mit uns hinauf.

Entschuldigen meine Gnädige, es ist schon ziemlich spät, ich muß nach Hause.

Und der eifersüchtige Herr Gemal fände natürlich im längeren Ausbleiben wieder Grund genug zu kleinlichen Zänkereien, der Barbar — setzte Adalf schmunzelnd hinzu.

Gerade recht, daß sie mich daran erinnern, mein Mann ist vielleicht gar schon zu Hause.

O dann verlieren sie keinen Augenblick weiter und eilen sie schnell auf ihr Zimmer, rief Adolf ziemlich vorlaut und dachte dabei an seinen Brief, an ein möglichen Duell und an dergleichen Dinge mehr. Er drängte Henrietten förmlich gegen die Thüre zu, welche nach gegenseitigem Gruße, über Adolfs Benehmen im hohen Grade verwundert, das Haus verließ und heimwärts eilte.

(Fortsetzung folgt)

Notizen.

— Ueber die Einschiffung und Abfahrt des hochw. Herrn Bischofs Baraga entnimmt die „Laib. Ztg." aus Briefen von Liverpool vom 26. v. M. Folgendes: Im ersten Briefe heißt es: Ich bin auf dem Puncte, Europa für immer zu verlassen. Ehe ich es verlasse, muß ich noch einige Nachrichten über mich und meine Missionäre geben. Ich nehme 6 Priester gleich jetzt mit nach Amerika, nämlich einen Irländer, zwei Kärntner, einen Krainer, einen Schweizer und einen Franzosen. Zwei andere französische Priester, die ich in Paris aufgenommen habe, konnten nicht auf der Stelle ihre Pfarren verlassen und kommen mir erst in einigen Wochen nach. Ueberdies habe ich drei Theologen: einen, der gut französisch und deutsch versteht und den ich in Paris aufgenommen habe und nach Dublin nu College des Missions etrnagéres geschickt habe, damit er in den zwei Jahren, als er noch Theologie studiren wird, auch englisch erlerne, welches er auch erlernen wird, da er ein talentvoller Jüngling ist und dort unter lauter Engländern sein wird. Den zweiten, welcher schon in einem Jahre wird ordinirt werden können, auch gut französisch, deutsch und englisch spricht, habe ich in Saut S. Marie aufgenammen. Ueberdies habe ich in Unter-Michigan einen Theologen, der dem Versprechen gemäß auf mich wartet bis ich komme und ihn in Saut S. Marie ordinire. Er ist ein Belgier und kann ganz gut englisch und französisch, auch ziemlich gut deutsch. — So werde ich, Gott sei Dank, in ein Paar Jahren für meine Missionen und Congregationen genug fähige Priester haben. Französische Priester hätte ich noch fünf haben können, allein sie verstehen nur französisch und damit ist mir in Ober-Michigan, wo es so viele Irländer und Deutsche gibt, nicht gedient. In Paris habe ich, Gott sei Dank, viel für meine Missionen erhalten. Kirchensachen und besonders auch Manches, was ein Bischof braucht, kann man nirgends besser und billiger haben, als in Paris und ich habe daher hier Manches angeschafft. Die Central-Direction von Paris hat sich sehr freigebig gegen mich gezeigt. Man hat mir 10,000 Franks für meine neue Diöcese gegeben, wafür sie Gott segnen wolle! Mit mir reiset von Liverpool nur ein englischredender Priester, die übrigen Priester werden von Antwerpen geradenwegs nach New-York mit einem Segelschiffe abfahren.

— In noch größerem Maße als der Tod die Reihen der hochwürdigen österreichischen Mission in Central-Afrika lichtet, drängen sich neue Glaubensboten, um die Lücken zu füllen und das Licht des Glaubens und der Gesittung unter die Völker des Aequators zu tragen. Dießmal ist es Tirol, welches den reichsten Beitrag zu der frommen Schaar gestellt hat. Vom sieben Missionären, welche am 3. d. M. Abends von hier abgingen, sind 6 Tiroler, die beiden Weltpriester Anton Ueberbacher und Franz Rainer aus der Diöcese Brixen und 4 Handwerker, Leonhard Kach, Andreas Ladner, Anton Goftner, Bruder des bereits in der Mission zu Chartum thätigen Priesters dieses Namens, und Johann Kirchmayer.

Zu ihnen gesellte sich der hochwürdige Priester Math. Kirchner aus der Diöcese Bamberg in Baiern, der ehrenvolle Verhältnisse und glänzende Aussichten verläßt, um die Lehre Christi zu verbreiten.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 55. Klagenfurt, Dienstag, den 11. Juli. 1854.

Rückblicke eines Gefangenen.

Aus dem Dänischen.

In seiner kleinen Zelle sitzt ein auf Lebenszeit Gefangener bei der Arbeit. Um ihn her stehen die vier rugen Wände, mit großen schwarzen Buchstaben bemalt, die er und seine Vorgänger in müßigen Stunden mit einem Stückchen Kohle geschrieben. Es ist kein Vergnügen, diese Hieroglyphen der Einsamkeit und der Melancholie zu lesen, denn es sind die Seufzer finsterer Grübeleien, die sich darin aussprechen. Hoch oben ist das kleine Fenster, die einzige Verbindung mit dem Leben draußen, mit der Natur und dem Himmel. Schwarze eiserne Stäbe kreuzen den Blick, während eiserne Fesseln Hand und Fuß umschlingen.

Lange Jahre sind ihm vergangen in dieser einsamen Zelle. An einem schönen frischen Sommertage war es gewesen, als er hineintrat und man ihm sagte, erst der Tod werde ihn in Freiheit setzen. So saß er denn nun hier, von dem Getümmel der Menschen ausgeschlossen, wie ein wildes Thier von ihnen unschädlich gemacht. Das letzte Wort von menschlichen Lippen war gewesen: Erst der Tod wird Dir die Freiheit wiederbringen! Lange Zeit konnte er dies Wort nicht begreifen, es klang wie ein Mährchen an das er nicht glaubte. Er arbeitete fleißig, pfiff und sang und zeichnete allerlei Figuren und Namen in die Wand. Er blickte zum Fenster empor, durch welches er nur die Aussicht auf eine hohe Mauer und auf ein Stückchen blauen Himmels hatte. Bald kannte er jeden Stein in der Mauer, kannte die Streifen, welche die Sonne darauf zeichnete, die kleinen Flüsse, welche der Regen bildete. Der Himmel war weniger eintönig. Die Wolken hatten Mitleid mit ihm; bald trieb sie der Wind in lange phantastische Figuren auseinander, bald hingen sie dick, schwarz und trübe über der Mauer. Bisweilen bildeten sie luftige, schneeweiße Berge, mit Brücken über tiefen Thälern, in welche die Sonne hineinschien, bisweilen breiteten sie sich wie ein fürstlicher Purpurmantel mit goldnen Saum über ihm aus. Lebende Wesen sah er nicht; als eine kleine dreiste Schwalbe sich einige kurze Augenblicke auf dem Gesimse vor dem Eisengitter niederließ, wagte er kaum zu athmen um ihren Anblick so lange als möglich zu genießen. Wenn der Winter kam, wurde Alles sehr traurig. Der Schnee klammerte sich an die Fensterscheiben und hielt seine feuchte, kalte Decke vor, daß er den Himmel nicht schauen konnte; es wurde früh finster und spät Tag. Er sang und pfiff nicht mehr, er arbeitete zwar, aber nicht so eifrig, ein neuer Plagegeist war über ihn gekommen. Am Tage ging es noch wohl an, aber wenn es dunkelte, dann trat der Plagegeist vor ihn hin und erzählte ihm Dinge, vor denen ihm graufte. Der Plagegeist war sein eigener Gedanke, die Erinnerung an sein Leben. Er mußte ihn anhören, den ungebetenen Gast; es gab nichts Anderes, womit er sich beschäftigen konnte. Oft versuchte er ein lustiges Lied zu pfeifen, aber ehe er selbst es wußte, war es verstummt, und er saß, das Haupt auf die Hand gestützt, und lauschte. Er hatte nie gewußt, daß in ihm ein so geschäftiges Leben wohne, wie er es jetzt vernahm; der Gedanke seiner Seele war wie sein alter ego; er ließ ihn sein Leben noch einmal erleben, getreu, Stück für Stück, ohn' Erbarmen, ohne Schonung.

Dieser Gesellschafter erzählte ihm, wie er Anfangs ein munterer Knabe mit frischen rothen Wangen gewesen der keinem lebenden Wesen etwas zu Leide that, spielend auf der Kellertreppe im Sonnenschein saß und das Liedchen sang, das die Mutter ihm gelehrt. Und diese Mutter, die ihn so lieb, so lieb gehabt, die am Tage für ihn gearbeitet und Abends mit ihm gespielt hatte — ja, sie war todt, Gott sei Dank! Vielleicht, wenn sie länger gelebt hätte — sagte er zu sich selbst; aber die unbarmherzige Erinnerung unterbrach ihn: Nein, nein, Du erinnerst Dich dessen noch recht gut! Sie liebte ihn zärtlich, steckte ihm Naschwerk zu, es war ihr sauer, ihn zu strafen, ihn nur ein böses Wort zu sagen. Eines Tages, als der rothwangige Bube aus der Schule kam, und an einem blinden alten Manne vorüberging, der mit hingehaltener Mütze bettelte, da griff er schnell in die Mütze und nahm die Schillinge weg, welche mitleidige Hände hineingelegt hatten. Niemand sah es, Niemand erfuhr es, er hatte die Schillinge auch wieder fortgeworfen, sich geschämt sie zu behalten. Warum mußte er jetzt so bitter sich dessen erinnern?

Seine Mutter starb; die Nachbarsleute nahmen ihn freundlich zu sich, trösteten und liebkos'ten ihm; er spielt

mit ihrem Hunde. Aber sie waren selbst arm und konnten ihn nicht behalten, und da wurde er zu andern Leuten geschickt, wo man ihn in Kost gab, und wo er es nicht gut hatte. Man gab ihm nichts zu essen; da nahm er wieder Schillinge, nicht aus der Mütze eines Bettlers, sondern aus einer vollen Lade. Man entdeckte es, man stieß ihn von sich, und er trieb sich mit wilden Kameraden umher. Die Leute sprachen von dem Wege der Tugend zu ihm, aber sie folgten selbst der Bahn des Lasters, und er lachte ihrer Ermahnungen.

Dann stand er als Confirmand im Hause Gottes, und empfing das heilige Abendmahl. Der würdige Geistliche legte segnend die Hand auf sein Haupt, er gab Gott sein Herz zum Pfande, daß er allem Bösen entsagen wollte, er trank aus dem Kelch der Erlösung und aß das Brot der Gnade. Wie kam es denn nun, daß er sich so deutlich der Töne der Orgel erinnerte, die ihn begleiteten, als er aus der Kirche ging, und des Christusbildes vor dem Altare, welches ihn anblickte, als er sich in der Kirchthür noch einmal umsah? Er war doch seitdem nie wieder in der Kirche gewesen; doch ja, einmal wieder, aber nicht um zu beten, — nein! in anderer, ruchloser Absicht war er dort gewesen, — und damals, als er jung war, fühlte er es nicht so deutlich als jetzt; denn damals dachte er an das hübsche junge Mädchen, welches ihm in der Kirche gegenüber stand, und mit dem er nachher spazieren gehen wollte. Lustig und lärmend gingen sie mit einigen wilden Cameraden und trieben sich mit leichtfertigen Reden und Scherzen umher.

Nun war er in der Lehre; aber er war nachlässig und leichtsinnig; gezwungen bei der Arbeit sitzen war seine Sache nicht. Und doch waren dies gute Tage, wenn er jetzt daran dachte. Er wurde Geselle, seine Freundin vom Confirmationstage seine Braut. Sie stand in Dienst, war ein fleißiges, rechtschaffenes Mädchen, er aber hatte zum Arbeiten keine Lust. Wenn sie ihn dann so innig und eindringlich bat, fleißig und gut zu sein, Arbeit zu suchen und nicht wüsten Gelagen und Zänkereien nachzugehen, fügte er sich oft ihrem Wunsche; aber zuletzt verbarg er ihr wie wild er lebte. Wenn er bei ihr saß und sie ihren Blick so traurig auf seine matten Augen und eingesunkenen Wangen richtete, da schien es ihm, als wäre es noch Zeit, umzukehren und ein fleißiger und tüchtiger Arbeiter zu werden, aber diese guten Vorsätze waren verschwunden, sobald er sie nicht mehr sah. Als sie ihm Vorwürfe machte daß er kein Geld verdiene, schämte er sich und nahm es übel; es fehlte ihm an Geld, und er stahl einem seiner Kameraden eine Uhr. Da ergriff ihn der Arm der Gerechtigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ein nächtliches Rendezvous.

Humoreske von J. M. Schleichert.

(Fortsetzung.)

IV.

Es schlug eben sechs Uhr, als Frau von Strahlenfeld in ihr Zimmer trat. Sie legte Hut und Mantille rasch auf die Seite und zog ihre Hauskleider an, denn die Stunde war bereits gekommen, um welche der Herr Gemal aus der Kanzlei nach Hause zu kommen pflegte.

War Henriette die edelste, treueste Seele von der Welt, deren Herz sich keiner Schuld bewußt, auch den leisesten Schein derselben zu vermeiden suchte, um den goldenen Hausfrieden zu erhalten, so war ihr Herr Gemal, der griesgrämige Güterdirector, gerade das Gegentheil davon.

Henriette stammte aus einer unbegüterten Familie; ihr Vater war ein strebsamer Beamter, der aber bei allem Fleiße kaum so viel erübrigen konnte, um seine ziemlich zahlreiche Nachkommenschaft anständig erziehen zu können.

Unter solchen Verhältnissen hatte Henriette das siebenzehnte Jahr erreicht, an Geist und Herz mehr ausgebildet, als ein großer Theil jener Fräuleins, auf deren Erziehung bedeutende Summen verschwendet werden, und die dann als gezierte Puppen mit superklugen Mienen einherschreiten, sich fast der deutschen Muttersprache schämen, und wenn sie ein Citat aus irgend einem Classiker auswendig gelernt haben, schon als gründliche Kennerinnen der Gesammtliteratur gelten wollen, während sie aber meistens ihrem Ehegatten ein leeres Gemüth zur Mitgift überbringen, und über der Sucht nach äußerer Pracht und Anerkennung auf Häuslichkeit und wahre Herzensbildung, den Grundpfeilern jedes ehelichen Glückes, ganz vergessen haben.

Daß die besonderen Vorzüge Henriettens die sie umgebende Männerwelt begeistern mußten, ist leicht begreiflich; aber ihr Herz blieb frei von Liebe, und war noch in seinem unschuldigen Naturzustande, als der Herr Güterdirector von Strahlenfeld, ein Mann nahe an den Fünfzigen, um ihre Hand anhielt.

Herr von Strahlenfeld war ziemlich begütert, Henriettens Eltern waren hingegen nur mit dem Nothwendigen gedeckt; aus dieser Verbindung konnte ihnen daher nur Vortheil erwachsen und Henriettens Vater wünschte diese Heirat. Was sollte die folgsame, für das Wohl ihrer Eltern besorgte Tochter thun? Sie willigte ein, eigentlich wohl ohne reifere Ueberlegung, ohne den Blick in die weite Zukunft zu richten, die nun in die Hände eines Mannes gegeben war, von dem sie weiter nichts wußte, als daß er Güterdirector war; sie gab ihr Jawort einzig und allein von dem kindlichen Gedanken geleitet, daß sie dem Wunsche des Vaters nicht widersprechen dürfe.

Digitized by Google

In acht Tagen darauf ward sie Frau von Strahlenfeld; doch wie ganz anders war das Leben an der Seite ihres nunmehrigen Ehegatten, als sie es sich anfangs vorgestellt hatte.

Bringt doch fast jede Ehe, die zwischen zwei Theilen von so ungleichem Alter geschlossen wird, selten gute Früchte, so war dieß hier um so mehr der Fall, da der Herr Güterdirector äußerst mürrischer Natur, und tausenderlei Launen unterworfen war.

Vor Allem plagte ihn die Eifersucht über alle Maßen; wie ein Dämon stand er immer seiner Frau zur Seite, jeder Blick, jeder Schritt wurde auf das Sorgfältigste beobachtet, und wehe der armen Henriette, wenn der Herr Güterdirector nur die kleinste Spur selbst des grundlosesten Verdachtes angewittert hatte; die arme Henriette mußte in solchen Fällen von ihm die bittersten Kränkungen erfahren, aber sie ertrug sie in Geduld und fügte sich in ihr Schicksal, ohne jemals zu klagen oder zu mueren — nur wenn sie allein war, da füllten sich ihre schönen Augen oft mit zahlreichen Thränen, die ihre Wangen benetzten und ihr Herz in Kummer und Betrübniß versetzten.

Ihr ganzes Streben ging daher dahin, durch Vermeidung selbst des leisesten Verdachtes ihren Gatten zu beschämen und sein Vertrauen zu gewinnen. Aus diesem Grunde war sie auch aus dem Hause des Polizei-Directors so schnell heimgeeilt, hatte rasch Hut und Mantille weggelegt, und harrte nun nicht ohne Besorgniß der Ankunft ihres Gatten, der sie in der Regel zu überraschen pflegte.

Henriette setzte sich auf einen der weichgepolsterten Stühle und ihr schwarzer Lockenkopf ruhte in der schneeweißen Rechten, — da fiel ihr Blick auf den Tisch und zugleich auf ein beschriebenes weißes Blatt — es war Adolfs Brief.

Ihre Hand griff unwillkührlich nach dem Papiere und entfaltete es eben so schnell, als sie darnach gehascht hatte.

Die Schriftzüge waren ihr fremd und erst die Namensunterschrift gab ihr über den kühnen Schreiber die gewünschte Auskunft.

Habe ich denn diesem Gecken je den mindesten Anlaß gegeben, der die Frechheit dieses Schreibens und die noch frechere Zumuthung nur halbwegs rechtfertigen könnte? — sprach sie für sich im zürnenden Tone und der Brief zitterte in ihren Händen, so sehr hatte dieser Vorfall Henrietten ergriffen; in ihren Augen schwebten Thränen mit einer Mischung von gerechtem Zorn, sie konnte an die Wahrheit dieses Vorfalls, der ihre Ehre so tief kränkte, noch gar nicht glauben und entfaltete daher abermals das Papier, um sich wiederholt von der Echtheit des Gelesenen zu überzeugen.

Eben wollte sie den Brief, der ihr ganzes Wesen so tief erniedrigte, in Stücke zerreißen, als eine Hand rasch und knapp an ihrem Gesichte vorüberfuhr, nach dem Papier haschte und selbes mit aller Kraft erfaßte; Henriette blickte erschreckt auf — ihr Gatte Herr von Strahlenfeld stand vor ihr.

Mit einem Schrei der Bestürzung sank sie auf den Stuhl zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Der Herr Güterdirector aber, den der böse Dämon Eifersucht bei Tag und Nacht folterte, war auch heute wie bereits ostmals in aller Stille bis zur Thüre hereingeschlichen, hatte sich, als er seine Gattin mit einem Briefe in der Hand erblickte, auf eben dieselbe Weise unbemerkt ihr zu nähern gewußt, und blickte nun mit grinsendem, boßhaften Lächeln, daß seine ohnehin von beständigen Zweifeln verzerrten Züge noch fürchterlicher entstellte, bald auf das Blatt, das er krampfhaft mit beiden Händen hielt, bald auf Henrietten, die sich von dem Schrecken noch nicht erholt hatte und noch immer wie eine Verurtheilte vor ihm da saß, ohne daß sie es gewagt hätte den Blick zu ihm empor zu richten.

Das sichtbar angstvolle Benehmen Henriettens war ihm ein sicheres Zeichen der Schuld; er verschlang daher mit einer Hast den Inhalt des Briefes, so daß Henriette inzwischen unmöglich Zeit zur Fassung finden konnte.

Kaum hatte er den Brief gelesen und zur bessern Ueberzeugung nochmals überflogen, als er mit einem teuflischen Blicke Henrietten wie ein verachtetes, von der Menschheit ausgestoßenes Wesen durchbohrte, und rannte dann wie ein Besessener lärmend und poltternd, alles was ihm in den Weg kam zu Boden reißend, in dem Zimmer auf und ab, fortwährend Verwünschungen über seine Gattin ausstoßend. Henriette hatte nun ihre Fassung wieder gewonnen, aber anstatt mit dem Bewußtsein ihrer Unschuld festen Muthes vor ihren Gatten hinzutreten, sank sie vor ihm auf die Knie nieder und betheuerte unter Thränen, die ihr ostmals die Sprache erstickten, ihre gänzliche Schuldlosigkeit.

Er aber, ohne auf ihre Worte zu achten, stieß sie von sich, und ein ganzer Schwall der bittersten Kränkungen, der unbarmherzigsten Vorwürfe entlud sich nun wie eine Gewitterwolke über dem Haupte der unglücklichen Gattin. Er ließ sie gar nicht zu Worte kommen, und Henriette konnte daher seinen tief verletzenden Anklagen nichts als ihre Thränen entgegenstellen.

Es hatte sich seiner eine Art Raserei bemächtigt, die keine Entschuldigung annehmen will, und in dieser Geisteszerrüttung flog plötzlich ein Plan der Rache durch sein Gehirn. Unschuldig sagst du — rief er voe Wuth schäumend, hier hab ich den Beweis des Gegentheils in Händen, aber du sollst es büßen, fürchterlich büßen, und mit dir dein frecher Verführer, den ich in die Falle locken und zermalmen will.

Nach diesen Worten schleuderte er noch einen verächtlichen Blick auf Henrietten, rannte dann zur Thüre hinaus und schloß die Unglückliche in ihrem Zimmer ein.

Digitized by Google

V.

Es mochte gegen neun Uhr Abends ſein, als der Herr Oberamtmann Grünſpann mit ſeiner Gattin und Adolf an der Abendtafel ſaß, und noch immer keine Miene zum Aufſtehen machte.

Aengſtlich ſah Adolf daher einige Male nach der Uhr, und ermahnte zu wiederholten Malen ſeinen Papa, daß es ſchon ſpät und Zeit zum Schlafengehen ſei.

Adolf gähnte mehrmals recht auffallend, aber der Herr Oberamtmann nahm längere Zeit nicht die mindeſte Notiz davon, ſo daß Adolf in die größte Verzweiflung gerieth, denn es fehlten nur noch mehr fünf Minuten von neun Uhr, und das war die Stunde, welche er der Frau von Strahlenfeld zum Rendezvous in ihrem Garten beſtimmt hatte.

Eine wahrhaft himmliſche Freude, die ihn bald verrathen hätte, ſtrahlte daher über ſein ganzes Geſicht, als der Herr Papa zwei Minuten vor neun Uhr ſich langſam von ſeinem Sitze erhob und der Madame Grünſpann ſowohl als auch ſeinem Sohne eine gute Nacht wünſchte.

Frohlockend leuchtete ihm dießmal gegen die Gewohnheit Adolf ſelbſt auf ſein Schlafzimmer, um ſich die zuverläſſige Ueberzeugung zu verſchaffen, daß der Herr Papa auch wirklich zu Bette gehe.

Kaum war dieß geſchehen, als Adolf ſich alſogleich ein wenig vermummte und ſodann raſchen Schrittes über die Stiege und zur Hausthür hinausrannte.

Mit dem letzten Schlage der neunten Stunde hatte er den Garten des Güterdirectors erreicht und war unendlich froh und vergnügt darüber, noch zur rechten Zeit gekommen zu ſein.

Langſamen Schrittes wandelte er zweimal der Gartenmauer entlang, und ſuchte den geeigneteſten Punct, allwo er bequem hinüber ſteigen könnte. Jetzt erſt wurde ihm dieſes bedeutende Hinderniß in ſeiner ganzen Größe offenbar, und muthlos ſtarrte er die ziemlich hohe Mauer an, die nur ein geübter Kletterer zu erklimmen im Stande war; da fiel ſein Blick auf die kleine Hinterthüre, raſch ſprang er hinzu, und als ob die Götter ſelbſt mit ihm im Bunde wären, fand er dieſelbe nur angelehnt; ein leichter Druck und Adolf trat ganz bequem und gemächlich in den Garten.

Der Mond war eben hinter eine finſtere Wolke getreten, und ein tiefes Dunkel hatte ſich über die Gartenflur ausgebreitet.

Langſam tappte er vorwärts und blieb bei dem geringſten Geräuſche, das der Wind zeitweis in den Zweigen verurſachte, athemlos ſtehen.

Wieder war er einige Schritte vorwärts gegangen, als etwas vor ihm dahinſprang; Adolf erſchrack, als ob ihm ein Geiſt erſchienen wäre, und doch war es nichts anders als ein weißgefleckter Kater, der in einem Gebüſche nebenan verſteckt lag und auf Mäuſe lauerte.

Durch den Anblick dieſes Thieres, das raſch davon ſprang, und das er trotz der Dunkelheit doch ſo halb und halb als eine Katze erkannt hatte, in etwas ermuthigt, wurde die Wanderung weiter fortgeſetzt. Er trat nun in einen Alleegang wo es noch mehr finſter war als im freien Garten, ſo daß er ſo etwas von Furcht zu fühlen anfing, aber der Gedanke an die ſchöne Henriette, an das bevorſtehende himmliſche Abenteuer hielt ihn aufrecht und gab ihm den Muth, auch dieſe ſtockfinſtere Prüfung zu beſtehen. Manchmal ſtieß er bei dieſer nächtlichen Wanderung an einen Baum oder ſtolperte über die an manchen Stellen über der Erdoberfläche hervorragenden Wurzeln; das leiſeſte — Ach, das man ſich nur denken kann, war die einzige Folge eines ſolchen mißlichen Vorfalles, und bedeutend behutſamer ging er vorwärts, um durch wiederholtes Geräuſch die Leute vom Hauſe ja nicht aufmerkſam zu machen, wo er dann ſicherlich verloren wäre, beſonders wenn der Herr Güterdirector dazu käme, der den ungebetenen Gaſt mit einer tüchtigen Tracht Prügel aus dem Garten hätte peitſchen laſſen.

Der Alleegang wollte gar kein Ende nehmen und Adolf wußte nun nicht mehr wo er war; alles Umhertappen ſchien umſonſt, er konnte die Laube nicht finden in der er ſeine angebetete Henriette zu treffen hoffte. Da erbarmte ſich ſeiner der Himmel, und ſchickte ihm den Mond als Wegweiſer, der auf einen Augenblick aus der Wolke hervortrat und ihm zur rechten Seite die Laube erblicken ließ. Raſch wandte er ſich dahin und dieſer ſchnellen Bewegung hatte er es zu verdanken, daß er mit dem einen Fuße in ein Miſtbeet gerieth, das erſt Abends friſch war begoſſen worden, ſo daß die lockere feuchte Erde nachließ und er förmlich darin ſtecken blieb. Mit Mühe wand er den einen Fuß daraus hervor, indeß der andere noch tiefer ſank. Ein Weiterkommen ohne Aufſehen zu erregen war unter ſolchen Verhältniſſen nicht denkbar; er blieb daher ſtille ſtehen, und da er nach ſeiner Meinung von der Laube nur einige Schritte entfernt ſein konnte, ſo glaubte er ſeine Nähe ſchon durch ein Zeichen kund geben zu dürfen.

Bſt — bſt flüſterte er ſo leiſe, daß man es nicht weiter als auf zehn Schritte hören konnte.

Bſt — bſt — antwortete eine Stimme in der Laube.

Adolfs Herz klopfte gewaltig, denn er ſah ſeine kühnſten Wünſche erfüllt

Ich kann nicht weiter meine Angebetete, der Boden gibt nach — ich bin wahrſcheinlich in ein Miſtbett gerathen, rief er ſchon etwas lauter der Gegend zu, woher die Antwort auf ſein Bſt, bſt gekommen war. Nichts ſchien ſich darauf zu regen.

Ich finde den Weg zur Laube nicht, denn es iſt ſtockfinſter, helfen ſie mir angebetete Henriette; ich brenne ſchon vor Begierde, ſie in meine Arme zu ſchließen, fuhr er im gleichen Tone fort. (Forts. folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 56. Klagenfurt, Sonnabend, den 15. Juli. 1854.

Rückblicke eines Gefangenen.

Aus dem Dänischen.

(Fortsetzung.)

Nach überstandener Strafe kam er beschämt, mit niedergeschlagenen Augen zu seiner Braut. Sie hatte seine Schuld erfahren; unter bittern Thränen stieß sie ihn von sich und verbot ihm, sich je wieder vor ihr sehen zu lassen. Wüthend ging er fort, einen Schwur der Rache auf den Lippen. Wilde Pläne durchkreuzten sich in seinem Kopfe, bald wollte er sie tödten, bald sie in Schande und Elend stürzen, damit sie seiner würdig wäre und die Seinige würde. Da begegnete sie ihm eines Tages auf der Straße; ihr bleiches, verweintes, kummervolles Antlitz verjagte die Rachepläne aus seinem Herzen. Und was ist es noch jetzt, das dem Gefangenen, indem er grübelnd mit dem abgebrochenen Nagel in die Wand ritzt, mit heißen Thränen das düstere Auge füllt? Ist es nicht die Erinnerung an diese Züge des Mädchens, an diese treuen Augen, an diese wahre Liebe? Vielleicht sieht er sich im Geiste als ehrlicher, thätiger Bürger, als glücklicher Vater und Gatte an ihrer Seite an einem ganz andern Orte, als hier hinter diesen finstern Mauern, in einer freundlichen Heimat Alles genießend, was er so leichtsinnig auf immer verscherzte — Glück, Achtung und Liebe! Aber seine Gedanken geben weiter, er wirft den Nagel von sich und lehnt sich zurück mit über der Brust gekreuzten Armen.

Er mied die Stadt und zog hinaus auf's Land. Noch erklang in seiner Seele eine nicht erstorbene Stimme, die flehentlich bat: „Kehre um, noch ist es Zeit!“ Aber ein anderer Dämon verfolgte ihn, die Unlust zur Arbeit. Da begegnete ihm ein ruchloser Bösewicht, der wohl bewandert war auf den Pfaden des Lasters, ein entwichener Verbrecher. Bettelnd zogen sie umher in den Dörfern, aber man verschloß eilig und mit allen Zeichen des Schreckens und Mißtrauens seinem Begleiter die Thür.

Eines Abends im Sommer hatten sie sich in einen Stall geschlichen und er war schon eingeschlafen. Da weckte ihn sein Begleiter: „Steh' auf!“ sagte er, „die Menschen wollen uns nichts geben, nun, so muß unser Herrgott uns versorgen.“

Er glaubte, es handelte sich um einen Diebstahl, und folgte ihm ohne Widerspruch. Sie schlichen an Gärten und Hecken entlang auf den Gottesacker hinein. Hier hielt er seinen Führer zurück.

„Was sollen wir hier?“ sagte er ängstlich, „laß die Todten in Ruhe!“

„Dummes Zeug!“ rief der Verbrecher, „glaubst Du, daß ich die Todten stören will? Folge mir nur!“ Und nun schlich er hin an die Mauer der Kirche und versuchte die Thür des Beihauses zu erbrechen. Jetzt verstand er den Plan, sein Herz klopfte, als wollte es ihm die Brust zersprengen. Als sie den Kirchengang hinunterschritten war es ihm, als hätte er Blei in den Füßen, als hielte der Fußboden ihn bei jedem Schritte zurück, als wäre es eine ganze Meile bis zum Altare hinan. Er war im Hause Gottes nicht gewesen seit jenem Tage, als er da stand, um seinem Gotte Treue und Glauben zu geloben, und jetzt war er da, um zu plündern. Seine Hände zitterten heftig, als er seinem Begleiter den Sack hielt, der den Kelch und die Altarleuchter hineinwarf. Hätte ihn die Furcht nicht zurückgehalten, er hätte sicherlich Alles hingeworfen und wäre entflohen; denn es schien ihm ganz gewiß, als ob das Christusbild über dem Altare so gar wunderbar ihn anblickte. Als sein Komerad aufblickte und seinen starren Blick auf dem Bilde ruhen sah, nickte er diesem einen frechen Gruß zu, indem er den Sack zuschnürte. Sie verließen die Kirche. Als sie hinaus kamen, athmete er wieder etwas freier, und als sie sich auf einen Leichenstein setzten, um die Beute zu untersuchen, nahm er, was der Kamerad ihm geben wollte. Sie gruben es bis auf Weiteres in die Erde und trennten sich. Aber die großen silbernen Gefäße ließen sich nicht leicht in Geld umsetzen, und er litt Noth; er ging von Haus zu Haus, aber man betrachtete ihn mit Mißtrauen. Da stahl er wieder und immer wieder; es schien ihm fast ein leichtes, Menschen zu bestehlen, nachdem er Gott bestohlen. Seit jener Nacht war es ihm, als hätte er mit der ganzen Welt gebrochen; er fühlte, daß er nun doch früher oder später der Strafe des Gesetzes anheimgefallen sei, und so ward er dummdreist. Sein Kamerad wurde zuerst ergriffen und gestand Alles. Sie wanderten mit einander in die Strafanstalt.

Er hatte noch nicht ganz alle Hoffnung aufgegeben. Er büßte ja vollauf sein großes Verbrechen. Er hatte

Digitized by Google

den Vorsatz gefaßt, zu arbeiten, als das Gefängniß sich ihm wieder öffnete. Er ging weit in das Land hinaus und suchte Arbeit; er wollte allen Ernstes den Versuch dazu machen, den Versuch, ehrlich zu sein.

Es war zur Zeit der Ernte; Gott hatte die Felder gesegnet und es fehlte an Menschenhänden, um den Ueberfluß unter Dach zu bringen; man fragte nicht, woher er kam, man nahm ihn in Arbeit. In dieser Wirksamkeit, in diesem frohen Empfangen der Güte Gottes, in diesem Arbeiten unter freiem Himmel war etwas, das ihm behagte: zum ersten Mal in seinem Leben arbeitete er mit Lust. Aber die Leute in der Gegend liebten ihn nicht; sein Blick war düster und niedergeschlagen, er sprach nicht gern, das Gefängniß hatte ihn gestempelt, gebrandmarkt. Er betete still für sich, aber er war noch nicht fest und klar genug, um die Kirche zu betreten. Als die Leute im Hofe ihn eines Tages dazu aufforderten, er aber mit hastiger und erschrockener Geberde sich weigerte, wurde er mit mißtrauischen Augen angesehen. Nur ein Wesen fürchtete sich nicht vor ihm: der jüngste kleine Sohn des Hauses. Dessen Herz hatte er sich gewonnen, weil er ihm kleine Böte schnitzte und sie auf dem Teiche segeln ließ; das Kind liebte ihn zärtlich. Es war ihm etwas so Neues und Seltsames, sich geliebt zu sehen, daß er sich zu dem Knaben wunderbar hingezogen fühlte. Er willfahrte allen seinen kleinen Launen, trug ihn auf seinen Armen, verfertigte Spielzeug für ihn, und schien reichlich belohnt durch die Liebkosungen des Kindes.

So verging der Winter; eine ihm fast unbewußte Zufriedenheit schlich sich in sein Herz, und wie er im Frühling auf dem Felde bei der keimenden Saat stand und die Lerchen über sich trillern hörte, begann ein neues Leben in seiner erstorbenen Brust sich zu regen. Als er auf den Hof zurückkam, sprang sein kleiner Freund ihm jubelnd entgegen, er streckte die Arme nach ihm aus; da blieb er plötzlich, bleich und entsetzt, wie am Boden gewurzelt stehen. Sein alter Kamerad stand vor ihm. Mit einem boshaften Lächeln reichte er ihm die Hand. „Du spielst hier wohl den ehrlichen Mann, wie ich höre?“ sagte er spöttisch; „bitte um Entschuldigung, daß ich Dein Vergnügen störe; aber ich sehnte mich sehr nach Dir.“

„Gehe von mir, Versucher!“ flüsterte er, „und laß mich in Ruhe.“

„Nur sachte,“ antwortete der Andere. „Ich habe den Leuten im Hause erzählt, wer Du bist, glaubst Du, ich wolle Dich, einen so tapfern Kameraden, länger entbehren?“

In diesem Augenblicke trat der Vater der Hausfrau hinzu, und als er den Knaben auf dem Arm des Knechtes sah, entriß er ihm denselben heftig, trotz der Thränen des Kindes, und befahl ihm mit harten Worten auf der Stelle sich zu packen. Der Zerstörer seines Glückes zog ihn mit sich fort. — Seht, wie die Brust des Gefangenen sich krampfhaft hebt! Hört, welche tiefe Seufzer sein Innerstes erschüttern, während sein Auge feucht wird von schmerzlichen Thränen! Was hat er für Gesichte?

Er sieht sich selbst in der grauenden Morgenstunde, wie er an der Gartenhecke des Gehöftes hinschleicht, um seinen kleinen Liebling zu erblicken; er sieht die thränenfruchten Wangen des Kindes, fühlt wie der kleine Arm in warmer Umarmung sich um seinen Hals legt; die vielen liebevollen Abschiedsworte klingen in sein Ohr, und er lauscht wieder den kleinen, im Sande knisternden Schritten, als es sich entfernt, sieht die kleine winkende Hand noch in der Thüre zu einem Gruße sich heben! Wie er damals hinter der Hecke in's feuchte Gras sich niederwarf und in Thränen zerfloß, so verbirgt er nun sein Angesicht auf dem harten Stein des Kerkers. Er richtet sich empor, ringt die Hände, und man hört draußen das Gebrüll seiner Wehklage. Er häuft einen Fluch auf das Haupt seines Gefährten, nimmt ihn aber zurück, den Fluch, um sich selbst anzuklagen.

Der schlechte Kamerad lockt und reizt ihn. „Der Alte dort unten im Hofe hat Geld vollauf, bares Geld, hörst Du? Glaubst Du, ich hätte meine Zeit da unten nicht benutzt? Er ist der Vater der Frau, sie und ihr Mann sollen ihn beerben, sie brauchen es nicht, wir haben es mehr nöthig als sie. Der Alte schläft fern von den Andern in dem kleinen Hause; ein Schritt zum Fenster hinein ist leicht gethan, und dann sind wir reich auf lange Zeit.“

(Schluß folgt.)

Ein nächtliches Rendezvous.

Humoreske von J. M. Schleichert.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte er diese Worte noch ausgesprochen, als er eine Gestalt in Frauenkleidern auf sich zukommen sah; eine Hand erfaßte die seine gerade nicht auf die zärtlichste Weise, aber dessenungeachtet drückte und küßte er sie mehrere Male, was von dieser Hand bei jedem Kuße durch ein heftiges Schütteln derart erwiedert wurde, daß ihm ein Paar Zähne locker zu werden anfingen.

Die Gestalt führte unsern Adolf in die Laube und beide setzten sich nun auf eine Rasenbank.

So lieben sie mich denn wirklich? begann Adolf und schlang seine Rechte um ihren Hals.

Die Gestalt schwieg.

Ja — sie sind mir in Liebe zugethan, ihr Kommen setzt jeden weitern Zweifel außer Wirksamkeit; o wie glücklich bin ich in dem Gedanken von ihnen geliebt zu sein, fuhr er fort und wollte sie auf die Stirne küssen,

Digitized by Google

aber die Gestalt machte eine rasche Wendung, so daß beide Köpfe gewaltig aneinander schlugen und Adolf beinahe laut zu jammern anfing.

Verzeihen sie mir meine Ungeschicklichkeit, fuhr Adolf fort, mit der Hand nach dem wehen Theile des Kopfes fahrend. Aber sie schweigen in einem fort, geben sie mir doch nur ein Wort des Trostes. Sie schweigen noch immer, sie zittern, sie sind wohl gar in Angst; o an meiner Seite sind sie sicher und geborgen, und wenn selbst der garstige Filz von Stahlenfeld, dieser alte Bärenhäuter käme, ich würde sie vertheidigen auf Leben und Tod, denn so ein alter Narr verdient nichts Besseres, so ein Unmensch, der sie bei so vielen Reizen so erbärmlich verkümmern läßt.

Adolf schwieg still und erwartete eine Antwort, aber statt aller Antwort sprang die Gestalt vom Sitze auf und griff nach Etwas in der Ecke.

Filz, Bärenhäuter, Narr, Unmensch, schrie die Gestalt in Frauenkleidern mit einer Stimme, wie sie nur ein Mann in höchster Wuth hervorzubringen im Stande ist, und bei jedem Worte fühlte Adolf die ganze Schwere eines spanischen Rohres auf seinem Rücken.

Solche Liebeständeleien waren natürlich in die Länge nicht zu ertragen und Adolf suchte dabei in der Flucht sein Heil; er irrte vor Schmerzen schreiend im Garten herum und stieß überall mit dem Kopfe an, ihm nach rannte wie ein Besessener der Herr Güterdirector, denn dieser war es, der den nichts Arges ahnenden Adolf in den Kleidern seiner Frau vermummt in der Laube erwartet hatte.

In der Mitte des Gartens stießen beide Theile wieder aufeinander, der Güterdirector waltete absolut mit seinem spanischen Rohr, Adolf wehrte sich wie ein Löwe; sie rangen einige Minuten, endlich hörte man einen Fall, und Adolf lag nach der ganzen Länge in dem gefüllten Wasserbehälter, der in der Mitte des Gartens in der Erde eingegraben war.

Adolf versuchte mehrmals aus dem Bottich zu entkommen, aber der Herr Güterdirector tauchte ihn immer wieder unter.

Hilfe, Mörder, schrie Adolf, als er keinen andern Ausweg mehr sah, und der Unglückliche, der seine Liebe zu schönen Frauen so theuer bezahlen mußte, schrie nicht lange umsonst, denn durch dieselbe Hinterthüre, durch welche Adolf in den Garten gekommen war, und die der Herr Güterdirector selbst absichtlich offen gelassen hatte, um seiner Beute desto sicherer habhaft zu werden, trat nun eine Schaar der Stadewache herein, welcher ohnedieß aufgetragen war, auf diesen Garten ein besonderes Augenmerk zu richten, und die daher auf diesen heillosen Lärm um so schneller herbeieilte.

Das sind die Wäschdiebe, rief der Anführer der Patrouille, und eilte mit einigen seiner Leute dem Orte zu, woher der Lärm kam, während zwei andere die Hinterpforte besetzten.

Der Unmensch will mich umbringen, rief Adolf, noch immer in dem Wasserbottich stehend, der Wache zu.

Recht so, rief der Güterdirector, einsperren den schlechten Kerl.

Ha ihr Galgenstricke, ihr Wäschdiebe, das Maul gehalten und augenblicklich fort in Arrest, rief der Anführer der Patrouille noch lauter als die beiden Herren, und machte mit Hilfe der Begleitung sein Recht auch geltend.

Adolf kroch aus dem Bottich heraus, und sah in diesem durchnäßten Zustande wie ein echter Vagabund aus. Vor Kälte und Näße am ganzen Leibe zitternd, brachte er auch nicht ein einziges Wort der Entschuldigung hervor. Zudem kannte ihn auch keiner von der ganzen Patrouille, da Adolf erst unlängst aus der Residenz zurückgekehrt und mit keinem Manne der Stadtwache in irgend eine Berührung gekommen war.

Der Herr Güterdirector protestirte gegen das Verfahren der Patrouille zwar feierlichst, aber da half kein Reden, keine Entschuldigung; er erhielt zur Antwort, daß man es schon gewohnt sei von derlei Spitzbuben betrogen zu werden, und daß er sich mit Angabe eines falschen Namens nicht herausbeißen werde, zudem war er als Mann in Frauenkleidern aufgegriffen worden, und daher um so mehr verdächtig.

Es blieb also beiden Herren nichts anders übrig, als der Patrouille auf das Polizeihaus zu folgen.

Adolf klapperte mit den Zähnen vor Kälte und nannte wohl mehrmals seinen Namen, der Güterdirector hingegen schimpfte und tobte wie ein Rasender, lärmte viel von Rache und Genugthuung, und mußte daher mehrmals auf das Nachdrücklichste zur Ruhe verwiesen werden.

Auf dem Rathhause angelangt wiederholten Beide dasselbe Manöver und wollten ihre Person geltend machen; aber einer überschrie den andern, und so wurde auf keinen gehört.

Mit der bittern Tröstung, daß es morgen Früh beim Verhöre schon aufkommen werde, wer sie beide sind, wurde jeder in einen abgesonderten Arrest abgeführt, und die Thüre unter Schloß und Riegel gelegt.

Wie sich der Herr Güterdirector und Herr Adolf die Nacht über unterhalten haben, weiß ich mit Bestimmtheit nicht anzugeben, aber so viel ist gewiß, daß sie Zeit und Gelegenheit genug fanden, über die Vorfälle des vergangenen Abends ein wenig nachzudenken.

VI.

Am Morgen des andern Tages ging es in dem Hause des Herrn Güterdirectors von Stahlenfeld gar sonderbar zu. Der gnädige Herr, der doch sonst jeden Tag schon vor sieben Uhr aufzustehen und im Garten spazieren zu

geben pflegte, war heute nirgends zu sehen. Die Thüre zu seinem Schlafcabinete war unversperrt, das Bett unberührt, und von dem Herrn Güterdirector war trotz allen Suchens keine Spur zu entdecken.

Die Leute vom Hause hatten wohl gestern Abends einen Lärm gehört, aber anfänglich glaubten sie, er komme von der Straße her, und als endlich einige meinten, das Spektakel käme denn doch aus dem Garten, eilten sie wohl hinab, aber bis das ganze Hausgesinde einander aufmerksam gemacht und sich endlich nach langem Herumreden zur Untersuchung des Gartens in corpore versammelt hatte, war der Lärm verstummt, und trotz dem wiederholten Aussuchen selbst des kleinsten Winkels ward man nichts weiter gewahr, als daß ein Paar Mistbeete Schaden gelitten, einige Rosenstöcke entzwei gebrochen, und die Hinterpforte des Gartens nur halb angelehnt stand.

Dieß alles zusammen war allerdings sehr verdächtig und einer gab dem andern die Schuld, daß sie so saumselig und erst post festum gekommen waren. Die Spektakelgeschichte hielt natürlich die Leute vom Hause bis spät in die Nacht hinein wach, und keiner konnte sich die näheren Umstände erklären. Ein Bedienter wollte den gnädigen Herrn von diesem Vorfalle in Kenntniß setzen, aber er war in seinem Zimmer nicht zu finden. Es blieb daher nichts anders übrig, als den Morgen in Geduld zu erwarten; aber wie gewann das Abenteuer von gestern erst an Ausdehnung und Wichtigkeit als man erfuhr, der gnädige Herr sei gar nicht nach Hause, und daher förmlich abhanden gekommen. Einige bestanden fest darauf der Herr Güterdirector sei gestohlen worden, wieder andere widersprachen dieser Ansicht und setzten boßhaft genug hinzu, daß, wenn obiges wirklich geschehen wäre, die Diebe sich offenbar vergriffen hätten, und ihren Diebstahl gerne wieder zum Teufel jagen würden.

Das Stubenmädchen Henriettens eilte mit der dieser Gattung von Frauenzimmern vorzüglich eigenen Wichtigmacherei im ganzen Hause herum, und konnte den Augenblick nicht erwarten ihrer Gnädigen diese nagelneue Neuigkeit ja gewiß früher mitzutheilen, bevor es irgend einer andern Person gelänge, ihr hierin den Rang abzulaufen.

Man weiß, was für eine bittere Empfindung, welch' qualvolle Lage ein Frauenzimmer überhaupt zu ertragen hat, das soeben eine äußerst wichtige Neuigkeit erfahren und selbe nicht weiter mittheilen kann, vollends erst ein Stubenmädchen.

Marie war überdies noch ganz besonders klatschsüchtig und überraschte die gnädige Frau fast jeden Morgen mit ein Paar abenteuerlichen Stadtgeschichten, die sie irgendwo aufgehascht hatte. Das Abhandenkommen des gnädigen Herrn drückte ihr förmlich das Herz ab, und auf die Gefahr hin, selbst den Zorn der Gnädigen durch unzeitiges Wecken auf sich zu laden, eilte sie zum Schlafzimmer ihrer Gnädigen, klopfte anfangs leise und dann immer stärker an die Zimmerthüre, bis Henriette endlich erwachte.

Henriette hatte nach dem gestrigen so kränkenden Vorfalle mit ihrem Gatten mehr als die halbe Nacht in Thränen zugebracht, bis der milde Traumgott sich endlich ihrer erbarmte, und der an Körper und Seele durch Kummer und Wachen abgematteten unglücklichen Frau die feuchten Augen schloß. Henriette hatte sich förmlich angekleidet auf das Lager hingeworfen, und war also entschlummert. Sie war daher im hohen Grade verwundert, als sie durch das Pochen Mariens an der Thüre aufgeweckt, den Morgen schon so weit vorgerückt sah, und indem sie in aller Eile einen Blick auf die Vorfälle des vergangenen Abends warf, fragte sie mit einem nur schwer unterdrückten Angstgefühle, wer an ihrer Zimmerthüre gepocht habe.

Auf die Antwort Mariens, daß sie es gewagt und Dringendes mit ihr zu sprechen habe, befand sich Henriette in einer noch größeren Verlegenheit als zuvor, denn einestheils konnte sie die Scene mit ihrem Gatten unmöglich dem Stubenmädchen gegenüber preisgeben, und andererseits war der Umstand, daß sie in ihrem Zimmer eingeschlossen war, ohne öffnen zu können, wieder zu verdächtig, als daß man bei dem allgemein bekannten Charakter des Herrn von Strahlenfeld nicht von selbst auf eine stürmische Ehestandsscene hätte schließen können.

Henriette wußte sich daher nicht anders zu helfen, und nahm zu einer Nothlüge ihre Zuflucht; sie bedeutete Marien, daß sie den Schlüssel wahrscheinlich verloren, unachtsam genug die Thüre hinter sich zugeschlagen, und auf diese Art sich selbst eingesperrt habe.

Das naive Stubenmädchen schmunzelte ein wenig über diese Entschuldigung der gnädigen Frau, lief aber allsogleich im ganzen Hause herum um den Schlüssel zu suchen; endlich fand sie denselben im Zimmer des Herrn Güterdirectors am Tische liegen, und eilte nun so schnell sie konnte, um ihre Gnädige aus der Gefangenschaft zu befreien.

Marie war noch kaum mit einem Fuße in das Zimmer hineingetreten, als sie auch schon mit der ganzen Geschichte, soviel sie nur davon wußte, herausplatzte, und in ihrem blinden Eifer bemerkte sie gar nicht, daß Frau von Strahlenfeld sich in einem Zustande innerer Aufregung befand, daß ihre Augen verweint aussahen, und ihre Züge noch mehr als sonst das Bild einer leidenden, tief gekränkten Seele offenbarten.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 57. Klagenfurt, Dienstag, den 18. Juli. 1854.

Rückblicke eines Gefangenen.

Aus dem Dänischen.

(Schluß.)

„Aber wenn er erwacht und uns erkennt?" fragt er angsterfüllt.

Der Andere macht eine schrecklich bedeutungsvolle Bewegung; Jener schaudert zurück. „Nein, nein!" ruft er voller Abscheu, „kein Blut!"

Der Kamerad lacht. „Was ist denn daran gelegen, ob der Alte ein Paar Tage früher oder später stirbt! Wenn man Jemand beerben will, muß man ihm den Tod gönnen. Und hast Du vergessen, wie hart er Dich anfuhr, Dich verhöhnte und fortjagte? Damals glaub' ich doch daß Du Lust spürtest, Dich zu rächen. Du hast ihm treu und ehrlich gedient, und doch jagte er Dich auf die Anklage eines hergelaufenen Menschen fort! Uebrigens, wovon willst Du leben? Du meinst vielleicht, daß sich wieder einige mitleidige Thoren finden, die sich Deiner annehmen, wenn Du fein ehrlich bleiben willst. Du vergissest daß ich Dich zu lieb habe, um Dich dem Undank der sogenannten Tugendhaften preiszugeben!"

Noth, Fuecht und Durst nach Rache überredeten ihn; aber als sie Abends wie zwei Schatten am Wege hinglitten, schien es ihm immer, als wäre Jemand da, der sie sähe, und trotz des Gespöttes seines Kameraden blickte er immer wieder hinter sich. Ja sicherlich, es war Einer der sie sah, aber es war kein Menschenauge! Sie öffneten das Fenster und stiegen hinein, Einer nach dem Andern, und fanden richtig des Alten Geldkasten in dem äußersten Zimmer. Leicht gab das Schloß der geübten Hand des Schurken nach, und er athmete schon leichter, als die Thür der Schlafkammer plötzlich aufging, und der Alte, noch ein kraftvoller Mann, mit einem Knüttel bewaffnet, hereintrat. Nun entstand ein wilder Kampf, der verworrene Tumult eines kurzen Augenblicks; er erinnerte sich nur, wie er den Alten mit beiden Händen von hinten um den Hals gegriffen und zur Erde geworfen, dann einige dumpfe, schreckliche Schläge gehört, und athemlos und entsetzt neben seiner Leiche stand. Die beiden Verbrecher sehen sich an mit leichenblasser Gesichtern; endlich stößt der Verstocktere von ihnen die Leiche mit den Füßen von sich und nähert sich wieder der Beute, und der Gefangene öffnet die Thür der Schlafkammer, um dieses zu untersuchen. Aber — o Entsetzen, wer stürzt ihm entgegen, seine Kniee umklammernd und seinen Schutz anrufend, wer anders, als sein kleiner Liebling! Er taumelt zurück, sprachlos und kraftlos. Als er den Kameraden, ohne ein Wort zu sagen, das Messer ergreifen sieht, umfaßt er krampfhaft das Kind und streckt abwehrend die Hand gegen Jenen aus.

„Soll er vielleicht mogen uns Beide verrathen?" flüstert der Verbrecher, „er muß sterben, sowohl um deinet- als um meinetwillen.

„O, laß uns ihn mitnehmen," sieht der Andere verwirrt, aber beständig das Messer abwehrend, denn das Kind hält fest seinen Arm umschlungen und, erschrocken vor der blinkenden Waffe, birgt es das Köpfchen an der Brust, an welcher es so oft in zärtlicher Vertraulichkeit geruht, die kleinen Lippen rufen in der Angst des Herzens seine Liebe an.

„Du rasest," entgegnete sein Kamerad. „was sollen wir mit dem Kinde anfangen? Laß ihn los, sage ich Dir, hier ist keine Zeit zu verlieren, laß ihn los, oder es gilt Dein eigenes Leben!"

Sie rangen Beide um den Knaben, der schon halb todt und blutend am Boden liegt. Wie ein Wahnsinniger stürzt er sich aus dem Fenster und wirft sich auf die Erde, das Angesicht in das vom Nachttau feuchte Gras drückend. — Welch entsetzlicher Augenblick! Der Gefangene stößt Seufzer aus, die fast einem Gebrülle gleichen, er preßt seinen Kopf an die kalten Steine der Mauer, als könnte er ihn da hineinbohren; er stürzt zurück, er windet sich wie ein Wurm auf seinem Lager.

Die blutbesudelte Beute war getheilt, und sie trennten sich wieder. Aber dieses Mal wurden sie bald von dem Verdachte eingeholt. Er wurde vor Gericht geführet, und leugnete; als man ihn aber an die Leiche des Kindes führte, da verrieth er sich in dem starr abgewendeten Blick, in dem Angstschweiß auf der Stirn, in dem Zittern der krampfhaft zusammengepreßten Hände. Er gestand und bat, ins Gefängniß zurückgeführt zu werden. Sein Gefährte wurde zum Tode, er selbst zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt.

Hier saß er nun, allein, aber in Gesellschaft mit den schrecklichen Erinnerungen an seine Vergangenheit. Der Sommer verging ohne eine andere Freude für ihn, als

daß die Strahlen der Sonne breiter und goldiger auf die Mauer vor dem Fenster fielen. Selten einmal setzte sich ein Vögelchen da hinauf, zwitscherte einige Töne, schlug mit den Flügeln und flog davon. „Freiheit! Freiheit!“ rief es in des Gefangenen Brust; aber dann bedachte er wie er in der Freiheit nicht glücklicher sein würde als in der Gefangenschaft. Zu andern Zeiten sehnte er sich ein grünes Blatt zu schauen, ein einziges grünes Blatt, eine Kornblume vom Felde, einen vollen Grashalm mit der schwankenden Ähre. Wenn der Winter kam, der Tag so kurz wurde und die Sonne so schnell und so bleich unterging, da wurde es ihm so eng und bang in seinem Käfig. Die Luft wurde ihm so schwer, daß sie ihn zur Erde niederdrückte. In den langen Nächten saß er wachend und hielt Unterredungen mit den schrecklichen Schattengestalten aus seinem Leben in der Welt. Was half es ihm, daß er in dem kleinen Raume auf und ab rannte, und sich an die Mauer preßte, als wollte er sie eindrücken. Der einzige Vortheil dieser wilden Bewegungen war die Ermattung, wenn er auf das Lager hinsank: sobald diese aber verschwand, kehrten die Schreckbilder wieder.

Einst — es war an einem Weihnachtsabend — dachte er an die Freude, welche nun rund umher in der Welt herrschte; er dachte, ob es ihm nicht möglich sein sollte, zu beten. Da schwebten ihm einige längst vergessene Worte auf den Lippen und er stammelte: „Mein Vater der Du bist im Himmel!“ Aber hier hielt er inne. „Gott ist im Himmel!“ dachte er, „kann er den Seufzer hören wollen, welcher der Hölle meiner Brust entsteigt? Nein, nein! ich lästere ihn, wenn ich bete.“

Endlich — Jahre und Tage waren vergangen, — endlich hatte die Seele den Körper aufgezehrt; krank und matt, dem Tode nahe, lag er da. Da öffnete sich die enge Thür des Gefängnisses, man trug ihn hinaus an einen freundlicheren Ort, wo das Tageslicht hell und klar hereinschien, die Frühjahrsluft voller Freiheit und Hoffnung durch die weitgeöffneten Fenster hereinströmte und der Klang von Menschenstimmen wieder sein Ohr traf. Aber ihre Barmherzigkeit kam zu spät. Flehentlich bat er um einen Seelsorger; als dieser kam, schüttete er die Qualen seiner Seele vor ihm aus. Mit tiefer Andacht lauschte er seiner Rede von dem Dulder am Kreuz, der selbst die schwärzeste Sünde mit dem Mantel seiner Liebe zudeckt und mit seinem Blute sühnt, wenn der verzweifelte Sünder die Hände zu ihm im Gebet erhebt. Mit welch inniger Hoffnung sprach er da: „Mein Gott und Heiland!“ Mit welcher brennenden Sehnsucht erwartete er das Mahl der Gnade; ihm war nur bange, daß die irdische Lebenslampe verlöschen möchte, ehe sie das Oel des ewigen Lebens empfangen.

Endlich erschien die erwünschte Stunde, nachdem er lange gezittert, für unwürdig befunden zu werden, als Gast am Tische der Erlösung zu erscheinen. Aber als das gesegnete Brot, das Gott mit dem Menschen, den Versöhner mit dem Sünder vereint, genossen war, als der Kelch mit dem Trank der Gnade seine Lippen benetzt hatte, da hob sich sein Herz in hoher und kindlicher Freude. Thränen der Wehmuth flossen wie ein erquickender Strom auf die brennenden Lippen herab, die ein Dankgebet stammelten. „O,“ sprach er, und blickte zum geöffneten Fenster hinaus, „seht, es wird Frühling, meine Freude, ich fühle es, es ist Frühling, Gottes schöner, herrlicher Frühling!“

„Ja,“ erwiederte der Aufseher, „es ist Frühling;“ selbst der alte Baum an der Mauer wird wieder grün, siehe hier, als ich daran vorbei ging, brach ich einen rohen sprossenden Zweig ab.“ Und er legte den belaubten Zweig in die Hand des Sterbenden.

„Seht!“ sprach Dieser, „der alte, verdorrte, erstorbene Baum wird wieder grün, er treibt neue Blätter, herrliche, grüne, frische Blätter, duftend wie diese, — o, dann darf auch ich hoffen, daß Gott in einer andern Welt ein neues Leben in mir erweckt.“

Und mit dem grünen Zweige, dem Pfande der Allmacht und der Güte Gottes, in seiner Hand, mit dem Losungswort der Versöhnung auf seinen Lippen, ging er ein zum Gericht, in der Hoffnung, daß auch er den Saum von dem Gewande des Erlösers berühren und die Worte des Lebens vernehmen würde: „Mein Sohn! deine Sünden sind Dir vergeben?“ (Europa.)

Ein nächtliches Rendezvous.

Humoreske von J. M. Schleicher.

(Fortsetzung.)

Henriette hatte Marien ohne Unterbrechung angehört, sie verzog keine Miene; aber in ihrem Innern hatte sie gewaltige Kämpfe zu bestehen, sie rang nach Ruhe, die sie äußerlich zeigen wollte, um den innern Sturm der Gefühle zu betäuben und zu verbergen, was ihr aber nicht recht gelingen wollte.

Und was sagen sie nun meine gnädige Frau zu der ganzen Geschichte? setzte das Stubenmädchen hinzu, nachdem sie mit ihrer Erzählung, die sie nach abendrein an manchen Stellen romantisch ausgeschmückt hatte, endlich fertig geworden war.

Was du da sagtest, klingt allerdings sonderbar; im Uebrigen glaube ich durchaus nicht so Arges, wie du es diesem Vorfalle zum Grunde legst. Mein Gatte wird sich einen Scherz erlaubt haben, vielleicht ist er mit einem guten Freunde auf einen Tag verreist, oder steckt sonst eine Laune meines Gemals dahinter, es wird und muß sich in Kürze aufklären.

Aber bedenken gnädige Frau die fürchterliche Katzbalgerei im Garten, Alles iſt von oberſt zu unterſt gekehrt, und das läßt ſich meines Erachtens den doch nicht auf gewöhnliche Weiſe erklären.

Ich werde mir augenblicklich Gewißheit verſchaffen, erwiederte Henriette mit ſcheinbarer Ruhe, nahm Hut und Mantille, und eilte fort geraden Weges in die Wohnung des Herrn Oberamtmanns.

So ſehr Henriette vor dem Stubenmädchen ihre innere Aufregung zu bemeiſtern ſuchte, um ſo lebhafter ſtand der angſtvolle Gedanke vor ihrer Seele, die Eiferſucht habe ihren Gatten zu weit geführt, er ſei wohl gar mit Adolf handgemein geworden, und mit der größten Angſt ſah ſie dem Ausgange dieſes ſo wichtigen Vorfalles entgegen.

Eben war Henriette in das Rathhaus eingetreten als auch der Herr Oberamtmann aus der anſtoßenden Wohnung in ſein Schreibcabinet ſich verfügte.

Guten Morgen meine Gnädige, guten Morgen begann er mit der ihm eigenen Höflichkeit, ich erachte es als ein ganz beſonders glückliches Vorzeichen, gleich beim erſten Eintritte in mein Kanzleizimmer eine junge Dame begrüßen zu können. Aber meine Gnädige ſehen ſehr leidend aus, bitte Platz zu nehmen, was iſt den ſchon wieder vorgefallen?

Herr Oberamtmann, begann Henriette, ſie ſind im Beſitze meines unbegrenzten Vertrauens.

Sehr ſchmeichelhaft für mich.

Durch ihre gütige Verwendung und Beihilfe hoffe ich nähern Aufſchluß über einen Vorfall zu erhalten, der meine Perſon zunächſt betrifft und der, wenn er der Oeffentlichkeit preisgegeben wird, mich ohne alles Verſchulden vor der Menge compromittiren würde. Meine Ehre ſteht dabei auf dem Spiele, und aus dieſem Grunde rechne ich eben ſo ſehr auf ihre Beihilfe, als nach mehr auf ihre Verſchwiegenheit.

Was ich in der Sache thun kann, das ſoll gewiß geſchehen, aber meine Gnädige ſie haben mich recht ernſtlich erſchreckt, was iſt denn vorgefallen?

Erfahren ſie denn, was ſie den doch einmal erfahren müſſen, mein Gatte iſt heute über Nacht in Verluſt gerathen.

In Verluſt gerathen, wiederhalte der Herr Oberamtmann, und er wußte wirklich nicht, ob er darüber lachen oder ſeine ſtrenge Amtsmiene annehmen ſollte. In ſeinem verſtohlenen Schmunzeln zeigte ſich faſt mehr Luſt zum erſteren, denn er kannte Herrn van Strahlenfeld und ſeine Leidenſchaften ganz genau.

Da haben wir ein ganz gleiches Schickſal, fuhr der Oberamtmann nach kurzer Pauſe fort, denn auch mein Adolf iſt dieſe Nacht und bis zur Stunde noch nicht nach Hauſe gekommen.

Henriette erſchrack darüber, denn ihre Befürchtung fand darin einen neuen Anhaltspunct, es blieb kein Zweifel mehr übrig, daß Herr von Strahlenfeld und Adolf handgemein geworden waren.

Eben wollte ſich der Herr Oberamtmann in ein weiteres Geſpräch über dieſen beiderſeitigen Verluſt einlaſſen, als ein Amtsdiener eintrat und meldete, daß eine Patrouille auf ihrer Streifung heute Nacht zwei Wäſchdiebe im Garten des Herrn van Strahlenfeld eingefangen und in ſtrengſte Verwahrung gebracht habe.

Gerade recht, nur herauf mit den Kerls, ich will ſie gleich in's Verhör nehmen, rief der Oberamtmann, während Henriette faſt ihre Faſſung verlor, indem ſie den ganzen Zuſammenhang mit Entſetzen ahnte.

Sehen ſie meine Gnädige, fuhr er fort, ſehen ſie, die Wäſchdiebe ſind eingefangen und ich will ſie mit aller Strenge beſtrafen. Wenn es gefällig iſt, ſo belieben ſie auf einen Augenblick in dieſes Nebenzimmer zu treten, bis ich die Diebe zum Geſtändniſſe gebracht habe, und mit dieſen Worten öffnete er eine Seitenthüre und Henriette trat heftig bewegt und das Schrecklichſte befürchtend in das Cabinet.

Der Amtsdiener verfügte ſich allſogleich in das untere Erdgeſchoß und öffnete zwei nebeneinander befindliche Arreſtlocalien, worin nämlich Adolf und der Herr Güterdirector eingeſperrt waren.

Adolf hatte ſchon über eine Stunde mit Sehnſucht auf Erlöſung gewartet, ſein Ausſehen war von dem Bade in dem Waſſerbottich übel zugerichtet, nichts weniger als empfehlenswerth, und mit Angſt harrte er nun der kommenden Dinge.

Der Herr Güterdirector lag nach aller Länge auf ſeinem Bretterbette, als hätte er einen fürchterlichen Rauſch auszuſchlafen, und es koſtete viele Mühe ihn endlich wach zu wecken.

Der Amtsdiener bedeutete nun Beiden, daß ſie ihm folgen ſollen.

Wohin? ſchrie der ſchlaftrunkene Güterdirector, das will ich früher wiſſen.

In's Verhör.

Zu wem in's Verhör?

Zum Herrn Oberamtmann ſelbſt.

So, da geh' ich nicht, auf keinen Fall, entgegnete der Güterdirector und hielt ſich mit beiden Händen an der Thürſchnalle feſt, während Adolf am ganzen Leibe zitterte.

Das wollen wir ſehen, ob ihr nicht geht, rief der Amtsdiener, und packte den Güterdirector beim Kragen.

Aber mein lieber Freund, laſſen ſie mich nur aus, erwiederte dieſer, als er einſah, daß der Amtsdiener keinen Spaß verſtand, nehmen ſie doch nur Vernunft an mein

liebster allerbester Freund; der Herr Oberamtmann ist mein intimster Busenfreund, ich kann daher unmöglich in dieser Verkleidung vor ihm erscheinen, er müßte mir ja offenbar in's Gesicht lachen, darum bitte ich sie, nehmen sie doch nur Vernunft an.

Und ich kann auch nicht vor dem Oberamtmann in dieser Situation erscheinen, fiel Adolf fast weinerlich in die Rede, denn ich bin sein leiblicher Sohn, ja der Oberamtmann ist mein leiblicher Papa, erwägen sie dieses, und lassen sie mich meiner Wege gehen.

O ihr Hauptspitzbuben, schrie nun der erzürnte Amtsdiener, ihr wollt mich zum Besten haben; der eine nennt sich Busenfreund des Herrn Oberamtmanns, und der andere will gar als sein Sohn gelten, ja glaubt ihr denn ich bin auf den Kopf gefallen und werde euere niederträchtigen Lügen als wahr gelten lassen. — Halunken, Vagabunden seid ihr, beim Diebstahl ertappt, euer ganzes Aussehen verräth zwei durchtriebene Spitzbuben, und namentlich der da in den Weiberkleidern mit der verfaffenen Kupfernase, dem sieht man es ja schon von Weiten an, daß er sich bereits in allen Zuchthäusern herumgebalgt haben muß.

(Schluß folgt.)

Ueber Fußbodenglanzlack.

II. In der letzten Monatssitzung des kärntn. Industrie- und Gewerbe-Vereines machte der Vereinssecretär Mittheilung über einen dem Alois Keil in Wien (alte Wieden-Hauptstraße Nr. 2) priollegirten Glanz- und Fußbodenlack, worauf wir wegen der bereits erprobten praktischen Brauchbarkeit dieser Erfindung die Leser unseres Blattes aufmerksam machen wollen.

Der Erfinder dieses Weingeistlackes versendet zwei Hauptsorten davon, sogenannten Grund- und Glanzlack. Von dem ersten bereitet er eine Mischung von lichteren und eine von dunkleren Farbenton. Abstuffungen der Farbentöne zwischen diesen beiden Sorten des Grundlackes lassen sich beliebig durch Mischung beider hervorbringen.

Holzgattungen, besonders weicher, welche damit angestrichen werden, erhalten je nach der Wahl eines lichteren oder dünkleren Grundlackes eine schöne lichte oder dunkel polirte Färbung die ganz glänzend und glatt wird, wenn auf dem trocken gewordenen Grundlack der Glanzlack aufgetragen wird und sie sind dann von den auf gewöhnliche Art polirten Holz kaum zu unterscheiden. Dieser Lack eignet sich daher nicht nur zum Anstreichen der Fußböden wodurch dieselben eine noch schönere Färbung und Politur erhalten, wie dieß bei dem gewöhnlichen Einlaßen des Fußbodens der Fall ist, sondern auch zur Politur von allerhand Holzgattungen, Möbeln, Fensterrahmen, Tischen, Bänken ꝛc.; sie mögen von harten oder weichen Holz verfertigt sein.

Der Grundlack läßt sich überdies mit den gewöhnlichen Farben, wie: Kremserweiß, Chromgelb, Laub-Grün und Kienruß vermengen und gibt dann einen eben so schönen und haltbaren Anstrich in der gewählten Farbe, wie dies bei Oelfarben der Fall ist, dabei trocknet dieser Anstrich äußerst schnell, ein Vorzug, den er vor allen andern Anstrichmitteln voraus hat, indem der demselben flüßigerhaltende Weingeist schnell verdunstet, und er widersteht den Einflüßen der Feuchtigkeit und Witterung eben so gut wie ein Oelfirniß.

Es läßt sich der Anstrich daher abwaschen, und wenn er etwas erblinden sollte, so genügt ein Ueberfahren mit einem Leinwand- oder Tuchlappen, der mit etwas Leinöl oder Leinölfirniß befeuchtet worden ist, um den früheren Glanz wieder herzustellen.

Karten, Zeichnungsvorlagen, Ankundigungen, u. s. w. die auf Leinwand, Pappendeckel oder Holz aufgezogen sind, können durch einen Anstrich von Glanzlack allein, indem er durchsichtig ist, gegen Feuchtigkeit, Staub und Schmutz vollständig geschützt werden, da dieser Glanzlack weit wohlfeiler und in gleicher Güte die Vortheile bietet, wie der zu solchen Zwecken bisher gebrauchte aber weit theurere Copaifirniß. Das Anstreichen der Fußböden, sie mögen von weichen Holz oder mit Parquetten belegt sein, sie mögen bereits eingelassen sein oder nicht, ist aber ganz vorzüglich vortheilhafter als die bisherige Methode des Einlassens; weil die erste Anlage schon viel einfacher ist, weniger Mühe erfordert und schneller von Statten geht, dabei aber die Dauerhaftigkeit des Glanzlackes eine längere ist, als bei der alten Art; während nach der letzteren ein gut zu erhaltender Parquet- oder Fußboden alle Jahr wenigstens ein- oder zweimaliges Einlassen erfordert, genügt bei dem Anstrich mit Lack lediglich die leicht vorzunehmende tägliche Reinigung des Bodens für einen Zeitraum von drei bis vier Jahren; und dann erst bedarf es nur eines Anstriches mit Glanzlack allein, um die frühere Politur wieder herzustellen. Der auf diese Art behandelte Fußboden bedarf durchaus keines Bürstens (wie dieß bei eingelassenen Böden unerläßlich ist) sondern wird mit einem gewöhnlichen Borstbesen täglich vom Staube gereiniget, und mit einem Leinwand- oder Tuchfleck abgewischt, ist er aber stark betreten und schmutzig, so wird er mit reinem Wasser abgewaschen, getrocknet und mit einem Fleck, der von etwas Leinölfirniß feucht gemacht ist, abgerieben, um den früheren Glanz wieder herzustellen.

Zu einem Boden, der früher noch nicht eingelassen war, werden 3 Anstriche, zwei mit Grund- und einer mit Glanzlack erfordert; und es consumirt eine □Klafter für diese drei Anstriche circa ein Pfund Lack, welches loco Wien auf 33 kr. CM. zu stehen kommt.

Die Vortheile dieses Verfahrens haben auch bereits dieser Erfindung außerhalb Wien Bahn gebrochen, und der Absatz des Fußbodenglanzlackes ist ein bedeutender geworden.

Wir sind daher erfreut, mittheilen zu können, daß auch in Klagenfurt der Handelsmann Herr Franz Magistris in der obern Burggasse die Niederlage dieses Glanzlackes übernommen hat, und daß bei demselben in kürzester Zeit dieses Product um einen billigen Preis zu haben sein wird.

Vorläufig sind bei demselben Proben von Anstrichen mit diesem Lack nach allen Farbennüancierungen an weichen und harten Holz zu sehen.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 58. Klagenfurt, Sonnabend, den 22. Juli. 1854.

Vision.

Nach einer kärntischen Volkssage.

Von

Ferdinand von Steinwand.*)

Meist drängt in uns'res Herzens Schächte
Der Tag zurück, was uns durchglüht —
Gestaltenzeugend sind die Nächte,
Denn sie beschwören das Gemüth.
Wer kennen will mein Lieben, Hassen,
Der lausche mir die Träume ab,
Wer eines Volkes Werth will fassen,
Der öffne dessen Märchengrab. —

Den Alpen eng an's Herz geschlossen,
Liegt Kärntens Seele, Klagenfurt,
Trotz den bestaunten Glanzkoloſſen —
Der Zeiten edelste Geburt.
Zu Häupten ihm, als Kissen, schwellen
Flurodem, Höh'n und Wälderluft
Und das demantne Vließ der Wellen
Umschimmert Schultern ihm und Brust.

Atlas'ne Nacht, mit deinem lauen,
Aleſſommerlichen Lächeln komm'!
Urweiten thau' von deinen Brauen,
Entriegle deines Busens Dom! — —
Ha! schon vergühn des Lichtes Schäume
Mit ihnen Müh' und Tagesweh',
Und vom Obir her klimmt der Träume
Helldämmeräugige Armee.

Blick' auf! — nun wölbt sich über'm Markte
Des Schlafes Meteorgeschieb,
Wo Herkul dräut, der gotterstarkte,
Dem ringbeschweiften Stelnamfib. —

Jetzt horch! — Des Lebens grüne Kräfte
Verkauern sich mit Knistern scheu,
Als ob der Strom erglühter Säfte
Das Erdgeäder riß' entzwei.
Die Bronnenröhre perlet Funken
Und moichig schleicht der Haimenschaft:,
Die Quadern formen sich zu Unken,
Der Friswuem gietzt, sein Kiefer klafft.
Als Nattervolk vom Baume ringelt
Sich das Gezweig stammniederwärts,
Rollt sich an's Drachenbett und züngelt,
Graus waizend im Gespensterscherz.

Und krachend spaltet sich der Norden,
Und nach der Hauptstadt scheillt im Strom
Durch das Gelächter schem'ger Horden
Der Flüche Schauderidiom. —
Da sprengt, ein Blitz des Ungefähres,
Die Mautasch auf den Lindwurmplaz,
Duechmißt des pulsenden Verkehres
Quadratnes Herz im Tigersaz.

Man sieht aus ihrem Antlitz ragen
Die finst're Gothik des Gemüth's
Und ungeheure Arme tragen
Des Manteis nächtiges Geschlitz.
Vor dem erstarrten Krokodile
Schwenkt neunmal sie ihr triefend Ruß,
Und, äffend sie im düstern Spiele,
Dreht neunmal sich der Larventroß.

Der Rapp, der mit der Graunsee tanzet,
Ist ein verkohlter Fluch, der dumpf
Noch stöhnt und, da sein Geath sich franzet,
Erscheint, als rauch' er noch am Rumpf;
Indeß am Huf des Feuers Knittern,
Um das Gebiß die weiße Glut,
Im Aug' der Lohen flirres Zittern
Verräth die unverkohlte Wuth. —

Die stahibehemdete Margrethe
Naht sich des Fittigrud'rers Zahn,
Hängt der heraldischen Geräthe
Gorgonenornamentik d'ran; —
Doch wie sie schaut des Herkuls Keule,
Da prallt sie nieder schreckgehemmt —
Der Wüsthelt Sinnbild, die vom Pfeile
Des Odin ward zu Tod gelähmt.

*) Wir haben in Nr 45 der „Carinthia" ein Gedicht dieses vaterländischen Dichters sammt einer orientirenden Einleitung aus dem „Wanderer" abgedruckt. Indem wir diesmal in der erfreulichen Lage sind, eine Einsendung des geehrten Herrn Verfassers dem heimischen Lesepublikum vorlegen zu können, fügen wir zur Erläuterung des Gedichtes folgende Anmerkung des Dichters bei:

Conrad v. Auffenstein war für Kärnten das, was Rudolf von Habsburg für Deutschland war, Regenerator des Landes. Chorazus einer neuen Aera. — Die geschichtliche Bedeutung der Margarethe Mautasch ist keinen, auch nur halbwegs unterrichteten Deutschen fremd; am tiefsten aber war sie vom Volke der Kärntner erfaßt, das die düstere Heldin im Schmucke der Sage in sein poesiereiches Gemüth aufnahm.

Digitized by Google

Die Angſt durchrennet ihre Rippen,
In grauſer Fallſucht jäh' entzäumt,
Ihr Mund, entkleidet faſt der Lippen,
Bebt wie von Vipern eingeſäumt.
Und wieder ringt in der Empörung
Sich das Gigantenweib auf's Knie
Und beifert höhnend der Zerſtörung
Allſchüttelnde Disharmonie.

„O Wolf! du, noch in Seidenbändchen
Der Ruh' gefaßt — erwachſt du nicht?! —
Pfui dir, entnervtes Alpenländchen!
Das träg am Pflug der Zahmheit kriecht.
Ich kenn' dich kaum, Geſchlecht der Lauche!
Kein Ritterthum kränzt deine Höh'n,
Kein Streithengſt bläſt in deine Jauche
Erzürnt des Athems Flammenföh'n!"

„Die Thatkraft fiel von jedem Berge
Mit ſeiner Burg gethürmtem Heim,
Im Thale keucht die Sipp' der Zwerge,
Den Mann macht das Geſetz zum Schelm.
Was erntest du für deine Treue,
Für deinen ſchlichten Bürgerſinn,
Für Fleiß und Opfer — — Kleie, Kleie
Iſt ſtets und Kränkung dein Gewinn!"

„Dir hat die junge Weltgeſchichte
Stiefmütterliche Gunſt beſchert,
Das, was die Völker treibt zum Lichte
Mit Dampfeswucht, iſt dir verſperrt;
Sie ſeh'n dich nicht im Länderkranze,
O felſenmeiſter Edelſtein! —
Sie ſah'n dich, als die Gletſcherſchanze
Rückſpiegelte mein Thun und Drän'n."

„Das Schwert ergreif', die Ordnung tödte,
Der Fäulniß ärgſte Kupplerin,
Es zieht der Größe Heldenröthe
Nur über'n Damm des Chaos hin;
Das Chaos aber kehret wieder,
Ha! ſchon umkrallt es rings die Zeit,
Bet' an die jugendliche Hyder
Und gib ihr trunken das Geleit! —"

„Bald ſinkt der Knechtſchaft in die Fänge,
Wer klügelnd denkt, verſtändig fühlt,
Der herrſcht als Gottheit im Gedränge,
Wem's in der Bruſt dämoniſch wühlt." — —
Pluton'ſche Majeſtät umwittert,
Da ſie dies ſagt, ihr Stirngeſims,
Von ihrem Augenſterne ſplittert
Sich ab ein Blick des ſchwarzen Grimm's. —

Da ſpielt ein geiſterhaftes Regen
Um den granitenen Aleid,
Als höb' ihn ſacht des Schöpfers Segen,
Den Stein bepulſend Glied für Glied.

Der Schenkel ſpröde Muskelfülle
Kehrt knarrend ſich in Schienenerz,
Am Schulterdach die Löwenhülle
Schmiegt ſich als Panzer knapp an's Herz.

Die Keule, reckend ſich und glättend,
Strahlt aus als Flamberg Blitz und Gruß,
In's ſtarre Aug' hinein ſich bettend,
Thaut auf der Seele lichter Fluß.
Das Haar, nun weich dem Knauf entwallend,
Umwöibt der Wangen milden Schein
Und von den Lippen fällt es ſchallend:
„Ich bin der Herr von Auffenſtein!" —

„Was keifſt du, wühlende Hiäne?! —
Ergrimmſt du, weil der Schöpfungsleib,
Der meine Mannheit ſchmückt, die Sehne
Der Leidenſchaften dir zerhieb?
Fürwahr, ich preiſe das Verhängniß,
Das meinen Genius hat beſeelt,
Entgegen dir, dem Geiſt der Drängniß,
Zu dämmen eine ſchönre Welt.""

„„Hör'! — Des Jahrtauſends Gott heißt Friede —
Sein Throngepfähl iſt das Geſetz:
Kunſt herrſch' in Streben, That und Liede,
Sonſt krankt ſelbſt die Geſundheit ſtets.
Uns drängt's, zum Gott hinanzutauchen;
Ihm aber thronet der zunächſt,
Der 's Maß am beſten weiß zu brauchen
An dem, was aus der Seele wächst.""

„Dies Ideal befruchtend wacker,
Sproßt jünglingsfriſch mein Karnerthum,
Sein Eiſen pflügt am Schlachtenacker
An's Licht den alten deutſchen Ruhm;
Den Segen ſichtend für die Schreine,
Bezwingt es die Natur mit Macht,
Und liebend öffnen ihm die Haine
Die Thore der metall'nen Pracht."

„O Land! o Volk — zwiefach erhaben! —
Volk, das der Donner ſprechen lehrt,
Dem das Gemüth die Felſen gaben,
In dir der Himmel blitzend fährt —
Die Welt hat lang von dir geſchwiegen;
Doch was du unberedt gebaut,
Das macht einſt alle Pulſe fliegen,
Das macht einſt alle Welten laut! —"

„Still zieh'n in den Gedankengleiſen
Die Sterne deiner Wiſſenſchaft
Und deine Sitte wird man preiſen,
Wenn rings der edle Sinn erſchlafft. —
Sieh'! deine Dunkelheit zu brechen,
Glüht deine Jugend markgeſchwellt,
Von ihren Kränzen wird man ſprechen
So weit der Sieg des Geiſtes zählt."

Digitized by Google

„„Im Uhrwerk, dem du eingeflochten,
Halt' festgezahnt dein Schicksalsrad,
Geränschlos sei von dir verfochten,
Was ordnend wirkt in Wort und That;
So stehst du selbst einst gotterkoren
Am Völkersarg, als Kunstwerk groß;
Denn Ewiges wird da geboren,
Wo vom Gesetz der Segen floß.““

„Zwar ward in deinem Gau dem Strome
Des Dampf's kein Eisenbett gedielt —
Drob seid getrost, ihr Alpendomr!
Ihr bleibt vom Schlammr unbespült.
O Kärntnervolk! dein Thun und Ringen
Geht nach Ider und Gottesspur,
Ich hör' aus deiner Seele klingen
Dir recht germanische Natur! — —“

D'rauf wünscht, sich rütteln in den Pfosten,
Den Kampf das riesige Mannsgebäud' —
Da streift ihm leis' ein Licht vom Osten
Des Blick's lasurenes Geschmeid;
Ihm auf die Zunge setzt mit Lallen
Dir steinerne Gewohnheit sich,
In den entwimperten Kristallen
Verläugnest du, o Seele! dich.

Sein Fuß, die erz'ne Sitte sprengend,
Tritt stolz mit barter Nacktheit vor,
Die Lock', am Morgenstrahl sich sengend,
Drängt dichter sich zur Schläf' empor.
Der Ripp' entgleitet, sucht den Nacken,
Selbst meißelnd sich, die Leuentracht,
Behend beklaut mit Knotenzacken
Sich die geschrumpfte Sens' der Schlacht.

Der Quell, entzaubert, kommt mit Blicken
Smaragdner Trunkenheit gestürzt,
Die eingelullten Nattern nicken
Fruchtwangig jetzt und blattgeschürzt.
Der Osten sprüht, dir Welten krönend,
Und am Gefilde fern nordab
Funkt, ehern seine Rhythmen dröhnend,
Des Rappen Donnerstahlgeklapp. — —

Vom Tag verwehmt, dem hellentfachten,
Gerinnt der Männin Schemensein,
Es schmilzt ihr Fühlen, Leiden, Trachten
In die Titaneneidechs ein;
Ihr nerv'ger Fuß, Despot des Bügels,
Verfels't sich mählig und beginnt
Zu dreh'n am First des Onaderhügels
Ein schaudervolles Schwanzgewind'.

Stumpfpranklig ründet sich die Hände
Die Nachtheroin und verschämt
Beschuppt sie sich Gebrüst und Lende,
Ersetzend graus das drähtne Hemd.
In Flügel maßlos sich verzweigend,
Entmenschlicht sie den Mund in Gier: —
So schuff der Kärntner, sinnvoll zeugend,
Den Herkul und das Drachenthier.

Ein nächtliches Rendezvous.

Humoreske von J. M. Schleichert.

(Schluß.)

Das Aussehen des Herrn Güterdirectors war auch wirklich mehr als komisch; das Rosakleid, das er aus der Garderobe seiner Frau genommen hatte, war bei der gestrigen Rauferei übel zugerichtet worden und hatte mehrere Risse, seinen Kopf bedeckte eine Spitzenhaube, die bei Adolfs Gegenwehr auch bedeutend gelitten und so zerzaust war, daß nicht ein einziges glattes Fleckchen darauf entdeckt werden konnte; dieß alles verbunden mit einem verzweifelten Geberdenspiele auf dem Gesichte des Herrn Güterdirectors gaben ihm das Aussehen eines verfaffenen Wäscherweibes, und selbst der Amtsdiener konnte sich, trotz allem Ernste, den er zu behaupten suchte, des heimlichen Lachens nicht enthalten.

Herr von Strahlenfeld sowohl, als auch der mehr eingeschüchterte Adolf, der den Zorn seines Papas immer lebendig vor Augen hatte, versuchten alle Mittel den Amtsdiener, den sie bald ihren guten, allerliebsten Freund nannten, bald durch Drohungen zu schrecken suchten, dahin zu bewegen, daß er sie doch in aller Barmherzigkeit laufen lassen und mit einem derartigen Scandal verschonen möchte; aber da half kein Reden, kein Bitten, noch viel weniger aber die Drohworte, zu denen sie in ihrer größten Verzweiflung die Zuflucht genommen hatten.

Marsch vorwärts ihr Wäschdiebe, war die einzige Antwort, die sie auf all' ihr herzzerreißendes Gewimmer erhielten, und der Amtsdiener wich von seiner Amtspflicht nicht um ein Haar breit ab.

Aber ich kann sie versichern mein bester Freund, ich habe noch gar nie auch nicht einen Heller gestahlen, rief der Güterdirector, als ihn der Amtsdiener immer mehr gegen die Stiege schob.

Ich auch nicht, in meinem ganzen Leben nicht, und ich werde von meinem Papa dem Herrn Oberamtmann Genugthuung fordern und sie gewiß auch erhalten, fiel Adolf wieder ein.

Ob ihr gestohlen habt oder nicht, das wird sich im Verhöre zeigen, und jetzt kein Wort mehr. Marsch vorwärts, rief der Amtsdiener dazwischen und trieb sie nicht ohne Schwierigkeit über die Stiege hinauf.

Als der Güterdirector mit Schmerzen einsah, daß er nun ohne Widerrede in den sauern Apfel beißen und zum bösen Spiele gute Miene machen müsse, zog er sein Sacktuch aus der Tasche und band es sich um das Gesicht herum, so daß man von demselben gar nichts mehr sehen konnte, und indem er selbst unter dem Sacktuche noch immer unverständliche Laute murmelte, waren sie endlich vor der Kanzleithür nach harten Kämpfen angelangt. Sie sollten nun in das Kanzleizimmer des Herrn Oberamtmanns eintreten, aber dazu waren sie wieder in Guten nicht zu bewegen, der Güterdirector flüchtete sich zu einer eisernen Gitterstange und hielt sich krampfhaft mit beiden Händen daran fest, er versprach Geld, sein Hab und Gut, und er hätte gewiß auch seine Frau dafür hergegeben, wenn man ihn losgelassen hätte. Beide mußten mit Gewalt in das Kanzleizimmer gebracht werden, und da standen sie nun wie zwei zum Galgen verurtheilte arme Sünder vor ihrem Richter.

Der Oberamtmann fuhr sie barsch an, so daß beide heftig erschracken, und Adolf bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, um den zornigen Blicken seines Papas nicht begegnen zu müssen.

Dieser aber zog ihm die Hände vom Gesicht, und als nun der Herr Oberamtmann seinen Sohn Adolf in einem so üblen Zustande vor sich erblickte, wußte er eine Zeit lang nicht was er beginnen sollte, und befahl mit einem Winke dem Amtsdiener, daß er das Zimmer verlassen solle.

Kaum war dies geschehen, so nahm Herr von Strahlenfeld seine Vermummung von dem Gesichte herunter, und sah den Oberamtmann mit einem derart verlegenen und verschrobenen Gesichte an, daß dieser, welcher seinen Freund Strahlenfeld gleich erkannt hatte, sich in die Lippen beißen mußte, um nur nicht laut lachen zu dürfen.

Ich bin's, begann der Güterdirector in einem wehmüthigen Tone, der gewiß den härtesten Stein zur Rührung gebracht hätte, ich bin's, wiederholte er, ich dein getreuer Busenfreund seit mehr als dreißig Jahren, aber Wäsche gestohlen habe ich keine, und daß ich in diese fatale Wäsche gekommen bin, daran trägt einzig und allein dein Herr Sohn die Schuld. Trotz aller Lust zum Lachen behauptete der Herr Oberamtmann schon seines Sohnes halber die ernste Amtsmiene, und wandte sich nun an diesen mit einem strengen, fragenden Blicke, aber Adolf war zu jeder Antwort unfähig und faltete wie ein Bittender beide Hände.

Was soll das heißen? ich will Aufklärung, fuhr er seinen Sohn an, und als dieser noch immer stumm da stand, da trat Henriette aus dem Seitencabinete gerade auf den Oberamtmann zu.

Sie wünschen Aufklärung, begann sie, ich kann ihnen dieselbe geben, belieben sie vor allem diesen Brief zu lesen, und hiemit übergab sie ihm Adolfs Brief, den Herr von Strahlenfeld in seiner höchsten Aufregung in eine Ecke von Henriettens Zimmer geworfen hatte.

Kecker Bursche, fuhr der Oberamtmann seinen Sohn an, nachdem er den Brief gelesen hatte, aber du sollst es büßen; fort auf dein Zimmer, mit dir will ich später abrechnen. Ich bitte fortzufahren meine Gnädige, ich bin sehr gespannt auf die Entwicklung, wandte sich der Herr Oberamtmann nun an Henrietten, als Adolf bereits das Cabinet verlassen hatte.

Dieser Brief, fuhr Henriette fort, fiel in die Hände meines Gatten, der von jeher so wenig Vertrauen in meine Ehre setzte, daß er glauben konnte, ich würde einen solchen Antrag nicht mit Entrüstung zurückweisen. Ihr Herr Sohn scheint auch nicht im Geringsten zu wissen, was sich mit der Ehre und der Würde einer Frau verträgt, weil er glauben konnte, daß ich seinem unverschämten Antrage Gehör schenken würde. Mein Gatte von unseliger Eifersucht aufgestachelt, warf sich in diese Verkleidung und erwartete Herrn Adolf im Garten; daß er zur bestimmten Stunde auch wirklich erschien, darüber liefert das jetzige bedauernswerthe Zusammentreffen Beweise genug. Was weiter geschah, darüber ist nur mein Gemal im Stande Auskunft zu geben.

Tüchtig durchgebläut habe ich ihn, wie er es verdiente, fiel nun der Güterdirector ein, er machte darüber ein Mordspektakel, eine vorüberziehende Patrouille hörte den Lärm und arretirte uns beide, angeblich als Wäschediebe. Das ist die ganze Geschichte, aber das sage ich, was ich diese Nacht und bis zur Stunde ausgestanden habe, das ist unerhört.

Du hast es nicht besser verdient, fiel ihm der Oberamtmann in's Wort, das ist kein Betragen gegen eine ehrsame Frau, deren Ruf noch keinen Makel hat. Meine Gnädige, ich bin überzeugt, daß sie mit einem solchen Tyrannen nicht länger unter einem Dache leben können, der heutige Vorfall bietet ihnen Grund genug zur Scheidungsklage.

Um Alles in der Welt nur keine Scheidung, jammerte nun der Güterdirector, und wandte sich bittend an seine Frau, ich sehe es ja ein, daß ich gefehlt habe, daß ich ein Tyrann, daß ich alles nur kein Ehemann war, wie er sein soll; aber es soll anders werden, ich will mich bessern, mit der Eifersucht soll sich künftighin ein Anderer plagen der gerade Lust dazu hat, ich will in meinem ganzen Leben nicht mehr eifersüchtig sein.

Das sagst du jetzt und morgen bist du wieder der alte, bemerkte der Oberamtmann.

Gleich soll mich ein Blitz erschlagen, wenn ich nicht Wort halte im strengsten Sinne des Wortes, liebste, theuerste Henriette — und der Herr Güterdirector warf sich bei diesen Worten vor ihr auf die Kniee — verzeihe mir nur dießmal noch, schicke mir geschwind meine Kleider, damit ich von dem Dings da endlich einmal los werde und auf's Bureau gehen kann, du wirst sehen ich werde fromm werden wie ein Lamm, du kannst im Hause schalten und walten wie du willst, du kannst ausgehen wohin du willst und eifersüchtig werde ich nimmermehr, so wahr ich jetzt vor dir da auf den Knien liege, ich schwöre es dir.

Henriette sah, daß es ihrem Gatten mit der Besserung wirklich ernst war und verzieh ihm; Herr von Strahlenfeld hielt auch Wort, er lebte noch viele Jahre mit seiner Frau in Frieden und Eintracht.

Herr Adolf aber, sowie die Frau Oberamtmännin hatten nun ein schweres Kreuz am Halse; der Herr Oberamtmann hatte ihnen derb den Text gelesen, und er bekümmerte sich von nun an sehr nachdrücklich um sein Inneres Hauswesen und seine Familie.

Adolf erschien niemals wieder auf dem geborgten Apfelschimmel unter den Fenstern der Frau Güterdirectorin Henriette von Strahlenfeld; durch bittere Erfahrung klug gemacht, vermied er es in der Folge ganz mit jungen hübschen Frauen sich in Liebesabenteuer einzulassen, und den so theuern ehrlichen Frieden einer Familie zu stören.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 59. Klagenfurt, Dienstag, den 25. Juli. 1854.

Verlust und Gewinn.

Der Himmel glänzte weit hinaus
Im letzten Abendscheine,
Wir saßen — zwar nicht am Fischerhaus, —
Wir saßen still und alleine

in der tiefen Fensternische auf der schwellenden Ottomane, hielten uns heimlich bei den Händen, und sahen stillselig einander in die liebeglänzenden Augen, ungestört und sicher vor neidischen scheelen Blicken; denn die Lorgnons und Freiaugen der ganzen Gesellschaft in dem Musiksalon des Regierungsrathes Silberborn, des Vaters meiner Cäcilie, waren unbeweglich auf das Piano und auf den Sänger Sulzer gerichtet, welcher unter Begleitung meines Universitätskollegen Virkhert mit wunderbar ergreifender Künstlergewalt das so früh uns entrissenen Schubert: „Fischermädchen" vortrug. Die Tonwellen, zuerst sich wiegend auf der Fluth des süßen vollen Asdur, dann dahinrauschend in der Ebbe des fast unheimlichen Gesdur, trugen auch uns mit fort im süßen poetischen Wahne und Tongewirre hinaus an den kahlen Strand, vorbei am Fischerhause, auf das weite graue Meer in den einsamen Kahn, der ruhig schaukelte in der düsteren Fischerbucht. Cäcilie war mein Fischermädchen, ich der nächtliche Wanderer, der Doppelgänger Heine's;

Sie legte an mein Herz ihr Köpfchen,
Und fürchtete sich nicht gar sehr.

Wir waren träumend versunken in das Meer unseres Liebeglückes und glaubten, es müsse ewig dauern der süße Verein.

Doch plötzlich verschwammen die Töne des Liedes in den Moschus- und Rosenduftwellen des Saales, das Meer, der Kahn verschwand, wir saßen wieder auf dem Divan, die Gesellschaft brauste im Sturme des enthusiastischen Brifalles einher und bedeckte die beiden Künstler mit den süßtönendsten Wort-Lorbeeren.

Nun mußten auch wir zwei Liebende uns trennen, um nicht Anlaß zu unwillkommenen Bemerkungen zu geben; denn wir durften uns nur unter dem Schleier des Geheimnisses lieben — sie, die reizende Tochter des reichen Rathes Silberborn, ich, der arme, nur an Hoffnungen überreicher Kunstjünger und übrigens unbesoldeter Bureauadjunct.

Als der Beifallssturm neuen Erwartungen wich, forderte man mich auf, die berühmte Elegie Ernst's zu spielen. Ungern ließ ich mich herbei; denn wehe dem Dilettanten, der sich einem Virtuosen zur Seite stellen will, besonders wenn dieser und seine Kunst noch in frischer Erinnerung leben. Die Zuhörer, welche ganz natürlich an den eben darbar gehabten Kunstgenuß denken, werden unwillkührlich zu Vergleichungen veranlaßt, welche wohl nur für den Virtuosen entscheiden; denn wie könnte auch ein fremder Geist die eigene Schöpfung des Virtuosen so meisterhaft, wahr, durchdrungen wiedergeben, wie der letztere, abgesehen davon, daß schon der vorangegangene Ruf das Publikum für den Virtuosen günstig stimmt. Und dann erst der Reiz der Erinnerung, die Poesie des Vergangenen, Nichtwiederkehrenden, der Neid der Mitdilettanten!

Zitternd ergriff ich den Bogen, scheu schwebten die ersten Töne von den bebenden Saiten; aber die schöne Composition der Liebe ergriff mich, Cäcilie, mir auch die Cäcilie der Tonkunst, begeisterte mich, ich legte alle Seligkeit und Wehmuth unserer Liebe in die Töne, und die Elegie war verhallt, als nach bangem Schweigen plötzlich die elektrisirten Zuhörer, — es waren ja unter ihnen auch Liebende! — ihr Gefühl und ihren Dank im schwirrendsten Wirrwarr kundgaben. Ich schlürfte meinen Lohn mit gierigen Zügen. Die nächste Zukunft weiß ja nichts mehr von der Bezauberung des Augenblickes;

Denn schnell und spurlos geht des Sängers Kunst,
Die Wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Und wie der Klang verhallet in dem Ohr',
Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung.

Schnell spannen sich Gespräche an über die Mode unter den Virtuosen, sich selbst ihre Bravour-Rennbahnen zu bauen, über die dadurch herbeigeführte Herabwürdigung der wahren, heiligen Schöpferkraft, die nun dienen muß als Magd der mechanischen Kunststeleien, über Paganini, der diese Epoche fester begründet, über Liszt, der scheinbar die höchste Spitze dieses Kunstlebens erreicht. Manche spöttische Bemerkung ließ sich schon hören, manche Aufregung gewahren, als zum Glück für die gute heitere Stimmung der Gesellschaft die Einladung in den Tanzsalon erscholl, welcher in froher Aufregung fast Alle folgten.

Wer, der nicht etwa ein verrosteter Sonderling oder benarbter Krieger, wollte und könnte auch den süssen reizenden Lockтönen tm so lange schon ohne Erfolg vervehmten Dreiviertteltakte widerstehen, wer den romantik-athmenden Walzern Lanner's, den Leben und Frohsinn sprudelnden Tanzweisen von Strauß trotzen!

Das bunteste Gewirre zog durch den Salon, die Paare schwebten im leidenschaftlich-üppigen Walzer, im plastisch-schönen Cotillon, in der poetischen Quadrille dahin; Cäcilie flüsterte mir, in den Wellen des Walzerstromes wie eine Silphide leichtgeschwungen einherfliehend, manch süsses Wort zu, und in einer Pause des Cotillons schwur sie mir flüsternd von Neuem unsterbliche Liebe und Treue bis zum und nach dem Tode. Sie flötete so melodisch wie eine Nachtigall in den Oleanderbüschen Andalusiens, sie sprach so liebetrunken wie die Mandoline eines Neapolitaners unter dem Balkone seiner Geliebten. Wir plauderten von unserer fernen, aber doch einst eintretenden Vereinigung am Altare, von meinen Aussichten und dem Wunsche, einen Verleger für meine Compositionen zu gewinnen, durch welche ich meine Liebe verherrlichen, meinen Namen mit Lorbeeren zieren, mich in annehmbare Freiersverhältnisse setzen, und Väterchen Silberborn zum schließlich nöthigen Segen unseres Bundes bewegen wolle. „Ach nur einen Verleger, und für das Weitere haben wir nicht mehr zu sorgen!“ Und Cäcilie schwur mir bei Amors Köcher, daß sie mir einen Verleger schaffen werde, sollte sie ihn auch aus der Erde stampfen müssen.

Voll Hoffnung auf die Zukunft, voll Freude über die schöne Gegenwart mischten wir uns wieder in die Formen der Quadrille, und in lunge zog uns hin in das Gewirre des Tanzes und hauchte mir Muth ein, der misère des Alltäglichen und Prosaischen Trotz zu bieten. Freilich erboßte mich das Engagement Cäcilien's mit dem reichen hübschen Kunsthändler Rautenstein für den nächsten Cotillon, und jedes zärtliche Wort, jede Aufmerksamkeit, welche Rautenstein an Cäcilie verschwendete, jeder bedeutsame Blick der Nebenstehenden, jedes neidische Naserümpfen der Mädchen über diese scheinbare Eroberung schnitt mir eine schmerzliche Wunde in mein bureaubestaubtes Künstlerherz; aber der eben empfangene Schwur ewiger Liebe brachte mir auch Balsam, und mit möglichster Kaltblütigkeit bemühte ich mich, meiner Kunstschülerin Leontine, die mir bei den Unterrichtstunden aus ihren nachtschwarzen Augen schon manchen Brander ins Herz geschleudert, die Entführung ihres Tänzers Rautenstein durch Cäcilie verschmerzen zu machen. Mochte ich vielleicht in diesem aufmerksamen freundschaftlichen Bemühen zu viel Eifer gezeigt, oder Leontine zu viel Empfänglichkeit für meine Liebenswürdigkeit verrathen haben, — ich weiß es nicht; aber Cäcilie warf mir von ferne einen so sehr voll Schmerz, Spott und Hochmuth überströmenden Blick zu, daß ich gar nicht glaubte, ihn auf meine Persönlichkeit beziehen zu müssen.

Rautenstein schien sich schon vor Jahren her mit Cäcilie engagirt zu haben; nur er allein tanzte fernerhin mit ihr, und mir war es unmöglich, auch nur eine Tour zu erhalten oder von ihr Aufschluß über jenen bödrohenden Blick und über ihre Aufmerksamkeit für Rautenstein zu erbitten.

Der Ball war zu Ende, die Gesellschaft entfernte sich, ich schwamm in ihrem Strom unbemerkt von Cäcilie mit, und hatte nur den Trost, von der dunklen Gasse zu den erleuchteten Fenstern ihres Schlafgemaches sehnsüchtig aufblicken zu dürfen. Wie Traumbilder flogen die Scenen dieses Abends neckend meinem Geiste vorüber, und das Sehnen nach Wiedersehen und Verständigung machte mein Herz stärker pochen. Ich hüllte mich dichter in den Mantel und blickte unverwandt aufwärts.

Da zeigte sich hinter dem Fenster und Vorhange eine Gestalt, die Gestalt Cäciliens, — öffnete leise das Fenster und ließ ein weißes Tuch, an dem ein Billet befestigt schien, rasch herabschweben. Ich eilte hinzu, um es aufzufangen, aber eine dunkle Gestalt, die ich bisher nicht bemerkt, kam mir zuvor, stieß mich zurück, fing das Tuch auf, flüsterte mir drohend zu: „Dies gehört mir!“ und entfernte sich mit eiligen Schritten.

Erstarrt vor Schmerz über die mir nun klar scheinende Untreue Cäciliens war ich anfangs meiner Kraft nicht mächtig und blieb wie Lot's Weib festgewurzelt auf dem Trottoir stehen; endlich ermannte ich mich, eilte dem Unbekannten nach, und hatte ihn schon erreicht, als er schrecklich laut schrie: „Ein Räuber, ein Räuber!“ und mit diesem Rufe eine Wache herbeizog, die mich trotz aller Gegenreden und Unschuldversicherungen unsanft packte und auf die Wache führte, wo ich eine gräßliche Nacht zubringen mußte.

Die Erinnerung an das entschwundene Liebesglück, die Treulosigkeit der Geliebten, dazwischengrinsende Zweifel, Schwanken zwischen Liebe und Haß, und dazu noch die peinliche Lage, der Arrest, die Stellung vor die Behörde die Blamirung vor allen Bekannten, — Alles stürmte in der düstern Nacht, die einem so glücklichen Abende grellkontrastirend gefolgt, in der kalten Kammer wie Calot'sche Höllenphantome auf mich ein, und verstört, blaß und schwach wurde ich am folgenden Morgen aus dem Arreste in das im nämlichen Gebäude befindliche Bureau eines Polizeicommissärs geführt. Hier ließ mich die Wache allein, und bald öffnete sich eine Seitenthüre, und heraustrat — o der Scham und des Glückes! — mein Freund Federfels, wohlbestallter Commissarius.

Stumm vor Staunen und Schrecken blieb er stehen und sah mich an, als wäre ich der Geist aus Hamlet oder ein anderes furchtbares Wesen aus der Schattenwelt. Ich klärte Alles auf, und konnte dies um so genügender thun, da ich vor dem Freunde nichts zu verschweigen hatte. Ein unsterblich-homerisches Gelächter des Freundes machte dem früheren Staunen Raum, in welches Gelächter ich freilich nicht einstimmen konnte; denn mein Herz blutete noch vom bitteren Genuße des gar nicht paradisischen Apfels der Erkenntniß.

„Aber lieber August" sprach Federsels, als er die fast unversiegbar geflossenen Lachthränen getrocknet, — „du mußt ja wirklich total blind, ich est geäßlich vernaert „in Cäcilien gewesen sein, wenn du nicht merktest, wie „sie sich von dir, so wie von Andern nur den Hof ma„chen ließ, um ihren Anbeter Rautenstein zu einem „lieberaseuden Roland zu machen und seine Liebe nicht „eckalten zu lassen." Ich waente dich umsanst. Eifersucht „gehört ja zu den probatesten Peäservationsmitteln gegen die „Unsterblichkeit einer Liebe!"

Und nun zählte mie Freund Federsels tauseno Umstände her, die er, ein zweiter Asmadi, in seinem Brennspiegel aufgefangen und die mich wahl überzeugen mußten, wie falsch Cäcilie, welch' blinder Thae ich gewesen. Ach, unwiederbringlich schwand der Glaube an sie, an die Möglichkeit treuer Liebe aus meinem Herzen, und am Busen des Freundes entsagte ich dem süßen Wahne und dem schönen Haffen, und erstaekte gemach wieder für die Prosa der Wirklichkeit.

Frei vom Verdachte des Raubversuchs, als unschuldig anerkannt, aber auch frei im Herzen verließ ich duech eine Seitenthüre das Amtsgebäude, kehrte heim, tilgte währens des trübsten meinee Tage die letzte Spur der Liebe für die Falschr aus meiner Brust, und fand endlich Trost und Ruhe im Schlafe.

Dem langen traumbewegten Schlafe nach jenem unglücklichen Tage folgten schönere Stunden.

Nach mit meiner kurzen Toilette beschäftigt, erhielt ich ein goldgerändeetes Beiefchen auf geellgelben Papiere von Cäcilie, welche mich der Pflichten meiner unsterblichen Liebe im spottenden Tone entband, weil Cäcilie ihr mir nur auf kurze Zeit geliehenes Herz dem reichen, hübschen, angesehenen Kunsthändler Rautenstein zu eigen gegeben, welcher aus Rücksicht für meine bisher Cäcilien bewiesene Achtung und als Entschädigung für die Nacht auf der Palizeiwache recht gerne meine Compositionen gratis in Verlag nehmen und der richtenden Oeffentlichkeit übergiben wolle.

Ein sehr schmeezvoller Ton zog durch meine Brust; aber bald war er verklungen, und mit Hohnlächeln zerriß ich das Billet und dankte der Ungetreuen für ihre Liebe und für das Anerbieten ihres Verehrers.

Kaum hatte ich diese Antwort an Cäcilien abgesendet, erhielt ich von einer bekannten Kunsthandlung in Berlin die Zusage des Verlages meiner dahin eingesendeten Tondichtungen, und fast zu gleicher Stunde das Decret meiner Anstellung als Gerichtsassessor in der Provinzialstadt M. Wer war glücklicher als ich, der ich in kuezem Zeitschwunge zweier Tage den Liebebanden einer treulosen Göttin enteißen wurde, ein comiartables Aemtchen und die fast sichere Aussicht auf die Lorbeeren der Kunst erhielt!

Lange Zeit bedurfte ich, um das jugendfrischr Glück meinem Gedankengange vertraut zu machen; dann eilte ich zu meinem Freunde Federsels, um in seinem freudigen Erstaunen meine Ueberraschung neu zu genießen, und hierauf zu meiner Schülerin Leontine, um von ihr als Lehrer zu scheiden.

Ich teennte mich in einer ganz andern Stimmung von dem schwaezängigen blühenden Mädchen!

Bläße überzog ihr Gesichtchen, hastig ergriff sie meine Hand, wie um mich zurückzuhalten, als ich von Scheiden sprach, und eine Thräne die über die bald aus dem Lilienweiß in das glühendste Roth übergehenden Wangen sanft herabfloß, dieses köstliche Naß wurde mie der süße verrätherische Dollmetsch ihrer ungeahnten Liebe.

Ein seliges Viertelstündchen schwand nur zu schnell, die kurze Zeit bis zur dringlichen Abreise an den Ort meiner neuen Bestimmung knüpfte den raschen Liebesbund fest für immer, und Leontinens sa wie ihree Aeltern Jawart nahm ich mit mir als den schönsten glänzendsten Abend- und Morgenstern der Teennung.

Ein Jahr vesfloß. Meine Compositianen fanden Anerkennung. In meine trauliche kleine Hausbaltung führte ich meine Leontine als Alleinherrscherin heim.

Die Flitterwochen wallen noch nicht enden, ab zwar Leontine schon einen allerliebsten Blandkapf an ihrem Herzen hält, das nur diesem und mie allein geweiht ist, und ich würde fürwahr total die falsche Cäcilie vergessen, wenn nicht die schäckernde Leontine bisweilen am Piano nach Schubert's Melodie parodirend sänge:

Der Musiksaal glänzte weit hinaus
Im besten Kreznscheine,
Du saßest var ihr im falschen Haus
Verzogen, still und alleine.

A. T.

Die Rosenberge.

Jede Periode im Verlaufe der vaterländischen Geschichte hat ihre hervorragenden heimischen Geschlechter, welche gleichsam als die Chorführer auf ihre Zeit- und Standesgenossen in Bezug auf Anschauungsweise, Lebensart, Cultur und Sitten einwirkten, ja selbst im gewissen Grade ihre Zeit repräsentirten und nicht ohne Einfluß auf die äußern Geschicke des Vaterlandes waren. So finden wir im vierzehnten Jahrhunderte die Auffensteine, im fünfzehnten die Kraiger, im sechzehnten und im Beginne des siebzehnten die Khevenhiller an der Spitze des heimischen Adels, tonangebend vielfach selbst im Cabinete wie im Felde, mehr noch im geselligen Kreise bei den Festen und den berathenden Versammlungen der damals noch gewalthabenden Stände. An die Stelle der fast gänzlich dem Stamm- und Vaterlande entzogenen Khevenhiller traten die Rosenberge, und ihre Geschichte ist um so merkwürdiger, weil sie sich unmittelbar an die neueste Zeit anschließt, und ihre Schöpfungen auf heimischer Erde noch wohl erhalten sich der Gegenwart darbieten.

Die älteste Geschichte der Rosenberge hat das Eigene und doch wieder mit mehreren in Kärnten seßhaften Geschlechtern Gemeinschaftliche, daß sich ihr Ursprung aus Italien herschreibt. Wie die Thurn von Valsassina im Mailändischen, die Grottenegg aus dem Patrizier-Geschlechte der Grotto oder Grotti im Venetianischen, die Porzia aus dem gleichnamigen Geschlechte an der Piave, die Lodrone von den Lateranern in Rom herstammen; wie die kärntnerischen Widmohne mit dem reichen und mächtigen Geschlechte der Rezzonico in der Lagunenstadt sich verbanden und von ihnen Adel und Reichthum auferbten, wie die Ursenbecke sich von dem stammesverwandten Geschlechte Rom's die „Massimo" schreiben; ebenso wanderten aus Italien die unter den Ständen Kärntens erscheinenden und hier Landes bebausten Bevarellis, Villesi's, Nogaroli's, Locatelli's und Venaglio's aus Italien ein.

Ein ähnliches Verhältniß hatte es mit dem berühmten und noch in späterer und neuesten Zeit vielgenannten Ursinis oder wie man sie gewöhnlich schreibt Orsinis. Die Ueberlieferungen dieses Hauses erzählen, Vitelus, oder wie man ihn später schrieb, Vitekus Ursini oder Ursinus, habe nebst seinen Anverwandten Nikolotus Ursini Rom im Jahre 1150 zur Zeit eines Aufruhres verlassen und seien nach Deutschland geflohen. Zeit und Veranlassung stimmen ganz mit der damaligen geschichtlich bewahrheiteten Lage Italiens überein, welche sich beinahe bis zur vollkommenen Aehnlichkeit in unsern Tagen, in denen der denkwürdigen Jahre 1848 und 49 wiederholte. Arnold von Brescio, ein seines Meisters Abälard unwürdiger Schüler, ein mit sich und der Welt zerfallener Mönch, glaubte in dieser zu erreichen, was er bei seinem Stolze in des Klosters stillen Mauern nicht gefunden hatte. Statt bei dem Speculativen seines Meisters zu bleiben, wagte er sich auf das Gebiet der angewandten Filosofie, und trat mit einem neuen kirchlich politischen System auf, dessen oberster Grundsatz die Aufhebung der weltlichen Regierung des Papstes und jeden weltlichen Besitzes des Clerus war. In Rom fand der von Arnold reichlich ausgestreute Same einen Boden, wo er schnell keimen und aufschießen konnte, um so mehr, da die Römer mit dem Papste Innocenz II. uneins und bemüht waren, einen Freistaat nach den Formen der alten Römerrepublik anzubilden. Sie untersagten daher dem Papste alle Einmischung in weltliche Angelegenheiten, erklärten alle Güter der Kirche für Staatsgut, und wiesen ihn und seine Cardinäle bloß auf die Almosen der Christenheit an. Lucius II. sein Nachfolger hoffte die ihm entrissene Gewalt mit Unterstützung mehrerer Gutgesinnter vom Adel, an deren Spitze die Frangipani standen, wieder zu gewinnen; doch die Republikaner griffen ihn, als er in seinem Ornate nach dem Capitole zog, mit Steinwürfen an, und verwundeten ihn tödlich. Dieses war die Losung zu weiteren Gewaltschritten, als Arnold von Brescia in Rom ankam, und die Bewegung leitete, welche alle proscribirte, die der neuen Ordnung der Dinge nicht hold waren [1]).

Diese Ereignisse bilden den natürlichen Vordergrund zu den nachherigen Schicksalen der beiden Ursinis, die als Gegner Arnolds, so wie der neue Papst Eugen III., des h. Bernard Freund, auf fremder Erde ihre Zuflucht suchten. Von ihren ferneren Schicksale in Deutschland entnehmen wir aus den Chroniken des uralten römischen nun deutschen Hauses so viel, daß Nikolotus seinen Stamm in dem damals dem Patriarchen von Aquileja unterstehenden Krain fortpflanzte, und daß dessen Nachkommen die Ursini von Blagoal sich benannten, welche Familie noch gegenwärtig dort einheimisch, die Anhänglichkeit an dem Kirchenoberhaupte gleichsam traditionell bewahrt. Vitel oder Vitek Ursini oder ließ sich im nachherigen Bechiner Kreise Böhmens nieder [2]). Sein Sohn Vitek II. wurde der Ahnherr der so mächtigen, nun seit Anfang des siebzehnten Jahrhundertes ausgestorbenen böhmischen, und der zweite Heinrich jener der steirischen dann kärntnerischen Rosenberge. [3]) (Forts. folgt.)

[1]) Kerz Geschichte, 40. Band, S. 184—198 nach Ottos von Freisingen Annalen ꝛc. Wer denkt nicht bei Arnold von Brescia an das Treiben des Giuseppo Mazzini

[2]) Wladislaw II von Böhmen stand damals auf der Seite der Welfen, und war ein großer Freund des Clerus. Es läßt sich daraus erklären, warum die beiden Flüchtlinge, der eine zu dem ohnehin kirchenfreundlichen Patriarchen von Aquileja, der andere zu dem gleichgesinnten Böhmenfürsten sich begaben. Wladislaw söhnte sich nachhin mit Kaiser Friedrich Barbarossa aus, und wurde durch ihn Böhmens erster König, wofür er vor Mailand dem Kaiser so wichtige Dienste leistete.

[3]) Wir werden bei Durchführung des zum Vorwurfe genommenen Gegenstandes auf diese Abstammung der Rosenberge von den Ursinis und sohin ihrer Stammesverwandtschaft mit den gegenwärtigen römischen Orsinis zurückkommen und bemerken nur Folgendes. Das fürstlich Rosenbergische Archiv Schubl. 2, Fasc. 1, Nr 13, und Schubl. 2, Fasc 2, Nr. 24 und 25 bewahret die mit dem Cardinal principe Orsini gepflogene Correspondenz und die Unterschrift von Seite der Mitglieder dieser römischen fürstlichen Familie, wodurch sie obige Thatsachen bestätigen. Ebenso anerkennt dieses das a. h. kaiserliche Diplom, womit Kaiser Leopold II unter 12. April 1791 die Erstgebornen des Orsini-Rosenbergischen Gruesenstammes in den Fürstenstand des heil. röm. Reiches erhob, mit dem Worte sagte: „wie das uralte Geschlecht deren Hoch- und Wohlgebornen, Unser und des Reiches lieben getreuen Franz Xav. und Vincenz des h. röm. Reiches Grafen Orsini von Rosenberg aus Rom im zwölften Jahrhundert in Böhmen und deutschen Erblanden sich ansäßig gemacht." Es wurde dieses noch mehr durch die Erneuerung des „uralten Wappens" mit gleichem Diplome bestätigt, nämlich die rothe Rose im Schilde, gehalten von zwei auswärts gekehrten Bären (ursis) als den Wappenträgern des Orsinischen Hauses. Siehe Lucas Gruesenstamm pag. 88.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 60. Klagenfurt, Sonnabend, den 29. Juli. 1854.

Ueber Witterung und ihre Einflüsse in Kärnten.

Mai und Juni 1854.

Von den Instrumenten, deren sich gegenwärtig die Wissenschaft bedient um die meteorischen Erscheinungen des uns umgebenden Luftmeeres zu studieren, ist keines in so allgemeinen Gebrauch als das Barometer, keines wird von so Vielen und so häufig beobachtet und — so wenig verstanden. Man versteht es nicht zu fragen und mißversteht seine Antworten. Der Laie nämlich, dem es nicht um Erforschung der Ursachen der Witterungs-Veränderungen zu thun ist, will von ihm einfach das künftige Wetter wissen und ist allgemein der gleichwohl irrigen Meinung, daß sein Steigen immer schönes, sein Fallen aber schlechtes Wetter zur Folge haben müsse; der Meteorolog vom Fach aber ist kein Wetterprofet so wenig als der politische Geschichtsforscher sich mit politischer Kannegießerei befassen mag, die aus dem Schwanken der Curse den Verlauf der Kriege vorherbestimmen zu können glaubt.

Für die wissenschaftliche Witterungskunde ist aber das Barometer der werthvollste Apparat; während das Thermometer, Hygrometer, Windfahne nur von den uns zunächst umgebenden Luftschichten afficirt wird, zeigt jenes uns Veränderungen an, die an der äußersten Grenze des Luftmeeres nach Oben vor sich gehen; hätten wir ein Instrument, das uns die Vorgänge in der Luft in horizontaler Entfernung von uns so getreulich berichten würde, wie es das Barometer in vertikaler thut, so wäre nicht nur die Wissenschaft ein gut Stück weiter, sondern auch das Vorhersagen der Witterung leichter als jetzt, wo wir selten die Vorgänge auch nur 10 Meilen von uns mit Bestimmtheit anzugeben im Stande sind.

So unregelmäßig das Steigen und Fallen des Barometers anscheinend ist, so ist es doch der wissenschaftlichen Forschung gelungen, darin eine bestimmte Regel aufzufinden, und es in Zusammenhang mit andern Vorgängen zu bringen. Das Barometer steigt und fällt nämlich regelmäßig nach der Tages- und Jahreszeit.

Die regelmäßige tägliche Schwankung desselben ist in den Tropenländern, wo überhaupt alle Witterungs-Erscheinungen weit weniger verwickelt sind, als in unserer Zone, dem Kampfplatze entgegengesetzter Luftströmungen, mit Leichtigkeit wahrzunehmen. Er steigt dort regelmäßig alle Tage von Sonnenaufgang bis 10 Uhr Morgens, wo es den höchsten, fällt dann bis 4 Uhr Nachmittags, wo es den tiefsten Stand erreicht, steigt ein zweites Mal bis 10 Uhr Abends, und fällt wieder bis 4 Uhr Morgens. Diese tägliche Oscillation ist dort so regelmäßig, daß man es nicht nur durch wenige Beobachtungen herausfindet, sondern auch die Uhren darnach regulirt.

Je weiter man sich vom Aequator entfernt, desto mehr wird diese regelmäßige Schwankung durch zufällige verwischt, so daß man sie in höhern Breiten kaum zu erkennen im Stande ist; schon in unsern Breiten bedarf es dazu besonderer Beobachtungen. — An besonders schönen klaren Sommertagen, wenn längere Zeit schöne Witterung gedauert, kann man diese tägliche Barometerschwankung ganz gut wahrnehmen, es steigt und fällt ungefähr zu den angegebenen Stunden, aber auch bei jeder Witterung ist sie, jedoch nur durch längere Beobachtungen bemerkbar; beobachtet man das Barometer mehrmals im Tage zu bestimmten Stunden, so findet man nach mehreren Tagen, daß die aus diesen Beobachtungen gezogenen Mittel nicht gleich sind. — In Kärnten wird es um 7 Uhr Vormittags, 2 Uhr und 9 Uhr Abends beobachtet, das Stundenmittel von 7 Uhr Früh gibt immer und an allen Stationen einen höhern Werth als das um 2 Uhr. Wir führen beispielweise die Beobachtungen vom letzten Juni hier an. Es stand im Mittel

das Barometer um	7 Uhr	2 Uhr	am Höchsten	tiefsten
in Klagenfurt	319·63	319·08	322·38	316·20
„ St. Paul	320·08	319·41	323·27	317·31
„ Obervellach	312·56	311·49	313·99	308·13
„ Trepolach	315·18	314·13	315·61	310·71
„ St. Jacob	301·45	301·24	303·65	297·99
„ „ Peter	291·16	289·19	393·40	287·53
„ Lienz	312·29	311·86	314·76	308·66

Wie aus den beigesetzten Extremen der Barometerstände, wovon der höchste in allen Stationen am 23. um 7 Uhr, der tiefste am 6. um 2 Uhr beobachtet wurde, ersichtlich ist, sind die im ganzen Monat stattfindenden Oscillationen viel größer als die regelmäßigen täglichen, während diese nur ½ bis 1 Linie betragen übersteigen jene 6 Linien.

Was diese monatlichen Schwankungen betrifft, so findet man durch längere Beobachtungen, daß nicht nur die Mittelwerthe der einzelnen Monate, sondern auch die Differenzen zwischen den höchsten und tiefsten Ständen von einander verschieden sind, letztere sind in den Tropenländern am kleinsten und nehmen gegen die Pole hin zu, so daß z. B.

Digitized by Google

in Batavia die monatliche Oscillation nur $1\frac{1}{2}$, in Petersburg schon $13\frac{1}{2}$ Linien beträgt; in unsern Gegenden ist sie wieder im Sommer kleiner als im Winter.

In Klagenfurt ergeben sich aus einer vieljährigen Beobachtungsreihe folgende mittlere Werthe des Barometerstandes und der Schwankungen in den einzelnen Monaten:

	Barometerstand	Schwankung
Jänner	320·67 Linien	12·85 Linien
Februar	319·50 „	13·56 „
März	319·85 „	11·85 „
April	318·57 „	8·60 „
Mai	319·72 „	7·24 „
Juni	320·30 „	6·39 „
Juli	320·49 „	6·76 „
August	320·43 „	6.17 „
September	320.93 „	6·96 „
October	320·31 „	9·90 „
November	320·70 „	11·30 „
December	321·16 „	11·87 „

Ein starkes Steigen oder Fallen des Barometers hat hiemit eine andere Bedeutung im Sommer als im Winter, derselbe Luftdruck ist im April ein hoher, der im November oder December ein niederer ist; schon aus diesem Grunde hat man das Steigen oder Fallen des Barometers nur mit Vorsicht als ein Wetterzeichen anzunehmen.

Alle diese regelmäßigen oder periodischen Schwankungen des Barometers werden durch die ganz unregelmäßigen oder bisher noch in keine Regel gebrachten nicht periodischen verwischt, daß sie sich erst nach längern Beobachtungsreihen erkennen lassen.

Zur Erklärung der erörterten periodischen und einigen Verständniß der nicht periodischen Schwankungen des Luftdrucks müssen wir auf dieselbe Grundursache aller Witterungs-Erscheinungen zurückgehen, nämlich die ungleiche Erwärmung der verschiedenen Theile der Erde durch die Sonne. Durch diese wird das Gleichgewicht der Luft fortwährend gestört. Wenn an einem Ort die Luft erwärmt wird, so dehnt sie sich aus, die Luftsäule erhebt sich über die benachbarten kältern, und fließt oben nach den Seiten hin ab; der durch das Barometer angezeigte Druck der Luft muß also an der erwärmten Stelle abnehmen, das Barometer dort sinken, in den kältern Umgebungen aber durch das Gewicht der oben hinzugeflossenen steigen. Es ist somit erklärlich, daß täglich mit der höher steigenden Sonne und dadurch bewirkten Erwärmung der Luftdruck ab-, und erst gegen Abend wieder zunehmen muß, daß diese tägliche Oscillation in den Tropen, wo die Temperatur so wenig veränderlich ist, am geringsten aber regelmäßigsten, daß sie in den höhern Breiten stärker als in den Tropen, und im Winter bedeutender als im Sommer sein müssen, weil dort auch die Temperaturunterschiede weit größer sind als hier.

Dadurch erklärt sich auch, warum in unsern Gegenden im Durchschnitt bei Südwestwinden das Barometer tief, bei Nordostwinden am höchsten steht; jene bringen uns warme Luft, diese kalte, ein warmer Luftstrom derselben Höhe aber ist leichter als ein kalter, drückt also weniger auf das Barometer als dieser.

In Europa sind ferner die Südwestwinde auch am meisten mit Feuchtigkeit gesättigt, welche sich nach und nach verdichtet, und als Regen oder Schnee niederfällt, wenn der Wind in kältere Gegenden kommt. Wasserdunst (luftförmiges Wasser) ist aber leichter als reine Luft, ein Grund mehr für den geringen Druck der Südwestwinde. Diese Luftfeuchtigkeit hat außerdem bedeutenden Einfluß auf die täglichen Oscillationen des Barometers.

Im Allgemeinen ist also das Steigen des Barometers eine Erscheinung, welche das Wehen der kalten, trockenen Nordpolarströmung begleitet, während die feuchten südlichen Winde ein Fallen desselben veranlassen; man kann daher allerdings sagen, daß im Durchschnitt ein hoher Barometerstand schönes, ein tiefer aber schlechtes Wetter anzeigt, das ist aber, wie gesagt nur eine Durchschnittsregel; denn Südwestwinde bringen, wie wir dies bei der Winddrehung bemerkt haben, nicht immer Regen, und nicht selten bewirken diesen gerade Nordostwinde. Steigen und Fallen des Barometers kann ferner, wie oben erörtert, ein periodisches sein, es kommt ferner auf die Größe der Oscillation an. Es sind bei weiten nicht alle Vorgänge gekannt und erforscht, welche auf das Barometer einwirken, wir können also wohl nicht immer mit Sicherheit aus seinen Angaben auf die zukünftige Witterung schließen. Immerhin aber erlauben dieselben, zusammengehalten mit andern Witterungserscheinungen, einigen Wahrscheinlichkeitscalcul.

In den beiden vergangenen Monaten traten an die Stelle der im Februar bis April fast ausschließlich vorherrschend gewesenen Nordwinde ebenso ausschließlich Südwinde, wie dies meist der Fall ist. Diese bringen aber im April und Mai meist häufige wenn auch nicht sehr starke Niederschläge; die Temperatur ist also eine mäßig hohe bei tiefem Barometerstande, die Feuchtigkeit der Luft ist natürlicherweise eine bedeutend größere. In den folgenden beiden Tabellen sind die vorzüglichsten Elemente der Temperatur und Feuchtigkeit der Luft, wie sie in Kärnten beobachtet wurde, angegeben.

I. Mai.

	Temperatur.			Feuchtigkeit.		Niederschl.
	Größ.	Kleinst.	Mitt.	Kleinst.	Mittl.	
Klagenfurt	20·7	—1.3	11·52	29	76	62·3
St. Paul	17·8	+0·2	11·08	26	76	48·8
Althafen	16·7	0·2	10·05	37	72	51·9
Obervellach	17·5	1·4	9·65	32	73	42·2
Trepolach	16·3	1·4	9·62	40	79	69·0
St. Jakob	12·9	1·8	9·18	56	75	59·6
St. Peter	13·1	0·8	8·40	36	73	63·1
Lienz	17·5	1·6	10·41	33	72	50·3
Salnitz	15·0	3·5	9·64	31	72	77·4
Weißbriach	15·0	3·5	9·62	—	—	—
Mallnitz	12·7	2·0	5·02	—	—	—
Krems	10·4	2·0	6·14	—	—	—
Raggaberg	10·5	—1·5	5·15	—	—	—
Obir I	16·0	1·0	5·98	—	—	—
„ II						
„ III	11·5	—2·5	3·69			

II. Juni.

	Luftwärme			Feuchtigkeit		Niederschl.
	Größ.	Klein.	Mittl.	Klein.	Mittl.	Linien.
Klagenfurt	24·7	5·1	13·79	44	77	39·7
St. Paul	24·2	6·6	14·05	48	82	44·4
Althofen	20·7	5·6	11·63	53	75	53·7
Obervellach	20·6	7·4	11·82	50	77	35·3
Trepolach	20·2	5·9	11.19	43	78	74·5
St. Jakob	17·0	7·2	11·30	54	75	44·7
St. Peter	18·4	4·6	9·53	35	77	50·7
Lienz	21·2	7·4	12·26	32	73	46·2
Salnitz	21·2	8·6	11·87	33	81	78 2
Weißbriach	20·5	5·7	11·45	—	—	—
Mallnitz	17·6	4·4	8·90	—	—	—
Kremsalpe	17·5	0·0	7·56	—	—	—
Raggaberg	16·5	2·8	9·45	—	—	—
Obir I	22·0	3·0	9·85	—	—	—
„ II	18·5	1·0	7·46	—	—	—
„ III	18·0	—2·0	5·55	—	—	—

Digitized by Google

Die Rosenberge.

(Fortsetzung.)

Wok, der Sohn und Enkel zweier Vitek von Prcie, wie sich die böhmisch gewordenen Orsini nannten, deren Wappe eine Rose war, baute zwischen 1241 und 1246 die Burg Rosenberg, und wurde so der Ahnherr jener Rosenberge, die in spätern Jahrhunderten allen böhmischen Großen an Macht und Rang vorangingen. [1]) Vitek II., Vater des Erbauers von Rosenberg, der um das Jahr 1190 bis 1222 gelebt, erzeugte mit seiner Gattin einer gebornen Gräfin von Schaumburg außer den gleichnamigen Sohn einen zweiten, Nikolaus, der von 1239 bis 1258 Bischof von Prag war. Durch Wok (Jodokus) seinen Enkel kamen die böhmischen Rosenberge nach Steiermark, da König Premysl Ottokar II. im Jahre 1260 durch den großen Sieg auf dem Marchfelde über König Bela von Ungarn den ungeschmälerten Besitz von Steiermark erwoben, und Wok von Rosenberg, oberster Landmarschall von Böhmen, die dortige Landeshauptmannschaft vertrauet hatte.

Daß die zweite nachhin kärntnerische Linie der Rosenberge bereits viel früher in die Gegenden der Dran und Mur gekommen, ward veranlaßt durch die Vermälung des Kärntner Herzogs Bernhard mit Juta, der Tochter des Böhmenkönigs Premysl Ottokar I. im Jahre 1201, in deren Gefolge Heinrich von Rosenberg sich befunden hatte. Diese Angabe fand ihre Bestätigung in einem Leichensteine der Capitel- und Stadtpfarrkirche St. Bartholmä zu Friesach neben dem Francaltare mit der Inschrift: anno Domini MCCXXXI. obiit Christ: filius domini Heinrici de Ursi. et Rosenberg, in der Mitte desselben das Rosenbergische Wappen: die fünfblättrige Rose mit dem darüber gesetzten gleichartig dezierten Turnirhelme. Dieser Leichenstein, über dessen spätere Schicksale wir keine Kenntniß haben, wurde samt dem im fürstlich Rosenbergischen Archive anverwahrten Certificate vom 15. Juli 1683 von dem öffentlichen Notar, salzburgischen Vicedom-Amtsverweser und Pfleger zu Althofen, Johann Bapt. Mayr, auf Requisition des Grafen Andreas Wolfgang von Rosenberg, in Gegenwart der Grafen Jacob Kazianer, deutschen Ordensritter, Johann Anton von Bamberg, so wie der Prälaten: Johann Peter Stickberger, Propst und Erzpriester zu Friesach und Johann Stieff von Kronzeu, Propst zu Kraig, als Zeugen recognoscirt, und der Wortlaut obiger Inschrift aus den damals noch entnehmbaren Charakteren des Steines in dem darüber ausgefertigten Instrumente mit getreuer Abzeichnung desselben und gerechtfertigter Auslegung dargethan. [2]) Eine andere Urkunde, die wir jedoch nicht einsehen konnten, gibt zum Jahre 1214: Dominus Joannes Ursinus, praepositus Solii. Vicedominus Frisacensis et Capelanus Henrici (?). Ein Freskogemälde an der Seminarkirche zu Friesach soll ihm kniend, mit einem fliegend abgemalten Zettel, worin „Ora pro me S. Maria", dargestellt haben.

Wir geben diese vereinzelten Nachweisungen als die ältesten Spuren der Einwanderung der Rosenberge in unser Land, obwohl es nicht dargethan werden kann, daß sie damals schon in Kärnten eigentlich seßhaft waren, sondern vielmehr es aus den spätern Urkunden klar wird, daß dieses nur für Steiermark angesprochen werden kann. Gleichlautend und übereinstimmend mit obiger Grabschrift erscheint eine Urkunde vom 30. Nov. 1238, womit Mathias von Weissenek, Verweser zu Graz, bezeiget, Christof von Rosenberg habe in den offenen Scheunen zu Graz vor den Rechten drei Tag nacheinander Jedermann berufen lassen, Christ oder Jude, der an ihn eine Forderung habe. [3]) Von dieser Zeit an erübrigen uns weder Urkunden, noch erzählen Geschichtbücher und Chroniken,

[1]) Franz Palacky Geschichte von Böhmen, 2. Bandes, 1. Abtheilung, S. 100 Im fürstl. Schwarzenbergischen Archive zu Worlik befindet eine Originalurkunde Viteks, des Vaters Wok, vom Jahre 1220 mit der Rose im Sigillwappen. Dieser letzte Umstand macht es wahrscheinlich, daß der Beiname „Rosenberg" älter war als die Burg, da in Deutschland viele uradelige Geschlechter die Endsylbe „Berg" führen, ohne daß sie auch nur gleichnamige Burgen besitzen. Es erhielt sonach die Burg den Namen von ihnen, nicht sie von der Burg.

[2]) Die eigentliche ämtliche Verhandlung über den Ursprung der Rosenberge und ihre Stammesgleichheit mit den römischen Orsini fällt in diese Zeit Kaiser Leopold I., dem dieser Gegenstand mit allen Acten und sonstigen Beweisen vorgelegt wurde, ernannte zu deren Prüfung eine eigene aus Archivaren, Geschichtskundigen, darunter die bekannten Geheimen Bucellini und Spener, dann Hof- und Reichsräthen zusammengesetzte Commission, und gestattete mit a. h. Diplom vom 6. Juli 1684, gegeben auf der Burg zu Linz, daß die Rosenberge nicht nur, wie vielfach gebräuchlich schon bisher, sondern unerkannt im ganzen heil. röm. Reiche das Prädicat „von Ursini und Rosenberg" zu führen und zu verlangen berechtigt sein sollten Wie geben diese Urkunde, insoweit es die Beweise betrifft, hier für Geschichtskenner im wörtlichen Auszuge: „Nos Leopoldus etc Teoure praesentium recognoscimus et notum testatumque facimus universis et singulis. Postsaquam magnifici et illustres siocere Nobis dilecti Georgius Nicolaus et Wolfgangus comites de Rosenberg etc. Nobis humillime exposuerunt, quateous perantiqua et illustris eorum familia a celebri Ursinorum Romanorum prosapia suam ducat originem, seseque in prioribus seculis Ursicos simul ac Rosenbergios intitulaverint, a Nobis porro non minus humillime expetentes, ut ex Nostris consiliariis intimis aliisque deputaremus, coram quibus id rite docere, quoque praestito, celebre illud Ursinorum nomen cum Rosenbergio postlimio assumere, ac uti illis fas sit, ac permissum; cui nonnullorum justae petitioni (uti et cum aliis familiis, utpote comitibus de Weisenwolf, ac Abensbergiis non pridem factum est) omuino annuere cupientes, venerabilem Emericum Episcopum Viennensem etc. Comitem Leopoldum Guilelmum de Kooigsegg s. r. i procancellarium, Fraec. Udalricum comitem de Kynsky reg Boh. cancellarium, Theodorum Bac. de Strettmann cancellarium cal. nec non Jul. Frid. Baronem Bucellini v. cancellarium, in hunc finem pro comissariis nostris constituimus, utbene perspecta etc. Die Gründe und denen die Commission sich dafür entschied waren: Primo authoritate praecipuorum Genealogistarum Joanis L. Schonleben, P. Gabrielis Bucellini et Philippi J. Spenceri. Secundo arbore genealogica a Schönleben ex autographis et manuscriptis et documentis ex Fr. Sansovino, W. Lazio, Bucelino et aliis combinata. Tertio aliis quam plurimis antiquis documentis, literis emptionum, venditionum fundationum etc. Quarto omnimoda identitate insignium utpote rosae rubrae pentaphyllae ab utraque familia semper gestorum — e sigillis pendentibus et ita iis, quae in lapide sepulchrali Frisaci ao in fenestris templorum S. Floriani in Stiria et seminarii Frisaci de facto videre suot etc. Dieses die vorzüglichsten Gründe der a. h. Entscheidung, in welcher besonders jene Steinschrift in Friesach wörtlich herausgehoben wird

[3]) Die collationirte Abschrift der Urkunde, die wir aus dem Rosenbergischen Archive vor uns haben, lautet gegen die Gepflogenheit jener Zeit deutsch, und scheint daher auch

wie die des Ottokar von Horneck Begebenheiten, woran Rosenberge Theil nahmen; möglich, daß sie mit Ottokars von Böhmen Fall auch einen Theil ihrer steiermärkischen Lehen verloren. Ein Stiftbrief vom Jahre 1307, betreffend die Stadtpfarrkirche zu Marburg, macht Meldung von Diemuth, Witwe Herkis (Herkules?) von Rasenberg und Mutter Hermanns von Rosenberg. Dieser vermälte sich im Jahre 1350 mit Anna Vatterin von Aigen. *) Herklein von Rosenberg, Sohn dieser Ehe, vermält mit Eva Kreuzer, scheint den bereits gesunkenen Wohlstand des Hauses gehoben zu haben. Unterm 21. Jänner 1368 finden wir ihn in der Lage, von Friedrich von Kalnitz einen Versatz von dritthalb Huben und einer eigenen Hofstatt gegen ein Geldvorleben zu übernehmen, worüber sich derselbe als Schuldner erklärte. *) Sein Todesjahr wird in der Familien-Aufzeichnung auf das Jahr 1396 gesetzt. Seine Söhne waren Christof, Wulfing und Friedrich von Rosenberg. Von beiden erstern finden wir Documente vor, welche beweisen, wie sehr sie bei ihrem Landesfürsten, Herzog Ernst den Eisernen, in Gunst und Gnade standen. Sigmund der Luxemburger, damals noch König von Ungarn, hatte im Jahre 1408 die Gräfin Barbara von Cilli geehlicht, und damit mehrere Besitzungen in Steiermark an sich gebracht. Die dießfalls mit den Grafen von Cilli und dem Landesherrn Herzog Ernst den Eisernen gemachten Verträge fielen dem König lästig, er erklärte sich daran nicht gebunden und es drohte zwischen ihm und Ernst ein blutiger Zusammenstoß. Hermann, der ältere Graf von Cilli, hatte hievon Friedrich von Flödnitz, Hauptmann von Steiermark benachrichtigt, und Herzog Ernst setzte sich in Bereitschaft, die Sache, wenn nicht durch friedliche Uebereinkunft, durch Waffengewalt beizulegen. Er schrieb derowegen unterm 28. Feb. 1412 von Neustadt aus an seinen lieben getreuen Christof von Rosenberg, er solle sich in Verfassung setzen, auf sein oder seines Landeshauptmanns Aufgebot zu Roß und Fuß zu ihm zu ziehen, sowie auch er der Herzog, wie bisher ihm geneigt bleiben wolle. Wenn es gleich nicht zum Kampfe kam, hatte Christof seine Treue bewährt, und Ernst nahm bei der zunächst sich bietenden Gelegenheit Anlaß, seine Gesinnung zu bethätigen. Diese war über kurz geboten, als Wülfing von Rosenberg von ihm die Lehensverleihung von zwei Huben zu Woko bei Pleschnitz, gehörig zur herzoglichen Burg Marburg, und eines Hofes sammt vier Hofstätten gelegen zu Wöstling, gehörig zur landesfürstlichen Herrschaft Gonowitz sich erbat, welche er ihm sonach erblich für Söhne selbst auch Töchter für ihn, seine Brüder und Erben verlieh; gegeben zu Graz den 24. Jänner 1414. *) Wülfing war seit 1400 mit Regina von Sinzendorf, und zum zweiten Male von 1414 an mit Katharina von Schram vermält, und starb 1421.

Den dritten Bruder Friedrich lernen wir aus einem Verzichtbriefe vom 28. Sept. 1419 kennen, den er ob eines Gutes zu Rabenegg an seinen Bruder Wülfing, dessen Gattin und ihre beiden Leibeserben anstellte. Einer dieser beiden, uns urkundlich bekannt und Stammhalter des Hauses, war Peter Wülfings Sohn erster Ehe.

Peter von Rosenberg sowie seine Söhne Georg und Ulrich lebten in den fruchtbaren Zeiten der Wieren, Türken- und Ungarnkriege unter Kaiser Friedrich IV., und setzten einen Theil ihres Erbgutes zu, um wenigstens ihr Bestehen zu sichern. Georgs Sohn, Maximilian, erlangte eine traurige Berühmtheit durch seine Verschwendung, welche er als im Gefolge Kaiser Carl V. vorzüglich auf seinen Reisen und Feldzügen sich zu Schulden kommen ließ, wornach er den Beinamen prodigus erhielt. Die Ueberlieferung legt seiner Gattin Juliana von Rottenburg den größten Theil davon zur Last; immerhin mochte sie, da sie dem Gemal auf seinen Zügen nicht folgen konnte, durch üble Hauswirthschaft und Unverträglichkeit dazu beigetragen haben, dem Gatten sein Bleiben zu verleiden. Wir erwähnen dieses Umstandes, weil er den Wendepunct des Geschickes des Rosenbergischen Hauses bildet, indem nach seinem im Jahre 1550 erfolgten Ableben seine beiden Söhne, denen er außer dem Stammsiegel und einem silbernen Eßlöffel kein Erbe hinterließ, genöthigt waren, ihr Glück anderwärts zu suchen, was, wie die Folge zeigte, auch in unerwarteter Weise sich bewährte.

Maximilian hatte seine Güter im Jahre 1530 an die Herbersteine [7]) verkauft, und sowohl er als sein Bruder Paul, Ritter von St. Jacob zu Compostella, seit 1519 von Spanien heimgekehrt, und mit Margaretha von Herberstein vermält, lebten mit ihren Gattinen zu Großsonntag, wo sie auch begraben liegen. Sein dritter Bruder Sigmund, deutscher Ordensritter, Mitstreiter bei der Vertheidigung Wiens gegen die Osmanen, starb am Ordenssitze zu Gemersheim im Jahre 1542, wo noch eine Grabschrift sein Andenken erhält, so wie sich derlei Erinnerungen an die ehemals in Steiermark seßhaften Rosenberge, in Wappenbildern, Glasmalereien und Grabmälern zu Großsonntag, Neggau, St. Florian u. a. O. erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

---

nach der Sprach- und Ausdrucksweise nur eine Art Transsume oder Uebersetzung aus späterer Zeit gewesen zu sein. Die Zeit der Urkunde fällt in die der Herrschaft Friedrich des Streitbaren von Oesterreich, welcher Steiermark für sich verwalten ließ. Die Weißenecker waren übrigens unter Friedrich dem Streitbaren in Steiermark sehr angesehen. Nach seinem Tode erhielt Dietmar von Weißeneck im Jahre 1251 von den dortigen Ständen die Vollmacht, König Bela's Enkel, Heinrich von Baiern, sich als Herzog zu erbitten.

*) Beide Thatsachen liegen uns nicht aus Originalurkunden bestätigt vor, sondern nur aus Abschriften, eigentlich ächtschriftlichen Vormerkungen, jenen entnommen und im Rosenbergischen Archive hinterlegt. Uebrigens finden sich die vielfach nicht übereinstimmenden genealogischen Angaben in Papratii Diadochus de reg. Bohem. T. I. und in der Stemalogr. p. II. Spicileg. Rittershusianum, part. post. in der schlesischen Chronik pag. 1430 u. f. f. Weingartens österr. Fürstenspiegel. Souveräne von Europa. Hübners genealog. Tabellen T. II. Tab 638, 639. Balbini Epit. reg. Bohemiae. Index sub voce: Rosenau. Genealog. Schauplatz des jetzt herrschenden Europa, S. 365. Schumanns jährl. genealog. Handbuch u. s. f. welche wir größtentheils einsahen, und woraus auch das Leipziger-Lexicon Zeidlers zum Worte „Uesini" schöpfte. Doch wir halten uns mehr an die Thatsachen, als bloße Geschlechtsregister.

*) Original-Urkunde im Rosenbergischen Archiv.

*) Original-Urkunde im Rosenbergischen Archiv.

*) Noch besitzen wir diesen Beelaufbrief, welcher eines von Maximilian besessenen festen Schlosses zu Genschä sammt Maierei und Burgfried und einer bedeutenden Zahl, namentlich mit allen ihren Gaben aufgeführter Unterthanen Meldung macht. Ebenso beträchtlich waren die Bergrechte von Weingärten bei Gruschä und Maebneg. Den Vertrag fertigten als Zeugen Bartlmä von Weißeneck und Christof von Waidegg.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 61. Klagenfurt, Dienstag, den 1. August. 1854.

Die Rosenberge.

(Fortsetzung.)

Ulrich von Rosenberg, Maximilians jüngerer Sohn, begab sich nach Ableben seines Vaters, ausgerüstet mit den nöthigen Kenntnissen im Verwaltungsfache, aus der Steiermark, wo es ihm an allen Mitteln fehlte, nach Kärnten. Unbekannt und dürftig mußte er sich durchbringen; da gelang es ihm zu St. Andrä im Lavantthale an der dortigen salzburgischen Herrschaft Dienste zu finden, und da er das Beste von dem Erbe seiner Väter, den alten Glauben, bewahrt hatte, erwarb er sich dadurch und seine sanftige Brauchbarkeit und Redlichkeit das Vertrauen seines Kirchenfürsten, und erhielt die dortige Verwalterstelle. Doch was mehr als alles dieses seine und seines Hauses Zukunft entschied, war seine Vermälung mit Margaretha von Hagendorf, Georgs von Lemschitz Witwe, die ihm einen sehr bedeutenden Brautschatz zubrachte. [1])

Christof Georg von Rosenberg, Ulrichs ältester Bruder, suchte und fand sein Glück in Oesterreich und Ungarn. Er ergriff das Kriegshandwerk, hielt sich wacker und zeigte solche Geschicklichkeit und Erfahrung, daß er vom Erzherzoge Carl mit eigenem Schreiben, gegeben Gratz den 15. October 1571, seinem Bruder Kaiser Maximilian II. anempfahlen, als Hauptmann oder Commandant an die Grenzfeste Dotis nach Ungarn entsendet wurde. Bei Bewahrung dieses wichtigen Grenzplatzes hatte er sich in dem Grade verdient gemacht, daß ihn die Stände Oesterreichs unter der Enns auf dem im Monate Mäez 1579 gehaltenen Landtage in den Herrn- und Ritterstand rücksichtlich dessen und seines altherkömmlichen Adels aufnahmen, worüber er dem Herrn- und Ritterstand unter 20. März 1579 den Reversbrief bezüglich der Angelobung der damit übernommenen Verbindlichkeiten übergab. [2]) Er starb im Jahre 1586 zu Dotis.

Ulrich von Rosenberg erbaute sich in St. Andrä ein Haus, gegenwärtig unter Nr. 48, Eigenthum des Fleischhauers Pongratz, in dem man noch vor einigen Jahren vor seiner Umgestaltung das Rosenbergische Wappen sah. Auch besaß Ulrich mehrere Landgüter in der Umgegend, wahrscheinlich auch Poltheim in der Pfarre Marein, wo er auch nach seinem im Jahre 1599 erfolgten Hinscheiden sammt Gemalin seine Ruhestätte fand. [3]) Ulrich hinterließ zwei Kinder, von denen sich die Tochter Dorothea mit Paul von Leobenegg vermälte, der Sohn Andreas aber sich zu St. Andrä auf dem väterlichen Besitzthume aufhielt, und 1596 mit Katharina Weiß von Schmelzhofen ehelich verband. Andreas, welcher durch sein Vermögen, seine Verbindungen und seine sonstige Ausbildung unter seinen Standesgenossen hervorragte, dem Erzherzoge Ferdinand aber durch seine Anhänglichkeit und seinen Eifer für die katholische Religion vortheilhaft bekannt war, erhielt, als im Jahre 1597 der Erzherzog zu Klagenfurt die Huldigung empfing, von ihm den Ruf, sich unter den Ständen Kärntens hiezu einzufinden, bei welcher Gelegenheit er denselben inmatrikulirt wurde. [4]) Andreas starb 1617 zu St. Andrä im Lavantthale, und wurde daselbst nebst einigen ihm in Tode vorausgegangenen Kindern in der dortigen Stadtpfarrkirche begraben.

Sein einzig übrig gebliebener Sohn Johann André, geboren zu St. Andrä den 7. Sept. 1600, vermälte im Jahre 1620 mit Johanna Freiin von Kulmer, zum zweiten Male im Jahre 1648 mit Gertraud Gräfin von Saurau, war der zweite Gründer seines Hauses, durch den es zu seiner nachmaligen Größe und Bedeutenheit emporkam. Den 30. Jänner 1621 in die ständische Versammlung introducirt, kaufte er, um im Lande begütet zu sein, das Jahr darauf das Gut Möderndorf bei Tanzenberg, veräußerte es jedoch wieder und brachte dafür Magerегg an sich, welches er nachhin im Jahre 1660 an den Freiherrn von Deutenhofen überließ. Nach und nach brachte er die Herrschaften Grafenstein, Sonnegg, Feistritz, Rechberg, Stein und Kreuschach an seine Familie, und war durch Besitz und Einfluß bald der erste Edle des Landes. Die Zeit der Gegenreformation, die Auswanderung vieler der Stände des Landes, die allgemeine Kriegs- und Geldnoth, der Mangel an solchen, welche K. Ferdinand II. mit Vertrauen und Verläßlichkeit an die Spitze der Angelegenheiten des Landes stellen konnte, gaben dem bemittelten, treu gesinnten, und jedem Fache der politischen Administration und der Rechtsverwaltung gewachsenen Rosenberg Gelegenheit, sich sogestalt emporzuschwingen. Bereits den 2. August 1633 wurde Johann Andreas von Rosenberg von Kaiser Ferdinand II. in den Freiherrnstand mit dem Prädicate von Lerchenau, Herr zu Grafenstein und Magerегg, erhoben. In dem diesfälligen Diplom führte der Monarch die Verdienste seiner Voreltern „uralten Stammes und Namens“ besonders die des Christof von Rosenberg, wirkl. Sr. Majestät Kriegsrath und Oberhaupemann von Dotis, dann die Leistungen des Johann Andreas, kais. Rathes, bereits neun Jahre Landrathes und Vizedoms, dann Landesver-

[1]) Der Heiratsvertrag, den wir noch im Originale vorliegen haben, datirt vom 26 Feb. 1585. Die Wiederlage wird der Braut versichert, „wie dann unter dem Adel im Land Kärnten der Gebrauch ist,“ und sich auf den „landleufftigen Schadendund im Erzherzogthum Kärnten berufen. Rosenb. Archiv.

[2]) Orig. im Rosenb. Archiv.

[3]) Die daselbst in der Mitte des Magdalenenaltares vorfindige Inschrift lautet: „Diesen Altar, welcher hievor von Herrn Ulrich von Rosenberg und seiner Ehefrau Margaritha geborne von Hogendorf aufgerichtet worden, und hieneben in Gott ruhen, hat dessen Urenkel Herr Wolf André Graf von Rosenberg beiden zur Gedächtniß renoviren und verbessern lassen anno 1679.“ An der Spitze des Altares erblickt man das Rosenbergische Wappen. Unter der Altarsstufe befindet sich ein großer weißer Leichenstein mit zwei Wappen, leider durch Abnützung unkenntbar geworden.

[4]) Khevenhüllers Annalen Tom. IV., Seite 1702. Eine ähnliche Berufung erhielt Andreas von Rosenberg vom

wesens auf, und erhob seine besondere Geschicklichkeit, Treue und Anhänglichkeit an Monarch und Vaterland. [5]) Das später im Jahre 1648 am 8. October von Kaiser Ferdinand III. [6]) an ihn ausgestellte Diplom vermehrte, außer der Erhebung in den Grafenstand, das Prädikat mit dem des Herrn „von Saaneg, Stein und Feyersberg", und erweiterte die Verdienste desselben mit seiner Verwaltung der Landeshauptmannschaft so wie als Vorstand und Burggraf der Stände in der Reihe von eilf Jahren. Es wäre zu weitläufig alle die von dem Kaiser dem zum Grafen Erhobten zuerkannten vorzüglichen Eigenschaften und bereits von seinen beiden Söhnen Georg Niklas und Wolf Andreas erworbenen Verdienste weiters aufzuführen. Um ihn mit einem vaterländischen Erbamte auszuzeichnen erhielt er unterm 29. Juli 1652 von K. Ferdinand III. das Oberststabelmeisteramt in Kärnten, welches er vermög Diplom Kaiser Leopold I., gegeben Laxenburg den 1. Juni 1660, mit den Herrn von Keutschach um das Erbland-Hofmeisteramt vertauschte. [7])

Dem zu so vielen Aemtern, Ehren und Würden Gelangten fiel jedoch, in den prüfungsvollsten der Zeiten, nämlich des dreißigjährigen Krieges, die Last zu, nicht nur für die auf das höchste gespannten Steuern und Abgaben, sondern auch für die Ruhe in jenen schrecklichen ruhmlosen Tagen zu sorgen. Der Knappenaufruhr, die Gährungen der zahlreich noch vorhandenen Protestanten, die wilden Anfälle der meuterischen Söldner und selbst der sanft friedlichen Bürger gaben ihm eine Aufgabe zu lösen, die bei der tobenden militärischen Hilfe im Rücken der im Reiche befindlichen Armee niederzuhalten und zu beschwichtigen, unter die schwersten gehört. Als, um nur der letztgenannten Bewegung zu erwähnen, am 2. Juni 1636 eine im Jesuiten-Collegium durch Unvorsichtigkeit ausgekommene Feuersbrunst ganz Klagenfurt verheerte und die zur Verzweiflung gebrachten Bewohner an jenem Orden, dessen Mitglieder in das Seminaristöckl jetzt Lindenhein sich geflüchtet hatten, sich vergreifen wollten, da rettete sie Rasenberg. Er wußte die empörte Menge zu beruhigen und führte die Patres, wie ein treuer Achates, nach dem Ausdrucke der gleichzeitigen Chronik, wieder friedlich in die ausgebrannten Mauern zurück.

Hat sich so Johann Andrä nun Graf von Rosenberg bleibende Monumente durch Geistesbegabung und Amtsthätigkeit im Andenken der Nachwelt gestiftet, errichtete er sich auch sichtbare durch den Bau der Hände. Das noch als eine Zierde der Hauptstadt Klagenfurt bestehende Rosenbergische Palais, so wie das einst so schöne und freundliche Schloß Maria Loretto sammt der Frauen-Cappelle, jetzt so weit es noch sein konnte, wieder renovirt, wurden von ihm neu erbaut und eingerichtet. Dieser den neuen Platz zu Klagenfurt beherrschende Rosenbergische Palast war der Zeuge großer Begebenheiten und die dreimalige Herberge eben so vieler Monarchen, der größten in der Christenheit, bei deren damals seltenen Reisen ein desto größerer Prunk sich entfaltete. Kaiser Leopold im Jahre 1660 bewohnte ihn als er die Huldigung Kärtens empfing, ebenso im Jahre 1728 bei gleicher Gelegenheit Kaisers Karl VI. und dann Kaiser Franz und Maria Theresia im Jahre 1765 mit dem Kaiserhofe bei der Durchreise nach Innsbruck; es war dieses, da doch die ständische Burg lange schon erbauet war, und jedenfalls sogleich für die Aufnahme der a. h. Herrschaften hergerichtet werden konnte, der augenfälligste Beweis, wie sehr diese Kundgebung der kaiserlichen Gnade auf der Voraussetzung der besondern Anhänglichkeit, Treue und freudigsten Opferwilligkeit einer Familie sich gründete, die so wie sie alles vom Kaiserhause empfangen, in jeder ihrer Handlungen dieses Bekenntniß aussprechen wollte.

Johann Andrä Graf von Rosenberg verließ das Zeitliche zu Klagenfurt den 4. Jänner 1667 und fand seine von ihm gewählte Ruhestätte zu Maria Saal wo noch sein Grabmonument zu sehen ist.

Die beiden Söhne erster Ehe des Grafen Johann Andrä von Rosenberg, Georg Nikolaus und Wolfgang Andrä traten in die väterlichen Fußstapfen und waren die Stifter der beiden Linien des Hauses, wovon jedoch die des letzteren jene seines Bruders überdauerte, so daß Wolfgang Andrä der Stammvater des noch gegenwärtig fortblühenden fürstlichen und gräflichen Hauses ist.

Georg Niklas, geboren den 6. Dezember 1623, war laut des im Jahre 1648 ausgestellten Grafendiploms bereits in seinem 25. Jahre k. k. Regierungsrath für Innerösterreich, k. k. Kämmerer, nachmals geheimer Rath, Präsident der geheimen Stelle in Graz und nach Abberufung seines Bruders Wolf Andrä, Burggraf in Kärnten, wo er zweimal nacheinander als ständ. Verordneter und im Jahre 1649 als Landesverweser fungirt hatte. Vermält unterm 7. Nov. 1649 mit Maria Sidonia Gräfin von Herberstein, Tochter seiner Stiefmutter, wohnte er in der Sommerszeit in dem Klagenfurt nahen 1671 von der Gräfin Dietrichstein erkauften Schlosse zu Weizenegg. Die Herrschaft Greifenburg sammt dem Gute Rattenstein brachte er im Jahre 1676 von F. Wilhelm von Cronegg und die dahin inkorporirte kleine Herrschaft Stein von Balthasar von Beverelli im Jahre 1682, dann endlich im Jahre 1693 die Herrschaft Rosegg von Anna Sidonia von Aichelburg käuflich an sich. Am 3. Dezember 1679 errichtete er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Wolf Andrä das Erbeinigungs-Instrument über das gräflich von Rosenbergische Primogenitur-Fideicommiß, um den möglichen einstigen Verfall des Stammvermögens zuvor zu kommen, wornach Georg Niklas seine Herrschaften und Güter: Grafenstein, Greifenburg, Rattenstein, Keutschach und Weizenegg; Wolf Andrä ingleichen Sannegg, Höhenbergen, Stein, Feiersberg, Rechberg, dann Loretto sammt allen Rechten und Zugehör zum bleibenden Fideicommiß einsetzten, so zwar, daß, so lange ein beiderseitiger männlicher Leibeserbe vorhanden sein würde, darauf eine weibliche Descendenz keinen Anspruch haben solle; doch solle die Posterität mit diesen Gütern zu bessern Aufkommen einen Tausch zu verfügen das Recht haben. Im Falle gänzlichen Aussterbens des Mannsstandes habe die weibliche Nachkommenschaft mit dem einzutreten, daß dafür 100,000 fl. zum adelichen Convict und 50,000 fl. in das Spital zu Klagenfurt abgegeben, und damit nach der detaillirten Bestimmung ermeldten Instrumentes gehauset würde. Auch wurden für diesen Fall aus dem Güter-Complex 12,000 fl. zur Erbauung eines Kapuziner-Klosters, am Orte, wo es ersprießlich erfunden, und 8000 fl. zu Stiftungen nach Maria Saal bestimmt. Außerdem bewirkten beide Brüder, wie Eingangs gemeldet, die Recognoscirung der Ursinischen Abstammung, und es wurde ihnen sammt Nachkommenschaft das kaiserliche

Erzherzoge unterm 8. Feb 1611 von Genz aus, womit ihn derselbe zu erkennen gab, daß sein Hinwegbleiben aus den ständischen Versammlungen den protestantischen Mitgliedern die Oberhand verschaffte, er ihn daher bei seinem Eifer für die kath. Religion und die Wohlfahrt des gemeinen Wesens auffordere, bei dem künftigen Landtage sich sicher einzufinden und thätigst zu wirken. Rosenb. Archiv.

[5]) Orig. Urkunde im Rosenb. Archiv.

[6]) Orig. Urkunde im Rosenb. Archiv.

[7]) Die betreffenden Original-Diplome in dem Rosenbergischen Haus- und Familienarchive.

Diplom zur Führung des Vornamens: „von Orsini“ ertheilt. Die Stände Oesterreichs unter der Enns, deren einstiges Mitglied Christof Georg v. Rosenberg bereits im Jahre 1586 ohne männliche Nachkommenschaft verstorben war, nahmen beide Brüder aus eigenem Antriebe im Jahre 1687, als Mitlandesstände auf, so wie sie im Jahre 1681 auf die fränkische Reichsgrafenbank aufgenommen, hernach 1687 auf den Reichstag selbst zu Sitz und Stimme introducirt wurden.

Georg Nikolaus starb in Klagenfurt den 28. April 1695 und wurde anfänglich in der von ihm in der Stadtpfarrkirche St. Egiden erbauten Capelle beigesetzt; nach zu Stande gebrachten Xavericapelle an der St. Peter- und Paulskirche aber in die dortige Familiengruft übertragen. Derselbe hinterließ drei Söhne, die wir zur leichtern Uebersicht nacheinander sammt ihren Denkwürdigkeiten aufführen:

Johann Friedrich erster Sohn Georg Nicolaus, geboren zu Klagenfurt den 7.Sept. 1654, wurde Kaiser Leopolds I. w. Kämmerer im Jahre 1682, ständischer Verordneter 1682 und 1689, st. Burggraf 1696, und den 16. Juni 1708 wirkl. geheimer Rath. Mit Maria Anna von Herberstein und später mit Beatrix Gräfin von Thurn verehelicht, erzeugte er nur mit letzterer eine Tochter, Beatrix Regina, nachhin verehelichte Geäfin von Dietrichstein. Er besaß vermög väterlichem Testamente Reutschach, Welzenegg und Rosegg, die nun laut Fidei-Commißinstrument beim Mannsstamm blieben und starb den 18 November 1723.

Leopold Josef, Georg Niklas zweiter Sohn, geb. zu Klagenfurt den 6. Sept. 1670, erhielt buech väterliches Testament Greifenburg, Stein sammt Rottenstein und Steinfeld; war Kaiser Josefs I. Kämmerer und geheimer Rath, und erheiratete von Charlotte Geäfin von Khisl, der letzten ihres Stammes, die Herrschaften Marbueg, Haimfeld, Freudnau, und starb ohne Kinder am 19. Juli 1737 zu Graz.

Georg Heinrich, Georg Niklas dritter Sohn, geboren zu Klagenfurt im Jahre 1678, erbte von ihm die Herrschaft Grafenstein, ward K. Leopolds I. w. Kämmerer und im J. 1713 Verordneter in Kärnten, gestorben 1727. Er erzeugte mit seiner Gemalin Antonia Freiin von Cronegg eine einzige Tochter, die Karmeliternone zu Neustadt wurde, und im Mäz 1786 starb.

Außerdem hatte Georg Niklas sechs Töchter, wovon zwei als Klosterfrauen zu Göß den Schleier nahmen, eine als Dominikanerin zu Mähreuberg ablebte, und drei sich verheirateten, und zwar Gertraud mit Ludwig Grafen von Lamberg, Sidonia mit Wilhelm Grafen von Attems und Anna Beatrix mit Erasmus Geafen von Saurau, Mutter von mehr als zwanzig Kindern.

Wolfgang Andrä Orsini Graf von Rosenberg, Bruder des vorigen, geboren den 2. Feb. 1626, trat früh in Hofdienste, und stano bei Erzherzog Leopold, der in den Niederlanden sich befand, als Kämmerer in Anstellung, trat dann unter das k. Militär, wuede bereits im Jahre 1647 Obristwachtmeister im Regimente des Infanten Don Felix. Nachdem er so seine militärische Cariere gemacht, zog er sich wieder auf seine Herrschaften in Kärnten, wurde 1654 ständ. Verordneter und 1666 Landesverweser, und nach Absterben seines Vaters Burggraf in Kärnten. In der Zwischenzeit wurden ihm wegen seiner Erfahrenheit in mehreren ausländischen Sprachen, Länderkenntniß und diplomatischen Brauchbaekeit mehrere Gesandtschaften, besonders jene in Spanien angeboten, die er aber ausschlug, und letztere dem Grafen von Pötting überließ. Indessen konnte er sich auf Kaiser Leopold I. eigenes Handbillet *) nicht entäußern, nachdem er den 27. Auguſt 1681 vom Kaiser zum Geheimrath war ernannt worden, sich im gleichen Jahre als k. k. Generalbevollmächtigter in Geleitschaft des Freiherrn von Strötmann und Herrn von Sallern nach Frankfurt a. M. zu Erneuerung des Nimweger Friedens zu begeben, wo er sein ihm übertragenes, mitunter verwickeltes Geschäft glücklich beendete. Am 25. März 1683 zum k. k. Kammerpräsidenten ernannt, erhielt er zur Anerkennung seiner Dienstleistungen am 31. Jänner 1688 das goldene Vließ, und es wurde ihm die Stelle eines Ajo bei den Erzherzogen Josef und Carl, welche beide nachhin den Kaiserthron bestiegen, angetragen, so wie die Erhebung in den Fürstenstand, welche Anstellung und Erhebung er jedoch, um nicht seiner eigenen zahlreichen Familie entzogen, und zu noch größern Aufwand in der Residenz genöthigt zu sein, ablehnte, und darauf 1693 alle seine Bedienstungen niederlegte.

(Fortsetzung folgt.)

Statistik der Geburten.

Dem 2. Hefte des 3. Jahrganges der von der k. k. Direction der administrativen Statistik herausgegebenen „Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik“ entnehmen wir folgende interessante Daten.

Im Jahre 1851 (November 1850 bis October 1851) wurden in den Kronländern Niederösterreich (ohne Wien), Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Küstenland (ohne Triest), Tirol, Böhmen, Mähren und Schlesien 452,234 Kinder, und zwar 232,837 Knaben und 219,397 Mädchen geboren. Darunter waren 385,007 eheliche und 67,227 uneheliche Geburten. 9081 wurden todt geboren. Die meisten Geburten fallen in die Monate Jänner, Februar und März.

Hinsichtlich des Standes der Geborenen, ob sie eheliche oder uneheliche seien, ergeben sich für die einzelnen Kronländer folgende Zahlen: Niederösterreich (ohne Wien) 34,652 eheliche und 6523 uneheliche; Oberösterreich 17,250 eheliche und 4155 uneheliche; Salzburg 3108 eheliche und 1058 uneheliche; Steiermark 22,771 eheliche und 7909 uneheliche; Kärnten 6161 eheliche und 3247 uneheliche; Krain 12,873 eheliche und 1205 uneheliche; Küstenland (ohne Triest) 14,930 eheliche und 405 uneheliche; Tirol 25,298 eheliche und 1882 uneheliche; Böhmen 164,011 eheliche und 27,851 uneheliche; Mähren 67,674 eheliche und 10,510 uneheliche; endlich Schlesien 16,280 eheliche und 2482 uneheliche Geburten.

Berechnet man das Percentual-Verhältniß, in welchem die unehelichen Kinder zu den ehelichen stehen, so ergeben sich in dieser Beziehung folgende Werthe: Auf je 100 eheliche kommen uneheliche in Niederösterreich (ohne Wien): 18.82; in Oberösterreich: 24.09; in Salzburg: 34.04; in Steiermark: 34.73; in Kärnten: 52.7; im Küstenlande (ohne Teiest): 2.71; in Krain: 9.36; in Tirol: 7.44; in Böhmen: 16.98; in Mähren: 15.53; in Schlesien: 15.23, somit im Durchschnitte 17.72.

In Bezug auf das Ausland ergeben sich folgende Verhältnißzahlen: Es kommen auf je 100 eheliche Geburten in Preußen (im Durchschnitte der Jahre 1816 bis 1849) 3.48; in den Niederlanden (1848—1850)

*) Rosenb. Archiv, Schubl. 1, Fach. 2, Nr. 9

Digitized by Google

5.14; in Schweden (1836—1840) 7.63; in Frankreich (1817—1848) 7.65; in Belgien (1849—1850) 9.40; in Hannover (1824—1843) 9.9; in Dänemark (1845—1849) 13.2; in Sachsen (1846—1849) 17.73; endlich in Baiern (1835—1844) 25.06 uneheliche Geburten.

Von den im genannten Jahre 1851 9081 Todtgeborenen entfallen auf das männliche Geschlecht 5177, auf das weibliche 3904, und zwar waren unter den Ersteren 4059 eheliche und 1118 uneheliche; unter den Letzteren 2907 eheliche und 997 uneheliche. Auf je 100 Todtgeborne kommen beziehungsweise eheliche: 58.27 männliche und 41.73 weibliche; uneheliche: 52.86 männliche und 47.14 weibliche, somit im Durchschnitte 57.11 männliche und 42.99 weibliche.

Bei Vergleichung dieser Verhältnißzahlen mit jenen der Neugebornen ergeben sich die auch anderwärts beobachteten Thatsachen, daß einerseits unter den unehelichen Neugebornen mehr Todtgeborne als unter den ehelichen vorkommen und daß andererseits unter den Todtgebornen verhältnißmäßig mehr Knaben als Mädchen sich befinden.

Im Jahre 1851 ereigneten sich im Ganzen 5434 Mehrlingsgeburten und zwar 5359 Zwillings- und 75 Drillingsgeburten. Die Zwillingsgebornen unterscheiden sich in dem Geschlechte der Zwillinge in folgender Weise: Lebendiggeboren, und zwar: 2 Knaben 3424; 1 Knabe und 1 Mädchen 3766; 2 Mädchen 3039. Todtgeboren, und zwar 2 Knaben 188; 1 Knabe und 1 Mädchen 148; 2 Mädchen 153. Die Drillingsgeburten unterscheiden sich in derselben Richtung folgendermaßen. Lebendig geborne: 3 Knaben 54. 2 Knaben und 1 Mädchen 68; 1 Knabe und 2 Mädchen 51; 3 Mädchen 31. Todtgeborene: 3 Knaben 3; 2 Knaben und 1 Mädchen 10; 3 Mädchen 8. (Oest. Corr.)

Notizen.

— Der Berichterstatter des Leipziger Localblattes schließt einen seiner Artikel über die Oper in Bezug auf zwei Gäste: „Uebrigens genieße Beide die hohe Stimmung unseres Orchesters." Er nimmt Gelegenheit diesen immer mehr umsichgreifenden Uebelstand in folgender Weise zu erörtern. „Die Leipziger Stimmung steht gegen die der süddeutschen Capellen um fast eine halbe Tonstufe höher, sie ist sogar noch schärfer als die der königlichen Capelle in Berlin. Die so hoch zu schätzenden Fortschritte der modernen Virtuosität der Instrumentalisten — und namentlich der der Violonisten — hat das Drängen nach hoher Stimmung hervorgerufen; denn eine Geige klingt klarer und schöner in scharfer Temperatur. Anderwärts haben Sänger und Capellmeister Einfluß und Macht genug gehabt, diesem die Mittel der Ersteren ruinirenden Uebelstande mit Erfolg entgegenzutreten; hier jedoch steigert sich die Temperatur mit jedem Jahre und es dürfte endlich an der Zeit sein, dem mit derselben Energie Einhalt zu thun, als dies bereits vor 30 bis 40 Jahren von dem großen Gesangsmeister Rossini bei der Pariser Oper geschah, wo sich dieses falsche Streben nach Oben damals schon zeigte. Es ist doch kein Zweifel, daß in der Oper das Personal auf der Bühne in erster, das des Orchesters — und bestände dies aus den ersten Künstlern der Welt — oder nur in zweiter Reihe steht.

— Die Hochzeiten der Jütländer sind für Gäste und Brautpaar keine kleine Anstrengung; das Fest währt beinahe eine Woche long. Schon acht Tage vor der Trauung reitet ein junger Bursche als Bittmann bei den Nachbaen herum, und ladet sie mit folgenden Worten ein: „Nachdem es dem dreieinigen Gotte gefallen, wahre Liebe zwischen den jungen A. B. und der frommen B. C. zu stiften, so wollen sie durch eine andächtige Copulation ihre eheliche Verbindung in der — Kirche, am Sonnabend den —, vollziehen lassen. Meine freundliche Bitte ist deshalb, Du wollest mit Frau, Kindern und Familie dem Vater der Braut die Ehre erweisen ꝛc." Diese Einladung vertritt die Stelle einer Verlobungskarte. Die Eingeladenen beeilen sich ihre Gratulationskarten in das Haus der Braut zu senden, welche aus Hühnern, Butter, Eiern, Rindfleisch und anderen Nahrungsmitteln bestehen. (Eine Ecke „pour féliciter" läßt sich bei diesen Visitkarten freilich nicht umbiegen.) Nach der Trauung bildet Tanz und Essen, dann Essen und Tanz den immer wechselnden Hauptheil des Festes, welches 3 bis 5 Tage währt. Ehemals tanzte man nach alten Kriegsliedern; jetzt ist bereits ein Orchester da, welches aus einer verstimmten Violine besteht, deren Solos der alte Musikant mit einem kratzenden Bogenstrich mißhandelt. Die Braut tanzt zuerst mit dem Mädchenkranze einen Rundtanz mit allen Mädchen. Dann geht sie weg, vertauscht den Kranz mit einer Frauenhaube und tanzt einen Rundtanz mit allen Frauen, wodurch sie symbolisch von diesen als eine der Ihrigen aufgenommen wird. In Seeland geht dieser Tanz sogar aus dem Hause heraus durch das ganze Dorf, mag der Weg sein wie er will. Die Trauung ist übrigens bei den Jütländern nur die Veröffentlichung der Ehe, welche als geschlossen betrachtet wird, sobald das junge Paar beim Prediger zur Verlobung oder „Jagilde" (Ja, gültig) sich eingestellt hat. Man sieht, die Jütländer haben „Civilehe" und „Visitenkarten" wie civilisirtere Nationen nur unter anderer Form.

— Das Begräbniß eines Buddhistenpriesters der zweiten Classe (die Leichen der Priester erster Classe werden verbrannt) findet erst dann statt, wenn der Todte drei Tage long auf einem Paradebett gelegen hat und am Abende des letzten Tages bei glänzender Beleuchtung eine feierliche Ceremonie angestellt worden ist, bei welcher der Gott Buddha erscheint, aber — nur dem Oberpriester sichtbar wird. Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang setzt sich unter dem Gepraffel von Raketen und anderen Feuerwerk der Trauerzug in Bewegung. Zuerst zwei Knaben, welche an langen Bambusstangen große flatternde Fahnen tragen; dann zwei Männer, eherne Becken schlagend; hierauf der Hauptleidtragende, in weißer (Trauer-) Kleidung, brennende Lichter, Weihrauch und die Gedächtnißtafel des Verstorbenen auf einem Tischchen vor sich haltend; nun der Sarg, an welchen sich ein langer Zug von Priestern in weißen Trauergewändern oder gelben Kleidern und von Bekannten des Verstorbenen anschließt. Der Sarg wird an einem Ort, welchen man bei Lebzeiten bestimmt, auf die Erde gestellt und dann ein Strohdach darüber errichtet. Eingegraben wird er nicht.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Frd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 62. Klagenfurt, Sonnabend, den 5. August. 1854.

Franz Xaver Luschin,

Fürsterzbischof von Görz.

(Nekrolog. *)

†† Es ist eine schwere Aufgabe, das Leben und Wirken eines edlen Menschen in seinen innersten Motiven, in seiner vielseitigen Entfaltung nach Außen treu und wahr aufzufassen und wiederzugeben. Wenn der Schmerz um den Hingeschiedenen das Auge umflort und trübet, das Herz mit bitterer Wehmuth erfüllt und die Hand des Schreibenden lähmt, so ist hinwieder das Gefühl, die Ueberzeugung, an dem Verewigten nach vollbrachter irdischer Laufbahn einen Gegenstand, vollendet und würdig der Darstellung, ein Vorbild für sich und alle die Genossen seines Standes gewonnen zu haben, ein Sporn, sich an dessen Darstellung zu wagen. Zu wagen, sagen wir; denn wo liegt wohl eine Gewährleistung, daß wir seine Züge, das Porträt seines geistigen Seins wiedergeben, wie es sein soll und wir es sollten! Doch wollten wir verzagen, jetzt, wo sein Andenken noch so frisch, so lebendig ist, wann könnten, dürften wir es unternehmen?

Ueber Fürstbischof Luschin wurden gleich nach seinem Tode mehrere Stimmen laut und außer den gegebenen äußern Umrissen seines Lebens und Wirkens in öffentlichen Blättern sprachen sich der hochwürdigste Fürstbischof von Trient, Johann Tschiderer, fürstliche Gnaden, in einem in diesem Blatte Nr. 21 abgedruckten lateinischen Hirtenschreiben über die Leistungen und die persönlichen Eigenschaften dieses seines Vorfahrs auf die ehrenvollste, anerkennendste Weise aus, so wie auch ein Aufsatz in dem slovenischen Blatte „Danica" seine letzten Lebensstunden in ergreifender Weise schilderte. Wir dachten sonach diese einzelnen Züge mit den eigenen und den Erinnerungen mehrerer seiner Freunde zu vereinigen, ohne fürchten zu müssen, des Guten von ihm zu viel zu sagen, vielmehr so weit hinter dem Originale zurück zu bleiben, als es nach dem Apostel 1. Corinth. 2, 17, wahr ist: „Der Geistige beurtheilt alles, er selbst aber wird von Niemanden beurtheilt." Mag daher der bereits Verewigte es uns vergeben, wenn wir ihn der Mitwelt, eigentlich der Nachwelt vorzuführen bemüht sind, ihn, dessen Tugend und Gottesfurcht im Kleide der Demuth verhüllt war. Was er auf der Welt geworden, darüber haben, nach dem Willen und nach der Zulassung des Allerhöchsten, Zeit, Umstände und Verhältnisse entschieden; die von ihm bekleideten Aemter, sein hoher Rang und die ihm erwiesenen Ehren haben das wahrnehmbare Gepräge seiner Geltung vor den Menschen nach und nach vollendet; der innere Gehalt, das edle Metall seines Charakters aber blieb, durch den Wechsel des Schicksals geprüft, sich immer gleich, unverfälscht und unverändert, ähnlich dem echten Golde. Indessen, weil die geistige Entwicklung, die Offenbarung des Wollens und Seins sich durch die Lebensverhältnisse bedingt, können wir nur diese verfolgend, jene in Betracht ziehen.

Luschin war am 3. December 1781 in der Nähe von Lind, nächst dem Gute Poggein, Pfarre Feinach, geboren, und erhielt, nach dem frommen Landesgebrauche, in der Taufe den Namen jenes Heiligen, den er, wie man zu sagen pflegt, mit auf die Welt gebracht hatte, den des h. Franz Xaver. Sein Vater Leonhard Luschin, Besitzer der gleichnamigen Hube, erfreute sich außer ihm nur noch einer Tochter und gab ihnen eine, wenn gleich einfache, standesmäßige, doch sorgfältige Erziehung, wobei ihm seine Gattin Barbara durch Gottesfurcht und Herzlichkeit würdig zur Seite stand. Franz besuchte die Schule zu Feinach unter dem braven Lehrer Josef Wedenigg. Dieser und die dortige Geistlichkeit bestimmten den Vater, da des Knaben Anlagen und Fleiß zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, daß er ihn in die Normalschule nach Klagenfurt und hierauf auch daselbst an's Gymnasium schickte, wo ihn sein Fleiß und seine Eingezogenheit besonders empfahlen. Im Jahre 1797 hatten die Stürme der französischen Revolution, so wie die Staaten und Völker auch die Geister aufgeregt, man sah in ihrem Gelingen eine Art Weihe ihrer Grundsätze, ihren Beruf, die Welt umzugestalten. Dieses Jahr war es auch, wo die Neufranken zuerst auf Alt-Oesterreichs Boden unter Bonaparte einzogen, und Kärnten, welches sie zuerst betraten, fühlte so sehr das Folgenreiche ihres unwillkommenen Erscheinens, daß alle kaiserlichen Behörden sich auflösten und die Beamten bis auf wenige das Land verließen.

*) Entnommen dem Salzburger Kirchenblatte. Wir haben zwar bereits eine kurze Biographie dieses Kirchenfürsten aus der „Wiener Zeitung" mitgetheilt, glauben jedoch, daß diese an interessanten Einzelnheiten reichere Schilderung aus der Feder eines bekannten kärntischen Geschichtsschreibers dem Leser ein gesteigertes Interesse bieten wird.
Anm. d. Red.

Kein Wunder, daß dieses Gefühl der Unsicherheit, des Bangens vor der Zukunft, auch der Jugend sich bemächtigte, und unser Luschin, wie mehrere seiner Collegen *), die Hörsäle verließen, um in ländlicher Abgezogenheit dem drohenden Schicksale zu entgehen. Franz Luschin, den Unwillen seiner Eltern über solch eine Entfernung von seinen Studien, deren Beweggründe sie in ihrer einfachen Weltanschauung nicht zu begreifen, nicht zu würdigen wissen mochten, befürchtend, kam daher bei nächtlicher Weile von dem nahen Klagenfurt in sein Vaterhaus zurück, schlich sich in die Kammer der Knechte und suchte an der Seite eines derselben scheinbar die Ruhe, denn seine geängstigte Seele mag sich mit den düstern Bildern seiner Zukunft beschäftigt haben. Seine Ankunft, sein so gewählter Aufenthalt wurde zuerst von der weckenden Magd bemerkt und der Mutter entdeckt, worauf dieselbe zum Sohne eilte und aus dessen Munde die niederschlagende Kunde seines Entschlusses vernahm, den Studien Lebewohl zu sagen und am heimischen Herde von der Erdscholle das karge Brot zu gewinnen. Wie war sie da in das Innerste verwundet und weinte bittere Thränen über den, wie sie glaubte, verlornen Sohn, den sie im Geiste schon vor dem Altare stehend gedacht hatte; wie den zornigen Vater beschwichtigen und die erstaunte Nachbarschaft aufklären? Endlich wagte sie zitternd den Scheitt, und kaum entgleitet dem bebenden Munde das Wort: Franz ist gekommen und will nicht mehr studieren, sondern Bauer werden. Der Vater war ruhiger als zu erwarten. „So soll er denn Bauer werden, es ist schon recht," antwortete der kurz angebundene Mann, ließ den Sohn kommen, befahl ihm die Stadtkleider abzulegen, reichte ihm das bäuerliche Gewand, seine eigenen Holzschuhe, legte ihm ein Strohband um die Hüfte, wie es die dortigen Knechte beim Mähen zu haben pflegen, gab ihm Sense und „Kumpf" und schickte ihn mit den barschen Worten auf die Wiese: „Hast du bei den Knechten geschlafen und gegessen, so magst du auch mit ihnen arbeiten." Somit war der künftige Primas von Gallizien, Lodomerien und Illyrien, der Fürstbischof von Teient und Erzbischof von Görz, Seiner Majestät geheimer Rath und Ordensritter nach Knechtesweise standesmäßig adjustirt und installirt! Die Mutter indessen eilte in Thränen aufgelöst zu Propst Hietl nach Teinach, welcher sie tröstete und ermahnte, den Sohn gewähren zu lassen, ihm keinen Zwang anzuthun; es sei zu erwarten, daß mit dem verziehenden Kriegs-Ungewitter und der Wiederkehr froherer Aussichten sich Alles von selbst geben werde. Franz, der eine Zeit die Stadt im Bauerngewand Säcke tragend betreten hatte, ging mit nächstem Studienjahre wieder von dem Pfluge zu den Schulbänken über, die er vor einem halben Jahre vermeintlich aussichtslos verlassen hatte.

Wenn schon diese Episode uns die Jugend- und Studienjahre Luschins, die väterliche Erziehung bezeichnend kund gibt, so sollte eine zweite noch herbere Prüfung über ihn kommen, welche die Grundzüge des mütterlichen Herzens, das so mächtig auf sein Gemüth einwirkte, veroffenbaet. Es war im Jahre 1800, wo unsern Franz zu Klagenfurt das Nervenfieber befiel und ihn an den Rand des Grabes brachte. Seine Schwester, fünf Jahre älter als er, eilte auf die Nachricht davon an sein Krankenbett und verließ es nicht, bis er genaß; dafür hatte sie den Keim des Todes gehoit und nach Hause gebracht, wo sie am 15. April 1800 als Opfer der Schwesterliebe starb. Die Mutter hatte sie gepflegt, der Krankheitsstoff sich auf sie verpflanzt, und da sank auch sie, vom Herzensleid bereits zerknickt, am 6. Mai 1800 dem Tode in die Arme. Das war viel, zu viel für den alternden Vater, der ihnen am 10. Juli 1804 in die Ewigkeit nachfolgte, und dem einzigen Sohne das freudenleere Haus, ach die vielbethränten Gräber hinterließ. Keines von Allen hatte es erlebt, was sie so sehr ersehnt, den geliebten Franz am Altare opfern zu sehen, er sollte es für ihre Seelenruhe thun. Die väterliche Behausung übergab nun Franz dem Sohne des Bruders seines Vaters, Besitzers der Tonitzhube im Dorfe Teinach, und ließ den äußerst billigen Kaufschilling als Capital darauf liegen, nicht ohne es später in der Zeit der Finanz-Crisis in dem beinahe auf Null reducierten Betrage zu empfangen. Nun lebt auch von dieser Seitenlinie kein Descendent mehr, nachdem der letzte Besitzer, Mathias Luschin, im Jahre 1852 auf der sogenannten Ruhestatt ob Völkermarkt todt gefunden worden ist. So konnte Franz wie sein heiliger Namensbruder, der von Assis, ledig des väterlichen Erbgutes sich frei dem höheren Berufe weihen.

Als Luschin, den 26. August 1804 zum Priester geweiht, kurz darauf zu Teinach primizirte, war von seinen nähern Anverwandten Niemand mehr im Leben, und selbst die Primiztafel war nicht in Lind, sondern im Herrenhause zu Paggern, dessen Besitzerin, die Witwe Margareth Maurer, geborne Kramer, Luschins geistliche Mutter war.

Nun hatte sich alles Irdische seinem Herzen entwunden; gleich den Aposteln steuerte er, einzig dem Herrn sich hingebend, in die Welt hinaus, und widmete mit ganzer Seele sich seinem h. Berufe. Als Stadtcaplan bei St. Egiden zu Klagenfurt vom December 1806 bis Ende Jänner 1808 angestellt, entwickelte er jene herrlichen Gemüths-Anlagen, jenen Drang, Gutes zu thun, Gottes- und Pflichtliebe zu verbreiten, welche ihn bald als ein hellstrahlendes Licht auf die Leuchte der Kirche stellten. Mit der Einfalt des Gerechten ließ er sich zu

*) Für die Kärntner mag es merkwürdig sein, daß mit Luschin auch jener Mathias Mikuta, welcher während der Raststunde, hinter dem Ochsengespann auf dem Pfluge sitzend, den Livius las und Franz Krammer, vulgo Hoisl am Berg, welcher sich hernach als Bauern-Philosof und rationaler Landwirth auffallend machte, die Studien verließen.

dem Geringsten herab, er hatte für Alle Ohr und Herz, besonders auch für die Jugend. Schreiber dieses, damals kaum den Kinderschuhen entwachsen, gedenkt noch mit Rührung, wie er als angehender Humanist bei demselben Zutritt, Belehrung und Ermunterung fand. Diese Anstellung Luschins war es auch, die seiner künftigen Laufbahn eine bestimmte Richtung gab und nach der Absicht der Vorsehung den Weg zu seiner Erhebung öffnete. Doctor Rupert, damals am Lyceum zu Klagenfurt, Professor des Bibelstudiums, hatte als solcher Luschins besondere Vorliebe und Fähigkeit für das Studium der orientalischen Sprachen kennen gelernt, er munterte ihn nun auf, seine Forschungen im theologischen, besonders Bibelfache fortzusetzen, half ihm mit den einschlagenden Werken und bereitete ihn auch in den andern Doctrinen der Theologie in der Art vor, daß er in der Lage war, bereits im Jahre 1807 in Wien, wo er, eine kurze Zeit zwar nur, die Vorlesungen des berühmten Jahn hören konnte, die bezüglichen Rigorosen zu bestehen, in Folge dessen er am 16. Jänner 1808 zum k. k. Professor der morgenländischen Sprachen und des Bibelstudiums zu Graz ernannt wurde. Nun konnte er sich vollends in seinem Fache ausbilden und die damals noch seltene Promotion zum Doctor der Theologie wurde ihm im Jahre 1813 zu Theil. Indessen auch hier suchte und erhielt sein frommes Gemüth Befriedigung, indem er die Beichtvater-Stelle im dortigen Elisabethinenkloster übernahm; ein Institut, welches er bereits in Klagenfurt, wo seine Schwester im gleichnamigen Kloster längere Zeit sich aufgehalten hatte, lieb gewann, und wohin er mit seiner Milde und Besonnenheit, herzlichen Theilnahme und gleich bleibenden Geduld vorzüglich paßte. Auch hielt Luschin vom Jahre 1810 bis 1814 die akademischen Exhorten am Grazer Lyceum, und wurde vom Collegium der Professoren für das Studienjahr 1815 zum Rector erwählt. Seine Lehrweise und Persönlichkeit machten auf die Studierenden, wie auf die Professoren einen gleich günstigen Eindruck; überall gab sich sein Wohlwollen, sein bescheidener Eifer für gediegenes Wissen, für die Sache der Religion und Sittlichkeit zu erkennen, und man glaubte den allseitig tüchtigen, geehrten und geliebten Mann nicht besser auszuzeichnen und allgemeiner nützlich zu machen, als daß man ihm im Mai 1818 auch das Direktorat der Filosofie übertrug.

Diese so vielseitige Verwendbarkeit Luschins konnte den hohen und höchsten Stellen nicht entgehen, und selbst Kaiser Franz, der bei seiner wiederholten Anwesenheit in Graz mit dem Allerhöchstdemselben eigenen Scharfblicke den klaren, praktischen und erleuchteten Mann kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und der ihm von da an besonders gewogen blieb, fand ihn zu einer Oberleitung des geistlichen und Studienfaches vorzüglich berufen. Als daher der damit betheilte Posten eines Guberniairathes zu Innsbruck zu besetzen kam, erfolgte seine Ernennung dazu mit Allerhöchster Entschließung vom 6. Jänner 1820.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rosenberge.

(Fortsetzung.)

Kaiser Leopold, der seine Dienste zu würdigen wußte, beschenkte ihn mit 100.000 fl. nebst dem Freihaus in der Herrengasse Wiens. Wolf Andrä kaufte davon die Herrschaft Prumet oder Brunhof in Mähren so wie er schon früher 1669 von dem Grafen von Ursenbeck Hagenegg zur Herrschaft Sonnegg gekauft hatte. Auch war er der Erbauer der geräumigen und prachtvoll ausgestatteten Kavericapelle an der Jesuitenkirche zu Klagenfurt und der dortigen Familiengruft. Den 23. Jänner 1695 erhielt er für die kärnt. Rosenbergische Familie das Inkolot in Böhmen und Mähren. [1]) Er starb in Wien den 21. October 1695 und liegt daselbst bei den Schotten in der von ihm zur Hälfte erkauften Fürst Porcio'schen Gruft begraben. Er war drei Mal verehelicht. Das erste Mal mit Eva Regina von Welz. Sie starb 1670 und ruht sammt ihrer Tochter Rosa Elisabeth, welche bereits mit dem Grafen Orsini Blaggai versprochen war, in erwähnter Kavericapelle. Hierauf vermälte er sich mit Beatrix Geäfin von Thurn und endlich nach deren baldigen Ableben mit Ernestine Barbara, des Grafen und Feldherrn Montecuculi Tochter, Franz Theistofo Grafen von Chevenhüllers-Witwe. Aus erster Ehe erzeugte Wolf Andrä die Söhne Josef Paris, und Franz Andrä und die Comtesse Elisabeth Rosa, welche, wie gesagt, 1670 starb. Aus dritter Ehe die Söhne Philipp Josef, Leopold Anton gest. 1706, und die Töchter Marie Ernestine vermählt mit Sigm. Seyfried Grafen v. Gallenberg, Maria Antonia vermält mit Seyfried Fürsten v. Eckenberg, und Maria Gabriela vermält mit Sigmund Herr von Stubenberg.

In dem Maße sich die gräfliche Familie erweitrete, häuft sich die Schwierigkeit, die Uebersicht ihrer Schicksale und Thaten auf das nothwendige Maß der Verständlichkeit zu beschränken. Wir wählen daher die Hauptpersonen, denen ihre Stellung, ihr Einfluß gestattete, Geschichte zu machen, und die mehrmals nicht ohne Kraft und Geschick eingriffen in die Speichen der dahinrollenden Zeit, oder doch auf dem Schauplatze der Welt so eine Rolle spielten, daß sie uns einen Einblick in den Character ihrer Zeitperiode verschaffen. Wir halten uns daher, um den Ueberblick nicht zu verwieren, an die Woligang Andräische Linie, nachdem die des Georg Niklas ausgegangen; doch so, daß wir ihre vorzüglichsten Auszweigungen, nach der Priorität bis zu ihren Ausgang verfolgen, und dann auf die nächste übergehen.

Josef Paris Orsini Graf von Rosenberg, erstgeborner Sohn Woligang Andrä's, geb. zu Klagenfurt den 18. Juni 1651, wählte wider den Willen seines Vaters von Jugend an den Militärstand, und wurde Hauptmann im k. Regimente des Maequis de Grana, Rittmeister im Robatischen, endlich Oberstlieutenant im Rosatischen Regimente. Als dasselbe seinem Eigenthümer dem Baron von Rosa von Seite des Hofkriegsrathes abgenommen wurde, erhielt Josef Paris es als wirklicher Oberster, und dieses war die Veranlassung seines tragischen Endes. Nach Kreuz in Croatien als Commandant beordert und aufgenommen als deutscher Herr, überließ er das Kreuz dieses Ordens seinem Anverwandten Wolf Andrä Freiherrn von Kulmer, und ehelichte im Jahre 1681 Cäcilia Comtesse Lomberg.

Im Jahre 1683, wo der Einfall des Großvezirs Kara Mustapha eine allgemeine Kriegsbereitung nothwendig

[1]) Rosenb. Archiv, Schubl 1, Fasc. 2, Nr. 29.

Digitized by Google

machte, erhielt er den Posten eines Stadtobersten der Veste und Hauptstadt Klagenfurt. Der glückliche Entsatz Wiens enthob ihn der Aufgabe, seine Vaterstadt gegen die Osmanen zu vertheidigen, wogegen ihn Kaiser Leopold I. als Kammerherrn zur Dienstleistung nach Wien berief. Hier geschah es, daß, als er am 1. April 1685 seinen Freund Carl Grafen von Roppach mit seiner Equipage zu sich auf Mittag abholte und durch die Herrengasse fuhr, er von seinem ehemaligen Obersten dem Baron von Rosa im Wagen unversehens, ohne Zeit zu haben ihn zu verlassen, angefallen, und mit zwei Stichen ermordet wurde. Er fand seine Ruhestätte bei den Schotten in der Rosenbergischen Gruft.

Sein einziger Sohn Wolf Sigmund, geboren in Wien den 5. April 1682, schlug die Laufbahn der Civildienstleistung ein, ward im Jahre 1724 k. k. Kämmerer und geheimer Rath, im Jahre 1727 Landesverweser, 1728 Landeshauptmann, und 1733 Burggraf in Kärnten und starb den 17. April 1739 zu Thalenstein, bestattet in der Xaveri-Capelle zu Klagenfurt. Wolfgang Sigmund erbte von Grafen Leopold Josef aus der Graf Orsini Rosenberg-Georg-Nikolsischen Linie die Herrschaft Rasegg und Freudenau, so wie denn überhaupt die Güter und Herrschaften derselben nach und nach auf die Enkel des Grafen Wolfgang Andrä übergingen. Er hinterließ von seiner Gattin Elisabeth Christina Gräfin von Hohenfeld, mütterlicher Seits Enkelin des berühmten Kriegsleiden Grafen Rüdiger von Starhemberg, zwei Söhne die ihn überlebten, Franz Xav. und Philipp. Letzterer geboren zu Klagenfurt im Jahre 1734, widmete sich dem Militärstande, wurde 1777 zweiter Oberst des Kallenbergischen Infanterie-Regimentes, resignirte diese Stelle, wurde deutscher Ordensherr der Ballei Münster Vulsen, und starb im hohen Alter im Jahre 1821. Wir wenden uns daher seinem ältern Bruder zu, welcher die Ehre und den Ruhm seines Hauses auf den Scheitelpunct heben sollte, um bei ihm, dem letzten seines Zweiges, aber dem ersten der Fürsten von Rosenberg desto länger zu verweilen.

Franz Xavier erblickte das Licht der Welt in Wien am 6. April 1723. Nach dem Tode seines Vaters, den er in seinem sechzehnten Jahre verlor, begab er sich aus Kärnten, in dem er seine Kinderjahre verlebt und die Grundlage der wissenschaftlichen Bildung erhalten hatte, mit seiner Mutter nach Wien, um daselbst die Studien zu vollenden. Er hatte nach seinem Vater, die an diesen als Universalerben des Grafen Leopold Josef gekommene schöne Herrschaft Rosega, die Hälfte des Rosenbergischen Hauses zu Klagenfurt, ferner von demselben die Herrschaft Halmburg, und nach dem im Jahre 1758 erfolgten Ableben seiner Mutter die Herrschaften und Güter Thalenstein und Niedertrixen, die letztern drei jedoch gemeinschaftlich mit obbenannten seinem Bruder Philipp geerbt.

Obwohl ihn ein so ansehnlicher Besitz aller Lebenssorgen und jeder Dienstesleistung enthoben hätte, führte ihn doch seine Sehnsucht dem Staate nützlich zu sein und sich in der großen Welt auszubilden, sobald er seine Studien vollendet, auf die Bahn der Diplomatie. Bereits in seinem 19. Jahre zum Kämmerer ernannt, erhielt er die Bestimmung, bei dem k. Gesandten in London, Baron von Waßner, Dienste zu thun.

Dieser diplomatische Posten war damals, wo Maria Theresia von allen Seiten angefallen, nur in der Treue ihrer Unterthanen und in König Georg II. von England eine Stütze fand, von erster Bedeutung, und Waßner verstand seine Königin bei demselben wie dem Parlamente würdig und nachhaltig zu vertreten. In dieser Schule bildete sich Rosenberg, so wie er nachhin bei dem Grafen Ferdinand von Harrach in Mailand sich im politischen und Verwaltungsfache einübte. So ausgerüstet mit dem Scharfblicke des Diplomaten und des Geschäftsmannes konnte er bereits im Jahre 1750 als kaiserlicher Gesandter nach Kopenhagen gehen. Hier sah er einen musterhaften Hof; in Friedrich V. einen von seinen Unterthanen geliebten König, in dem Grafen von Bernstorf einen trefflichen Minister. Sieben glückliche Jahre verweilte er dort und legte, als er am 5. März 1757 schied, seine Geschäfte in die Hände des k. Reichshofrathes Grafen von Dietrichstein als seines Nachfolgers. Dann erhielt er die Bestimmung, an die Stelle des von Madrid abgerufenen Gesandten Grafen von Migazzi in gleicher Eigenschaft nach Spanien zu gehen. Es war, nachdem Kaunitz die Verbindung der beiden sich seit Jahrhunderten feindselig gegenüberstehenden Dynastien Habsburg und Bourbon zuwegen gebracht, eine der Hauptabsichten des österreichischen Hofes, die Familienbande durch Heiraten aneinander zu knüpfen, um so mehr, da hiezu die Wahl bei den katholischen Höfen so beschränkt war. Bei Neapel war bereits im Jahre 1762 die Verlobung des dortigen Königs Ferdinand IV. mit der kaiserlichen Prinzessin Johanna vor sich gegangen, doch sie starb bald darauf an den Blattern; doch wurde, wie wir wissen, dieses Band in der Folge vom neuen geknüpft, und bald darauf auf gleiche Art der Hof von Versailles mit dem von Wien verbunden. Mittlerweile war es der Kaiserin vorzüglichste Sorge, ihren Sohn Leopold, Nachfolger im väterlichen Reiche, in dem schönen Großherzogthume Toscana zu verehelichen, und Graf Rosenberg erhielt den Auftrag, die Verbindung mit der Tochter des Königs von Spanien Carl III., Marie Louise, einer hoffnungsvollen Prinzessin zu Stande zu bringen. Die Kaiserin verlieh Rosenberg dazu den Charakter als Botschafter, und als solcher brachte er am 9. October 1763 in einer besondern Audienz die Vermälung der Prinzessin in's Reine, welche er bereits vorläufig zur Zufriedenheit beider Contrahenten eingeleitet hatte. Die förmliche Werbung geschah am 14. Februar 1764, worauf am 15. vom Könige und dessen Familie einer- und dem Grafen Rosenberg als kais. Bevollmächtigten andererseits die Ehepacten gezeichnet wurden. Am 16. geschah zu Madrid die Vermälung durch Procuration, der Prinz von Asturien vertrat den Bräutigam. Feste folgten nun auf Feste, wobei Rosenberg seinen Hof würdig repräsentirte, bis endlich die Abreise erfolgen konnte, wo es Rosenberg, wie einst Khevenhüller, zufiel, die königlich spanische Braut nach Oesterreich zu begleiten. Das Beilager sollte im August 1765 in Innsbruck mit möglichster Pracht vor sich gehen, wohin der a. h. Hof über Kärnten sich begab, und den 11., 12. und 13. Juli zu Klagenfurt sich aufhielt, wo das Kaiserpaar Franz I. und M. Theresia im Rosenbergischen Palaste, und der römische König Josef I. in der prächtig erneuerten ständischen Burg wohnte. Am 14. Juni war auch die kön. Braut aufgebrochen, von Carthagena nach Genua überschifft, wo sie von dem kais. Bevollmächtigten Grafen von Rosenberg übernommen und nach Innsbruck geleitet wurde, wo sie am 5. August feierlich einzog.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 63. Klagenfurt, Dienstag, den 8. August. 1854.

Franz Xaver Luschin,
Fürsterzbischof von Görz.

(Fortsetzung.)

Wer alle die Veränderungen man muß sagen alle Umwälzungen, erwägt, welche das viel geprüfte Tirol während der Baiern- und Franzosen-Herrschaft erlitt, zu deren Wiederherstellung doch nur erst eine sehr kurze Zeit geboten war, kann die Schwierigkeiten ermessen, welche Luschin bei Reorganisation der ihm obliegenden Fächer bei der Durchführung der Pfründen-Dotation und der gleichartigen Schuleinrichtung zu überwinden hatte.

Drei Jahre hatte Luschin rastlos in seinem Referate gearbeitet, sein einfacher Sinn, sein Wohlwollen, seine Biederkeit, hatte im Lande der Treue und Offenheit lebhaften Anklang gefunden, da fand auch Kaiser Franz ihn reif für den nun seit Emanuels Grafen v. Thun Hinscheiden durch fünf Jahre ledig gestandenen uralten Bischofssitz von Trient und ernannte den als Priester und Geschäftsmann, als Theologen wie als Organisator gleich bewäheten Mann unterm 12. November 1823 zum Fürstbischof von Trient. Se. Heiligkeit Papst Leo XII. ertheilte ihm am 24. Mai 1824 die Bestätigung. Am 3. October 1824, zu Salzburg von seinem Metropoliten, Fürsterzbischof Augustin Gruber, zum Bischof conferirt, zog der Kirchenfürst am 17. desselben Monats in seine Residenz ein, von der Bevölkerung mit aufrichtigem Jubel begrüßt. Allerdings hatte er als geistlicher und Studien-Referent auch im südlichen Landestheile sich den vortheilhaftesten Ruf erworben; indessen so ganz dornenlos wae seine Bahn bei so manchem Vorurtheile ob der Nationalität und seiner Herkunft nicht, selbst seine Residenz mußte er Anfangs in einem ungelegenen Locale nehmen, doch was wußte er nicht auszugleichen und zu ertragen. Das schönste Zeugniß seines Thuns und Wirkens liefert uns nun nach seinem Hinscheiden, nach dreißig Jahren seines dort begonnenen Hirtenamtes der Eingangs erwähnte hohe Erlaß seines unmittelbaren Nachfolgers. Wir können dessen Worte nicht in der lateinischen, so kraftvollen Ausdrucksweise des Orginals geben, da wir diese Zeilen auch zu weitern nicht clerikalischen Kreisen gelesen wünschen; müssen uns daher nur auf die Hauptzüge des so ansprechend entworfenen Bildes beschränken. Vor Allem erstreckte sich seine Sorgfalt auf die Erziehung des Clerus. Er erweiterte mit nicht geringen eigenen Kosten das Priester-Seminar, betheiligte sich mit den ihm inwohnenden Kenntnissen an den Studien der Alumnen, mit der Wärme eines gotterfüllten Herzens an ihren geistlichen Uebungen. Er bewirkte die Restauration des Kathedral-Capitels und benahm sich bei diesem schwierigen Geschäfte mit jener Gerechtigkeitsliebe, jenem standhaften Eifer für das Beste der Religion und Disciplin, der allein zum Ziele gelangt. Hatte er in seiner Umgebung das Feld bereitet, so konnte er desto ungehinderter seinem Herzensdrange folgen und seine unter zwei so verschiedenartige (wer denkt nicht des Jahres 1848) Nationalitäten getheilte Diöcese in ihrem ganzen Umfange, mitunter in ihrem schwer zugänglichen Theilen durchreisen und überall die Merkmale seiner Hirtenliebe, seines frommen und wohlthätigen Sinnes hinterlassen. Seine Geschäftserfahrung, sein Scharfsinn und seine Klugheit wußte in allen noch so verwickelten Angelegenheiten — und wie viele deren gab es dort damals nicht! — Rath, Ausweg und Abhilfe. Bescheiden im Worte, wie enthaltsam im Leben, feurig in der Liebe wie im Eifer und doch so demüthig, daß er niemals was selbst gethan zu haben scheinen wollte, bis zur gänzlichen Erschöpfung seine Geldmittel freigebig und erbarmungsvoll gegen die Armuth, war an ihm so ganz des gekrönten Propheten Wort in Erfüllung gegangen (Psalm 111, 9,): „Er streuet aus, gibt den Armen, seine Gerechtigkeit bleibt ewig, seine Kraft wird erhöhet in Ehren." So war es auch; denn Allen Hirt, Schutz und Vater, besaß er die Herzen Aller, und als er nach zehnjähriger Wirksamkeit seine ihm so theuer gewordene Herde, folgsam höherem Willen verließ, da durchbebte Alle ein gemeinsamer Schmerz, es war wie bei des Apostels Abschied von seinen geliebten Ephesiern, die da weinend trauerten, daß sie sein Angesicht nicht mehr schauen sollten. So weit des hohen Kirchenfürsten Worte, womit Hochderselbe ihn den nun Hingeschiedenen dem frommen Gebete Jener empfahl, bei denen dieselben weil so ganz aus ihrer Ueberzeugung, aus ihren Herzen geschrieben, den vollsten Anklang finden mußten. Gewiß sie ehren den nicht weniger, der sie sprach, als den, dem sie gegolten.

Die Veranlassung, Luschin aus dem Kreise seiner Herde, mit der so heilige, man kann sagen so unauflösliche Bande ihn vereinigt hatten, abzurufen, war die

eingetretene Nothwendigkeit für den leer gewordenen Sitz des Primas von Galizien und Lodomerien, für den Metropolitanstuhl zu Lemberg ein geeignetes Individuum zu finden. Fürsterzbischof Andreas Alois Graf v. Ankwicz hatte seinen bisherigen Bischofssitz mit dem gleichbedeutenden eines Fürst-Erzbischofs von Prag vertauscht; die Erschütterungen der Revolution in dem nachbarlichen Königreich Polen hatten sich dem stamm- und sprachverwandten Lande vielfach mitgetheilt und das Sein alldort war dem Gliede einer dem Habsburgischen Regenten treuest ergebenen altadeligen eingebornen Familie unvereinbar mit der Stellung als Oberhirt geworden; doch was dem Vorgänger schwer fiel, sollte auch den Nachfolger aus manchen Gründen noch empfindlicher berühren. Als daher Franz Xaver nach dem Wunsche und über Ernennung seines ihm so gnädigen und ganz von seinem Werthe durchdrungenen Monarchen, Kaiser Franz I., gegeben unterm 10. Februar 1834, am 23. August q. J. Trient verließ, und nach dem nöthigen Aufenthalte in Wien den 6. November darauf in Lemberg eintraf, stellte aus Allem was er bereits bei seiner damaligen Introniſation und im Verlaufe der nächsten Zeit wahrnahm, sich dem so treuberzigen, wohlwollenden und durch die bisherige Amtirung zu den Gemüthern seiner Diöcesanen zur vollen Hingebung gezogenen Oberhirten die traurige Ueberzeugung zur vollen Gewißheit dar, daß hier der Ort seines Wirkens und Bleibens nicht sei. Er bat daher Se. Majestät um eine anderweitige, wenn auch noch so untergeordnete Verwendung, die ihm jedoch, nach der Fügung der weisesten Vorsehung, der Kaiser in seinem unveränderten Wohlwollen mit a. h. eigener Einsicht willfährig in dem damals gerade erledigten Sitze eines Fürsterzbischofs von Görz und Metropoliten von Illirien gewährte. Der am 9. Jänner 1835 ausgefertigten Ernennung folgte am 9. April q. J. die Bestätigung des heil. apostol. Stuhles, und am 22. August 1835 feierte Görz die Ankunft seines neuen Kirchenfürsten. Wahrlich, nicht leicht konnte eine Wahl glücklicher getroffen sein: denn Erzbischof Franz Xaver brachte außer seinen erprobten Hirten-Eigenschaften die volle Kenntniß der dort sich als an Deutschlands Endpunkte vereinigenden drei Nationalitäten: der deutschen, slovenischen und italienischen mit, er konnte ihnen Alles in Allem werden.

Sollten wir Luschins neunzehnjähriges Wirken an seinem neuen, nun auch letzten Posten in seinem ganzen Umfange schildern, wir müßten nicht nur das bei Trient Gesagte wiederholen, sondern auch mit neuen Zugaben, wenn auch bis zur Weitläufigkeit, doch immer weit hinter dem verdienten Maße erweitern. Wir wollen uns daher vorzüglich nur an jenes halten, was seine jüngste Stellung Sonderheitliches und Auffallendes bot. Hatte die Revolution der Julustage Frankreichs herrschende Dinastie gestürzt und Europas Ruhe bedroht, so sollte dieselbe in Görz, in diesem schön gelegenen ruhigen, aber diplomatisch nie merkwürdigen Orte eine Zufluchtsstätte finden. König Karl X., sein Sohn der Herzog von Angoulem und seine Gemalin, Maria Theresia, die unglückliche Tochter der noch unglücklicheren Königin Antoinette, die Enkelin der unvergeßlichen Kaiserin Maria Theresia, der Prätendent von Frankreich, der Graf von Chambord, waren mit einem Häuflein Getreuer zuerst nach Holyrood-Castle in Edinburg, dann nach Prag übersiedelt. Das Unglück der königlichen Familie, ihre strenge Religiösität, ihre Wohlthätigkeit, Herzensgüte und ihr einfaches Wesen hatten sie durch die französischen und englischen radikalen Blätter irre geführte öffentliche Meinung versöhnt und berichtigt, und überall entgegnete ihr Hochachtung und Theilnahme. Sie war im gleichen Jahre mit Fürsterzbischof Luschin in Görz angekommen und dieses Zusammentreffen ward als ein günstiges Zeichen des Himmels angenommen; denn gleich beim ersten Sehen und dem baldigen Erkennen mußten gleiche Seelen sich auf das engste verbinden. Luschin war nun der königlichen Familie Tröster und Gesellschafter, letzteres freilich einzig in dem Maße seiner freien Zeit. Nur ein Jahr sollte der bereits hochbetagte, vielgeprüfte König Karl X. in Görz noch zubringen; es traf ihn das gemeinschaftliche Loos aller Sterblichen, welches Glückliche und Unglückliche von hinnen führt, Kronen und Scepter zerbricht. In diesen schweren Tagen erprobte es sich, wie theuer und werth der treue Hirt der Seelen der königlichen Familie war, der er auch von nun an bis zu ihrem Scheiden von der Ruhestätte ihres Oberhauptes nahe blieb. Noch werden sich in dem kleinen, von seiner Wohlthätigkeit nicht verwendbaren Verlasse mehrere jener werthvollen und sinnigen Andenken finden, womit die königliche Familie ihren geistlichen Freund und Tröster ehrte.

Dieses Ereigniß bildete einen der Hauptabschnitte in Luschins sonst zurückgezogenen, aber thatenvollen Leben, welches er einzig seiner Hirtenpflicht weihte. Eine seiner vorzüglichsten Bemühungen war die Gründung und Erhaltung wohlthätiger Institute. Als solche nennen wir die Taubstummen-Anstalt, das Krankenhaus für das weibliche Geschlecht und alte Arme, da Görz in dem Spitale der Barmherzigen ohnehin eine Krankenanstalt für das männliche Geschlecht besitzt; ferner ein Institut für arme verlassene Kinder. Außer, daß er diese, so wie er ihr Gründer war, mit reichen Almosen unterstützte, übte er an allen andern bestehenden Anstalten dieser Art an den dort zahlreichen Schaaren der Armen jeder Gattung die Tugend der Wohlthätigkeit ganz nach dem Beispiele eines Vincenz de Paula. Es wäre zu weitläufig und eine fortwährende Wiederholung, wenn nicht der Thatsachen, doch der Worte, ihn von dieser Seite noch ein Weiteres zu schildern; genug, daß man nach seinem Tode nicht einmal so viel an Baarschaft fand, die nothwendigen Be-

gräbnißkosten aus derselben bestreiten zu können, daß er, um bei dem zunehmenden Mangel, und dieser hatte im Mißjahre 1853, wo die Traubenkrankheit die letzte Hoffnung des Landmannes vernichtete, den höchsten Grad erreicht — in seinen alten Tagen selbst seine Pferde veräußerte, und sonach, wenn es das Kirchenfest oder sonst der Anstand forderte, sich der Postgelegenheit bedienen mußte.

Das Jahr 1848, wo er, der Mann des Friedens, der Gesetzlichkeit und treuesten Anhänglichkeit an Fürsten und Vaterland, alle die Wirren der Revolution in der Nähe und Ferne sehen und erfahren mußte, hatte sein zartfühlendes Gemüth um so mehr verletzt, als die Empörung im Venetianischen sich unmittelbar bis an seine Residenz ausdehnte, und gerade in deren Nähe im April der blutige Zusammenstoß mit den Aufrührern sich ergab. Auch hier zeigte sich sein edles Gemüth im schönsten Lichte, besonders als eine Schaar Witwen und Waisen aus den zerstörten Dörfern nach Görz strömten und sich die Spitäler mit Kranken und Blessirten füllten. Es war für ihn eine sittliche Erquickung nach diesen schmerzlichen Auftritten, im Jahre 1849 zur Versammlung der österreichischen Bischöfe nach Wien berufen, sich an dem großen Werke der kirchlichen Restauration betheiligen zu können. Seine Mäßigung, seine Bescheidenheit und sein richtiger Takt erwarben ihm die allgemeine Hochachtung und Liebe jener seiner oberhirtlichen Amtsgenossen, die ihn bisher noch nicht gekannt hatten. Diese Veranlassung zur Kundgebung so seltener Eigenschaften war auch die Gelegenheit, wo Se. k. k. apostol. Majestät das Verdienst mit der Ernennung Fürsterzbischofs Luschin zu A. h. Ihrem geheimen Rathe auszeichneten, und im Jahre 1852 durch Verleihung des Großkreuzes des Leopoldordens den unwandelbar treu ergebenen Prälaten, welcher durch Wort und Beispiel im Jahre 1848 so viel zur Pacification und guten Haltung der ihm so sehr ergebenen Provinz beigetragen, der Allerhöchsten Gnade versicherten.

Im Jahre 1851 beging Luschin die Säcularfeier der Errichtung des Görzer Erzbisthums und widmete ihr ein eigenes, die betreffenden historischen Notizen enthaltendes, gleichzeitig in Görz erschienenes, typografisch würdig ausgestattetes Heft.

Da das Lebenende des Menschen der Probierstein seines innern Gehaltes ist, da in dieser Periode wir alle uns gleichen und daher das Beispiel auch des noch so hoch Gestellten, für jeden aus uns den Spiegel zur Nachahmung gibt, sei es gestattet, bei jener Schilderung noch etwas länger zu verweilen, welche ein Augenzeuge in der „Danica“ ihren Lesern und damit dem slovenischen Theile der Heerde des Verewigten von seinen letzten Augenblicken macht.

Die ursprüngliche Krankheit, die den hochwürdigsten Erzbischof, der nun in sein dreiundsiebzigstes Altersjahr getreten war, schon in der Mittfaste 1854 ergriff, war ein Husten, welcher in der Charwoche so weit zunahm, daß er genöthigt war, die Weihe der heil. Oele in einer Hauscapelle vorzunehmen. Bereits am Mittwoch nach Ostern verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß er Nachmittags sich legen mußte. Bei all' seiner Schwäche stand er noch am Donnerstag auf und hielt Berathung; doch den Kopf konnte er nicht mehr aufrecht halten und athmete schwer. In der Nacht darauf fühlte er sich so übel, daß er sich am Freitag Nachmittags um 4 Uhr von der Domkirche aus feierlich versehen ließ.

(Schluß folgt.)

Die Rosenberge.

(Fortsetzung.)

Selten wurde eine Hochzeitsfeierlichkeit so prunkvoll, ja was noch mehr ist, so herzlich vom Hofe und dem Volke begangen; denn von dem treuen Tirol war alles Erfinnliche aufgeboten worden, um seine Anhänglichkeit, die kaum je größer war als unter der Kaiserin Maria Theresia, zu beweisen. Die Vermälung am 6. darauf wurde durch eine ganze Octave auf das Erfinnlichste gefeiert, und am 13. hing der Kaiser dem bei diesem erfreulichen Ereignisse wie schon vielfach so hoch verdienten Grafen Franz von Rosenberg die Ordenskette des goldenen Vließes um. Am 18. August hatte alle Freude auf eine höchst unerwartete, unaussprechlich betrübte Weise ein Ende; Kaiser Franz stürzte vom Schlage getroffen, als er aus der Oper durch das Zimmer des röm. Königs in das seine gehen wollte, die Hand Josefs fassend, zusammen. Dieses traurige Ereigniß nöthigte Leopold, sogleich von Toscana Besitz zu nehmen, wohin er am 30. August mit seiner Gemalin sich begab. Da der österreichische Hof mit der Leiche des theuersten Vaters und Gatten nach Wien zurückkehrte, verfügte sich Rosenberg mit dahin, und verweilte dort bis zum 13. Juner 1766, von wo er nach siebenmonatlicher Abwesenheit über Florenz die Rückreise nach Spanien antrat, aber nur um sich noch eine kurze Zeit am Hofe zu Madrid, dem er über alles relationirte, aufzuhalten, und dann seinem Ruf nach Toscana zu folgen. Der Marchese von Botta, k. k. Feldmarschall, welcher früher als General-Gouverneur des Kaisers und Großherzogs Franz I. Toscana verwaltet hatte, wurde als bevollmächtigter kais. Minister in die Lombardei übersetzt. Dafür trat nun der k. k. geh. Rath und Staatsminister Graf Franz von Rosenberg, den Großherzog Leopold bald nach seinem Antritte nebst seiner eigenen Person unter die Zahl der Mitglieder der berühmten Akademie della Crusca hatte aufnehmen lassen, die Stelle eines Oberst-Hofmeisters und dirigirenden Chefs bei den großherz. Staats-, Kriegs- und Finanzkanzleien, wie auch als Superintendant aller großh. Gebäude und Gärten an, als welcher er am 3. October 1766 den Eid in des Großherzogs Hände ablegte, und entgegen die Glückwünsche und Homagien aller Behörden, den Jubel der Stadt Florenz empfing. In Madrid, von wo Rosenberg im Mai 1766 abgegangen war, erhielt er den gew. Reichshof- und wirkl. geheimen Rath Graf Carl Geof von Colloredo zum Nachfolger.

Nachdem die Besitzergreifung von Toskana und voraus die Vermälung des Großherzogs so glücklich zu Stande gekommen, erhielt Rosenberg im April 1767, nachdem er

sich von Toscana nach Wien begeben, dort den Auftrag und die betreffenden Instructionen, über Florenz nach Neapel zu reisen um die letzte Hand an die Vermälung einer Erzherzogin mit dem Könige beider Sicilien zu legen [1]). In Florenz hatte Rosenberg die Summen zu reguliren, die sich im großherzoglichen Schatze des verstorbenen Kaisers befunden hatten. Seine Rückreise erfolgte im kürzesten Wege nach Wien. Die Verehlichung König Ferdinands mit der zweiten Prinzessin des Kaiserhauses Maria Josefa war vollkommen geordnet, Kaiser Josef selbst wollte seine Schwester nach Italien begleiten, wie er sie schon am 4. August 1767 auf der Wahlfahrt nach Maria Zell begleitet hatte. Die Bagage der Braut brach bereits den 5. von Wien nach Neapel auf, am 14. October sollte die Trauung und am 16. die Abreise vor sich gehen; da befiel die Königsbraut das Blatternübel, welches schon so viel Trauer in der kaiserlichen Familie verbreitet, selbst M. Theresia an den Rand des Grabes gebracht, wenn nicht getödtet doch so furchtbar entstaltet hatte, und am 15. darauf war sie eine Leiche. Nun kam die dritte der Töchter Theresiens an ihre Stelle, die Prinzessin Carolina, welche ihre Geschwisterte alle überlebte; doch durch die Ränke der Engländer aus Sicilien, wo Lord Bentink den Herrn spielte, vertrieben, in Constantinopel eine Zufluchtsstätte und endlich heimkehrend in das glückliche Oesterreich zu Hetzendorf ein ruhigeres Ende fand.

Nach dieser Episode, die uns in ein vergangenes Jahrhundert versetzt und uns die Schicksale unseres Kaiserhauses in einer Epoche mitfühlen läßt, die den Keim der Zukunft der von uns durchlebten Zeit in sich enthielt, kehren wir zu dem, welcher so ganz nur für dasselbe lebte, zu Rosenberg zurück, den wir in Toscana treffen, wie er der Rathgeber, der Mentor, des bei seinem Regierungsantritte erst achtzehnjährigen Erzherzogs Peter Leopold, ordnet und schafft. Rosenberg hatte seinem Souverain den 28. Jänner 1766 die großherzogliche Krone sammt Scepter und Mantel aus Wien überbracht, damit er sich ihrer bei der Huldigung bediente; doch mehr noch, er überbrachte ihm derselben hohe Bedeutung, die Weihe des Regenten durch Weisheit und Gerechtigkeit, jene Tugenden, welche die Regierung Leopolds zu einer der gesegnetesten des achtzehnten Jahrhundertes machen und ihr Andenken durch die folgenden erhalten sollte. Rosenberg, der in Mailand, London, Kopenhagen und Madrid Gelegenheit gehabt hatte von den bestehenden Anstalten sich richtige Begriffe zu machen, ihren Gang zu beobachten und die hohe Bedeutung sowohl wissenschaftlicher als der Landes-Cultur, der Industrie und des Handels in jeder Beziehung und Anwendung aufzufassen, übertrug seine durch ein Vierteljahrhundert gesammelten Erfahrungen auf jenes glückliche Land, wo Leopold herrschte und seine Entwürfe ausführte. Die Maremmen bei Siena wurden ausgetrocknet, die Straßen gegen Modena und gegen das Romanische unter Leitung des Ingenieurs Anostagi ausgebauet, der Hafen von Porto Ferrajo verbessert, Sprachen-, Handels- und Seeschulen angelegt, von Siebenbürgen durch die Kaiserin Mutter sich Bergkundige verschafft und die toskanischen Erzlager untersucht. Die Seidenfabrik nahm der Großherzog unter seinen besondern Schutz und gab ihr das Recht, das großherzogliche Wappen mit der Inschrift: fabrica reale zu führen, der neuen Leinwandfabrik die Mauthfreiheit, ihr und allen anderen entstehenden Fabriken Geldvorschüße. Das neuerbaute große Hospital zu Empoli wurde im Mai 1767 und gleichzeitig die Academia degli Ingegnosi eröffnet; Holzpflanzungen angelegt und der Schiffbau zu Pisa und Livorno verbessert; eine Ackerbaugesellschaft aufgerichtet und anpassende Medaillen als Prämien ausgesetzt, die berühmte Zeichnungs-Akademie in Florenz in Aufnahme gebracht, und die Erzherzogin Maria Anna, die später in Klagenfurt ablebte und die eine vorzügliche Künstlerin war, so wie die russische Kaiserin, als Mitglieder derselben aufgenommen. An der großen Wollenfabrik zu Florenz unter dem Titel: Spedale del Ricovero ein Aufenthaltshaus für arbeitslose Arme angelegt, die medicinische Lehranstalt unter der Benennung Academia degli Spontanei zu Florenz gestiftet und für alle Classen Unterthanen wöchentliche Audienztage bestimmt [2]) u. s. f. und dieses alles im Zeitraume von kaum drei Jahren.

Bei aller dieser Vorsorge und Vaterliebe für das ihm anvertraute Land, bei aller Anhänglichkeit an seinen so jungen, aber für alles Gute so empfänglichen Monarchen, vollführte Rosenberg nichts destoweniger, das ihm vom kaiserlichen Hofe übertragene Geschäft der Rechnungsberichtigung nach Kaiser Franz als vormaligen Großherzog von Toscana mit strengster Gewissenhaftigkeit und Unpartheilichkeit. Von den Summen, die sich im Schatze desselben befunden hatten, mußte nach Rosenbergs Abschluß der Großherzog allein seinem Bruder, dem Kaiser 700.000 Thaler zahlen; ein Beweis wie gut Franz gewirthschaftet hatte.

Als die Erzherzogin Carolina nach ihrer Trauung durch Procuration über Kärnten und Tirol den 27. April 1768 in Florenz ankam, fand Rosenberg über erhaltene Weisung Gelegenheit, die künftige Königin von Neapel, welche einen eben so offenen Kopf als heitere Laune und ein gutes Herz in dieses in jeder Hinsicht vulcanische Land mitbrachte, über ihre künftige Stellung und die Eigenschaften ihres an ihr noch nie gesehenen Gemales die nöthigen Vorbegriffe beizubringen. Bei ihrer Abreise am 3. Mai entsprachen die königlichen Andenken, die sie dem Grafen hinterließ, ganz ihrer Achtung und dem Vertrauen, das sie zu ihm hatte. Als später der Großherzog und die Großherzogin das königliche Paar in Neapel wie auch Rom besuchten und längere Zeit dort verweilten, war Rosenberg und nach ihm der Abt Pompeo Neri bevollmächtigt, die Regierungsbeschlüsse des Staatsrathes zu unterzeichnen. Die Anwesenheit der beiden Häupter zu Neapel hatte die so vortheilhafte Wirkung, daß von da an die spanische Gravität verschwand und dafür auch dort die herzliche ungezwungene Weise des österreichischen Hofes eingeführt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Worte im 73. Theile der geneal. histor. Nachrichten, Seite 281, aus welchen, wie aus den sonstigen gleichzeitigen Werken wir diese Notizen entnehmen.

[2]) Es war der 2. März 1769, einige Tage vor der Reise nach Rom, die wir später besprechen, wo Ferdinand Moranzi unter dem Vorsitze Rosenbergs die erste Sitzung der Ackerbau-Gesellschaft im großherzoglichen Palaste eröffnete. Die Aufhebung des General-Pachtes war eine der ersten daraus folgenden mit allgemeiner Freude angenommenen Regierungshandlungen, an dessen Stelle eine landesväterlich eingerichtete Gianehmerei trat. Auch nahm damals die neu gestiftete Ritterakademie in Florenz ihren Anfang, die dem Theresianum in Wien ähnlich war, und die Bildung des jungen Adels beabsichtigte, und nebst den Universitäten zu Siena und Pisa zu Civil- und Militärdiensten berechtigte.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Viernndvierzigster Jahrgang.)

№. 64. Klagenfurt, Sonnabend, den 12. August. 1854.

Franz Xaver Luschin,

Fürsterzbischof von Görz.

(Schluß.)

Das Schwankende seines Krankheitszustandes ließ sich am 28. April wieder so gut an, daß selbst die Aerzte wieder Hoffnung hegten; doch nun trat das Aergste ein. Der hochwürdigste Oberhirt, der Vater so vieler der Seinen, wurde von einer Blasen-Bildung in seinem Munde und Halse bis in die Speiseröhre befallen, so daß er nicht schlucken, kaum etwas sprechen konnte. Von da an bis zu seinem am 2. Mai erfolgten Hinscheiden konnte er nichts mehr zu sich nehmen und mußte im eigentlichen Sinne verschmachten; sein Geist nur blieb stark und seine Geduld ungebrochen, keine Klage entging seinen Lippen. Bei dem Antrage, ihn auf ein anderes Bett zu überlegen, sprach er: „auch der Heiland hängt immer am nämlichen Kreuze." Als man ihm zu trinken reichte, da sein Mund ganz vertrocknet war, verneinte er es mit den Worten: „Auch der Herr litt Durst." Bei vollem Bewußtsein fortwährend auf das Crucifix blickend, welches er in seinen Händen hielt, waren seine letzten vernehmbaren Worte, die er deutsch sprach: „O Herr, o Herr, o mein Herr!"

Kurz vor seinem Hinscheiden am 1. Mai Mittags trat der eben von der Reise nach Wien rückgekehrte hochw. Hr. Dampropst Baron Codelli vor sein Sterbelager. Es war ein tief erschütternder Augenblick, wie der Fürsterzbischof seine Hand ergriff und an die Brust zog, unvermögend von seinem Freunde sonst Abschied zu nehmen. Lautlos war der Schmerz, den nur beiderseitige Thränen verkündeten. Von 10 Uhr Abends des 1. Mai bis halb 8 Uhr Morgens des 2. rührte sich der hohe Patient auf seinem Lager nicht; ohne sichtbaren Kampf endete sein Athem, und sein Beichtvater, der sich seit 40 Stunden nicht entfernt hatte, drückte ihm die Augen zu.

Den herben Schmerz, die allgemeine tiefe Trauer zu schildern, als das Geläute den Tod des geliebten Oberhirten verkündete, wäre vergeblich. Er drückte sich am sichersten dadurch aus, daß, wie sein Vorzimmer während seiner Krankheit von Fragenden immer voll war, und die Stadtbehörde die Straßen neben der erzbischöfl. Residenz zur Verhüthung des Gerasseis sperren ließ, die Besuchenden an der Todtenbahre sich fast erdrückten, und alle Kaufläden schwarz behängt und ausgeschlagen waren.

Bei dem Leichenbegängniß fanden sich über 500 Bürger mit Wachsfakeln ein und von allen Gegenden kamen Leute herbei, um sich dem Zuge anzuschließen, den der hochwürdigste Bischof von Triest, Bartholomäus Legat, führte. Die sterblichen Ueberreste des Theuren wurden in der Gruft der in der Mitte des Friedhofes stehenden Kapelle, welche sein Vorfahre, Erzbischof Walland, für sich und seine Nachfolger bauen ließ, eingesenkt, und nach dem Weihwasser und den Segnungen der Kirche werden fortan lang noch die Thränen und die Danksagungen der Armen seinen Leichenstein bedecken. Das Testament des Hochseligen bestimmte, daß sein ohnehin fast nur aus Paramenten und Einrichtungsstücken bestehendes Vermögen in drei Theile getheilt werden solle. Einen davon erhielten die Görzer barmherzigen Schwestern, den zweiten die Stadtarmen daselbst und den dritten sein Hauskaplan und Secretär, die Dienstleute und die Klagenfurter Elisabethinen ebenfalls zu gleichen Theilen.

In seiner äußeren Erscheinung vereinte der hohe Kirchenfürst imponirende Würde und klare Besonnenheit mit Milde und herzgewinnender Freundlichkeit gegen Jedermann in so hohem Grade, daß man sich unwillkürlich von ihm angezogen und erbaut fühlen mußte. Tiefe Andacht und heiliger Ernst drückte sich in seinen Mienen und Geberden aus, wenn er heilige Handlungen verrichtete; seine Worte sprach er langsam und gewichtig, und sie drangen in das Herz. Wie groß seine Sanftmuth war, können die am besten bezeugen, welche ihn umgaben, und in den verschiedensten Lagen des Lebens beobachten konnten. Er hörte ruhig jede Klage, jede Selbstvertheidigung, jede fremde Meinung an, goß Oel der Tröstung in jedes wunde Herz. Ohne guten Rath, ohne weise Belehrung, mit aller Demuth ertheilt, entließ er keinen von sich. Jemand andern zu strafen war ihm schwerer, als sich selbst; er schien mehr ein Bittender als Gebietender. Man wollte in ihm den heil. Franz von Sales abgebildet gesehen zu haben; daß er es dem Geiste nach war, beweisen seine hinterlassenen Papiere, unter denen sich ein Manuscript des h. Franz von Sales und zwei des h. Alphonsus von Liguori fanden. Luschins Biograph in der Wiener-Zeitung konnte gegenüber ihren Lesern in den weiten Kreisen der Mo-

narchie sagen: „Ein mit so hohen Tugenden reichlichst ausgestatteter thatenvoller Lebenswandel wendete ihm eine so innige allgemeine Verehrung zu, wie sie kaum irgend Jemand zuvor in Görz genossen."

Es sei uns erlaubt, am Schlusse dieser zwar längeren, aber im Gegenhalte eines solchen Lebens doch nur sehr kurzen Biographie noch einmal zu dem Eingange derselben zurückzukehren. Es betrifft dieses Scheidewort sein Vaterland, seine Heimat. Wenn es schon an sich ein Hauptzug eines edlen Herzens ist, seines Vaterlandes nicht zu vergessen, seiner Heimat, seiner armen niedern Herkunft sich nicht zu schämen, so war diese Eigenschaft bei Fürst-Erzbischof Luschin um desto hervorragender, als ihn der bereits beim Eintritte in den Priesterstand, alle seine Theuren verlaren hatte, kein Band der Pflicht an seine Geburtsstätte fesselte. Indessen, so widrige Erfahrungen er, wie Eingangs geschildert, in seiner Heimat machte, fuhr er dennoch fort, für Alles, was dort noch von seiner Jugend her bestand und lebte, für Kirche, Gemeinde, für das religiöse sittliche Sein derselben die innigste Theilnahme zu fühlen. Die zahlreichen Briefe, die er dießfalls an den dortigen hochw. Pfarrer und Dechant Dr. Weiwich schrieb, geben davon das schönste Zeugniß, sie bezeichnen seine Milde, seine Demuth, Theilnahme, überhaupt seinen ganzen edlen christlichen Charakter; er war, ruft dieser bei Mittheilung derselben und der hier eingewebten biographischen Daten aus, bis in sein 73. Jahr ein Mann an Geist und Kraft, ein Kind an Herz und Gemüth, ein Vater der Seinigen, ein Freund aller Menschen. Oft, und Gott allein weiß es, wie oft betrogen, belogen, hintergangen und getäuscht, hat sein Herz sich nicht zurückgezogen: „Der Wässer viele vermochten die Liebe nicht auszulöschen und die Ströme rissen sie nicht weg." (Hohelied 8, 7.) Eben so treu und redlich meinte er es mit seiner Heimat im weiteren Sinne dem Vaterlande, obgleich er ihm so viele Jahre entfremdet war. Wie er als Professor gewöhnlich in jeder Vakanzzeit, von Graz aus, Kärnten und Tainach besuchte, that er es auch später noch, so auf seiner Reise nach Görz als ernannter Erzbischof, wo er Tainach und Klagenfurt besuchte, alle seine alten Bekannten aufsuchte und herzlich willkommen hieß; so zum letzten Mal auf seiner Rückreise von der bischöflichen Versammlung im Jahre 1849, wo er jedoch nicht mehr über Tainach gehen konnte. Als die dortige Kirche kurz vor seinem Lebensende abbrannte, nahm er an diesem Ereignisse den lebhaftesten Antheil und da man seine Geldhilfe nicht beanspruchte, ja sich der angebotenen entschlug, wandte er sich, um doch einen Wunsch gewähren zu können, an Sr. k. k. Majestät, den Kirchenvorständen die Erlaubniß zu erwirken, den Bau selbst führen zu dürfen.

Auch jede gute Anstalt, besonders literarische und artistische Unternehmungen im Vaterlande, aufkeimende Talente unterstützte er nach Kräften; spendete an jedes, ihn in Görz um Hilfe ansprechende Landeskind reichliche Geschenke und sonstige Unterstützung, war und blieb die Zierde und Ehre Kärntens, der letzte, den in einer Reihe verdienter Kirchenfürsten, die demselben entsprossen, die bischöfliche Mitra zierte.

St. Andrä in Kärnten den 17. Juni 1854.

Die Rosenberge.

(Fortsetzung.)

Die nächste Veranlassung mit dem A. h. Kaiserhause wieder in unmittelbare Berührung zu kommen, ergab sich für Rosenberg, als Kaiser Josef sich im Jahre 1769 entschloß, unter dem Namen eines Grafen von Habsburg nach Italien zu reisen, wohin er am 3. März mit einem kleinen, nur 38 Postpferde erfordernden Gefolge von Wien, ohne daß drei Tage vorher Jemand außer der Kaiserin und dem Fürst Kaunitz was erfuhr, abging. Bei allem dem hatte Maria Thresia unterm 27. Februar 1769 an Rosenberg nach Florenz nachstehendes denkwürdige Handschreiben erlassen, welches wie, als bezeichnend die Gesinnungen der unsterblichen Monarchin, ihre besondere aphoristische Schreibart und das Verhältniß Rosenbergs zu seiner gnädigsten Kaiserin, hier in buchstäblicher Uebersetzung, ohne, der Kürze wegen, den französischen Originaltext beizufügen, geben, aber, damit es verständlich sei, die nöthigen Erklärungen aus der sacrfältig erhobenen damaligen Zeitlage und den stattgefundenen diplomatischen Verhandlungen, einschalten: „Ich will, schrieb die „Kaiserin, Sie vorbereiten, aber im größten Geheimniß, „daß es sein könnte, daß sie den Kaiser plötzlich ankom„men sehen: er kann (!) am 3. abreisen, gleich nach „Florenz und Rom, und wie Ihr andern die Ferien „in Rom genießen[1]). Die Dispens, welche uns abgeht, „und die Heirat verzögert, und unter uns gesagt, noch „mehr der Heiratscontract, welchen man glaubte nur zu „unterzeichnen zu haben, befand sich ganz verschieden als „der ihrer Schwester, und selbst so, daß ich nicht über „die Ansprüche geben könnte; daher ist die Dispens gün„stig (d. i. die Verzögerung durch die Dispens) um dieß „Alles ordnen zu können[2]) In gleicher Zeit ließen die „Türken um Gnade bitten, daß, nachdem die Reise nach „Croatien nicht stattfindet und sie für ihre Leute nicht

[1]) Papst Clemens XIII. war den 3. Februar 1768 gestorben, und das Conclave der Cardinäle versammelte sich, um die neue Papstwahl vorzunehmen. Diese mochte wohl eine Hauptveranlassung zur so schnellen, und unvorbereiteten Reise des Kaisers gewesen sein; er wollte dem Conclave beiwohnen. Großherzog Leopold traf in Gesellschaft Rosenbergs noch vor seinem kaiserl. Bruder in Rom ein, und verweilte mit ihm alldort Auf dieses zielte die Kaiserin in ihrem Briefe Der Kaiser traf den 15 März in Rom ein, und wohnte mit den Großherzog in dessen Villa Medici. Bekanntlich wurde Cardinal Ganganelli als Clemens XIV zum Papste gewählt; wer kennt nicht seine folgenreiche Regierung!

[2]) Da damals die Erzherzogin Caroline bereits vermält, und Königin von Neapel war, so konnte damit niemand anderer gemeint sein, als die Erzherzogin Maria Amalia, welche den 19. Juli 1768 den Herzog von Parma, Pia-

„aufstehen konnten. (Hier fehlt der Schlußsatz; doch läßt sich der Sinn entnehmen, daß die Türken sich entschuldigten, und der Kaiser, bei der geschilderten Unsicherheit der Grenze und der herrschenden Aufregung unter den damaligen politischen Verhältnissen, nicht nach Croatien an die Grenze reisen wollte.[1]) „Alle diese Umstände „haben plötzlich den Kaiser bestimmt, seine Reise zu ändern, und ich habe es seinen innigen Bitten nicht verweigern können, um so weniger, da diese Reise seit zwei „Jahren beabsichtigt war, wo die Schwierigkeiten größer „waren. Die Freude, welcher er zeigt, ist unaussprechlich und „so die Ungeduld wieder mit Ihnen (Rosenberg) zu sein. „Ich bin nicht ängstlich, daß während seiner kurzen Abwesenheit Alles gut gehen wird. Gott walte, „daß diese Heirat ihn bestimme, sich zu verheiraten; ich „menge mich dabei in nichts, denn dieses würde alles „verderben; aber ich wünschte, daß die Modeneserin oder „die Piemonteserin ihm möchte angenehm seyn, und dieses war eine Hauptursache, welche mich leichter bestimmte, „ihm diese Reise zu gewähren; wenn er aber zurückkehrte, „ohne eine Wahl getroffen zu haben, würde ich sehr „niedergeschlagen seyn, da mich diese Hoffnung noch aufrecht erhält.[2]) Ich habe den Kaiser gebeten, seine „Schwester zu besuchen; er ist darüber sehr froh, und „wird es thun; aber es wäre besser in Caserta oder anders wo als in Neapel; und wenn er diese Stadt durchaus sehen wollte, so müßte es ohne König und sie u. „im größten Incognito u. ohne sich aufzuhalten geschehen. „Wenn er es nicht selbst begehrt, so ist es besser, daß „es unterbleibt. Ich muß Sie erinnern, ihn vorzubereiten, wegen allen, was sie rücksichtlich der Königin „schicklich erachten, besonders in Betreff der Damen, „welche man passend, und Entlassung derjenigen, welche „man hiezu nöthig findet.

„Ich muß Sie auch aufmerksam machen, daß der „Kaiser ihren Brief nicht gelesen hat, daß er aber weiß, „daß ich ihnen manchmal schreibe. Sie werden von „diesen Brief keinen Gebrauch machen, und ich erwarte, „daß Sie Sorge tragen werden, daß sowohl in Rom, „als auf der Reise nach Neapel (wohin K. Josef Rosenberg mitnahm, als er am 17. März von Rom abreiste), „alles in Ordnung vor sich gehe, und Sie immer den Kaiser sagen werden, was sich schickt. Der Kaiser liebt „die Wahrheit, wenn man sie ihm auf eine gewisse Weise „sagt, ohne Brummen (im Original sans Brumen!) „und er achtet Sie. Sie werden mir alles berichten, so „genau Sie können, und ich setze mein ganzes Vertrauen „in Sie; bei dem mindesten Zufall, Gott möge uns davon beschützen. — Sie werden von diesem Schreiben „nichts erwähnen, und sich in nichts unterbrechen und „überraschen lassen, selbst nicht in Rom; wenn eine „Veränderung stattfände, werde ich Sie benachrichtigen. „Ich zeige meinen Kindern nichts von allen diesen an. „Ich bin wie immer, ꝛc."

Dieser Brief Marien Thereesens, — wir wollten nur diesen einzigen wörtlich einschalten, da deren noch drei von eben so vielen gekrönten Häuptern folgen sollen, — dürfte wohl der sprechendste Beweis sein, wie sehr die Kaiserin Rosenberg ihre geheimsten Angelegenheiten vertraute, und wie groß die Zuneigung des Kaisers war, welcher mit lebhaftester Sehnsucht des Augenblicks harrte, seinen treuen Rathgeber und theilnehmenden Freund wieder bei sich zu haben.

Bis zum Jahre 1772 dauerte die Verwendung Rosenbergs zur Einrichtung Toskanas; er vollendete sie in ihren Anlagen, und schied als Leopold großjährig geworden. Die Welt hat darüber abgeurtheilt; aber das Urtheil ist auch einstimmig zu Gunsten einer Regierung ausgefallen, die besonders, was die Staatswirthschaft betrifft, für immer als Muster da stehen wird. Nur eine kurze Zeit konnte er sich nun wieder in seiner Heimat aufhalten; ein neuer Ruf harrete seiner, es war der auch dem jüngsten der Söhne M. Thereesens auf der neu zu betretenden Bahn das Geleite zu geben, ihn in die neue Welt einzuführen, seine Zukunft vorzubereiten. Erzherzog Maximilian im Jahre 1756 geboren, hatte im Jahre 1774 das 18. J. erreicht; es war der Zeitpunct, wo er an den Höfen Europa's, wenn auch an der Hand eines Mentors, auftreten konnte. Seine Brüder waren bereits alle selbstständig geworden. Josef Kaiser, Leopold Großherzog, Ferdinand Statthalter in Mailand, und durch seine Gemalin Maria Beatrix präsumtiver Erbe von Modena, ihm selbst, welchen man zum geistlichen Stande bestimmte, stand die Aussicht auf die Coadjutorstelle in Köln und Münster geöffnet, doch auch diese vielfach umzogen und getrübt. Nicht nur der König von Preußen, der Oesterreich schon so viel entzogen, stand diesem Plane feindselig entgegen, auch der Schwager, König Ludwig XVI., wurde vom Minister Grafen von Vergennes dagegen gestimmt, und Friedrich II. suchte selbst in Petersburg den Einfluß Oesterreichs zu verdrängen, Rußland gegen Maximilians Wahl zu stimmen. Doch wie hier Kaiser Josef II. Preußens Absichten vereitelte, und Rußland inniger als je mit Oesterreich verband, sollte Maximilian selbst sowohl die Reichsfürsten als den Hof von Versailles mit den Ansichten des Wiener Cabinetes vollkommen vereinen. Die Reise des Erzherzogs mit seinem Oberhofmeister dem Grafen von Rosenberg ging über Süddeutschland längs dem Rheine nach Brüssel und von dort nach Paris. Sowohl zu Brüssel als in Paris besorgte Rosenberg laut der an ihn gerichteten Briefe der Kaiserin, die ihm von derselben aufgetragenen Geschäfte, Erhebungen und Besprechungen, und erstattete über Maximilian Gesundheit und Verhalten (ob man mit ihm zufrieden sei?) fortwährende Berichte.

---

cenza und Guastalla, Ferdinand, Infanten von Spanien, heirathete, und der nach den ernannten Gesetzen mit seiner Braut verschwägert war. Auch scheint die Kaiserin den Heirats-Contract Caroline's im Auge gehabt zu haben.

[1]) Im Jahre 1769 hatten die Türken, angestachelt durch die Bocrce Conföderation, den Polen den Krieg erklärt. Die Kaiserin Maria Theresia erklärte entgegen der Kaiserin Katharina II. auf ihre Einladung zur Allianz, daß, da die Pforte dem Hause Oesterreich in dem letzten (Preußen) Kriege nicht die geringste Gelegenheit zur Unruhe gegeben, es billig sei, wenn solches ein gleiches Betragen äußere. Man setze sich nichts destoweniger in Kriegsverfassung, um allen widrigen Ereignissen mit Nachdruck begegnen zu können. Wirklich wurden alle Regimenter übercompl t gemacht, das Artillerie- und Proviantwesen in vollkommenen Stand gesetzt, und aus Schlesien bis Siebenbürgen, dann von da bis in die Wallachei ein Truppencordon unter den Generalen Laudon und Odonell gezogen. Genealogisch-historische Nachrichten 1769, 105 Th., S. 577.

[2]) Kaiser Josef II. hatte seine erste geliebte Gattin Maria Isabella von Parma nach drei Jahren in Folge ihres zweiten Wochenbettes, nur noch schneller seine zweite Gemalin M. J sefa, Prinzessin von Baiern, verloren. Maria Theresia wünschte nichts sehnlicher als seine Wiederverehelichung, in die sie sich aber nach der gemachten Erfahrung nicht mischen wollte; indessen K. Josef sind weder in Modena noch in Turin Ursache, sich wieder zu vermählen, nur somit blieb der Wunsch M. Thereesens unerfüllt.

In Paris und Versailles lernte Rosenberg den französischen Hof kennen und die junge Königin Antoinette fühlte ganz die wohlthätige Nähe dieses alten treuen Dieners ihres Hauses, mitten in dem trügerischen Zauber des pruntvollsten der Höfe der Erde, daß sie noch in der Ferne es ersehnte, ihr Gefühl in seine aufrichtig theilnehmende Brust auszugießen. Wir geben einen dieser bald nach seiner Abreise von Paris von Antoinetten geschriebenen Briefe ganz in wörtlicher Uebersetzung: „Das Vergnügen, schrieb die Königin, welches mir die Unterredung mit Ihnen machte, Monsieur! kann Ihnen bürgen für jenes, welches mir Ihr Brief gewährte. Ich werde niemals wegen der Mährchen, welche nach Wien gelangen werden, besorgt sein, wenn man zu Ihnen davon sprechen wird. Sie kennen Paris und Versailles, Sie sahen und urtheilten; wenn ich einer Rechtfertigung bedürfte, würde ich mit Sicherheit auf Sie bauen; ich würde mehr gestehen, als Sie davon sagen: zum Beispiele, ich habe nicht dieselben Leute wie der König, welcher solche nur zur Jagd und mechanischen Arbeiten hat. Sie werden zugeben, daß es mir übel anstehen würde, mich bei einer Hammerschmiede einzufinden; ich würde den Vulkan nicht vorstellen können und die Rolle der Venus könnte ihm mehr mißfallen als meine Leute, welche er nicht mißbilligt.

„Die Prinzen sind alle zurückgekehrt, mit Ausnahme des Prinzen von Conti, welcher nach das Podagra hat, und welcher mir sein großes Bedauern durch seine Nichte entrichten ließ; man spricht nicht mehr von dieser Klatscherei.

„Unser gegenwärtiges Leben gleicht in Nichts jenem des Carnevals. Bewundern Sie mein Unglück, die Andachtsübungen der h. Woche haben mir viel mehr Schnupfen zugezogen, als alle Bälle. Sie finden sicher, daß dieß sein Gutes hat. Ich habe bei mir jeden Montag ein Concert eingeführt, welches sehr angenehm ist; jede Etiquette ist da verbannt, ich singe dabei in einer Gesellschaft von ausgewählten Damen, welche auch mitsingen. Es kommen auch einige liebenswürdigen Männer, welche nicht mehr der Jugend angehören: M. de Dumas, le Duc de Nouilles, le Baron de Besenwalde (!) d'Esterhozi, M. de Polignac de Guemené, nebst zwei oder drei andern. Es dauert von 6 bis 9 Uhr und scheint Niemanden zu lange.

„Es thut mir leid, daß Sie so gute Ursachen haben, die Reise nicht fortzusetzen, und das ist ein großes Unglück für meinen Bruder. Ich hoffe, Sie werden ihm vor seiner Abreise recht gepredigt haben. Sie wissen, daß es eines lebhaften Styls bedarf um ihn nuizunnutzern; Gott gebe, daß Sie es erreicht haben. Ich verzeihe Ihnen ihre Entschuldigung über ihren langen Brief nicht; Sie müßten mich für sehr falsch halten, um an meinen Gesinnungen für Sie zu zweifeln und an dem Vergnügen, welches mir der Empfang ihrer Briefe gewähren wird; ich rechne darauf. Am 17. April (1775). So schrieb die junge neunzehnjährige Königin, welche nicht wußte auf welchem Boden sie stand, obgleich sie fühlte welche Dornen und Stacheln neben ihr emporwuchsen, dem erfahrnen Welt- und Biedermanne, leider daß sie seine Nähe entbehren mußte. Wie stach nicht ihr trauriges schreckliches Ende gegen ihre einstige frohe Laune ab; und doch wie wußte sie das tragischste Schicksal, welches je eine Königin eines so gebildeten Volkes betroffen, mit einer Standhaftigkeit zu ertragen, die ihrer großen Mutter würdig war!

Nach dem Datum jenes Briefes befanden sich die Reisenden lange in der Ferne und doch zu kurz nach dem schwesterlichen Wunsche. Maximilian erreichte seine Bestimmung. Sein einfaches Wesen, seine Gutmüthigkeit und heitere Laune lebten lange noch im Rheinlande und an der Weser in der Ueberlieferung fort, als der Prinz (1801) schon gestorben war. Rosenberg, der so viele, damals beschwerliche und lange Reisen in allen Richtungen Europas in Angelegenheiten seines Herrscherhauses gemacht und nun auch die letzte Aufgabe mit dem jüngsten der Erzherzoge gelöst hatte, zog sich nun auf eine Zeit in sein Vaterland. Bereits im Jahre 1769, wo er noch in Florenz war, hatte er seine Herrschaften Heimburg, Trixen und Thalenstein gegen die Baron Egger'schen Eisen- und Stahlhämmer in Rasenbach vertauscht und diese neu bergestellt. Bei dieser Gelegenheit ließ er sich statt des alten auf der Bergeshöhe gelegenen Schlosses Rosegk das neue in der schönen Ebene am Draufluße im edelsten Style bauen; umgab es mit Alleen und Gärten, schuf die Drau-Insel zu einem Parke um, wo im Sommer ein prachtvolles Zelt aufgeschlagen, und errichtete anstatt der früheren Ueberfahr die schöne mächtige Brücke über die majestätische Drau. Hier wollte er in den freilich nur kurzen Jahren, die ihm gegönnt waren, sich selbst anzugehören, und nannte dieses Schloß mit seinen sonstigen Schöpfungen nach einem bei Florenz gelegenen, ehemahls von ihm bewohnten Landsitze Lucrezianu, oder auch scherzweise seinen slovenischen Nachbaen zu Liebe Lucrezowizn, und verschaffte dem Orte Rasegk Marktgerechtsame. Im Jahre 1777 erkaufte er die Bankal-Herrschaft Federaun und das Waldamt Tarvis. Sein in Wien, gegenüber der Augustiner-Hofkirche gelegenes Haus verkaufte er schon vorlängst an Ferdinand Grafen v. Lobkowitz.

Nicht lange sollte Rosenberg die ihm so bedürftige Ruhe genießen; der Wunsch seines Monarchen rief ihn vom Neuen an seine ehemalige Stelle, um die ihn nun höhere Verpflichtungen unzertrennlich binden sollten. Kaiser Josef ernannte ihn drei Jahre nach jener Reise zu seinem Oberstkämmerer und Conferenzminister, in welcher ersteren Eigenschaft er von der Person seines Herrschers unzertrennlich war, obwohl ihn der Kaiser der Begleitung auf seinen mehrfachen oft weiten und beschwerlichen Reisen, wie seine zweimalige nach Rußland, in Berücksichtigung seines zunehmenden Alters enthob.

Nebst dem Premier-Minister dem Fürsten Kaunitz und Feldmarschall Lascy war Rosenberg es, auf den der Kaiser am meisten Vertrauen setzte, den er eines freundschaftlichen Umganges, da er sich zu dem weniger gemüthlichen Kaunitz, welcher übrigens nach M. Thereiens Tod nicht mehr nach Hofe kam, sondern um berathen zu werden, vom Kaiser besucht wurde, weniger angezogen fühlte. Rasch und ungeduldig, alles schnell dem gewünschten Ziele zugeführt zu sehen, war K. Josef im vollen Sinne Selbstherrscher; doch war er wie ihn seine Mutter in ihrem Briefe an Rosenberg gewiß am richtigsten geschildert, auch bereit von andern die Wahrheit zu hören und Rath zu befolgen, wenn er, wie es bei diesem der Fall, von jemand kam, den er achtete, und dieser ihn auf gelassene Art zu geben wußte. Leider sind uns die Besprechungen K. Josefs mit Rosenberg, wie es nicht anders der Fall sein konnte, unbekannt geblieben; doch auf eine Unterredung, welche uns als Vorbild der übrigen gelten kann, können wir uns traditionell mit Sicherheit erinnern. (Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 65. Klagenfurt, Dienstag, den 15. August. 1854.

Die Donau. *)

Die Donau ist ein deutscher Fluß,
Das singen die Gedichte,
Die Donau ist ein deutscher Fluß,
Das predigt die Geschichte.

Sie grüßt mit keckem Stromerguß
Die Schwaben, Oesterreicher,
Die Donau ist ein deutscher Fluß
Und drum kein zahmer Schleicher.

Doch naht mit zauderndem Verdruß
Die Donau Rußlands Glücke,
Die Donau ist ein deutscher Fluß,
Und möchte gern zurücke.

Ihr sebt mit zähem Endentschluß
Ins Meer die Donau fahren,
Die Donau ist ein deutscher Fluß,
Und schwärmt nicht für Tataren.

Bestreiten's auch Kosak und Ruff
Mit Wort und Schwert und Feuer,
Die Donau ist ein deutscher Fluß,
Und harrt auf den Befreier.

Die Donau nimmt mit sich den Kuß
Der schönsten deutschen Lande,
Die Donau trag' als deutscher Fluß
Den Kuß zum Meeresstrande.

Die Donau dankt dem Genius
Der Deutschen Ruhm und Namen,
Die Donau prang' als deutscher Fluß
In ihren Uferrahmen.

Der Donau schob man in den Guß
Verschläge und Gehege.
Die Donau ist ein deutscher Fluß,
Man bahne ihr die Wege.

Die Donau im Beginn und Schluß
Der Puls der deutschen Blüte,
Die Donau führ' als deutscher Fluß
Den Ost uns zu Gemüthe.

Und Donau und Gedankenfluß
Sind Eines Schooßes Kinder,
Die Donau künd' als deutscher Fluß
Den Geistesüberwinder.

Und ob sich auch Kosak und Ruff'
Tatarisch drob erbosten,
Die Donau trag' als deutscher Fluß,
Den deutschen Geist nach Osten.

Zur Donau mit dem Adlergruß
Ist Rom einst vorgedrungen,
Die Donau ist ein deutscher Fluß
Drum hat er Rom verschlungen.

Und tritt man heut' uns in den Schuß
Am heimischen Gestade —
Die Donau ist ein deutscher Fluß —
Man zähl' auf keine Gnade!

Ferdinand von Steinwand.

*) Aus dem „Wanderer."

Die Rosenberge.

(Fortsetzung.)

Kaiser Josef, welcher in kirchlichen Reformen den Weg eines Kaunitz verfolgte, unterhielt sich einstmal mit Rasenberg über die Mittel, den Clerus dem Volke näher zu bringen und kam in der Rede auf die Aufhebung des Cölibates, für welche er sich interessirte. Rosenberg, der aus dem großen Schatze seiner in so vielen Ländern nicht etwa im Vorübergehen gemachten flüchtigen sondern erprobten Erfahrungen stets eine Zahl schlagender Thatsachen zu Gebothe hatte, erzählte seinem kais. Gönner, wie er sich während seines Aufenthaltes in London überzeugt habe, daß die unglücklichen weiblichen Wesen, die der Prostitution sich hingaben, meistens Predigerstöchter aus der Provinz waren, die wegen der Armuth ihrer Väter, da die reichen Pfründen Englands nur bevorzugten Classen zufielen, keine Versorgung fanden. Da der Kaiser die Unmöglichkeit einsah, für die Familien so Vieler aus dem öffentlichen Fonde zu sorgen, ließ er den ohnehin nicht mit der Kirche beratheuen Plan ohne weiters fallen, wie er es gethan hätte, würde er so viele andere Verfügungen besonders in kirchlichen Sachen mit Rasenberg früher besprochen haben. Indessen erst in den letzten Lebenstagen hatte der so bitter in seinen so wohlmeinend entworfenen, doch zu wenig gereiften und überlegten Maßregeln und Erwartungen getäuschte Monarch eine gemeinschaftliche Berathung, wie man sie früher gepflogen, zusammengesetzt, die

aus Kaunitz, Lascy und Rosenberg bestand, wozu denn auch Graf Starhenberg gezogen wurde, doch manches wenn auch nicht alles war zu spät, da auch fremder Einfluß den Widerstand, wie z. B. in Belgien und Ungaen, aufgestachelt hatte.

Von den schweren Regierungssorgen pflegte sich der Monarch, welcher häusliches Glück entbehrte, in kargen Abendstunden mit Lascy und Rosenberg im Cirkel hochgebildeter Damen zu erholen. Es waren die Fürstinen Franz und Karl Lichtenstein, Kinski, Claris und die Gräfin Kaunitz, die sie gemeinschaftlich beluchten, diese wenigen heitern Augenblicke konnten das hinwelkende Leben eines der größten Monarchen, der sich ganz dem Staate geopfert hatte, nicht mehr erfleischen. Josef siechte dahin und in den schweren Stunden, wo körperliches Leiden und der Schmerz des gekränkten Gemüthes, wozu am meisten die in Frankreich bereits zu hoher Gährung gekommene Revolution beitrug, ihn niederdrückten, war der Umgang mit Lascy und Rosenberg sein einziges Labsal; doch die Stunde des Scheidens, welche nichts so sehr beschleunigte als der Tod der ihm so theuren Prinzessin Elisabeth, Gemalin seines spätern Thronfolgers Franz I., kam schneller als man vermuthete. Am 13 Februar 1790 verlangte Josef II. das heil. Abendmahl und ging dem Burgpforter, der es im feierlichen Zuge brachte, ihm es zu reichen, so schwach er war, in Uniform an die Thüre entgegen. Am 15. empfing er die letzte Oelung. Rosenberg hatte die schmerzliche Aufgabe, dem Kaiser am 18. die Nachricht vom Tode der um 17. entbundenen Erzherzogin zu überbringen. Er that es mit möglichster Schonung; doch es war, wie der Kaiser sagte, sein tödtlicher Stoß. Indessen auch jetzt arbeitete der Monarch noch eifrig fort und diktirte, angelegt im Schlafsessel sitzend, am 19. bis 10 Uhr Abends seinem Cabinets-Secretär. Nach einer unruhig durchbrachten Nacht, wo er bald von den politischen Ereignissen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit spannten, phantasirte, bald wieder zum vollen Bewußtsein kam, starb er nach einer kurzen Ohnmacht den 20. 4 Minuten über 5 Uhr Morgens. Der Fürst von Dietrichstein, der Graf von Rosenberg und der Erzherzog Franz hatten ihn keinen Augenblick verlassen. Sein Testament bestand nur aus 6 Zeilen, womit er seinen Bender den Großherzog Leopold zu seinem Universalerben erklärte; desto beredter waren seine Briefe, wovon er einen gemeinsamen an jene Damen und sicher den rührendsten an seinen Oberstkämmerer den Grafen Franz von Rosenberg richtete. Er lautet in wörtlicher Vertiefung aus dem französischen Originale: Wien, 19. Februar 1790 „Mein lieber Graf „Rosenberg! Die Freundschaft kennt gemeiniglich ihre „Grenzen, aber die Ihrige gibt sich mir ganz hin. Könnte „ich (wol) die Welt verlassen, ohne Ihnen vorher noch „meine ganze Erkenntlichkeit für alles zu beweisen, was „Sie für mich gethan, für alle Leiden, die Sie in dieser „langen Krankheit erduldet haben, während Sie sich ganz „aufopferten, um mir meine Last tragen zu helfen und „mich zu trösten? Die Weisheit und die Vortrefflichkeit „ihrer Rathschläge und endlich die Anhänglichkeit, die Sie „gegen mich bei jeder Gelegenheit bis zum letzten Augen„blick meines Lebens bewiesen haben, durchdringen mich „mit Erkenntlichkeit und Freundschaft. Empfangen Sie „entgegen die Versicherung und glauben Sie, daß das „einzige, was ich bei meinem Austritte aus der Welt „bedaure, die kleine Zahl der Freunde ist, die ich verlassen „muß, und denen ich Mühe gemacht habe. Leben Sie „also wohl. Ich umarme Sie mit freundschaftlichen „Herzen. Erinnern Sie sich meiner — Ihres aufrichtigen „und wohlgewogenen Freundes Josef. Nachschrift: Nur „meine zitternde Hand hat mich verhindert Ihnen diese „Zeilen mit eigener Hand zu schreiben."

Wenn man dieselben durchliest, weis man nicht, was man mehr bewundern soll, den so seltenen Gleichmuth und die standhafte Resignation des ersten Monarchen der civilisirten Welt, womit er am Vorabende seines Todes seiner wenigen Freunde denkt, und ohne Schmerzenslaut von einer Welt Abschied nimmt, die ihm mit soviel Undank vergolten, in welcher er bis auf jene Wenigen, auf Alles verzichtet; oder den großen Werth, den ein Untergeordneter in den Augen seines Monarchen gefunden, dem es gegönnt war, nicht umnebelt von dem Dufte, welchen man sonst den Mächtigen spendet, das Wahre, Edle und vom Eigennutze Reine zu erkennen. Dieses Schreiben ehret beide, jenen, von dem es ausging, und diesen an den es gelantet; es ist ein unzerstörbares Denkmal der Fürstengröße und Herzenshoheit.

Das erste Geschäft, welches dem von Wachen und Schmerz Erschöpften seine Kräfte gestatteten und die dringendste Pflicht geboth, war, dem durch Josefs kinderlosen Hintritt berufenen Erben des Reiches zu schreiben und die Anzeige des Todesfalles, so wie davon, daß indessen Erzherzog Franz mit dem Staatskanzler Fürsten Kaunitz in Erwartung des Thronfolgers die Regierungsgeschäfte besorgten, mit größter Beschleinigung nach Florenz zu befördern, welche durch Courier am Abende des 25. Februar daselbst eintraf. Die Anpwort des Großherzogs an Rosenberg eilte ihm voraus. Er schrieb, wahrscheinlich Früh am nächsten Tage, und wie es scheint, ohnehin schon im Begriffe sich an das Krankenlager seines kaiserlichen Bruders zu begeben: „Mein lieber Graf! Ihr Brief, „welchen ich durch den Courier Rurone mit der unglück„lichen Nachricht des Verlustes Seiner Majestät empfing, „hat mich mit der heftigsten Trauer erfüllt. Da ich ihm „(den Bruder) aus tausend persönlichen Ursachen zugethan war, können Sie sich denken, wie sehr er mich er„griff. Ich danke Ihnen für alle Beiefe, welche Sie „mir während dieser Zeit geschrieben haben recht sehr, „und ich bedaure unendlich, daß, da ich an dem für meine „Abreise von mir festgesetztem Tage erkrankte, (me uvici) „schon acht Tage zurückgehalten bin, ohne abreisen zu „können, ungeachtet aller Arzneien und meiner Ungeduld, „demnach werde ich Sonntag den 28. mit einiger Wahr„scheinlichkeit abreisen können, nachdem ich hier alles geord„net zurücklassen muß, um mich mit möglichster Eile zu „meiner Bestimmung zu verfügen. Ich werde in eine „ausgedehnte, für mich neue Laufbahn eintreten, und nicht „unter den glücklichsten Verhältnissen. Ich habe nicht mehr „den Muth und die Kraft, welche ich hatte, es bleibt „mir nur der gute Wille. Ich benöthige Freunde, ehr„liche Räthe und Führer. Sie waren dieses immer in „früherer Zeit für mich; ich hoffe, daß Sie in Zukunft „ebenso fortfahren werden, mir mit ihrer Einsicht und „ihrem Rathe beizustehen. Ich werde Ihnen dafur sehr „dankbar sein; meine Freundschaft und mein Vertrauen „in Sie ist Ihnen dan der Vergangenheit und Gegen„wart bekannt; seien Sie dessen auch für die Zukunft „versichert, so wie der vollkommensten Achtung, mit wel„cher ich bin Ihr sehr wohlgewogener Leopold."

Dieser Beief, der erste, den der neue Monarch Oesterreichs an Einen seiner künftigen Umgebung nach Deutschland entsendetr, bestätigt ganz, was wir über das frühere Verhältniß Rosenbergs zu Leopold gesagt haben. Wirklich konnte derselbe erst den 1. März von Florenz in Begleitung des Generals Monfredini abreisen, von wo er dann

den 12. März Abends in Wien eintraf und seinen Sohn den Erzherzog Franz umarmte. Dieser hatte unmittelbar nach dem Tode seines Oheims mit Rosenberg sich in das Cabinet des Kaisers verfügt, und dort, nach Entfernung der frühern Cabinets-Secretäre mit demselben alle Fächer, worin Schriften des Kaisers sein konnten, unter sein Siegel gelegt, so wie mehrere Verfügungen wegen Anlegung der Trauer und Fortdauer der Regierung bis zur Ankunft Leopolds erlassen. Der neue Monarch bestätigte nun Grafen Franz von Rosenberg in seinen Aemtern und Würden, und zog ihn zu den so folgenreichen Berathungen wegen Pacificirung Ungarns und Belgiens bei. Den 20. September 1790 begleitete er Leopold nach Frankfurt zur römischen Kaiserwahl und Krönung, welche letztere den 9. October mit aller Feierlichkeit vor sich ging. Hier erhob ihn Leopold, es war seine erste Regierungshandlung als römischer Kaiser, und der lauteste Beweis seines Dankes, ohne daß er darum gebethen, so es auch nur vermuthet hatte, mittelst eines von Frankfurt aus ebenfalls am 9. October 1790 datirten Diploms, taxfrei in den Reichsfürstenstand mit dem Range nach dem unter Einem in den Fürstenstand erhobenen Altgrafen von Salm-Krautheim, und vor dem zugleich zur Fürstenwürde erhobenen Grafen von Schönburg.

Da Franz Fürst von Rosenberg, welcher sich ganz dem Dienste des kaiserlichen Hauses widmend die Jahre seiner Jugend und des Mannesalters am Reisen und Gesandtschaften zugebracht, sich niemals verheilicht hatte, der Leibeserben entbehrte, hatte Kaiser Leopold in Berücksichtigung dessen in dem Fürstendiplome die a. h. Verfügung aufgenommen, daß nach seinem Ableben die fürstliche Würde auf seinen Vetter Vinzenz Orsini Grafen von Rosenberg und von diesem auf dessen erstgeborne männliche Descendenten übergehen habe. Leider konnte Rosenberg seinem Monarchen, welcher ihm seine Zuneigung auf jede Art zu erweisen suchte, und dem im Laufe der beiden ersten Jahre seiner Regierung in den so verworrnen Angelegenheiten die durch den Frieden mit der Türkei, die Beruhigung Ungarns und Belgiens ihre glückliche Erledigung erhielten, während sie in Bezug auf das revolutionäre Frankreich die enge Verbindung mit Preußen herbeiführten, treu an der Seite stand, nur kurz dienen. Leopold starb nach kurzer Krankheit am 1. März 1792, gerade in dem Augenblicke, als über Krieg oder Frieden mit Frankreich entschieden werden sollte, welchen erstern der Kaiser auf die möglichste Art hintanzuhalten suchte. Nun bestieg Franz II. den Thron, und trat als Kaiser in die Fußstapfen seines Vaters. Er bestätigte Rosenberg in seinen Würden und Aemtern als Staats- und Conferenz-Minister, wie als Oberst Kämmerer, die er bis an seinen Tode beibehielt.

Indessen die Kraft des greisen Fürsten war durch so viele schwere auf einander folgende Verluste gebrochen, er nahm, da er mit dem Regierungsantritt Kaiser Franz II. bereits sein 70stes Jahr erreicht hatte, zusehends ab, und starb den 24. November 1796 in der kaiserlichen Burg zu Wien, und wurde nach Anordnung seines Testaments in der Seitenkapelle der Pfarrkirche zu Rosegg in Kärnten, wo ein Grabstein mit seinem aus Bronce verfertigten Wappen seine irdischen Reste deckt, bestattet: der sicherste Beweis, daß er Kärnten als sein Vaterland ehrte, und dort, wie einst in den wenigen Zwischenräumen eines so thatenvollen Lebens seine Ruhe suchte. Mit einer geistreichen Geschichtsbildung verband Franz Orsini Graf, dann Fürst von Rosenberg einen edlen Anstand. Religiosität, Bescheidenheit, Uneigennützigkeit, seltene Welterfahrung und Weisheit, (wir sprechen hier ein höchsten Ortes gefälltes Urtheil nach) eigneten ihn im hohen Grade zum Vertrauten seiner Monarchen, die auch deßhalb, wie es ihre Briefe beweisen, ihm das vollste Zutrauen schenkten, und mit dem besten Erfolge ihn zu Rathe zogen, so Maria Theresia, ihre beiden Söhne Josef und Leopold. Der Nachlaß des Fürsten, welcher trotz seiner mehrfachen hohen Bedienstungen und ehelosen Standes keine Vermehrung erhalten hatte, ging so wie die Fürstenwürde auf seinen Vetter den Grafen Vinzenz Orsini von Rosenberg über, auf den wir später zurückkommen. [1])

Wir kommen nun auf die übrigen Descendenten des Grafen Wolfgang Andrä von Rosenberg, dessen Erstgeborner Josef Paels des eben geschilderten nachherigen Fürsten Franz Xaver Großvater war, zurück, und zwar auf dessen zweiten Sohn:

Franz Andreas, geboren zu Klagenfurt den 12. März 1653. Auf der politischen Laufbahn, die er damit eröffnete, daß er als Gesandtschafts-Attache die vorzüglichsten Höfe des römisch-deutschen Reiches bereiste, erlangte er zunächst die Stelle eines Reichs-Hofrathes, als welchem man ihm wichtige Sendungen an jene übertrug, wurde dann im Jahre 1685 Landeshauptmann in Kärnten, und starb, nachdem er allen den vielen Geschäften und Sorgen der damaligen kriegerischen Periode, als solcher sich thätigst und erfolgreich unterzogen, den 28. März 1698 und wurde in der Gruft der Xaverikapelle daselbst beigesetzt.

Karl Josef, desselben einziger mit Amalia Theresia Gräfin von Löwenstein erzeugter Sohn, geboren zu Klagenfurt den 9. November 1695, starb bereits 1718 nach einer über Vollendung seiner Studien gemachten Reise, und seine Leiche fand die Ruhestätte neben der seines Vaters.

Philipp Josef, dritter Sohn des Grafen Wolfgang Andrä, geboren den 3. Juni 1691, früh seines Vaters beraubt, erhielt er von seiner vortrefflichen Mutter Ernestine Barbara, geb. Montecuculi, unter der Vormundschaft des Grafen von Oed eine sorgsame Erziehung, und widmete sich nebst den andern standesmäßigen Studien vorzüglich dem kameralistischen Fache. Bereits den 6. April 1711 vom Kaiser Josef I. zu dessen Kämmerer ernannt, wurde er von dessen Nachfolger dem Kaiser Karl VI. 1713 mit der Mission nach Portugal beauftragt, um dem Könige zu der Geburt des Prinzen von Brasilien Glück zu wünschen. Nach seiner Rückkunft wurde er auch von diesem Monarchen den 18. Oktober 1714 unter seine wirklichen Kämmerer aufgenommen. Er ernannte ihn hierauf zum Hof-Kammerrath und Präsidenten mehrerer Ka-

[1]) Die vorzüglichste Quelle, aus welchen wir die Daten zu dieser biografischen Skizze eines Mannes schöpften, welcher als der treue Diener und Rathgeber von vier Monarchen die Krone der Persönlichkeiten seines Vaterlandes im abgewichenen Jahrhunderte war, ist nebst den Werken Hormayrs, Generichs, Coxes, Zieglers Galleerie aus der österr. Vaterlandsgeschichte, den gleichzeitigen genealogisch-historischen Leipziger Nachrichten, welche insonderheit die frühere Lebensperiode Rosenbergs bezüglich seiner Gesandtschaftsreisen und seines Wirkens in Toscana genau und thatsächlich durch die Geschichte des betreffenden Landes und seines Regenten controllirten, das fürstlich Rosenbergische Archiv mit seinen Originaldocumenten, wovon Se Durchlaucht der gegenwärtige Chef des Hauses Fürst Ferdinand von Rosenberg die getreuen Copien dem Kärnt. hist. Museum mittheilte, hochwelcher überhaupt die Literatur durch Bereicherung der öffentlichen Bibliothek, die Geschichtsforschung durch Unterstützung aus dem fürstl. Archive auf das liberalste fördert, und sie die Erhaltung der Baudenkmale auf den fürstl. Familiengütern im Sinne der a. h. Regierung sorget.

merol-Haupt-Commissionen, worauf er im April 1721 erster Rath und Kammer-Director im eroberten Königreiche Serbien, und den 19. Juni 1722 Präsident über das Salzwesen wurde.

Er lebte nachhin einige Zeit außer Dienstes-Activität auf seinen, wie wir schließlich vernehmen, weitläufigen Besitzungen; indessen stets bereit, dem Rufe seines Monarchen zu folgen. Maria Theresia, die seine Brauchbarkeit und seine Anhänglichkeit kannte, ertheilte ihm im Oktober 1742 die geheime Rathswürde, und sendete ihn im April 1744 an den königl. preuß. Hof, wo er den 15. d. M. seine erste Audienz bei König Friedrich II. hatte; doch wegen des bald gegen Oesterreich neu ausbrechenden Krieges war dort sein Aufenthalt nur kurz, und es wurde ihm die Bestimmung nach Petersburg zu gehen. Der bekannte Marquis von Botta, welcher nachhin im Jahre 1747 die Unruhen und die Vertreibung der Oesterreicher aus Genua herbeiführte, deren Andenken durch das sogenannte Ballilafest noch ein Jahrhundert darauf begangen wurde, hatte durch Intriguen, in die er sich am russischen Hofe, wo er als königl. ungarischer Abgesandter fungirte, einließ, die Kaiserin Elisabeth heftig aufgebracht, und der österr. Hof war veranlaßt ihn abzurufen, auf den Schloßberg zu Graz behufs seiner Untersuchung zu arretiren, wo er bis auf Begnadigung der Kaiserin sitzen sollte. Rosenberg hatte die schwere Aufgabe dieses verdrüßliche Geschäft zu schlichten und den russischen Hof zu versöhnen. Es gelang ihm dieses, indem er am 3. November 1744 durch eine feierliche, im Namen seiner Regierung ausgestellte Erklärung Botta's Handlungen und Betragen mißbilligte, und in der am 25. November 1744 bei der Kaiserin erlangten Audienz dieselbe in der Art zufrieden stellte, daß sie auch Botta vergab, worauf er auf freien Fuß gestellt und wieder angestellt wurde. Rosenberg verließ im November 1745 den russischen Hof und ging als Gesandter der nunmehrigen Kaiserin nach Holland, um mit dem bevollmächtigten k. Minister Baron v. Reischach die Generalstaaten dahin zu bringen, daß sie bei dem französischen Einfalle in die Niederlande von ihrer verbabenden Neutralität abstanden, was sie auch durchsetzten. Er verließ nun auch Holland, um über London, wo er den 6. September anlangte, und am 8. Oktober wieder abreiste, nach Portugal zu schiffen. In Lissabon am 23. das Land betretend, begann er als k. k. Gesandter seine Funktionen.

Hier verweilte er nun anderthalb Jahre, und trat im März 1748 seine Rückreise zu Lande über Madrid und Paris an, da er auf dem Hinwege zur See in größte Lebensgefahr gerathen war. Der Hof von Lissabon, dessen Hochachtung er sich im besonders Grade erworben, suchte ihm diese beim Scheiden durch kostbare Andenken zu erkennen zu geben. Den 8. März 1750 legte er an des verstorbenen Grafen v. Oed, seines einstigen Vormundes, Stelle den Eid als Präsident der niederösterreichischen sogenannten Repräsentation und Kammer ab, an welchem Posten er im Mai 1753 von Freiherrn Heinrich von Haugwitz abgelöst, den bisherigen Gesandten bei der Republik Venedig Marquis von Prie ersetzte. Von da im Jahre 1764 abberufen, starb er den 5. Februar 1765 in Wien, 74 Jahre alt, und wurde nach seinem Wunsche daselbst bei den Paulanern beigesetzt.

Philipp Jakef Orsini Graf v. Rosenberg war zwei Mal vermält; in erster Ehe mit Dominika Gräfin von Kaunitz, gestorben 1756, wurde er Vater mehrerer Kinder, worunter ein Sohn Vinzenz Ferrerius. Seine zweite Ehe, die er ihm Jahre 1761 mit der Engländerin Constantia von Wynne in Venedig einging, war kinderlos. Betreffend seine Verhältnisse im eigenen Vaterlande und sein Vermögen, ererbte Graf Philipp Josef von seinem Vetter, dem in seiner Jugend verstorbenen Karl Josef, die Herrschaften und Güter Sonnegg, Stein, Höhenbergen, Felsberg, Rechberg, Hagenegg und die Hälfte des Hauses zu Klagenfurt, sowie von Graf Leopold Josef Greifenburg, Kentschach, Welzenegg und Grafenstein. Rosegg wurde durch gerichtlichen Ausspruch allodial erklärt, und fiel daher dem Grafen Wolf Sigmund, und durch diesen dem nachherigen Fürsten Franz Xaver zu. Im Jahre 1724 verkaufte er mit höherer Bewilligung die Herrschaft Hagenegg an den Grafen Christalnigg um 31,000 fl. Während seiner Minderjährigkeit wurde im Jahre 1706 die mährische Herrschaft Glatz in Oesterreich für ihn erkauft, dagegen Prunnet in Mähren von ihm an den Grafen Illesbast veräußert. Auf diese Art bildete sich jener so bedeutende Gütercomplex der nachherigen Fürsten von Rosenberg, der ihnen schon früher ein fürstliches Einkommen gewährte.

Mit dem erstgebornen Sohne des Grafen Philipp Josef Vincenz Ferrerius Orsini Graf von Rosenberg nähern wir uns der Zeit, wo der Stamm der Rosenberge sich auf einen einzigen Sprossen beschränken, wo alles Erbgut in einer Hand sich befinden sollte. Geboren zu Klagenfurt den 27. December 1722 wurde er Anfangs im väterlichen Hause erzogen und erhielt den Jesuiten P. Anton Mojak nebst einem weltlichen Lehrer zum Leiter; doch wie er die Humaniora absolvirt hatte, führte ihn sein Vater im Monate März 1736 zu seinem Freunde den Bischof Strickland nach Namur in die Niederlande, bei dem er mit Beibehaltung seines früheren Lehrers Mojak zwei Jahre sich den höheren Studien widmete, die er dann zu Graz vollendete. Bereits im Jahre 1742 ertheilte ihm M. Theresia das Decret als k. Kammerherr. Dieß und das darauf folgende Jahr nahm er als Volontair an dem siegreichen Feldzuge nach Baiern, unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls Khevenhüller seines Oheims Theil, nicht ohne leichte Vorliebe für den Soldatenstand sich eigen zu machen, indessen sein Vater, der mit ihm andere Absichten hatte, gestattete die Annahme einer Rittmeisterstelle, die man ihm sowohl unter den Kürassiren als Dragonern anbot, keineswegs, sondern nahm ihn auf seinen geschilderten Gesandtschaftsreisen nach Berlin, Petersburg und dem Haag mit.

Als jedoch sein Vater von da über England nach Lissabon abging, kehrte Graf Vincenz in seine Heimat zurück, wurde 1749 Landrath und kurz darauf innerösterr. Regierungsrath, im Jahre 1751 Repräsentationsrath in Graz. Bei Organisirung des Guberniums in Graz im Jahre 1763 rückte er zum Gubernial- und wirkl. geheimen Rathe, im Jahre 1773 zum Landeshauptmann in Krain, das Jahr darauf zu solchem in Kärnten vor, und vereinigte damit den Vorsitz in Bankal- und Bergwesens-Angelegenheiten. Seine Verwaltung fiel in die bewegte Periode des Uebergangs der Regierung Theresiens in jene Josefs II. und sohin der Neugestaltung so vieler Anstalten und Verhältnisse.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 66. Klagenfurt, Sonnabend, den 19. August. 1854.

Die Rosenberge.

(Fortsetzung.)

Die Erbauung des allgem. Krankenhauses, so wie des nachhin zwei Mal demolirten Militärspitales auf der Bastei zu Klagenfurt, die Errichtung des Versatzamtes, die Führung des Ausfluß-Kanales vom Stadtgraben und samit dessen Trockenlegung, die Erbauung und Organisirung des großen M. Theresianischen Waisenhauses, jetzt die sogenannte Waisenhaus-Kaserne, die Verlegung der Kaserne in das Collegium der im Jahre 1773 aufgehobenen Jesuiten, welches um ein Stockwerk erhöht wurde, die Umstaltung der ehemaligen Kaserne in ein Schulhaus mit Kapelle und Bibliothek, die Systemisirung des Oeconomikums im damaligen nach regulären Gurker-Domkapitel und Ertheilung des Capitelkreuzes, die Errichtung mehrerer Kuratien, die Ergreifung nachhaltiger Mittel gegen die Verbreitung von Irrlehren, die Aufhebung nicht gebothener Feiertage, die ordentliche Einführung der Militärkanscription, die Erbauung der Residenz für die Erzherzogin Maria Anna zu Klagenfurt, die Einführung der von K. Josef II. angeordneten Toleranz der augsburgischen und helvetischen Glaubensgenossen u. s. f. waren Maßregeln und Aufgaben, deren Ausführung oder doch Oberleitung dem Landeshauptmanne Grafen von Rosenberg zufielen, und Gegenstände, die als noch vorhanden, auch das Andenken seiner wohlwollenden Gesinnung für sein Vaterland erhalten sollen. Allein dieses glückliche Verhältniß, wo Kärnten einen so warmen Patriaten an der Spitze seiner Regierung haben sollte, welcher bei seinem bedeutenden Einkommen der Hauptstadt, in der sich damals ein zahlreicher begüterter Adel um seinen Chef schaarte, einen lebhaften Verkehr und bewegtes geselliges Leben verschaffte, sollte nicht lange dauern: den 6. April 1782 wurde Rosenberg, da die Länderstelle mit jener von Graz vereinigt wurde und dahin kam, seines Amtes enthoben, und Graf Franz Anton Khevenhüller erhielt die Stelle eines Gauverneurs von Steiermark, Kärnten und Krain, wogegen das Appellationsgericht für diese Länder, das Küstenland und Tirol nach Klagenfurt kam.

Graf Vinzenz von Rosenberg, der von diesem Zeitpunkte an sich aus den öffentlichen Diensten zurückzog, fuhr indessen fort als Landstand, als welcher er den 6. April 1782 die a. h. Bestätigung über das Erbland-Hofmeisteramt in Kärnten erhielt, und Privatmann für das Wohl seines Vaterlandes zu wirken. Da damals das so fleißige und mit seinen Produkten den Klagenfurter-Marktplatz größtentheils versehende Jauntal nach in keiner directen Verbindung mit Klagenfurt stand, sondern entweder über Völkermarkt oder mittelst Ueberfuhren communicirten mußte, ließ er im Jahre 1786 bei Stein eine neue Brücke — welchen Namen sie auch fortan behielt — über den Draustrom schlagen[1]). Damit stand auch die neue Straßenführung über Grafenstein in Verbindung. In diesem Schlosse wahnte Graf Vinzenz während der Sommermonate, sonst auch vielfach in Graz. Die Grabcapelle des hl. Franz Xav. an der St. Peter- u. Paulskirche in Klagenfurt ließ er mit vielem Aufwande renaviren und seinem Vater Philipp Josef ein Grabmonument, rechts beim Eingange der Kapelle, errichten, welches in latein. Inschrift die von uns gegebenen Hauptmomente seines Lebens enthält. Seine succedirende Erhebung in den Reichs-Fürstenstand, zugleich mit seinem Vetter dem Minister Franz, haben wir bereits erwähnt. Graf Vinzenz starb noch vor jenem im Jahre 1794 zu Klagenfurt, und wurde seinem letzten Willen gemäß im dortigen Stadtfriedhofe beerdigt. Er hatte sich den 28. October 1756 mit Juliana Herrin von Stubenberg vermält, und war durch sie Vater von drei Söhnen und eben so vielen Töchtern, wovon der Erstgeborne nach dem Tode des Fürsten Franz im Jahre 1796 ihm in der fürstlichen Würde nachfolgte, die Grafen Leopold und Vinzenz in den Militärstand traten, die Camtessen: Maria Dominika mit dem Grafen Franz v. Kaiser, M. Cäcilia mit Hironimus Grafen von Lodron und M. Seraphine mit dem Grafen Josef von Thurn-Valsassina sich vermälten.

Franz Seraf Fürst von Ursini und Rosenberg geboren zu Graz den 18. October 1761 wurde bis in sein 13. Jahr im väterlichen Hause unter Leitung des Piaristen-Ordenspriesters Leander Kautsch erzogen und im November 1774 dem Thereslanum in Wien anvertraut, vom Jahre 1776 an aber ihm eine eigene Privatwohnung eingeräumt, wo seine Erziehung unter der Oberaufsicht des Oberstkämmerers, nachmaligen Fürsten Franz von Rosenberg, und unter der Leitung des französischen Hofmeisters Decouriere vollendet wurde. Im Jahre 1778 zum k. k. Kämmerer ernannt, trat er auf sein eigenes Verlangen im Jahre 1780 in das Karabinierregiment Toskana als Unterlieutenant ein und avancirte i. J. 1785 bis zum Rittmeister. Bei dem Ausbruche des Türkenkrieges stand Rosenberg im Kinsky'schen Observanzlegers-Regimente, welches damals, Ende Oktober 1787, die erste Uhlanen-Escadron erhielt. Bekanntlich war diese gegenwärtig so zahlreiche Waffe damals in Oesterreich noch nicht eingeführt, und man wollte Versuchsweise die leichte Reiterei gegen die türkischen Spahis mit Lanzen versehen. Aber eben dieses neue Auftreten war es, welches von Seite der türkischen Reiter, die so eifersüchtig auf den Gebrauch ihrer Lanzen waren, eine desto heftigere Entgegnung hervorrief. Da Rosenberg jene neue Uhlanen-

[1]) Die Inschrift am Piedestal der Statue des h. Johannes von Nepomuk lautet: „Den Vortheil ersparter Umwege und vermiedener Berge hat der Handel dieser Brücke, die Brücke selbst ihr Dasein der Liebe zum gemeinen Besten des Herrn Vincenz Ursini Grafen von Rosenberg zu verdanken im Jahre 1786.“ Die Baukosten beliefen sich (damals) auf 8280 fl.

Digitized by Google

Escadron commandirte, wurde er am 22. Juli 1788 bei dem sogenannten Beschanier-Damme an der Save in der Nähe Belgrads in ein heftiges Gefecht verwickelt. Die Türken hatten nämlich das äußerste Piket des Infanterie-Regimentes Vellegrini angegriffen; da eilte demselben Rosenberg mit den bereits abgelösten im Rückmarsche begriffenen Ublanen freiwillig zu Hilfe. Nun stürzten sich die Spahis in mehrfacher Uebermacht auf die kleine Schaar, griffen wüthend an und drückten sie an den Damm zurück, den eben das kärntnerische Regiment (damals d'Alton), wir relationiren nach der Aussage eines Augenzeugen, besetzt hatte. Es war ein furchtbares Schießen, Hauen und Stechen; die rückwärts stehende Artillerie konnte, um nicht in dem Knäuel der Kämpfenden die eigenen Leute niederzuschmettern, nicht Feuer geben. Rosenberg, von allen Seiten von Feinden umgeben, wehrte sich auf das Tapferste und wurde nur durch die Bravour des Lieutenants Berg von Wurmser-Husaren, welcher sich mit seinen Leuten auf die Türken stürzte, vom sicheren Tode errettet. Ein Theil der Türken war nach dem ersten Anprelle auf den Damm zu geritten; die retirirende Infanterie, welcher der Widerstand Rosenbergs noch Zeit zum Rückzuge gönnte, wurde durch einzelne zurücksprengende Reiter theilweise in den Moraft gesprengt und von den Türken der Mannschaft, welche sie bei ihren Haarzöpfen von oben herab erreichen konnte, die Köpfe abgeschnitten. Unter den Todten befand sich auch Hauptmann Puscho, der ältere, vom vaterländischen Regimente. In Folge dieser Affaire wurde Rosenberg, der zum Major und dann Oberstlieutenant im Schokmitischen dann Mockischen, jetzt Wallmoden Küraffier-Regimente vorrückte, bei dem nach Beendigung des Feldzuges im November 1790 abgehaltenen Capitel zum Ritter des M. Theresien-Ordens ernannt, und empfing am 19. December 1790 die Ordensinsignien unmittelbar aus den Händen Kaiser Leopold II., so wie auch seine Gemalin Carolina, Tochter des Gouverneurs Franz Anton Grafen von Khevenhüller, die er am 27. December 1786 gehlicht hatte, von der Kaiserin gleichzeitig zur Palastdame erhoben wurde. Mittlerweile war nach kurzer Rast der Franzosenkrieg ausgebrochen, und Rosenberg rückte mit seinen Panzerreitern zur Rheinarmee, welche Mainz einschloß und gegen die Vogesen und Straßburg unter Wurmser vorrückte. In dem Gefechte bei Bergzabern hielt sich Rosenberg mit seinen Reitern besonders tapfer, und am 15. December 1793 warf er mit einer Küraffier-Division am Marienthaler Walde die feindliche Reiterei über den Haufen. Vom Kaiser Franz das Jahr darauf zum Obersten und Commandanten des gleichen Regimentes ernannt, befehligte er im October 1795 kurz vor Wiedereroberung Manheims durch die Kaiserlichen die Vorposten bei Schwetzingen, wo er im Schloßgarten 200 feindliche Chasseurs überfiel und gefangen nahm. Im Feldzuge des Jahres 1796 diente er unter dem Erzherzoge Carl. In der denkwürdigen Schlacht bei Würzburg am 3. September 1796, welche den Waffenruhm der österreichischen Reiterei auf das Neue hob, stand Rosenberg mit dem Küraffierregimente Mack und mit noch sechs andern Reiterregimentern auf dem linken Flügel, welche unter des Erzherzogs eigenem Befehl die französische Reiterei unter General Bonnaud angriffen und nach schwerem Kampfe besiegten. Fürst Rosenberg wurde in Folge seines dabei bewiesenen Muthes zum Generalmajor ernannt, in welcher Eigenschaft er den Feldzügen von den Jahren 1797, 1799 und 1800 am Rheine beiwohnte. Nicht sowohl durch persönliche Tapferkeit als auch durch verständige Anordnung und strategischen Scharfblick wurde General Fürst Rosenberg, dem Erzherzoge Carl vortheilhaft bekannt, mit dem Commando bald der Avantgarde bald detachirter Corps betraut. In den beiden Treffen bei Ostrach am 21. März 1799 und den 25. darauf bei Stockach, in denen Erzh. Carl über Jourdan siegte, focht Fürst Rosenberg mit. Nun eröffnete der Erzherzog den Feldzug gegen Massena in der Schweiz, in welche man noch schwerem Kampfe eindrang. Rosenberg ging mit einem detachirten Corps als Seitencolonne der Hotzischen Armeeabtheilung von Feldkirch aus, über dem Bodensee, über den Rhein, und bestand am 25. Mai das Gefecht bei Frauenfeld gegen Oudinot und Soult, welches den ganzen Tag mit größter Hartnäckigkeit dauerte, wurde durch einen Säbelhieb am Kopfe verwundet, wovon ein Splitter der Hirnschale erst später ihm entzogen werden mußte. Nichts destoweniger betheiligte er hierauf in der Schlacht bei Zürich, welche Erzherzog Carl am 4. Juni Massena lieferte, jene Colone, die unter dem Obercommando des FML. Hotze über die Glatt setzte, wobei Hotze eine schwere Wunde erhielt. Die Avantgarde, welche unter Rosenberg bei Seebach von einer verhältnißmäßigen Uebermacht angegriffen wurde, ließ der Erzherzog duech die Division des Fürsten Reuß verstärken, und da die Grenadiere die französischen Redouten am Zürichberg bestürmten, konnte auch Rosenberg seiner Seits bis Einbruch der Nacht unmittelbar an die feindlichen Verschanzungen vordringen. Am andern Tage verließ Massena sein verschanztes Loger und Zürch, und gab sich so besiegt. Da nun ein russisches Hilfscorps von 35000 Mann unter Korsakow in die Schweiz rückte, ging das Corps unter Bellegarde nach Italien ab, und der Erzherzog konnte einen Theil seiner Truppen der vordringenden französischen Rheinarmee entgegen stellen, und die Festung Filippsburg entsetzen. Bereits den 15. September räumten die Franzosen Heidelberg, gingen über den Rhein, und hielten nur Mauheim besetzt. In drei Colonen ließ nun der Erzherzog diese stark befestigte Stadt angreifen. Rosenberg, der auch jetzt den Vortrab befehligte, nahm die Verschanzungen bei Nekerau und darin mehrere Tausende an Gefangenen. Mauheim war nun wieder in den Händen der Kaiserlichen, und Rosenberg verfolgte den Feind, den er mit der Avantgarde bei Worms mit Erfolg angriff, bis Ogersheim und Frankenthal. Die Niederlage indessen, die Korsakow durch Massena bei Zürch erlitten hatte, gebot auch hier Einhalt und der Erzherzog konnte, um anderwärts dem Feinde die Spitze zu bieten, nur ein Corps unter dem Fürsten von Schwarzenberg zurücklassen, dem es indessen gelang, das hart geängstigte Filippsburg zum wiederholten Male zu entsetzen. So endete der Feldzug vom Jahre 1799, der mit so vielen Hoffnungen begonnen und besonders in Italien große Siege im Gefolge hatte, um den unglücklichen des Jahres 1800 zur Folge zu haben. Am 15. März 1800 hatte der Erzherzog Carl das Armeecommando in Deutschland niedergelegt, und auch Rosenberg folgte seinem Feldherrn, dessen Scheiden von der ganzen Armee tief bedauert wurde, und ging, nachdem er im Juni 1800 bei dem Rückzuge der k. k. Armee unter Kroi mit der Arriergarde bei Nördlingen und Neresheim durch ein geschicktes Manöver die sämmtliche um Oettingen aufgefahrene Reserve-Artillerie gerettet hatte, in Pension, da er noch immer an den Folgen seiner Wunde litt. Im Jahre 1801 zum Feldmarschallieutenant ernannt, erhielt er die Inhabung des 13. Dragoner-, nun 6. Chevauxlegers-Regimentes. Auch erkannte ihm das Ordens-Ca-

pitel für sein umsichtiges und entschlossenes Benehmen bei Nördlingen das Commandeurkreuz des M. Theresien-Ordens zu. Nach dem Lünneviller Frieden als Divisionär in Innerösterreich angestellt, nahm er bei dem Wiederausbruche des Krieges im Jahre 1805 an dem Feldzuge in Italien unter dem Erzherzoge Carl in gleicher Eigenschaft Antheil, focht mit seinen Truppen in der zweitägigen Schlacht bei Caldiero wider seinen vormaligen Gegner Massena, und hatte seinen Antheil an dem erfochtenen Siege. Auch jetzt vereitelten anderweitige Unfälle den Erfolg, und die unglückliche Schlacht bei Austerlitz, an der Erzherzog Carl sich nicht betheiligen konnte, zog den Preßburger Frieden nach sich. Rosenberg wurde nun in Wien als Divisionär angestellt, und im Jahre 1808 von Sr. Majestät mit dem Orden des goldenen Vließes begnadigt. Im Kriegsjahre 1809, welches Oesterreich gegen halb Europa in die Waffen rief, vertraute man ihm das 4. Armeecorps unter Erzherzog Carl. War die Schlacht bei Regensburg, in der Rosenberg, Hohenzollern, Kolowrath und Lichtenstein bei Eckmühl mit unerschütterlicher Tapferkeit fochten, durch die gleich anfängliche Niederlage des linken Flügels bei Abensberg und Landshut verloren gegangen, so stellte der Sieg des Erzherzogs über Napoleon bei Aspern die österreichische Waffenehre her, an welcher auch Rosenberg mit seinem Armeecorps den thätigsten Antheil nahm. Ein härteres Loos traf ihn in der Entscheidungsschlacht bei Wagram am 6. Juli, wo er mit seinem Corps die Aufgabe erhielt, den linken Flügel in der Stellung bei Markgraf-Neusiedl so lange zu halten, bis er von den bei Preßburg unter dem Erzherzoge Johann stehenden Truppen verstärkt würde. Er hielt sich, jedoch mit großem Verlust, da indessen Napoleon, der mit seinem Angriffe im Centrum scheiterte, seine Hauptmacht gegen Rosenberg wendete, der zwar von Kolowrat unterstützt, zwei Angriffe zurückschlug, beim dritten sich der Anhöhen von Markgraf-Neusiedel bemächtigt hatte und die erwünschte Hilfe nicht erschien, nicht zeitig erscheinen konnte, so trat Rosenberg den Rückzug in der Richtung von Wolkersdorf an. Die Oesterreicher hatten mit einer Tapferkeit gefochten, die selbst der Feind anerkannte, und mehr Trophäen als der Feind erstritten, doch der Sieg ward der Uebergahl. Ein Sachkenner sagt in seiner im Druck erschienenen Schrift über die Schlacht von Wagram: „Des Fürsten Rosenberg Entschluß, seine Beharrlichkeit, macht diesem mehr als vielen Siegern Ehre.“ Der huldvolle Monarch anerkannte dieses dadurch, daß er ihm noch während des Waffenstillstandes zum Commandanten der Hauptfestung Olmütz, dem Schlüssel Böhmens und Mährens an dieser gegen die Hauptmacht des Feindes gelegenen Seite ernannte, und ihn an das Hoflager nach Totis während der Friedensunterhandlungen berief. Nach geschlossenem Frieden ward Rosenberg Inspector der in Niederösterreich gelegenen Cavallerie, im Jahre 1811 Hofkriegs-, und bald darauf geheimer Rath.

(Schluß folgt.)

Die letzte Reise des Königs von Sachsen.

Der „Bote für Tirol und Vorarlberg“ vom 12. August bringt eine Beschreibung der „Reise Sr. Majestät des hochseligen Königs Friedrich August von Zirl nach der Alpe Lisens und von da über Kühethei nach Silz am 7. und 8. d. M.“ Der Verfasser der Beschreibung hatte, wie er im Eingange sagt, die Ehre, an der Seite des edlen Monarchen die Reise mitzumachen und ergriff mit Thränen in den Augen, mit tief bewegtem Gemüthe und zitternder Hand die Feder, um zwei der letzten Lebenstage des hochseligen Königs — unvergeßlichen Andenkens — nieder zu schreiben. Wir lassen ihn selbst erzählen:

„Se. Majestät trafen — über Seefeld kommend — am 7. d. M. vor 10 Uhr Vormittags ganz unvermuthet in Zirl ein, wo Allerhöchstdieselben auf der Post das gewöhnliche Absteigquartier nahmen. Es war dieses bereits der z e h n t e Besuch, den Sachsens König unserem Vaterlande abstattete, um dasselbe nach allen Richtungen zu bereisen und kennen zu lernen. In Höchstdessen Begleitung befanden sich der Major und Flügeladjutant Eduard v. Zezschwitz, dann ein Kammerdiener und zwei Bediente. Während nun der Herr Adjutant, ein stattlicher Mann, für das Wohl seines königlichen Herrn unermüdet besorgt, in Hinsicht auf das Gepäck, das nachgetragen werden sollte, die nothwendigen Anordnungen traf, traten Se. Majestät in Begleitung des Schreibers dieser Zeilen, der schon vor zwei Jahren die Tour auf den Solstein mitgemacht hatte, heiter und wohlgemuth die beabsichtigte Reise an. Auf der Innbrücke angelangt, wendete sich der hohe Reisende um und betrachtete mit Wohlgefallen den stolzen Solstein, welchen Höchstderselbe am 3. August 1852 erstiegen hatte. Es ist zu seiner Zeit bereits erzählt worden, wie Friedrich August, stehend auf diesem Bergriesen, freudig bewegt ein Hoch auf unsern ritterlichen Kaiser Franz Josef ausbrachte und dann äußerte: „Ich habe Tirol allzeit lieb gehabt; allein durch seine Treue und Anhänglichkeit an seinen Monarchen und an das Allerhöchste Kaiserhaus im Jahre 1848 ist es mir doppelt lieb und theuer geworden.“

An einen Zaun gelehnt zeichnete der hohe Reisende den Solstein in Verbindung mit der Martinswand ab. Ich bewunderte die Fertigkeit, mit der Se. Majestät zeichneten. Es schlug sachen 11 Uhr, die Skizze war vollendet — als der Herr Adjutant mit dem Kammerdiener und den 3 Packträgern nachkam. Nun wurde die Reise angetreten. Dieselbe ging über den Anfitz Ferkleben auf dem kürzesten Wege nach Oberperfuß. Der Weg dahin durch den kühlen Wald gefiel dem König besonders wohl. „Eine wahre Promenade,“ äußerten sich Se. Majestät mehrmals. In fünf Viertelstunden hatten wir Oberperfuß erreicht. Auf dem Wege von hier nach Sellrain liegt der sogenannte „Tschaipen-Bichl.“ Rasch wurde dieser erstiegen, um von diesem Glanzpuncte aus die herrliche Aussicht in's Unterinnthal zu genießen. In weitern fünf Viertelstunden hatten wir Sellrain erreicht. Im dortigen Badhause wurde Mittag gemacht und gleich die Reise nach Gries fortgesetzt, das wir in anderthalb Stunden erreichten. Auf dem Wege dahin hatte sich das Wetter verschlimmert. In Gries war man genöthigt in dem ersten besten Haus Zuflucht zu nehmen, um einem heftigen Regen auszuweichen. Erst um 5 Uhr konnte die Reise wieder fortgesetzt werden. Von Gries bis in die Alpe Lisens rechnet man zwei gute Stunden. Auf dem Wege dahin beim kleinen Weiler Rötz befindet sich die berüchtigte Felsenabsitzung. Bis zur Hälfte hinauf ist der sonst so schöne Berg „Freidut“ ganz locker. Wie Todtenköpfe sind Steine auf Steine, Felsenmassen auf Felsenmassen gelagert, bereit, jeden Augenblick in die Tiefe zu stürzen. Hunderte und hunderte von Baumstämmen wurden seit drei Jahren wie Schwefelhölzchen zerschmettert. Der Weg führt hart an dieser gefährlichen Stelle vorbei, welche jedoch glücklich passirt wurde. In der

Nähe des Weilers Praxmar fing es so furchtbar zu regnen an, als hätte der Himmel alle Schleusen geöffnet. Durch und durch naß erreichte Se. Majestät gegen 8 Uhr das Alpenhaus. Nachdem sich hier der hohe Reisende montirt hatte, begab sich Höchstderselbe in die Küche, setzte sich auf eine Bank, die auf dem Herde angebracht war, um sich am Feuer zu wärmen. Es war ziemlich kalt. Unterdessen wurden die Zimmer geheizt. Der Senner, ein echter Naturssohn, schickte sich nun an, ein kräftiges Alpenmuß zu kochen. Während er dasselbe kochte, stellte er an den König mehrere Fragen: ob Er auch Kühe habe, ob es in Sachsen auch Alpen gebe u. s. w. Se. Majestät beantworteten diese naiven Fragen des Naturmenschen mit gewohnter Herablassung. Nach eingenommenem Nachtmale geruhten Se. Majestät sich in das dortige Fremdenbuch einzuzeichnen und sich sodann zur Ruhe zu begeben. Um halb 5 Uhr los ich in der freundlichen Hauscapelle die h. Messe. Um halb 6 Uhr wurde gemeinschaftlich das Frühstück genommen; denn schon um 6 Uhr sollte der Rückweg angetreten werden. Während der Nacht hatte es furchtbar geregnet und bis in die Nähe des Alpenhauses herab geschneit. Jedoch das Wetter heiterte sich auf, die Wolken verschwanden und die Bergspitzen kamen nach und nach zum Vorschein. Von einem Fenster des Alpenhauses aus, fingen nun Se. Majestät an zu zeichnen, um einen kurzen Umriß der herrlichen Ansicht, dessen Glanzpunkt der Ferner bildet, aufs Papier zu bringen. Leider wollte der gewaltige Fernerkogel, dieser 10.100 Fuß hohe Bergriese, sich nicht enthüllen. Se. Majestät zeichneten fort bis gegen halb 9 Uhr. Um diese Zeit wurde der Rückweg angetreten. Auf dem ganzen Weg stand ich Sr. Majestät stets zur Seite — bereit dem hohen Reisenden jeden möglichen Aufschluß zu geben, was ich, weil mit der ganzen Gegend gut bekannt, leicht zu thun im Stande war.

Auf dem Wege noch Gries machten Se. Majestät mehrmals Halt, um mehrere schöne Species verschiedener Alpenblumen zu pflücken. „Wissen Sie Hochwürden!“ sagte der edle Monarch voll Huld und Leutseligkeit „damit will ich den Kindern Meines lieben Bruders eine Freude machen. Ich selbst habe keine Kinder, nun sind die Kinder Meines Bruders auch Meine Kinder. Ich versichere, wir leben so ganz in Frieden und Eintracht. Sind so Frieden und Eintracht köstliche Güter dieser Welt.“ Nach diesen mit tiefster Rührung gesprochenen Worten zählte der edle Monarch alle seine sieben Neffen und Nichten namentlich auf, sagte mir ihr Alter u. s. w. und setzte zum Schlusse hinzu: „Denken Sie nur vor 8 Tagen befand ich Mich auf einer Entenjagd, hart an der preußischen Grenze, und heute stehe ich weit von meinen Angehörigen entfernt, mitten in der Alpenwelt von Tirol.“

Unter diesen traulichen Gesprächen kamen wir in die Nähe des Weilers Rötz. Hier befand sich der würdige Herr Pfarrer von Gries, Sigmund Bertwaler, Se. Majestät bewillkommend, und zugleich bittend, Höchstdieselben möchten den gewöhnlichen Weg verlassen, und zur Vermeidung der bekannten gefährlichen Stelle durch die Wiesen auf dem rechten Ufer des Baches sich nach Gries begeben. Der Umweg war unbedeutend, aber das Gras war ganz naß. Der hohe Reisende konnte sich nicht entschließen, diesen neuen Weg einzuschlagen, und entschied sich für Betretung des alten. Kaum waren Alle eine kleine Strecke über jene Stelle hinaus, wo vor 8 Tagen ein Felsblock den Weg in den vorbeitosenden Bach hinabgeschlagen hatte, ging eine furchtbare Steinbatterie los. Hoch wirbelte der Staub in die Lüfte. Donnerartig war das Getöse, das die abstürzenden Felsenmassen verursachten, die in der Tiefe angelangt, an den bereits dort aufgeschichteten Felsblocken dergestalt zerschellten, daß die Splitter nach allen Richtungen herumflogen. Ohne die Schritte deshalb zu verdoppeln, blickten Se. Majestät vielmehr ruhig auf das furchtbare Schauspiel zurück.

Der freundlichen Einladung des hochwürdigen Herrn Pfarrers Folge leistend, geruhten Se. Majestät im stattlichen Widum einzukehren. Es war 10 Uhr vorbei. Vom Fenster des Hausganges aus, genießt man die herrlichste Aussicht auf den Fernerkogel. Dieser war fortwährend in dunkle Wolken eingehüllt. Vergebens blickten Se. Majestät zu wiederholten Malen durch's Thal hinein, um die höchste Spitze — wenigstens auf einige Augenblicke zu schauen. „Aus Bescheidenheit will er sich heute nicht sehen lassen“ — sprach endlich der edle Monarch und lächelte. Nun wurde ein Mittagmahl genommen, und gegen 12 Uhr wieder die Reise angetreten.

(Schluß folgt.)

Notizen.

— Die „Allg. Ztg.“ gibt über die Producte Oesterreichs in der Münchener Industrie-Ausstellung folgendes Urtheil ab: Jeder Oesterreicher, der die Ausstellung besucht, darf stolz sein auf die vorragende Stelle, welche die Industrie des Kaiserstaates hier einnimmt. Die prachtvollen Seidenzeuge, die Wollenwaaren jeder Art, vor allem die eben so schönen als wohlfeilen Tücher von Brünn und Reichenberg, die ausgezeichneten Druckwaaren von Leitenberger in Kosmanos, die bewundernswerthen Leistungen der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, die herrlichen Flügel, die prächtigen Möbelstoffe — um von so vielem nur dies anzuführen — wahrhaftig die österreichischen Industriellen hatten Unrecht, wenn sie sich vor der Concurrenz im Zollverein fürchteten. Im Gegentheil werden die Produkte von Brünn, Reichenberg, Kosmanos ꝛc. der Zollvereins-Industrie den stärksten Wettbewerb bieten.

— In der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ lasen wir unlängst eine interessante Notiz über die zunehmende Verbreitung der deutschen Literatur in Italien. So bringt ein in Turin erscheinendes Pfennigblott eine Uebersetzung von Duller's „Deutscher Geschichte“ von G. Sandrini. Schiller's „Abfall der Niederlande“ wird ebenfalls übersetzt, während van seiner „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ in der Uebertragung von Benci bereits ein zweiter Abdruck erscheint. Daß auch Humboldt's „Kosmos“ nicht unübersetzt geblieben ist, versteht sich von selbst.

— Berlin hat eine seiner bekanntesten und edelsten Frauen verloren: Amalie Beer, die Mutter Meyerbeer's und Michel Beer's, ist im 89. Jahre gestorben. Ausgezeichnet durch Bildung und feine Sitte machte sie ihr Haus viele Jahre hindurch zum Mittelpunct der auserlesensten Geselligkeit, besonders aus den Kreisen der Künstler und Gelehrten. Auch den Armen Berlins war sie eine theilnehmende und unermüdliche Wohlthäterin.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 67. Klagenfurt, Dienstag, den 22. August. 1854.

An M. D. Joh. Gottfried Kumpf

am 21. August 1854,

dem fünfzigsten Jahrestage seiner Doctorpromotion.

Rückgeschaut! O halte ein
Wand'rer auf dem Alpenstege,
Rings im milden Abendschein
Dehnen sich des Thales Wege.

Gleichwie schwinden Blum' und Strauch,
Wenn man zu den Höhen schreitet,
Also sahst Du schwinden auch
Manchen, der Dich einst begleitet.

Friedlich vor des Lebens Höhn
Liegt die Welt, Flur, Wald und Wogen,
Ach der Morgen war so schön
Da ihr rüstig ausgezogen.

Rings die Welt so thauesnaß,
Dampf aus frischgefurchten Schollen,
Volle Liebe, voller Haß
Volles freies Athemholen!

Stets die nächste Näh erfaßt,
Frommer Aufblick zu den Sternen,
Nie mit jetztvergeß'ner Hast
Taumelnd nach entleg'nen Fernen.

Greiser Mann mit weißem Haar,
Feurig kann Dein Herz noch pochen,
Da dir eine Jugend war
Unverkümmert ungebrochen.

Und es kam ein neu Geschlecht,
Größ'res wollend, Klein'res thuend,
Zweifelmüde, thatgeschwächt,
Halbverzagt, doch immer ruhend,

Nach dem schönen gold'nen Ziel,
Das von ferner glänzte winkend,
Ob auch mancher Waller fiel,
Mit gebroch'nen Gliedern hinkend.

O ein Arzt, ein Arzt der Zeit,
Die da ächzt in Fiebergluten
Deren Wunden, klaffend weit,
Täglich neugeschlagen bluten! —

Doch schon keimt und sprießt empor
Rings um uns ein neues Leben,
Unsichtbarer Geister Chor
Scheint zu schaffen und zu weben.

Sei ein milder Sonnentag
Allem, was da keimt, gewähret,
Dröhnt auch mahl ein Donnerschlag,
Sei's, daß er die Lüfte kläret.

Mögen über unserm Gras
Glücklichere Menschen schreiten,
Deren Aug nicht sehnsuchtnaß
Die das Glück nicht äfft vom Weiten.

Du doch lege deine Hand
Segnend auf das Haupt der Jugend,
Daß sich ein' zum schönen Band
Neue Zeit und Vätertugend.

Denn Dir war ein treuer Sinn
Für das Gute, Schöne, Echte,
Der zum dauernden Gewinn
Sich vererb' dem Neugeschlechte.

Und ein Herz war die für's Land,
Für das Land, das dich geboren,
All Dein Wirken, unverwandt,
Blieb dem Vaterland geschworen.

Kärnten, schönes Alpenland
Mit der stolzen Gletscherkrone,
Segen dir o Vaterland!
Segen deinem treuen Sohne!

Die Rosenberge.

(Schluß.)

Als hierauf der Befreiungskrieg alle Kräfte der Monarchie in Anspruch nahm, hatte der Fürst in seiner Stellung die Aufgabe, diese Wehrkräfte zu organisiren, und während die Armee an den Grenzen kämpfte, für Aprovisionirung, Ausrüstung des Kriegsmaterials, Nachschub der Mannschaften und Pferde zu sorgen. Wie sehr er seiner Seits dieselbe löste und zum glücklichen Erfolge beitrug, bewies seine Ernennung zum General der Cavallerie. Im Jahre 1830 in den Ruhestand versetzt,

erreichte er am 4. August 1832 den letzten Tag seines Lebens. [1]) Er war von imponirender Gestalt, ernst, von wenig Worten, vielbewundert im Militärfache, ruhigen, doch schnellen Ueberblickes auf dem Schlachtfelde, rasch im Ausführen, besonnen und unerschrocken im heftigsten Kanonenfeuer, keine Gefahr scheuend; am Schreibtische gewandt und fließenden blühenden Styles.

Indem wir mit dieser Darstellung unsere genealogisch-biographische Skizze der Rosenberge schließen, erübrigt nur noch eine Aufzählung jener Monumente, die sie sich für die Gegenwart nicht bloß in Erinnerung ihrer Thaten, sondern anschaulich erhalten haben. Das Schloß Rosek mit allen seinen, von seinen gegenwärtigen Besitzern den Fürsten von Lichtenstein erweiterten Anlagen verdient vorerst genannt zu werden. Grafenstein trägt diesen Namen im eigentlichen Sinne, denn in seiner gegenwärtigen Gestalt wurde es zuerst von Graf Johann Andrä von Rosenberg im Jahre 1638 vom Grunde auf erbaut [2]) und von seinem Sohne Graf Georg Niklas 1660 mit dem zweiten Stockwerke und in den Gartenanlagen vollendet. Die Inscheiften am Gebäude weisen diese Thatsachen nach. Vincenz Orsini Graf von Rosenberg verschönerte, versah es mit zwei Nebengebäuden, und bewohnte es, wie erwähnt, durch mehrere Sommer, so wie auch in neuester Zeit der gegenwärtige Fürst. Welzenegg, dessen nunmehriger Sitz wurde von Hochdemselben, nachdem es längere Zeit öde gestanden, in einen ordentlichen Stand, so wie sein Garten hergestellt. Kentschach erhielt nach seinem Ankaufe im Jahre 1659 auf der zunächst dem alten Schlosse gelegenen Anhöhe ein neues im italienischen Style gebautes Schloß, welches man jedoch wegen seiner schlechten Construction wieder eingehen ließ, dagegen das alte mehr in der Tiefe gelegene Schloß vom Grafen Vincenz in- und auswendig wieder vollkommen wohnlich hergestellt wurde. Das Insel-Schloß Maria Loretto, welches Graf Johann Andrä vor gerade zwei Jahrhunderten mit ungemeinen Kosten herstellte, indem er, um den Eingang von der Landseite mit vier Thürmen und einem weit gespannten Wasserthore recht imposant zu machen, die größten Steinlasten in den fast bodenlosen Moorgrund versenken, den Raum zu den Gärten dem See abtrotzen, und diese nach dem ganzen Umfange mit Mauern verwahren ließ, das Schloß und die Lorettocapelle vom Grunde aus erbaute, und an dieser ein eigenes Beneficium stiftete, war seiner Zeit eine solche Merkwürdigkeit, daß es der sonst gegen Lebensgenüsse außer Musik mehr indifferente Kaiser Leopold im Jahre 1660 von Klagenfurt aus auf dem Landcanale befuhr, und seines ganzen Beifalles würdigte. Das Schloß Höhenbergen war gleichfalls eine Schöpfung der Rosenberge. Von ihm, so wie von M. Loretto gibt uns Valvasor zwei Abbildungen und zwar wie es im Plane entworfen war, wahrhaft fürstlich und im italienischen Style seiner Lage angemessen, doch was Graf Filipp begonnen, konnte später nicht ausgeführt werden, und so präsentirt es sich uns in den „Ansichten aus Kärnten" zwar in seiner gebietenden Größe, doch in der Wirklichkeit nur in seinen Mauern. Greifenberg das Schloß, wurde nach seinem Brande am 12. Dec. 1747 nach Erforderniß hergestellt, ohne je zum Range gräflicher Wohnstätten zu gelangen. Das alte, bei Valvasor sich noch so herrlich präsentirende Schloß von Sonnegg ist schon

[1]) Die am 21. September 1819 consecrirte von dem Fürsten Franz Orsini von Rosenberg im Jahre 1811 zum Andenken seiner ihm unvergeßlichen Gemalin und zur Ruhestätte für sich und seine Nachkommen in dem Friedhofe von St. Filippen in Pfonnsdorf im Jauntale erbaute Grabcapelle enthält eine unterirdische Gruft mit 22 Katakomben, wovon 17 noch leer, fünf aber unter folgenden Inscheiften besetzt sind:

1. Die erste enthält die sterblichen Ueberreste seiner Gemalin M. Carolina geb. Gräfin von Khevenhiller, geb. den 14. März 1767, gest. den 24. August 1811.

2. Franz Reichsfürst von Oesini und Rosenberg, k. k. General der Cavallerie, Ritter des goldenen Vließes, Command. des M. Theresien-Ordens ꝛc., geb. den 18. Oct. 1761, gest. den 4. Aug. 1832.

3. Die zweite des Vincenz Grafen v. Orsini und Rosenberg, geb. den 5. Oct. 1787, gest. den 22. Nov. 1824.

4. Erwin Graf von Oesini und Rosenberg, geboren und gestorben am 13. März 1847.

5. Manfred Graf v. Orsini-Rosenberg, geb. am 12. Oct. 1845, gest. am 7. Sept. 1850.

Auf der Gruft steht die Capelle, versehen mit sechs hohen Fenstern, welche in herrlicher Glasmalerei folgende Vorstellungen enthalten:

1. Aldufnus, einer der Ahnen des Rosenbergischen Hauses.

2. Nikolaus Ursinus I., der erste der Orsini, welcher nach Deutschland einwanderte.

3. Wilhelm Ursini Freiherr von Rosenberg, gest. 1592; der vorletzte der böhmischen Rosenberge.

4. Franz Orsini Fürst von Rosenberg, gest. 1832; der Erbauer der Capelle. Sämmtliche Figuren in Mannsgröße im ritterlichen Costüme.

5. Mosis Himmelfahrt, mit der Unterschrift: „Hier liegt die irdische Hülle, der Engel meiner Seele, die erste Zierde dieser Gruft."

6. Christi Himmelfahrt. Unten das Rosenbergische Wappen mit der Umschrift: „Franz Orsini von Rosenberg erbaute diese Gruft im Jahre 1811 zum Andenken seiner unvergeßlichen Gemalin und zur Ruhestätte für sich und seine Nachkommen."

Ober dem in der Grufteapelle stehenden Altare befindet sich ein treffliches Oelgemälde, darstellend die schmerzhafte Gottesmutter.

[2]) Sowohl die Materialien des von Graf Vincenz angekauften nahen alten Schlosses Trutendorf, als früher schon die vom entfernteren alten Schlosse Stein wurden zu den Bauten in Grafenstein verwendet.

lange eine kaum kennbare Ruine, wogegen das neue Gebäude ein Bau der jüngsten Zeit, aufgeführt von seinen fürstlichen Eigenthümern. Das fürstliche Palais zu Klagenfurt, die Taverleapelle an der Domkirche daselbst, das fürstliche Mausoleum zu St. Filippen bei Sonnegg, sind so wie die Grabmonumente in demselben, der St. Egidenkirche den der Fürstin Marin Kunigunde geb. Gräfin von Brandis gest. 1843, im Friedhofe zu St. Ruprecht bei Klagenfurt, sind so wie alle jene Schlösser und Anlagen und die beiden Brücken über die majestätische Drau bei Roseck und Stein fort und fortredende Zeugen der Größe dieses fürstlichen Hauses, der religiösen und patriotischen Gesinnungen seiner Mitglieder, so wie diese Zeilen ein obwohl schwacher Umriß einer Vergangenheit sein sollen, deren Züge täglich desto mehr verlöschen, als die neueste Zeit einen Umschwung der Dinge herbeigeführt hat, der uns nur nach und nach wieder dahin gelangen läßt, jener Vergangenheit gerecht zu sein. H. H.

Die letzte Reise des Königs von Sachsen.

(Schluß.)

„Von Gries gings St. Sigmund zu. Der H. Pfarrer hatte die Ehre, Se. Majestät eine Strecke Weges zu begleiten. In St. Sigmund angekommen wurden Se. Majestät freudig überrascht. Hr. Donat Völke, derzeit Seelsorger daselbst, führte dem hohen Reisenden mehrere weiß gekleidete Mädchen vor, die nach einer herzlichen Anrede einen schönen Strauß von verschiedenen Alpenblumen überreichten, den Allerhöchstderselbe huldvollst anzunehmen geruhte, während am Hügel herüber, auf welchem Kirche und Widdum stehen, die Böller krachten. Durch diese zarte Aufmerksamkeit wurden Se. Majestät sichtbar gerührt. „Gute Leute, gute Leute!“ äußerste der edle Fürst wiederholt. Von St. Sigmund bis auf die höchste Höhe, die den Uebergangspunkt bildet, sind es zwei starke Stunden. Der Weg dahin ist gut, die Steigung nicht gar groß, der Anblick der einmündenden Thäler Gleirsch und Kraspis, so wie der Anblick der himmelanstrebenden Bergspitzen links und rechts wunderliebisch. Auf dem Wege bis Kühethei waren Se. Majestät seelenvergnügt und sehr gesprächig. Meine unterthänige Anfrage: ob der Herr Adjutant ein Sachse wäre? geruhten Se. Majestät freundlich zu bejahen — mit dem Beisatze, daß der Vater desselben General und Kriegsminister gewesen und vor einigen Jahren als Commandant der Festung Königstein gestorben wäre. „Er war ein tüchtiger Mann und treuer Diener,“ schloß der edle Monarch. Plötzlich hatten wir Kühethei vor unsern Augen. Der Reisende dürfte wohl schwerlich das stattliche und geräumige Wirthshaus hier suchen — 6300 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Se. Majestät betraten dasselbe nicht, sondern schickten sich sogleich an es abzuzeichnen, wurden aber an der Vollendung der Zeichnung durch einen vorübergehenden Regen gehindert. Die einzige Erquickung, die der hohe Reisende hier nahm, war — ein Glas Milch. Ueberhaupt mußte man Seine Mäßigkeit anstaunen und sich verwundern, wie es denn möglich war, daß der edle Monarch, Höchstwelcher schon 57 Lebensjahre zählte, so wenig zu sich nahm und doch so beschwerliche Wege mit einer seltenen Rüstigkeit zurücklegen konnte. „Bergsteigen habe ich vom Erzherzoge Johann gelernt,“ — äußerte der edle Fürst auf ein Kompliment, das ich Ihm dießfalls machte.

Von Kühethei bis Silz rechnet man 4 starke Stunden. Der Weg geht hier einem Bergrücken zu — das Sattele genannt. Die Ortschaft Ochsengarten wurde tief unten im Thale links liegen gelassen. Je näher wir dem Sattele kamen, desto mehr öffneten sich das Oetzthal, das Se. Majestät schon früher bereiset hatten, und das verhängnißvolle Pitzthal, das Höchstdieselben in Augenschein zu nehmen Willens waren. Noch bei gutem Tage erblickten wir vom Sattele aus unten im Thale die Ortschaft Silz mit ihrer stattlichen Kirche. Der Weg war durch die vorhergegangenen Regengüsse sehr verdorben, daher beschwerlich, wurde jedoch ohne allen Unfall glücklich zurückgelegt. Die Beschaffenheit des Weges, mehr noch die hereinbrechende Dunkelheit machten doppelte Vorsicht nothwendig. Schritt für Schritt ging es Silz zu, das um halb 10 Uhr erreicht wurde. Das Absteigquartier wurde im prachtvollen Gasthause zur Post genommen. Nachdem sich Se. Majestät umgekleidet und ein wenig ausgeruht hatten, wurde ich auf Höchstihr Zimmer gerufen. Dort war eine sehr schöne Karte von Tirol auf dem Tische ausgebreitet. Mit rothen Linien waren in der Karte alle Wege eingetragen, welche der hohe Reisende in unserem Vaterlande bereits gemacht hatte. Furchtbare Wege! durch die unwegsamsten Thäler! „Noch Pitzthal“ — sagte der edle Fürst — „und es gibt in Tirol kein Thal von Bedeutung mehr, das ich nicht kenne.“ Anders lag es aber im Rathe der Vorsehung.

Se. Majestät geruhten nun alle Touren aufzuzählen und mit dem Finger auf der Karte nachzuweisen, welche Höchstdieselben während ihres neunmaligen Besuches in Tirol bereits gemacht haben. Im J. 1852 kam der hohe Reisende von Baiern ins Unter-Innthal und reiste ins Zillerthal. Nun gings durchs schauerliche Thal „Zemm“ über Pfitscher Joch in das Thal gleichen Namens, nach Sterzing. Von Sterzing fuhren Se. Majestät nach Bozen. Von hier gings über die Mendel nach dem Nonsberge. Vom Nonsberge nach Judikarien. Nun wurde ein Abstecher über Bassano nach Venedig gemacht, um eine hohe Anverwandte zu besuchen Von Venedig fuhren Se. Ma-

jestät nach Lienz, durchzogen das Thal Defereggen, gelangten übers Antholzer Jöchl ins Thal Antholz und von da nach Brunecken. Von da ging die Reise dem Gaderbache entlang übers Joch nach Gröden und von Gröden nach Klausen. Von Klausen fuhren Se. Majestät bis auf den Schönberg. Hier wurde wieder die Straße verlassen, um durchs Thal Stubai den Alpeiner-Ferner in Augenschein zu nehmen. Von diesem zurückgekehrt, übernachtete der hohe Reisende auf dem „heiligen Wasser", bestieg am andern Tag den Patscher Kofl und gelangte noch an demselben Tage nach Zirl. Hier wurde Nachtlager gehalten und Tags darauf — am 3. August — der Solstein bestiegen und durchs Thal Gleirsch der Weg bis in die Scharnitz fortgesetzt, wo Se. Majestät nach einem an diesem Tage zurückgelegten Marsche von 16 Stunden ganz durchnäßt ankamen, um gleich wieder nach Mittewald abzufahren.

Nachdem Se. Majestät — ganz heiter gestimmt und besonders gut aufgelegt — mir die Karte, in der die rothen Linien „kreuz und quer" gingen, ganz erklärt hatten, wurde gemeinschaftlich das Nachtmahl eingenommen. „Nun habe Ich Sie wohl längere Zeit von Zirl ferne gehalten," sprach der edle Fürst während des splendiden Mahles, das servirt wurde. Erst gegen halb 12 Uhr zogen Sich Seine Majestät in Ihr Appartement zurück, um vom beschwerlichen Marsche auszuruhen. Des andern Tages war die siebente Stunde zur Abfahrt bestimmt. Ich geleitete Seine Majestät zum Wagen. Nach einem freundlichen Abschiede, der mir unvergeßlich bleiben wird, fuhren Seine Majestät Imst zu. Wohlgemuth kehrte ich nach Zirl zurück, wo ich gegen 4 Uhr eintraf. Eine Stunde später ging die Estaffette hier durch, welche die herzzerreißende Nachricht nach Innsbruck bringen sollte: Seine Majestät, Friedrich August, König von Sachsen, dieser liebenswürdige Fürst, voll Herablassung, die Leutseligkeit und Güte selbst, dieser edle Monarch, Tirols größter Kenner und Verehrer, sei eine Leiche!! Welch eine erschütternde Nachricht, eine Nachricht, die im ganzen Vaterlande, das den edlen König von Sachsen so gut kannte, schätzte, hoch verehrte, eine ungeheure Sensation hervorbringen wird. Tief im Innersten des Herzens bewegt und mit Thränen im Auge schreibe ich diese Zeilen nieder. Weine auch Du, mein liebes Vaterland, dem Andenken des edlen Fürsten eine Thräne; denn in diesem edlen Monarchen hat ein Herz aufgehört zu schlagen, das für Dich so lange und so warm geschlagen hat.

Und du, o biederes Volk von Sachsen, wenn Du das traurige Hinscheiden deines geliebten Königs vernimmst, o werde nicht böse auf Tirol, das Deinen edlen Monarchen stets geehrt, geliebt, geschätzt hat. Ein Unerforschlicher Rathschluß Gottes war es, daß Dein hochherziger Fürst in unsern Alpen seine edle Seele in die Hände Seines Schöpfers übergeben sollte, um die irdische Krone mit der ewigen, unvergänglichen zu vertauschen.

Gottes allerheiligster Wille sei angebetet, gelobt und gepriesen durch alle Ewigkeit."

Notizen.

— Das „Athenäum" meldet: Shakespeare soll ein colossales Denkmal errichtet werden. Dasselbe würde eine gegossene Bildsäule des Dichters von 100 Fuß Höhe enthalten. Das Innere soll hohl und in drei Stockwerke getheilt sein, deren jedes einen runden Saal von 15 Fuß Höhe und 80 Fuß Umfang bildete. Diese drei Säle sollen mit Basreliefs aus Shakespeare'schen Stücken geschmückt, und in dem ersten Saale außerdem noch Bildsäulen der Königin Victoria und des Prinzen Albert aufgestellt werden. Eine Wendeltreppe könnte zu allen Stockwerken führen. Von dem höchsten würde man durch die Augen der Bildsäule, welche im Verhältniß zur ganzen Größe 2 Fuß hoch werden sollen, einen Ueberblick über London erhalten. Das Innere des Denkmals würde durch den oberen Theil des aus Krystall zu bildenden Kopfes, und durch eine große Menge unten nicht sichtbarer Oeffnung erhellt. Das Fußgestell dieses Colosses soll von Stein und das Denkmal auf Primrose Hill errichtet werden.

— In Köln hat der Kaufmann Richartz 100,000 Thlr. dieser seiner Vaterstadt zum Baue eines Museums überwiesen.

— Einem Schreiben des Dr. Carl Scherzer entnimmt die „Triest. Ztg." aus Guatemala, 1. Juni d. J. Folgendes: Ich habe in den letzten Monaten die Staaten Nicaragua und Honduras bereist und gar viel von Hungersnoth (durch die Heuschreckenplage verursacht), von Kriegsübeln, räuberischem Gesindel und Erdbeben zu leiden gehabt. Es ist unglaublich, daß in einem Lande wie Honduras, dessen Boden in den meisten Gegenden so fruchtbar, daß er sogar zwei Maisernten liefert, von Hungersnoth die Rede sein kann, und daß wirklich, wie ich leider selbst Gelegenheit hatte, zu fühlen und mich zu überzeugen, ganze Dörfer seit Monaten blos vom Aussaugen des Zuckerrohres leben! Aber wie erwähnt, die Heuschreckenplage und die große Indolenz der Eingebornen erklärt leicht dieses traurige Ereigniß. Jetzt ruhe ich mich seit 14 Tagen in Guatemala aus und will später die Altos, Quesaltenango und die Ruinen von Peten besuchen, die bisher noch kein Europäer besuchte.

— Die diesjährige Versammlung der deutschen Architekten und Ingenieure wird dem Vernehmen nach vom 6. bis 9. September in Dresden abgehalten werden. Die Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine wird vom 13. bis 16. September d. J. zu Münster unter dem Vorsitze Sr. k. Hoheit des Prinzen Johann stattfinden und sind dazu außer den Vereinen, alle für deutsche Geschichts- und Alterthumskunde wirkende Gelehrte, Künstler und Kunstfreunde, durch Bekanntmachung des in Dresden bestehenden Verwaltungs-Ausschusses des Gesammtvereins eingeladen.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 68. Klagenfurt, Sonnabend, den 26. August. 1854.

Zweite diesjährige Kunstausstellung.

Von V. R.

Wir haben schon früher im Hauptblatte einige kleine Andeutungen über diese Ausstellung mitgetheilt. Es ging uns mit der Besprechung der Gemälde wie dem Kinde mit dem Kuchen. Er soll zum Abendimbiß dienen, aber das näschige Kind nagt an der Kruste, und zwickt die süßen Rosinen heraus. Wir wollen jedoch hoffen, daß sich das Kind den Appetit nicht verdorben, sondern seinen tuchtigen gesunden Hunger bewahrt habe. Leider betrachtet man die Kunst so häufig nur als Naschwerk, und meint, das sei so ein Gelüste für reiche sorgenlose Leute, und wie die Bilder die Räume ihrer Wohnungen füllen, so fülle auch der Kunstgenuß ihr arbeitloses Leben aus. Die Kunst ist aber ein Gemeingut Aller, und je mühvoller deine Arbeit, je sorgenschwerer dein Leben, um so nöthiger ist dir der, volle Befriedigung gewährende, Kunstgenuß. Die Kunst spannt nicht ab, sie erschlafft nicht deine Muskeln, sie stellt nur das Gleichgewicht deiner Kräfte wieder her, Geist und Sinne fühlen sich gestärkt wie nach einem Bade. Die Kunst führt dich nicht in eine fremde Traumwelt, sie, nämlich die wahre Kunst, zeigt nur die ewigen Gesetze alles Daseins in lebendiger Sinnlichkeit. Darum wer du immer seist, lege die Feder aus der Hand, löse die Schürze des Handwerks, laß den Pflug ruhen, und trete in den Saal, wo in den goldenen Rahmen die Bilder auf dein Auge harren, von dem und in dem sie Leben empfangen.

Treu unserer Gewohnheit suchen wir in dem Nachbilde der Schöpfung zuerst die Krone der wirklichen Schöpfung: Die Menschengestalt. Und dort (Nr. 35) treten uns zwei lebendige kräftige Gestalten entgegen; es sind Krieger, dieß lehrt uns ihre Tracht, aber das Schwert ruht in der Scheide, und nicht zum Kampfe spannen sich ihre Muskeln, lässig ruhen die Hände des einen, und die des andern stützt den sinnenden Kopf; nicht stolze Kampfeslust glüht aus ihren Augen, o wie wehmüthig blickt der eine, der Jüngere, und um den Mund zuckt es wie verhaltenes Weinen, während der Aeltere mit gesenktem Haupte den Blick der Trauer in die Welt sendet. Nach der Schlacht, nennt der Catalog das Bild, und wo das Laubwerk des Hintergrundes einen schmalen Ausblick in die Ferne gestattet, sehen wir Menschen- und Thierleichen rings zerstreut. Es ist ein im hohen Grade anziehendes Bild, sowohl durch den innigen Gefühlsausdruck, als durch das kräftige Hervortreten der Gestalten. Und dennoch vermißt man an dem Bilde Etwas, und dieses Etwas ist für die ästhetische Bedeutung des Bildes nichts Geringes. Es ist dieses Etwas, die Bestimmtheit des Motivs. Der Zuschauer weis nämlich trotz der Erklärung des Katalogs noch immer nicht, welch einen bestimmten Grund zur Trauer dieser Krieger „nach der Schlacht" haben, es steht uns frei, denselben persönliche Bezüge zu theueren Gefallenen, oder nur allgemein menschliche Gefühle bei dem Anblicke der Verwüstungen unterzulegen, und sofort. Die Kunst verlangt aber ein ganz bestimmtes Motiv, und bei Gemälden will man vor Allen und mit Recht sehen, nicht blos die Trauer, sondern auch die Ursache der Trauer. Hätte der Maler auch diese vor unserm Auge dargestellt, dann hätte es ein Bild von dramatischer Lebendigkeit gegeben, so aber hat dieses Bild nur den Werth einer sehr verdienstlichen Studie zu einem künftigen Gemälde. Ein Maler, der sich zur Darstellung solch allgemeiner Empfindungen, wie Trauer, Freude u. s. w. hinneigt, läuft Gefahr einer falschen Romantik zu verfallen, eine Gefahr, die jedoch bei unserm Künstler Josef Borsos in Wien, durch die kräftige Sinnlichkeit seiner Gestalten glücklicherweise sehr ferne gerückt scheint.

Ein kleineres Bild (Nr. 39). „Die Waise" von A. Tiedemand in Düsseldorf zieht den Blick zwar nicht mit lockendem Glanze an, aber weis ihn dauernd zu fesseln. Es ist ein stiller Reiz über dieses harmonische Bild gegossen. In eine Behausung, die nirgends vom Ueberflusse, aber auch nicht von Mangel Spuren weist, tritt das arme Waisenmädchen im Bettleranzuge, die erfrornen Hände unter der zerfetzten Schürze bergend; aus den blauen Augen und dem verkümmerten blassen Antlitze spricht die Bitte um Hilfe. Sei getrost du hast Menschen gefunden. Die jugendliche kräftige Gestalt der Hausmutter, die mit dem Kinde am Schooße in dem kräftigen Eichenlehnstuhle sitzt, wendet sich zu dem über die Lehne gebeugten Hausvater, in dessen ernstem Antlitze zwar keine weiche Empfindelei schwimmt, der jedoch — die Furchen seiner männlichen Stirne bezeugen es — die

Noth des Lebens kennt, und der gerne hilft, weil ihm Gott geholfen. Durch diesen Gegensatz hat die Weichlichkeit des Motivs einen günstig wirkenden Einschlag gewonnen. Solche Bilder haben ihre volle ästhetische Berechtigung; es wäre allerdings traurig um die Kunst, wenn sie dieser Richtung ausschließend einschlüge, aber neben dem Epos hat die Romanze immer ihren Platz, und man hüte sich in der eisernden Donnerrede über Empfindelei der wahren tiefen menschlichen Empfindung zu nahe zu treten.

Gleich daneben an der Wand winkt uns ein größeres figurenreiches Bild entgegen, das den heitersten Eindruck macht. Es ist des tüchtigen Wirnermalers Ferdinand Waldmüller: „Aufnahme eines neuen Lehrlings“, und zwar in der Werkstätte eines Böttchers. Die ganze Familie des Meisters, Frau und Kinder, Gesellen und Lehrjunge, gruppiren sich um die Hauptfigur, den Meister, der am Holzbocke sitzend, dem neuen Ankömmling, ein frisches junges unverdorbenes Blut, freundlich musternd den Kopf in die Höhe hebt; die Mutter des Buben, mit seinen Zeugnissen in der Hand, spricht ihr warmes Wort der Empfehlung; ach, der Armen wird das Leben wahrscheinlich schwer, sie hat eben sich und die Kinder fortzubringen; Einen freilich hat sie glücklich untergebracht, aber, am Rücken da sitzt ihr die schreiende Sorge: ein Kindlein, das die Arme mit sich tragen muß. Doch, der größere Bube ist gut aufgehoben, er tritt in eine freundlich wohlwollende Familie, und die Kinder lächeln schelmisch scheu dem neuern Ankömmling zu. Es ist eine gesunde Natürlichkeit in dem Bilde, nur die Kinder des Meisters scheinen mir etwas süßlich aufgefaßt.

Ein Bild von Krul in München: Die Pfändung (Nr. 36) zieht durch das allgemein Verständliche und schon dadurch Ansprechende seines Inhaltes an. Es macht bei näherer Besichtigung den Eindruck als ob es von einem talentvollen Anfänger gemalt wäre. Der Maler ringt nach Ausdruck, und neben manchem Gelungenen, wozu besonders der Kopf der Alten zu rechnen ist, kommt noch manches Ungenügende zum Vorschein. Störend ist die elegante Toilette der ob der Pfändung trauernden Töchter. Die Kunst darf allerdings nicht in schmutzige Roheit verfallen, und man kann sehr arm und dabei doch noch reinlich sein, aber der Künstler soll uns eben ohne zu verletzen, das Elend des Lebens charakteristisch vorzuführen wissen. Das Bild gehört übrigens, wie die Jahreszahl an demselben angibt, dem vorigen Jahrzehende an, und wir zweifeln nicht, daß der Maler inzwischen zur Sicherheit der Meisterschaft gelangt ist.

Lobenswerth erscheint auch ein anderes Genrebild von Eduard Ritter in Wien († 1853.) „Die Rückkehr der Wallfahrerin“, wegen der glücklichen Charakterisirung; unbedeutender jedoch scheint uns: Der Krieger und sein Söhnlein.

Eines der köstlichsten Stücke der Sammlung ist Zimmermanns in München: Schwäbische Landleute im Schlosse zu Schleißheim. Doch dies Bild verdient ein genaueres Eingehen, und sei der Fortsetzung unseres Berichtes im nächsten Blatte aufbewahrt.

(Schluß folgt.)

Ueber Dialektforschung.

Von M. Lr.

Als der nordische Riese Ymir schlief, da wuchs unter seinem linken Arme Mann und Frau, und sein Fuß zeugte mit dem andern einen sechshäuptigen Sohn. So heißt es in Völuspá. Wir wollen zur Abwechslung dieses Bild gebrauchen, um auf die Sprache und ihre Dialekte hinzuweisen, und glauben, daß es sich neben dem so oft dazu hergenommenen Baume mit seinen Aesten und Zweigen wohl vertragen könne. Aus dem Urriesen sind gewaltig viele Nachkommen, aus dem Sprachbaume wenn wir wollen unübersehbare Aeste und Zweige entsprungen; aber einer der stärksten und herrlichsten ist der Indogermanische, und von diesem wieder die germanischer Sprache mit ihren vorzüglichsten jetzt noch blühenden Zweigen, dem ober- und niederdeutschen, wovon dieser zwar zersplittert fortlebt, jener aber „seine Lebenskraft und Bildsamkeit bewährt, und davon in drei Zeiträumen unverwerfliches Zeugniß abgelegt hat.“ Von den einzelnen Mundarten dieses Dialektes erstreckt sich die allemanische oder oberrheinische über Baden, Elsaß und die Schweiz, am Westlech klingt die schwäbische, weit aus über Baiern, Salzburg, Tirol, Steiermark, Kärnten, Oesterreich, dehnt sich die bairisch-österreichische, und daran schließt sich noch die oberpfälzische, böhmische und oberschlesische Gebirgsmundart. Die bairisch-österreichischen mit ihren verschiedenen Abstufungen nimmt unter diesen den größten Raum ein: viele Arme, die doch zum nämlichen Körper gehören. Es ist wohl der Mühe werth, vorerst einen Blick auf das zu werfen, was über und in diesem Dialekte, sowie in seinen Mundarten geschrieben wurde. Natürlich kommen hier nur die Hauptsachen in Betracht. Obenan stehen J. A. Schmellers Arbeiten, jedem unentbehrlich, der nur einigermaßen Gründliches auf diesem Gebiete leisten will: „Die Mundarten Baierns, grammatisch dargestellt mit einer Sammlung von Proben,“ (München 1821). „Bairisches Wörterbuch“, (Stuttg. u. Tübing. 1827–37, 4 B.) In Oesterreich leistete der Benedictiner M. Höfer für seine Zeit ungemein Vieles, und hat trotz der ihm freilich leicht zu verzeihenden Irrthümer noch keinen ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Es erschien von ihm „die Volkssprache in Oesterreich, vorzüglich im Lande ob der Enns“, (Wien 1800), ein bescheidenes Büchlein, das aber auf seinen 142 Seiten des Guten recht viel enthält; ferner „Etymologisches Wörterbuch der in Oberdeutschland, vorzüglich aber in Oesterreich üblichen Mundart,“ (Linz 1815, 3 B.) Kleinere Arbeiten und Beiträge haben wir, von A. Jauser: „Versuch eines bairischen und oberpfälzischen Idiotikons, (München 1789); von J. v. Delling: „Beiträge zu einem bairischen Idiotikon.“ (München 1820, 2 B.); in den Beiträgen zur Geschichte ꝛc. von Tirol (herausgegeben von den Mitgliedern des Ferdinandeums, 3. B. 1827); „über die Volkssprache im äußern Bregenzer Walde,“ von Jos. Bergmann; „Oesterreichs deutsche Mundarten“ von J. M. Schottky, (im Anzeigeblatt zu den Wiener-Jahrbüchern 1818); „Bemerkungen über die Mundart des Volkes im Lande unter der Enns,“ von F. Ziska, (in den Beiträgen zur Landeskunde Oesterreichs unter der Enns, 1832 und 1833); „Mundarten der Oesterreicher oder Kern aller echt österreichischen Phrasen und Redensarten, (Wien 1800), nur A und B, 2. Ausgabe unter dem Titel: Idioticon austriachum 1824);

„Neues Idiotikon Viennense," von K. Lartha, (Wien 1847.) Auch die schöne Literatur hat in diesen Mundarten Treffliches aufzuweisen, und man braucht blos an die Namen: v. Kobell, J. A. Pangkofer, Stelzhammer, K. A. Kaltenbrunner, v. Klesheim, S. Wagner, A. Schoßer ꝛc. zu erinnern. Als Sammelwerk müssen J. M. Firmenichs „Völkerstimmen Germaniens" erwähnt werden. (Angefang. Berlin 1843.)

In Kärnten haben schon vor einem halben Säculum Manche angefangen „verdorbene" Wörter zu sammeln, und viele von diesen Verdorbenheiten finden sich auch zerstreut gedruckt. Das Beginnen war gut und löblich, wenn nur auch planmäßig und mit Ausdauer dabei verfahren worden wäre, aber so glaubte Jeder, wenn er etliche solcher Raritäten aufgelesen und sie kunterbunt zusammengeschrieben hatte, mit der Lösung des sich selbst vorgelegten Knotens fertig zu sein, und die Hände wieder in den Schoos legen zu können. Manche Orten scheinen sich noch dessen Sammler zu befinden, die aber durch die Mithilfe mehrerer zu bedeutenderem Vorrathe kamen, nun aber denselben weder in die Oeffentlichkeit schicken, noch anderen erlauben, in ihre Schatzkammer zu gucken. Das ist ein gefehltes Beginnen und führt zu keinem Resultate.

Es ist vielleicht hier am Orte auf das überzugehen, was ich eigentlich mit diesen Zeilen bezwecken wollte, nämlich eine Aufmunterung ergehen zu lassen an alle jene, welche noch fühlen, daß die Volkssprache ein leuchtender Edelstein ist, der uns das körperliche und geistige Wesen des Volkes in einem sonst nie zu erzielendem Glanze darstellt, eine Aufmunterung an jene, die, wie einst F. K. Fulda „im Pöbel ein Archiv des Alterthums" erblicken, und zur Rettung dieses Archives beitragen wollen; denn schon in mancher Gegend schämt sich der Landmann seines Idioms und seiner Tracht, und sucht beide so viel als möglich zu vermeiden, mit den rothen Strümpfen und dem breitkrämpigen grünen Hute der Lesachthalerin ist manches gute Wort alter Dialekte, das nicht bis zur Schriftsprache hinaufgedrungen, zu Grabe gegangen, und so wird es vieler Orten sein. Die Aufmunterung und die Bitte an alle diese Freunde der Volkssprache und Sitte in den verschiedenen Gauen Kärntens, mag nun dort das n wie o wie e aber au gesprochen werden, besteht, wie leicht zu errathen, darin, für mundartliche Forschung Theilnahme zu zeigen und Sammlungen anzulegen, damit auch in Kärnten, da man doch heutzutage fast überall anfängt, den Mundarten eine wissenschaftliche Beachtung zu schenken, durch Mitwirkung Vieler ein ansehnliches Gebäude entstehe, das zwar noch immer zu Schmeller's prächtigem Dome bescheiden emporsehen, aber sich seiner Existenz nicht zu schämen brauchen möge.

Aber freilich braucht ein solches Unternehmen Ausdauer und Geduld, es ist keine Arbeit über Tag und Nacht; denn je länger man sucht und forscht, desto mehr wird gefunden, und wenn man endlich meint, den Sprachschatz des Volkes schwarz auf weiß zu besitzen, sprossen nach an vielen Orten gar artige Blümlein hervor, die auch in's Herbarium des Sammlers wollen gelegt werden. Damit nicht jemand glaubt, ich spreche ohne Erfahrung, so muß ich schon erwähnen, daß ich selbst schon mehrere Jahre mit einer solchen Sammlung mich befasse, und gar manches zu erzählen wüßte, wie man oft zum Besitze der Volkssprache gelangen kann und muß. Worauf es bei der Dialektforschung vorzüglich ankömmt, können wir aus jeder Zeile des Schmeller'schen Wörterbuches sehen, aber in jüngster Zeit hat uns Dr. Carl Weinhold auf's Trefflichste darüber belehrt in seiner Schrift: „Ueber deutsche Dialektforschung, die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart", (Wien 1853.) Es wäre unnöthig hier über dieses Buch, das zwar vom Hrn. Verfasser bescheiden nur ein „Versuch" genannt wird, zu sprechen oder es anzurühmen, da erstens jede Seite davon an und für sich Anempfehlung genug ist, und zweitens dasselbe schon auf die rühmlichste Weise von Hrn. Ferdinand Wolf in den österreichischen Blättern für Kunst und Literatur besprochen wurde. Dr. Weinholds Vorschlägen und Anweisungen wollen wir nun der Hauptsache nach, da nicht leicht über diesen Gegenstand etwas Besseres gesagt noch geschrieben werden kann, mit Rücksicht auf Kärnten folgen, damit alle jene, die guten Willen, vereint mit Lust und Liebe zur Sache mitbringen, (und es dürften denn doch einige solche in ganz Kärnten zu finden sein), aber über das Vorgehen bei derlei Arbeit nicht recht klar sind, daran einen kurzen Leitfaden haben mögen. Wer Zeit und Gelegenheit hat, kann immerhin die hauptsächlichsten der am Eingange dieser Zeilen angeführten Werke durchsehen um zu erfahren, wie Andere gearbeitet haben.

Vor allem andern ist eine Einigung der Lautbezeichnung, besonders in einem und demselben Lande nöthig. Das Hinaufschreiben von Buchstaben, um den rechten Laut auszudrücken, scheint mir nicht nur lästig, sondern auch unförmlich, besonders in der Weise wie es von Schmeller geschah. Weinhold verfahret schon viel einfacher. Aber sollte der rechte Laut nicht durch ein bloßes Zeichen können angedeutet werden? Bei meiner Sammlung verfuhr ich allerdings so, brauchte zwar nicht viele Zeichen, aber jeder Sammler kann solche, wenn in seiner Mundart andere vorkommen, erfinden, und ihre Bedeutung genau angeben, so daß am Ende aus allen Beiträgen doch wieder eine einheitliche Bezeichnung zu schaffen wäre. Die Länge deute man, wie bisher immer, durch den Circumflex an (â î û); für den kurzen Zwischenvocal zwischen n und o (gewöhnlich a geschrieben) gebrauche ich den Gravis (à) für den langen den Gravis auf dem Längenstriche (ā) das gleiche gilt für den kurzen und langen Zwischenlaut zwischen o und ü (ȯ u. ȯ). Wo eine Silbe in der Betonung hervorgehoben werden soll, ist einfach der Accent anzuwenden oder der Akut (á í ú) i und ü sind genau zu scheiden, bei ei, eu, äu, ui wird es selten thunlich sein, da alle diese Diphtonge in das breite ai übergegangen sind. Großer Sorgfalt berüefen auch die Consonanten; b und p, d und t, g und k also mediae und tenues sind genau zu trennen, sowohl an - in - als auch auslautend; pf, f und v, g j und ch, das weiche und scharfe s müssen genau gesondert werden. Die vocalische Auflösung des r kann, sofern sie vorkommt, durch einen Apostroph bezeichnet werden, (mo'gn - morgen). Die Majuskel möge man verbannen und auch die Hauptwörter, mit Ausnahme der Eigennahmen, im Anlaute klein schreiben (lateinische Schrift wäre vorzuziehen); der Adelsstolz der Hauptwörter braucht nicht auch in die Volkssprache einzudringen, abgesehen davon, daß er gar keine Berechtigung hat, denn hätte er irgend eine, würden wir gewiß die Majuskel schon von jeher blos den Germanisten überlassen haben, und unsererseits die Hauptwörter klein anlauten; überhaupt ist die Zähheit, womit fast allgemein bei einer so fehlerhaften Ortografie verharrt wird, zu bewundern und zu bedauern. (Zu empfehlen ist K. Weinholds Abhandlung über deutsche Rechtschreibung, Wien 1852.) (Forts. folgt)

Einladung

zur dritten allgemeinen Versammlung des Forstvereins der österreichischen Alpenländer, welche zu Görz am 4., 5. und 6. September 1854 abgehalten werden wird.

Die zweite allgemeine Versammlung des Forstvereins der österreichischen Alpenländer zu Innsbruck hat die Stadt Görz zu ihrer dritten allgemeinen Versammlung erwählt, welche am 4., 5. und 6. September 1854 daselbst abgehalten werden wird.

Zu dieser Versammlung hat der Herr Präsident der löblichen k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Görz die Amtslocalitäten derselben, welche sich in der Casa Lenassi nächst der Domkirche befinden, diesem Forstvereine für die Dauer derselben freundlich zur Verfügung gestellt.

Ueber die zur Verhandlung bestimmten Gegenstände enthält das nachstehende Programm die näheren Bestimmungen.

Das Einschreib- und Empfangsbureau wird am 3. September 1854 um 9 Uhr, die Versammlung aber am folgenden 4. September um 10 Uhr Früh durch den Vereinspräsidenten eröffnet werden.

Das gefertigte Directorium beehrt sich nun, alle P. T. Herren Mitglieder des Forstvereins der österreichischen Alpenländer, alle hochansehnlichen Nachbar- und Zweigforstvereine und überhaupt alle Forstwirthe und Freunde des Forstwesens aus Nah und Fern, zu zahlreicher Theilnahme an dieser Versammlung hiemit einzuladen.

Das rege Interesse, welches allenthalben an der Verhandlung forstlicher Zeitfragen genommen wird, verbürgt hinlänglich, daß die Theilnehmer dieser Versammlung auch im freundlichen Görz nicht ungerne gesehen sein dürften, und da insbesondere die nächste und entferntere Umgebung von Görz zu Vergleichungen des Culturzustandes vollkommen entwaldeter, mit gut bewaldeten Gegenden viele Gelegenheit darbietet, ja wird diese Versammlung für den denkenden Forstwirth gewiß ein um so größeres Interesse gewähren, als sich die Folgen der Wälderausrottung neben sorgsamer Pflege derselben andererseits wohl nirgends so nahe beisammen beobachten lassen dürften.

Die zur Verhandlung bestimmten Gegenstände enthält das nachstehende

Programm

für die dritte allgemeine Versammlung des Forstvereines der österreichischen Alpenländer, welche am 4., 5. und 6. September zu Görz in den Localitäten der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft abgehalten werden wird.

1. Mittheilungen über besonders bemerkenswerthe Erscheinungen und Vorkommnisse im ganzen Umfange des Forstwesens im Bereiche des Alpenforstvereins.
2. Mittheilungen über vorgekommene, den Wäldern nachtheilige Elementarereignisse, Angabe ihrer Ursachen und der Vorkehrungen, welche dagegen getroffen wurden und sich als nützlich erwiesen haben, oder was für Vorkehrungen, abgesehen von einem bereits erzielten Erfolge, dagegen getroffen werden sollten.
3. Mittheilungen über schädliche und nützliche Forstinsecten, ihre Lebensweise, ihr Verhalten und vorgekommene Verheerungen derselben.
4. Auf welche Anstände ist man bei der Durchführung des neuen Forstgesetzes allenthalben gestoßen, und wie ließe sich dasselbe seinem ganzen Umfange noch überall einführen?
5. Welche Momente sind, wo es sich um Aufforstungen unter sehr schwierigen Verhältnissen handelt, behufs einer möglichst entsprechenden Lösung der Aufgabe vorzugsweise in's Auge zu fassen?
6. Welche Holzarten sind zur Nachzucht und ausgedehnten Cultur im Küstenlande vorzüglich zu empfehlen und aus welchen Gründen?
7. Aus welchen Gründen wäre die Aufforstung einiger und welcher öden Strecken im Küstenlande erwünscht, welche Holzarten sollen dazu vorzüglich fürgewählt, und welche Culturen in Anwendung gebracht werden?
8. In welchen Fällen liegt es im wohlverstandenen Interesse des Waldeigenthümers, daß die auf seinem Waldvermögen lastenden Weidedienstbarkeiten gänzlich abgelöst werden, anstatt selbe blos zu reguliren?
9. Würde durch die Verwirklichung des in der jüngsten Versammlung des österr. Reichsforstvereins gestellten Antrages, gemäß welchem nicht nur die höheren politischen Behörden mit einem forstlichen Beirathe, sondern auch die untersten Stellen der politischen Verwaltung mit sachverständigen Forstorganen versehen werden sollen, die Nothwendigkeit von Forstinspections-Behörden (Forstämtern), wie solche bisher in mehreren österr. Alpenländern bestanden haben, und zwar unter allen Verhältnissen entfallen?
10. Worin liegen die Grundursachen der vielfachen frevelhaften Eingriffe in das Waldeigenthum, wie ließe sich denselben begegnen, beziehungsweise das Waldeigenthum mit der Zeit vor fremden Eingriffen so sicher stellen, daß hiefür eine unmittelbare Einwirkung mittelst besonderer Strafbestimmungen für Forstfrevel nahezu entbehrlich werden könnte, oder sich doch nur in höchst seltenen Fällen als nothwendig darstellen würde?
11. In wie weit ist die Handhabung des Regiebetriebes bei Benützung der Forstproducte, insbesondere des Holzes, den betreffenden Waldcomplexen und deren Eigenthümern zum Nutzen?
12. Auf welche Art und Weise soll bei der Schlaganlage und beim Abtriebe eines Hochgebirgsforstes vorgegangen werden, um die natürliche Wiederbestammung am sichersten zu erzwecken, und zwar insbesondere in solchen Lagen, wo bei kastspieligen Bringungsarten auf größere Ausdehnung der Schläge gesehen werden muß, und die künftige Aufforstung desto unsicherer wird, je höher der abgetriebene Forst gelegen ist?
13. Wenn nach dem neuen Forstgesetze vom 3. December 1852, §. 10, quotale Waldflächen gegen den Eintrieb von Weidevieh in Schonung gelegt werden sollen, so entsteht vermöge vorgekommener verschiedenartiger Auffassung die Frage: ob außer dem Waldeigenthümer, dem die Bewirthschaftung seines Waldbesitzes zukommt, für die Ausscheidung der Schonungsflächen auch den Weideberechtigten eine Intervenznahme zusteht?
14. Welche Erfahrungen hat man über das Fortkommen, Gedeihen und die Zuwachsverhältnisse der Pinus-pinea als Waldbaum?
15. Sind am küstenländischen und krainischen Karste die nahen Höhen von 1200 bis 2000 Fuß Seehöhe leichter oder schwerer aufzuforsten als jene im höheren Gebirge von 3000 bis 4000 Fuß Seehöhe daselbst?
16. Ist es zu erwarten, daß die mit a. h. Entschließung vom 3. October 1852 ausgesetzten Geldprämien im Küstenlande die Aufforstung öder Strecken in Angriff bringen und überhaupt und in welchem Maße bewirken werden.

Vom Directorium des Forstvereins der österr. Alpenländer.

Graz, am 8. August 1854.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 69. Klagenfurt, Dienstag, den 29. August. 1854.

Zweite diesjährige Kunstausstellung.

Von V. R.

(Fortsetzung.)

Wir stehen vor Zimermanns aus München: „Schwäbische Landleute im Schloße zu Schleißheim. Der Hintergrund bietet uns die Fernsicht durch die offenen Thüren einer Reihe von Prachtgemächern, und der Saal, den die guten Schwaben eben betreten, muß offenbar alles bisher Gesehene überbieten, den sprachlos vor Erstaunen starren sie diese nie geahnte Pracht an. Goldarabesken reich und zierlich von dem weißen Grunde sich abhebend, Gemälde in reichen Rahmen, Prunkgefäße, und alle diese Pracht in riesigen Spiegeln dreifach, zehnfach sich wiederholend, der Boden so glatt, und mitten darin das einfache derbe Volk des Landes, das in den kleinen traulichen Stübchen lebt, und denen bisher die Wölbung der Dorfkirche und der einfache Altarschmuck das Höchste menschlicher Kunst war. Der wechselnde Ausdruck des bewundernden Staunens in den Gesichtern, verschieden je nach Alter und Gemüthsstimmung, läßt sich nicht mit Worten schildern; verwundert, erschrocken beinahe sieht dort rechts in der Ecke das Bäuerlein in dem Spiegel seine eigene Gestalt mitten in diesem Meere von Pracht und Reichthum. Am anziehendsten ist jedoch die Gruppe im Mittelgrunde, der greise Vater, der am glatten Parquette mit den derben Schuhen glitschende Knabe und das liebliche Mädchen mit den beinahe andächtig gefalteten Händen. Und im Hintergrunde ertheilt der Herr Pfarrer einem anstaunenden Bauer einige erläuternde Aufklärung. Links aber steht in ruhig selbstbewußter Würde die ehrfurchtgebietende Gestalt des Lakaien mit dem Schlüsselbunde als Führerzeichen, ihm imponiret weder die gewohnte Pracht der Hallen, noch findet er es mit seiner Würde vereinbar von dem Staunen der Landleute irgendwie Notiz zu nehmen. Das muß so sein, und er ist gewohnt an solche Huldigungen; denn von all' dieser Pracht, das fühlt er tief, ist er ein integrirender Theil, und die Sonne die durch die hohen Fenster einbrechend die Goldleisten des Getäfels glitzern macht, stellt auch sein Bein und die stramme Wade, bekleidet mit dem schneeweißen Strumpfe, gebührendermaßen in das vortheilhafteste Licht. Die Beschauer nehmen auf ihn freilich keine Rücksicht, nur das kleinste Mädchen haben wir in Verdacht, daß es einen Blick der Anerkennung auf dies wandelnde Einrichtungsstück werfe. Dies Bild zeigt von einer glücklichen lebendigen Auffassung und bietet sowohl in Beziehung auf Charakteristik wie sorgsame Behandlung des Details eine Menge glücklicher harmonisch verbundener Effecte. Unser Blick wird durch die virtuose Ausführung aller dieser Prachtgegenstände nicht abgezogen, mag das Gold glänzen und der schwere Seiden- und Sammtstoff das Auge anziehen, immer und immer wieder kehre der Blick zu den betrachtenden Figuren zurück; hier in diesem Bilde sind nicht Gegenstände gehäuft, um die Kunst des Malers in der Behandlung von Gold, Stein, Sammt und Seide zu zeigen; hier ist alle diese Pracht nur für den Beschauer im Bilde, für die Landleute, nicht für den Beschauer vor dem Bilde entfaltet, und aller dieser Glanz spiegelt sich ihren Gesichtern. Noch auf einen andern Umstand wollen wir aufmerksam machen, auf Etwas, was der Maler weise unterlassen. Es hängen nämlich an den Wänden des Saales mehrere Gemälde, wie nahe wäre es ihm gelegen auch dieselben von einer Partie Landleute anstarren zu lassen; aber was dabei für den ersten Augenblick an komischem Effecte gewonnen wäre, hätte doch die Einheit des Bildes verwischt, ja ein störendes, geradezu verletzendes Element in dasselbe gemengt. Die Bewunderung fürstlicher Pracht von Landleuten, die keine neidischen Hungerleider sind, sondern auf freiem Eigen ein beschränktes aber gesichertes Leben führen, hat für unser Gefühl nichts Verletzendes, wir belächeln es wohl, aber das Belächeln hat für die ehrsamen Bauern nichts Demüthigendes. Wären dieselben jedoch mit dem Ausdrucke des staunenden Unverständnißes vor ein Meisterwerk der Kunst hingestellt, so würde das Lächeln augenblicklich in ein Bedauern umschlagen, und um die heitere Wirkung des Bildes wäre es geschehen. Was wir hier über die ästetische Berechtigung des entfalteten Pompes und die sorgfältige Benützung glänzender Effecte in der Darstellung lebloser Dinge gesagt haben, findet seine erläuternde Bestätigung durch die gehäufte Benützung ähnlicher Effecte ohne die gleiche, ja ohne alle ästhetische Berechtigung in einem Bilde von H. von Hove im Haag: „Wohnungswechsel in einem altholländischen Haushalte." Dieses Bild ist mit gleicher, wenn nicht noch größerer technischen Virtuosität gemalt, auch hier hat der Maler

die verschiedensten Gegenstände des Haushaltes von der Büste bis zum Küchenkorbe in vollendeter Naturwahrheit dargestellt, aber fragen wir nach dem Totaleindrucke, so finden wir keinen; denn die zwei menschlichen Figuren, die im Mittelgrunde des Bildes sich befinden, stören durch das Nichtssagende ihrer Theilnahmslosigkeit jede Wirkung. Eine Magd, mit Einpacken in einem Korbe beschäftigt, und eine Frau, die das Eingepackte verzeichnet, und das alles so ruhig gleichgiltig, daß gar keine Theilnahme in uns aufkommen kann. Und wie leicht wäre sie zu erzielen gewesen. Wenn wir einen geordneten reichen Haushalt plötzlich abbrechen sehen, und die gewohnten Geräthe des Bedürfnisses, des Geschmackes und der Gewöhnung, die ehe so freundlich bereit an gewohnter Stelle standen, nun plötzlich in wüster Unordnung untereinander gestürzt sehen, so ist dies zwar allerdings kein mächtig ergreifendes tieftragisches Geschick, doch jedenfalls ein solches, das leicht eine verwandte Saite in unserm Herzen anklingen macht; aber nothwendig ist es, daß Jene, die ein solches Loos trifft, das Unbehagliche desselben fühlen — ist es ihnen gleichgiltig — nun uns kann es auch sein.

Ein tüchtig gemaltes Bild von mäßiger Erfindung ist Brunemanns in Antwerpen: „Inneres eines Wirthshauses." Von geringerem technischen Geschicke, aber glücklicherer Erfindungsgabe zeigt Kirners in München: „Heimkehr von der Kirchweihe." Der Bursche der mit der Schönen von der Kirchweihe heimkehret, und von Freude und Wein aufgeregt, dem unsichtbaren Gegner, der ihm wahrscheinlich von Ferne ein höhnendes Trutzwort zugerufen, die Faust drohend nachstreckt, während die Dirne besänftigend ihn zurückhält, ist eine gutgedachte Figur. Nicht so friedlich geht es in einem andern Bilde zu, wo, wahrscheinlich bei Gelegenheit eines Jahrmarktes, die Rauferei in vollster Blüthe steht, da hilft kein Wehren, die Tische stürzen und selbst dort der Alte muß fort in den tollen Strudel. Dies Bild zeigt eine Menge characteristischer Figuren, die den tüchtigen Zeichner Heinrich Bürkel in München bekunden.

Ein vortrefflich gemaltes Bild ist auch: „Die Toilette", von H. Hollender in Amsterdam. Wenn der Gegenstand auch unbedeutend, so ist er doch mit Geschmack, und jener eben bei solchen Gegenständen unerlaßlichen Elegonz ausgeführt.

Den männlichen Studienkopf von Fried. Schilcher in Wien, hatten wir bereits das Vergnügen bei einer frühern Ausstellung zu sehen, da jedoch das Bild gut ist, so können wir über das Versehen nicht zürnen.

(Schluß folgt.)

Ueber Dialektforschung.

Von M. Lr.

(Fortsetzung.)

Der Sprachschatz einer Landschaft kann in zwei Haupttheile gebracht werden: in Worte die die Schriftsprache zwar kennt, ihnen aber eine andere Bedeutung gibt, und in solche die nur mundartlich sind. Diese sind entweder in einer einzigen Landschaft üblich, oder finden sich in mehreren, was beim Sammeln zu beachten ist, so wie auch jene Worte der Schriftsprache, die der Mundart fehlen und vom Landmanne gar nicht verstanden werden wohl aufzuzeichnen sind. Außerdem gibt es in jeder Mundart fremdr stark entstellte Worte, die eben durch ihre Entstellung, d. h. das Bestreben des Volkes, sie seiner Mundart anzupaßen, interessant sind; z. B. nllu wanda, desantiern sälvelle (= nllo nvanti, Desertieren, Serviette. Lesachthal.) Oft ergeben sich bloße Tautologien, entstanden durch das Bedürfniß des Volkes, in jedem Worte einen bestimmten Sinn zu finden; z. B. Gati-Hosen, heiliger sánt N. Comel-Stern, Commod-Kasten. Die Eigennamen haben gewöhnlich eine bedeutende Entstellung erfahren: Goure, Jäggl, Jörk (Gregor, Jacob, Georg) ꝛc. sie sind zu verzeichnen. Die Ortsnamen sind gleicher Beachtung werth. Sie werden vom Volke selten rein ausgesprochen, und oft sind sie in der Form, wie wir sie jetzt schreiben, auf eine ältere corrumpirte Aussprache basirt. Die ursprüngliche Form wieder zu gewinnen, würde bei vielen ohne alte schriftliche Denkmäler mißlingen. Ein Dori im Lesachthale heißt z. B. Woudner, das dürfte nun schwer zu erklären sein, aber eine Urkunde im Liesinger Pfarrarchive von 1396 zeigte wndmaier. — Die deutschen Namen fremder Grenz- oder Nachbarorte verdienen Aufmerksamkeit. Dem Lesachthaler heißt Udine-Weiden, Tolmezze-Schönfeld, Forno Voltri-Oefen, Taman-Tischwang, Sappada (eine deutsche Colonie) - Plöden, Gemonu-Glamun (vgl. Karajans Anmerkungen zu Ulrich v. Liechtenstein 185, 13; 183, 28.) Sehr wichtig sind die fremden Elemente in der Sprache der angrenzenden Districte.

Was den eingebornen Wortschatz einer Landschaft betrifft, so dursten folgende Seiten zu berücksichtigen sein. Von der Wiege bis zum Grabe hat das Leben der Menschen seine mundartlichen Benennungen. Welche Worte gelten für Geburt, für die Kindheit in ihren Stufen, sowie überhaupt für die verschiedenen Lebensalter? Für das Reifen der Geschlechter, für den Liebesverkehr (prénteln, méntschern, gasseln etc.), für Brautstand, Heirat, Schwangerschaft, für die mancherlei Lagen und Geschicke der Ehe, für Altern und Sterben? Eine Schilderung der Gebräuche, die in den Worten angedeutet werden, ist nöthig, ebenso eine Aufzeichnung der Lieder und Reime, welche daran hangen. Die volksthümlichen Namen der Krankheiten, der Heilmittel, der Aerzte und klugen Frauen reihen sich an; die Formeln, durch welche Krankheiten und Wunden besprochen (gebüßt) werden sind aufzuzeichnen, ebenso die abergläubischen Meinungen, welche sich an die Vorfälle des leiblichen Lebens knüpfen, und die Reime, welche etwa darüber im Volke leben. Welche Namen führen die Glieder des menschlichen Körpers? Die Finger heißen z. B. im Lesachthal: 1. kläns huntl, 2. mitterpuntl, 3. länger tschwngge, 4. plëntinköpe, 5. zuvrüerar.

Digitized by Google

Die Kinder bilden sich eine eigene Sprache, deren Worte und Bildungen anziehend sind; welch' hohes psychologisches Interesse sie gewähren, ist zu errathen. Auch die Kinderspiele müssen beschrieben, die Kinderreime und Räthsel gesammelt werden. Ich will wieder beispielsweise einiges aus meiner Heimat anführen. Habicht und Hahn (hâwich und hûne.) Ein Kind stellt einen Hahn vor, die übrigen aber sind Hühner und hängen sich rückwärts an den Hahn. Nun kommt der Habicht, läuft um die Hähnee herum und ruft immer: apek fäst! apek fäst! der Hahn antwortet: zaun durre, zaun durre! endlich aber ruft er: offen steals! worauf der Habicht in den Haufen stürzt und im Kampfe mit Hahn und Hühnern eine Henne zu rauben sucht. Die Geraubte muß nun Habicht sein. Oder das Tatzenspiel für zwei Kinder. Das eine nimmt ein Loos (lousl) in die Hand, schwingt beide Hände herum, und reicht sie dem andern Kinde mit den Worten hin: wintl wantl wêlla hantl? Das Kind errathet nun: titz tätz, dâs dô hâts! — Auch ein paar Kindersprüche:

Sunne schein schein!
treib die wolken vor dein,
hin aff'n galler-spitz
wo Peater und Paulo sitzt,
wo ka hûne krâl,
wo ka mndar mâl,
wo ka ochse ligg
u. ka pluome blüet.

Sunne schein schein!
treib die wolken vor dein
treib se hin aff'n spitz,
wo ka vôigile sizt,
treib se hin aff Roum,
pikimmsche drai schüssl poan,
âna dein, âna mein, âna ünsern hearn,
ass ar lât scheana wetter wearn.

Wenn die Kinder im Sommer vom Heidelbeerpflücken mit reicher Beute zurückkommen rufen sie unisono: roll! roll! roll! die kärge (Gefäß) hêrte voll! — im Gegentheile: ra! ra! ra! die kärge poudon lâr!

Hier ist es nun auch am Platze auf die Mährchen und Sagen aufmerksam zu machen, deren Rettung jetzt fast allenthalben mit großem Fleiße versucht wird. Das ganze Gebiet des Aberglaubens hat der Sammler da in sein Bereich zu ziehen; an die Namen der Gespenster und geisterhaften Wesen knüpft sich von selbst was von ihnen berichtet wird.

(Ich erinnere an die wilde Jagd, den Alp, an Schratl, Perthl, Habergeiß, die weißen Frauen, Wasserniren, Zwerge, Teufelssagen, Märchen und Sagen aus der Thierwelt, Schlangenkönig ꝛc. ꝛc.) Daran reihen sich Verwünschungen, Flüche und Schelten; aus groben Gestein blickt oft eine reiche Erzader hervor. Nicht uninteressant sind auch die Lügenmächen, die an manchen Orten gehört werden. Ich will den Anfang eines solchen geben: In der Zeit waren zwei alte Dörfer, in diesen zwei alten Döfern waren zwei nackenlige Männer, der eine war nakend, und der andere hatte kein Gewand an. Diese zwei lebten ganz fleißig, zehn, zwanzig, dreißig ist auch ein halber Gulden! mit diesen halben Gulden gingen sie zum galiläischen Meer, dort sind zwei Schifflein, das eine hat kein Dach, das andere hat kein Boden — wo kein Boden war, da saßen sie auf, und fuhren hinauf auf die paradisische Insel — dort war eine papierene Kirchen und ein lederner Pfarrer, eine rupfene Glocken und ein haberner Schwinkel ꝛc.

Welche Namen führen die kirchlichen Gebäude, Geräthe, Gebräuche und Festlichkeiten? Welche Benennungen, Reime und Lieder knüpfen sich an Heilige? Verstümmelungen lateinischer gottesdienstlicher Worte, die volksthümlichen Benennungen der verschiedenen religiösen Bekenntnisse sind nicht zu übersehen. Alte Kirchen- u. Weihnachtslieder sind vor dem Untergange zu retten. Mir sind aus dem Lesachthale einige hundert solcher Lieder vom 16. und 17. Jahrhundert zugegangen. Aber auch auf die außerkirchliche geistliche Poesie des Volkes muß man sein Auge lenken, auf dramatische Darstellungen aus der heil. Geschichte ꝛc. Vor nicht langer Zeit wurden in Liesing noch Genovefa, Hirlanda, verlornee Sohn, Vaulinus v. Mola, und noch im Jahre 1852 die Passion gespielt. Aber auch aus dem weltlichen Getriebe sind Spiele und Lieder zu verzeichnen. Wie reich ist doch Kärnten an den sogenannten Schnadahüpfeln, Schwazliedln, Plapperliedeln, Gasselreimen, oder wie sie noch heißen mögen, dieser heitern Jugendpoesie, worin Gemüth und Witz in so reichem Maße vertreten sind. Ein Paar mögen aus meiner Heimat hier stehen:

Das Dierndl ist in Leasatâl,
der pue ist in krân,
und sô kemmin hâlt dênna zämm, —
mêcht ma lei mân!

J u. mei gspûn
hâmm weissa stümpf ûn,
u. wênn ân der schmeissn will
greif ar ûns ûn!

oder: Die dierndlan seint âlla mein
bis aff die Great,
u. dô will i a pikemm,
wônn i a weil neat!

Hairatn tuo i nèt
ist mer vül z'früe,
wêrmstân brauch i kân,
kâlt hânn i nie.

Wäre es nicht zum Zwecke für Dialectforschung, so müßte man eine Aufzeichnung und einen Druck solcher Liedchen fast eine Versündigung nennen: sie sind nur für die mündliche Fortpflanzung, und verlieren durch die Aufzeichnung einen großen Theil ihres Reizes. Auch Spottliedchen finden sich öfters zwischen den Burschen zweier Ortschaften, z. B.:

Die Honchperger puobn
die groussn wie die klân,
thüemer inn uni'ra pankl
u. thüen a preitl fürlân.

Der Kreislauf des Jahres und seiner weltlichen Feste werden dem Sammler manche Beute an Worten geben. Die Lustbarkeiten des Volkes, mögen sie allgemein oder auf bestimmte Tage und Zeiten beschränkt sein, verdienen alle Aufmerksamkeit. Die darauf bezüglichen Tänze, Lieder, Speichwörter, Scherze und Witze, die sich an bestimmte Orte und manche

Personennamen knüpfen, lasse man nicht unberücksichtigt. Auch die sogenannten Spitznamen ziehe man in's Bereich der Forschung. Im Lesachthale z. B. führen nicht nur die Bewohner jedes Dorfes insgesammt einen (übernamen), sondern auch sehr viele Personen, im Dorfe St. Lorenzen jeder Bewohner. Ja alle Lesachthaler haben sich von ihrer Pfiffigkeit bei Gerichte den Namen „Wedier" erworben!

Auch die Haus- oder Vulgarnamen sind zu verzeichnen.

Welchen Namen führen Speisen und Getränke, Küchengeräth und Hausrath, welche Gestalt gibt man dem verschiedenen Backwerke? Auch eine Beschreibung der bäuerlichen Bauart ist nöthig; denn darin, und im Baue kleiner Dorfkirchen spricht sich oft die Stammeseigenthümlichkeit aus. Auch die Vertheilung der Felder, und die Anlage der Dörfer ist in dieser Hinsicht von großer Bedeutung. Aus culturgeschichtlicher und ethnographischer Rücksicht beachte man auch die Tracht des Landvolkes: die Stoffe der Gewänder, Schnitt und Farbe derselben, Haartracht und Kopfbedeckung, sowie der Schmuck werde beschrieben. Freilich wäre es am besten der Beschreibung auch genaue Bilder der Tracht und Bauart beizufügen.

Dem Leben des Landmanns hat der Sammler eine ganz besondere Theilnahme zu schenken. Die Benennungen aller Arbeiten im Hof und Felde, auf Wiesen und in Wäldern, die Namen des Geräthes und der Werkzeuge (und davon wieder die der einzelnen Theile z. B. beim Pfluge), der Getreidearten, Futterkräuter und Gemüse sind zu erforschen.

Jeder Gau hat vom Baume bis zum Schwamme seine landschaftlichen Pflanzennamen, und oft finden sich auch Reime und Lieder dafür.

Welche sind die landschaftlichen Namen der Thiere? wie heißt das Vieh des Hauses und Hofes? welche sind die Lockrufe zum Futter? Die Schreie und Lieder der Hirten, die Hirtensprache, und ihre Wetterregeln sind zu sammeln. Wie heißen die Abstufungen des Gesinds? Die verschiedenen Classen der Landleute und ihre Besitzungen? Die Abgaben, welche sie zu leisten hatten, und noch leisten? Die alten Namen von Gerichts- und Kirchensprengeln, von Gauen, Feldwerken, Thälern, Hügeln, Bergen, Heiden und Wiesen suche man zu erforschen. Die mündliche Ueberlieferung muß auch hier mit der schriftlichen in Kroniken, Urkunden, Salbüchern, und Urbarien in Verbindung gebracht werden. Jäger u. Förster haben ihre besonderen Ausdrücke, unter denen gewisse landschaftliche sind; dasselbe gilt von der Berg- und Huttmannssprache. In den Kunstausdrücken der Schiffer und Fischer und in den Bezeichnungen für Wasser- und Teichbauten wird viel mundartliches zu finden sein.

Vom Landmann wende man sich zum Handwerker.

Die Arbeiten der einzelnen Gewerke, und ihr Handwerkszeug lasse man sich nennen. Bei neuen Maschinen gibt der Arbeiter den einzelnen Theilen gewöhnlich deutsche Namen; man achte darauf. Die Gebräuche in dem Zunft- und Zusammenleben der Gewerke, die Handwerksgrüße, Sprüche und Scherze, die Gesellschaftslieder und Spottgesänge eines Handwerkes auf andere suche man zu erlangen.

(Schluß folgt.)

Notizen.

— Wie schon bekannt, wird der letzte Schlußstein des Goethe'schen Briefwechsels in der nächsten Zeit eingefügt erscheinen. Ein Berichterstatter der „Hannoverschen Zeitung" ist durch die ihm zuvor gestattete Ansicht in den Stand gesetzt, nähere Mittheilungen zu machen, und sagt unter Anderm: Die Sammlung besteht aus 142 Nummern, meist Briefen Goethe's von 1772 bis 1798, theils an seinen Freund Kestner, theils an „Lotte" und den Bruder Hans, daneben Auszüge aus Briefentwürfen und dem Tagebuche Kestner's, einige Briefe von Goethe's Mutter und Schwester. Die „erläuternden Documente" enthalten Briefe Kestner's an seinen frühern Hausherrn und an seinen Freund v. Henning's. Beigefügt sind zwei interessante Facsimiles Goethe's, eines desgleichen des kurzen Billets W. Jerusalems an Kestner, worin „zu einer vorhabenden Reise" — in das Jenseits — um Uebersendung von Pistolen gebeten wird. Voran geht ein Schattenriß Goethe's aus der fraglichen Zeit und eine Einleitung des Herausgebers, die Wesentliches zum Verständniß und Genuß der nachfolgenden Documente beiträgt.

— Für das in Leipzig seit dem Jahre 1846 projectirte Leibnitz-Denkmal liegen bis jetzt 4915 Thaler vorräthig, die freilich noch nicht zur beabsichtigten Ausführung hinreichen. Vorläufig hat der Bildhauer H. Knaur auf Wunsch mehrerer Privatleute ein Modell für das Denkmal entworfen, das im Saale der Stadt-Bibliothek aufgestellt ist. Leibnitz ist hier, von einem gothischen thurmartigen Ueberbau gedeckt, im Costume seiner Zeit, vor einem mit einem Mantel zum Theil überhangenen Stuhle stehend, auf welchen er sich mit dem rechten Arm, ein Buch in der Hand haltend, stützt, während er die linke Hand unter dem Rocke über der rechten Brust hält, dargestellt. Das Piedestal ist als Brunnen gedacht, in dessen rund herumgebenden Behälter das Wasser durch vier Löwenfiguren ausströmt.

— Herr Dr. v. Ruthner hat am 14. d. M. in Begleitung des Grafen Andrassy das große Wiesbachhorn erstiegen. Es ist dies die dritte glückliche Ersteigung des 11,318 Fuß hohen Berges in diesem Jahrhundert. Die Witterung war dem Unternehmen sehr günstig. So lag gerade so viel Neuschnee, daß das Hauen von Fußstapfen auf den oft ungemein steilen Gletschern und auf der nicht minder steilen letzten Erhebung zur Spitze überflüssig war. Die Aussicht war zu mindestens drei Viertheilen ziemlich unbeirrt vom Nebel, und ungeachtet der Weg über die Felspartien unter der Teufelsmühle und auf der gleichen Höhe mit diesem Gletscher sehr gefährlich ist, widerfuhr weder den beiden Bergbesteigern, noch den Führern (Röderer, der Bademeister des Fuscherbades, und ein Binder, Namens Jörg Erlinger) etwas Unangenehmes. Auf der Spitze fand sich eine so milde Temperatur (+ 10 Grad R.), daß man dort ¾ Stunden verweilte. Auf dem höchsten Puncte wurde ein weißes Tuch auf eine Stange aufgepflanzt. Die Gesellschaft war am 13. in die Judenalpe gegangen, am 14. um 2 Uhr Früh von da aufgebrochen, hatte von der Alpe bis zur Spitze 7½ Stunden, von der letzteren herab 4 Stunden benöthigt, und traf noch am 14. d. 6 Uhr Abends im Fuscherbade ein, wo sie festlich empfangen wurde.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 70. Klagenfurt, Sonnabend, den 2. September. 1854.

Lela.

Eine Jugenderinnerung.

Erzählung von J. G.

Gewisse Eindrücke, die auf das Kind in seiner frühesten Jugend gemacht wurden, begleiten dasselbe das ganze Leben hindurch mit einer Macht, der die persönliche Freiheit des Willens nicht immer die gewünschten Schranken entgegenzustellen vermag. Solche Momente des Jugendlebens stehen oft so isolirt da, daß sie kaum die nächste Umgebung jener Gedankensphäre, zu der sie damals gehörten, mit sich führen. Wie einzeln hervortretende Gegenstände einer öden Landschaft, die selbst dem, der vielmal ihr Bild sich einzuprägen Gelegenheit hatte, nur einzelne erhebliche Anhaltspuncte darbietet, leben jene Erinnerungen abgerissen in unserm Vorstellungskreise, kehren zurück und verschwinden wieder nach Gesetzen, denen überhaupt unser Denken und unsere Erinnerung unterworfen ist. Dabei haben sie das ihnen eigenthümliche Kleid abgestreift, ihr Schmerz und ihre Freude sind verblichen durch die Jahre, und da sie noch nicht in ihrer Tragweite mit dem kindlichen Verstande erfaßt wurden, gleichen sie einem Traume, der uns Nachts gaukelnde Bilder ohne bedingenden Zusammenhang vorführt. Wir begrüßen sie als liebe Bekannte aus alter Zeit, die uns nicht vergessen konnten, und uns noch jeweilig in ihrer naiven Natürlichkeit zu besuchen kommen. Wir erweisen ihnen gleiche Freundschaft, führen sie zu all' den Orten und Plätzchen unserer kindlichen Vergangenheit, bei denen sie mit Vorliebe verweilen, und freuen uns mit ihnen. Ich lebe gerne in solchen Bildern aus meiner Jugend und versuche hier ein derartiges wieder zu geben.

Zu der Zeit, in welchen die Leiden des Lebens beginnen, damals nämlich, wo ein grämiger Schulmeister seinen allmächtigen Büttel über unseren Köpfen zu schwingen anfängt, erging auch an mich das Machtgebot, in jene unleidlichen Räume zu wandern, aus denen nur eine endlose Reihe von Jahren Erlösung bringen konnte. Wie oft fühle ich noch im Gedanken all' den Kummer, den der erste Schultag über mich brachte. Behängt mit dem Täfelchen, auf dem die fünfundzwanzig Runenzeichen, die man mir Buchstaben nannte, in erklecklicher Größe abgebildet waren, wollte ich unter Thränen noch immer nicht begreifen, wie es ernst sein könne mich einer fremden unheimlichen Gewalt zu übergeben, die es auf sich nehmen sollte, aus mir, dem ungehobelten Klotze, etwas Manierliches zu bilden. Zwei Orte gab es in unserm Dorfe die mich mit Schrecken erfüllten, die Barbierstube und unsere Dorfschule. In ersterer ließ sich mein Vater allwöchentlich von einem kleinen hageren Männchen den Bart scheeren. Das Männchen war Schuster von Profession und Bartscheerer aus Kunst. Das sah ich aus den jämmerlichen Mienen und Geberden der Kunden, die unter seinem Messer schwitzten und bluteten. Gegen seinen Lehrbuben schwang er meisterlich den Knieriemen und wurde darin wieder von seiner umfangreichen Ehehälfte gehörig und gehorsam im Zaume gehalten. Von Cerberus habe ich erst später gehört, sonst wäre ein Vergleich mit diesem ganz nahe gelegen. Sie hatte gelbe Zähne und gelbe Beillen, die sie sich so geschickt auf die Nase zu zwicken wußte, daß die wie es schien künstlich verlängerte Nasenspitze mit ihren Ausläufern, die in ein paar Warzen endeten, gegen den Mund und über denselben herab den natürlichen Perpendikel eines perpetuum mobile bildete. Sonntags Früh saß sie gewöhnlich hinter dem Ofen, nachdem sie die Kunden der Reihe nach aufgestellt hatte, wie sie eben an die Tour und Tortur gelangen sollten. Dann beschäftigte sie sich mit ihrer Morgenandacht, eine Katze auf dem Schoße, der sie ihre besondere Zärtlichkeit zuzuwenden schien, deren sich Meister und Bube so selten zu erfreuen hatten. Hier war es, wo ich ungescheut die böse Frau und ihre große Nase, und den Muth der Fliegen, die es insbesondere auf letztere abgesehen haben mochten, anstaunen durfte. Außer jenen Störern des Friedens wagte Niemand sie zu unterbrechen; denn die Kunden legten scheu und leise das Barbiergeld, welches gewöhnlich in einigen Pfenningen bestand, auf den Kasten, nahe der in Andacht versunkenen Dorfsybille und gingen in die Kirche. Man wird wohl schon errathen haben, daß sie, die außer Gott dem Herrn, keinen Herren im Hause anerkannte, auch des Hauses Rentnerin gewesen sei. Dafür durfte ihr Mann, das kleine Männchen, Sonntags Nachmittag zum Biere gehen. Diese drei Personen und die Katze machten die Familie aus, deren Leben recht harmlos gewesen sein mag, nachdem sie sich einmal zusammengewöhnt hatten. Noch hätte ich über das dritte Sujet, dem Lehrbuben, der nebenbei ge-

ſagt, außer manchen Zurechtweiſungen mittelſt des zunftmeiſterlichen Knieriemens noch mancher Antichambrebegünſtigungen von Seite der geſtrengen Meiſterin und Gebieterin ſich zu erfreuen hatte, in Kürze zu erwähnen, daß derſelbe am Tage des Herrn, wenn Kneip und Ahle ruhten, ſeinem nun zum Dorfbarbier umgewandelten Meiſter darin behülflich wae, daß er mit kunſtgeübter Hand jenen Seifenſchaum ſchlug, mit dem er oft zu meinem Ergötzen Kinn und Backen der an der Bank ſitzenden Kunden ſo derb einrieb, daß ſie gewiß den vollen Vorgeſchmack deſſen, was noch kommen ſollte, haben mußten.

Sonſt ließ ſich an dem Jungen nichts bemerken, das ihn von andern ſeines Gelichters unterſchieden hätte. Manche wollten freilich boßhaft behaupten, die Natur habe mit der Kopfbildung vorerſtiges Spiel getrieben und dieſen Körpertheil für die beſchränkte Rumpfform zu überwiegend geſchaffen; doch mochte dieſe Meinung mehr durch den zottigen Haarwuchs, der wahrſcheinlich durch gelegentliche Vermiſchung mit Pech ſo ſträubend geworden wae, entſtanden ſein. Das jedoch ließe ſich ohne viele Sehergabe voraus beſtimmen, daß, würde der Junge nebſt den übrigen Eigenſchaften auch den Kunſtſinn ſeines Meiſters ſich aneignen, in der Zukunft die werdende hoffnungsvolle Nachkommenſchaft unſerer Pfarrgemeinde von demſelben wüede geſchoren werden. Doch es iſt ſchwer, in die Speicher des rollenden Zeitlaufes einzugreifen und ich führe meinen Leſer zu einer andern Perſönlichkeit, die in meiner Erinnerung die erſte Rolle bildet.

Dicht an der Kirchhofsmauer ſtand die Behauſung des Schulmeiſters und die Pfarrſchule. Dorfſchulmeiſter! das Schlagwort des tiefſten Erbarmens oder das verkörperte Bild eines Schulfuchſes, an dem ſich ſchon die barocke Witzelei ſo häufig ergangen hat, daß es mir meine Leſer nicht danken würden, wenn ich jenes abderitiſche Scelet mit neuen Fetzen behangen vorführen wollte. Nein, mein Mentor war ein recht wackerer Mann, der einen heitern Humor und einen guten Magen hatte; an deſſen blühende Greiſengeſtalt ich mich häufig mit heißgefühltem Danke erinnere. Er trug einen Rock, eine Perücke und zählte mit zu den Honoratioren des Ortes, deſſen Rathgeber und untrügliches Orakel er nebenbei wae. Seine äußere Erſcheinung war etwas ſchroff, übrigens war er ein Kinderfreund, was ihm das Zutrauen und die Liebe aller Kinder, die anfänglich ſcheu vor dem Buttel zurückwichen, erwirkte.

So lebten wir kleines Geſchlecht unangefochten fort, und hatten nichts zu thun als zu wachſen, kaum daß eine oder die andere Schulintrigue uns an unſer Daſein erinnerte, und uns einen Vorgeſchmack von dem vor uns liegenden Leben gewinnen half. Unſer Thal wae unſere Welt, weiter hinaus, wo das unendliche blaue Meer des Horizontes über unſere Hügel ſich ſpannte, lag der weite Spielraum unſerer Fantaſie. Sie iſt ſo ſchön jene kindliche Fantaſie, die noch nicht gezügelt oder erſchreckt von dem nüchternen Gedanken einer ſtarren Wirklichkeit ſcheu in ſich zurückkehrt und für die Welt den praktiſchen Verſtandesmenſchen ſchafft und bildet.

Je weniger wir mit der Außenwelt in Berührung ſtanden, um ſo mehr regte uns aber jegend auch nur das unbedeutendſte folgenloſe Ereigniß auf.

(Schluß folgt.)

Ueber Dialektforſchung.

Von M. Lr.

(Schluß.)

Bei allen dieſen Sammlungen iſt natürlich das lebendige Wort als erſte Quelle zu betrachten, aber man muß auch auf die ſchriftlichen Denkmale, worin die Mundart jegend hervortrat, Rückſicht nehmen, und ſie ſorgſam durchforſchen. Jedes Jahrhundert wird ſeinen Antheil zur Sammlung liefern. Bei jedem Funde verzeichne man den Fundort genau, die verſchiedene Ausſprache eines und deſſelben Wortes, die abweichende Bedeutung, welche in den verſchiedenen Gegenden ſich findet, ſind einzutragen.

Das wären nun die Hauptpuncte, auf die Jeder zu achten hat, der eine ſolche Sammlung in ſeinem Diſtricte beginnen will; daß die Herren Geiſtlichen und Schullehrer am Lande nicht nur dazu die fähigſten wären, ſondern auch die ſchönſte Gelegenheit hätten, braucht gar keiner Erwähnung.

Bis die Beiträge geſammelt ſind (vorausgeſetzt, daß mein Vorſchlag Anklang findet, wird noch eine geraume Spanne Zeit verrinnen, und dann wird es ſich wohl zeigen, wer es unternehmen will, dieſelben dem heutigen Standpuncte dieſer Wiſſenſchaft entſprechend zu verarbeiten. — Und worin liegt der Nutzen ſolcher Sammlungen, werden ſchließlich viele fragen? Zu antworten wäre ihnen viel, was in ein Buch aber nicht in dieſes Blatt gehört, ich will für ſie aber zum Schluſſe noch einige Worte meines verehrten Lehrers Dr. Weinhold hieher ſetzen: „Die Mundaeten eines Volkes ſtehen als Denkmale der hiſtoriſchen und geogeafiſchen Verhältniſſe ſeiner Stämme da, die Landſtriche in denen dieſe aufwuchſen und durch welche ſie wanderten, auf denen ſie ſchufen und ruhten, verrathen ſich in der Lautgeſtaltung und Wortbedeutung; die ſtattlichen und ſittlichen Zuſtände, das Leben und Sterben der Worte, prägen ſich in dem Sprachſchatze aus. Das ſind gelehrte Früchte, die freilich auch ihren praktiſchen Inhalt haben. Derſelbe liegt darin, daß die Mundarten eine Phyſiognomik der verſchiede-

nen Stämmen geben, aus der Behandlung gewisser sprachlicher Vorgänge, aus der Betonung und dem mechanischen Zungenschlage spricht der schwerfällige und kalte wie der rasche und heiße Herzschlag, dessen zu geschweigen, was als staffliche Schöpfung der Geister im Sprachschatze niedergelegt ist. Wir haben daher auch in der Volkssprache einen Jungbrunnen, daß wir den abgelebten überreizten Leib der Schriftsprache hinein versenken. Die frische und ungekünstelte Gedankenbewegung, die treffenden und sinnlich starken Worte können namentlich heute als Gegenmittel für die Krankheiten unserer Büchersprache dienen." Sapienti sat! M. L.

Wir haben diesem Aufsatze nur den Wunsch beizufügen, daß die in demselben ausgesprochene Aufforderung im Lande Theilnahme und Erfolg finden möge. Es thut noth, daß die Dialektforschung auch bei uns aus dem Boden der Liebhaberei in den Boden der ernsten Wissenschaft versetzt werde. Nur auf solche Weise können die Bestrebungen der Einzelnen in eine gemeinschaftliche Richtung geeint und dadurch wirklich etwas Erfreuliches erzielt werden. Die Redaction ist mit Vergnügen bereit, Beiträge zur Dialektforschung, die bereits in den Händen von Sammlern sich befinden, oder durch den vorstehenden Aufsatz veranlaßt werden, in Empfang zu nehmen, und sie dem jungen Forscher, der diese Angelegenheit, der er sein Leben widmet, ungeregt hat, zuzumitteln.

V. K.

Geologische Untersuchungen.

In dem Bericht der k. k. geologischen Reichsanstalt vom Monat Juli lesen wir: Im Gebiete der III. Section in Unter-Kärnten hat der Chef-Geolog, Hr. M. V. Lipold, den größten Theil des Lavanthales, die Umgebungen von Reichenfels und St. Leonhardt, von der steiermärkischen Grenze bis einschließig des Mischling und Waldensteiner Grabens geologisch untersucht. Ueber Ersuchen und Auftrag der gräflich Henkel'schen Eisenwerks- und Güter-Administration in Wolfsberg hat sich diesen Aufnahmen der Markscheider dieses Eisenwerks, Herr Caj. Fablanek, angeschlossen, um thätigen Antheil daran zu nehmen. Die Hauptgebirgsart des Terrains ist Gneiß von zweierlei Varietäten; die tiefere Gruppe nimmt Amphibol auf und geht in Hornblendegneiß über, während in der obern hauptsächlich krystallinische Kalksteine auftreten; diese sind eisensteinführend und deßhalb für das obere Lavantthal von besonderer Wichtigkeit. An beiden Ufern der Ladant treten zwei Hauptzüge krystallinischer Kalksteine auf, die von Nordwest gegen Südost streichen, am rechten Ufer nach Nordost, am linken aber nach Südwest einfallen. Die letzteren Züge im Norden von Steiermark nach Kärnten setzend, verlieren sich in Südost am Schrottkogel und in Laben. Die Eisenerze, die sie führen, sind Spath und Brauneisensteine, nur in Waldenstein Eisenglimmer, und werden in Loben, Waldenstein und Theisenegg abgebaut. Ihr Auftreten ist, wie in Lölling und Hüttenberg, linsen- und stockwerkartig. Außer den krystallinischen Schiefern findet man im Lavantthale tertiäre Ablagerungen; sie bestehen aus Sand, vorwaltend aus Lehm und Tegel, und führen Braunkohlenflötze, welche zu St. Peter, Pröblern und Wiesenau abgebaut werden. Im letztern Orte sind fünf Flötze übereinander aufgedeckt, deren mächtigstes mehrere Klafter Mächtigkeit haben dürfte.

Der Hilfsgeolog dieser Section, Herr Dr. K. Peters, untersuchte die Umgebung nordwestlich von Friesach, zwischen Hirth und Straßburg, nordwestlich von St. Veit, von Glantschach und Krumpendorf am Wörther-See. In dem von Friesach nach Westen sich erstreckenden Gebirgszuge, so wie nördlich von Mettnitz ist Glimmerschiefer das herrschende Gestein; längs beiden Gehängen des Metnitzthales läßt sich grauer körniger Kalkstein bis über St. Salvator verfolgen; und an mehreren Stellen in der Nähe desselben zeigen sich Hornblendeschiefer eingelagert. An der Nordgrenze des Landes werden die krystallinischen Schiefer von einer mächtigen Masse eines geschichteten, feinkörnigen Kalksteines bedeckt, der die Gebirgsgruppe der Grebenzen bildet. Südlich von Friesach streicht ebenfalls ein Lager des grauen körnigen Kalksteines, hier nicht unbeträchtliche Massen von Brauneisenstein enthaltend, das in westlicher Richtung bis Patendorf reicht. Daranf folgt Thonglimmerschiefer, der beide Seiten des Gurkthales bildet und sich südwestlich nach weit in das Gebiet des Wiemitsbaches erstreckt. Südlich vom Wiemitzgraben geht derselbe in grane Grauwackenschiefer über, welche zwischen Kreuz und St. Veit Kalklager enthalten. Der grune Thonglimmerschiefer mit chloritischen Schiefern kommt auch zwischen dem oberen Schenkel des Glantthales und der Klagenfurter Ebene vor. Er enthält Kalklager bei Trentschach und Fanning, ferner zwischen dem Wörther-See und den einzelnen Seebecken des Keutschachthales. Das zwischen der Klagenfurter Ebene und der Drau sich erstreckende Massiv wird von tertiären Ablagerungen, bestehend aus Conglameraten mit Sand und Sandstein wechselnd, gebildet; diese setzen weiter westlich längs der Drau, dem Thonglimmerschiefer aufgelagert, fort.

Im Gebiete der IV. Section Oberkärnten nördlich der Drau und des Gailflusses, und in Tirol das Flußgebiet der Drau umfassend, wurden die Aufnahmen von dem Hilfsgealogen Herrn Dionys Stur im Gailthale von Reissach aus westlich über Kötschach, Lnggau, Tilliach und im Kartitschthale bis in das Drauthal hinab ausgeführt. Die älteste Bildung im Gailthale ist der Glimmerschiefer, in dessen oberem Theile Thonglimmerschiefer auftritt. Ersterer zieht sich von Reissach nördlich bei Dellach und Kötschach vorüber zwischen St. Jacob und dem Lumberge, zwischen Tupfbad und St Lorenzen in gleicher Breite bis bei St. Oswald in die Drau. Südlich von der Gail treten schwarze, starkglänzende Schiefer, in denen einige Pflanzenreste gefunden wurden, die mit denen von der Stangalpe übereinstimmen, und diese Schiefer als der Steinkohlenformation gehörig bezeichnen; auf diese folgen schwarze wellige und ockerige Schiefer, in denen südöstlich von Mauthen Productus Spiriferen und Leiniten gefunden wurden, die mit den bei Bleiberg vorkommenden übereinstimmen und ebenfalls die Steinkohlenformation bezeichnen. Diese Schiefer werden von verschiedenfärbigen Kalken und Kalkschiefer überlagert, die wahrscheinlich auch einer und derselben Formation mit den Schiefern angehören. Auf den Glimmerschieferzug im Gailthale folgt ein wenig mächtiger Zug von buntem Sandstein, schwarzem Kalk und Dolomit. Auf der Jauken ist der schwarze Kalk in Dolamit und Rauchwacke verändert

Digitized by Google

und in der letzteren stehen hier Bleierze an. Das Einfallen der Schichten ist in der Orgel nördlich von der Gail nach Nord, südlich von der Gail nach Süd. Im Tupfbade kommt rother Porphyr vor, von dem einzelne Stücke als Geschiebe in dem Conglomerate des bunten Sandsteines gefunden wurden. Tertiärgebilde sind im Gailthale ganz untergeordnet. Tertiärer Sand wurde am Ausgange des Nieder-Gailthales und nördlich bei Hallbrücken beobachtet. Braunkohlen kommen östlich am Ausgange des Gailthales im Asingthale in der Gegend von Feistritz vor.

Der Chef-Geolog dieser Section, Hr. Fr. Foetterle, welcher in den Monaten Mai und Juni in Croatien die Districte von Fiume und Tellnize über Aufforderung der Banalregierung geologisch aufgenommen hatte, begab sich gegen Ende des Monates Juni von da nach St. Cassian in Süd-Tirol, bekannt als reiche Fundstätte von Versteinerungen und leitete hier als Vorarbeit für künftigjährige Detailaufnahmen, die Aufsammlung von Petrefakten ein. Auch hier wurden schwarze Schiefer, Pflanzenreste führend, beobachtet, die mit denen von Hrn. Stur im Gailthale bemerkten übereinstimmen und demnach auch der Steinkohlenformation zugezählt werden müssen. Die Beobachtung des ausgedehnten Vorkommens dieser Schiefer muß als ein neuer sehr wichtiger Beitrag zur Kenntniß unserer Südalpen, namentlich der bisher nur auf einzelnen kleinen Puncten bekannten Steinkohlenformation bezeichnet werden. Von St. Cassian begab sich Hr. Fartterle nach Ober-Kärnten um die Aufnahmen der ihm übertragenen vierten Section zu leiten. Im Laufe des Monats Juli wurde von ihm die Detailaufnahme der Gegend zwischen Greifenburg, Stockenboi, Paternion, Töblach, Spittal, Gmünd, Rennweg, Sachsenburg und Ober-Vellach ausgeführt; den nordwestlichen Theil dieses Gebietes von der salzburgisch-kärntnerischen Grenze bis gegen Mallnitz, Ober-Vellach, am Kangbeck, Hühnerberg, Winkelnock, Feistritz im Maltathale und St. Peter nimmt ein körniger, granitartiger Gneiß ein, an den sich ein schmaler Zug von Chloritschiefer, mit Einlagerungen von Hornblendeschiefer und Serpentin und von Kalkschiefer mit einzelnen Massen von körnigem krystallinischen Kalksteine anschließt, an diese beiden Schiefer schließt sich Glimmerschiefer an, der den größten Theil des untersuchten Terrains einnimmt, und südlich der Drau bis nach Gajach, nördlich von Staffberg und von Stockenboi und bis unterhalb Paternion reicht; in dieser Linie ist der Glimmerschiefer unmittelbar von einem schmalen Zuge bunten Sandsteines überlagert, auf dem schwarzer Kalk und mächtig entwickelte Dolomite des letzteren größtentheils dünnschiefrig folgen. Besonders erwähnenswerth sind die mächtig entwickelten Schotterablagerungen, welche im Gebiete der Lieser, Malta und Mäll oft auf Abhängen und Höhen von über 4000 Fuß Meereshöhe zu finden sind und mit Lettenablagerungen in Verbindung stehen, welchen zufolge sie der Tertiärzeit zugezählt werden dürften.

Notizen.

— J. Curtius, Prof. der classischen Filologie an der Universität zu Prag, eine in der Wissenschaft bereits hervorragende Autorität, erwähnt in seiner neuesten Abhandlung „Andeutungen über den gegenwärtigen Stand der homerischen Frage" auch einer wissenschaftlichen Leistung eines jungen Kärntners. Nachdem er mehrere in ganz Deutschland erschienene Werke und Abhandlungen besprochen, fährt er fort: „Hier ist auch der Ort, einer kleinen Schrift zu gedenken, welche wir schon deshalb nicht übergehen wollen, weil sie ein erfreuliches Zeichen des unter den österreichischen Gymnasiallehrern zunehmenden wissenschaftlichen Strebens ist. Das diesjährige Programm des k. k. Gymnasiums in Triest enthält in der Abhandlung des Dr. V. Puntschart*) „die Ilias und ihre Bedeutung" einen Versuch, die homerische Frage in Betreff der Ilias auf eine eigenthümliche Weise zu lösen. Dieser Versuch ist mit lebendigem Geiste angestellt, die Darstellung ist frisch und voll Begeisterung. Obwohl Curtius mit der von Puntschart aufgestellten Meinung „Pisistratus und seine poetischen Freunde hätten die Ilias in eine Achilleis verwandelt", nicht einverstanden ist, und dessen Ansichten über die homerische Götterwelt für unbegründet erklärt, findet er sich doch genöthigt, „in dieser Abhandlung ein reges Streben anzuerkennen."

— Die „Austria" schreibt: „Die Beurtheilung der an der allgemeinen deutschen Industrie-Ausstellung in München exponirten Gegenstände ist durch die hierzu berufene internationale Commission nunmehr beendet. Die Resultate dieser Beurtheilung sind, so weit sie schon bekannt geworden, äußerst ehrenvoll für die österreichischen Industriellen; mehr als ein Drittheil sämmtlicher Auszeichnungen dürften denselben zugekrn. Von den großen Medaillen wurden ihnen mehr als 90 zuerkannt, so daß beiläufig auf je 15 österreichischer Aussteller eine dieser höchsten Auszeichnungen entfällt. Wenn sich diese glänzenden Ergebnisse zunächst auf die Preiswürdigkeit der ausgestellten österreichischen Erzeugnisse stützen, so gebührt doch den von der österreichischen Regierung delegirten Beurtheilern das große Verdienst, jene Preiswürdigkeit zur allgemeinen Anerkennung gebracht zu haben. Ihrer gediegenen Sachkenntniß, ihrem aufopfernden Eifer, ihrer unermüdlichen Energie und vor Allem dem festen und innigen Zusammenwirken derselben unter der einsichtsvollen Leitung der kaiserl. Commissäre konnte es allein gelingen, so erfreuliche Resultate zu erwirken. Man kann mit Recht sagen und Oesterreich kann darauf stolz sein, daß die Vertretung Oesterreichs eine vortreffliche war; jeder Einzelne war vollkommen an seinem Platze; nicht Einer war unter ihnen, der den Wunsch hätte regt werden lassen, seine Stelle durch einen Andern ersetzt zu sehen; fest vereinigt und ausdauernd haben sie, Alle für Einen und Einer für Alle, nach Einem Ziele gestrebt und es glücklich erreicht. Ihre vortreffliche Haltung, ihr inniges Zusammenhalten hat den österreichischen Delegirten die Achtung auch des Auslandes, ja selbst Jener errungen, welche auf die günstigen Resultate der österreichischen Industrie mit Eifersucht hinblickten. Daher Dank und Ehre diesen Männern, welche, der Einladung der Staatsverwaltung entsprechend, mit so großer Aufopferung sich dem beschwerlichen und zeitraubenden Geschäfte der Beurtheilung unterzogen und dieses mit so glücklichem Erfolge durchgeführt haben. Auch für die Zukunft wird das gegebene Beispiel nicht verloren sein, was patriotischer Sinn in festem, innigem Zusammenwirken zu leisten vermag.

*) Der Verfasser ist ein Kärntner.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Frrd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 71. Klagenfurt, Dienstag, den 5. September. 1854.

Lela.

Eine Jugenderinnerung.

Erzählung von J. G.

(Fortsetzung.)

Unter den Gästen, die unser Thal berührten, gehörten wandernde Zigeunertruppen zu den nicht seltsamen Erscheinungen. Von Sonne und Luft gebräunt mit den buntesten fremdartigen Kleidungsstücken angethan kündigten sie sich fortwährend als Fremdlinge an, die doch schon hunderte und hunderte Vorläufer hatten. Merkwürdig war es, daß selbst die ältesten Thalbewohner sich nie der Wiederkehr einer und derselben Truppe zu erinnern wußten. Doch waren ihre Sitten, in soweit sie sichtbar wurden, sich wesentlich gleich, und die Spuren, die sie hinter sich ließen, dieselben. Ein Feuerherd hinter Gebüschen, wo möglich in dem abgelegensten Theile des Thales und der Abgang von Gänsen, Hühnern und derartigen Geflügel, die sie in ihre Gewalt bekommen konnten, bekundeten das Walten dieser Horden.

Eines Tages, als wir eben die Schule verlassen hatten und zerstreut in die Wege, die zu unsern Dörfern führten, gruppenweise, wie uns eben die gleiche Richtung zusammenführte, langsam dahinschlenderten, bemerkten wir am Abhange eines Gehölzes eine Gruppe jener Fremden, wie sie um eine Feuerstelle hausten, kochten und ihr wildes Leben führten. Obgleich furchtsam, wie Kinder gewöhnlich diesem Volke gegenüber sind, wagten wir doch, die muthigeren, uns, wie wir meinten, ungesehen hinter Bäumen auf eine gewisse Entfernung zu nahen. Ein Haufe Männer, Weiber und Kinder, letztere fast nackt, lagen im bunten Gewiere durcheinander. Zwei Wägen mit all den Habseligkeiten, die der Truppe eigen waren, beladen, zeigten halb verfaultes Stroh, in dem zwei Säuglinge wimmerten. Eine Frau, die krank zu sein schien, da sie gänzlich verhüllt und über und über mit alten Kleidungsstücken bedeckt war, lag neben diesen Säuglingen, welche ihr gehören mochten. Uebrigens schien sich Niemand um dieselben zu bekümmern, da alle übrigen theilnahmlos um das Feuer herumsaßen und gedankenlos ohne Unterschied des Geschlechtes einen qualmenden Tabacksdampf in das Feuer bliesen. Einige Töpfe standen am Feuer und zerstreut herumliegende Federn von Hausgeflügel ließen den Inhalt derselben errathen.

Als wir einige Zeit diesem Treiben zugesehen hatten, entfernten wir uns eben so heimlich, als wir uns genaht hatten, und das nicht Ungewöhnliche dieser Erscheinung ließ uns die Sache bald vergeßen, so daß wir zu Hause nichts erwähnten. Des andern Tages führte uns unser Weg an derselben Stelle vorüber, und da wir zum Gange in die Schule immer hinlängliche Zeit verwenden konnten, war ein Verweilen an diesem oder jenem Orte, der uns gerade interessirten mochte, nichts ungewöhnliches. Was war daher natürlicher, als daß heute jene Stelle, an der wir gestern die Zigeuner belauscht hatten, vor Allem unsere Neugierde in Anspruch nahm. Eben so vorsichtig wie gestern, nahten wir uns auch heute, die Wägen waren verschwunden und der Platz war leer; die Truppe mußte daher schon aufgebrochen und weggezogen sein, wir konnten daher weiter vorwärts gehen und uns zuversichtlich nahen. Außer Kohlen und den Ueberresten von halb verbranntem Holze dann den schon gestern erwähnten Federn fanden wir nichts, was unsere Aufmerksamkeit erregt hätte und wir waren schon im Begriffe, den Ort zu verlassen, als ein Knabe unserer Gesellschaft leise zu einem Gebüsche deutete, in dem sich Etwas zu regen schien. Von einem unbekannten Gefühle geleitet näherten wir uns der Stelle und erblickten eine Gruppe von Personen zusammengekauert auf dürrem Laube und Moose liegen. Eine Weile standen wir stumm und bewegungslos. Einer versteinerten Gruppe nicht unähnlich, von der eine Figur im Momente des lebhaften Gefühles der Trauer erstarrt zu sein schien, lag die Erscheinung vor uns. Bald erkannte ich die Mutter mit dem Säugling die ich bereits gestern wahrgenommen hatte. Sie war wirklich krank, schwere Athemzüge preßten sich aus ihrer Brust an der der Säugling reglos hing. Von diesem schienen wir unbeachtet oder unbemerkt, und das dritte Wesen saß an der Seite der Mutter. Es war ein Mädchen nahezu unsers Alters. Die Ellbogen hatte sie auf das Knie und das Gesicht auf die Hände gestützt. Alle drei gehörten der wandernden Zigeunerhorde an; meine Erinnerung, die Gestalt, das Wesen und die äußere Erscheinung der Unbekannten sprach dafür. Doch wie mochten sie zurückgeblieben, wie in einem hilflosen Zustande von dem eigenen Volke verlassen worden sein?

Wer bist du? ist die erste Frage des Kindes an den ihm begegnenden fremden Gegenstand. Es ist dies das

Digitized by Google

Streben nach Erkenntniß deſſen, was den Sinnen vorgeführt wird; es iſt die allgemeine Frage, die, in dieſer oder jener Form, aber gewiß in demſelben Sinne geſtellt wird.

Unſere Frage jedoch blieb von Seite des Mädchens, an das ſie gerichtet war, unbeantwortet. Nachdem es ſich etwas erhoben und uns mit ſtarrem Blicke in's Antlitz geſehen hatte, beach es, vielleicht in der Hoffnung des Mitgefühles lebender Weſen, in einen Strom von Thränen aus, neigte ſich zu der Mutter und ſchien die beklommene Bruſt zu erleichtern. Wir ließen dem Gefühle des Kindes ungeſtörten Lauf, innigſt theilnehmend an dem Schmerze desſelben. Schnell war die Scheu vor dem braunen Volke verſchwunden und wir beeilten uns, unſere kleinen Kräfte zur Hilfe anzubieten. Geſchäftig nahten wir uns, faßten das Kind an der Hand und ſprachen ihm, ſo gut wir es vermochten, Troſt zu. Ob wir verſtanden wurden, wußten wir nicht; doch ſchien unſere Theilnahme wenig Linderung zu verſchaffen. Heftiger ſchluchzend bemühte ſich das Mädchen den Kopf der Mutter in die Höhe zu richten, ſprach ängſtliche Worte in einem fremden Laut und ſank matt und erſchöpft wieder zurück. Hier erblickten wir das Geſicht des Weibes, das fahl und blaß, ſo weit es die dunkle Hautfarbe zuließ, die Züge einer Sterbenden darbot. Das matte Auge lag glanzlos und eingebrochen tief zurück, ein Zittern des Mundes, der ſich zum Sprechen anſtrengen machte, und langſame Athemzüge, die ſchwer aus röchelnder Bruſt aufgeſtoßen wurden, gaben Kunde von dem noch vorhandenen ſchwachen Leben. Ein Schauder, wie er den befällt, der dem Tode in's Antlitz ſah, erfaßte uns, trieb uns hinweg von der Stätte, um eine kräftigere Hilfe zu ſuchen, da unſer ſchwaches Bemühen vergeblich geweſen wäre.

Athemlos im Pfarrdorfe angekommen, eilten wir zu dem, welchem wir alle unſere Leiden klagten, dem Schulmeiſter, und erzählten ihm das, wovon wir Zeugen geweſen waren. Eiligſt verſammelte er alle im Dorfe, welche im Rathe mitzuſprechen hatten. Nach Auswahl von vier ſtarken Burſchen des Dorfes begaben ſich der Schulmeiſter, der Dorfrichter und noch Andere, die theils Mitleid, theils Neugierde mitzog, an die von uns bezeichnete Stelle. Auch wir Kinder mußten mit, um als Führer zu dienen. Verſchiedene Gefühle beflügelten unſere Füße; bald waren wir angelangt. Das Bild des Jammers lag wieder vor uns. Das Weib wurde aufgerichtet, die Zeichen des Lebens waren an demſelben verſchwunden, es war bereits todt; nur ihr mußte jedoch ihr Säugling verſchieden ſein, denn kalt und ſtarr hing er an der Bruſt der Mutter, aus der er zum letztenmale Saft für ſein flackerndes Lebensflämmchen geſogen hatte. Eine Waiſe war daher noch am Leben, der traurige Zeuge eines Elendes, das ſie noch nicht in der ganzen Fülle zu faſſen vermochte und für deſſen Laſt ihre Schultern zu ſchwach geweſen wären.

Nun mußte Rath geſchafft, die Leichen fortgebracht, und für das lebende Geſchöpf für den Augenblick geſorgt werden. Aus Tannenäſten, welche man durch Haſelruthen verband, ſchuf man eine Bahre und legte die Körper, wie man ſie vorfand, darauf. Die vier Burſche hoben die Laſt und ſo begann der Zug dem Dorfe zu, während wir Kinder, das Mädchen an der Hand führend, hintendrein folgten. Wie unerwartete Ereigniſſe überhaupt die Leute in Neugierde und Spannung ſetzen, ſo geſchah es auch hier. Noch vor unſerer Ankunft war die Sache im Dorfe ruchbar geworden, und Groß und Klein erwartete daher das ſeltſame Begebniß. Die Todten wurden im Beinhauſe des Dorfkirchhofes abgeſetzt, um bis zu allfälliger Leichenbeſchau oder gerichtlichen Erhebungen hier aufbewahrt zu werden, da man kaum Jemanden zumuthen konnte, den im Leben Unbekannten im eigenen Hauſe eine letzte fromme Pflicht zu erweiſen.

Die Dahingeſchiedenen waren nun wohl in Ruhe gebracht, und was noch übrig blieb, ein gemeinſames Grab für Mutter und Kind zu graben, war die Pflicht des Todtengräbers. Anders war es aber mit der elternloſen Waiſe, die konnte man nicht mitbegraben, für die mußte geſorgt werden, die war ein dem menſchlichen Erbarmen anheimgegebenes Pfand des göttlichen Walters. Aber wem traf die Pflicht der Sorge? Für den Augenblick und bis die Angehörigen oder der Geburtsort des Mädchens ermittelt würden, nach den Geſetzen die Gemeinde, wo es vorgefunden wurde. Mir blutete das Herz, da ich das arme Kind als eine gefürchtete Laſt von Jedermann von ſich gewieſen ſah, denn die Hartherzigkeit der Menſchen begriff ich damals noch nicht, endlich wurde durch gütliches Dazwiſchentreten unſers wohlwollenden Schulmeiſters Rath geſchafft. Durch herzliche Erörterung deſſelben, daß dem Kinde nebſt der leiblichen Nahrung auch der geiſtige Unterricht angedeihen zu laſſen ſei, bewogen, faßten die Dorfbewohner den Entſchluß, das Mädchen ſo lange als thunlich im Dorfe zu behalten, was ihnen jedoch bei Ausmaß der Gemeindelaſten in der Art zu Gute geſchrieben wurde, daß die auswärtigen, nicht im Dorfe ſeßhaften Gemeindeglieder eine gleichmäßige Laſt in anderer Weiſe zu tragen hatten. Wie auf dem Lande es überall, wo keine Armenhäuſer beſtehen, üblich iſt, daß arme gebrechliche oder unweltläufige Gemeindeangehörige bald dieſem bald jenem Hauſe zur Verpflegung zugewieſen werden, mußte auch der fremde Findling häufig die Woche zwei und dreimal den Ort ändern, wo er eben kaum eingezogen und allmählig Theilnehmer ſeines Schickſals gefunden hatte. Wie oft ſchwebt mir das Bild jenes Zigeunerkindes vor, wie es ein kleines Bündel unter den Armen bloßen Fußes aus einem Hauſe hinausgetrieben bettelnd an einem zweiten leiſe klopfte, ſcheu, ob es dort wohl ſo mitleidige Herzen fände, die der verlaſſenen Waiſe ein

Digitized by Google

Bißchen Nahrung und eine Schlafstätte in irgend einem Winkel unter dem Dache gönnten.

Das Mädchen nannte sich Lea, und einige religiöse Vorbegriffe, die demselben freilich sehr mangelhaft beigebracht worden waren, ließen erkennen, daß es unserem Glauben angehören mußte. Welchem Kalendernamen jedoch jenes Wort Lea entsprach, konnte nicht enträtselt werden, von einem Zu- und Familiennamen schien es gar keinen Begriff zu haben; alle übrigen Kenntnisse, welche diesem jugendlichen Alter nach der beginnenden geistigen Thätigkeit zugemuthet werden können, fehlten gänzlich. Lesen und Schreiben wurde ihr nie gelehrt, in zählen brachte es nur bis zehn, wozu es die Finger gebrauchte, elf und darüber hinaus war ihm unmeßbar. Einzelne unzusammenhängende Worte unserer Muttersprache ließen den Sinn dessen, was das Kind auszudrücken strebte, mehr errathen als verstehen; dies Kauderwelsch machte uns oft viel Ergötzlichkeit; auch sprach es eine andere Sprache, die wir nicht verstanden. Unsere Gesellschaft duldete es mehr als es selbe suchte, und wenn wir dasselbe in der Schule, die es gerne besuchte, haufenweise umstanden, sah es uns der Reihe nach mit den großen schwarzen Augen starr an, ohne durch Lächeln ein Mitgefühl für das, was eben gesprochen wurde, an den Tag zu legen. Bei unseren Spielen nahm es den Platz ein, den man ihm anwies, unbekümmert um die kindlichen Vortheile, nach denen wir andern haschten. Auffallendes Vergnügen hingegen fand es an allem glänzenden Tande, an Glasscherben, Abfällen von Eisen und Messing. Derzleichen sammelte es fleißig und war trostlos, wenn ein oder das andere der Gespielen oft nur zum Scherze ein Stück von dem unbedeutenden Kramme wegnahm.

Ein Jahr mochte ungefähr die Wanderung Lea's von einem Hause zum Andern gedauert haben, als bei wieder herannahendem Winter einige wohlwollende Dorfbewohner den billigen Wunsch aussprachen, dem Kinde den beschwerlichen Wechsel der Heimat zu ersparen. Allgemein appellirte man an das menschliche Herz, das bei den Leiden menschlicher Geschöpfe kaum ungerührt zu bleiben vermöge, und vergaß darüber, wie gewöhnlich für sich selbst, die Pflichten, die man einem andern zumuthet.

Was lag näher, als die allgemeine Last auf das Haupt des ehrsamen Schusters hinzuwälzen, den der Himmel ohnedies nicht mit leiblichen Erben gesegnet hatte, und dem überdies eine nicht unbedeutende Wohlhabenheit die Bürde leichter erträglich machte. Der gute Mann war auch gar nicht abgeneigt, der Zumuthung sich zu fügen, jedenfalls aber mußte der theuern Ehehälfte Rath und Entscheidung früher eingeholt werden. Sich der Fügung Gottes und dem guten Tagesterne anheimgebend führte das Meisterlein Lea nach Hause. An der Thürschwelle angelangt stand er still, wie einer, dem nicht wohl zu Muthe ist, indem er von der hintern Hausthenne mit schwerem Tritte seine Ehehälfte dem Vorhause zuschreiten hörte. „Gertraud" sagte er stotternd, der Himmel hat „— hier erhob er seine Augen zu dem theuern Antlitze, das sich befremdend in düstere Falten gelegt hatte „Liebe Gertraud" verbesserte er, der gütige Himmel hat unsere Lie — Liebe nicht gesegnet, darum hat er ein anderes Pfand unserer Fürsorge anvertraut." Er hatte sich beeilt des hauptsächlichsten Inhalts seiner Sendung ledig zu werden, da er Gelegenheit gehabt hatte, in den dreißig Jahren einer zärtlichen Ehe sein geschaffenes Gegentheil genau zu erforschen. Wohl wußte er, daß er sich in allen Vorreden der größten Eile und Kürze zu befleißen habe, bevor heftige Eruptionen ihm den unumstößlichen Gegenbeweis von dem lieferten, was er eben auszusprechen im Begriffe stand. Auch war es ihm gegenwärtig gar nicht schwer, die Form der Replick zu errathen, nur war er bei dem Wunsche, Lea im Hause zu behalten, etwas für den Ausgang besorgt. „Ein Pfand anvertraut" hub sie an, nachdem sie endlich den Faden einer übersprudelnden Rede gefunden hatte, „ein Pfand anvertraut, das man auf der Gasse zusammenrafft. Landstreichendes Gesindel führst du in mein Haus, damit der Segen Gottes von ihm weiche; hast du mir noch nicht Leids genug geschaffen! Dir, Tölpel, warf man etwas zu, wozu sich keine ehrliche Seele hergeben mochte. Das Kind einer Brut, die voll des Bösen ist, und die, Gott bewahre uns, wieder zum Bösen aufwächst, willst du aufnehmen zum Aerger und zur Scheu aller Rechtlichen, die kein Haus mehr betreten werden, wo man dem verwahrlosten Gesindel Heimat und Unterstand bietet. Weißt du nicht mehr, wie voriges Jahr sich die Weber Lise den Fuß brach als sie über den Zaun stieg, auf den Tags vorher ein Zigeunerbub saß, weißt du nicht, wie der Nachbarin Marthe Kühe keine Milch mehr gaben, als sie so unvorsichtig war, einer alten Zigeunerhexe davon zu trinken zu geben. Zum Danke hatte sie ihr es angethan. Und der schreckliche Hagel, ach! der auch meine Krautköpfe und meinen Kohl zerschlug, wie verwüstete er unsere Felder, wie viele Gänse lagen todt auf der Weide. Das Zigeunerpack, das sich damals in unserer Gegend herumtrieb, hatte das Wetter und all' das Unheil angerichtet, da sonst mein Wettersegen gewiß sich bewährt hätte."

(Fortsetzung folgt.)

Hinweg den Becher, der berauscht.

Hinweg den Becher, der berauscht!
Du magst den Trank zur Heilung nippen,
Doch weh', wenn gierig unbelauscht
Du ihn gewöhnst an deine Lippen.
Und Schande deiner Mannheit Kraft
Wenn du in deinem glüh'ndem Lieben
Dein bestes Sein in enge Haft
Der Erdenliebelei getrieben.

Digitized by Google

Wenn nicht die Kraft die Erz an Erz
Seit Anbeginn ermächtig bindet
Das feste Band von Herz zu Herz —
Von deiner Welt zu Ihrer windet,
Dann besser eilst du in's Exil
Nach zeitig dich dir selbst zu retten.
Nicht durch Genuß kommst du an's Ziel
Der schlägt, — Entbehrung sprenget Ketten.

Wir rosig auch, ist doch ein Rausch
Die Liebe nur, und übertäubet.
D'rum auf! und wage kecken Tausch
Wie sich dein schwächlich Herz auch sträubet.
Dein Glück ist nichts! Dort außen ruft,
Die Welt zu nüchtern weisen Thaten,
Du schuldest ihr und bist ein Schuft,
Schwelgst du für dich auf weichen Matten.

Friedrich Pichler.

Notiz.

— Aus Saint Sauveur bei Pau, 25. Juli, schreibt man der „Allg. Ztg.": „Ich war am Abend des 19. Juli mit heimwärts gerichteten Gedanken zu Bett gegangen und schlief, wie die ganze Welt, in tiefem Frieden, als ich plötzlich durch ein unbekanntes Etwas aus den Träumen gerissen wurde. Nie vergesse ich diesen einzigen Moment. Ich saß auf meinem Bett, daß wie ein Nachen auf dem Meere wütend hin und her geschuttelt wurde, wodurch und von wem? frage ich mich; alle Stühle und Tische klapperten, die Fenster klirrten, ich mußte die Hände auf meinen Leuchter und die Uhr legen, um sie nicht von meinem kleinen Tische vor dem Bett herunterfallen zu lassen. Ein nächtiges Donner begleitete dies allgemeine Zittern, aber ein unterirdisches. Dann war alles plötzlich still. Ich war noch halb im Schlaf und begriff mich selbst nicht und glaubte fast, ein Alp habe mich gedrückt, da das ganze Haus weiter zu schlafen schien. Mein deutscher Instinkt ließ mich, ehe ich zum gehörigen Bewußtsein kam, an Ahnungen und die traurigsten Ergebnisse zu Haus denken. So saß ich schlaflos auf meinem Bett, als plötzlich ein zweites unterirdisches Gebrüll und ein viel heftigeres und anhaltenderes Erschüttern mich aus dieser Stellung und aus dem Bette brachte. Ich zog mich rasch an, um mich auf eine Gallerie zu begeben, die den Zusammenhang unserer Wohnung bildet; hier überzeugte ich mich, daß nur das betäubende Geräusch des Gave, den ich unter meinem Fenster habe, mir die Ursache überschrien hatte, die bereits in dem Hause herrschte. Die Thüren wurden geschlagen, die Glocken von allen Seiten geschellt, die Furchtsamen und die Beherzten liefen durcheinander, aber doch meist alle starr und gelähmt, keines Entschlusses fähig. Es war auch wirklich hier von keinem Handeln die Rede und die Gefahr draußen in der engen Felsenschlucht kann geringer, als im Hause. — Es war 2 Uhr Nachts — und welche Nacht! Nie habe ich eine klarere, mildere erlebt. Kein Wölkchen am Himmel, Berg und Thal lag im hellen Mondschein so friedlich da, kein Lüftchen rührte sich, und wenn die geißelnde Stimme schwieg und die Erde aufhörte zu schwanken, war man geneigt, Alles für ein Hirngespinst zu halten. Dann kam das Morgengrauen und der Sonnenaufgang, ich glaubte, das Alles nie schöner und lieblicher gesehen zu haben, und doch waren diese Friedensbilder unaufhörlich grell unterbrochen durch die nicht abzulassenden Stöße des Erdbebens, deren wir von 2 bis 4 Uhr nicht zählten. Die beiden ersten waren die stärksten gewesen. Ueber die Dauer des Schwankens kann man sich gar keine Rechenschaft ablegen; nach der Uhr soll der längste Stoß 3½ Minuten angehalten haben (mir schienen es kaum eben so viele Sekunden), andere behaupten Viertelstunden lang. Gegen 5 Uhr legte sich die erzürnte Natur zur Ruhe und wir mit ihr. Der 20. fand uns alle verändert; erstens hatten wir Kopfschmerz und Uebelkeit von den Erschütterungen, und dann war einem doch wunderlich zu Muthe, sich gar nicht mehr dem Erdboden anvertrauen zu dürfen. Der Tag blieb ruhig, aber als wir 6 Uhr Abends bei Tische saßen, fingen plötzlich wieder die Tänze an. Alles bob und senkte sich, das Wasser schwappte aus den Gläsern und die Teller klapperten. Nachrichten liefen im Laufe des Tages von allen Seiten ein — indem ich jetzt schreibe (den 25.) ein neuer Stoß — er ist vorüber, er war ganz sanft; ich fahre fort —; in Saint Sauveur selbst war ein Unglück nicht geschehen aber in dem Hohlweg von Pierre Fite, ein kleines Stündchen von hier, dem Endpuncte unserer täglichen Ausflüge, waren fünf Häuser eingestürzt, Menschen tödtlich verwundet, und ein Kind von 12 Jahren gleich zerschmettert. Nichtsdestoweniger legten wir uns den Abend, sehr erschöpft, früh zu Bett, immer in der Hoffnung, es möchte alles vorbei sein. Aber schon gleich nach 11 Uhr wurden wir auf das Neue aufgeschreckt und um Mitternacht hättest Du mich neben meinen gepackten Kisten, die Schlüssel in der Hand, zum Reisen fertig sehen können. Gottlob aber war kein Wagen aufzutreiben, des großen Andrangs der Flüchtlinge wegen. Ich war entschieden gegen das Auswandern; wir hätten die ganze Nacht durchfahren müssen, ohne uns von dem Terrain des Erdbebens zu entfernen, und es war dies eine so rauhe schneidende Nacht, daß wir gegen das unsichere hier, viel sichere Uebel auswärts hätten eintauschen können. Aber ein unheimliches Bild haben mir diese nächtlichen Stunden hinterlassen; die ganze Natur wahrhaft in Aufruhr, das Erdbeben fast mit gleicher Heftigkeit als gestern, ein wirbelnder, heulender Sturm, die Bergwasser aufgeregt und donnernd, dabei Alles von einem undurchdringlichen, schleimigen Nebel verhüllt, so daß man trotz der unablässigen Blitze nicht zwei Schritte weit sehen konnte. Die Menschen, welche gestern starr und stumm dastanden, hatten heute Geschrei und Thränen gefunden. Die ganze Einwohnerschaft drängte sich jammernd in der einzigen engen Straße unter unseren Fenstern umher; diejenigen, welche Wagen, Pferde und Esel gefunden hatten, suchten das Weite, Andere liefen barfuß und mit Nachtmützen bis zum nächsten Dorfe. Ich glaube indessen nicht, daß es immer Todesangst ist, was die Menschen so herabstimmt. Mir war das vorwaltende Gefühl, das niederschlagende Bewußtsein eigener Unzulänglichkeit und Sünde — Angesichts der großen Gerichte Gottes . . .

Der nächste Morgen (21. Juli) fand uns mit drei oder vier Familien als einzige Einwohner von St. Sauveur. Der Tag ging ruhig hin, und erst die Nacht brachte eine abermalige, aber bei Weitem geringere Erschütterung. Am 22. kam noch ein leises Anrühren, aber seitdem trat eine bleibende Stille ein bis zu dieser letzten Nacht, wo ich gegen 2 Uhr durch einen heftigen Stoß, der sich aber erst eben; wie ich schrieb, und sehr gelind erneuert hat, geweckt wurde. Man gewöhnt sich allgemach daran und stellt das Ganze Gott anheim. — 12. August. Das Erdbeben hat noch immer nicht aufgehört. Wir haben gestern und heute heftige Stöße gehabt, und eine der heißen Quellen ist plötzlich erkaltet, eine andere fast versiegt, doch hofft man nur vorübergehend."

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 72. Klagenfurt, Sonnabend, den 9. September. 1854.

Lela.

Eine Jugenderinnerung.

Erzählung von J. E.

(Fortsetzung.)

„Und nun, was stehst du noch" geiferte sie, als wollte erst jetzt ihre Geduld brechen. „Aber fromme Gertrud," erwiederte kleinlaut das Männchen, „in deinem Himmelsschlüssel las ich geschrieben: Lasset die Kleinen zu mir kommen". „Du Heide, donnerte sie, weißt du nicht auch, daß man die Perlen nicht den Schweinen vorwerfen, und wenn man Gutes thut, schauen soll, wenn man gibt."

„Nun du hast recht," besänftigte das Meisterlein, wohl einsehend, daß eine weitere Erörterung die Feuergluth seiner Ehehälfte für diesmal noch mehr anfachen würde; „es handelt sich nur darum, daß wir gleich den übrigen der uns treffenden Obliegenheit in so weit nachkommen, als uns die Verpflegung und Beherbergung des Kindes auf die entsprechende Zeit zusteht." Dieser Antrag schien der erregten Sybille weniger schreckbar, so daß nach einigen Nachschlägen, die den Verlauf eines Gewitters bezeichnen, die Sache abgethan war. Weder Mann noch Kind eines weitern Blickes würdigend, griff Frau Gertrude nach der Schnalle der Stubenthüre und rief mit dem Namen „Lenz" das uns bereits bekannte Individuum. Lenz, der Lehrbube, hatte bereits längst Knieriem und Schuhe weggeworfen, war nach der Thüre geschlichen und hatte den Vorfall mit angehört. Um so eiliger konnte er daher auf Befehl seiner Meisterin zur Hand sein. In gemessenen Worten ertheilt er den Auftrag, den kleinen Balg im Hause unterzubringen; hiebei deutete Gertrude nach der Thüre, durch die sie zur eben geschilderten Begrüßung ihres Mannes früher hereingekommen war. Lela, die bis jetzt stumm in einem Winkel des Vorhauses, der der Eingangsthür zunächst lag, gestanden, und Zeuge des Auftrittes, wozu sie die Veranlassung gegeben hatte, geworden war, folgte willig dem Buben, der die bezeichnete Thüre geöffnet hatte, und nur noch auf den Eintritt Lelas wartete. Das Gemach das Lela nun aufnahm war das Depot von Allem, was man als unbrauchbar oder im Wege stehend aus Zimmer, Küche und Kammer hinweggeräumt hatte, die Rumpellammer des Hauses in wahrem Sinne des Wortes. Der Fenster bedurfte der Raum nicht, indem die Wändebretter so genagelt waren, daß Licht und Luft hinlänglichen Zutritt hatten. Diese Bauart erwies sich aber aus dem Grunde sehr zweckmäßig, weil dadurch dem Futterboden, der sich etwa ein paar Schuhe über dem Haupte befand, ein beständiger Luftzug zugeführt und das Heißwerden des neuen Heues verhindert wurde. Unter dem Heuboden befand sich der Kuhstall, in welchem eine Kuh das Haus mit Milch versorgte. Trat man einige Schritte vorwärts, so sah man bis zum Dache empor, in welchem einige losgewordene Nägel in kleinen Puncten den Himmel zeigten, der wie in blauen Sternchen herein glizerte. Weiter ließ sich von dem Orte nichts sagen, als etwa noch, daß an allen Ecken und Enden unzählige Spinnen ihre Fanggarne gesponnen und ausgebreitet hatten. Dieser Ort hatte schließlich zwei Ausgänge, deren einen die Thür bildete durch die Lela hereingekommen war, der andere aber, welcher durch ein kleines Thürlein und ein großes Thor, das fast bis zum Dache hinaufreichte, in den Garten führte, war für sie unzugänglich, indem die Narbe so fest schloß, daß sie nur mit der Kraft eines Erwachsenen geöffnet werden konnte.

In dem Orte angelangt, nahm Lenz dem Mädchen das Bündelchen ab, legte es sachte zu Boden, langte dann nach einer Leiter, auf welcher er zum Heuboden emporstieg, um mittelst des Heues dem Kinde, so lange es im Hause wäre, eine möglichst angenehme Lagerstätte zu bereiten. Nachdem er noch ein paar Leintücher und etwas warme Milchsuppe für das Mädchen herbeigebracht hatte, war der Tag beschlossen und Lela legte sich zur Ruhe. Sie hatte bereits beten gelernt und machte diese Nacht manchen Seufzer zum Himmel emporgesendet haben.

Des andern Tages als die ersten Strahlen der Morgendämmerung noch mit zweifelhaftem Lichte durch die Ritzen der Bretterwände hereindrangen, richtete sich Lela auf, stützte ihr Köpfchen auf die Hände und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Gerne wäre sie schon aufgestanden, hätte irgend eine Beschäftigung ihrer gewartet. Sie holte aus dem Bündelchen, welches neben ihrem Bette lag, ein Büchlein hervor, das ihr der Schulmeister geschenkt und woraus sie lesen gelernt hatte; doch das zu matte Licht des Morgens gestattete ihr nicht, ihre Leseübungen zu beginnen. Sie sank daher wieder auf das Bett zurück und überließ sich den Träumen, die uns halbwach Morgens so süße Bilder einer neu gestärkten Fan-

taste vorführen. Eine halbe Stunde mochte sie etwa noch geschlummert haben, als es im Hause rege wurde. Bald vernahm sie, wie Thüren geöffnet und geschlossen wurden. Das Pochen der Schusterhämmer ließ ihr errathen, daß in der Werkstätte des Hauses bereits die tägliche Arbeit begonnen habe; auch hörte sie, wie Lenz von der Meisterin commandirt vom Brunnen Wasser holte, wozu er seine Morgenmelodie pfiff. Die allgemeine Rührigkeit brachte auch in Lelas Schlafgemach allmälig Leben; was geruht hatte, wurde zur Thätigkeit angetrieben, sei es seinen Fraß zu suchen oder die Glieder für den neuen Tag zu versuchen. Die lästige Fliege, die das Antlitz des Morgenschläfers umsummt und zehnmal vertrieben, eilfmal zurückkehrt, schwärmte an den Ritzen, während die eckle Spinne die langen Beine streckte, um die Spannkraft ihrer Netze zu erproben. Aber auch ein menschliches Wesen war mittlerweile eingetreten. Es war Frau Geetende. Den Milchnapf in der Hand schritt sie der Thüre zu die in den Kuhstall führte, wo sie recht vernehmlich von der braunen Bewohnerin begrüßt wurde. Bald war es wieder stille geworden, und nur Gertrudens Stimme ließ sich zeitweilig hören. Wie kein Mensch, wagte auch kein Thier derselben zu widerstreiten.

Als der böse Morgengast wieder verschwunden war, glaubte Lela die Gelegenheit benützen zu müssen sich anzukleiden, um in der Hausflur ihre neue Wohlthäterin zu erwarten, und ihr den Morgengruß in dankbarer Weise zu geben. Noch beeilte sie sich ihr Bett, so gut es ging, aufzuräumen. Das Schüsselchen, worin ihr die Abendsuppe vorgesetzt worden war, stand noch am Boden. Sie nahm dasselbe, eilte in das Vorhaus und bemühte sich es vor dem Erscheinen der Hausfrau rein abzuspülen. So beschäftigt fand sie Gertrude. Lela wandte sich um und grüßte sie in kindlich bescheidener Weise. Gertrud setzte den Topf, der reichlich mit Milch gefüllt war, zu Boden, deutete Lelen ihr die Milchnäpfe herzureichen, worin sie die Milch goß, und wunderte sich, wie heute die gewöhnlichen Gefäße zu klein wurden. Die kleine Hexe hatte daher für heute die Kuh und Milch nicht bezaubert. Dieß und die Behendigkeit Lelas im Gegensatze zur tölpenhaften Ungelenkigkeit, womit Lenz, dem bisher dieses Morgengeschäft oblag, täglich seine Meisterin erzürnte und ihr für den ganzen Tag hinlängliche Galle erzeugte, machte Frau Gertrude gut gelaunt. Zehnmal öfter, sagte Lenz seinem Meister heimlich in's Ohr, habe die Meisterin heute schon ihre Nase mit Tabak gefüllt, als dies an einem andern Tage zu geschehen pflege. Verstohlene zärtliche Blicke des Ehegatten weilten auf dem Gesichte Gertrudens, und wie in den Tagen der Zärtlichkeit erfreute sich heute der Meister des Namens Anastasi. Lenz pfiff um so eifriger und der Kater auf der Ofenbank murrte um so wohlbehaglicher. Als es Mittag geworden war setzte man sich zu Tische, jedes an seinen Platz; Meister Anastasius an die Bank nahe dem Stubenfenster, auf der andern Seite war für Lenz, welcher jetzt den gewaltigen Lehnstuhl für Frau Gertrude hinter den Ofen hervorrollte, das Gedecke aufgesetzt. Dieß war die gewöhnliche unveränderliche Tischgesellschaft; jedoch war für heute noch ein viertes Plätzchen bereitet, das für Lela bestimmt war. Lela mußte in der Gunst Gertrudens bereits hoch gestiegen sein, denn sie stellte während des Essens an dieselbe verschiedene Fragen, ohne sie auch nur einmal Zigeunerbalg genannt zu haben. Nach dem Essen wurde Lela wieder zu verschiedenen häuslichen Geschäften verwendet, die sie mit vieler Geschicklichkeit verrichtete. Lenz freute sich darüber, daß er nun dieser Verrichtungen, in die er sich niemals zierlich genug schicken konnte, enthoben war und wünschte nur, niemals wieder in das fatale Joch eines häuslichen Allerweltheifers zurückkehren zu dürfen, was gewiß geschehen würde, wenn Lela wieder aus dem Hause entfernt würde. Es mußte ihm daher viel daran gelegen sein, zur Beibehaltung des Mädchens das seinige nach Thunlichkeit beizutragen. Unerschöpflich war sein Lob für Lela, während er recht derb sein plumpes Idol entgegensetzte. Bald hatte er es dahin gebracht, daß Frau Gertrude ihm ein für allemal die bedeutungsvolle Weisung gab, nie mehr unter ihre Augen zu treten. Vorsichtig entwich er daher überall, wo die Frau Meisterin hauste, ja er schien von nun an fast ganz vergeßen im Hause. Unter dieser seligen Gestaltung der Dinge gingen nun die vierzehn Tage, für welche Lela dem Hause des Meisters Anastasius zugewiesen war, ihrem Ende zu, und das Kind schnurte traurig sein Bündelchen, um die gewohnte Wanderung vom Neuen anzutreten.

„Sieh, liebe Gertrud", sagte Anastasius am vierzehnten Tage, als nach dem Essen kurze Siesta gehalten wurde, „wie sich Lela tummelt, morgen wird wieder die ganze Last der häuslichen Geschäfte auf dich fallen, und es wird dir nicht mehr vergönnt sein, wie heute, deine kurze Mittagsruhe zu halten. Du wirst schon betagt und bedarfst einer Hilfe, die dir an Lela heranwachsen kann. Wie wäre es, wenn du das Kind im Hause behalten wurdest?" Eine Pause, die dieser Anrede folgte, ließ den Wankelmuth Gertrudens erkennen. „Und überdieß", fuhr der Meister fort, „kommt die Zeit heran, wo uns auch Lenz entwachsen wird, seine Lehrjahre müssen einmal beendet werden, und wenn kein Hinderniß eintritt, will ich ihn nach Weihnachten freisprechen lassen. Man gewöhnt sich schwer an fremde Leute. Das Kind hat keine Eltern mehr, es gehört uns ganz eigen. Die Mutter liegt begraben auf unserem Kirchhofe, und der Vater, der kaum sein Kind je wieder erkennen würde, irrt in der weiten Welt herum."

Gertrude wurde immer tiefsinniger, und zum erstenmale widersprach sie ihrem besorgten Gatten nicht. Als Lela wieder hereinkam, wurde sie zum Tische gerufen und

Digitized by Google

ihr bedeutet, daß sie noch längere Zeit im Hause verweilen dürfe, wenn sie sich fortan so folgsam und fleißig bewiese wie bis jetzt. Hocherfreut hüpfte Lela von dem Meister zur Meisterin, und konnte den Ausdruck ihrer Freude nicht halten. So wenig zutraulich und herzlich man sich auch gegen sie bis jetzt erwiesen hatte, fühlte sie doch, daß man ihr nicht abgeneigt sei, und was dem Kinde Lebensbalsam ist, Liebe und Zuneigung, goß auf das Herz Lelas den heiligen Zauber aus. Nachmittags wurde für Lela umgebettet, der Winkel in der Scheune geräumt und ihr im obern Theile des Hauses ein Kämmerlein angewiesen. Hier sah es viel freundlicher aus. Ueber die Gärten des Dorfes hin schweift der Blick bis zu einem Gehölze, in dem Tannen den dunklen Hintergrund ausmachten, der zu dem lichteren Laube der Obstbäume einen natürlichen Rahmen zu dem Bilde, das die Gegend einschloß, bewirkte. Vor sich in geringer Entfernung sah Lela die Dorfkirche die der Friedhof umgab, den eine niedere Mauer einfriedete. Einige Cypreſſen und Kreuze und anderer ländlicher Schmuck, wie ihn die fromme Liebe den Dahingeschiedenen weiht, gaben dem friedlichen Orte das Ansehen eines Gartens. Unter den Hügeln, den Stätten der Gräber konnte sie genau die Stelle erkennen, wo man ihre Mutter und Schwester eingesenkt hatte.

(Schluß folgt.)

Aus dem Jahres-Berichte der kärntnerischen Handels- und Gewerbekammer zu Klagenfurt vom Jahre 1853.

I.

Landwirthschaft.

Die Ernte des Jahres 1853 war in Unterkärnten, wo weit ausgedehnte Ebenen und darunter gerade die fruchtbarsten, wie das Krapffeld, vom Hagel in unerhörter Art getroffen worden sind, unter der Mittelmäßigkeit, in Oberkärnten etwas besser. Koen, Weizen schütteten schlecht, Gerste war mittelmäßig, dagegen befriedigte der Mais- und Kartoffelbau. Futter gerieth in Fülle. Durchaus schlechte Qualität der Hauptfrüchte Weizen und Koen erhöhten den Genteausfall um ein Bedeutendes. 85 Pfund pr. Metzen war das höchste und seltene Gewicht des Weizens, während sonst 85pfündige Waare die Durchschnitts-Qualität vorstellt, 89—90 Pfund schwere nicht zu den Seltenheiten gehört. Dieser Uebelstand dürfte als Factum der Theuerung im Ganzen zu wenig gewürdigt werden sein, denn er traf leider auch alle anderen Länder; Banat verkaufte einen Velma-Weizen, der in anderen Jahren als dritte Qualität behandelt wird.

War die vorjährige Fechsung gegenüber einer gewöhnlichen Ernte unter der Mittelmäßigkeit, so erfreute sich Kärnten im Ganzen doch eines viel besseren Schicksals als viele Nachbarländer.

Wir hatten allerdings hohe, sehr hohe Preise, aber Calamitäten wie in Krain, Istrien, Italien fielen nicht vor, im Gegentheile war Kärnten in der glücklichen Lage, so Manches noch ausführen zu können, als Hülsenfrüchte, Gerste, Hafer, Mais nach Italien, Kleesamen nach Deutschland. Den Hauptausfuhr-Artikel bildeten diesmal die Kartoffel, welche massenhaft nach Laibach, Triest, Udine verfürt wurden. So viel die schlechte Communication über den Loibl nur immer zu verführen erlaubte, wurde nach Krain geführt, und noch jetzt wird dieses Knollengewächs, heuer im Monate Mai noch frisch und gesund, für dieses Land gesucht. Eingefürt wurde bloß Weizen und Weizenmehl, etwas Gerste. Erstere Frucht deckt selbst in gesegneten Jahren nie den Landesbedarf, geschweige erst im Jahre 1853/54, wo der 1853er Weizen ein quantitativ und qualitativ schlechtes Resultat abwarf, und wurde wie alljährlich aus Ungarn und Banat bezogen.

Die Futternoth zu Anfang des Jahres hat, wie die Kammer bereits in ihrem vorjährigen Berichte dargethan hat, den Viehstand im Allgemeinen vermindert. Bei dem Hornvieh hatte der Jungviehstand nicht wenig abgenommen. Die Viehpreise stiegen, da die gesegnete Futterfechsung vielen Grundbesitzern die Möglichkeit gab, ihr Vieh zu erhalten, Jungvieh zu ziehen und das Versäumte wieder einzuhalen. Anderseits war von Seite der Branntweinerzeuger duech die Aussicht auf lohnenden Absatz von Branntwein die Nachfrage nach Vieh für die Mästung eine lebhafte, aber aus den angeführten Geünden Mastvieh überhaupt schwer zu erhalten.

Der im vorigen Jahre meist aus Mais erzeugte Branntwein fand rasch und zu guten Preisen Absatz. Im Handel mit diesem Artikel ereignete sich der abnoeme Fall, daß, während sonst stets vom Venetianischen und Friaul aus Einfuhren geschahen, der größte Absatz gerade nach Italien statt hatte. Dahin wurden auch, wie man sich bisher nicht zu erinnern wüßte, große Sendungen von Obstmost aus dem Lavantthale gemacht. Es war Obst und namentlich Mostobst sehr wahl greathen, viel Most wurde gewonnen und fand zu guten Preisen nach Italien und Oberkärnten, das sonst mit Weinmost von Tirol aus gedeckt wurde, Abnehmer.

Anders erging es den Bienenzüchtern. Die reichliche Gewinnung von Rauhbonig hatte den Preis dermaßen gedrückt, daß selbst zu 9 fl. pr. Ctr. Verkäufe abgeschlossen wurden.

Im Allgemeinen befand sich dee Handel mit beinahe allen Erzeugnissen der Landwirthschaft unter dem Einflusse außerordentlicher Verhältnisse, von einer Art jedoch, daß diese Handel mit wenig Ausnahmen sehr gewinnbringend war, da selbst Erzeugnisse in hohen Preisen

ſtanden, die in Fülle gerathen waren. Die Urſache hievon lag in den Mißernten von Getreide und Wein in den Nachbarländern Tirol und Italien. Das Canalthal, das ſonſt immer Getreide aus Italien bezogen hatte, führte diesmal ſein eigenes Product zum Theil dahin aus, und deckte ſeinen Bedarf von Unterkärnten her, das dagegen mehr Getreide aus den öſtlichen Provinzen einführte. Der Mangel an geiſtigen Getränken in Italien und Tirol ſteigerte die Preiſe von Branntwein, und eröffnete dem in Fülle gerathenen Obſtmoſt einen ſehr lohnenden Abſatz nach Italien, Tirol und Oberkärnten. Nach den tauſenden von Eimern Obſtmoſt wurde dahin verführt. Maſtvieh wurde in Menge und zu ſehr guten Preiſen nach Italien verkauft, und der Handel mit Erdäpfel erreichte nach derſelben Richtung eine bisher nicht gekannte Bedeutung.

Dieſe Umſtände wirkten vertheuernd auf alle Lebensmitteln zurück, deckten einerſeits für den Landwirth den Ausfall der Ernte, übten aber anderſeits duech Erhöhung des Arbeitslohnes nachtheiligen Einfluß auf Induſtrie und Gewerbeweſen. Da überdies die Verfrachtung dieſer Verbrauchs-Gegenſtände zu einer Zeit am lebhafteſten geſchah, wo der Eiſenbegehr nach Italien ſich wieder einzuſtellen begann, und zu dem von dorther keine Ausſicht auf Rückfracht offen war; ſo mußte dieſe Concurrenz die Transportpreiſe dahin in einer Weiſe ſteigern, daß ſich zuletzt der Eiſenhandel zurückgezogen und ſelbſt große Beſtellungen aufgegeben hat.

Die Kammer hat bereits in ihrem erſten Berichte des Verdienſtes erwähnt, das ſich die hieſige k. k. Landwirthſchafts-Geſellſchaft um die Hebung der Obſtcultur erwirbt, durch die Errichtung eines pamologiſchen Gartens, die fortgeſetzten Verſuche darin und die Vertheilung von tauſenden edler Obſtreiſer nach allen Richtungen im Lande, und durch die zeitweiſe Veranlaſſung von Obſtausſtellungen. Erſt im vorigen Jahr fand eine ſolche am 27. October zu Klagenfurt ſtatt, die ſich jedoch wegen der vorgerückten Jahreszeit nur auf Spätobſt beſchränkte. Es kamen dabei zugleich auch Gemüſe und Feldfrüchte, beide von ſeltener Größe und vorzüglicher Qualität, und ſeit vielen Jahren wieder das erſte Mal in Kärnten erzeugte Seide zu ſehen, die zu manchen Hoffnungen über die Wiederaufnahme dieſes wichtigen Culturzweiges berechtigt.

Aber auch außer Klagenfurt fand zu Frieſach durch die Bemühungen der Herren: Pfarrer Wittling und Bürgermeiſter Fiala, und ſpäter in St. Veit duech die verdienſtliche Wirkſamkeit des dortigen Gauvorſtandes Herrn Khalhl, die bereitwillige Unterſtützung von Seite der Gemeinde St. Veit und mehrerer im Lande ſehr wohl renomirten Pomologen eine Obſtausſtellung ſtatt, die durch zahlreiche Theilnahme und die Mannigfaltigkeit und ausgezeichnete Qualität der zur Ausſtellung gekommenen Obſtarten geeignet war, eine hohe Stufe der Obſtcultur des Glanthales erkennen zu laſſen, und zu den ſchönſten Hoffnungen, zur Verbreitung und Hebung dieſes wichtigen Culturzweiges, auffarderte. Möchte hiezu die Erfahrung des v. J. beitragen, das der Obſtzucht reichlichen Lohn brachte, dem Obſt ſelbſt aber, das durch ſeine reichliche Menge für den Ausfall der Ernte an Beotirüchten in einigen Gegenden Erſatz bot, den Werth eines ganz trefflichen Nahrungsmittels beilegte und ſomit den praktiſchen Beweis für die allgemeine Anerkennung der Wichtigkeit der Obſtcultur und die Aufforderung zur zahlreichen Theilnahme gegeben hat

(Fortſetzung folgt.)

Notiz.

— Der königliche Univerſitäts-Profeſſar Dr. Auguſt Vogel in München hat die atmoſphäriſche Luft während der gegenwärtigen Cholera-Epidemie zu München unterſucht und äußert ſich in einer diesfalls erſchienenen Broſchüre dahin, daß er aus den Reſultaten ſeiner Unterſuchung mit größter Beſtimmtheit den Schluß ziehen könne, daß der Cholera-Krankheitsſtaff nicht in der Form einer gasartigen Kohlenwaſſerſtoff-Verbindung in der Atmoſphäre vorhanden iſt. Er unterſtützt aber die Anſicht der Naturforſcher, daß das Miasma der Cholera im feſten Zuſtande in der Luft ſchwebend enthalten ſei. Für die Annahme des Cholera-Anſteckungsſtaffes als eines feſten, iſolirbaren Beſtandtheiles der Atmoſphäre ſpreche vor Allem das eigenthümliche Auftreten der Krankheit, da ſie bald von dem Herde ihrer Entſtehung in continuirlichem Gange, bald in bizarren Sprüngen von Ländern der verſchiedenartigſten Boden- und Temperatur-Beſchaffenheit fortſchreite, da ſie nachweisbar dem Zuge von Menſchen und Effecten folge, deren ſie, wäre ſie rein flüchtiger Natur, zu ihrer Verbreitung wahrlich nicht bedürfte, und da bei ihrem Auftreten wirklich eigenthümliche Infuſorien und Pilzwucherungen, vornehmlich von rother Farbe, bemerkt worden ſind, welche ſich auf den ſtärkmehlhaltigen Nahrungsmitteln, Kartoffeln, Mehl ꝛc., in unverhältnißmäßig kurzer Zeit und großer Menge entwickelten und von den Laien längſt für böſe, blutige Vorzeichen einer bevorſtehenden Seuche gehalten wurden. — In dieſem Sinne hielte Dr. Vogel die Abſperrung allerdings für gut, jedoch für zwecklos, da dieſer Anſteckungsſtoff zur Dispoſition für die Cholera, von dem ganz München jetzt inficirt iſt, ſich ſehr raſch verbreitet und man nicht wiſſen kann, ob er nicht durch vierfüßige Thiere, Vögel, Schmetterlinge ꝛc. ſchon von einem Orte zum andern gebracht werden könne. — In dem Laboratorium des Herrn Profeſſors ſind Verſuche im Gange über die in Form unſichtbarer Flocken in der Luft ſchwebende organiſche Gebilde; es müſſen aber auch zu gleicher Zeit Verſuche mit der Luft in Gegenden angeſtellt werden, die van der Cholera frei geblieben ſind. Für zweckmäßig hält Profeſſor Vogel Chlorräucherungen, durch welche in der Luft ſchwebende oder an Effecten haftende organiſche Materien zerſtört werden, das öftere Waſchen der Hände mit einer verdünnten Chlor-Auflöſung und Räucherungen mit Terpentinöl.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 73. Klagenfurt, Dienstag, den 12. September. 1854.

Lela.

Eine Jugenderinnerung.

Erzählung von J. C.

(Schluß.)

Das Mädchen, das von jetzt an sorgfältiger gekleidet wurde, wodurch der Original-Typus ihrer Nationalität mehr in den Hintergrund trat, ließ nun allgemein Schuster-Lela; bald war ihre fremde Abkunft gänzlich vergessen und sie galt als eine Einheimische des Dorfes. So wuchs sie heran unter uns Dorfkindern und wir betrachteten sie als unsers gleichen. Von unsern Eltern zu den Arbeiten und Verrichtungen gebraucht, die unsere Kräfte nicht überstiegen, fanden wir häufig Gelegenheit, die nächsten Umgebungen unseres Dorfes zu besuchen. Wir hatten uns dort besonders gerne Spielplätze gewählt, wo Birken, Haselstauden und junges Eichengebüsch stand, auf das wir uns hinaufschwangen und unter Lust schaukelnd wieder auf den Boden niederließen. Im Frühjahre und Herbst lag uns ob, Birkenreisig zu sammeln, woraus der Bedarf an Besen für Winter und Sommer geflochten wurde. Diesesmal begleitete uns auch Lela auf unserm Gange. Die gewohnten Orte besuchend, in denen wir bisher unsere Lese gehalten hatten, vernahmen wir die Töne einer Zither, deren melancholischer Laut unsere Füße fesselte, und unser Gemüth mit Wehmuth erfüllte. Insbesondere schien Lelas Herz tief bewegt, blaß und roth färbte sich wechselnd ihr Gesicht und ihre Brust pochte sichtbar. Zu diesen Klagetönen sahen wir eine Gruppe von Burschen und Mädchen phantastische Tänze schwingen, die durch die sonderbarsten Beugungen und Sprünge die Ausbeüche toller Lust kundgaben. Der Grasboden war ihr Tummelplatz und in den Händen trugen sie Schellen, die nach einem Tacte geschlagen wurden; bald wurden die Schellen weggeworfen und mit den Händen so schnelle Schläge auf Stirn, Brust und Waden ausgeführt, daß das Auge Mühe hatte, den Bewegungen zu folgen. Verworrenes Gejauchze der Umstehenden mochte die Zierlichkeit der Tänzer bewundern. Jetzt war der Tanz beendet, ermüdet lagerten sie sich in dem Grase um einen Mann, der im Kreise des Tanzes gestanden war. — Wir gingen abwärts unserem Geschäfte nach und sammelten die Birkenruthen, welche wir gegen Abend nach Hause trugen; ich ging heute ebenfalls dem Pfarrdorfe zu, obgleich ich auf einem kürzern Weg hätte nach Hause gelangen können. Als wir in dem Dorfe ankamen, sahen wir, daß uns die Gruppe, die wir tanzen gesehen hatten, schon zuvorgekommen war. Durch eine Reihe von Karren und Wägen mußten wir durchkommen, ehe wir den Dorfplatz, um welchen die bessern Häuser und auch das Lelas stand, erreichten. Die Bande hatte hier ihr Lager aufgeschlagen und trieb ungehindert von den Bewohnern Contribution ein. Wir waren unangefochten die Reihe der Fremdlinge passirt, nur Lela, welche ihr Bündelchen Reisig auf dem Kopfe trug, war der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Am Platze theilten wir uns. Als Lela in die Stube des Schusters trat, fand sie zwei Weiber, welche mit Frau Gertrude in heftigen Gespräche begriffen waren; offenbar konnten sie sich gegenseitig nicht verständigen. Zum erstenmale hörte hier Lela wieder die Töne einer Sprache, die ihre Muttersprache war; in der sie die ersten Silben lallen gelernt hatte. Die Weiber forderten Milch, Butter und einen Topf. Nachdem Lela Frau Gertruden das Begehren verdollmetscht hatte, erklärte sich diese zu den beiden letzteren Gegenständen bereit, statt der Milch bot sie jedoch einen Silbergroschen, womit beide Theile zufrieden gestellt waren. Erstaunt über das Mädchen, das ihre Sprache redete, sprachen die Weiber noch längere Zeit mit demselben und entfernten sich. Nicht lange darauf erschien vor dem Hause ein Mann der Truppe, der durch Größe und körperliches Ansehen vor allen anderen hervorragte. Es war jener Mann, um den die Tänzer den Kreis geschlungen hatten. Sein Gesicht war mit dichtem schwarzen Barte bedeckt. Ein brauner hochgestülpter Hut bedeckte zur Hälfte die bis über die Schultern herabfallenden Haare. Seine Gestalt war schön zu nennen, wenn nicht eine zu stark gebogene Nase zwischen den blitzenden Augen dem allgemeinen Ebenmaße Abbruch gethan hätte. Auch in Kleidung und Schmuck war er von den übrigen Männern der Bande unterschieden. Eine Schnur weißer Perlen hing über den Hals bis zur Brust herab, an der eine silberne Münze als Talismann befestigt war. Am braunen Gürtel stack ein Messer, dessen Griff sichtbar war und daneben hing eine metallene Pfeife. Als er vorsichtig zum Stubenfenster hineingesehen hatte, trat er zurück, bog um die Ecke des Hauses, wo der Garten sich an das Haus schloß. Hier erblickte er Lela, die von Gertruden ausgeschickt worden war, um Gemüse zu holen. In einem Sprunge hatte der Mann

das Geländer überſetzt und ſtand vor dem Mädchen. Erſchreckt durch die ungewöhnliche fremde Geſtalt ſtieß Lela einen Schrei aus und wollte entfliehen. Farſchend ſah ihr der Mann ins Antlitz, indem er ſie beim Arme faßte und ihr Entfliehen unmöglich machte. In dem Tone der zärtlichſten Liebe ſprach er das Kind an, das ihm ſcheue Antwarten gab. Heftiger in daſſelbe dringend erfuhr er Lelas kurze Lebensgeſchichte ſeit dem Tode ihrer Mutter. Eine dunkle Röthe überflog das Antlitz des Mannes, vor deſſen Seele eine Reihe von Erinnerungen getreten ſein mußte. Er neigte ſich über Lela, küßte ſie auf die Stirne und entſchwand auf dem Wege auf dem er gekommen war.

Als der Abend hereingebrochen war, wurden zeitiger wie ſonſt alle Thüren geſchloſſen und was nur immer bewegliches Gut war, in Verwahrung gebracht. Die Zigeuner hatten ſich aus dem Dorfe zurückgezogen, ſchlugen auf der Dorfweide Zelte auf und zündeten neben dieſen ein Feuer an, deſſen Schein im Dorfe am Kirchthurm ſichtbar wurde. Nach dem Abendgebete begab man ſich im Hauſe des Meiſters Anaſtaſius wie gewöhnlich um 9 Uhr zu Bette. Die Erinnerung der Vergangenheit, die ihr die heutigen Vorfälle ſo lebhaft aufdrängten, hielt Lela außergewöhnlich lange wach. Sie lehnte ſich an das Fenſter, um die wohlthuende Abendluft zu ſchöpfen. Der nächtliche Himmel war mit Sternen beſäet, deren Schein ein zauberhaftes Gebilde in die Landſchaft legte. Es war ſo ſtille, daß Lela ihr eigenes Herz im Leibe pochen hörte. Irrend ſchweifte ihr Blick vom Himmel zur Erde und verweilte dort, wo ein Gegenſtand in deutlicherem Lichte ſich zeigte, oder wo die Fantaſie geſchäftig legend ein Bild ſchuf. Die Kreuze mit den Cypreſſen im Kirchhofe feſſelten Blick und Gedanke, da ja dieß der einzige Ort war, durch den ſie allein mit der Welt zuſammenhing. Von da wandte ſie ihr Auge in den vor dem Fenſter liegenden Hausgarten, deſſen Bäume nahe bis zu ihrem Fenſter heranreichten. Rückwärts hinter dem Gemüſebetten bildeten Bohnen und Erbſen ein Gehege, das im Halbdunkel der Nacht undurchſichtig war. Dort glaubte ſie eine Geſtalt zu bemerken, die bald in dem nächtlichen Schatten ſich wieder verlor. Obgleich Lela ſich zu überreden ſuchte eine Täuſchung der Sinne habe ihr jene Geſtalt vorgeſpiegelt, zog ſie ſich doch, da es eben elf Uhr ſchlug, zurück und begab ſich zu Bette, wo ſie bald entſchlummerte.

Lela hatte ſich in der Erſcheinung nicht getäuſcht. Bald, nachdem ſie ſich vom Fenſter weggegeben hatte, war die Geſtalt, der nach eine andere folgte, wieder hervor, näherte ſich ſtille dem Hauſe indem ſie den Gefährten an der Hand hinter ſich herzog. Eine Leiter, die bisher hinter der Hecke verſteckt geweſen war, wurde vorſichtig gegen das Fenſter Lelas gelehnt auf der die längere Geſtalt emporſtieg. An den letzten Sproßen angelangt ſtand ſie ſtille, horchte durch das offene Fenſter, aus dem die Athemzüge einer ſanft Schlummernden leiſe hörbar waren. Als die Geſtalt die Ueberzeugung gewannen hatte, daß in dem Gemache feſter Schlummer herrſche, ſtieg ſie zum Fenſter hinein, während der Gehilfe einige Sproſſen emporgeſtiegen war, eine Blendlaterne anzündete und ſie nach dem Fenſter emporreichte. Einige Minuten ſpäter erſchien die Geſtalt wieder am Fenſter, reichte dem auf der Leiter Harrenden lautlos einen Gegenſtand, den derſelbe unter den weiten Mantel nahm und eiligſt von der Leiter herabſprang. Ihm folgte, nachdem die Laterne geſchloſſen war, in gleicher Haſt der andere, welcher in das Gemach gedrungen war. Bald hatten ſie mit ihrem Raube die Gartenzäune überſetzt und das Weite gewonnen.

Als des Morgens Lela zur gewohnten Stunde nicht erſchien, begab ſich Frau Gertrude in deren Schlafgemach. Das Bett war leer, das Fenſter, nach dem noch die Leiter gerichtet ſtand, geöffnet; mit der fürchterlichen Ahnung deſſen, was geſchehen war, eilte ſie hilferufend die Treppe hinab und hatte bald durch ihren Jammer und Entſetzen einen Kreis der Dorfbewohner um ſich zuſammengerufen. Als in dem Garten die erſten Nachforſchungen gepflogen wurden, ſah man auf dem Blumenbette, wo die Leiter ſtand, die ſchweren Tritte der Männer, welche Nachts hier den Raub verübt hatten und an dem Gartengeländer an einer Stelle die Latten abgehoben. Der genommene Weg bezeichnete gerade die Richtung, wahin ſich Abends vorher die Zigeuner zurückgezogen hatten. Es war nun klar, daß durch dieſe die That verübt worden ſein mußte. Ohne Verweilen ſtürzte Alles, was ſich eben zuſammengefunden hatte, nach dem Orte, der jedoch verlaſſen war. Drei Tage lang wurden nach allen Richtungen Streifparteien ausgeſendet, die alle zurückkehrten, ohne eine Spur der Verfolgten entdeckt zu haben. Lela war verſchwunden und nie mehr kam von ihr eine Kunde nach dem Dorfe zurück.

Bis hieher gehört die Erzählung meiner Jugenderinnerung an, welche auch hier abbricht. Was ich über Lelas fernres Schickſal noch erfahren habe, gehört einer ſpäteren Zeit an, als ich ſchon lange die Stätte meiner Jugend, und mit ihr den Schauplatz des erzählten Ereigniſſes verlaſſen hatte. Die ſturmbewegte Periode der letzten Jahre hatte auch in dem Leben des Volkes, dem Lela angehört, eine große Veränderung hervorgebracht. Der fremden Horde, die gewohnt war, frei und ungehindert herumzuwandern, wurde der Zwang der Geſetze entgegengeſtellt. Die Regierung bot ihnen Wohnſitze und die Ausſicht des bürgerlichen Gewerbes an. Nur wenige fügten ſich dem Anbothe, die meiſten zogen die Auswanderung dem ungewohnten ihnen unerträglichen geregeltem Leben vor. In Schwärmen zu Hunderten wanderten ſie dem Süden zu, und fragte man ſie, was ſie ſuchten, ſo erhielt man die Antwort: die Heimat, die jenſeits eines großen Meeres liege. Jahrhunderte mochte die Tradition

von den Eltern auf das Kind übergegangen und sich erhalten haben. Jenes ihnen unbekannte Land suchten sie nun auf und wie der Wandervogel steuerten sie instinktmäßig dem Süden zu. Dienst und Pflicht hatte mich damals in eine Stadt Niederungarns gerufen, durch die der Durchzug jener Caravanen ging. In müßigen Stunden pflegte ich nicht ungerne die Wanderfamilien anzusehen und eine wunderbare Wehmuth befiel mich jedesmal bei dem Anblicke dieser Fremden. Eines Tages zeigte sich wieder ein derartiger Zug, der die vorangegangenen an Kopfzahl weit übertraf. Als ich die braunen Gesichter betrachtete, fiel mir ein Weib auf, das ein Kind auf den Rücken gebunden hatte und mühsam sich fortschleppte. Ein unwillkührlicher Laut meiner Zunge sprach den Namen Lela aus. Befremdet wandte sie sich um; eine Narbe auf dem Antlitze, die ihr seit ihren Kindesjahren geblieben war, setzte meine Ahnung außer Zweifel. Ich sprach sie an, sie erkannte mich nicht mehr, und nur mehrere Fragen, die ihre Erinnerung wach riefen, brachten sie endlich auf ihre Jugend zurück. Obgleich sie von meiner herzlichen Gesinnung überzeugt sein machte, war sie doch gegen mich verschlossen. Das Ereigniß jener Nacht berührend erhielt ich nur die Auskunft, daß jener Mann, der sie aus dem Zimmer fortgeschleppt hatte, ihr Vater war. Sie war mit der Truppe fortgeführt worden und war seit dieser Zeit herumgewandert. Auf meinen Antrag, sie wieder in das Haus zurückzuführen das ihre Heimat geworden war, suchte sie sich von mir loszumachen um den bereits vorausgekommenen nachzueilen. Ich gab ihr meine ganze Baarschaft die ich bei mir führte, und verließ sie, den Drang bei vernünftigen Wesen bewundernd, der so sehr dem thierischen Instinkte gleicht.

Und nun noch etwas von den Personen, die im Laufe der Erzählung eine Rolle mitgespielt haben! Ein Jahr nach der Begegnung mit Lela, also zwölf Jahre seit meiner Entfernung aus dem väterlichen Hause, sah ich meine Heimat wieder. Die Erinnerung an das jugendliche Treiben ist das mächtigste im Leben. Ich wollte wieder einmal alle die Plätzchen besuchen, die mir so werth geworden waren, alle die Menschen wieder sehen, die auf meine Erziehung und überhaupt auf mein kindliches Leben einen Einfluß geübt haben. Aber leider hat auch die Zeit hier vieles geändert. Der redliche Schulmeister hatte sich vor zwei Jahren sterben gelegt; ein sorgfältig mit Blumen und Kränzen geschmückter Grabhügel deckte die irdischen Ueberreste desselben; ein schwarzes Kreuz mit der einfachen Ueberschrift: von seinen dankbaren Schulkindern, übergab sein Andenken der Nachwelt. Auch Frau Gertrude war schon vor Jahren in ein besseres Jenseits hinübergegangen. Sie konnte den Verlust Lelas nicht mehr verschmerzen. Sanftmüthiger geworden hinterließ sie den greisen Gatten der Obsorge des zum stattlichen Burschen herangewachsenen Lenz. Mich in den Kreis meiner Angehörigen begebend, verließ ich den Ort der Wehmuth und stillen Ruhe.

Aus dem Jahres-Berichte der kärntnerischen Handels- und Gewerbekammer zu Klagenfurt vom Jahre 1853.

I.

Landwirthschaft.

(Schluß.)

Bei solcher Sachlage muß man es als besonderes Verdienst der hiesigen Landwirthschafts-Gesellschaft nachrühmen, daß sie erst kürzlich beschlossen hat, in ihrem Garten eine Parzelle zu dem Zwecke zu widmen, daß die Lehramtszöglinge der hierortigen Muster-Hauptschule in allen Zweigen der Obstbaumzucht unter der Leitung des Gesellschafts-Gärtners sich practisch einüben können, und diesen zur größerer Aufmunterung, sobald sie zu Baumpflanzungen Gelegenheit finden, jene Bäumchen unentgeldlich überlassen und eingesendet werden, welche sie selbstständig hier veredelt und gepflegt haben

Wenn in der Art diese Gesellschaft bemüht ist, ihre Aufgabe gegenüber der Obstcultur so vollkommen als thunlich zu erfüllen, so kann bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen werden, auf das kräftigste zu unterstützen, daß Eine hohe Staatsverwaltung ihrer Bitte eine wirksame Folge gebe, welche auf Aufhebung oder doch Beschränkung des Vogelfanges gerichtet ist, der im Umfange des Görzer-Venetianischen- und Lombardischen-Gebietes in so furchtbarem, geradezu an Barbarei grenzenden Maßstabe betrieben wird. Das Ueberhandnehmen der für den Obstbau schädlichen Insekten von Jahr zu Jahr ist bereits eine von allen Pomologen anerkannte und durch ihre Erfahrungen bestens bewiesene Thatsache; das wirksamste Mittel dagegen ist in zahlreichen Arten von Vögeln besonders in den Singvögeln gegeben, und die Bitte für ihre Schonung findet in jedem Freunde der Natur nach ihre Unterstützer.

Wenn solche Bestrebungen die Obstcultur einer schöneren Zukunft entgegen führen, so liegt außerdem eine Aufgabe in agrarischer Beziehung von mindestens gleich großer vom industriellen Standpunkte aber weit größerer Wichtigkeit vor: Die Hebung der Hanf- und Flachscultur, welche hier gemeint ist, für welche die Boden- und climatischen Verhältnisse Kärntens nach den Erfahrungen früherer Jahre so zusagend sind, und wozu gerade jetzt durch die Aussicht auf Absatz nach Frankreich eine Aufmunterung mehr gegeben ist, und die Verbesserung in der Leinen-Erzeugung und Anbahnung einer Leinen-Industrie. Es muß jeden Vaterlandsfreund mit Freude erfüllen, daß die Ackerbau-Gesellschaft auch dahin ihre Aufmerksamkeit zu wenden strebt. Aus den Berichten derselben entneh-

men wir, daß gegenwärtig Kärnten, seinen eigenen Bedarf an Leinen- und Baumwollzeugen zu 5,000,000 Ellen veranschlagt, nicht deckt und mit beiläufig 1,257,800 Ellen passiv ist, was zu Geld veranschlagt, mindestens 300,000 fl. beträgt. In demselben Berichte ist die Versplitterung von Zeit und die Unvollkommenheit der Arbeit bei der noch im Lande üblichen Spinn-Methode ins Klare gesetzt und die Einführung des neueren Röstverfahrens und vervollkommter Spinnräder empfohlen, und die Gesellschaft verspricht in beiderlei Hinsicht thätig zu sein.

Die Pferdezucht ist in einem sichtbaren Rückschritt begriffen. Der Futternothstand von 1852/53 und die hohen Haferpreise zwangen zum Verkauf. Die zweimaligen Stellungen und die dabei gemachten lohnenden Preise neben hohen Haferpreisen lockten zum Verkauf und das Land verlor sehr viele und gerade seiner besten Pferde.

Der Mangel an Beschäl-Hengsten, die bei der Prämirung der Pferde noch immer bestehenden Uebelstände, worauf die Kammer bereits aufmerksam zu machen die Ehre hatte, worüber die hiesige k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft neuerdings eine sehr ausführliche und wohlbegründete Aeußerung abgegeben hat, lassen wenig Hoffnung für eine baldige Wiederaufrichtung des früheren Zustandes der Pferdezucht. Diese Angelegenheit ist in eine Phase getreten, in der sie alles Ernstes der größten Aufmerksamkeit der hohen Staats-Regierung würdig ist, wenn nicht die Frucht der thätigsten Bemühungen vergangener Jahre zur Hebung und Veredlung der Pferdezucht rasch und ganz verloren gehen sollte. Der Kammer sind Fälle bekannt, daß wegen des Mangels an Beschäl-Hengsten und eines geeigneten Systems, diesen Mangel durch tüchtige Privat-Hengste zu decken, solche mit erblichen Fehlern zur Verwendung kamen, daß der Unfug mit Privat-Hengsten im stetten Zunehmen begriffen ist, und durch die Meinung unterstützt wird, welche bei dem Landvolk stets mehr über die Unfruchtbarkeit der Aerarial-Hengste Eingang zu gewinnen droht.

Da die Pferdezucht wegen des lohnenden Absatzes der Pferde nach Italien, Oberösterreich, Salzburg und Baiern, und der diese Zucht so vielfach begünstigenden Bedingungen einen Haupterwerb des Landes insbesonders von Oberkärnten bildet, das heuer nach Baiern eine beträchtliche Zahl Pferde, mitunter zu 250—300 fl. pr. Stück verkaufte; so kann dieser Gegenstand der Beachtung der hohen Regierung nicht dringend genug empfohlen werden.

Notiz.

— Die „Laibacher Zeitung" berichtet wie folgt: In dem Fürst W. Windischgrätz'schen Jagdreviere in der Waldung Jauernik, oberhalb des Zirknitzer Sees und hinter Laase am See, wurden seit einiger Zeit mehrere Bären gesehen, worauf am 11. v. M. die fürstlichen Forstbeamten eine Jagd veranstalteten, die das Resultat hatte, daß eines dieser wilden Thiere, ein Ringelbär größerer Gattung, erlegt wurde.

Diese Jagd hat für ein Mitglied der Jagdgesellschaft bedauerliche Folge gehabt und würde noch trauriger geendet haben, wenn nicht durch Zufall und durch Entschlossenheit größere Gefahr abgewendet worden wäre.

Bald nachdem dieser Jäger auf seinem Stande angekommen war und sich neben einen Buchenstamme postirt hatte, war auch schon der Bär in Trieb und kam mit einer solchen Geschwindigkeit an den Jäger heran, daß dieser kaum Zeit genug gewann, einen Schuß anzubringen; die Kugel, auf 25 Schritt Entfernung, traf den Bären, zerschmetterte ihm das linke Schulterblatt und drang durch das Gescheide nach hinten, so daß der Bär gleich zusammenstürzte. Nach einigen Augenblicken raffte sich jedoch Meister Petz wieder auf und ging dem Holze zu, wobei er 3—4 Mal zusammenstürzte.

Unser muthvolle Jäger verfolgte in der sicheren Vermuthung, den Bären tödtlich verwundet zu haben, denselben allein und fand ihn, nach beiläufig 50 Gängen, an einen Stein angelehnt und gegen sich gekehrt. Er näherte sich dem Bären bis auf 15 Schritte und feuerte dort den zweiten Lauf seines Gewehres, welcher mit zwei Kugeln geladen war, auf den Bären ab, zerschmetterte damit demselben den linken Hinterlauf und verwundete ihm die weiche Seite. Im Momente, als der zweite Schuß gefallen war, hatte sich der dreifach verwundete Bär wiederholt aufgerafft und stürzte sich plötzlich mit offenem Rachen und furchtbarem Gebrülle auf den Jäger, welchen er auch sogleich zu Boden rannte.

Der nun wehrlose Jäger wurde zuerst vom Bären am Fuße vielfach verwundet und später am linken Arme gepackt und tüchtig abgeschüttelt. Aus dieser Lage befreite ihn ein inzwischen herbeigekommener Hund, welchen der Bär zu verfolgen begann, als er sich von ihm angegriffen sah.

Diesen Moment benützte unser Jäger, er sprang auf um den Kampfplatz zu verlassen; allein da erschien sein Nachbar, welchen er sogleich aufforderte, dem Bären nachzugehen; dieser hatte sich nicht weit entfernt und erhielt von dem zweiten Jäger wieder 2 Schüsse, aber noch immer tobte das Ungethüm, bis endlich der dritte Jäger herbei kam und ihm mit 2 Kugeln nach den Garaus machte.

Zweifelsohne würde der Bär den mit ihm kämpfenden Jäger besiegt und getödtet, wenigstens ihm den Fuß und den Arm zermalmt haben, wenn er nicht gleich durch den ersten Schuß schwer verwundet worden wäre; trotzdem hat er den Jäger viele Wunden beigebracht, wovon jedoch nur zwei von Bedeutung waren.

An der linken Hand trug der Jäger einen massiven Siegelring, der durch einen Biß ganz zusammengedrückt und dessen Stein zerbissen wurde.

Uebrigens hofft der Jäger, bald das Bett zu verlassen und freut sich auf den Augenblick, wo er eine weitere Jagd auf diese Raubthiere machen kann. Das erlegte Thier wiegt bei 3 Centner. Beim Zerlegen des Bären fand man eine, von einem alten Schusse herrührende, im Fleische des Rückens verwachsene Kugel.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 74. Klagenfurt, Sonnabend, den 16. September. 1854.

Wirklichkeit und Sehnsucht.

Von Johann Fercher v. Steinwand. *)

Ein Bannfluch ist es vom Geschicke,
Daß Ohnmacht — daß Verschnittenheit
Mit feigem, klägilchem Gequicke
Nach abgelebten Formen schreit.
Auch ist's unsittliches Gegrolle,
Zu winseln nach den Nebelhöh'n,
Verläugnend Leben, Geist und Scholle
Mit sehnsuchttriefendem Gestöhn.

Man hat den Schatz der Nibelungen
Mit Schweiß hervorromantisirt,
Man lallt in ritterlichen Zungen,
Mit aufgewühltem Prunk geziert: —
Doch einen Schöpfergeist zu wecken,
Der Macht besäß', mit unsrer Tracht
Den Kraftgehalt Siegfrieds zu decken,
Daran hat Keiner noch gedacht.

Es prangt selbst das Augustusalter
Der deutschen Kunst im Griechenkleid,
Nun fliegt sie wie ein Schimmerfalter,
Mit Blüten jedes Volk's bestreut: —
Doch durch die künstliche Umfaltung
Bricht schon das deutsche Urgefühl,
Und steht in eigner Tbotenfaltung
Fremd überm fremden Farbenspiel.

War's Blödsinn nicht, als man vermessen
Um's Schemenreich der Gleichheit schrie? —
Man schlug die Priester gottvergessen,
Entglebelte die Monarchie: —
Doch dachten nicht die Kriegsmeduſen,
Daß unser Volk mit heil'ger Glut
Altäre hegt in seinem Busen,
Das Kaiserthum in seinem Blut.

Als gält's, die Welten zu nasführen,
Von flackernden Ideen toll,
Begann man Kaiser frech zu küren,
Heraldischen Behagens voll: —
Doch, allen Völkern angeboren,
Ein weiser Churfürst ist die Zeit;
Sie bot den Kaiser auserkoren,
Ein Weltgeschick hat ihn geweiht.

Wie schwebt um Alpenkranz und Sonne
Der kaiserliche Aartitan,
Und seinen Zügen folgt mit Wanne
Der königliche Purpurschwan! —
Ein goldner Horst nimmt auf den Starken,
Tief in die Wirklichkeit gepfählt — —
Ihr müßt Europa erst entmarken,
Eh' diese neue Form zerschellt!

Drum ist's ein sündiges Gegrolle,
Zu ächzen zu den Nebelhöh'n,
Verläugnend Leben, Geist und Scholle
Mit sehnsuchttriefendem Gestöhn.
Nur wer sich stählern hält an's Leben,
Hat Triebkraft, Wahrheit und Natur,
Hat Schwingen für ein kühnes Streben,
Und Segen blüht auf seiner Spur.

*) Aus dem „Oesterreichischen Frühlings-Album 1854", herausgegeben zur Feier der Vermälung Sr. Maj. des Kaisers von Heliodor Truska.

Aus dem Jahres-Berichte
der kärntnerischen Handels- und Gewerbekammer zu Klagenfurt vom Jahre 1853.

II.

Montan-Industrie.

Eisen-Industrie.

Roheisen.

Die Production des vergangenen Jahres weist nach den Frohn-Ausweisen eine Menge von Centner 713,415.28 aus Erzen erschmolzen.

Dazu kommen noch aus Frischschlacken erschmolzen . . . . . Centner 11,078·00

für das Militär-Jahr 1853 . . Centner 724,493·28

für das Solar-Jahr 1853 dagegen bei . . . . . 740,000·—

Dabei waren 16 Hochöfen in Betrieb, von denen 14 in einer durchschnittlichen Umtriebszeit von 290 Tagen je 52,334 Centner erzeugten. Die größte Production weist der 2te Hochofen von Lölling aus, auf dem in 11

Monaten 93,402 Centner demnach durchschnittlich täglich 283 Centner Roheisen erschmolzen wurden, wozu 194 gemessene Schaff Kohle, oder 244 Schaff ohne Abrechnung des Einriebs- und Maßabganges verbraucht wurden. 8 Hochöfen wurden mit erhitzter, die übrigen mit kalter Gebläseluft betrieben.

Von der Erzeugung entfallen nahe 23% auf Blöcteln für die Herdfrischerei, 77% auf Flossen für die Puddlingswerke und zum Theil für die Stahlwerke.

Die Hammerwerke verarbeiteten nur 167,800 Centner, daher um 37,100 Centner weniger als im J. 1851.

Die Preise für Roheisen haben sich im Ganzen auf derselben Höhe erhalten, wie im Jahre 1852. Die Stockung im Handel mit Holzkohlen-Frischeisen machte sich für die Roheisen-Production insoweit fühlbar, als sich Vorräthe anhäuften, die jedoch bei dem Wiederkehren des alten Verkehrs zu einem großen Theil wieder aufverbraucht wurden.

Die Preise für Holzkohlen minderten sich im Allgemeinen, da durch den Stillstand oder minderen Betrieb mehrerer Stahlwerke und einiger Hammerwerke Kohle verfügbar wurde und die Grundentlastungs-Zahlungen den Landwirth noch bestimmen, das Waldcapital in Anspruch zu nehmen. Es ist jedoch für das laufende Jahr das Andauern dieser Verhältnisse kaum zu hoffen.

War gleich der Ernteseegen kein besonderer zu nennen, so waren jedoch die Preise für alle agrikolen Erzeugnisse, selbst für die im reichlichen Masse gebliebenen sehr gut und dem Bauer eine Besserung seiner bereits zerrutteten Vermögens-Verhältnisse gewarden, und dies dürfte ihn zur Schonung seines Waldcapitals für andere Zeiten bestimmen; anderseits ist den Hammerwerken besonders auch den Stahlwerken wieder mehr Arbeit geschoffen, und ihre Concurrenz im Einkauf zu gewärtigen. Dazu kömmt noch der wieder mehr thätige Mercantil-Holzhandel, der von der Krise, die den Eisenhandel nach Italien getroffen, nicht frei geblieben war.

Die Roheisen-Production ist nach dem Ergebniß des Jahres 1853 hinter den stärkeren Anforderungen nach Eisen nicht zurück geblieben, auch kann den Radgewerken nicht der Vorwurf treffen, seine Stellung zur Ausbeutung der Verfeinerungswerke mißbraucht zu haben.

Die Erhaltung auf dieser Productionshöhe möge noch längere Zeit gesichert sein, und nicht blos das Ergebniß außerordentlicher Verhältnisse sein.

Eisenhandel.

Das verflossene Jahr war für den Mercantil-Eisenhandel von Kärnten zum Theil ein Hungerjahr. Da er mit den größten Mengen von Hammereisen nach dem Süden stattfindet, und auf den Handel nach Triest, Italien, Tirol die Mehrzahl der Eisen-Gewerken angewiesen ist, so waren die Verluste sehr vielfach; die Erinnerung an diese Zeit muß besonders für die Hammerwerke eine düstere genannt werden. Die Kammer hatte in ihrem vorjährigen Berichte bereits angedeutet, in welche neue Phase der Eisenhandel getreten war, und aus allen ihr vorliegenden Berichten geht hervor, daß die außerordentliche Stockung bis zum heurigen Jahre mit wenig Ausnahmen in gleicher Art andauerte, und selbst die regelmäßigsten Bestellungen ausgeblieben waren, daß trotz ermäßigter Preise größtentheils nur auf Commission oder Vorrath gearbeitet werden mußte. Die Ursachen solcher Geschäftsstockung waren ohne weiters außerordentlicher Art, da sie sich auf alle Eisenartikeln in den bezeichneten Richtungen erstreckte, selbst die Fabricate betrof, die zu keiner früheren Zeit, außer dem Jahr 1848, ohne alle Bestellung blieben, die das ausländische Italien stets von Kärnten benöthigte, wie: Spiasen, Gomere, Wallaseisen. Das Hüttenwerk Kollnitz beispielsweise, das in früheren Jahren 4—5000 Centner Wallaseisen nach Italien absetzte, und von den dortigen Verarbeitern mündliche und schriftliche Erklärungen über die vorzügliche Güte dieses Erzeugnisses besitzt, mußte jeder Bestellung zu einer Zeit entbehren, wo der Preis der Waare in klingender Münze berechnet, um 25% billiger als früher stand

Wo man in dieser Zeit nicht auf Vorrath arbeiten konnte, erübrigte in Ermanglung eines Credits-Institutes nur die Arbeits-Einstellung oder ihre Beschränkung auf das geringste Maß. Die drückenden Folgen solcher Nothlage begannen immer sichtlicher, die Klagen über Verdienstlosigkeit immer lauter zu werden, und Nothverkäufe waren keine Seltenheit. Erst im letzten Vierteljahr kehrten Bestellungen wieder, und bald darauf solche von sehr beträchtlichen Mengen; die Vorräthe wurden zu einem großen Theil an Mann gebracht und viele Tausende von Centnern hätten noch Abnehmer gefunden, wenn nicht gleichzeitig die Frachtpreise nach Italien und Triest in so nambaften Betrag gestiegen wären, daß selbst große Bestellungen zurückgewiesen werden mußten, da die Mehrauslage für die Fracht jeden Gewinn in Anspruch genommen hätte. Der Kammer sind genug Fälle bekannt, daß Tausende von Centnern selbst zu 4—6 Wochen ohne Verfrächter blieben.

Blickt man zurück auf die Entstehung und den Verlauf dieser Krise, so überraicht, daß sie den gesammten Handel mit jeder Art Mercantil-Eisen nach Triest und Italien, und zuletzt auch den nach Tirol traf, daß sie sich auf alle Arten Merkantil-Eisen erstreckte, selbst auf das meist mehr verschont gebliebene Blech.

Man kann eine wesentliche Ursache hievon den Anstand unserer Geldverhältnisse nennen, würde jedoch mit Unrecht darin die einzige Ursache erkennen. Mit dem allmäligen Sinken des Agios blieben die Bestellungen aus, und kehrten aber erst zu einer Zeit wieder, wo das Silber-Agio schon längst wieder einen für Vorrathskäufe lohnenden hohen Stand angenommen hatte. In der

Zwischenzeit fand aber Eisen selbst zu gedrückten Preisen, zu den günstigsten Zahlungs-Bedingungen gar keinen Absatz nach Italien und Tirol. Allgemein erkennt man daher den Einfluß zu, welchen dort die Mißernte an Wein, in ihren Folgen mit Beginn des v. J. immer deutlicher erkennbar, auf Verminderung des Eisenhandels übte. Die Einschränkung im Verbrauch machte eine Anhäufung weiterer Vorräthe selbst zu günstigen Bedingungen unräthlich, während die bereits vorhandenen auf längere Zeit zur Deckung des verminderten Bedarfs ausreichend erkannt wurden. Dazu kam noch, daß nach dem natürlichen Verlauf der Handelsbewegung überhaupt für den Eisenhandel nach Italien die Zeit einer Ebbe näher war, als die einer Fluth. Die Kammer hatte bereits in ihrem ersten Berichte über die kärntnerische Eisen-Industrie und ihre Verkehrs-Beziehungen die Gründe angedeutet, welche sie zu einer Zeit, wo der Eisenhandel gerade am schwunghaftesten betrieben ward und häufige Klagen über Rabeisenmath laut wurden, keine Hoffnung fassen ließ, daß der Eisenbegehr aus Italien aus im Jahre 1853 steigen werde. Der außerordentliche Bedarf in den Jahren 1851 und 1852, welcher selbst alle Hammerwerke beschäftigte, war zu offenbar auf Schuld zurückgehaltener Bedürfnisse der vorher verflossenen Zeit und der durch das Wiederaufleben der Geschäfte des Friedens plötzlich erwachten neuen Bedürfnisse zu schreiben. Gleichzeitig fand der italienische Handelsmann in dem Stand des Silber-Agio Lockung genug zur Anhäufung von Vorräthen, für welche die Rührigkeit des Friedens die Abnahme in nicht zu langer Zeit versicherte. Das Sinken des Silber-Agios hätte daher ohne weiters einen Rückgang des Eisen-Geschäftes nach Italien bedingt und es durch den Stand einer flauen Nachfrage allmälig wieder in den ruhigen Verlauf früherer Jahre zurückgeführt, aber keinesfalls hätte dieser Zustand eine solche Intensität annehmen können, als er es wirklich gethan hat, wenn nicht in den Geldmitteln des letzten Eisen-Consumenten selbst zugleich eine tief eindringende Störung vor sich gegangen wäre. Da der Handel wieder aufstehe, zwar zu einer Zeit, wo das Silber-Agio bedeutend in die Höhe ging, aber auch zu einer Zeit, wo sich die Lage des italienischen Agriculturisten durch die neuerlich geringe Ernte an Wein und mehr noch an Getreide gewiß nicht besserte, so ist mit diesem Jahr schon ein Verkehr durch das nothwendige Bedürfniß bedingt zu hoffen; und da Mißjahren nach dem erfahrungsmäßigen Verlauf der Ereignisse gemeiniglich gesegnete Jahre folgen, so steht für das nächste Jahr, unter der Voraussetzung gesicherten Friedens in Italien, ein gesicherterer Eisenhandel dahin zu gewärtigen. Möge es dann auch gegönnt sein, von den besseren Verhältnissen besseren Gebrauch machen zu können, als dies der Zustand der Frachtverhältnisse gegenwärtig zuläßt.

Das betrübende Bild, das im vorigen Jahre der Eisenhandel nach Italien, Triest und Tirol darbot, und die tief eindringlichen Wirkungen, die er auf den Betrieb aller Eisenwerke übte, welche für ihre Erzeugnisse auf den Absatz dahin angewiesen waren, hat ein anderes in demselben Lande und bei derselben Industrie zur Seite, das einen schwunghaften Betrieb und eben solchen Verkehr in Eisen aufweist, bei allen Eisen-Fabriken, welche für den Bedarf des übrigen österreichischen Staates produciren. Für diese bestand die bezeichnete Krise gar nicht, und von da aus war im Lande allenthalben wieder Beschäftigung geboten, und ein sehr ansehnlicher Roheisen-Verbrauch bedingt.

Diese auf große Production eingerichteten Werke werden jedoch durch die mangelhaften Communications-Mittel hart getroffen, da zur Zeit, wo die Drau nicht schiffbar ist, für die darauf angewiesenen Fabriken jede Gelegenheit zur Beförderung ihrer Waaren fehlte. So hatte eines der ersten Eisenwalzwerke zu einer Zeit des v. J. 10,000 Centner bestellte und bereits fertige Waaren am Lager. Es vermißte damit 100,000 fl. in der Casse und schwebte in großer Gefahr die besten Abnehmer zu verlieren.

Da gerade die größten Eisenwerke im v. J. wenig nach Italien verkehrten, so erging es allen Hammerwerken schlecht, weil es in Italien schlecht ging, allen Puddlings- und Gußwerken gut, weil es in den übrigen Provinzen Oesterreichs gut ging.

Die Neubauten von Puddlings- und Walzwerken, und die Erweiterung bereits bestehender boten den Gußwerken vollauf Beschäftigung. Sie vermochten der Nachfrage kaum zu entsprechen, und neue Gießereien, wenn gleich blos für den Bedarf der betreffenden Fabrik, wurden errichtet. Der gesteigerte Bedarf von Kreis und Achsen für die Eisenbahnen vermehrte die Erzeugung in diesen Artikeln. In Bandeisen, Maschineneisen, auch Blech und Draht fand, wiewohl etwas flauer als sonst, stets Verkehr nach dem Innern von Oesterreich, nach Croatien, dem unteren Drau- und Donau-Gebiete statt. Nach Steiermark und Krain haben aber die Bestellungen in schweren Radschienen und Achsen für Fuhrwägen seit der Eröffnung der Cilli-Laibacher-Bahn aufgehört, dagegen stellte sich auf leichte Schienen und Achsen und auf hartes nicht in Kleinmtisch-Feuern erzeugtes Flammeisen lebhaftere Nachfrage ein. Nach diesen Ländern, nach Oesterreich und Ungarn fanden auch Nägel einen Absatz, während in den ersten $^{9}/_{4}$ Jahren der Handel selbst mit Maschinen-Nägeln nach Triest ganz darnieder lag. In diesem Artikel besserte sich jedoch viel früher, als bei irgend einer anderen, vom Süden begehrten Eisenwaare die Nachfrage und die Preise zogen an. Es ist aber das Vertrauen in den Nägelhandel von Seite der Fabrikanten zu sehr geschwunden, als daß es einige vorziehen sollten, den bereits aufgegebenen Betrieb wieder aufzunehmen, und dies die im Lande befindliche bisher

einzige Fabrik zu Seebach, welche mit Anwendung von Maschinen arbeitet, dürfte van der gebesserten Nachfrage einigen Vortheil ziehen, ohne darin hinlänglich Lockung zur Vermehrung der Production finden zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein trauriger Anblick.

Ein Anblick ist's, so traurig bang,
Ein Schmetterling im Kothe,
Das Frühlingskind so duftig zart
Den Gassenbuben zum Spotte.

Sein Blüthenkleid sein Blumengeist
Sie dienen ihm nicht zum Schutze,
Das Füßchen zappelt, der Flügel schlägt —
Sie hasten nur tiefer im Schmutze.

Ein falsches Mitleid wär' es nur,
Sein nacktes Leben zu retten,
Dir Blüthe ist weg! — am besten bleibt's —
Ihn — abgewandt — zu zertreten. —i—.

Notizen.

— In der Droysenschen „Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur" theilte Otto Jahn einen kurzen Vortrag mit, den der 23jährige Wolfgang Goethe in Straßburg, in der dortigen Gesellschaft für Wissenschaft und Literatur hielt. Dem Vortrag folgt ein Brief, der Bericht eines trefflichen Mannes an einen Freund über Goethe, dessen Bekanntschaft er bald nach seiner Ankunft in Wetzlar gemacht und dessen nächster Freund er dann wurde. Der Brief lautet: „Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt an, seiner Handthierung nach Dr. Juris, 23 Jahre alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dies war seines Vaters Absicht — in Praxi umzusehen, der seinigen nach aber, den Homer, Pindar ꝛc. zu studieren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würde. Gleich Anfangs kündigten ihn die hiesigen schönen Geister als einen ihrer Mitbrüder und als Mitarbeiter an der neuen Frankfurter Gelehrten Zeitung, beiläufig auch als Filosofen im Publico an, und gaben sich Mühe mit ihm in Verbindung zu stehen. Da ich unter dieser Classe von Leuten im Publico nicht gänge bin, so lernte ich Goethen erst später und ganz von ungefähr kennen. Einer der vornehmsten unserer schönen Geister, Legationssecretär Gotter, beredete mich einst nach Garbenheim, einem Dorf, gewöhnlichem Spaziergang, mit ihm zu gehen. Daselbst fand ich ihn im Grase unter einem Baume auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem epikuräischen Filosofen (von Grossé, großes Genie), einem stoischen Filosofen (v. Kielmannsegge) und einem Mittelding von beiden (Dr. König) unterhielt, und ihm recht wohl war. Er hat sich nachher darüber gefreut, daß ich ihn in einer solchen Stellung kennen lernte. Es wurde von mancherlei, zum Theil interessanten Dingen gesprochen. Für dieses Mal sah ich wahl, daß er Genie hatte, und eine lebhafte Einbildungskraft; doch urtheilte ich nur daß er ein beträchtlicher Mensch sei; nachher habe ich ihn genauer kennen gelernt. Er ist ein wahres Genie, und hat eine ganz außerordentlich lebhafte Einbildungskraft. Er hat viele Kenntnisse und viele Talente. In seinen Affecten ist er sehr heftig. Er ist ein Mensch van Charakter und hat eine edle Denkungsart. Mit einem Worte, er ist ein sehr merkwürdiger Mensch. Er liebt Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizzare, und hat in seinem Betragen, seinem äußerlichen Verschiedenes das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen Andern ist er wohl gelitten. Er thut was ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung. Er ist bilderreich, und drückt sich gewöhnlich in Gleichnissen aus. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich nicht anders als uneigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter wäre, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen. In principiis ist er noch nicht fest, und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von ihm. Er ist nicht was man orthodox nennt, jedoch nicht aus Stolz oder Caprice, um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen Wenige, stört Andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen. Er haßt zwar den Skepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu sein; so viel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber auch nichts weniger wie das. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vam Gefühl derselben als von ihrer Demonstration. Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre: aber doch mehr gedacht und raisonnirt. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brotwissenschaften."

— Ein wahrhaft „süßer" Schlaf ist der Winterschlaf der Thiere zu nennen. Denn nach den im verflossenen Winter gemachten Untersuchungen an Thieren, die im Winterschlaf begriffen waren, hat sich die überraschende Thatsache ergeben, daß ihre Leber sehr zuckerhaltig war. Die Stoffe des Blutes werden in der Leber in Zucker umgewandelt, der dann wieder von den Blutgefäßen aufgesogen und zur Ernährung der Körper verwendet wurde. — Zugleich stellte man einen anderen Versuch an. Man durchschnitt schlafenden Murmelthieren gewisse Nerven (Vagus), nach deren Zerstörung in einigen Tagen bei wachenden Thieren unter heftigen Krankheitserscheinungen (Lungenentzündung) der Tod erfolgt. Das Thier wachte van der Operation nicht auf, und man glaubte, es werde sie ohne schlimme Folgen überleben. Aber nach einigen Tagen starb es, trotzdem daß jene Krankheitszustände nicht eriolgten.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 75. Klagenfurt, Dienstag, den 19. September. 1854.

Aus dem Jahres-Berichte
der kärntnerischen Handels- und Gewerbekammer zu Klagenfurt vom Jahre 1853.

II.

Montan-Industrie.

Eisen-Industrie.

(Fortsetzung.)

Stahlhandel.

Der Stahlhandel hat seit Menschengedenken keinen ruhigen gleichmäßigen Gang, und ob er ihn je wieder gewinnen wird, muß ganz dahin gestellt bleiben. Die Stockung, welche den Handel mit kärntnerischen Stahl in den letztverflossenen Jahren getroffen, dürfte nicht weniger auch den schwedischen ergriffen haben, und die Verdächtigungen, welche von der Qualität des letzteren aus gegen den Ruf des ersteren vorgebracht worden sind, ergeben sich gegenwärtig zu einem großen Theil als ein Handelskniff, wenn gerade nicht von der edelsten Art.

Als in den Jahren 1848—1851 die Unruhen in ganz Europa und die Entwerthung des Papiergeldes zugleich in Oesterreich eine Stockung in allen Handels-Unternehmungen unserer Seeplätze brachte und eine beinahe abenteuerliche Angst vor großen Verlusten herbeirief, war es ganz natürlich, das Geld in eine Waare umzusetzen, welche Gegenstand eines nothwendigen Bedürfnisses ist, am wenigsten einer Zerstörung unterliegt, als ein Halbfabrikat sich nicht für die unmittelbare Consumtion eignet, deren weitere Verarbeitung zu einem Consumtions-Gegenstande eine schwierige ist, und die einen vom Ausland stets anerkannten Werth besitzt. Und unter allen Erzeugnissen Oesterreichs besitzt keines diese Eigenschaften so vollkommen als der Stahl. Papiergeld in Stahl umzusetzen, wurde die Losung für viele Geldbesitzer. Der Letzte Handelsmann mochte daran auch ein Gut gewinnen, worauf er Silbergeld und Wechsel erhalten konnte für seine Einkäufe vom Ausland. Daher die bedeutende Nachfrage nach Stahl und das Steigen seines Preises, dessen Höhe es manchen Eisengewerken lohnend oder doch zulässig machte, zur längst verlassenen oder noch nie betriebenen Stahl-Production überzugehen. Dieselben Zeiten hatten ohnedies für die Geschäfte in Eisen eine eben so unerhörte Stockung hervorgebracht. Kärnten insbesondere war von seinen Hauptabnehmern ganz abgeschnitten. Die meisten Hammerwerke wären dem Untergang preisgegeben, oder doch zu gänzlichen Stillstand verurtheilt gewesen, wenn nicht die Nachfragen nach Stahl ihnen neue Arbeit gegeben hätten. Durch ihre Theilnahme wurde es auch möglich, den von Triest aus gestellten Anforderungen zu entsprechen, die so weit gingen, daß man die Stahl-Fabrikanten geradezu aufforderte, Alles zu schicken, was sie nur in einer gewissen Zeit aufzubringen im Stande sind, wenn es nur Stahl ist, was sie schicken. Ja selbst Bestellungen auf Refudi (Ausschußstahl) kamen vor, in selten dagewesener Art.

Der Friede wird wieder hergestellt, alle Industriezweige und jeder Handel kam in schwunghaften Betrieb, der Silber-Cours besserte sich, Triest war aber überfüllt mit österreichischen Stahl. Dazu kamen noch die Zufuhren von schwedischem Stahl, der bisher von Teiest ganz verdrängt war, und eröffneten eine Concurrenz, die durch große Vorräthe von den letztverflossenen Jahren unterstützt war. Der geringe Preis, das gefällige Aussehen der Waare, die Verpackung und Marca nach österreichischer Art, verschaffte ihm Eingang. Dieses Mittel war aber zu rasch ausgenützt und für eine dauerndere Concurrenz nicht geeignet. Es galt den kärntnerischen Stahl seiner Qualität nach zu verdächtigen, die Solidität des kärntnerischen Stahlhandels anzugreifen, und dazu gab es bald Thatsachen zum Beweis, weil sich wirklich neben so viel Waare alten ausgezeichneten Rufes auch solche minderer Qualität vorfand, und was daran fehlte, die Unehrenhaftigkeit einzelner Handelsleute ersetzte. Der Streich war gelungen, und hat dem Stahl-Fabrikanten eine lehrreiche Erfahrung geliefert; der Erfolg, die Gegenwart weist nun den gegen ihn von Triest aus geschleuderten Vorwurf von ihm, und deckte eine schwache Seite unseres überseeischen Handels auf.

Die Kammer war fest entschlossen mit schwedischen Stahl Versuche im Großen auszuführen, um ihre Aeußerung über seinen relativen Werth durch neuerliche Erfahrungen zu begründen. Sie war für Ausführung ihres Entschlusses, der Mitwirkung mehrerer Fabrikanten und Gewerbsleute, welche Stahl verarbeiten aber benöthigen, versichert; sie wartete für ihre Stahleinkäufe nur die Zeit eines geringeren Silber-Agio ab. Sie machte sich über Verschiebung der Angelegenheit am Ende aber keinen

Digitized by Google

Vorwurf, als sie durch Zuschrift des hohen Finanz-Ministeriums selbst, ddo. 17. Jänner d. J., Zahl 16641/1124, benachrichtigt war von der Verminderung des Eingangszolles auf Stahl nach Frankreich, und die Bemerkung beigeschlossen fand:

„Glaubwürdige Mittheilungen berichten, daß der steirische Stahl, ungeachtet des hohen Preises in Frankreich, „seiner vorzüglichen Qualität wegen fortwährend gesucht und verwendet wird, und daß dies noch mehr der „Fall sein würde, wenn er von größerer Homogenität „wäre, in welcher Beziehung derselbe dem englischen, fran„zösischen und schwedischen Stahle nachsteht. Auch in Por„tugal und Spanien verbreitet sich die Ueberzeugung von „der Vortrefflichkeit des österreichischen Stahles „und der daraus erzeugten Feilen, Sensen ꝛc. mehr und „mehr, wenn auch englische und französische Fabrikanten „österreichische Fabrikszeichen nachschlagen."

Sie ergriff um so freudiger die Gelegenheit der Aufforderung nachzukommen, auf diesen Umstand die Stahl-Gewerken des Landes aufmerksam zu machen, und sie zu größerer Betheiligung an der Industrie-Ausstellung zu München und Paris einzuladen.

Die in jüngster Zeit etwas mehr auflebende Nachfrage nach Stahl gab auch sogleich den besten Beleg zu der Wahrheit der vom hohen Finanz-Ministerium ausgesprochenen Ansicht.

Viele Verhältnisse wären im Uebrigen gegenwärtig geeignet, den Stahlhandel wieder in einigen Schwung zu bringen, wenn nicht gleichzeitig der türkisch russische Krieg zu einem europäischen Krieg würde, und eine in ihren Verlauf und Folgen kaum absehbare Handelskrisis herbeiführte. Wer kann es wagen mit Zuversicht den Schleier der Zukunft zu heben.

Da Schweden keine feinen Sorten Stahl erzeugte, so kehrte die Nachfrage nach solchen Nummern von dem Momente wieder, als die angehäuften Vorräthe aufgebracht waren. Zu den superfeinen Sorten kamen fortwährend Aufträge zu sehr lohnenden Preisen nach Deutschland, in die Schweiz und Italien, in Nr. 00 und Nr. 0 wesentlich nach Frankreich vor. Die benöthigten Mengen sind aber zu gering die Stahl-Fabrication auf ihrer Ausdehnung zu erhalten, und es zogen daher im vergangenen Jahre noch einige Stahl-Gewerken es vor, zur Eisen-Fabrication überzugehen.

Im Uebrigen fand Sensenstahl und Rohstahl zu Wagenfedern Abnahme, ohne lohnende Geschäfte zu bieten.

Was die Manipulation anbelangt, kann man es sich nicht verhehlen, daß so manche höchst schätzenswerthe Verbesserung zur Verminderung der Erzeugungskosten eingeführt ward, und manche andere noch gelingen wird, da das früher in dem Arbeiter selbst gelegene Hinderniß durch die Disponibilität mehrerer und die zulässige Auswahl der besseren eine wesentliche Milderung erlitt. Dagegen vernimmt man viele Klagen gegen die Beschaffenheit des Roheisens, das in Ermanglung eines besseren, gegenwärtig verwendet werden muß, durch seine mindere Qualität die Stahl-Fabrication wesentlich erschwert, durch den abfallenden großen Gallo aber auch nicht wenig vertheuert.

Die bedeutende Nachfrage nach grauen und halbirten Roheisen für die Puddlings-Frischereien hat für die Roheisen Production einen Wendepunct abgegeben. Man bemüht sich überhaupt den Ofengang mehr zu Gunsten solcher Sorten, als der Erzeugung des am wenigsten Brennstoff benöthigenden weißen Roheisens zu halten. Ueberdies mußte man auf Erzeugung sehr großer Quantitäten bedacht sein, und die gerade in den letzten drei Jahren so außerordentliche Zunahme der Nachfrage traf hiezu außer den Hochöfen, welche für eine massenhafte Erzeugung eingerichtet sind, die übrigen Anstalten nicht vorbereitet. Man verbrauchte die Vorräthe an verwitterten Erzen schnell, mußte rasch und viel mehr Erze erschlagen, konnte weniger wählig sein über ihre Güte und Schmelzbarkeit, auch die Hochöfen mußten rascher und wo möglich länger hindurch arbeiten; um so mehr trat in der That eine Minderung der Qualität des Roheisens ein, die allen Verfeinerungswerken, weniger noch den Puddlingswerken am meisten aber den Stahl-Frischereien Nachtheil bereitete.

Die Abhängigkeit, in welche der Stahl-Gewerk mit seinem im Verhältniß zu den Puddlingswerken geringen Roheisenbegehr von den Rad-Gewerken kam, der anderseits genügende Deckung für einen etwaigen Entgang fand, machte diese die von daher geäußerten Wünsche vernachlässigen, da ihre Befriedigung den einfachen Gang der Manipulation zu sehr störte.

Vor 20 Jahren, berichtet ein sehr wohl renomirter Stahl-Gewerk von alter Erfahrung, erhielten die Stahlgewerken ein derart geläutertes Roheisen, daß bei einem Gallo von 18—19% die edelste Qualität von Stahl in allen Nummern erzeugt werden konnte, und wenn einem Stahlmeister ein Gallo von 20% passirt war, so galt es als gewaltiger Fehler, diesen Gallo wirklich zu erreichen. Die Roheisen-Production war damals für das Bedürfniß der Herd-Frischerei eingerichtet, und der Bedarf für die Stahl-Fabrication wies im Verhältniß zur ganzen Roheisen-Erzeugung eine namhafte Ziffer aus. Die Rad-Gewerken waren daher auch häufig bedacht, ihr Roheisen nach den Wünschen und Bedürfnissen ihrer Abnehmer zu sortiren. Gegenwärtig ist ein Stahlmeister nicht zu finden, der bei einem Gallo von 20% bestehen könnte, wohl aber ist es keine Seltenheit unter einem Gallo von 35 selbst 40% nicht ausreichen zu können.

Digitized by Google

Sensen.

Unter allen Gewerken im Lande, welche Stahl und Eisen verarbeiten, mußten einzelne Sensen-Fabriken in mehrfacher Beziehung, manche der erwähnten nachtheiligen Einflüsse erfahren, je nach dem sie mehr mit dem in Krieg verwickelten Ausland oder mit den von den Mißernten des vergangenen Jahres getroffenen Agricultur-Ländern verkehrten, und die Verschlimmerung des Verfrachtungs- und Geldwesens ließ kein Mittel offen, zur Milderung dieser Nachtheile. Wie sehr dieser Fabricationszweig getroffen ward, entnimmt die Kammer aus der Bereitwilligkeit der Sensen-Gewerken zur Bericht-Erstattung über die Lage ihrer Industrie, und aus der Art, in der dies geschah. Um einen Verlust auszugleichen, ist der Verlierende auf einmal aufmerksam auf alles, dem irgend ein schädlicher Einfluß zukömmt. Was oft in Jahren nicht zur Sprache kam, oder durch die Natur und Fortentwicklung der Verhältnisse sich wieder von selbst behob, wird hervorgesucht und dessen Aenderung angestrebt, auf's entschiedenste aber gegen Mißbräuche aufgetreten, welche positiv schädlich wirkten.

Da das vergangene Jahr für die meisten Länder der Getreideernte nach ein Mißjahr genannt werden darf, mußte diese Lage des Ackerbaues die Nachfrage nach Sensen von allen getroffenen Ländern her vermindern.

Da der größte Theil der bisher nach Triest versendeten Sensen in die unteren Donauländer und die Länder am schwarzen Meere abgesetzt wurde, so mußte der russisch-türkische Krieg bereits eine Stockung bedingen, das vor Kurzem erfolgte Verbot der Sensen-Ausfuhr nach Bosnien und Serbien aber den einzigen noch offenen Weg dahin sperren.

Es ist Thatsache, daß die Sensen aus kärntnerischen Stahl zu den ausgezeichnetsten gehören, und das Ausland gibt die beste Anerkennung ihres Werthes durch Bestellungen, die es macht, und durch das Nachschlagen unserer Fabriks-Zeichen auf den eigenen Fabricaten. Die Hoffnung durch Erweiterung des Absatzes nach andern Ländern, die auf der einen Seite erlittenen Verluste auszugleichen, war sonach eine naheliegende, aber für ihre Verwirklichung steht der Fabrikant zu isolirt.

(Schluß folgt.)

Prolog.

(Gesprochen bei Eröffnung des ständ. Theatres zu Klagenfurt am 16. September 1854 vom Herrn Regisseur Jachard.)

Von eines Berges kahlem Rücken,
Wo hohe Felsen stolz und frei
Hinab auf Städte — Dörfer blicken, —
Da stürzen sich drei Bäche zwei
Zum tiefen Thale tosend nieder
Und weithin tönt ihr Brausen wieder.

Der eine bricht sich durch Gestrippe
In hundert Windungen die Bahn
Und eilt dann über Felsgeklippe
Durch Busch und Schluchten rasch voran;
Viel' Quellen, die crystallrein fließen,
In seine trübe Fluth sich gießen.

Wild rauschend stürzt er wie zur Wette
Ins grüne, weiterschloß'ne Thal
Und immer breiter wird sein Bette
Und Quellen, Bäche sonder Zahl
Aus Felsen, grünenden Gebüschen
Mit seinem Wellenschaum sich mischen.

Der Wildbach wird zum Fluß; geschäftig
Treibt er der Mühle Räderwerk,
Verstärkt durch Flüße groß und kräftig,
Wird er des Wand'rers Augenmerk —
Und stolz ob seiner grausen Tiefe,
Trägt er zum Meer die Mastenschiffe.

So ward ein Strom vom kleinen Bache,
Der brausend an die Ufer schlägt,
Der bald auf seinem Wogendache
Den Schiffer hin zur Ferne trägt, —
Doch nur durch Zulauf fremder Flüsse
Ward aus dem kleinen Bach' ein Riese. —

Der zweite Bach, in dessen Wellen
Nicht eine Quelle sich ergießt,
Den keine Flüsse hoch anschwellen,
Der immer matter abwärts fließt, —
Hat kaum sich in das Thal gewunden
Und ist im dürren Sand verschwunden.

Ein Laas mit diesen Bächen theilet
Die Kunst; wo nicht die Huld sie schützt
Und hilfreich ihr zur Seite weilet,
Wo sie kein Gönner unterstützt,
Wo sich das Aug' vom Künstler wendet, —
Dort hat die Kunst den Lauf vollendet.

Doch wo vereinte Kraft geschäftig
Sie fördert auf der steilen Bahn,
Wo ein gemeinsam Wirken kräftig
Sie führt den Weg des Ruhms hinan, —
Dort wird und muß die Kunst gedeihen,
Dort kann sie sich der Blüthe freuen.

Wo aller Herzen für sie schlagen,
Dort keimt sie auf vom Mutterschooß,
Mit Kraft wird sie emporgetragen,
Die Liebe macht das Kleinste groß.
Wo Herz und Sinn zur Kunst sich neigen,
Wird sie die schönsten Früchte zeugen.

* * *

Auch wir versuchen hier zu gründen
Ein Heimatland für unsʼre Kunst,
Wir hoffen sicher es zu finden
In Ihrer Huld, in Ihrer Gunst; —
Ob Sie uns selbe gnädigst spenden,
Das liegt allein in ihren Händen.

J. M. Schleichert.

Notizen.

— Die Extreme der Eisenstärke und Weichheit werden in der Münchner Ausstellung durch die österreichischen Industriellen dargestellt, indem Rosthorn und Dickmann in Prevali (Kärnten) Eisenbahnschienen von Holzkohleneisen ausstellen, welche mit der höchsten Kraft der Maschinen gebogen und gebrochen sind, und eine Eisenqualität zeigen, welche zu den sehnigsten gehört, die existiren, und indem Baron von Kleist's Eisen- und Blechwerk (Böhmen) Eisenpapier ausstellt, welches sich von anderem starken Papier nur durch Farbe und Sprödigkeit unterscheidet. Die Eisenwerke zu Prevali spielen in der österreichischen Eisenindustrie schon seit longer Zeit eine hervoeragende Rolle, sie haben dort zuerst die Braunkohle zum Frischen und Schweißen des Eisens in Anwendung gebracht, sie behaupten, was die Qualität anbetrifft, in den meisten ihrer Erzeugnisse den ersten Platz, sie bieten einen Preis von 1000 Gulden jeden, der eine ihrer Achsen zu brechen vermag.

(Illust. Fam. Journal.)

— In dem Berichte der k. k. geologischen Reichsanstalt vom Monat August lesen wir: Im Gebiete der dritten Section in Unter-Kärnten hat der Chefgeolog Herr M. V. Lipold die Untersuchung des oberen Lavantthales bis Wolfsberg und bis zur Kor- und Saualpe vollendet. Außer einigem Diluvialschotter und kleineren Tertiärpartien treten in diesem letztuntersuchten Gebiete nur kristallinische Schiefergesteine auf, worunter besonders Gneiß vorherrschend ist. Glimmerschiefer findet man in größerer Verbreitung im Pressinggraben und am Gumitsch, so wie am Aichberg und Lading. Hornblendeschiefer bilden Einlagerungen im Gneiße und Glimmerschiefer und gehen in Eklogit über, der nur an der Saualpe auftritt. Die Kalksteinzüge, besonders wichtig wegen ihres Eisensteinvorkommens, setzen auch hier sowohl im Gneiß als Glimmerschiefer fort, und werden an der Wölch abgebaut. Der Hilfsgeolog dieser Sektion, Herr Dr. K. Peters, hatte das Terrain zwischen der Dron und Gurk bei Göttesthal und dem Ursprung der Ziebel vollendet. Die herrschende Gebirgsart zwischen der Drau und Gurk ist grauer Thonglimmerschiefer mit Einlagerungen von chloritischen Schiefern und körnigem Kalkstein; südlich vom Wiemitzgraben und vom Ossiacher See ist dem Thonglimmerschiefer ein meist granatenführender Glimmerschiefer eingelagert. In dem Tertiärbecken zwischen dem Keutschachthale und der Kolkalpenkette sind Lignitflötze haltende Thone und Tegel, die überall auf dem Grundgebirge aufliegen, von weiter verbreiteten Conglomeraten bedeckt.

Im Bereiche der vierten Sektion in Ober-Kärnten und an der Ostgrenze Tirols hatte der Hilfsgeologe Herr Dr. Stur die Aufnahme des rechten Drau-Ufers vollendet. Die Wasserscheide zwischen der Drau und dem oberen Gailthale der Hochstadt, Eisenschuß, Eckerkopf, Breitenstein und Spitzenstein, besteht aus Triasgebilden: buntem Sandstein, schwarzen Kalk und Dolamit des Hallstätter Kalkes, der zwischen dem Apfaltersbach und Lavant von grauem Mergel, rothem Kalkstein und Sandstein des Lias bedeckt ist. Nördlich von der Drau wurden das Drauthal zwischen Sillian und Lienz, das Iselthal von Lienz bis Windisch-Matrey, das Kalserthal zwischen Peischlag und Kals, dann das Tefferecken und Dorauthal geologisch aufgenammen; an der Tauernkette kommt Gneiß mit seiner aus Chloritschiefer und Kalkglimmerschiefer bestehenden Hülle und südlich davon Glimmerschiefer mit Einlagerungen von Kalk, Hornblendeschiefer und Gneiß vor. An allen weniger steil geneigten Abhängen der angeführten Thäler sind Tertiärablagerungen zu beobachten; im Burgerthale bei St. Virgein sogar Tertiärtegel mehrere Klafter mächtig.

— Schon wieder ist einer der wenigen Heroen, die uns noch aus der classischen Epoche der deutschen Kunst und Wissenschaft übrig sind, von uns geschieden: am 20. August ist im Bade zu Ragaz in der Schweiz, wohin er sich zur Sommercur begeben hatte, Friedrich Wilhelm Josef von Schelling im 80. Jahre seines Alters gestorben. Zu Leonberg im Würtembergischen geboren (27. Jänner 1775), ließ er seine erste Schrift: „Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie" bereits 1795, also in seinem 20. Jahre erscheinen. 1797 veröffentlichte er die „Ideen zu einer Philosophie der Natur," denen im folgenden Jahre die Schrift „Von der Weltseele" folgte, die verbreitetste von den Schellingʼschen Schriften: den sie erlebte bis 1809 drei Auflagen. Zu derselben Zeit wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie zu Jena. Im Jahre 1800 gründete er die „Zeitschrift für speculative Philosophie"; doch wurde dieselbe nur bis 1802 fortgesetzt, worauf er sich mit Hegel zur Herausgabe des „Kritischen Journals der Philosophie" vereinigte. In demselben Jahre erschien auch sein „Bruno", dem er 1803 die „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" folgen ließ. Von Würzburg, wohin er 1803 als ordentlicher Professor der Philosophie gegangen war, begab er sich 1807, nachdem er inzwischen die Schriften „Ueber Philosophie und Religion" (1804), „Ueber das Verhältniß des Idealen und Realen in der Natur" (1806), sowie seine Streitschrift gegen Fichte hatte erscheinen lassen, nach München als Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften. 1820 wurde er auf seinen Wunsch Professor in Erlangen, legte die Stelle jedoch nach wenigen Jahren nieder, bis er 1827 an die neubegründete Universität zu München berufen wurde. Von hier, mit Ehren und Würden überladen, ging er 1842 nach Berlin, um daselbst eine neue „positive" Philosophie zu gründen.

— Dieser Tage wurde in einer Pariser Gemüse-Halle ein Riesen-Kürbiß zu 62 Franken verkauft, welcher den Umfang eines gewöhnlichen Cobriolet-Rades hatte, fast zehn Fuß und über 400 Pfund schwer war. Eine Person hätte sich drei Monate davon ernähren können und er hätte 60 Pfund Zucker gegeben. Er war im Loire-Thale gewachsen, welches im Monat Juni auch so riesige Artischoken lieferte.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierunddreißigster Jahrgang.)

№. 76. Klagenfurt, Sonnabend, den 23. September. 1854.

Schlacht- und Herzenshelden.

Novelle.

1. Capitel.

„Auf einer Wanderung war es" — dieß sei deutlich genug mit Roquette gesagt.

Drei Genossen wanderten durch die südwestliche Schluchteinbiegung jenes tirolischen Thales, das durch mächtige Berge im Süden vom salzburgischen Pinzgau geschieden ist, — drei Genossen, die eine mächtige Sehnsucht auf Wanderung trieb, und die gerade etwas mehr Geld in der Börse hatten, denn Jung-Stilling, als er nach der Hochschule abenteuerte und etwas weniger als Gil Blas, nachdem ihn sein magerer älterlicher Segen in die gerühmte Räuberhöhle geführt hatte. Thale und Berge, Fluren und Wälder mannigfalt waren als Bilder ihnen vorübergegangen, und wenn der Abend schon zur gastlichen Einkehr lockte, da freute sie der geniale Ausspruch, daß man doch nicht weiter schweifen solle, liegt doch das Gute so nah'. Aber heute drückte sie ein flüchtigwiederkehrendes banges Gefühl. Denn lastende Nebel verdeckten den Anblick des Panorama dem sie entgegenschritten, und die nächste Umgebung erschien blos wie ein blaßer Nachdruck des Buches der Fahrten, an denen sie sich bisher erfreut. — Hügel und Kirche und Gehöfte kehrten eintönig, wie stereotyp wieder — die ganze Gegend ließ keinen originellen Gedanken zum Durchbruche kommen.

„Ei, mein lieber Krüger", rief da der Eine aus — „mir ist so erhaben langweilig, wie dem Nachgebornen in der Messiade."

„Getroffen, trefflicher Grim; mich dünkt fast, ich könne hier nicht aufathmen und doch liegt der freie Himmel über uns."

„Ah! Stückwerk, — sieh' einmal, wie sich dort die Nebel ballen und sich herabwälzen gegen die Schlucht, daß sie beinahe zwischen den Bäumen nicht Platz haben."

„Teufel, und dieser nichtswürdige Wind."

„S' ist wahr, wir nehmen das Ganze noch unheimlicher. Nach dem Nachmittagsschläfchen, welches der hitzige Pan gemacht, könnte er sich doch ein bischen weniger verdrießlich geriren."

„Gewiß! Doch da haben wir wieder etwas voraus."

„Wahrlich — Landenberg muß jetzt kommen."

„Landenberg? Mag sein — wenn nur der Geßler ausbleibt."

„Ei, laß den. Seitdem ihn Tell erschossen, hat sich sein Geist hinter Börne gesteckt, und der fiel wieder über den Tell her. Es geht alles im Kreise."

„Bleib aus, bleib aus. Vergönne mir statt Wasser lieber einen Trunk Weines — gib."

„He, nicht wahr: Nachbarin euer Fläschchen."

„Nun ja so gibs, du wirst doch nicht den Teufel zugleich spielen?"

„Bewahre! Da habe ich zu irdische Gesinnungen." Und Grim that einen weidlichen Zug und reichte die Weinflasche auch dem Harrenden.

Weit vor den Beiden schritt der dritte Genosse. Unwillkürlich überkam es ihn oft hinter den gesprächigen Freunden zurückzubleiben oder seine Schritte zu beflügeln und dann währte es eine gute Zeit, daß er sich wieder in das bewegte Wesen und den lörnigen Verkehr seiner Begleiter finden konnte. Er gehörte zu jenen Verschwiegenen — am Markte des Lebens Verschwiegenen, die viel mit sich selbst zu reden haben; zu jenen, die mit Cicero sich freuen des Monologs. — Theodor Schaurer war aus einer guten, bürgerlichen Familie, die im Stande war, seine Jugend hinreichend mit schönen Bildern auszufüllen, auf daß sie noch ferner im Leben ihm als zielzeigende Erinnerungen auftauchen konnten. Dieß sind nicht die Reihen von Lustbarkeiten und brausende Feste, sondern nur freie Stunden in liebreicher Hinweisung auf das Schöne und Stäte im Leben, — in Hinweisung und Selbsterprobung im Kleinen. Da war keine Aengstlichkeit der Aeltern die Triebfeder der Erziehung: das kindliche Gemüth konnte sich frei entfalten wie die Blume und die Aelternliebe, die das Unbewußtgute schon einschloß, war nur der warme Sonnenschein. Wurden Freuden geboten, so ward dem Gemüthe freier Lauf gelassen, das Schöne und Stäte in derselben entschieden herauszufinden: gelang es, dann lohnte die Liebe mit Beifall; wo nicht, ward blos an die Vergänglichkeit gemahnt. So ward Theodor gewöhnt, Allem auf den Grund zu gehen, und selbst die Trauer nicht, wie es Göthe von der Libelle der Freude verlangt, ihres Schmuckes zu entkleiden. Er genoß das Schöne doppelt, wo er sich selbst den Weg dazu hatte durch Gestrüppe bahnen müssen; es galt ihm so recht als sein natürlich erworbenes Eigenthum. So

hatte er sich jetzt wieder die Freude einer die Seele im Innersten auffrischenden Reise bereitet, für welche Gefühle als Lohn, für welche als Heilung? Das freilich enträthselt nur die Kenntniß seines abgelaufenen Lebens. Indeß genug! mochte ihm das Leben sonst leer, mochte es gestaltenreich und anspruchsvoll sein, ob das Schicksal ihm ein bedächtig Sichgehenlassen, oder ob entscheidungsschweres Kämpfen bestimmte, — Liebe war ihm ein ständiges Gefühl und ebenso ständig all' der eingeborne Haß und Abscheu gegen das, was man im Salon Liebschaft und Hof machen nennt. — Jetzt wallte er mit seinen Gedanken allein der dumpfen Bergesenge entgegen, und erst als Landenberg schon längst im Rücken lag, stießen Grim und Krüger zu ihm.

„Theodor", begann der Letztere — „die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten —"

„Kommen auch nicht fürbaß," fiel Theodor lächelnd ein. „Warum machtet ihr mich nicht aufmerksam, dafern ich so eilig gewesen sein sollte."

„Wir wissen, du liebst oft zu sinnen. Dabei ließest du dir eine Labung entgehen. Sieh' mal durch auf're Flasche; das Weinbarometer ist gewaltig gesunken, das deutet auf Kälte, wo nicht gar auf Eis.

„Ja, ja," ergänzte Grim wichtig, „dort jenseits wird's schon auf Gletscher hinauskommen. Da müssen wir Herrn Wirth im Thale wohsam bitten, daß er uns die Säule wieder bis zum Ende der Skale steigen läßt — dann pfropfen wir zu auf lange Zeit."

„Ihr träumt schon von Erfüllung; aber glaubt eurem Theodor, Ihr müßt Euch erst Verdienste im Fortschritte sammeln. Seht dahinüber; aus zahlreichen Schlotten qualmt der geschwärzte Rauch durch die Schlucht. Sicher haben wir schon Jochberg erreicht, das Schmelzwerk vor dem Uebergangsberge. Eilen wir ihm nur zu."

Und frisch und den Staub aufwirbelnd schritten sie dem Orte zu. Da war denn Alles rege. Vor einer Reihe von hohen Thoren führt die Straße vorbei, und Erzstücke liegen rings herum, die Straße selbst ist geschwärzt und Lastwagen fahren schwerfällig ab und zu. Aus den Hallen leuchteten die in Weißglühhitze schwebenden Eisenscheiben und prasselnde Funken schnoben hervor, wenn der Arbeiter mit großer Zange handtierend die oberste Erzlage abhob. Die drei Wanderer sahen dem abwechselnden Treiben eine Zeit lang gefesselt zu, bis sie wieder der Gedanke an das heutige Ziel von dannen trieb.

Gleich hinter den letzten nicht sehr blendenden Häusern beginnt die Straße allgemach zu steigen, die gegenüberliegenden Waldungen rücken enger zusammen, nur hie und da einer wirthbaren Behausung Raum gönnend. Ein solches der seltenen Niederlassungen vermochte auch unsere drei Cameraden, von der Bahn etwas abzuweichen und die hölzernen Stufen hinan in die Stuben des Bauers Oberhause einzutreten. Es war nur ein geschämig Töchterlein da, nächst dem Hause hörte man wohl fleißige Arbeiter poltern.

„Liebe Kleine, — wo ist denn der Alte?" sprach sie Krüger wohlgemuth an.

„Ach! der Vater? — will ihn gleich rufen. Er gibt gern auf die Knechte acht, denn morgen ist's Sonntag und da laufen sie oft schon früher davon. Komm' gleich."

Bald darauf trat sie wieder mit dem Alten ein. Der blickte etwas herrisch die Dreie an, griff etwas zum Käppchen, und bedeutete dem Töchterlein, nachdem er die Bitte um Essenschung vernommen hatte, aus der Milchkammer etwas zu holen.

Die Alpenkost behagte vortrefflich. Der Alte stopfte sich eine Pfeifchen, indeß sich das Töchterlein halbversteckt an den Vater schmiegte, und die Fremden schon etwas freier anzuschauen wagte.

„Woher? Wohin" begann der Bauer nach dem gewöhnlichen Anfange.

„Wie? — da von Kufstein herab, und jetzt wollen wir über den Jochberg in den Pinzgau, und dann wieder nach Tirol."

„So, so. Von Kapfstan — und jetzt über's Joch. Ein tüchtiger Weg für heut! Mögt gut auftreten, daß Ihr nicht zu tief in die Nacht hinein kommt; denn d'rüben hinab geht's sehr steil bis zur Festung hin."

„Ei doch! für eine so tüchtige Arbeit sind wir doch Drei. Wir machen uns den Weg sehr kurzweilig; freilich allein möchte mir's nicht sonderlich schmecken."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Jahres-Berichte
der kärntnerischen Handels- und Gewerbekammer zu Klagenfurt vom Jahre 1853.

II.

Montan-Industrie.

Eisen-Industrie.

(Schluß.)

Sensen.

Der Verkehr mit dem Auslande, so weit er nicht von dem Fabrikanten selbst ausgeht, liegt noch immer in einem argen Zustand. Das Handelswesen und seine Institutionen zur Beförderung erfüllen noch lange ihre Bestimmung nicht. Es hat sich noch wenig Mühe gegeben, seine Aufgabe, der Vermittler zwischen Abnehmer und Producent zu sein, höher aufzufassen, die Wünsche und Bedürfnisse des Auslandes zu studiren, und die Fabrication zu ihrer Befriedigung anzuregen, einen regelmäßigen Handel anzubahnen, und ihn auch über Zeiten von Krisen hinaus zu erhalten. Der Fabrikant muß vielmehr

Digitized by Google

selbst Handelsmann sein, und um durch wohlgebildete Agenten diese Aufgabe zu erfüllen, ist der Fabriksbetrieb der meisten zu klein. Hierin sollte und könnte das Institut der Consulate die wohlthätigste Wirksamkeit üben, theils durch zeitweise Berichte, theils duech Befriedigung gestellter Anfragen. Es ist daher in letzterer Beziehung von Seite der Sensen-Fabrikanten die laute Klage geäußert worden, daß wiederholte Anfragen von einigen Consulen der orientalischen Länder keinee Antwort gewürdigt worden sind, und die Bitte gestellt worden, daß hohen Orts an diese Herren der Auftrag ergehe, häufiger und mit Beziehung auf die Fabrication und den Handel Oesterreichs Berichte zu gebrn, und daß durch die Handelskammern gestellte Anfragen der besten Berücksichtigung empfohlen werdea.

Die Kammer glaubt bei dieser Gelegenheit auch bemerken zu müssen, wie wünschenswerth es sei, daß sie von Zeit zu Zeit von den geschehrnen Veränderungen im Consulatswesen, wie dies noch vor Einem Jahee der Fall wae, Kenntniß erhalte, um bezügliche Anfragen der Industriellen befriedigen zu köanen.

Eine von allen Sensen-Fabrikanten wiederholt geäußerte Klage betrifft dea Unfug der Nachschlagung renomierter Marken im Inlande selbst. Eine diesbezügliche Klage der Sensen-Fabrikanten van Himmelberg hat die Kammer dor zwei Jahren bevarwortend an das hohe Ministerium geleitet; und abermals und diesmal von allen Sensen-Gewerken wird dieselbe Klage der Bevorwortung der Kammer empfohlen und um Abhilfe gebeten. Von einer Gewerkschaft ist selbst die Nachweisung angeboten, daß dergleichen Fälschungen im großartigen Maßstabe versucht worden sind.

Eine weitere Beschwerde betrifft das Verhältniß des Gewerken zu den Arbeitern, eine Klage, die van den Pfannen-Gewerken in gleicher Art vorgebracht wird. Die alten Satzungen zur Regelung dieser Verhältnisse haben sich längst überlebt, und es wird die neue Gewerbe-Gesetzgebung, welche sich auf bride Gewerbe bezieht, gewiß von sehr günstigen Einfluß sein, und dem fortwährenden Kampf gegen manchen herkömmlichen Unfug ein Ende machen; in solange dies aber nicht der Fall ist, wäre es gewiß sehr wünschenswerth, daß den noch üblichen Gesellen-Bräuchen in allen Provinzen, wo diese Gewerbe betrieben werden, kräftigst gesteuert und dagegen wirksamer Schutz gewährt werde.

Pfannen.

Der Absatz mit Pfannen hat einen wesentlichen Rückgang erfahrea. Ee war bisher nach Italien und Triest am lebhaftesten betrieben, und nicht minder günstig war der Bedarf der k. k. Armee. Die verbesserten Heizmethoden und die Zulässigkeit von Geschirren aus anderem Materiale, die veränderte Kochmethode bei der Armee haben überhaupt eine Abnahme im Begehr von Pfannen herbei geführt. Die Mißernte in Italien benahm aber im vergangenen Jahr dem dortigen Landmann, sonst der beste Abnehmer, die Mittel zum Einkauf mancher Bedürfnisse, und nöthigte ihn, sich einzuschränken. Insoweit der Pfannenhandel durch diese Ursache vermindert, wird er mit dem nächsten Erntesegen in Italien mehr als zuvor wieder aufleben; in wie weit aber die Abnahme dieses Handels durch wohlfeilere Ersatzmittel für Pfannen, oder duech den zu hohen Preis der im Lande erzeugten herbeigeführt ist, wird zu seiner Erhaltung die Entfernung dessen nothwendig, was die Erzeugung oder den Verkehr vertheuert. Dazu gehört ahne weiters auch die Regelung der Arbeits-Verhältnisse, die noch auf dem uralten Stand des Handwerksbetriebs gestellt sind, so daß von einem fabriksmäßigen Betrieb kaum ein Anfang vorhanden ist. Vergeblich ist das Ankämpfen gegen die hergebrachte Arbeitszeit, gegen die abgebrachten Feiertage u. dgl. und daher die Wirksamkeit des neuea Gewerbe-Gesetzes und der Schutz gegen die Willkürlichkeit des Arbeiters oer Gegenstand einer aller Unterstützung empfohlenen Bitte.

Blei-Industrie.

Rahblei.

Die Blei-Production betrug im Jahre 1853:

in Oberkärnten	56,190 Ctr.
in Unterkärnten	14,437 „
zusammen .	70,627 Ctr.
im Vergleich zu der Erzeugung im Jahre 1852 wo sie	59.418 „
betrug, um	11,209 Ctr.

mehr. Davon entfallen 3,029 Centner auf die Mehrerzeugung von den Bergbauten Unterkärntens.

Die große Nachfrage nach Blei, das zugleich in Folge der Preissteigerung für spanisches Blei und des gleichzeitig gestiegenen Silber-Agios Gegenstand großer Speculation ward, erklärt die beträchtliche Zunahme der Production. Es ist jedoch zu besorgen, daß der Handel mit Blei in nicht zu ferner Zeit ins Stocken geräth, und mit dem Fallen des Silber-Agios ist dies mit Bestimmtheit voraus zu sehen.

In Unterkärnten ist die Blei-Production seit einigen Jahren in sehr rascher Zunahme begriffen. Jedes Jahr bringt neue Unternehmungen, und sind sie gleich meistens nur mit geringen Capitalien begonnen, so geben sie doch hinreichend Anhaltspuncte, über die Ergiebigkeit zu schließen, zu welcher dieser Bergbau bei systematischer Inangriffnahme mit großen Capitalien gebracht werden könnte. Das hier gewonnene Blei hat eine ausgedehntere Anwendung bei der Glätt- und Mennig-Fabrication gewonnen, und seine Güte hinreichend bewährt.

Bleiweiß, Bleiglätte, Mennig, Schrott.

Die Erzeugung von Bleiweiß hat sich im Vergleich gegea früher noch ungefähr auf demselben Niveau erhalten, aber die Klage aller Bleiweiß-Fabrikanten ist einstim-

mig über Verminderung des Absatzes. Es mag diese zum Theil in dem sich geltender machenden Zinkweiß gelegen sein, das durch die den Zinkweiß-Fabriken zu Gebote stehenden billigen Verkehrsmittel begünstigt ist, aber die Größe dieser Concurrenz läßt sich kaum ziffermäßig erheben, und ob dieses neue Präparat überhaupt im Stande sein dürfte, das Bleiweiß ganz zu verdrängen, müßte nach den bisherigen Erfahrungen wenigstens ganz in Abrede gestellt werden. Es sind Fälle bekannt, daß Bestellungen auf Bleiweiß durch die Concurrenz des Zinkweißes ausblieben, aber in der Folge im gleichen Grad wiederkehrten, indem sich das Zinkweiß nicht für alle Fälle eignete, Ersatz zu bieten.

Viel nachtheiliger wirkten auf den Bleiweißhandel die Besorgniß erregenden politischen Zustände, die damit verbundenen Coursschwankungen, und die in Folge der Preissteigerung des Rohstoffes bedingten höheren Preisnotirungen

Da die hiesigen Bleiweiß-Fabriken als Essigstoffe größtentheils halbverdorbene Rosinen und Corinthen verbrauchen, so übte die Traubenfäule im Orient einen mehr als schädlichen Einfluß und der Bezug dieses Rohstoffes wurde meist ganz unmöglich.

Der Handel mit Bleiglätte und Mennig war von der allgemeinen Handelsklemme nicht ausgenommen, und ist, so weit er nach den türkischen Provinzen betrieben ward, von dem Einflusse des dortigen Kriegszustandes getroffen. Dagegen beginnt der Handel mit Schrott seit der Aufhebung des Belagerungszustandes sich wieder zu heben, und die jüngst zu Gunsten Ungarns erlassene Verordnung über den Belagerungszustand dieser Provinz verfehlt nicht vom besten Erfolg zu sein.

Mittheilungen
des kärntnerischen Geschicht-Vereines.

Die Vereins-Direction ist in der besonders erfreulichen Lage, den verehrlichen Mitgliedern und Freunden des vaterländischen Geschicht-Vereines die angenehme Mittheilung zu machen, daß unser hochverehrter, im In- und Auslande gefeierter Landsmann, der Bildhauer Herr Hanns Gaßer, in gütigster Erfüllung einer der Vereins-Direction bei seiner vorjährigen Anwesenheit gegebenen Zusage, dem Vereine vor wenigen Tagen eine Anzahl von 27 Gyps-Statuetten (sämmtlich Modelle von seinen vortrefflichen Kunstschöpfungen) als Geschenk eingesendet hat, welche mit Ende der nächsten Woche im Vereinslocale werden aufgestellt werden.

Wir enthalten uns jeder Schilderung dieser Meisterwerke, welche keiner anderen Anpreisung bedürfen, als der Bezeichnung, daß sie Schöpfungen Gaßer's sind.

Wir folgen dem Drange unserer innigst gefühlten Dankbarkeit gegen den edlen großmüthigen Herrn Geschenkgeber, indem wir den Ausdruck dieses Dankgefühles im heimatlichen Blatte niederlegen.

Auch der archäologischen Sammlung des Geschichtvereines ist ein reicher wichtiger Zuwachs zu Theil geworden durch die hochsinnige theilnehmende Fürsorge der als edle Vaterlandsfreundin und großmuthige Gönnerin des Vereines bereits vielbewährten Besitzerin des Gutes Töltschach, der wohlgebornen Frau Therese Türk, indem sie nicht nur bereits im verflossenen Jahre dem Vereine mehrere neue Fundstücke römischer Wandmalereien zum Geschenke machte, sondern demselben auch heuer wieder mit uneigennützigster Güte gestattete, in dem theilweise abgedeckten römischen Gebäude nächst Töltschach, dem bisher einzigen Fundorte der im Besitze des Geschichtvereines befindlichen, vielfältig bewunderten Ueberreste antiker Wandgemälde, weitere Nachgrabungen vorzunehmen, welche, obschon sie wegen der beschränkten Geldkräfte des Vereines einstweilen nur in geringem Umfange ausgeführt worden sind, die Sammlungen desselben mit einer bedeutenden Anzahl vorzüglich schöner Bruchstücke dieser interessanten antiken Kunstschöpfungen bereicherten *).

Wir erfüllen eine sehr angenehme Pflicht, indem wir dieser edelmüthigen verehrten Gönnerin des vaterländischen Geschichtvereines unseren wärmsten Dank hiemit öffentlich aussprechen.

Eine nicht minder angenehme Pflicht-Erfüllung ist es für uns, in diesem den vaterländischen Interessen vorzugsweise gewidmeten Blatte unseren tiefgefühlten Dank auszudrücken für die hochherzige Theilnahme und Unterstützung, deren der Geschicht-Verein von Seite Se. Durchlaucht des hochgebornen Herrn Fürsten Ferdinand v. Rosenberg sich zu erfreuen hat.

Se. Durchlaucht hat — nebst früher wiederholt mitgetheilten reichhaltigen und interessanten Auszügen und Copieen aus dem Archive des fürstlichen und gräflichen Hauses, — in neuester Zeit das Archiv des Vereines mit einem Manuscripte von der Hand Seines erlauchten Großvaters, des hochsel. Herrn Vincenz Grafen v. Rosenberg, (er war in den Jahren 1774 bis 1782 Landeshauptmann Kärntens) betitelt: „Schilderung des Erbherzogthumes Kärnten", in 4 Bänden, bereichert, welches die werthvollsten und schätzbarsten Materialien zur Geschichte der Verfassung Kärntens enthält.

Ein ausführliches Verzeichniß über die zahlreichen, dem Geschichtvereine in den Jahren 1853 und 1854 gewidmeten Geschenke wird am Jahresschlusse mitgetheilt werden.

Klagenfurt, am 20. September 1854.

Vom Ausschuße des kärntnerischen Geschicht-Vereines.

---

*) Die Carinthia wird nächstens eine ausführlichere Besprechung dieses archäologischen Fundes bringen.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 77. Klagenfurt, Dienstag, den 26. September. 1854.

Schlacht- und Herzenshelden.

Novelle.

1. Capitel.

(Fortsetzung.)

„Siehst Vater," lispelte da das Töchterlein, wie ungehalten — „siehst, ich muß aber doch immer allein sein. Ich habe keinen Bruder und keine Schwester zum spielen; das ist nicht lustig."

„Soll bald lustig werden" entgegnete etwas gerührt der Bauer — „wenn auch deine Mutter es noch sehen könnte, was für einen lieben Gespielen du noch diesen Abend bekommen wirst."

„Ist wahr? Vater."

„Ja — aber sei nur still und geh' wieder." Und zu den Fremden gewendet fuhr er fort: „Das Ding hat doch nie eine Ruh'; — gleich wird sie jetzt ein Bettlein bereiten neben dem ihren und dann bis in den Abend hinein vor der Thüre stehen und hinausschauen und warten und —

„Herr Oberbauer" unterbrach ihn Heim (denn den Namen hatte er eingestickt an seinem Ringgurte gar wohl bemerkt) — „wir müssen wieder weg. Uns're Schuldigkeit? —

„Ah! was dann" erwiederte gastfrei der Bauer, „den Hausfegen verkaufen wir nicht. Wohl bekomm's."

Nach einigen Worten des Dankes steckte Theodor dem Töchterlein ein Blümchen zu, die Andern schritten mit dem Bauer in die Vorlaube hinaus — alle nahmen Abschied und bald treffen wir unser Wanderterzett im vollen Aufsteigen begriffen. Diese Uhlandische Einkehr hatte sie freier gestimmt, und sie segneten noch ferne herabblickend das nördliche Gehöfte vom Firste bis zum Grunde. Es ging fort und fort bergan; die Schlucht lag in Schatten, die alten Bäume rauschten und unheimliche Winde wehten wie Vorverkünder der nahen Gletscherwelt. Hier ein tüchtiger Stamm entwurzelt, dort die Erde aufgestört, hier Spuren von Straßenverbesserungen, dort ein Gedächtnißkreuz eines bösen Zufalles, — beständig Krümmungen und stete Steile — dies das Bild des diesseitigen Jochberges. An der ersten Höhe steht vereinsamt eine Gnadenkirche und von dieser hinweg zieht sich eine schiefe, kahle Hochebene bis zur höchsten Linie dieses Uebergangsrückens. Schon sank der Abend immer tiefer und tiefer mit unwillkommener Kühle herrschend, die zuletzt sogar in eine empfindliche Höhenkälte überging, als die drei die altersgraue Baute des sogenannten Paßthurmes mit seinem geschwärzten Dache verödet in den dunkelnden Himmelsbogen hinragen sahen. Als der Thurm erreicht ward, war der Querbaum der Maut bereits herabgelassen und drinnen im Gewölbe blies man schon Lichtlohen aus den Kohlen. Auf Anmeldung erschien der Paßwächter und ließ die Drei durchziehen und — der Mautbaum knarrte wieder schrillend zu. Aber als die Wanderer die letzte Anhöhe erreicht hatten, — welch ein Gemälde! welch großartige Nähe! Die ganze Gletscherkette, die Südgrenzmarken Pinzgaus im Abendrothe. Wahrlich ein solcher Eindruck ist ein unbeschreiblich erhabener und man möchte wie Faust den Augenblick beschwören, auf daß er nicht entweiche. Hier brausten niederbeugend Winde dahin, wie in jähem Abgrunde lag unten das noch weithin an den Windungen des Flusses erschimmernde, schlummernde Thal und schroff gegenüber glänzte aufgethürmt der ewige Schnee, in bläulichen Schattenfeldern sich abschluchtend. Von solcher Höhe ist der Streit der Giganten ein noch eindringlicherer. Man kann da der Natur heimlich ihr Schaffen ablauschen vom grünenden Thale stufenweise bis zur lebensleeren Eiskuppe. Auch die Tauern, die unsere Drei zur Ueberschreitung sich in der Karte vorgezeichnet hatten — auch sie standen, wie herausfordernd, in der unübersteiglichen Kette. Im Südosten flimmerte über alle andern erhaben wie glühendes Erz einer Eispyramide in den tiefen Abendhimmel, in den man jubelnd den Großglockner begrüßt. — Ueberwältigt vom hehren Gemälde eilten die Genossen von Sturm umbraust sturmstreichs längs der Bergessenkung hinab, um die Lage des noch unsichtbaren Mitterfill zu erspähen. Denn die Gletscher ergrauten bald in hereinbrechender Nacht, der Fluß durchschimmerte tief herauf das allgemeine Dunkel nicht mehr und nur einzelne Lichter erschienen im Thale. Eine bange Sehnsucht nach traulicher Einkehr regte sich in den ermüdeten Wanderern. — Da sahen sie eilend eine weibliche Gestalt, die Kleider vom Winde zerflattert, die Höhe heransteigen; sie nahte, — sie trug ein Kind in den Armen und jegliche Aengstlichkeit sprach unverkennbar aus ihren Zügen.

„O Gott!“ ſprach ſie die Fremden an „iſt denn der Poſtthurm noch nicht nahe? Die Nacht bricht ein — ich bin ermattet — das Kind leidet große Kälte. O ich bitte Sie, ziehen Sie doch' das Tuch etwas mehr über das Kind herüber (und als Theodor voll Mitleid das befolgt hatte) — So, ich danke ſehr.“

„Gefaßt meine Gute — der Poſtthurm iſt nicht mehr ſehr ferne.“ „Krüger, reiche etwas die Flaſche. — Hier, laben Sie ſich, und was ich übrig habe, will ich für das arme Kind hineinlegen.“

Nachdem die Genaſſen jeder das Seinige als Schärflein zum Liebesdienſte beigetragen und ihr noch milde Worte auf den Weg gegeben hatten, ſetzte die Unbekannte ihren beſchwerlichen Weg fort — und verſchwand alsbald im Finſtern.

Die Nachtwandler aber erzingen ſich noch lange in Nachforſchungen über dieſe unverhoffte Erſcheinung; über das keineswegs ländliche Weſen der unbekannten Jungfer, über ihr Anvertrautes u. ſ. w. Indeß als ſie den Ort Mitterfill tief im Thale erreicht hatten, ſprachen ſie fröhlich dem Weine zu und ließen ſich ſchlafſuchend nach dem oberen Stocke in die holzgezimmerte Kamenate führen. In mehr als hundertjährigen Betten (die Jahreszahl war zierlich eingelegt) pflegten ſie der ſtärkenden Ruhe.

Gegen Nordweſt vom Städtchen Lienz zieht ſich ziemlich lang gedehnt das Matreiertbal hin. Von Jagden oft durchtoſte Berge ſchließen es beiderſeits mehr zu einer geſtreckten Schlucht, die nur ſelten einer bedeutenderen Fläche Raum läßt. Die wenigen Ortſchaften erinnern in ihren Namen äußerſt wenig mehr an hieſige weiland ſlaviſche Anſiedlungen, und wenn einſt die Schlacht auf dem Tablacher Hochfelde allem Fremdartigen den Eintritt in's Land verwehrte, ſo ſteht jetzt auch hier das germaniſirende Element ſiegreich da. Der Name Windiſch-Matrei iſt bloß mehr ein hiſtoriſches Paradoxon, und im Darfnamen Schlaten dürfte der Wurzelgräber auch auf kein gediegen Gold ſtoßen. Dieß Thal war einſt die Grenzmarke Kärntens, das auch einmal ſeine zu wenig erforſchte und geachtete Zeit der Blüte hatte. In dieſem Durchzugsthale zwiſchen zweien Gebieten durfte eine Zwingburg nicht fehlen. Jetzt ſtarren ein Paar elende Wände aus üppigen Buſchwerk hervor; durch die Mitte eines nur mehr von dreien Mauern gebildeten Thurmes grunt fröhlich eine lebensfriſche Fichte hinauf. — Stoff genug gebend zue oft wiederkehrenden Sage, aus ihrem Holze müſſe erſt die Wiege für jenen Speaſſen (von Kienburg) gezimmert werden, der des Schloſſes Macht neu emporbringen werde. Gießbäche und Waſſerfälle, Auen und Geſelſe hier, dort hohe Alpen und Gletſcherperſpective zeichnen das Thal. Hauptort iſt Matrei.

Heute wor's eben Sonntag. Im Thale war alles ruhig, höchſtens daß ein feierlicher Windeszug durch die Wipfeln der Zirbenbäume rauſchte. In der Dorfkirche wor eben der „Segen“ zu Ende gegangen, und nachdem der Ortspfarrer vom Meßner unterthänig begleitet und von allen Seiten begrüßt durch die Reihen geſchritten war, rückten die Burſchen enger aneinander und bildeten ihre idylliſchen Sonntags-Clubbs. Vielleicht mögen ihre naturwüchſigen Debatten ſinniger geweſen ſein, als manche anſtändig-langweiligen Theeconverſationen. Als nun ein freier Wagen herbeirollte und vor dem Darfwirthshauſe anhielt, lenkten ſie ihre Schritte bedächtig eben dahin.

Der Kutſcher ſprang ab. Aus dem Wagen ſtieg ein ſtarker, vornehmer Mann mit weißem Albabarte, grauem Haupte und einem Steizfuße. Sein Blick war friſch und jugendlich und ſeine Haltung entſchloſſen und entſchieden trotz ſeinem Alter. An ſeiner linken Bruſt wollten die Herumſtehenden einige Zeichen bemerkt haben. Ihm nach, als er erwartend in die Vorlonbe des Gaſthauſes trat, folgte ein blaßes Fräulein, ſchwarz gekleidet und nur ſelten aufblickend mit den dunklen Augen. Alsbald verſchwanden ſie, von dem beweglichen Hauswirthe zuvorkommend über die Stiege hinaufgeleitet. Der Kutſcher trug ihnen ein Paar Päcke noch.

Die Burſchen ſtanden ſtaunend herum. Sie wollten den Wirth erwarten um von ihm etwas von der angekommenen „Herrſchaft“ zu erfahren.

Drinnen aber eilten geſchäftig und wie verwirrt die Stiege herab:

Der Wirth,

Die Wirthin,

Die zwei kleinen Buben, die der Alte gefälligſt aus dem Fremdenzimmer gejagt hatte, worin ſie geſpielt; endlich der knurrende Tiras, der unter dem Tiſche weg mußte.

Man ſchien wieder zu Verſtand gekommen zu ſein. Da kam der Wirth vor das Thor und lüpfte ein wenig ſein grasgrünes Käppchen.

„Sagt doch, Herr Grünbaumwirth — —“

„Ei, daß dich! — weiß es ſo ſelbſt kaum.“

„Nun ja, aber wenigſtens woher und wegen was?“

„Nu, immer wegen dem Gleichen noch.“

„So, ſo. Und wann danu hinein in's Thal.“

„Mein! was du nicht alles wiſſen willſt. Geh' lieber do hinab zum Vetter Jacob; er ſoll ſein junges, feiſches nud das alte, fromme Pferd bis morgen Früh herſtellen. Der alte gnädige Herr und die Jungfer wollen morgen in's Teffreggen hinein. Hiemit rannte der Schenke wieder davon; der Burſche tiefer in's Dorf.

Oben aber ſcheitt der Alte gedankenvoll durch's Zimmer. Es war Robert Dietbold, ein oller Franzoſenhauer und nun anſehnlicher Beamter in einem kärntiſchen Gebiete. Jenes, dem Vater ſo eigenthümlich anmahnende Gefühl, das Bewußtſein der unglücklichen Liebe ſeiner Tochter, hatte es ihm zur Pflicht gemacht, der verwunde-

ten Gefühlswelt durch eine großartige Naturwelt die Wage halten zu laſſen. Er führete Thereſen, die wenig über zwanzig Jahre zählte, aus den vier Wänden des Heimathauſes und den Winkeln, aus denen traurige Erinnerungen mannigfalt hervorſtarrten, heraus in die freie Alpenwelt. Und wenn er ſich nicht ganz getäuſcht haben ſollte, ſo war Thereſens Schmerz ſchon zu einem friedlich verklärten geworden; wie über gewitterſchwarzen Wolken zuletzt der Regenbogen ſchwebt, wie die Bibel ſagt, daß Gott des Bundes gedenke. Und ſo mochte in Thereſens Herzen würdige Lebensfreude einen Bund geſchloſſen haben mit der ſchwer geprüften Trauer ihrer Liebe. Wir wollen das Geheimniß gleich im voraus nicht vorenthalten: — ſie hatte ein Grab zu ehren — mit Thränen, und wenn die Vorſehung es in die Sterne geſchrieben — mit friſchen, duftigen Blumen.

Der Vater freute ſich jedes einzelnen heiteren Wortes, das über ihre Lippen kam, und dachte Thereſen bei ſolchem Fortſchritte in der Zerſtreuung alsbald gänzlich geneſen und einem wandellos zufriedenen Leben entgegengehend. Allein eine gewiſſe unheimliche, höchſt peinliche Verſchloſſenheit, begleitet jedoch von edler Trauer — dieß war ihm ein ſtetes Räthſel bei Thereſen geblieben. Dena, wie entſprechend dieſem Geheimniß, ſchätzte auch Thereſe alle Freundlichkeit des Vaters wie eine unverdiente Gnade. Sie war eine Sara Sampſon, deren Vater jeder edlen That fähig war, die jeden Augenblick jene Verſöhnungsworte hörte, aber doch niemals geſtehen konnte.

Robert Merbold theilte der Tochter den Plan mit, am morgenden Tage, nachdem ſie hier das zerfallene Schloß und auch die Kirche beſucht hätten, ſich in's nahe Teffreggertal zu begeben und in den ſtillen Gründen deſſelben mehrere Tage, oder wenn es gefiele, auch eine Woche zu verbleiben. Abends ſpazierten ſie noch durch's Dorf; der Alte friſch mit dem Stocke, die Tochter ernſt im ſchwarzen Kleide, lenkten in den Friedhof ein und begaben ſich dann wieder auf ihr Zimmer.

Nächſten Morgen erfolgte die Abreiſe, wie ſie vorausbezeichnet war.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Liefland.

Von Louis Julius.

Die Schiffsglocke läutete zum letztenmale, die „Düna“ ſchwenkte langſam vom Ufer, Kiſten und Koffer, die regellos auf dem Deck durch- und übereinander lagen, verſchwanden eines nach dem andern nach und nach in dem gähnenden Schlunde, der ſich vor dem Rauchfange aufgethan, bald gab es Raum, um die enge, dumpfige Cajüte zu verlaſſen, einen Spaziergang über das Deck riskiren zu können, die Paſſagiere begrüßten einander, und fanden zu ihrem Vergnügen das ſchöne Geſchlecht ſehr gut in ihrer Mitte vertreten.

Eine junge, hübſche Engländerin, Miſtreß D—n. mit ihrem reitzenden engelhaften Töchterchen, der kleinen blonden Miß Alix, fiel vor allen andern vortheilhaft auf. — Der Dampfer ſteuerte den Cours von Stettin nach Riga unter kaiſerlich ruſſiſcher Flagge, ein Umſtand, der — wie man ſpäter erfahren wird — dem Schiffe, wie den Paſſagieren weſentlich von Nutzen war. Wir paſſirten, vom herrlichſten Wetter begünſtigt, Swinemünde und den Faro und endlich ſchwammen wir auf den grünen Wogen der Oſtſee, eine friſche Briese blies von Weſten, wir ſetzten das große und das Marsſegel bei, und ſchäumend zerſtiebten die Wellen vor unſerm Bug; heiterer Himmel, mäßig bewegtes Meer, ſchnelle Fahrt ſtimmen heiter, das weiß jeder der auf Salzwaſſer ſchwamm, kommt ein gutes Diner dazu, ein echter Sherry, was fehlt dann um glücklich zu ſein? — Bei Tafel machte man Bekanntſchaft, man ſtellte ſich ſeinen ſchönen Reiſegefährtinen vor, die pommeriſche Küſte verſank hinter uns, nur einzelne ſchneeweiße Segel, gleich Schwänen auftauchend, und wieder verſchwindend, waren noch ſichtbar; ich ſaß an der Seite der Lady, und ſpielte mit der kleinen Alix, deren Mündchen nicht einen Augenblick ſtille ſtand, und deren halbengliſch, halb deutſches Gaplauder mich beſſer unterhielt, als ein zehnbändiger „ewiger Jude.“ Reiſende, die eben Bekanntſchaft gemacht, beſprechen in der Regel frühere Reiſen, deren Abentheuer und Erlebniſſe, und ſo erfuhr ich von meiner ſchönen Nachbarin, daß ſie den verfloſſenen Winter in Madeira zugebracht, um ihre angegriffene Geſundheit zu reſtauriren. Sie wurde nicht müde das reitzende Land ſowohl, als das äußerſt komfortable Leben daſelbſt zu preiſen, und vermaß ſich, dort Touren gemacht zu haben, die denen über den großen Berekand und das mér de glace, von denen ich erzählte, nichts nachgeben.

So wurde es Abend, die Roſſe des Sonnengottes tauchten in die See, noch einen glühenden Gutenacht-Kuß warf er uns zu, und ſtürzte ſich in Thetis kühlendem Schooß.

Die Kleine war ſtill geworden, ſie verlangte ins Bett, die Mutter ſtellte ſie auf die Gallerie, das Geſicht der Abendröte zugewendet, dem Weſten, wo ihr Vater in Kentuky weilte, und das Kind betete einfach und innig: „god bless papa, and mama and all my friends!“, dabei reichte es mir ſein Händchen, als wollte es mir zu verſtehen geben: auch ich dürfte mich unter die Zahl der „friends“ rechnen, und ſchlüpfte am Arm der Mutter die Kajütentreppe hinab. — Ich trat zu einer Gruppe Matroſen am Vorderſteven, die mit einem Fernrohre wechſelsweiſe ein Schiff betrachteten, das ſich von Bornholm herüber raſch dem unſern näherte. „Für was haltet Ihr

Digitized by Google

das Segel?" fragte ich einen der Vikinger. Er sah mir stumm und brutal ins Gesicht, während es die anderen nicht der Mühe werth fanden sich nach dem Frager umzusehen. „Nun was kann das für ein Landsmann sein? Ein Schwede? — „Wir werden ihn gleich in der Nähe sehen, der läßt nicht warten!" — „Davon wissen die Stettiner Handelsherren zu erzählen." — Ein Blitz, ein weißes Wölkchen lösen sich von dem Schiffe, und bumm! — patschend tanzte eine Stückkugel an unserem Bug hin. „Aha! er singt schon!" „Flagge auf" commandirte Capitaine Böhm: „Beilegen!" — „Top!"

Der Schooner kam brausend heran, und nun erkannt' ich den Dannbrog, der am Flaggenstock wehte. Also ein Däne! Auf den Raaen, im Mastkorbe, auf der Batterie stand und hing die Equipage; jetzt hatten sie auch unsere Flagge, den Doppeladler erkannt. „Wie heißt's Ship?" brüllte das dänische Sprachrohr. „Die Düna, Capitain Böhm, kaiserlich-russisches Packetboot von Riga." „Passirt!" — „fort!" — Mit höflichem beiderseitigen Gruß der Capitaine flogen die Schiffe aneinander vorüber, bald war der Seevogel uns aus dem Gesichte.

Hätten wir die preußische Flagge geführt — es war die Zeit des holsteinischen Krieges — so wären wir nun schon auf der Tour nach Kopenhagen gewesen, wo auf das Schiff Embargo gelegt, und die Passagiere genöthigt gewesen wären, ohne irgend eine Entschädigung ihre Reise von dort aus fortzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— Alexander v. Humboldt beging am 14. d. seinen 85. Geburtstag. Er ist am 14. September 1769 in Berlin geboren.

— Am 12. September wurde von Beuhns in Berlin ein neuer Comet im Sternbilde des Camelopard aufgefunden.

— Der Kapitän Inglefield, der mit dem Regierungsdampfschiff „Phönix" zwischen Grönland und dem Festlande von Amerika einen Eingang in die Polaersee suchen soll, hat unterm 9. Juli von Four Island Point an die Admiralität berichtet. Er besuchte zuerst die dänischen Niederlassungen. Bei Akenekarsbiack fand er einen versteinerten Wald, ähnlich dem am Mackenziefluß entdeckten, 1084 Fuß über dem Meeresspiegel. Das Holz befand sich in allen Stadien des Ueberganges zum Sandstein. Die Species gehören sämmtlich einem wärmeren Clima an, Linden, Birken, Kiefern, auch mancherlei Farrenkräuter. Einige Bäume waren verkohlt. Auch ein Stückchen Bernstein fand sich. Bei Ritenbenk Rullgad entdeckte Inglefield ein Lager von Anthracitkohle, das fünf Fuß über den höchsten Fluthstand an der Küste zu Tage steht und fast horizontal streicht. Die beiden Lager darüber, eine von schwarzer Erde, die andere von grobem Sand, können ohne Schwierigkeit weggeräumt werden. Das Verladen in Boote geht mit der größten Leichtigkeit von Statten und Schiffe haben 200 Ellen vor der Küste einen geschützten Ankerplatz. Der Ingenieur begutachtet, daß die Kohle, mit erdlicher gemischt, für Dampfschiffe sehr brauchbar sei.

— „Ein Unverbesserlicher!" Unter dieser Ueberschrift theilt ein Blatt aus Neu-Orleans folgende Scene aus dem Leben eines Abolitionisten und Mitgliedes der Gesellschaft gegen die Sclaverei mit. Thomas Garratt, 70 Jahre alt, erschien vor dem Sheriff, angeklagt, 15 Sclaven auf einmal das Entweichen erleichtert zu haben; er wurde zu 8000 Dollars Schadenersatz verurtheilt, obwohl sein ganzes Vermögen dermalen nur noch auf 5000 Dollars geschätzt wird. — „Garratt, Sie haben Sich jetzt an den Bettelstab gebracht, Sie sind in Ihren alten Tagen nichts mehr noch weniger als ein Bettler. Ich wage zu hoffen, daß Sie sich jetzt mehr mit Ihren Angelegenheiten beschäftigen werden, als mit denen anderer Leute." — „Ja," antwortete Garrat, „ich bin nur noch ein Bettler in meinen alten Tagen, aber ich habe mein Leben nicht übel benutzt; denn ich habe die Namen von 1400 Sclaven, denen ich zur Flucht verholfen habe. Wenn Du daher den einen oder anderen armen Ausreißer kennst, der eines guten Freundes Beistand bedarf, so schick ihn nur zum alten Thomas Garratt."

— Die „Times" bringt einen Privatbrief aus Melbourne, der ein merkwürdiges Abenteuer erzählt: An der Furth des Loddon-Flusses, schreibt der Verfasser, der in England eine Stelle mit 300 Pf. St. aufgegeben hatte, wurde ich von einem Gewitter überrascht und mußte in ein „Gefleischungszelt" flüchten, in der That eine Räuberhöhle. Man credenzte mir ein Glas Sodawasser, glücklicherweise von einer ungeschickten Hand gemischt. Anstatt mich zu betäuben, erzeugte das Gift eine Aufregung meines Gehirns, von der ich früher keine Vorstellung gehabt hatte. Sobald ich die Wirkung fühlte, rannte ich im Hemde und Hosen davon in den Wald. Bald hörte ich Verfolger zu Pferde. Ich hatte mein vollkommenes Bewußtsein, aber vermöge der außerordentlichen Wirkung des Trankes konnte ich keinen Gegenstand fest ins Auge fassen, ich sah Alles wie in einem Spiegel. Es war, als ob eine übernatürliche Kraft mich vom Erdboden erhebe und wie im Fluge dahin trüge. Dabei fühlte ich doch jeden Kiesel, auf den meine nackten Füße traten, und meine Haut schauerte von der kalten Nachtluft. Zu diesem ganz unbeschreiblichen Körperzustande gesellte sich eine sonderbare Illusion. Ich hörte einen Mawparo (australischen Kukuk) und habe keinen Zweifel, daß das Thier mich wirklich meilenweit begleitet hat. Die Illusion bestand darin, daß ich aus seinem Geschrei ganz deutlich englische Zurufe zu hören glaubte, z. B. geradaus! folge dem Stern! halt! steh' auf! Ich verfolgte diese Anweisungen, und als ich mich später in der Gegend orientirte, überzeugte ich mich bei kaltem Blute, daß ich am Tage und mit aller Mühe unmöglich hätte die Strecke von sechs Meilen in einer geraderen Linie zurücklegen können. Die weitere Erzählung hat kein Interesse. Sie muß aus glaubwürdiger Quelle kommen, da die „Times" einen Leitartikel darüber schreibt. Wahrscheinlich ist man in Australien zu einem Recepte gekommen, nach dem orientalische Völker aus dem indischen Hanf und anderen Kräutern Tränke brauen.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Feed. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 78. Klagenfurt, Sonnabend, den 30. September. 1854.

Schlacht- und Herzenshelden.

Novelle.

1. Capitel.

(Fortsetzung.)

Weit hinter den Tauern aber treffen wir unsere drei Wandergenossen von ihrer zierlichen Kamenate aus sich der Rundschau im Pinzgaue erfreuend. Frische Morgenwinde streiften durch's Thal, und der Himmel war rein blau aufgeschlagen und unverschleiert weilte der Sonnenstrahl auf Flur und Bergen. Die Drei hatten eben ihr Frühstück eingenommen und kehrten nach vollbrachtem Morgenumgang, in Andedacht der schwierigen Tauernersteigung, in dem Häuschen des Dorfschusters ein. Aber:

„In seiner Werkstatt Sonntagsfrüh
Steht unser theurer Meister hie,
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt —
Einen saubern Feierwams er trägt."

Das hatten unsere drei Wanderer erst jetzt bedacht. Doch der Meister gab auch den Fremden die Ehre, hindeutend, für Reisende könnte man schon ein Pförtlein aufmachen. Er ging an die Arbeit.

„Gewiß morgen über die Felmer?" fragte er auskundschaftend.

„So ist's" entgegnete Grim, „wir wollen heute Nachmittag in's Tauernthal hinein und im Tauernhause übernachten; sodann nach Matrei und in's Teffreggenthal.

„Ah!" begann der Meister wieder mit wichtiger Miene — „werdet sehen, was es dort für reiche Leute gibt, Kaufleute, die in allen Ländern herumkommen und sich ein Geld machen und über den Winter es bei Weib und Kind gemächlich verbrauchen. Dort spricht man alle Sprachen — in einem kleinen Thale! und die entferntesten Fremden kommen, wenn auch nicht gar zu oft, dahin."

„Auch wir suchen dort Bekannte auf", setzte Theodor hinzu.

„So? und wer sind diese?"

„Eben auch Kaufleute."

„Ei, sagt nur. Ich bin thalauf thalab dort bekannt, mehr als hier."

„Nun, sie wohnen im Dorfe Feld."

„Aha — das sind die Feldner. Aller Respect."

„Also kennt Ihr Sie?"

„Das denk' ich, und wie! Das sind mir geschäftige Leute. Und nur was für ein prächtiges, echt schweizerisches Haus sie dort haben; ich sag's, voll von Zierrat und Schnörkeln und Getäfel, und das Beste ist drinnen selbst. Verdienen's aber auch. Denn schon im Februar geh'n sie von der Heimat weg, und kommen erst bis auf den Kirchmeßtag zu Jacobi zurück. Ein Theil handelt in Prag, der andere in Linz, ein anderer in Wien. Und haben vollauf zu thun. Da kann ich mich erinnern, wie sie's in Wien haben. Ich war nämlich anno so und soviel dort als Soldat, und bin erst seit Kurzem wieder da bei Pech und Ahle. — Diese Landsleute also haben eine Strohhutniederlage in der Rottenthurmgasse; gegenüber riecht man eine Apotheke, und im Hause eine Spezereiwaarenhandlung, und im Hofe rechts und links sind ihre Waaren gelagert. Da weiß ich mich denn recht gut zu erinnern, wie immer eine nicht mehr junge aber um desto mehr gefallsüchtige Frau hinein kam, begleitet von einem mit gesticktem Tuche bedeckten Hunde, der ein Kätzchen mit sich führte; die Frau selbst aber ließ ein Aeffelein um ihren Busen spielen, das „liebe, gute Thier" dann Sprünge machen, sich hinabsenken, indem sie's beim Schwänzchen hielt, durch die Strohhüte herumschnuffeln u. s. w. Und am Ende wenn sie sich und ihren „lieben Kleinen" alles hatte zum Aussuchen und Spielen vorlegen lassen, ging sie erst davon um nichts zu kaufen. Sie mußte es aber so auffallend machen, denn sie hatte etliche Mädchen bei sich, die — sie — zu versorgen hatte. Der Teufel hole all' das verdammte Kuppelwerk. So „— setzte er hinzu, indem er an Allem die letzte Hand anlegte —" jetzt mag's halten über Stock und Stein. Kommt ihr aber hinüber, so fragt die Teffregger, ob sie sich noch erinnern an den langen Kellner in der Schenke zum „Ofenloch", wie er da versteinert lauschte, als Ihrer einer von Constantinopel und Jerusalem und der Wüste erzählte."

„Ihr macht uns sehr neugierig." sprach Theodor.

„Nun, Gott befohlen" stürmte Krüger d'rein. „Herr Meister, hier ein Paar Silberstücke, worin gesetzmäßig der galvanische Strom herumlauft."

„Schönen Dank. Laßt euch Zeit." Dieß war der Abschiedsgruß an die Reisenden.

Diese aber sorgten im Dorfe selbst für Wein und Eßwaaren. Theodor begab sich auf kurze Zeit in den

Digitized by Google

Schatten der Gebüsche, und schien dort nachdenkend etwas aufzuzeichnen, gegen Norden schauend. Bald hatten sich die Drei wieder zusammengefunden, schritten über die Dorfbrücke und erschienen bald in den Wiesen hinter Mitterfill. Es war die Sonne schon über den Mittagspunct gerückt, als die Wanderer noch ganz in der Dorfnähe im Grünen lagerten. In Erinnerung an jenes Lied, das sie einst im Chore einer deutschen Liedertafel gesungen: „Das Wandern mir wohlgefällt, an Lust mir's nie gebricht" — wallten sie frisch durch die stets aufwärtssteigende Schlucht. Drinnen aber gaben sich die aufschwebenden Nebel und die hohen, finsteren Wolken ein unheimlich Stelldichein und es flammte und grollte, als ob sie mit einander unzufrieden wären. Bald sprach der Donner dort heraus wie aus dem wiederhallenden Tempel des unholden Tauerngottes. Bald aber ging gerade neben den Wanderern ein flimmernder Regenbogen auf, indeß kleinere Farbenspiele über dem begrünten Vorberge hingen. Bekannt ist die Sage, daß der Fromme, um den herum das Sonnenlicht in den Tropfen sich siebenfältig bricht, eine Bitte an den Himmel frei habe. — Theodor dachte da seines Himmels, des Herzens, in das aufgenommen zu werden der heißeste Wunsch seines Erdenlebens war. Wohl trat all' sein abgelaufenes Leben hell wie der Sonnenstrahl in den Thautropfen der Alpenblume vor seine Seele; allein, in eine so großartige Natur wollte er seinen winzigen Schmerz nicht tragen. Die Entschleierung der letzten eisigen Giganten, der Tauern, die morgen überschritten werden sollten, verscheuten die Gedanken, denen er nachgehangen. Ein Bild heroischen Friedens that sich vor ihm auf. Nach überschrittener Wildbachbrücke in der Nähe eines Wasserfalles zeigte sich das Panorama der Schöngründe, die Felbertauern in äußerstem Ost. — Alsbald erreichten die Genossen das Tauernhaus, von dem aus gewöhnlich bei Naegenzwielicht die Uebersteigung des Tauern angetreten wird.

Die niedern, grauen Wände, der lässig aufsteigende Rauch, die Einschluchtung ringsum machten einen eintönigen, etwas beklemmenden Eindruck. Ein Paar Hunde schlugen dräuend an, daß das Gebelle von den Abhängen, der einzige Laut, wiederhallte.

Die Drei traten in's öde Haus ein und nachdem sie schon lange in der drückenden Stube sich zurecht gemacht, erschien ein starres verdrießliches Weib. Das machte Anstalten zu einem Abendimbiß. Der „Tauernmann" erschien und trug sich den Reisenden an, trocken, als brauche er der letztern gar nicht erst sich zu versichern.

Des Abends besuchten die Drei die hölzerne Capelle. Ein Paar morsche Betstühle, weiland vergoldete Holzleuchter mit hölzernen Kerzen, eine Reihe angeklebter Bilder aus dem Leben der Genovefa bildeten die Ausschmückung. Diese Bildchen mochten vielleicht dem Maler Müller für seine Genovefa genügen. Denn wie er's herschrieb, so gestalteten sich hier die Figuren: „Gola mit dem Blumenstrauß, Genovefa ihn zurückstoßend, das Kind vom Stroh aufgehoben, Knechte mit blutigen Waffen, Genovefa dreimal wild umhersehend, sich den Speer ansetzend dann Gola küssend und verzweifelnd." — Krüger und Grim beteten, denn das große Vorhaben war ihnen ernstlich zu Herzen gegangen und — kurz sie beteten inbrünstig. Theodor dachte der nahenden Gefahren und eines göttlichen Bildes, schützend über den Wanderer schwebend.

Nachts führte man die Fremden in die Dachstube, und wie bitter-höhnisch erschall des Tauernmanns Ruf (man hatte seine Führung ausgeschlagen) in's Schlafgemach nach: „Gute Reise, he viel Glück für morgen." Bei den Dreien hatte das augenblicklich gezündet, so daß sie beinahe im Entschluße wankten. Allein sie streckten sich zur Ruhe nieder, ihre Tasche unter dem Haupte; Krüger legte sein blankes Botanisirmesser neben sich und verriegelte die Thüre. — Nachts brach ein Rumoren der Hunde und Hausleute aus — es ging vorüber und die Nacht lag fort und fort schweigend.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Liefland.

Von Louis Julius.

(Fortsetzung.)

Als ich erwachte und sorgsam das Deck bestieg, brannte die Sonne schon hoch am Himmel, die See war glatt und eben wie ein Spiegel, auch nicht die winzigste Welle zu spüren. Ein heftiges Weinen, das aus der einen Separatcabine drang, machte mich aufmerksam: „was gibt's da drinnen?" fragte ich den mit Kaffee herumschießenden Bewart. „Das Kind da drinn ist sehr krank, und wird wohl bald sterben!" die Frau ist ganz außer sich. Da kommt ihr Mann! — die Thür der Cabine schloß sich hinter einem breitschulterigen, kräftigen Mann, der ein verweintes, trostloses Antlitz wies.

„Ich höre mit Bedauern, daß Sie ein krankes Kind mit an Bord haben," wandte ich mich an ihn.

„Ach, Herr, es ist ein Jammer, das mit ansehen und nicht helfen zu können! Mein Kind zahnt, und liegt seit gestern in den heftigsten Krämpfen."

„Darf ich's wohl sehen? Ich bin ein Dreiviertelsarzt, und unter andern Umständen würde ich mir nicht erlauben, Ihnen meine Dienste zu offeriren, da ich nicht zur Fakultät gehöre, aber hier bin ich so ereist. Bei Krampfanfällen ist oft mit einem leichten Mittel, rechtzeitig angewandt, geholfen."

Der Mann faßte kräftig meine Hand: „o Herr, wenn Sie das vermöchten! Mein armes Weib ist in Verzweiflung, es ist unser einziges Kind, und seit ein Paar Stunden gibt es gar kein Lebenszeichen."

Digitized by Google

„Kommen Sie!“

Wir traten zusammen in das enge Gemach. Da saß die arme Mutter, das Kind in Betten eingebunden, die Fenster fest verschlossen, in einer drückenden Atmosphäre. Ich betrachtete das Kind, es hatte die Augen geschlossen, den Mund krampfhaft zusammengepreßt, die untere Hälfte des kleinen Gesichtes bläulich gefärbt, auf den Wangen dunkelrothe Flecken. Mit zwei Fingern zog ich eines der Augenlider in die Höhe, das Auge war gebrochen, ich suchte den Puls, das Herz — alles still! das Kind war todt! Stumm winkte ich dem Vater hinauszugehen, und eröffnete ihm draußen das Unabänderliche.

„Gott im Himmel! also wirklich todt?“

„Ja, mein Herr, das Kind bringt Niemand mehr in's Leben. Die rothen Flecken auf den Wangen müssen Sie nicht täuschen, das sind nur sugillationen — das Kind hat vor einer vollen Stunde wenigstens schon vollendet.“

„Wie soll ich der armen Mutter das beibringen?“

„So gut Sie es vermögen werden! Ich will die Sache indeß dem Capitain mittheilen, der sie wissen muß. Fassung Bester, es läßt sich nichts ändern.“

Wir trennten uns mit einem Händedruck. Der Capitain zog ein sehr verdrießliches Gesicht zu meiner Meldung, und stellte sich bald darauf zur Todtenbeschau ein.

Die kleine Leiche ward nun der wehklagenden Mutter genommen, um die sich sämmtliche Damen des Schiffes schaarten, um der Armen, die aus einer Ohnmacht in die andere sank, ihre Hilfe, ihren Trost zu bringen, die sich nur leider, die erstere wie der letztere, erfolglos erwiesen.

Bei dem Transporte des Leichnams ließ sich unter den Matrosen ein dumpfes Murmeln vernehmen, das aber von den Passagieren eben nicht sehr beachtet ward.

Wie nicht anders denkbar, bildete das traurige Ereigniß den Stoff zur Conversation der Mittagstafel, allgemein wurden die armen Eltern, namentlich die junge Mutter, bedauert.

Langsam im Vergleich gegen gestern rückte das Schiff vorwärts, die Sonne sank, der Mond stieg empor, und noch hatte alles Pfeifen der Matrosen nichts geholfen, weit und breit war kein Wölkchen zu sehen, kein Wind zu spüren.

Waren die Matrosen schon vorher eben nicht complaisant gewesen, heute wurden sie fast unartig gegen uns, und der Capitain hatte schon unterschiedliche Verweise unter ihnen ausgetheilt.

In der Nacht endlich kam der Letztere in unsere Cajüte, nahm mich und zwei andere Passagiere bei Seite, und eröffnete uns leise: die Matrosen seien sehr unwillig geworden, sie befürchteten in ihrem Seemannsaberglauben ein Unglück, da man eine Leiche an Bord habe. — Die Windstille, der in der Regel ein heftiger Sturm folge, bestärke sie noch, und er sei entschlossen, den trauernden Vater dahin zu bestimmen, daß er sein Kind nicht erst in Riga, sondern gleich hier, auf den Grund der Ostsee, begraben lasse; er bäte uns, sein Gesuch an ihm möglichst zu unterstützen. Gern willfahrten wir Drei, begaben uns an die Thür des Trauergemaches — der Capitain holte den armen Mann heraus auf's Deck, und hier wurde ihm nun von uns allen zugesetzt. Nach einigem Widerstande legte er sich zum Ziel, und das Begräbniß ward Punct 12 Uhr in dieser Nacht bestimmt. Wir drei Zeugen nahmen den Vater in unsere Mitte, und lagerten uns mit ein Paar Flaschen Rothen an's Steuerrad, die verhängnißvolle Stunde erwartend. — Da trat endlich der Capitain an unsern Tisch, ein Matrose trug hinter ihm eine kleine, in Segeltuch genähte, am Boden mit einer Eisenstange beschwerte Kiste, den Sarg des kleinen Weltbürgers, bei dessen Anblick der Vater desselben in neue Thränen ausbrach.

„Lassen Sie mich nun ein Protokoll über den Vorfall aufnehmen, und haben Sie dann die Güte, es zu unterzeichnen. Das ist so Seegebrauch.“

Wir sahen nach der Uhr: „Mitternacht!“ „Top!“ commandirte der Capitain, die Maschine stand still; wir traten, der Capitain mit dem Sarge auf dem Arm voraus, an den Bord, er stellte ihn auf den Rand der Gallerie. Wir zogen die Hüte.

„Wir übergeben hier der See die Leiche des heut Früh verschiedenen Sohnes des Herrn N. N. aus P. — lassen Sie uns ein frommes Vaterunser beten für die arme Seele!“

Laut und andächtig betete er vor, und mit dem „Amen!“ stürzte er den Sarg in die schwarzen, sternbeleuchteten, über ihn zusammenrauschenden Fluthen.

„Fort!“

Die Räder durchfurchten die Wasser, das Schiff zählte einen Passagier weniger an Bord.

Ein herrlicher Septembermorgen begrüßte die spiegelglatte Fläche des bothnischen Meerbusens, als wir bald darauf auf der Rhede von Bolderaa den Anker fallen ließen. Die Passagiere verließen die enge Koja, und krabbelten auf's Deck um sich am Anblick der den Meisten noch unbekannten liefländischen Küste zu erlaben. Flach, sandig, kahl, unfreundlich, lag sie vor uns, fast an die reizlosen Steppen der Marken erinnernd; — es wurde mir melancholisch zu Sinnen, mir war's, als sei dies Gestade einzig zum Aufenthalte für Verbrecher geschaffen worden, die verdammt sind, ihr Leben in trauriger Oede zu verseufzen. Unbefriedigt wendete sich mein Auge von der Gegend ab der Citadelle zu, und blieb an den schlanken, minaret ähnlichen Thürmen einer griechischen Kirche haften, die sich kühn gegen den Morgenhimmel emporbauten.

Das Doppelkreuz ihrer grünen und bunten Kuppeln sieht aus wie ein arbeitender Telegraf, denn der obere Querbalken bildet mit dem unteren einen schiefen Winkel. Unterhalb hängen eine Menge kleiner Glocken, deren Zugdrähte außerhalb des Thurmes zum Boden reichen.

In Deutschland, Frankreich, England, oder einem andern lustigen Lande gäbe das Veranlassung zu tausend dummen Streichen; denn welcher Schusterbub, gamin, oder strandsboi ginge wohl an solchee Versuchung vorüber ohne in Sünde zu fallen? — Im Czaorenreiche aber gibts keine Knabenstreiche, do wohnt ein ernsthaftes Volk. Anläuten, Scheibeneinwerfen, Hausmeisterfoppen, Gänsemorschiren, die Delices unserer Jugend, sie sind dem Russen böhmische Dörfer; der Columbus, der in spätern Jahren dies Icorien entdecken wird, mocht seinen Nomen hier unsterblich! dann freilich müssen die löblichen russischen Schuljungen keinen bunten Krogen am Rock tragen. — Wie gesagt, diese jeuso innocents kennt mon noch nicht, dafür hat man aber den Satz des großen Filosofen Sanssouci: „Wer niemols einen Rousch gehabt, der ist kein braver Mann!“ desto freudiger odoptirt, nnd in auccum et sanguinem aufgenommen, dieß Wort ist Fleisch geworden! Mit roschen Ruderschlägen kam eine Borke heran, sie brachte uns den kaiserlichen Commissär, der unsere Zulässigkeit in unseren Päßen prüfen sollte. Einem unserer Gesellschaft pochte es bei diesem Besuche einigermoßen lebhaft unter der linken Westentasche, das war ein lustiger Kumpan, der obne Popiere die Fohrt unternommen, weil man ihm, dem Militärpflichtigen, den Poß bisher verweigert, und der nun in dem eines mitreisenden Freundes als dessen Diener vermerkt war. Nun fing er an zu besorgen, man möchte ihm auf die Sprünge kommen, ihn in Verhoft nehmen u. s. w., und vor diesem et caetera hatte er allen erdenklichen Respect. Mojestätisch bestieg der Commissär das Schiff, ließ sich vom Capitain in dessen Cajüte geleiten, in der er sogleich sein Bureau etablirte, und berief die Passagiere, einen nach dem andern, vor sein Forum. (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— Einem Schreiben des hochw. Missionäes Gostner aus Chortum ddo. 11. Mai d. J. an einen Freund in Triest ist zu entnehmen, daß der hochw. Herr Provikar Dr. Knoblecher am 4. April glücklich und gesund in Gondocora am weißen Flusse anlangte, — nach einer Reise von etwas mehr als anderthalb Monoten. Tags darauf geschah ein an sich sehr bedauernswerthes Ereigniß, das aber durch die Gnade der göttlichen Vorsehung zum Besten der Mission ausfiel.

„Bei unserer Ankunft,“ so berichtet Dr. Knoblecher, „nach Chartum, sonden wir in Libo Herrn Boadey, gewesenen k. sardinischen Consul, mit zwei Barken, während eine dritte ihm gehörige weiter aufwärts sich noch befand, um einen gewissen Effendi nachzuführen; diese Barke langte am 5. April auch an und grüßte uns, wie es bei den Handelsfahrzeugen üblich ist, mit Flintenschüssen; da aber die Flinten zum Theil noch mit Kugeln oder Schrot geladen waeen, so wurden zwei Negerknaben verwundet, von denen der eine starb, daraus entwickelte sich zwischen Herrn Boudey mit dessen Mannschaft und den Negern ein wüthender Kampf, wobei Boudey selbst, der obgenannte Effendi und der größte Theil ihrer Diener und Schiffsleute getödtet warde; aber auch die Neger hatten mehrere Todte und noch mehr Verwundete; letztere wurden von den Negern zu uns gebracht, und unsere kleine Ansiedlung wae plötzlich in ein Feldspital umgewandelt; wir leisteten den Unglücklichen alle in unsern Kräften stehende Hilfe, indem wir die Wunden verbanden, gebrochene Glieder einrichteten und Aezuei gaben u. s. w.

Hiebei kam uns die mitgenommene Arnica außerordentlich gut zu statten; einige dieser Armen sind jedoch gestorben, den meisten aber geht es von Tag zu Tag besser; die Neger sogen zu uns: ihr seio unsere Väter, ihr müßt bei uns bleiben; ihr seid nicht wie die anderen! — alle küssen uns die Hände und wollen unsere Söhne sein.

Auf diese Art hat der Herr geoffenbaret, wie er selbst das Böse zum Nutzen derer wendet, die fest auf ihn vertrauen; denn die Neger von hier und aus der Umgegend fang n jetzt an zu erkennen, welches der Zweck der Missionäre ist, und daß deren Interessr durchaus verschieden ist von dem derjenigen, die nach Elfenbein geizen, — mit einem Worte, sie kennen den Unterschied zwischen denen die sie verwunden, und jenen die sie pflegen und heilen; es öffnet sich uns jetzt Land und Herz der Bri-Neger, während keine andere Boeke es wagen darf sich zu nähern.“

— Dem seligen Christof v. Schmid wurde kurz vor seinem Tode noch eine Freude zu Theil, welche wie ein letzter Abendsonnenblick den Schluß seines Lebens verklärte. Es erwiesen ihm nämlich fast sämmtliche Herren Bischöfe Boierns bei ihrer letzten Anwesenheit in Augsburg die Ehre eines Besuches. Als sie wieder scheiden wollten, sagte Ch. v. Schmid, sich an den Herrn Erzbischof von München wendend: „Ich stehe nahe dem Grabe, und es wird mir das hohe Glück in diesem Leben nie mehr zu Theil werden, meine Herren Kirchenfürsten zu sehen; ich bitte Ew. Excellenz, mir altem Manne den erzbischöflichen Segen zu ertheilen. Er ließ sich sofort auf ein Knie nieder, die in ihren bischöflichen Gewändern anwesenden Würdenträger umstanden ihn, und der Herr Erzbischof streckte segnend seine Hände über den ehrwürdigen Greis aus. Es war ein feierlicher Augenblick. Wenige Wochen darauf lag der fromme Greis, von der Cholera ergriffen, auf dem Sterbebette.

— Eine neue Erklärung des Rochen im Schachspiel hat Dr. Grotefend gelegentlich bei Erläuterung babylonischer Inschriften gegeben. Roch bedeutete nämlich ursprünglich einen Wagenlenker, weil der Officier im Schachspiel, der jetzt gewöhnlich Thuem heißt, und der im Orient als Elephant bezeichnet wird, ein Kriegswagenlenker war. In Bezug auf das Rochiren im Schachspiel, durch welches meist der König aus einer gefährdeten Stellung gebracht werden soll, wird auf die Analogie des Wendens der Wagen Gefahr laufender Könige (1 Könige 22, 34. 2 Chron. 18, 33. 35, 23.) aufmerksam gemacht.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 79. Klagenfurt, Dienstag, den 3. October. 1854.

Schlacht- und Herzenshelden.

Novelle.

2. Capitel.

(Fortsetzung.)

„Wer da will Männer seh'n
Geh ins Tirolerland,
Wie sie so muthig stehn
An ihrer Felsenwand.
Das Auge kühn und frei,
Freundlich der Mund,
Frech nicht, doch ohne Scheu,
Stehn sie frisch und gesund."

Die drei schickten sich zum Aufbruch an. Da trat ein Mann zu ihnen herzu — das Morgenzwielicht ließ ihn nicht ganz erkennen — und erklärte ihnen, daß er den gleichen Weg vorhabe. Man freute sich der Zusammenkunft und schritt fort. Dumpfe Nebel umzogen die Schlucht; nur die nächste Umgebung war sichtbar; nichts zu hören als der furchtbar tobende Lauernbach. Der Schnee, grau und schmutzig, reichte bis in die nächste Nähe. Zwei Stunden mochten sie in lebhaftem, morgenfrohem Gespräche fortgeschritten sein, als erst die Sonne die Schlucht selbst beschienen konnte und die abschüssigen kahlen Felswände im Morgenfeuer glühten. Bald ward es klarer Tag. Man sah auf den Gesetsen gegenüber lustig die Gemsen klettern, und der Himmel blaute lächelnd über das Hochleben. Ringsum winkte eine üppige Alpenflora. In bedeutender Höhe sprudelt eine schattige Quelle, sonderbar, der Weinbrunnen genannt. Hier ließen sich die Wanderer zur Rast nieder. Der Fremde schmunzelte jeden Augenblick bosshaft, trübte das Wasser mit Steinwürfen, lachte Grim und Krüger herzlich aus, wenn sie eine Alpenpflanze oder ein Mineral zu sich steckten oder die Schönheit der Umgebung priesen. Theodor hingegen mußte sich einige derbe Späße gefallen lassen. Der muthwillige Bursche erzählte von den vielen Reisenden, die hier zu Grunde gegangen, mit gewandter Lustigmacherei, und es gefiel ihm sehr, wie sie bei offenen Augen den Weg im Schnee haben verfehlen können. Freilich der König von Sachsen habe seine Menge Führer gehabt und sich hier großartige Spiele aufführen lassen, indem ganze Reihen von Burschen engverbunden über Eis, Schnee und Gerölle pfeilschnell in's Thal herunter laufen mußten. Das könne nun jeder nächstbeste Hergelaufene nicht haben; und wenn er es zu seinem Führer gebracht habe, so müsse er froh sein, wenn ihn hie und da ein „Landskind" begleite.

Die drei spürten freilich die Pfeile gar wohl, die der Fremde gegen sie abdrückte; aber wenn er wieder eine andere Bosheit spielte, und weit voraus eilte, so waren sie wenigstens des Pfades gewiß und zur muthigen Kletterung von neuem aufgefordert.

So ging es die längste Zeit fort.

Nun hielten sie gemeinschaftlich beim herrlichen, von Regenbogen umglänzten Wasserfalle an, der in seiner Berühmtheit mit dem Krümmlerfalle wetteifert. Weiter hinan erhob sich wieder der allesniederbeugende Hochwind und man sah sich bemüßigt, die Hüte fester herabzubinden. Schon traten die schimmernden Eisrücken immer näher: die Vegetation verarmte und verschwand gänzlich. Erst wurden Schneeflocken auf den Gesteinen sichtbar, dann glänzte eine geößere Lagerung, bis nur mehr einige Felsenkanten aus der starren Decke hervorblickten. Es begann unter den Tritten zu kollern und hie und da das Eis einzubrechen; bald glitt der Eine oder der Andere aus, bis er sich wieder an einer Felskante anklammern konnte. Auf einer gedehnteren scharf in die Augen blitzenden Fläche hielt man an und schwelgte in der Aussicht in die Gefilde Baierns; in der Mitte winkte über Höhenrauch der Königsstein; jäh unten lag das durchschnittene Thal und geisterhaft wohnte die feierliche Stille der Gigantesken-Umgebung. Etwas tiefer lag der Gletscherse, grünlichblau vom blendendsten Schnee umschlossen und nach der Versicherung des Alpenhirten, (der sein verschneitertes Schaf mit dem Perspektivchen zu betrachten über die Abgründe emporgestiegen und zu den Wanderern gekommen war) mit ungeheurer Tiefe. Die Fünf kletterten gegen die höchste Höhe empor; im Einschnitte den der Gletscher bildet, fanden sie Spuren eines hölzernen Kreuzes und standen in stiller Betrachtung.

Hier betet jeder, der glücklich heraufgekommen, ein Vater unser sprach mit abgezogenen Hütchen der Hirt und seine Lippen bewegten sich leise. Alle entblößten das Haupt und sandten tiefgefühlte Dankgebete empor; hatten sie ja doch die größten Mühen schon überstanden.

Theodor aber blickte erſt zum dunkelblauen Himmelsbogen empor, in deſſen unergründliche Tiefe ſich ſein Auge vom Eiſesglanze geblendet, wolluſtvoll verlor. Glücklich war er nicht herübergekommen; denn ſein Herz war wund von einer unerhörten Liebe. Nur Ihr Bild zog ſtets vor ihm her; er dachte an Ihr väterliches Haus, indem er ſo oft ſehnſuchtsvoll aus- und eingegangen; an die Schäferſtunden in der abendlichen Laube; an die allmälige Entfremdung bis zur gänzlichen Trennung. Zürnen konnte er ſeinem Ideale nicht, daß es einem Andern lohnend ſich zugeneigt; daß Sie die ſchönſten Erinnerungen ſeiner Jugendzeit ihm zermalmt, indem Sie, wie vergeſſen aller Bande, einem Andern ſich ganz ſchenkte. „Jetzt weilt der Einſtgeliebte längſt nicht mehr auf Erden", ſo dachte er „—Sie iſt frei; aber werde er jemals es wagen können, die gerechte ſüße Trauer in Ihrem Herzen durch ſeine Näherung entheiligen zu wollen?" Eine edle Reſignation war ſchon längſt ſein Entſchluß geworden, ja jeden Tag, der ihn zum neuen Lebensgenuſſe einlud, jeden Tag übte er mehr dieſe übermenſchliche Kunſt der Entſagung. Wenn er wieder in Ihre Vaterſtadt heimgekommen — ſo hatte er ſich's beſtimmt — wolle er kalt und ſtumm vor Ihr vorübergehen und Frieden der Aſche Ihres Geliebten, der ihn aus Ihrem Herzen verdrängt, göttlichen Frieden wünſchen. Denn Liebe hatte Sie dem nun Dahingeſchiedenen geſchworen, und dieſe Liebe könne nie und nimmermehr ein Spielzeug der Zeit, ein Opfer der Lebensluſt werden; er am wenigſten wolle dieſen Tempelraub begehen. Und bei all' dieſen ehernen Entſchlüſſen liebte er ein angebetetes Bild der Kinderzeit feuriger und inniger, als er es ſelbſt wußte.

Als Theodor wieder nach den Begleitern ſah, ſpielte ein boshaft höhniſches Lächeln um die Lippen des Burſchen.

„Nun, habt Ihr ausgebetet, Herrchen?" ſpötteite derſelbe. „Es iſt gut, daß Ihr in keinen Abgrund gefallen ſeid; 's wär' jammerſchade um Euch. Aber wartet nur, dahinten unten gibt's auch keinen ebenen Tanzboden; da werden uns die Winde etwas aufmuſiziren, daß wir über Stock und Stein fliegen können."

Theodor ſchwieg und ſteckte nur Krügern die blauen Akonitblüten, die ihm aus der Taſche hingen, paſſender zwiſchen die Paplerwandung. Man brach auf. Bald erſchienen von der andern Seite die Berge Tirols. Die Fünf ſetzten ihre Alpenſtöcke in den Schnee ein und es ging nun an ein pfeilſchnelles Abfahren, ſo daß wie augenblicklich die diesſeitige Ausſicht ſich entwickelte. Bald war die Region des Schnees und Gerölles zurückgelegt und wieder berührten die Sohlen ſaftiges Alpengras. Aber vor den Blicken lag nur Schlucht um Schlucht und ein Bergesabhang nach dem andern. Rechts thronte bis zu himmelsſtürmender Höhe die Dreiherrenſpitze, mit ihren blanken Pyramiden in den blauen Aether ragend. Tiefer unter dem Blaßgrün des Eiſes ſtarrten die Moränen und zunächſt entringen ſich ihnen die Wellen, die vereint als Wildbach das Thal durchwallen, um ihren Reichthum dann bei Lienz der Drau zuzuführen. Die Sonne erwärmte behaglicher, und bald wieder Baumeswipfel begrüßend, kehrten die drei Freunde ſammt dem Burſchen in einer Sennerhütte ein, ließen ſich von „Keswaſſer" reichen, nahmen ſonſtiges Mal, und zogen ſich dann auf eine Nachmittagsruhe in die Heuhütte zurück. Leichte Regenwolken zogen über das Thal, und bald klopften die Tropfen auf das Dach der Scheune. „So ſüß mögen Thränen auf den Sarg des Todten fallen" — dachte Theodor in Erinnerung an jenes Lenau'ſche Wanderbild.

Und ſie ſchlummerten ein.

Nur der Burſche drehte und wälzte ſich beſtändig und häufelte die Schlafenden noch mit dürren Grashalmen. — —

Die Ruhe war ihnen ſehr erquickend geweſen, denn ein Paar Stunden waren im Schlafe entſchwunden. Grim ſprang auf, die Uebrigen rieben ſich die Augen und ſchüttelten ſich ab und richteten ſich zum Aufbruche vor. Da vermißte Theodor ſeine kleine, zierliche Mappe, die er beſtändig in der Seitentaſche trug. Die Blätter dienten nur zur Aufzeichnung augenblicklicher Eindrücke und Gefühle. Deßhalb konnten ſie wohl Niemanden ſonſt von Nutzen oder begehrenswerth ſein. Allein die Mappe war hinweg. Aber auch der Burſche war verſchwunden und nach der Ausſage der Sennerin längſt über alle Gräben. Der Verdacht hatte daran einen hinreichenden Anhaltspunct, und nun erging man ſich wie aufgeklärt über all' das ſonderbare und nicht ganz natürliche Weſen des fremden Geſellen; über ſeine ſchlauen Blicke und über ſeine kargen boshaften Worte. Theodor grollte, ſeine geheimſten Bekenntniſſe ſo gemeinen Händen preisgegeben zu ſehen, und nahm ſich ernſtlich vor, künftighin den Maßſtab ſeiner Menſchenkunde genauer anzulegen. Heim und Krüger ſchwuren mit Uebertreibung, keinem Tiroler mehr zu trauen.

Bald ſollten ſie die Hauptprobe beſtehen. Als ſie ihre Schritte vor dem geſchwärzten, unheimlichen Tauernhauſe vorbeilenkten, hörten ſie drinnen Gläſer anklingen und von dreien Aelplern, die miteinander eine Steh-Zeche machten, ſcheilt der Eine wie gerufen heraus und ging entſchieden „nicht frech, doch ohne Scheu" g'radaus auf die Wanderer zu. Er war ein ſtämmiger, ſehr ſtarker und großer Mann, mit offenem keckem Antlitze, eindringlich grauen Augen, allſeits grau hervorſtechendem Barte; mit einem gemsbartgezierten und befiederten Hute, umgeworfen mit einem graulodenen Mantel und in ſeiner Rechten einen gelblich hölzernen, feſten, mit allerlei Schnitzwerk gezierten Alpenſtock tragend. An der linken Bruſtſeite

hatte er einen ſchwarzſammtenen Fleck angenäht; überdieß ſt einen Gemsfuß als Epaulette. Jeder Zoll an ihm war eherne Energie.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Liefland.

Von Louis Julius.

(Fortſetzung.)

Die Zeit des Wartens vertrieb ich mir damit, die Mannſchaft ſeiner Schaluppe zu muſtern. Sechs gebräunte, thieriſch rohe Geſichter ſtarrten mich an, ihre Beſitzer waren in die dem ruſſiſchen Soldaten eigenthümlichen langen grauen Röcke gekleidet, die ihnen der große Peter, deſſen Antipathie gegen die Knöchelwärmer bekannt iſt, gewiß coupirt hätte, und auf die ſeltſamſte Weiſe coiffirt; dem erſten hatte man die Haare von einem Ohre zum andern am Vorderkopf glatt wegraſirt, dem zweiten eben ſo den Hinterſchädel entblößt, der dritte wies die rechte Seite kahl, indeß die linke in natürlichem Schmucke prangte, dem vierten ging es wieder umgekehrt, curios ſah's aus, und ebenſo eckelhaft. „Es ſind Sträflinge" hieß es, „die ſich dieſer Procedur unterziehen mußten, nun, ſollten ſie Luſt bekommen ſich sans prendre congé zu empfehlen, daran erkannt, um wieder abgeliefert zu werden." Ich pries die Allmacht, die dem Menſchen die Haare deshalb auf dem Kopfe wachſen läßt, damit ſie ihm, wie den Pudeln im Sommer, barbirt werden können.

Wahrlich eine echt hyperboräiſche Begrüßung, dem Fremden aus dem Süden, wo mildere Lüfte wehen und ſanftere Sitten gelten, alſo verunſtaltete Ebenbilder der Gottheit entgegen zu ſenden!" Wie hübſch mag's erſt in Sibirien ſein, am hintern Irtiſch, wo die Numerixen den biedern Zobel jagen! das war mein erſter Gedanke.

Die Seeungeheuer grüßten uns äußerſt devot, und hoben bald dieſem, bald jenem Paſſagier bittend die ſchwieligen Händ entgegen.

„Was wollen denn die Kerle?"

„Geld und Cigarren!"

Hie und da fielen ſchon fromme Spenden in ihre Mützen; die Kalibane grinzten uns dankend an, vertheilten die Münzen und Cigarren untereinander, und fingen ſogleich ganz gemüthlich an zu rauchen, ohne daß ihr Aufſeher am Struer das geringſte dagegen eingewendet hätte. — Das gefiel mir. — Warum ſollten auch die armen Teufel nicht rauchen? Der Dienſt litt auf keine Weiſe Schaden dabei, und der — gewiß ſeltene — Genuß war ihnen wohl zu gönnen. In Preußen hätte man's aber trotzdem gewiß nicht geſtattet.

Die Unterſuchung war beendet, der Commiſſär verließ das Schiff, und äußerſt beruhigt nickte mir der Wiener zu, dem ein bedeutender Stein vom Herzen in die Oſtſee gefallen war.

Ohio! ohio! ſangen die Matroſen an der Ankerwinde, der Anker kam herauf, die Maſchine fing zu arbeiten an, wir liefen in die Dünamundung ein, nahmen einen Lootſen mit, und ließen uns von ihm an den langweiligſten Ufern, die jedes Malers Pinſel verſchmähen würde, langſam in den Binnenhafen von Rigo ſteuern.

Lautes Getümmel empfing uns, als wir an der Landungsbrücke anlegten, eine Menge einſpänniger, mit den herrlichen, hohen ruſſiſchen Pferden beſpannter, und theilweiſe ſehr eleganter Droſchken fuhren hin und her, ebenſo ärmlicher ausſehende dreiſpännige Kibiken, Wagen, welche der Ruſſe mit den kleinen litthauiſchen Rennern beſpannt, und zu weiteren Touren benutzt, zur Communication in der Stadt und in den Voeſtädten gebraucht er die einſpännige Droſchke, die auch im Winter ungedeckt bleibt und den Beſitzer ſelbſt zu Soiréen und Bällen führt, denn die Toilette ſchützt der dicke Schuppenpelz, der keinem Gentleman fehlen darf.

Die Roſſelenker ſind meiſt ſchöne Männer, die im altruſſiſchen Kaftan, die ſeiden-, gold- und ſilberdurchwirkte Schärpe um die Hüften, mit langem, wohlgepflegtem Bart, ſtolz in's Gewühl der Fußgänger und Bauernkarren hinabblicken. — Dieß alles ſahen wir noch par distance, denn zwei Schritt vom Ufer entfernt mußten die Dünapaſſagiere länger als 3 Stunden noch Quarantäne halten, bis die Mauthoffiziere das Gepäck ſtückweiſe mit minutiöſer Genauigkeit unterſucht hatten. Alle gedruckten Bücher, ſelbſt Blätter, zur Emballage verwendet, wurden weggenommen, und zur Cenſurbehörde geſchafft, um nach Befinden derſelben entweder in Zeit von 4—8 Wochen ausgefolgt oder auch confiſcirt zu werden; ein Schickſal, das mein Viererſches Converſationslexicon traf, das ich wie eben erſt in Leipzig angeſchafft. Einer jungen Dame ward ein Unterrock geſchoſſen, an dem ſie mehrere Tage auf dem Schiffe noch genäht hatte. Vor harter Strafe hatte ſich ein Handelsreiſender noch auf hoher See gerettet. Er ſtöberte eines Morgens in ſeiner Colli umher, die er nicht in den Raum verſenkt hatte, öffnete eine Schachtel, die ein Stettiner Freund ihm zum Präſent für eine rigenſer Kaufmannsfamilie mitgegeben hatte, und fand zu ſeinem großen Schrecken ein Paar der ſchönſten, feingemalten Comptoirtaſſen; Porzellan aber iſt einer hohen Steuer unterworfen, und der Defraudant, hier durch Nichtwiſſen defraudirend, wäre einer enormen Strafe unterlegen. Wüthend über die Perfidie ſeines Stettiner Freundes, der ihn von dem Inhalt der Schachtel hätte unterrichten ſollen, ſchleuderte er den Inhalt in die Wellen.

Endlich! endlich trat die Mannſchaft, welche die Landungsbrücke bis jetzt geſperrt hatte, auseinander, und nach dem ich mich bei dem Zöllner empfohlen hatte, einem

sehr liebenswürdigen und unterhaltendem Manne von feinster Bildung, einem Baron Budberg, Vetter des oftgenannten Diplomaten, betrat ich, geführt von zwei äußerst zerlumpten Kerlen, die meine Koffer trugen, den heiligen russischen Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— In dem Dorfe Egern bei Tegernsee ist am 19. September der durch seine Abhandlungen über den Mesmerismus ꝛc. in der medicinischen Welt wohlbekannte Dr. Ennemoser aus München gestorben. Derselbe litt an einer Abzehrungskrankheit, die leider schon zu weit fortgeschritten war, als daß er die gesuchte Genesung an den reizenden Ufern des Tegernsees hätte finden können.

— Louisville im Staate Kentucky hat durch einen Orkan fürchterlich gelitten; die Einzelnheiten der Katastrophe werden vom „Courier des Etats unis" in folgender Weise erzählt:

„Es war an einem Sonntage, am 27. August, als zur Zeit des Gottesdienstes ein Orkan die Stadt heimsuchte; von mehr als 100 Häusern wurden die Dächer abgerissen; eine ganze Reihe neu aufgeführter Gebäude wurde umgeworfen und der von dem verheerenden Sturme binnen wenigen Minuten angestiftete Schade beläuft sich auf ungeheure Summen.

Der Geldverlust steht jedoch nur in zweiter Reihe.

Es war, wie gesagt, zur Stunde des Gottesdienstes und die zur dritten Presbyterianer-Kirche gehörende Gemeinde war gleich allen übrigen in ihrem Bethause versammelt. Plötzlich werden die Pforten des Tempels unter gewaltigem Getöse vom Sturme aufgerissen, der in das Kirchenschiff mit unwiderstehlicher Gewalt eindringt.

Wie aus den Grundlagen gerissen stürzt das Gebäude zusammen und begräbt die in seinem Innern Versammelten unter den stürzenden Trümmern. Hier konnte der schnellste Beistand nichts nützen; die Katastrophe war ein Werk des Augenblicks und die herbeieilende Bevölkerung hatte nur mehr Ruinen zu durchsuchen, aus welchen 25 entsetzlich verstümmelte Leichen, worunter eine Mutter mit drei Kindern, hervorgezogen wurden.

Am 28 August wurden diese Verunglückten unter allen Zeichen öffentlicher Trauer zu Grabe getragen.

Fast in allen Theilen der so traurig heimgesuchten Stadt wurden die Geschäfte eingestellt; die Bevölkerung betrachtete es als Pflicht, dem Leichenbegängnisse der zerschmetterten Opfer beizuwohnen.

Dr. Morrison, welcher an dem unglücklichen Sonntage in der so entsetzlich dezimirten Gemeinde interimistisch den Gottesdienst versah, hat die Einzelnheiten des Ereignisses zuerst folgendermassen erzählt:

Die Angehörigen dieser seit längerer Zeit ohne Priester gewesenen Gemeinde hatten nicht gewußt, daß in dem untern Saale des Gebäudes an diesem Tage ein kleiner Vortrag gehalten werden sollte und sich daher nur in verhältnißmäßig geringer Zahl, nicht ganz hundert, eingefunden.

Während der Predigt ließ der Sturm die Thüren auf, zweimal wurden sie geschlossen und ein Mann glaubte sich größerer Vorsicht halber gegen dieselben stemmen zu müssen. Nichtsdestoweniger wurden die Thüren ein drittesmal mit solcher Gewalt aufgerissen, daß der erwähnte Mann heftig zu Boden geschleudert wurde.

Dichte Staubwolken erfüllten nun die Kirche; von den fast geblendeten Personen sprangen mehrere durch die Fenster ins Freie. Plötzlich hörte Dr. Morrison ein furchtbares Krachen; gleich darauf stürzte das Gebäude vor ihm zusammen; die Vorsehung wollte, daß der Theil des Saales, in welchem sich die Kanzel befand, unversehrt blieb; nicht einmahl die Gypsbekleidung des Plafonds wurde rissig.

Als er die Augen wieder zu öffnen vermochte, bot sich ihm ein erschütterndes Schauspiel dar; mehrere ältere, in seiner Nähe sitzende Frauen waren unbeschädigt geblieben; war sich aber sah er verstümmelte Körper, von den Rümpfen gerissene Köpfe und Verwundete, die sich in Todesqualen wanden. Inmitten der Ruinen lag eine unkenntlich gewordene Leiche; in der Nähe drückte eine sterbende junge Frau mit letzter Kraft ihr Kind an die Brust; etwas weiter lag ein Mädchen mit gräulich zerschlagenem Angesicht; Schmerzensgeschrei und Todesröcheln wurde von allen Seiten her unter den Trümmern vernehmbar.

Auch an anderen Orten hat die Stadt gewaltig gelitten, und gerade die solidesten Gebäude wurden niedergeworfen, was der Bevölkerung unsäglichen Schrecken einflößte; im ersten Momente glaubte sie, ein Erdbeben werde die ganze Stadt vernichten. Es muß noch als ein Glück betrachtet werden, daß diese Orkane immer eine streng nordöstliche Richtung einhalten, und so nur gegen das auf ihrem Wege Befindliche zerstörend wüthen.

Von 21 ganz gleichmäßig gebauten Häusern wurde die Bedachung abgerissen, und an 300 Klafter weit geschleudert.

Herzzerreißend war der Anblick der Menschen in den mit Ruinen bedeckten Straßen. Mütter suchten ihre Kinder, Frauen ihre Gatten, Kinder ihre Aeltern unter Schluchzen und Weinen. In jedem Augenblick zeigte neues Wehklagen das Auffinden neuer Opfer an. In einem einzigen Hause war unter anderm eine ganze aus 5 Individuen bestehende Familie erschlagen worden!

Rührend war der Anblick eines vierjährigen Mädchens, das von einem schief liegenden Balken geschützt, unversehrt aus den Trümmern hervorgezogen wurde, und nicht begreifen konnte, was denn eigentlich vorgefallen sei, und warum denn ein fremder Mann sie auf den Arm trüge.

Ein Kind wurde vom Wirbelwind in die Höhe gehoben und fortgetragen, ohne daß man bisher über sein Schicksal weiters weiß. Gleiches Schicksal hatte ein erwachsener Mann, den aber der Wind gegen einen hohen Bretterverschlag trug; die unsanfte Berührung rettete sein Leben.

Derselbe Orkan wurde auch in Shippingsport und Portland, jedoch ohne erheblichen Schaden, verspürt. In New-Albany und Jeffersonville soll er dagegen Gebäude und Pflanzungen verheert und den Tod vieler Menschen herbeigeführt haben.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Feed. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 80. Klagenfurt, Sonnabend, den 7. October. 1854.

Schlacht- und Herzenshelden.

Novelle.

2. Capitel.

(Fortsetzung.)

Wenn uns plötzlich mitten in dem Rahmen des gewöhnlichen Lebens eine Person der Geschichte entgegentritt, da gewinnt alle Umgebung an einem magischen Zauber. Wir bringen alles Aeußere mit dem tiefverborgenen Geisteswalten des Helden, sei er nun welcher Art er wolle, in Verbindung. Wir opfern billig unsere eigene Anschauung auf, und streben in die Welt des Großen einzugehen. Mit der wahlthuenden Wärme, die uns überkommt, meldet sich zugleich der Stolz des Menschenthums an, und von freierer Höhe herab erkennen wir die Fäden geheimnißvollen Zusammenhanges. Und erst mitten in erhabenstummer Alpennatur einer verdienstlichen Größe der jüngst vergangenen Zeit zu begegnen einer Zeit, deren Schrecken um unsere Wiegen tosten, und die wir erst später verstehen lernten, eine solche Begegnung bleibt eindrucksvoll für immer. Wo ist wohl ein tirolisches Thal, das uns nicht mit einer lebenskräftigen Gegenwart erfreute, — aus dem uns aber auch nicht Schattenbilder einstiger Kämpfe mahnend emporsteigen! Lichtbilder waren dieß für Bettina's Seele, die sturmerregt aufrauschte, bis sie sich an der Felswand Götheischer Ruhe brach. — Noch bemächtigten solche Gefühle sich der drei Genossen nicht; halten wir es ihrem Gefühlsegoismus zu Gute, wenn der eine ob eines verlornen Gutes, die beiden andern ob eines mißliebig befundenen Menschenbildes dem Thale herbe waren.

Das sich absenkende Hochthal heißt die Seinzen, und ist reich an „aventürlichen Partien"; an Abgründen, schwindelnden Wegen und Holzstegen, Wildbachengen und Wildnißen fehlt es durchaus nicht. Feenhinab scheinen die Bergdorfsprünge gar nie mehr weichen zu wollen und dan einer dörflichen Niederlassung ist hier durchaus keine Rede; kaum daß sich mehrere Sennerhütten an ein Paar Flecken zusammenfinden.

Wir schon erzählt, trat eine hörnige Gestalt den jugendlichen Wanderern entgegen. Tirol hat seine Thermopylenhelden, aber auch seinen Ephialtes; Schurkennamen sind geläufiger auf die Nachwelt gekommen, aber manches Edlen Name bleibt im Dunkeln.

„Bub'n wohin? Ich geh' mit Euch" — dieß hatte noch vom Thore des unfreundlichen Lauerhauses weg der alte Gemsschütz rauh den Erstaunten zugeschrieen. Der Gemsschütz, wir wissen ihn nicht anders zu nennen. Er gesellte sich sogleich unter die Jünglinge und schaute einen nach den andern starr und durchdringend an, um aus ihren Mienen zu lesen, wie sehr er ihnen lästig und unwillkommen war. Jedes Wort von ihm ward karg und voll Rückhalt beantwortet, und man ließ ihn bald eine Zeit lang seines Weges vorausgehen, bald ließ man ihn weit zurück. — Einbrechender Abend, — Schluchtenwildheit, — fernab kein Dorf, — dazu des Gemsschützen drohende Gestalt — waren es nicht Theile genug zu einem grausen Ahnungsbilde? Die Freunde sprachen leise zu zweien, indeß der dritte den Gemsschützen beschäftigen mußte; der aber blickte, wie ordnend, immer umher und trieb die Drei, als ob sie ihm übergeben seien, vor sich her. Jetzt fragte er um die Nachmittagsstunde. Man entschuldigte sich, keine Uhr zu besitzen. „Ob sie sich heute van ihrem Gelde wohl wollten etwas zu Gute kommen lassen?" Man malte Armuth und Dürftigkeit aus. „Wo sie heute zu schlafen gedachten?" Wenn sie vielleicht wo ein Bauer in sein Heu aufnähme, wollten sie bis dorthin gehen.

Den Jünglingen ward es immer unheimlicher. Oft wollten sie mit Gewalt dem Fremden entgehen. Er war immer gleich an Ort und Stelle, und schwang gebietend seinen Alpenstock. Da sah man in der Ferne zwei Hirten ruhen. Zwei gingen so wenig auffallend als möglich den einzigen Begegnern zu und fragten sie angelegentlichst:

„Liebe Leute, sagt uns doch, ist es mit diesem Mannr wohl geheuer zu gehen? Er sieht so wild d'rein, und — laßt von uns nicht ab"

„Oh" — war die Antwort des Hirten, der den vermeintlichen Feind nach und nach aus der Ferne zu erkennen schien — „fürchtet nichts, rein gar nichts; das ist ein rarer Mensch und ein Matreierſohn, gleich von da unten."

„Ja, aber" wollte eben Theodar hinzusetzen, als der Gemsschütz ihm schon auf den Fersen war und schweigend

über ihn hereinschaute, einen vernichtenden Blick auf ihn warf, und den Hirten angrollte:

„Jetzt schnell sage mir, was haben diese Jungen mit dir gesprochen?"

„Nun nichts besonders — blaß —"

Die Drei eilten von dieser neuen Klemme hinweg.

Der Gemsschütz blieb nach lange im Gespräche mit dem Hirten stehen, und die Drei glaubten schon einen Vorsprung gewonnen zu haben.

Alsbald war er wieder da. Sollte er alles erfahren haben! Mit furchtbarer Ruhe und finsterem Blicke ging er neben den Erschreckten einher und hielt den Mund fest geschlossen. Als sie vor einer geneigten Felswand vorbeizogen, scheie der Gemsschütz „Halt", und zog alle Drei zu sich zum Sitzen nieder. Mit einem verachtungsvoll herabstreifendem Blicke begann er:

„Studenten seid Ihr? — Halbpelze! Wär't zu Hause geblieben hinter den Bänken — Halbpelze — und prellt euch ein, was Ihr nicht braucht. Da wollen sie in der Welt herumschlendern, und haben nichts Besseres gelernt als einen ehrlichen Mann zu verkennen. Oder was habt Ihr da mit den Hirten zu plaudern gehabt — Ihr Fuchsschwänze —; ihn fragen, ob ich ein ehrlicher Mensch sei?! Ha! daß Ihr mehr wüßtet, als Ihr in der Schule hören dürft. Einen alten ehrlichen Tiroler!" setzte er mit besonders schmerzlichem Nachdrucke bei; — „ich wollte Euch den Weg zeigen und blos neben Euch hergehen, denn mit Euch ein gescheides Wort zu reden, hasste ich ohnedieß nicht; — aber Ihr mich für einen Dieb oder Räuber zu halten!! Marsch — vorwärts" gebot er, und stand auf und ging voraus.

Eines wehmüthigen Eindruckes hatten sich Alle zusammt nicht erwehren können. Jetzt munterte der Eine den Andern auf, Entschuldigungen vorzubringen; denn die redliche Offenherzigkeit hatte sie zu innerst gerührt. Man hatte eine Begierde, den geheimnißvollen Schleier völlig zu lüften.

„Vergebt, wenn wir Euch beleidigt haben", wandte sich im Fortschreiten Krüger an den Schützen — „denn Ihr wißt ja, daß wir in der Fremde Neulinge sind."

„Und Ihr seid uns schon so erschreckend entgegengekommen", setzte Grim bei — „als Ihr uns droben anriefet."

„Und seht überhaupt wahl mehr wild aus; ein stämmiger Mann und in falscher Rüstung."

Als beachtete er all' dieses blos nebenher, antwortete der Schütz laut vor sich hin:

„Freilich, so fein bin ich nicht, als Ihr in Euren Modedummheiten, aber seid Ihr darum um einen Heller besser? Geht, und laßt mich in Ruhe. — Ich mag mit Euch nichts reden." Er durchmusterte die Gegend, erhob hie und da hoch seinen Alpenstock; warf einen Blick zum Himmel und sah wieder stumm vor sich hin.

Man kam zu einer Sennerhütte. Sie war verlassen und versperrt. Der Schütz öffnete mit einem Kunstgriffe den Thürbalken, trat in die niedere Stube und winkte strenge den Jünglingen einzutreten. Er zeigte nach dem Tische hin; nahm darauf ein Paar „Stutzen" Milch von dem Gestelle, ebenso reichliches Brot, schnitt es der Länge nach durch, brachte Löffel und hieß die Drei zulangen.

Er selbst ging schweigend, so gut er konnte ohne anzustoßen auf und ab. Die Drei waren von seiner Güte innigst gerührt; besonders Theodor fühlte eine tiefe Trauer ob der ganzen Scene. Denn das Thal, dem er entgegenschritt, war die Heimat seines Vaters, der aber auswandernd dasselbe verlassen hatte. Vielleicht hier mag sich der Vater (der nun längst moderte) als Kind öfters eingefunden haben, vielleicht war der Mann, der jetzt den Sohn so beschämend liebreich behandelte, des Vaters älterer Gespiele gewesen. Aber genug! Theodor fühlte in sich eine Mahnung, dem grauen Schützen sich, so weit es nur ging, zu nähern; er wollte ihn schnell und ganz zu schätzen wissen. — Man stand auf, und nachdem der Aelpler einiges Silbergeld der abwesenden Sennerin auf den Tisch gelegt hatte, treffen wir unsere Jünglinge dem verkannten Führer treulich dem Pfade hinfolgen, der über eine schmale hölzerne Brücke hinweg immer über einen badenlosen Abgrund führte. Nach einigen Stunden abgerissenen Gesprächs sollte endlich die Erklärung folgen.

Theodor ging mit dem Alten schon etwas vertraulicher voraus. Da setzten sie sich rechts vom Pfade auf ein Gestein nieder.

„Ihr könnt Euch wohl noch auf die Zeiten des Kriegsgelärmes von 1809 erinnern," begann Theodor schüchtern; — „Euer Alter gibt mir ein Recht das zu glauben."

„Erinnern" nahm der Schütz das Wort, etwas höhnisch lächelnd auf — „erinnern? Was Ihr davon gelesen habt, daß werdet Ihr Euch auch hie und da erinnern, wenn Euch nicht gerade etwas Anderes, Nagelneues das Leben ausfüllt. Aber unser Einer lebt von dieser Erinnerung, wie von der frischen Luft; wir sind ja die Alten noch, die Euch Geschichte gemacht haben." Hartnäckig wollte er nicht weiter faetsetzen.

„So sprecht doch; vergönnt einem Unerfahrenen auch etwas. Ihr habt also wohl selbst mitgewirkt!"

„Ja, vielleicht wohl so wenig, als Ihr da leichtlich glaubt." Und hiemit knöpfelte er den Sammtstock auf, den er nach der Länge der linken Brust angenäht hatte. Da schimmerte es von Medaillen, goldenen und silbernen; und zu den acht älteren blinkte nach eine große silberne mit dem Bildnisse Franz Josef I. Welch' vernichtender Beschämung, welch' Wundern über die erhabene Ahnung

für Theodor; sprachlos starrte er den Verkannten an und zog den Hut, und brachte den verdienten Alten seine Ehrfurcht dar.

Der Schütz veränderte seine alltägliche Miene nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Liefland.

Von Louis Julius.

(Fortsetzung.)

Vom Hafen aus gelangte ich durch ein enges, schmuckloses Thor zur innern Stadt, die unfreundlich und schmutzig einen betrübenden Anblick bietet, und nach langem Umherirren in ein Hotel zweiten Ranges, das in einem weiten, geräumigen Speisezimmer die lebensgroßen Porträts der russischen Monarchen vom Peter I. bis auf Nikolai zeigte. Es drängte mich, die Stadt, die Plätze, Hauptgebäude, Kirchen zu sehen, von denen das Stadthaus, die Börse (das Schwarzhäupterhaus genannt) bemerkenswerth, im Style der alten Hansestädte, und mit Sculpturen und Fresken bedeckt.

Die Straßen sind außerordentlich eng, schlecht gepflastert, und Nachts rein beleuchtet; charakteristisch sind die Prallsteine an den Ecken, lauter eiserne schwedische Kanonen, die einst von Riga's Wällen die stürmenden Russen bedrohten. Alle 10—20 Schritte sieht man einen Soldaten auf dem Boden, oder solchem Kanonenlauf hocken, anfangs hielt ich sie für Straßenwächter, doch sind es Eckensteher in's russische übersetzt, sie warten, ob sie wohl Jemand zu irgend einem Dienste dingen werde. — Der Palast des Generalgouverneurs der drei Provinzen: Liefland, Esthland, Kurland, des Fürsten Suwarow-Italinsky ist schön und groß, in der Citadelle gelegen, und letztere überhaupt der schönste Theil der Stadt, da alle dortigen Gebäude neu. Spazierorte hat Riga in der Nähe der Stadt nur zwei, den Wöhrmann'schen Garten auf dem Glacis, sehr ähnlich den Anlagen der Wiener Wasserglacis, und den Alexanderpark. Am Thore des letzteren erlebte ich einst ein lustiges Rencontre: sorglos schlendere ich durch die stets offene Pforte, „Stul!" brüllt der wachhabende Soldat, und will mir den Eingang wehren. „Narr!" sag ich, „hier bin ich schon zehnmal drinn gewesen, warum nicht heute? Querkopf!" — „Na schimpfen Sie nich!" entgegnete der Krieger, „sach verstach doch nach deutsch!" — „Gott soll mich lassen leben! Du bist ein Deutscher und an Jüd?" „Jach bin a Jüd, aber kein Deutscher — ich bin doch a Kalisch!" — „Armer Schmuel, mußt du hier machen den Ballamachomor! seid Ihr Eurer mehr im Regimente?" „Zwei, panni Panitz; aber der eine is geworden geschmatt (getauft)." Der Mensch erbarmte mich. Ein polnisch-deutscher Handelsjud als kaiserlich russischer Soldat! wie viel heiße Thränen müssen ihm über die blassen Wangen geronnen sein, bis er sich nur halbwegs an den Gedanken gewöhnen konnte die Muskete zu tragen, selbst am Schabbes; und wie elend und kümmerlich der arme Handelsjud sein Leben auch fristet, besser noch immer ist er daran, zu beneiden noch vis a vis dem gemeinen Soldaten im Feldregiment! Ich wollte ihm ein Paar Kopeken in die Hand drücken, er verweigerte die Annahme: „Verlieren Se das Geld do links, iach werd's doch finden!" — der Ausdruck „finden" ist dem Russen sehr geläufig; er findet Alles! der Arbeiter, den du dingst, er hat dich gefunden! der Dieb, der Dir den Rock stiehlt, Du ertappst ihn in flagranti, gutwillig gibt er ihn wieder, er behauptet, er habe ihn gefunden! die Naivetät des gemeinen Russen in ähnlichen Fällen ist groß; so stahl einst ein Kosak einem Bauer ein Kalb, band es an den Sattel fest, und führt es mit sich, der Bauer lief ihm nach und klagte beim General. Der Kosak befragt, ob er das Kalb gestohlen, verneint, und behauptet, der Bauer habe es ihm geschenkt. „Was sagte er zu Dir, als er Dir's schenkte?" fragt der Officier. „Nichts, Väterchen, er weinte!"

So eng und gedrängt die innere Stadt gebaut, so weit und breit sind die Straßen der Vorstädte, der Moskauer und der Petersburger, doch enthalten Sie meist einstöckige, schindelngedeckte Häuser von Fachwerk. In der letzteren steht eine schöne griechische Kirche nebst Kloster, in dessen Kreuzgange, im altbyzantinischen Style erbaut, ich mich gern Abends im Mondscheine herumtrieb, und den prachtvollen Gesängen der Mönche lauschte. Ja, singen können die Russen! Alles singt, der Karrenschieber im Hafen, die Maurer, die gegenüber meinen Fenstern ein Haus bauten, sie weckten mich früh durch ihre gemeinschaftlichen Lieder, am besten aber und am kunstreichsten singen die Lettischen Mädchen, die in den Waarenspeichern den Flachs brechen und klopfen. Ununterbrochen begleitet Gesang ihre Arbeit, fast immer dreistimmig, und in so schwierigen Gängen und Modulationen wechselnd, daß der arme Conradin Kreuzer, der hier begraben liegt, sich vergebens mühte die Lieder nachzuschreiben, die jene Dirnen ohne alle Musikkenntniß erfindend, singen. Hier wäre für einen Musiker, der's Stenografiren besser verstände, als Kreuzer, eine reiche Ausbeute der lieblichsten Melodien zu finden — wie die Russen sagen! —

Wie er selbst Musiker, so liebt der Russe die Musik vor Andern; Straßenmusikanten, meistens eine Drehorgel mit einer Clarinette gepaart, sind ihres zahlreichen Publikums gewiß; ein kleiner Savoyardenknabe, den ich mit seiner Marmotte und Tanchonieer im harten Winter auf der Straße tanzen sah, erbeit dafür, wie für die ohrenzerreißende Musik die er machte, reiche Spenden an Kupferkopeken; die Militärmusik aber ist schlecht, und mit den Productionen deutscher Banden in keinen Vergleich zu stellen. — Die Caffeehäuser, deren Riga wohl 6—7 zählt, sind ohne Eleganz, und wie die Pariser zugleich

Restaurant's. Die Preise der Speisen und Getränke sehr hoch, ein Teller Suppe z. B. 15 Kopek oder 15 Kreuzer CM., die Küche schlecht, geschmacklos, die feinsten Delikatessen, wie Seefische, Wildpret, werden ruinirt durch die Art der Bereitung, so aß ich einst gekochte Kammetsvögel; was würde Baron Baerst, der große Gasteonom, zu solcher Köchin sagen? Caviar und Thee sind gut und billig, und es gibt hier auch rothen, d. i. ungesalzenen, frischen Caviar, der aber schlecht und unverdaulich ist.

Bald suchte ich mir ein Dampfbad auf, um dieß Remed gegen Rheumatismen, das man in Deutschland mit dem Epitheton: „russisch" schmückt, und mit allem möglichen Comfort ausgestattet, hier am Orte seiner Erfindung und Entstehung zu genießen.

Herr im Himmel! wie ward ich enttäuscht. In einer kothigen Quergasse der Petersburger Vorstadt wies man mich in ein schon im Aeußern wenig einladend aussehendes Haus, das ein auf einer Stange befestigter Strohwisch als ein öffentliches kund gab; im stockfinstern Raume, der zum Ersticken mit auf Kieseln erzeugten Wasserdämpfen geschwängert war, fand ich mich mit einer Gesellschaft nackter Individuen beider Geschlechter versammelt, geräuschlos schwitzten alle nach Kräften, nur dann und wann hörte ich einen Körper in eine, in der einen Ecke stehende Wanne mit kaltem Wasser plumpen. Ich darf wohl nicht versichern, daß diese Abwaschung eben nicht appetitlich war, doch sie war nöthig, und so unterzog ich mich ihr ebenfalls, tappte hin, und tauchte in die dunkle Fluth, in der schon wenigstens zwölf Personen vor mir ihren Schweiß abgewaschen. Von einer Bedienung und dem bei uns üblichen Bürsten und Reiben durch einen Badediener war keine Rede. Mit dem sehr billigen Preise von 5 Kopeken kaufte ich mich los, und dankte Gott, als ich mich auf Nimmerwiederkehr im Freien sah.

Ich komme, nachdem ich nur soviel von den Festungswerken dem gunstigen Leser mitgetheilt, daß sie, wenn auch weitläufig, doch sehr schlecht gehalten, und fast gar nicht bewacht sind, und wie es dem Auge eines Halblaien erschien, keine ernsthafte Belagerung aushalten dürften, zu einer kurzen Beschreibung des geselligen Lebens und der Bewohner selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— Van Eduard Zieben brachten „Morgenblatt" und „Cölnische Zeitung" in kurzen Skizzen Schilderungen der wendischen Landstrecken im östlichen Theil der hannöverschen Provinz Lüneburg und in der nördlichen Hälfte der Altmark. Die Wenden in jener Gegend halten fester an den Gebräuchen ihrer Vorfahren als wir Söhne Germaniens, theils weil sie mehr Pietät haben, theils weil sie nicht wie wir dem Strom der Weltbewegungen verfielen. Westlich von dem Flusse Ilmenau in Hannover findet man kaum einen oder den andern wendischen Dorfnamen, während die Mehrzahl der Ortschaften zwischen Ilmenau und Elbe slavische Benennungen führt. Selbst diejenigen Orte mit deutschen Namen, welche dort vereinzelt in den alten wendischen Gauen liegen und germanischer Abkunft sind, haben jetzt eine echt wendische Bevölkerung. Das hannöver'sche „Wendland" ist entschieden in der Eigenthümlichkeit seines Bodens, der bald fruchtbares Land, bald Haiden und Waldungen umfaßt, unter denen die Göhrde besonders erwähnt zu werden verdient, ein prächtiger Fichten- und Eichenhochwald von mehreren Meilen im Umfang. Die Eigenthümlichkeiten in Sitte, Lebensart und Charakter sind den Bewohnern jener Landstriche gemeinsam. In der Schilderung dieser Züge beruht der Werth dieser Erzählungen: Der Sohn der Witwe, der Dorfmusikant, der Müller, Unter dem Weidenbaum. Die Dorfgeschichte erfindet nicht, sie copirt.

— Ein Reisender schreibt aus Surinam: Wenn die Neger tanzen wollen, so bilden hölzerne Pauken, ein hohles Brett das mit Holzstücken bearbeitet wird, und ein Paar Stücke altes Eisen das Orchester. Natürlich ist diese Musik abscheulich in Beziehung auf Klang. Aber in Handhabung des Tactes ist der Neger Meister. Er weiß durch Besingerung der Pauke so viele Triolen und Quintolen anzubringen, daß das Eintönige dieses Taktes verschwindet und Figuren entstehen, welche manchem Musiker interessant zu hören wären. Die Weiber singen hiezu in Mollaccorden Lieder, wobei sie in einer Reihe stehen und eine als Choefühererin vorsingt.

— Die Cigarren sind nichts Neues. Nach Oviedo fanden sie die Spanier schon in Nicaragua. Die Nachricht darüber lautet also: „Am Samstag den 19. August 1526 war zwei Stunden vor Einbruch der Nacht Don Alonzo, Kazike von Nicoya, auf dem großen Platze seines Dorfes angelangt. Der Name dieses Kaziken war eigentlich Nambi, was in der Chorotegaisprache Hund bedeutet. In einer Ecke des Platzes versammelten sich etwa achtzig bis hundert Indianer und feierten unter Gesang und Tanz ein Fest. Es waren Leute aus dem gemeinen Volke, denn der Kazike kam feierlich herangeschritten und setzte sich in einer andern Ecke des Platzes auf eine Art Bank. Um ihn herum nahmen seine angesehensten Officiere u. etwa sechzig bis achtzig andere Platz; ein junges Mädchen brachte in kleinen Kürbisschalen, etwa von der Größe einer Tasse, zu trinken, und zwar eine Art starken, etwas säuerlich schmeckenden Weines, den sie aus Mais bereiten und Chicha nennen. Dieses Getränk hat eine Farbe wie Hühnerbrühe, in welche man Eigelb geschlagen hat. Nachdem sie zu trinken angefangen hatten, nahm der Kazike ein Päckchen mit Tabaksstücken, etwa sechs Zoll lang und einen Finger dick; sie waren aus einer Art zusammengerollter Blätter gemacht und mit einem Faden befestigt. Sie bauen diese Pflanze sehr sorgfältig an und machen Rollen daraus, welche sie an dem einen Ende anzünden; diese brennen langsam einen ganzen Tag fort. Das andere Ende stecken sie in den Mund, ziehen von Zeit zu Zeit Rauch ein, behalten ihn im Munde und stoßen ihn dann aus Nase und Mund hervor. Jeder Indianer hatte dergleichen gerollte Blätter, welche man in ihrer Sprache Unpoquete und auf der Insel Hispaniola oder Hayti Tabaco nennt."

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierunvierzigster Jahrgang.)

№ 81. Klagenfurt, Dienstag, den 10. October. 1854.

Schlacht- und Herzenshelden.

Novelle.

2. Capitel.

(Fortsetzung.)

„Nun sagt doch" sprach Theodor weiter als auch die Freunde zum Anstaunen herbeigekommen waren — „sagt doch in welchen Kämpfen Ihr Eure Faust erprobt. Wir wollen jedes Wort von Euch vernehmen und niemals vergessen."

„Ei! mit diesem Heiligthum hört bei mir auf; das macht mir ungeheure Langeweile. Ich werde mich bei Euch doch nicht zusammennehmen, was ich rede? Ich tauge ohnedieß wenig mehr hieher, da meine damalige Welt längst vorbeigezogen ist. Ich tauge auch Euch nicht, weil Ihr in meine Welt nicht paßt. Die Edelsten und Besten sind schon begraben und mich drückt nur das so tief, daß Berge stehen und Thäler liegen geblieben sind, als ob gar nichts geschehen wäre. Ich aber wandle einsam über Fluren und Gebirge." Er war warm geworden und fuhr fort: „Seht, Ihr Jungen, vor einigen vierzig Jahren drückte dies Thal hinab eine ganz andere dumpfe Aengstlichkeit. Recht thun ist leicht, aber wem? — das ist das Schwierige. Wir wußten allezusammt nicht, wem wir angehörten; das Altherkommen sprach für Oestreich, die Gewalt vernichtete diese Gewißheit, wieder war beides in der Schwebe; aber nur das wußten wir gewiß, daß wir deutsche Männer sind und der Franzose in unser Vaterland nicht tauge. Wir vergaßen Weib und Kind, Haus und Hof, und den Werth des Lebens, erstickten alle friedfertigen Gefühle und fanden uns zusammen — ein Mann ein Wort! Und durch gings! Aber — wenn ich so in der Innsbrucker-Kirche den Andre Hofer aus Stein sehr — wie er geleibt und gelebt — wir er neben mir gestanden, neben mir den Stutzen angesetzt und geschossen; da geh'n mir immer die Augen über, wenn ich denke: und den haben sie erschossen — der noch jetzt als Greis unter uns sein könnte. Teufel einem Lande ein solches Gut verbrecherisch zu rauben — mir nichts dir nichts vor Soldaten zu stellen, die weiter nichts können als ein paar Schuhe vor sich her in's Herz zu treffen — in ein Herz das nur für ein heilig Recht geschlagen. Und nun — nun steht Hofer in Stein da! — Wieder gleich da unten ist ein andrer Fleck, vor dem ich nie vorbei kann, ohne — 's ist kindisch — ohne daß mir die Augen feucht werden. In Matrei steht Wallners Haus — freilich das alte nicht mehr; denn geraubt und gesengt ist darin genug worden. Der Wallner, das war hier ein Mann! Wie ihn nur der Hofer immer aufgenommen, ihn umarmt, geküßt, als wärs sein leiblicher Bruder; wie sie zusammenstimmten, die Burschen gewannen, bewaffneten, begeisterten und zum Kampfe führten. Kurz ich sag's Euch — der Wallner kommt zunächst nach dem Hofer und dem Kapuziner." „Der Wallner?" unterbrach den Eifrigen Krüger — „von dem habe ich — wir alle bisher gar keine That gehört."

„Meintwegen" fuhr der graue Schütz in einem Athem fort — „glaubt Ihr das kümmert uns was? Wenn Ihr nichts wißt, so wissen es w i r — und unsre Kinder und Enkel; und auch die Franzosen und Baiern haben es hübsch deutlich verspürt. Herrgott! wo habe I c h denn diese Sachen daher (hier klopfte er an die linke Brust) — hatte mich nicht der „Achberger" das Gewehr führen gelernt —"

„Von wem sprecht Ihr da wieder? Den kennen wir auch nicht" fiel Grim ein.

„Sakerment! das ist ja der nämliche — der Wallner. So fahrt doch nicht immer so d'rein mit Eurem Nichtwissen und Plappern."

„Ach! Aichberger" rief, sich erinnernd, Theodor aus — „Anführer der Pinzgauer — Obercommandant — Held von Tarenbach —"

„Schon gut" fiel hinwieder der graue Schütz ein — „das habt Ihr brav gelesen. Aber I c h war sein Freund! Verflucht, daß er in seinem Dorfe, in seinem Eigen nicht einmal sicher war. — Schaut — Ihr habt Euch heute so jämmerlich geberdet, als hättet Ihr weiß Gott was zu verlieren. Er sah Haus und Hof, sein liebes Weib und die frommen Kinder auf's Spiel gesetzt, und trotzte nicht nur selbst der Gewalt, sondern brachte auch alles was dreinschlagen kann, auf, und arbeitete und feuerte, bis alle Stricke rißen. Aber — Weib und Kinder — die mußten alles entgelten; nein, nein! ich mag Euch's nicht erzählen, ich kann's nicht, ich darf's nicht; aber soviel weiß ich, alle von meinen Ahnen herab bis auf

meine Enkel und alle Insurgenten zusammen haben nicht so entsetzlich gelitten, als diese Familie. O! und das war doch Allen voraus bekannt. Hört! Der Commandant hatte ein Töchterchen, das hieß Therese. Solch' ein Wesen hab' ich meine Tage nicht gesehen. Es sprach nicht viel, versinnte sich immer, war blaß und schmächtig und hatte überhaupt nichts Frisches und Lustiges. Wenn der Mondschein kam, da ward gar alles lebendig. Ich saß oft noch tief in der Nacht bei Wallner und sprach schon leiser mit ihm; da regte sich's dort am Bette, die Therese richtete sich im weißen Hemde auf, starrte durch's Fensterlein in die mondhelle Nacht und man sah deutlich sie die Lippen bewegen. O wie die Augen wie Glas starrten; alle Züge wie erwartungsvoll und staunend! Dann kam sie her, blieb beim alten Tische von Eichenholz stehen und lispelte:

„Vater — — hinaus! Gehr."

„Aber was willst du doch, Theres."

„Hörst du's draußen nicht? Geh und helfe."

„Wallner that einen Seufzer und wollte die Arme in's Bett führen. Allein, sie ließ sich im Reden durchaus nicht beirren. Dann sprach sie von Kämpfen — von Verrath — von häuslichem Unglück und wirrer Verwüstung — und von des Vaters Tod aus Kränkung in fernem Lande; dann wendete sie sich wieder zu mir und o es ist wunderbar! An Geistereien glaube ich nicht, aber so mir Gott helfe, sie bedeutete mir, daß ich gerade nach vierzig Jahren noch einmal gegen Feinde ziehen werde, die vom Süden herauf kommen sollten. Und seht, alle die gegen die Italiener nnno 1848 ausgezogen, bekamen eine kleine silberne Medaille, aber mein Kaiser ehrte mich — ich weiß nicht wie — mit einer besonderen Auszeichnung. Ihr habt sie unter dem Flecke früher gesehen. Mir ist das Glück durchaus günstig. Als erfahrener Insurgent neuerlich gegen die Welschen zu ziehen, gerechten Bewußtsein's zurückzukehren, belohnt zu werden — ist doch ein hinreichendes Zeichen. Dazu noch komme ich eben jetzt über die Tauern von Gastein zurück, wo mich der Johann verlangt hatte; o der kennt mich ja schon seit damals her, als ich mit dem Sandwirth nach Wien gekommen war, um dem Erzherzog zu sagen, wie's unsere Leute denken. Bald darauf erschien auch ein tüchtiger Oesterreicher, den ganzen Aufstand zu leiten; leider! ist er jetzt da draußen in Baiern, und soll uns ganz und gar verloren sein.

„Erzählt doch von der wunderlichen Tochter weiter", bat Grim.

Der graue Schütz schien sich sichtlich zu bekämpfen und blickte zweifelnd umher.

„Das erzähle ich nicht so leicht", setzte er ergriffen fort. „Jetzt erkenn ich's erst, wie das Kind in Allem Recht gehabt. Aber nur Eines — Eines erfüllte sich noch nicht. Das Kind hat mir in Aussicht gestellt, ich hätte nach diesem meinem letzten Kampfe noch etwas zu vollführen; ich hätte die Thränen einer trauernden Maid zu stillen, die des letzten Krieges Unglück beweine. Ich hätte sie drum zuzuführen, dem sie seit jeher zugehörig gewesen sei. — Ich weiß nun wohl, daß der Sinn das Mädchen von dem Gedanken der Wiedervereinigung Tirols mit Oesterreich sich nicht und niemals loswinden konnte, und daß unter diesem Bilde vielleicht unser Land zu verstehen sei. Aber mir ist noch so bange in der Brust, und jeden Tag — so kommts mir vor — rücke ich meiner Sendung näher — und da wird es da drinnen wieder leichter. Ich will's ja so gerne thun. Ich suchte auch bisher immer Gelegenheit, allein mich ließ man immer mit Scheu aus dem Spiele, gerade so wie Ihr Euch erstlich vor meiner Gestalt wehrtet. Nun aber seid guter Dinge, denn ich nehme bald von Euch Abschied; denn schon runden sich die Abhänge, der Wildbach hat eine Ebene gewonnen und dort seht Ihr die Schloßruinen am kahlen Fels, dann die schöne, alte Kirche, und ringsherum die weißen Häuser von Matrei. Mir kommts nicht so leicht an, von Euch wegzugehen, nachdem ich Euch gleichsam ein Stück meines Eigenthumes anvertraut. Sollte mir leid thun, wenn wir uns jetzt und hier das letztemal sehen."

Theodor nahm das Wort:

„Ihr geht ja doch ganz in's Dorf hinab? Dort unten wollen wir den Abend bei vollen Gläsern verbringen, und Euch ein wenig für Eure Güte und für die unbillige Verkennung entschädigen. Dann sei's morgen daß wir scheiden; aber auch mir will das nicht recht vom Herzen, grauer Schutz. Doch wir haben uns einmal den Weg so vorgezeichnet und müssen in's Teffreggenthal hinein — —

„Auch hinein!" rief der Alpenheld aus, und nahm Theodorn verwundert bei der Hand, „ja dann sind wir ja drinnen selbander wieder gute Freunde. Ich komme morgen hinein, Sakrament mit Stutzen und Federn, daß unser Herr Gott an mir Freud' hätte, wenn er ein Schütz wär'. Werdet sehen — nun ja, ein Scheibenschießen wird's geben — wie ich's werde herauspöllern lassen, daß die Wolken auf den Alpenscharten zerreißen werden. Und hoch soll's hergehen!"

„Wie freuen wir uns schon darauf", bekannte einer der Freunde nach dem andern; „auf dieß väterliche Heimatthal — die überraschte Sippschaft — und alles andere." —

Als der Weg gegen die Niederung nicht mehr zu verfehlen war und friedlich die Häuser des Dorfes winkten, da blieb der graue Schütz stehen, reichte den Dreien die uervigte Hand, schüttelte die dargereichte treuherzig und rief theils schon im Weggehen: „Also, ein Mann ein Wort — seid drinnen!"

Er verschwand in der Seitenschlucht.

Digitized by Google

Merkwürdig ſchnell ſahen ſich die Genoſſen vom Abend überraſcht, und wie ſie ſo unverzögert durch das Hochthal zwiſchen Schluchten und Geſtrüppe hindurch gekommen, kannten ſie wahrlich nicht begreifen. Alle ihre Gedanken kreiſten nur um die eben verſchwundene eherne Erſcheinung; es war ihnen, als ſei ihnen der Mann nie unbekannt geweſen. Aber wer er ſo eigentlich ſei, ſeinen Namen, hatten ſie nicht erfahren, und auch die Leſer ſind hiemit gebeten, nur den grauen Schützen, wo er ihnen nach begegnen wird, als einen biedern, alten Bekannten zu begrüßen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Liefland.

Von Louis Julius.

(Fortſetzung.)

Als völlig unbekannter, fremder Menſch ſtand ich allein, Empfehlungsbriefe hatte ich zu meinem großen Bedauern keine, ſo war ich recht in der Seele froh, als in dem Caffehauſe, wo ich dinirte, ein penſionirter Officier, Baron v. Krüdener, Vetter der berühmten Eliſe von der Recke, mich aufforderte, den Abend mit ihe in dem Gambrinushofe zuzubringen, einer Geſellſchaft deutſcher Ruſſen, die in dieſem Vereine der edlen Cerevisia opfern. Ich lernte hier, wo man mich mit wahrhaft orientaliſchee Gaſtfreundſchaft aufnahm, und an dem Abende ſchon zum Mitgliede machte, ſehr angenehme Perſönlichkeiten kennen. Die Geſellſchaft war aus mehreren Kaufleuten 3. und 4. Ranges, Schulmännern Malern und Advocaten conſtruirt, und hatte äußerſt drollige Statuten, auch ein Merk- und Gedenkbuch beſonderer Vorkenntniſſe, bemerkenswerthee, dort geriſſener Witze. Das Local iſt ein langer, ſchmaler, alterthümlich meublirter Saal, der Hauptſchmuck deſſelben ein großes Oelbild des brabantiſchen Herzogs, der das Bier erfand, der Zweck der Geſellſchaft heitere harmloſe Unterhaltung, die nicht den Ernſt, wohl aber die Politik verbannt. Kein anders Wort als deutſch darf hier geſprochen werden, und beſchämend genug war mirs, daß man mich den Deutſchen, hier im Ausland, faſt beſtändig in Strafe nahm, weil ich ſa vieler fremder Worte mich bediente.

Dieſer luſtigen, geiſtreichen Geſellſchaft verdanke ich manche angenehme Nacht, die, Gambrino zum Trotze, nicht bei Bier, ſondern lediglich bei Champagnee und Ananaspunſch verſchlemmt wurde. Freilich baten wie jeder bei jedem neuen Glaſe den Schutzheiligen um Vergebung, und brachten ihm nach altgeechiſchen Ritus unſere Libation, was: „Gambrinus den Bart einſeifen“ genannt wurde. Der Priſtaff, oder Polizeioffieier, der unvermeidlich iſt, alſo auch im Gambrinushofe Sitz und Stimme hat, wae abgeſehen van ſeiner Uniform ein fideler Zecher, den ich öfter rauſchig als nüchtern ſah. Familienbekanntſchaften machte ich keine, da mir, wie ſchon bemerkt, die Recommandationen abgingen, und nue ein Haus, ein ausländiſches, öffnete mie ſeine Thüre, entſchädigte mich aber auch füe alle Genüſſe, die mie Roth- und Weiß-Rußland hätte bieten können. Es wae dieß die früher erwähnte junge engliſche Dame, deren Bekanntſchaft ich fortſetzte, und zu deren getreuem Gallopin ich avancirt wae. Täglich nahm ich hier den Thee, und wenigſtens zweimal wöchentlich machten wir ſelbander Ausflüge auf leichter Droſchke, die zu lenken ſie ſich nicht nehmen ließ, in die föhrenbewaldete Umgegend. O möchten dieſe Zeilen den Weg zu ihren ſchönen ſchwarzen Augen finden, und ihr den Dank noch aus der Ferne bringen, den ich für ihre liebenswürdige Güte im Heezen trage. Die haute volée Riga's beſteht aus der Kaufmannſchaft 1. Claſſe, lauter Millionäre, und hat ein Caſſino geſchaffen, ſubtitulo: „Mnße,“ in das eingeführt zu werden aber gewaltigen Schwierigkeiten unterliegt.

Die größte Schönheit Rigá's iſt ſeine Düna, ein herrlicher, cryſtallhelle Strom, deſſen Waſſer man allgemein trinkt, daß in Anfang zwar leichte Diarrhöe verurſacht, doch ganz gut mundet. Tauſende von Schiffen aller Flaggen bedecken ſeinen breiten Spiegel unterhalb der Schiffbrücke, doch der Mehrzahl nach Niederländer und Britten; oberhalb der Beücke liegen die Ruſſen mit ihren Straßen Häuſee von einem, auch zwei Stockwerken auf großen Flößen und Schiffen von Holz gebaut, das hier als Bau- und Brennholz verkauft wird, da eine Straße nie zur Heimath kehrt, des ſtarken Strommgefälles wegen, das kein Aufwärtsfahren duldet. Sie bringen die Landesproducte des Innern, Talg, Hanf, Flachs, Fleiſch, Wildpret, gedürrt oder geräuchert, Holzwaaren aller Art. Der Bauer zimmert die Truhe ſelbſt, und befrachtet ſie mit ſeinem und der Nachbarn Product, hat er dies verkauft, verkauft er die Truhe, und kehrt zu Fuße, Mancher an 600 Werſt nach Hauſe zurück. Kein reger Leben iſt im Ramborger Hafen, als hier, Arbeiter ſind ſehr geſucht, und gut gezahlt, ſo daß ein Fleißiger leicht ſeinen Silberrubel per Tag verdienen kann. Bei alledem gehen aber dieſe Leute in den abſcheulichſten, das Auge beleidigenden Lumpen umher, denn: — „was ich am Tag mit der Leier verdient, das geht bei der Nacht in den Wind, Wind, Wind, Wind“.

Dicht an den Hafen, Dünaaufwärts, ſchließt ſich der Tandelmarkt, eine Maſſe, die die allerſeltſamſten Handelsartikel aufzuweiſen hat. So ſah ich einen Soldaten dort umgehen, und einen alten, ſchmierigen Rockkragen eines Civilfrackes zum Verkaut ausſchreien. — Wer mag den gekauft haben, und zu welchem Zweck? Beiſpiellos billig ſind alle eahen Lebensmittel: Geflügel, Wildpret, ſelbſt das feinſte, wie Haſel- und Birkhühner — das Paae 36 Kapeken, d. i. 36 Kreuzer

CM., eine große, fette Gans 35 Kopeken, doch rathe ich Niemand sie zu essen, da sie, mit Hanf gefüttert, danach schmeckt, und deutschem Gaumen widersteht. Ebenso billig ist der Lachs, auch das Obst, und sieht ganz herrlich aus, ist aber essigsauer, die Verkäuferinen, sehr hübsche Russenweiber und Mädchen in allerliebster Landestracht, mit grellbunten, meist safrangelben Kopftüchern, die zu den schwarzen Kohlenaugen sehr vortheilhaft abstechen, muß man ebenso fliehen wie ihre Aepfel, so lockend sie auch aussehen, so gefährlich ist ihr Kuß, denn sie kokettiren mit ihrer Schönheit wie mit ihrem Obst, und unverheiratete Männer haben Mühe sie aus ihrem Zimmer zu bringen, da sie gleich sehr familiär werden.

(Fortsetzung folgt)

Notizen.

— Auf Veranlassung des dem Dr. Carl Gutzkow von dem Großherzog von Weimar verliehenen Ordens vom weißem Falken wird der „Spener'schen Zeitung" folgende interessante Mittheilung gemacht: „Als im Jahre 1835 der Lärm wegen des sogenannten jungen Deutschlands aufkam, schrieb der Fürst v. Metternich über die neue Erscheinung an Varnhagen v. Ense, und ersuchte ihn um einige Auskunft, er selbst wisse nicht recht was er aus der Sache machen solle. Varnhagen entsprach diesem Vertrauen mit freimüthiger Wahrhaftigkeit, und versicherte dem Fürsten: vor allem sei an nichts Politisches dabei zu denken, an keine auch nur entfernte Aehnlichkeit mit dem jungen Italien; die Sache sei rein literarisch, und auch auf diesem Gebiet ohne eigentlichen Zusammenhang. Was aber das Moralische betreffe, so habe man freilich über manche Schilderung den Kopf zu schütteln; indeß erinnere er sich seiner Jugendjahre, wo die berüchtigte „Lucinde" von Friedrich Schlegel erschienen sei, die auch großen Lärm gemacht, doch keine Verfolgung erlitten habe; gegen diese „Lucinde" sei die jetzt getadelte „Wally" von Gutzkow aber nur ein unschuldiges Kind, und wenn er bedenke, daß er den Verfasser der „Lucinde" später als österreichischen Legationsrath in Frankfurt beim Bundestag und mit dem päpstlichen Christusorden geschmückt gesehen habe, so dürfte er mit gutem Fug hoffen, daß die Mitglieder des jungen Deutschlands, bei ihren entschiedenen Talenten, auch ihrerseits in der Folge zu ehrenvoller Anerkennung und Auszeichnung gelangen würden. Jetzt, nach 19 Jahren ist die damalige Vorhersagung an Carl Gutzkow in Erfüllung gegangen."

— Die dänische Regierung hatte in Folge des letzten Ausbruches des Hekla auf Island eine Commission ernannt, welche über diese Naturerscheinung berichten sollte. Der Bericht dieser Commission ist jetzt erschienen; wir entlehnen demselben folgende Notizen über die verschiedenen Besteigungen jenes Vulkans. Man steigt gewöhnlich von der Südseite über Noefrholl-Selsund, dessen Einwohner seit langen Jahren sich des Rechtes erfreuen, den Reisenden Führer zu liefern, hinauf. Die ersten Gelehrten, welche den Hekla erklommen, waren die Herren Olaffsen und Povelsen. Gegen Mitternacht den 20. Juni 1760 erreichten sie den Gipfel, den sie mit einer Lage frisch gefallenen Schnees bedeckt fanden. Alle Gefahren, von denen die Bewohner des Landes ihnen erzählt hatten, existirten nicht, der Berg erhob sich inmitten einer ruhigen Atmosphäre, die Aussicht auf die Eisgipfel der Umgegend war entzückend, und man dachte nicht daran, die vulcanische Natur des Hekla zu untersuchen; man begnügte sich damit, einige unbekannte oder unvollkommen beschriebene Steine genau zu besichtigen. Uebrigens hörte man kein Geräusch im Innern des Berges. Nach dem fuchtbaren Ausbruche des Jahres 1766 stiegen Uno van Troil, Banks und Salander hinauf. Auch diesmal war Schnee gefallen, aber heiße Dämpfe schmolzen ihn an verschiedenen Stellen. Swan Povelsan, ein Arzt, ermuthigt von der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Kopenhagen, versuchte 1793 eine neue Ascension, aber ungünstiges Wetter verhinderte ihn, Beobachtungen anzustellen. Vier Jahre später war er in Gesellschaft von Thorlacius glücklicher. Dämpfe und ein dumpfes Getöse verriethen die vulcanische Thätigkeit. Auf dem dreifachen Gipfel unterschied man deutlich drei Krater. Der in der Mitte befindliche, der größte, 38 Meter 40 Centimeter tief, hatte 76 Meter 80 Centimeter im Durchmesser und war, obgleich man sich im Monate August befand, mit Schnee bedeckt. Mackenzie sah 1810 ebenfalls Schwefeldünste dem Gipfel entsteigen und unterschied auch deutlich drei Krater, welche von zahlreichen Spalten durchschnitten waren. Diese Spalten waren, als Thieneman 1821 den Hekla besuchte, wieder gefüllt. Die von H. Paul Gaimard geleitete französische Expedition erreichte die Spitze des Berges am 29. Juni 1836, sie fand aber das Terrain mit tiefem Schnee bedeckt und wurde durch einen wüthenden Sturmwind fortgejagt. Das war auch 1839 das Loos des H. Schuthe, des Verfassers des Berichtes, von dem jetzt die Rede ist. Neue Besteigungen fanden nach 1845, in welchem Jahre ein neuer Ausbruch erfolgte, statt. Aus dem Berichte erhellt, daß nach jenem denkwürdigen Ereignisse die Spitze des Vulcans einige Veränderungen erlitt, ohne daß indeß die dort gewöhnlich beobachteten Erscheinungen verschwunden wären.

— Die fuchtbare Plage der Wanderheuschrecke dauert in San Salvador und Nicaragua bereits im dritten, in Guatemala im zweiten Jahre. Ihre Erscheinung ist von unglaublichen Verheerungen fast aller Culturpflanzen begleitet. Nicht nur der Mais, die Bohnen und die Bananen, sondern selbst die harten Blätter des Zuckerrohrs und der Kokospalme werden von den Millionen-Heuschrecken angenagt, die keine menschliche Anstrengung vertilgen kann. In den Küstenebenen und in den Gebirgsthälern bis zu einer Höhe von 2000 Fuß wird seit zwei Jahren vom Mais nur ein Drittel des gewöhnlichen Ertrages, vom Zuckerrohr zwei Drittel, vom Reis die Hälfte geerntet. Die Folge dessen ist eine furchtbare Hungersnoth und Theuerung in einem Lande, wo der Mais sonst drei Jahresernten mit einem 600fachen Ertrage gewährte. Erdstöße, welche am 18. Juli und in den folgenden Tagen stattgefunden, veranlaßten viele Familien, aus den Häusern zu fliehen und im Freien zu übernachten. In der zerstörten Hauptstadt der Republik San Salvador erfolgte wieder ein ziemlich heftiges Erdbeben im Augenblicke, als der Präsident San Martin und der Bischof Don Thomas Saldanna von Cohutepeke aus die Ruinen besuchten.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 82. Klagenfurt, Sonnabend, den 14. October. 1854.

Schlacht- und Herzenshelden.

Novelle.

3. Kapitel.

(Fortsetzung.)

„Dô wurfen sie die steine und begunden mit dên schæften schiezen."
[Gudrun I. 41. 4.]

Sein vorgestecktes Ziel unbeirrt zu treffen ist einmal die Lebensaufgabe jedes Menschen. Aber wie mag das so wenig alltäglicherweise erreicht werden! Man versichert sich lieber einer überirdischen, höheren Kraft oder einer dämonischen Gewalt, die kein Schwanken zuläßt, und in deren Sinn schon das Erreichen selbst liegt. In diesem Sinne ist eine classische und eine christliche Sage zu nehmen: die von Philoktet und die vom Freischützen. Die Pfeile des überirdischen Herakles und die Kugeln, unter dem Zauber des Bösen gegossen, sie „treffen unentrinnbar tödtlich." Der antiken Auffassung folgt der gottgespendete Segen, der christlichen die Abwendung der guten Geister; und dieß letztere zeigt wunderbar schaurig C. Maria Weber's Musik zur Scene in der Wolfsschlucht. Da krächzt die ganze wilde Jagd — und man hat jeden Augenblick den ehrlichen Rath auf der Zunge, jeder Schütz möge ja mit rechten Dingen zu Werke gehen. Und daß befleißt sich auch jeder biedere Kämpe, aus einer sehr zeitgemäßen Ursache Denn Tirolerkugeln sind lauter Freikugeln.

Das war denn heute „am Sand" in dem von aller Welt abgeschlossenen Teffreggenthale ein bewegtes Leben. Ein Fleck Wiese neben einem mit Holzschnitzwerk gezierten Wohnhause schien die Pulsader des Hochthales zu sein. Da mischten sich im Gewühle verschiedenartige Trachten benachbarter Gaue; eine Schaar stand in der Schießstätte hinter dem Zielenden, eine Andere beim Schreiber, einzelne Gruppen besetzten die den Zudrang abhaltenden Querbäume; da und dort hatte man Schenktische angebracht, auf denen die Gläser wackerer Trinker klirrten. Jeglichen Schuß, jedes wiederholte Aufquollen des Pöllerrauches an der Scheibe änderte den Strom des Gewimmels. Das mochte nun eine gute Zeit so zugegangen sein, als vom Thale herauf ein Bursche geeilt kam, sich durch das Gedränge Bahn schlug und am „Anstand" einem gerade ladenden Schützen etwas, nicht eben gar heimlich in's Ohr sagte. Der Angeredete schien überrascht, und lehnte den Stutzen weg; die Nächststehenden thaten desgleichen und vereinten sich in einem lebhaften Gespräche und begaben sich außerhalb der Volksmenge.

„Was? — Jacob's?" konnte man da hören — „der gleich da unten daheim war? — der dann in die Fremde gewandert und dort endete? Ei, den müssen wir doch recht ordentlich empfangen.

„Ja, es ist Jacob's Sohn", nahm der Altbauer das Wort — „recht brav von ihm, daß er die Wiege seines Vaters ehrt. Seht, so ist es dem armen Manne ergangen. Er suchte sich eine neue Heimat, weit da drüben über alle Berge in der Schweiz, nun ja — ihr wißt — in Wallis. Aber wo Oberland über Unterland herfällt, da stürzt alles zusammen. Was sind doch die Walliser so uneinige Kerle! Und wie haben sie's getrieben die ganzen vierziger Jahre herauf. Da mußte jeder Freund der Regierung rathlos werden. Kein Wunder, wenn unser Landskind damals den Freischärlern eine derbe Predigt halten wollte; allein sie waren einmal stärker, und der gute, treue Beamte war der Erste, auf den sie ihren Zorn ausließen, als sie — da im Mai achthundertvierundvierzig — den tollen Wurf bei der Brücke am Trient vollführt hatten. Der Schaurer starb bald nachher; Ihr wißt ja was er seinen Verwandten hier und der Kirche geschenkt hat. — Nun also — kommt, wir wollen den Sohn so recht, wie's sich ziemt, einnehmen."

„Nicht fortgeh'n" schrie Einer von drüben.

„Warum."

„Nun ja, sie sind schon am Wege daher und kommen bald."

„Gut, — so lassen wir inzwischen noch ein Paar Böller knallen." Man verlor sich wieder in's Gewühl.

Nicht lange darnach stiegen die Anhöhe herauf drei Wanderer von einem Burschen geleitet — Krüger, Grim und Theodor Schaurer. Erwartungsvoll näherten sie sich der Volksscene. Der geleitende Bursche grüßte sogleich diesen und jenen Bauer und trank ihm zu, und erklärte, wenn er da bei sich habe. An jedem einzelnen Tische hörte man mit Verwunderung und Antheil ausgerufen, den Namen „Jacob." Bald griff die Bewegung in das Innere der Schaar, und eiligst lehnte ein Schütze nach dem andern seinen Stutzen in den Holzeinschnitt am „An-

stand" — schritt auf die Fremden zu, und drückte ihnen so recht treuherzig die Hand. Greise Gestalten stellten sich unbemerkt nahe an Theodor hin und versenkten sich in dessen Züge, nickten dann erkenntnißinnig mit dem Kopfe und unterdrückten eine Thräne. Die geschämigen Dorfkinder wurden herbeigerufen, und mancher ungewaschene Knabe mußte da ein Exempel hören. Das konnte Theodor wohl auf den ersten Blick herausfinden, daß das Andenken seines Vaters hier ein lebhaftes sei Die abschließende Lage des Thales, die himmelhohen Gebirge lassen die Erinnerungen des Völkchens, das hier nur eine Familie ist, auch nicht so leicht verflüchtiget werden; der Enkel läßt sich von seinem „Ahn" gern die Geschichte erzählen von dem braven Jacob, der hier zuerst Kühe geweidet, der mit selbst geschnitzten Holzfiguren Handel trieb, dann in die Fremde ging, in einer großen Stadt studirte und ein angesehener Mann geworden ist, und doch sein heimatliches, armes Thal nicht vergaß Der Lust dieser Erfahrung gab sich auch unser Wanderertrezett völlig hin. Im Kreise der noch lebenden nächsten Verwandten leerten die Drei viele Gläser edlen Tirolerwein's; man fühlte sich heimisch und alles Schönen gewärtig. Allmälig sah man einen grünen Hut mit Gemsbartzier und Hahnfedern sich durch die Reihen der Köpfe herbewegen; jedesmal theilten sich die Gruppen. Da kam eine Gestalt ganz nahe

Blitzschnell gab Grim Schaurer'n einen Ruck: „Sieh' zu — wahrlich da ist ja unser Kumpan von gestern. Rufen wir ihm zu."

„Vielleicht kommt er wohl freiwillig."

Allein der graue Schütz — er war es wirklich — erwiederte kalt den Gruß der Wanderer, ja aller Burschen, und nur einen und dem andern Alten drückte er stumm die Hand. Er ging wie durch eine geschmückte Pforte, bedächtig aber selbst bewußt. Für die Wenigsten hatte er ein freundliches Wort bereit — für schmeichelnde Fragen die gleichgiltige Miene als Antwort, so schritt er, nachdem er sich vom Wirthe ein Glas Rothen hatte reichen lassen, zur Schießstätte vor, setzte an, drückte ab, und kehrte sich gleich nach dem Schuße zum weggeben, ohne mehr nach der Scheibe zu sehen. Dort aber flammte es auf und pöllerte zu wiederholten Malen — er hatte mitten in's Schwarze getroffen. Da war Gepolter und Gejauchze, aber der graue Schütz trällerte wieder zu seinem Tischchen, um einen Schluck zu thun. Er kümmerte sich um keine Gestalt seiner Nähe. Nur vor einem braunen Tischchen hielt er inne, daneben ein städtisch-gekleideter Mann mit grauem Haupte, schneeigem Albabarte und mit einem Stelzfuße saß, an seiner Seite ein Fräulein. Der graue Schütz ging näher — stand wieder still — und sah dem Alten starr in's Gesicht. Jetzt kreuzte er seine Arme und schien das rechte Wort zu suchen.

„Iselsberg!" — mit diesem Rufe erregte er Merbolden, der noch erwartungsvoll nach der Schießstätte blickte, entschieden auf. „Seid Ihr — nein ich brauch's nicht mehr zu fragen — der Adjutant Major Teimer's. Herr Gott — es ist beinahe nicht mehr wahr! Ich glaubte nie, daß es so lange seither sei; aber Euer Bart ist weiß, schneeweiß geworden. Die Narbe aber am Vorderhaupte ist wie eine Flur mitten am Gletscher. Grüß' Gott denn!" Sie drückten sich die Hände.

„Ja, ich bin wieder der Jüngling rief Merbold aus, sind wir ja zusammen und bringen die Bilder der Jugend mit. Ich habe oft an Euch gedacht — und dachte Euch doch nie wieder zu treffen. Ein — glücklicher kann ich ihn doch nicht nennen — Zufall führte mich da herauf — mit meiner Tochter — hier" (der graue Schütz blickte theilnahmsvoll hin); — als das Schwarze getroffen ward, stand Euer Bild — endlich Ihr selbst vor mir. Ich wette der Meisterschuß kam von Euch."

„Nun — von dieser Büchse. Aber laßt das. Wir wollen lieber zurück denken. Wir gehören wenig mehr daher. Die Jungens nähren sich mit der Zukunft, wir dürsten nach Vergangenheit. Erinnert Ihr Euch noch wie Ihr angeflogen kamt mit den Innthaler Landsturm gegen die Wiltau und den Iselsberg, und wie wir da die Baiern in die Enge trieben. Aber 's war auch die höchste Zeit, denn ehrlich tapfer hieben auch die Baiern d'rein."

„Nie vergeß' ich", erwiederte Merbold — „nie diesen Maimorgen. Der erste Sonnenstrahl schimmerte an unseren Waffen, der mittägliche schmückte unseren Sieg — und die Abendröthe sah das Land vom Feinde gereinigt."

„Und deßhalb mochte wohl unser Einzug in Innsbruck gar so erhebend und feierlich sein. Zum zweiten Male haben wir bewiesen, wem das Ländchen zugehöre, und wie der Geist des angestammten Rechtes selbst unsere Berge in Bewegung setze."

(Fortsetzung folgt.)

Theater in Klagenfurt.

Wir haben der Benetheilung unserer diesjährigen Theatergesellschaft eine Reihe von Vorstellungen vorausgehen lassen, um über ihre Kräfte eine unbefangene Ansicht zu gewinnen, die nach einigen Vorstellungen bei den verschiedenartigen Einflussen, welche die Leistungen eines neu zusammengestellten Personales auf einem ihm fremden Boden beeinträchtigen, nicht wohl möglich ist. Im Allgemeinen müssen wir anerkennen, daß auch die diesjährige Gesellschaft eine den Verhältnissen unserer Bühne angemessen anständige ist. Wir wollen nicht darauf eingehen, welche Rollenfächer mehr oder minder entsprechend als

im verflossenen Jahre besetzt seien. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Bühne, welche sich alljährig ihre Mitglieder neu recrutiren muß, nicht immer gleiche Kräfte für alle Fächer besitzen kann. Durch einen glücklichen Zufall kann es einem Provinz-Director gelingen, für ein Fach einen ganz vorzüglichen Schauspieler zu gewinnen, während er für ein anderes Fach ungeachtet aller Bemühungen keinen geeigneten Repräsentanten zu finden vermag; das nächste Jahr tritt vielleicht gerade das Gegentheil ein. Wenn wir daher auch hin und wieder Mangelhaftem begegnen, so dürfen wir auch andererseits das Bessere nicht übersehen, und das minus auf der einen Seite mit dem plus auf der andern in's Gleichgewicht zu bringen suchen. Und wirklich besitzt unsere Bühne mehrere ganz vorzügliche Mitglieder, so daß es nur billig ist, den Minderbegabten ihre Schwächen nicht zu hoch anzurechnen, und die Kritik, wenn es dieselben aufzudecken sich bemüht, nur von dem Streben geleitet werden kann, durch ein offenes, unparteiisches Wort im Interesse der Betheiligten selbst zu wirken.

Wir begegnen unter der dießjährigen Gesellschaft mehreren sehr geschätzten Mitgliedern der verflossenen Saison. Vor Allem nennen wir Hrn. Melchiar, für das Helden- und Liebhaberfach.

Wir haben uns schon so oft und so warm über das Talent dieses Schauspielers ausgesprochen, daß es eine unnütze Wiederholung wäre, neuerdings darauf einzugehen. Nur eine Seite seines Talentes haben wir vielleicht noch nicht gehörig herausgehoben, eine Eigenschaft, die selten Heldenspielern eigen, daß er nämlich mit demselben Erfolge, mit dem er sich auf dem Cothurn bewegt, auch im Lustspiele zu wirken weiß, und gelingt es ihm auf jenem durch würdevolle Haltung und Sprache, Feuer und poetischen Schwung den Zuschauer auf das lebhafteste zu fesseln, so weiß er seine Lustspielfiguren gewöhnlich mit dem frischesten liebenswürdigsten Humor zu beseelen; ich nenne in der Beziehung nur seinen „Assessor Bitter" in den „Bekenntnissen," oder Vigault Lebrun, soweit dieser eine humoristische Färbung zuließ, aber, was eine ganz vorzügliche Leistung von ihm ist, den ältlichen Junggesellen in Benedix's „Lustspiel". Die wichtigste und schwierigste ihm bisher zugefallene Rolle war wohl Shakespeares „Hamlet", und daß er diesen Charakter der Intention des Dichters gemäß aufgefaßt, und in allen Theilen schön durchgeführt, beweist, daß wir sein Talent nicht zu hoch angeschlagen haben. Besonders gelungen waren in seinem Hamlet die leidenschaftlichen Scenen, namentlich die Scene mit der Königin, aber auch der Reflexion wußte er einen verständigen Ausdruck zu geben, nur hätte vielleicht die bittere Ironie, der Sarkasmus, der mit schneidender Schärfe aus vielen seiner Worte namentlich dem Könige gegenüber herausklingt, etwas schärfer markirt werden können. Was uns an seinem Hamlet auch wohl that, war seine jugendlich schöne Erscheinung, um so mehr, als wir diesen melancholischen Jüngling, nachdem seine Darstellung eine höhere künstlerischer Ausbildung verlangt, meist nur von betagten Männern zu sehen gewohnt sind.

Auf die übrige Darstellung des Hamlet kommen wir vielleicht noch gelegentlich zurück.

Warum denn immer die Schröder'sche Uebersetzung, die anerkannt schlechteste? Darüber möchten wir einmal den Geist von Hamlets Vater befragen; denn: „das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferstehen." Freilich ist die Aufführung nach Schröder leichter, weil beinahe ein Drittheil der Personen und ganze Scenen aus der Dichtung hinausgeworfen oder willkührlich verändert sind, aber eben dadurch hört diese auch auf, eine Shakespearische Dichtung zu sein.

Um aber wieder auf unser Theaterpersonale zu kommen, so sind uns vom vorigen Jahre außer Hrn. Melchior noch Hr. Zacharda, ebenfalls ein werther Bekannter, dessen Laune uns schon manche vergnügte Stunde verschaffte, dann Frau Zöllner, die vorzügliche Darstellerin komischer Alten, Frau Zacharda für ernste Mütterrollen, und He. Gürtler geblieben. Letzterem scheint heuer im Fache der Väter ein größerer Wirkungskreis anvertraut zu werden, und es steht bei seinem Fleiße und seinen Mitteln zu erwarten, daß er sich bald vollkommen in denselben hinein finden wird. Worauf wir ihn besonders aufmerksam machen müssen, ist, daß er darauf bedacht sei, ein reines Deutsch zu sprechen, und den Redeton nicht unpassend anzubringen, wie es einigemale in seinem „Oldenheim" im Hamlet der Fall war. Uebrigens besitzt er für seine Jugend überraschende Ruhe, und es fehlt auch nicht an Gemüth.

Von den neu acquirirten Mitgliedern des Schauspieles ist besonders Hr. Mayer für Charakterrollen und Intrigants hervorzuheben, ein tüchtiger Schauspieler, der zu individualisiren versteht, und seine Charaktere, ohne sie in's Unschöne zu verzerren, mit frischen, kräftigen Farben zu zeichnen versteht. Sehr glücklich in der Wahl seiner Masken, und den mimischen Ausdruck stets dem Charakter der Rolle anpassend, steht er immer als ein Anderer vor uns. Seine Mimik ist in manchen Scenen wirklich meisterhaft; ich weise nur auf die Geberscene im Hamlet hin, wo sich die Seelenangst des schuldbeladenen Königs so sprechend in allen seinen Zügen und den krampfhaft bewegten Lippen malte, wie es ein gelungenes Gemälde nicht sprechender hätte ausdrücken können.

Für Bonavants und Liebhaber ist He. Wagener engagirt. Er besitzt sehr viele Routine, spricht und agirt

Digitized by Google

auch meist richtig, kann uns aber doch in keiner Rolle so recht erwärmen. Woran liegt das? Ich glaube, es fehlt ihm an Gemüth, an dem herzgewinnenden Etwas, welches uns wie im Leben so auch auf der Bühne schnell für Jemanden einnimmt. Es liegt in seinem Ausdruck der schönsten Gefühle immer etwas frostiges; er kann darum auch selten die Illusion in uns hervorbringen, daß er das wirklich fühlt was er ausspricht. Der göttliche Funke muß aus dem Auge blitzen, alle Züge verklären, dann werden wir an ihn glauben können. Passender erscheint uns Hr. Wagener für Bonvivants, obwohl ihm auch hier etwas mehr Elastizität und Humor zu wünschen wäre.

Hr. Rademacher für jugendliche Liebhaber, Naturburschen u. dgl. ist noch Anfänger, und hat als solcher noch mit einem Erzfeinde, der Befangenheit zu kämpfen. Er hat übrigens ein recht hübsches Exterieur, ein angenehmes Organ, und scheint seinem Berufe mit Lust und Liebe zugethan.

Was er sich vor Allem aneignen muß, ist eine ruhigere Haltung. Das stete agiren mit Kopf, Händen und Füßen ist unschön, und in vielen Rollen ein Verstoß gegen die Convenienz. Dieß war besonders bei seinem „Guldenstern" im Hamlet der Fall, dem der König eine solche Nonchalance in den Bewegungen ernstlich übel genommen haben würde. Er betont meist richtig, nur hebt er, wie es bei Anfängern gewöhnlich der Fall ist, unwichtige Gedanken, gleichgiltige Aeußerungen, oft zu sehr hervor, übrigens wird, wenn sich die Befangenheit verliert, auch die Rede an natürlichem Flusse gewinnen.

Wir kommen nun zu den Damen. Es ist zwar nicht galant, aber wir müssen gestehen, diese Seite ist heuer entschieden die schwächere. Für Frl. Reichel, Frau Julius und Frl Weidinger sind Frau Colas und Frl. Hartmann engagirt, also schon quantitativ geringere Kräfte. Der Frau Colas fallen also außer den Rollen der Frl. Reichel die meisten der Frau Julius zu, und alle diese Rollen mit Erfolg durchzuführen, ist wahrlich eine zu große Aufgabe auch für die begabteste Schauspielerin. Wir können Frau Colas ihre Vorzüge nicht absprechen; sie ist eine verständige Schauspielerin, besitzt richtiges und lebhaftes Gefühl, spricht auch recht hübsch, nur manchmal etwas zu pathetisch. Am meisten sagen ihr, wie uns dünkt, mehr rubige sentimentale Rollen zu. Für die höhere Tragödie mangelt ihr die tragische Kraft. Auch ist ihre Mimik zu wenig ausdrucksvoll. Der Ausdruck ihrer Züge schmiegt sich nicht immer den wechselnden Gemüthsbewegungen an, und ihre Physiognomie weist oft einen beinahe freundlichen Ausdruck, wenn sie inneren Schmerz zur Anschauung bringen will. Nichtsdestoweniger besitzt Frau Colas, wie wir schon oben bemerkt, Vorzüge, die sie immerhin in die Reihe der begabteren Schauspielerinnen stellen.

Frl. Hartmann für naive und jugendliche Mädchen hat auf uns einen eigenen Eindruck gemacht, den wir uns längere Zeit nicht recht klar machen konnten. Wir mußten von ihren Rollen immer gestehen, sie hat sie richtig aufgefaßt, konnten auch selten herausfinden, daß ihr Spiel unrichtig gewesen, daß eine oder die andere ihrer Bewegungen gegen die Regeln der Mimik verstoßen hätte, und dennoch konnte sie uns in keiner Rolle besonders anziehen. Ich glaube das Geheimniß davon liegt darin, daß sie in ihre Charaktere so wenig Weiblichkeit zu legen weiß. Ihre Bewegungen sind alle, wie ihr ganzes Auftreten so grell, so männlich. Auch agirt sie zu viel; sie glaubt jeden Gedanken durch alle möglichen Bewegungen illustriren, jeden Moment mit Action ausfüllen zu müssen, dadurch wird das Spiel auch überladen. Gerade in ihrem Rollenfache ist in den meisten Fällen äußere Ruhe am nöthigsten. Was ist es denn, wodurch ein jugendliches Mädchen den größten Reiz auf uns übt? Der Zauber der Weiblichkeit, und ein Mädchen, welches diesen besitzt, wird auch nur mit einer gewissen Zurückhaltung und Schüchternheit, und nie mit festen männlichen Schritten der Außenwelt entgegentreten. Wir glauben, Frl. Hartmann würde im Fache der Koketten bei weiten mehr Erfolge erzielen. Die Darsteller der übrigen Rollen bewegen sich in einer zu untergeordneten Sphäre, als daß es am Platze wäre ihrer zu erwähnen.

Was die Posse betrifft, so hat diese an Frl. Lingg und Hrn. Winter zwei sehr tüchtige Kräfte gewonnen. Frl. Lingg spielt recht gewandt, heiter, und dabei sehr decent. Auch ihre Stimme und Gesangsbildung reicht für ihr Fach vollkommen aus. Hr. Winter, hauptsächlich für Nestroy'sche Rollen, hat eine sehr ergötzliche vis comica, und bewegt sich dabei, was wir besonders hervorheben müssen, immer in den Grenzen des Anstandes. Weniger können wir mit Hrn. Preschl einverstanden sein. Sein Bemühen komisch zu sein ist zu ersichtlich; auch hat seine Komik schon eine etwas abgelebte Form. Sein Couplevortrag ist jedoch lobenswerth.

Ueber das Repertoir müssen wir uns im Allgemeinen günstig aussprechen, um so mehr, als für die nächste Zeit durchaus interessante Stücke vorbereitet werden.

Ueber das Gastspiel des Herrn Ira Aldridge nächstens.

Cajus.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 83. Klagenfurt, Dienstag, den 17. October. 1854.

Schlacht- und Herzenshelden.

Novelle.

3. Capitel.

(Fortsetzung.)

„Sagt mir aber auch, sprach der graue Schütz weiter, flackerte nicht der helle Strahl in den Ebenen des Marchfeldes auf? Marchfeld! durchklungen noch von des ersten Habsburg Siegesliedern. Dort fühlte der Unüberwindliche den Boden des Glückes wanken, und der große Karl war es, der ihn erschütterte."

„Wohl, Ihr habt Recht. Allein, wie prüfungsvoll war noch die nächste Zukunft! Wie der Ertrinkende den selbst hochgefährdeten Retter verzweiflungsvoll in die Tiefe zieht, so setzten Manche sich dem abziehenden Hormayr entgegen, und drangen nach Waffen. — Wir blieben uns überlassen. Ihr zogt nicht, — daß sei Euch noch heute gedankt."

„Wie sollt' ich auch anders? Die Masse brauchte ein ander Land, den leitenden Geist Ihr. Das sagte mir der Sandwirth oft."

„Das mein' ich. Und wir thaten bei Mittelwald draußen, wo jetzt die Kanonenkugeln oberhalb dem Gasthausthore eingemauert sind, und bei Brunecken, von wo aus Ruska nach Kärnten gedrängt ward, — auch genug." „Ein weites Feld hatten wir! Wir breiteten uns ja selbst im Drauthale aus. Wißt Ihr noch, wie wir Sachsenburg stürmten?

„Wie heute, wie heute. Aber Alles nur Kleinigkeiten. Da denk' ich schon lieber an den zweiten Kampf am Isel. Herr, das ging hitzig und spitzig zu; nicht wahr? Die hellen Haufen der Franzosen schwollen seitdem an, wie eine Lawine, die — Tirol begrub in eisige Schranken. Lassen wir das, ich mag nicht fortsetzen. Ihr wißt, was ich meine."

„Der graue Schütz bemerkte eine Thräne in den Augen Theresens. „Halt, auch Ihr weint?" sprach er sie an.

Merbold nahm das Wort: „Diese Thräne dem Krieg. Seid gemahnt an manche Zähre, die vor vierzig Jahren den edlen Vaterlandsvertheidigern im Stillen fließen mochte. Meiner Tochter Verlobter folgte dem dringenden Rufe, wie dereinst ich. Als Verlobter zog er im April vorigen Jahres zum Kampfe aus, als Sieger wollte er nach wenigen Monden das Hochzeitsfest begehen. Meine Tochter gab ihm das Geleite bis in die Nähe der Kampfplätze. Alsdann folgte er der Schützen-Compagnie unter dem Hauptmanne Dr. P....."

„He da, — war auch dabei. Das war ein Regen und Gähren. Kaum die Landesschutzdeputation uns zu den Waffen gerufen, regte sich's auf den Bergen wieder, und Jahr Neun stand verjüngt da. Die Sarenthaler und Passeyrer rüsteten, der Vinschgau wachte gegen die Schweizer, indeß der greise Held in Italien in seiner festen Stellung sich an den Garda-See lehnte. Bald ward es Ernst. Für die Heiligkeit des Kampfes trat Tirol gleich anfangs mit dem Tode der beiden Enkel Hofers bei Gotto ein. Alsdann — wie rührte mich unseres Johann Aufruf! Wie sagte er schon? Hört: Die alten, treuen Männer, die fest wie ihre Berge gestanden, vom Wirth von Sand, vom Mann aus Rinn bis zu den letzten, sind nicht mehr; aber ihre Kinder stehen da. — Aber ich stand noch selbst da! Muthig, wie altgewohnt, zog ich hinab gegen die Grenze, und freute mich, dem Ausrufe Radetzky's gefolgt zu haben: An dem Ausgange Euerer Thäler erwarte ich Euch. — Und wahrlich über den Wasserspiegel des Sees von Idro blickten wir schon hinein in's Land, von wannen der brusterhebende Ruf erscholl."

„O erzählt weiter" fiel bittend Thereje ein.

„Was könnte ich viel berichten. Gleich im Mai setzten wir den Wälschen den Grenzstein am Chiesa-Bache, nächst der deutschen Brücke. Da schimmerte weither die blaue Fläche des Idro-Sees, rechts an den Abhängen die Burg Rocca d'Anfo im Morgenschimmer, und hier die Ruinen eines Schlosses, rings bewaldete Höhen. — Eines einzigen Grundes wegen habe ich von diesem Tage im Lande Tirol herum gern und Vieles erzählt. Denn unter den Wenigen, die unsererseits den Tod fanden, war auch ein braver junger Mann, den ich für alles Große, Edle und Schöne geboren hielt. Sie nannten ihn Moriz." —

„Vater" rief Therese schmerzlich entzückt aus — „Vater er ist's! Lassen wir uns weiter erzählen; Gott segne sein Grab."

„Moriz nannten sie ihn, fuhr der graue Schütz fort. „Von den Jungens mochte ich ihn allein meinen Freund nennen. Als es zum Kampfe an der Brücke außer

Storo kam, ging er Allen mit wohlgezielten Schüssen voran. Aber bald zerschmetterte ihm selbst eine Kugel die Brust. Ich trug ihn hinweg, und nachdem ich ihn in's Gras unter einem Baume niedergelassen, hatte er nur noch so viel Besinnung, mir seine Brieftasche zu reichen, was er mit bittenden Geberden begleitete. Bald darauf gab er, ohne mehr ein Wort zu stammeln, den Geist auf."

Eine Thräne glänzte in des grauen Schützen Augen, regungslos schaute Merbold drein, und Therese verbarg ihr Angesicht in ein weißes Tuch. Endlich fuhr Ersterer fort: „Wie ich mich seitdem bemüht, aus den wenigen Fingerzeigen des Inhaltes auf meinen Weg zu schließen, werdet Ihr Euch vielleicht keine Vorstellung machen können. Ich that was meinen Kräften möglich."

„Und heute vielleicht" — fiel wie verklärt Merbold ein — „heute vielleicht seid Ihr am Ziele. Fast nehme ich's für gewiß, Ihr hattet es mit meiner Tochter Verlobten, ich darf wohl sagen, mit meinen lieben — Sohn Moritz zu thun. Wo habt Ihr die Brieftasche hinterlegt?"

„Zu Hause, in Matrei."

„Auch wohlerhalten?"

„Wie ein eben gesprochenes Wort, wie ein Wiederhall aus fernen Thalen."

„Traunet Ihr mir? Erkennt Ihr mich als den mit Recht Ansprechenden?"

„In Euren Worten kann nichts Falsches liegen, und wenn ich mich nicht ganz irre, so sind es diese warmen wohlthuenden Thränen Eurer edlen Tochter, denen, vom Augenblicke der Trennung an, meine Sendung gegolten. — So Ihr wünscht, breche ich noch heute nach Matrei auf."

„Nicht doch! Morgen, sei es morgen. Die gütige Vorsehung, die heute die Sonne über Glückliche scheinen läßt, wird dieselbe nicht schon morgen blutigroth aufsteigen lassen. Wir vertrauen. Du aber, Therese, reiche diesen Helden die Hand."

Therese that, wie ihr befohlen war. — —

(Fortsetzung folgt.)

Theater in Klagenfurt.

Das Gastspiel des afrikanischen Tragöden Herrn Ira Aldridge, dem wir schon durch längere Zeit mit vieler Spannung entgegensahen, hat nun wirklich in den letztern Tagen stattgefunden, und uns den genannten Künstler in drei verschiedenen Charakteren, als Othello, Shylock und Negersclaven Mungo vorgeführt.

Daß der Succeß dieses Gastspieles wenigstens in Bezug auf den Beifall des Publikums auch hier ein glänzender sein werde, konnte nach dem europäischen Rufe, der dem Künstler vorausgegangen, wohl nicht zweifelhaft erscheinen.

Wir wollen daher auch nicht in eine weitläufige Analyse seines Talentes eingehen, sondern vielmehr untersuchen, welchen Eindruck seine Darstellungen auf uns geübt, und woran es etwa gelegen war, wenn dieser Eindruck vielleicht kein solcher gewesen, wie ihn andere tragische Schauspieler von ähnlicher Bedeutung bei uns hervorgerufen.

Es dürften sich gewiß nur ganz Wenige im Publikum finden, die sogleich bei der ersten Darstellung des Hrn. Ira Aldridge ganz und gar in das behagliche Gefühl voller ästhetischer Befriedigung versetzt worden wären, da uns in seiner Art und Weise der Reproduction eines Charakters so vieles unserer gewohnten Anschauungsweise fremdartiges entgegentrat, was natürlich der Wirkung des Kunstwerkes auf Geist und Gemüth den Eingang erschweren mußte.

Wir mußten erst nach und nach unsern ästhetischen Sinn aus einer langgewohnten Bahn in eine neue lenken; wir sahen uns plötzlich auf einem uns ganz fremden Boden versetzt, wo uns Alles überraschte, wo wir Alles erst längere Zeit ins Auge fassen mußten, um uns sagen zu können, wie es uns eigentlich gefalle? Denn außer der nationellen Eigenthümlichkeit des Hrn. Ira Aldridge tritt uns auch noch eine zweite Eigenthümlichkeit in seinen Darstellungen entgegen, die seiner Schule.

Hr. Ira Aldridge ist in englischer Schauspielerschule gebildet, diese aber von der deutschen wesentlich verschieden.

Die Kunstschule einer Nation trägt mehr oder weniger auch die Färbung ihres Nationalcharakters.

So ist der süddeutsche Schauspieler mehr Gefühls-, der norddeutsche mehr Verstandesschauspieler, wie der Süddeutsche überhaupt mehr Gefühlsmensch, der Norddeutsche mehr Verstandesmensch ist.

Der süddeutsche Schauspieler folgt mehr oder weniger der instinctiven Leitung seines Gefühles, er wird leicht in Hitze gerathen, der norddeutsche berechnet mehr, ist ruhiger, kälter. In noch höherem Grade ist dieß beim englischen Schauspieler der Fall, sowie das Naturell des Engländers sich in noch höherem Grade als das des Norddeutschen von dem unsrigen unterscheidet.

Was uns also gleich bei dem ersten Auftreten des Hrn. Ira Aldridge als Othello befremden mußte, die außerordentliche Ruhe, die ganz ungewöhnliche Langsamkeit in den Bewegungen und der Rede, die großen Pausen vor dem Sprechen und Abgehen sind mehr oder weniger Eigenthümlichkeiten seiner Schule, an die sich die deutsche Ungeduld nicht so leicht gewöhnen kann, und die uns gegenüber seinen heftigen Ausbrüchen in der Leidenschaft die Harmonie des Ganzen nach unserer gewohnten Anschauungsweise einigermaßen zu beeinträchtigen schienen,

Digitized by Google

der er ungeachtet seiner widerstrebenden Nationalität entschieden anhängt, und auch auf den deutschen Bühnen treu geblieben ist. Wer es jedoch über sich gewonnen hatte, sich in die Eigenthümlichkeiten der fremden Schule zu finden, der mußte die Darstellungen des Hrn. Ira Aldridge mit dem lebhaftesten Interesse verfolgen, und zur Ueberzeugung gelangen, daß er ein großer Schauspieler sei, der ein dramatisches Kunstgebilde in den breitesten Umrissen anzulegen und mit Genialität durchzuführen verstehe.

Verfolgen wir einmal seinen Othello. Mit würdevoller-Haltung, mit männlichem Selbstbewußtsein tritt er uns gleich in der ersten Scene als der Mann entgegen, der „entsproß aus königlichem Stamm," und der von sich sagen kann:

„Mein Gestirn
Darf ohne Scheu so stolzes Glück ansprechen,
Als dieß, das ich erreicht."

Mit gleicher Würde sehen wir ihn dann vor dem Senate stehen, vor dem er „schlicht und ungefärbt" erzählt, „den Hergang von seiner Liebe."

Mit weich' biederer Herzlichkeit begegnet er Desdemonen; wie lächelt der Himmel des Glücks und der Liebe aus seinem ruhigen, heiteren Auge, als er vertraulich plaudernd Hand in Hand mit ihr sein Gemach durchschreitet. Er erscheint uns da nicht als sentimentaler Schwärmer, und ein solcher konnte auch Othello niemals gewesen sein, sondern als ein Mann von großer Seele, aber ebenso großer Liebe für sein Weib. Wir fühlen, es ist der Ausdruck seines Innersten, wenn er ihr nachblickend die Worte spricht:

„Holdselig Ding! Verdammniß meiner Seele
Lieb' ich dich nicht! und wenn ich dich nicht liebe,
Dann kehrt das Chaos wieder."

Wie großartig ist das Gemälde der Eifersucht, das er uns im dritten Acte zu entrollen beginnt, vom ersten Funken, der in seine Brust geschleudert wird, bis zum wilden verheerendem Brande.

Es überkommt uns mit Grauen bei dem unheimlichem Blicke und dem halb unterdrückten Weheruf der sich ihm entringt, als die Worte Jagos: „Nein, das gefällt mir nicht" auf seine Seele fallen. Dieses langgezogene, kläglich wimmernde Oh! und dieser Blick des Entsetzens sind uns wie fernes Donnergerolle gräßliche Vorboten nahenden Sturmes. Wir zittern für die Unglücklichen, die dieser Sturm treffen wird. Dieses Oh und dieser Blick enthüllen uns ein furchtbares Inneres; und wenn sich auch Othello äußerlich noch einmal zur Ruhe zwingt, so sehen wir doch die wilde Leidenschaft fort und fort in seinem Innern schwellen und schwellen, bis sie endlich alle Dämme zerreißt und Alles verheerend in wilden Fluthen sich hinwälzt. Es ist dieß erste Aufblitzen der Eifersucht vielleicht der größte Moment in der ganzen Darstellung des Künstlers. Es würde zu weit führen, alle einzelnen Nuancen in dem trefflichen Gemälde von Schmerz, Wuth und Verzweiflung durchzugehen.

Aber eben so ausgezeichnet ist die Darstellung Aldridges im 5. Acte, wo er als Rächer erscheint.

Der Kampf hat ausgetobt, die Würfel sind gefallen, ruhig und entschlossen tritt er vor das Lager Desdemonas. Wir begreifen dieß von dem Manne, dessen Grundsatz ist:

„Eh ich zweifle, will ich seh'n; zweifl' ich, Beweis:
Und hab' ich den, so bleibt nichts and'res übrig,
Als fort auf Eins mit Lieb' und Eifersucht."

Ruhig bleibt er, bis der Name Cassio ihn wieder zur Wuth aufstachelt, und er unbarmherzig sein Würgeramt übt.

Wie ergreifend ist seine darauf folgende Verzweiflung, in der die schmelzendsten Töne der Wehmuth und Rührung mit den furchtbarsten Ausbrüchen des Schmerzes abwechseln.

Aber noch einmal gewinnt er seine volle Ruhe, um mit männlicher Fassung zu sterben, als der Mann: „der nichts aus Haß gethan, für Ehre Alles."

Von ganz eigenthümlicher außerordentlicher Wirkung sind bei Hrn. Ira Aldridge die Naturlaute des Schmerzes, der Wuth, der Verzweiflung.

In diesen dürfte der Sohn Afrikas am meisten hervortreten, aber dessen ungeachtet vermißen wir auch hierin nirgends den gebildeten Künstler, und schildert er auch die leidenschaftlichen Ausbrüche auf das glühendste, so verfällt er doch nicht in's Unschöne.

Ganz anders trat uns Hr. Ira Aldridge als Shylock entgegen, und auch die Darstellung dieses Charakters müssen wir, nicht minder als die des Othello, eine vollendete Kunstleistung nennen. Das war jeder Zoll der Jude mit dem unversöhnlichem Christenhasse und der nicht zu sättigenden Rachsucht, die wie eine heißhungrige Bestie gegen ihr Opfer die Zähne bleckt, bis sie selbst in die Schlinge fällt, die sie dem Todfeinde gelegt hatte.

Wie trefflich war, um nur einen Moment anzuführen, der Ausbruch der rohen Schadenfreude unmittelbar nach den bittersten Klagen über die Flucht seiner Tochter bei der Nachricht von Antonios Unglück.

Wie ruhig und fest stand dieser Jude vor Gericht so lange er in „seinem Schein" und dem Gesetze noch die Diener seiner Rache zu finden glaubte; wie brach er aber zusammen, als er seinen Racheplan vereitelt und sich zu Grunde gerichtet sieht. — Die Großartigkeit dieser Leistung und der Darstellungen des Hrn. Ira Aldridge überhaupt wurde auch vom Publikum wenigstens im Allgemeinen vollkommen anerkannt.

Wenn trotzdem der Eindruck derselben auf dieses nicht der erschütternde war, den ein echtes tragisches Kunstwerk auf uns zu üben pflegt, so liegt dieß unserer Meinung nach nicht an einem Mangel an künstlerischer Be-

Digitized by Google

deutung und tragischer Kraft des Gastes, sondern wir bereits erörtert, von der Eigenthümlichkeit seiner Nationalität und Schule. Was den Eindruck jedenfalls auch beeinträchtigt, ist des Künstlers fremdes Idiom. Wenn uns, die wir zum größtentheile der englischen Sprache nicht mächtig sind, eine Verständniß der Rolle durch zu Handnahme einer Uebersetzung im Allgemeinen auch ermöglicht wird, so kann doch die genaue Vermittlung zwischen Gedanke und Wort nicht hergestellt werden, und selbst wenn dieses möglich wäre, würde noch immer die Wirkung, welche die einschmeichelnde Melodie einer uns geläufigen Sprache, namentlich einer Muttersprache auf Ohr und Gemüth äußert, verloren gehen.

Das Vaudeville: „Das Narrengeschlaß" ist als das zu nehmen, was es sein soll, eine Drollerie, die uns den Negersclaven Mungo in mehreren komischen Situationen vorführt, uns in diesem ein kleines Genrebild aus dem Negerleben zu liefern. Dieser Mungo kann aber auch nicht leicht einen vortrefflicheren Darsteller als Hrn. Ira Aldridge finden. Die harmlose Beschränktheit des fast noch in geistiger Kindheit dahinlebenden Wüstensohnes, der jetzt weint, weil er Schläge bekommen, jetzt wieder lacht und springt und singt, weil er eben keinen fiskischen Schmerz fühlt und ein Stück Geld, eine Näscherei oder einen Trunk Wein sich zu verschaffen gewußt hat, wurden von dem Künstler vortrefflich, und mit draftischer Komik zur Anschauung gebracht. Dieses Lachen, dieses Weinen, dieses Tanzen und Singen des Hrn. Aldridge als Mungo ist höchst originell, und ohne Zweifel dem Volksstamme selbst abgelauscht. Es ist demnach auch dieser Mungo Aldridges eine Kunstleistung zu nennen.

Hr. Ira Aldridge hat uns also ungeachtet seines uns fremden Idioms seltene Kunstgenüsse verschafft, wafür wir der Direction unseres Theaters verpflichtet sind. *)

Cajus.

Notizen.

— Aus Mailand, 12. Oct. wird der „Triest. Ztg." geschrieben: Die Bombyx Cynthia gedeiht auch in unserem Klima vollkommen Nach zahlreichen Versuchen und vorzüglich durch die unermüdliche Sorgfalt des Professors Griseri aus Turin, gelangte man zur Ueberzeugung, daß die von dieser Raupe in unseren Gegenden gewonnene Seide jener ihres Vaterlandes Bengalen nicht im mindesten nachstehe. Die Vortheile, welche aus dieser Zucht entspringen, lassen sich schwer in ihrem vollen Umfange ermessen; es genügt die Bemerkung, daß diese merkwürdige Seidenraupe auch in vorgerückter Jahreszeit, sogar im Herbste erzogen werden kann und sich nicht bloß, wie man bisher meinte, mit Ricinusblättern, sondern auch mit Gartensalat (Lattich) ernähren läßt.

*) Wir bringen über Aldridge noch einen Artikel.
Anm. d. Red.

— Eine an einem bisher undurchdringlichen Geheimnisse begleitete Entführung hat in einem schönen Landhause in der Umgebung von Paris stattgefunden. Der Eigenthümer desselben hatte mehrere seiner Freunde zu sich geladen. Nach dem Abendmahle begab sich die Gesellschaft auf einen Rasenplatz am Eingange eines Gehölzes. Der Himmel war klar und heiter, Ruhe und Stille herrschten in der ganzen Umgegend. Alles versprach der Gesellschaft, unter deren Mitgliedern die vollkommenste Vertrautheit herrschte, einen köstlichen Abend. Unter ihnen befand sich auch ein Reisender, der Italien, Nordafrika und Spanien eben besucht hatte. Man war begierig, seine Abenteuer zu vernehmen.

Er erzählte, daß er eines Tages in seiner Vertheidigung gegen Banditen, die ihn aller seiner Habe beraubt hatten, nahe daran war, sein Leben zu verlieren. Als er in der Mitte des interessantesten Theils seiner Erzählung war, vernahm man plötzlich ein leises Geräusch im Gebusche. Alle Augen wendeten sich diesem zu. Ein Angstschrei ertönte aus Aller Munde. Ein verlarvter hochgewachsener Mann erschien in der Mitte der Gruppe, ergriff mit nervigem Arm ein junges Mädchen von 17 Jahren schnell wie der Blitz, warf sie auf seine Schulter und verschwand in der Finsterniß, ohne daß Einer von den Zeugen dieser verwegenen Entführung der Spur des Räubers zu folgen vermocht hätte. Auf das von den Damen ausgestoßene Geschrei eilten die Diener herbei, Fackeln wurden angezündet, um das Gehölz und die Umgebungen nach allen Richtungen zu durchforschen. Aber Alles war vergebens und man war wie betäubt über so viele Verwegenheit.

Die Eltern des jungen Mädchens waren trostlos, sie hielten ihre Tochter für verloren. Wie groß war daher ihre Freude, als sie am folgenden Tage ihr Kind in das elterliche Haus zurückkommen sahen. Mit Fragen bestürmt, erzählte das junge Mädchen, daß sie sich, als sie wieder zur Besinnung kam, in einem festverschlossenen, äußerst schnell fahrenden Wagen auf einem Feldwege befunden habe; der verlarvte Mann saß stillschweigend an ihrer Seite. Ihr Schrecken war so groß, daß sie keine Frage an ihn zu richten wagte. Nach Verlauf einer halben Stunde hielt der Wagen vor einem kleinen, ganz isolirten Hause. Der Fremde öffnete den Kutschenschlag und forderte sie zum Aussteigen auf. Sie war mehr todt als lebendig, sie hatte ganz das Bewußtsein ihrer Lage verloren; er führte sie im Finstern ins Haus.

Auf den Ruf des geheimnißvollen Wesens erschien eine verschleierte Frau mit einer Kerze in der Hand und hinter derselben bemerkte sie einen Mann, dessen Gesicht mit einem falschen Barte bedeckt war. Dieser Mann betrachtete sie einen Augenblick, flüsterte dann dem verlarvten Manne ein Wort ins Ohr und zog sich zurück. Derjenige, der sie entführt hatte, sagte zu ihr: „Fürchten Sie nichts, Fräulein, morgen sollen Sie Ihren Eltern zurückgegeben werden." Er beauftragte alsdann die Frau, sie nach einem Schlafzimmer bis zur Stunde der Abreise zu führen.

Das junge Mädchen erklärte übrigens, daß man keine Gewalt gegen sie verübt habe. Man erschöpft sich in Vermuthungen über dieses seltsame Ereigniß und glaubt, daß die junge Dame nicht diejenige war, die man entführen wollte. In jener Gesellschaft hatte sich auch ein Mädchen von seltener Schönheit befunden.

Alsa erzählt „Siècle".

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 84. Klagenfurt, Sonnabend, den 21. October. 1854.

Schlacht- und Herzenshelden.

Novelle.

3. Capitel.

(Fortsetzung.)

Jetzt hörte man nicht ferne ein Glas in Scherben gehen, und verschiedene Stimmen durcheinandertönen. Die Menge schien einem Anpralle zurückzuweichen, und gleich neben der traulichen Tischgesellschaft zerkrachte eine Bank, und mehrere Burschen fielen allerlängs auf die Erde. Der Wortwechsel kam näher, und bald nahm man deutlich einen struwelköpfigen, schwitzenden Kerl aus, der mit beiden Armen um sich schlug.

Der graue Schütz warf seinen Sessel zurück, und eilte mit dem Rufe „Platz da" dem Krater des Ausbruches zu: „Was gibt's hier, ihr Halbpelze, seid ihr zum Beissern und Knurren dahergekommen, oder habt ihr euch betrunken?" Beschwichtigend nahm dieser und jener das Wort: „Ihr kennt ja den boshaften Zänker. — Das Mentemaul von St. Veit, der seiner Mutter Brot stiehlt. Der ist ein Donnerwetter. Kam er daher und schmiegte sich ein, und schürrt und neckt bis es losbrechen mußte."

Als der graue Schütz vor dem Unruhstifter selbst stand, zeigte sich der ganz verdutzt und schlug die Augen zum Baden.

„Was hast Du hier zu thun? Geh auf dein Ofenbett."

„Je nun — die Beste bin ich anschauen gekommen."

„Schaust Du denn mit geballten Fäusten?"

„Nicht einmal mit den Augen lohnt's sich der Mühe. Solche Lappen da, die keinen Einser werth sind. Da glaubt ich denn, mein Täschchen da, dos mir — Jemand spendirte — sei doch was Nutzes, mit seinem schönen Zierrath und dem silbernen Stift."

„Das hat kein Bauer in ganz Tirol", rief ein Nebenstehender.

„Aber meine Loisi hat mir's geschenkt — so war ich —"

„Die hat dich, Taugenichts, längst ausgestaubt" rief ein Anderer. „Du mußt's wo anderster haben."

„Der Dieb, der Dieb" grollte die Menge und die Rauferei drohte wieder anzugehen.

Da trat der graue Schütz vor das Mentemaul und sprach: „Her dein Täschchen. Für jetzt behalte ich dasselbe. Getraust Du dich dein Recht darauf nachzuweisen, so folge mir in die Wirthsstube und dann ist alles in Ordnung."

Mit einem verzweifelnden Lippenkniffe übergab das Mentemaul die besagte Mappe dem Ruhestifter und nahm dann Reissaus, indem er im Laufe boshaft „juchzte".

Die Nebenstehenden athmeten auf und richteten die Hüte, indeß der graue Schütz rüstig durch die Menge schritt, ohne die Mappe zu eröffnen. Bald fand er seinen alten Freund wieder und ließ sich zu ihm nieder.

„Unzeitiger Muth das!" — sagte er im Niedersetzen zu Merbold — „hätten es vor vierzig Jahren besser gebraucht. Aber dieser heillose Junge — seht: wie kann er zu diesem städtischen Kleinod gekommen sein? Es kann Niemand anderen als Eurer Tochter gehören. Jedenfalls wenigstens ist es am besten in ihren Händen." Und somit wendete er sich zu Theresen, und in demselben Augenblicke, als er ihr die Mappe übergab, erschien aus der Menge hervortretend — Theodor Schaurer mit seinen Freunden. Das augenblickliche Erkennen des grauen Schützen, des alten Merbold und Theresens, zuckte ihm wie ein Blitz durch die Seele, welchem der Anblick der verlornen Mappe in Theresens halben Händen wie ein vernichtender Donnerschlag folgte. Betäubt durch diese halb schmerzliche, halb himmlische Ueberraschung kämpfte er übermächtig im Innern, ob er augenblicks zu Theresen hinstürzen und ihr die geheimsten Offenbarungen seiner Seele entreißen, — oder schnell entschlossen das Thal seiner Lieben verlassen solle. Das Erstere dünkte ihm seine heiligste Pflicht, nicht das geisterhafte Verhältniß eines allzeit edlen Frauenherzens zu einem Verklärten durch die grauen Wolken alter Erinnerungen zu trüben. Aber der Glaube an Theresens feste Liebe zu dem Dahingeschiedenen überhob ihn alsbald im vorhinein jeder Besorgniß. So edern war seine Entsagung.

Eine Blässe war über Theodor's Angesicht gezogen, die seinen Freunden nicht entging. Auch die begleitenden Aelpler schienen besorgt. Theodor vergaß Alles rings um sich; kaum, daß er sein Begegniß seinen Genossen klar entwickeln konnte. Jetzt trat er, von erneuerten Wogen getrieben, eilig vor; allein ein derber Tritt auf seinen Fuß hielt ihn zurück — er sah sich um — es stund das Mentemaul im Kreise seiner Angehörigen. Theodors Blut kochte dem Abenteurer entgegen; aber wir

sollte er sein heilig Recht der Gemeinheit gegenüber hervorkehren? Er hoffte durch sein mahnendes Erscheinen blaß an die Gewissenspforte des Elenden zu pochen, und heftete seine Blicke an dessen Stirne; allein das Mentemaul sprang frech vor und postirte sich gerade vor den grauen Schützen und Merbold hin und begonn:

„Da seht Einen den ouch die Mappe juckt; ist ouch ein Städter, wie die do, der Herr und das Fräulchen. Stolpern olle Drei durch die Tirolerthäler und loffen sich gutes Zeug nachwerfen. Habe den Vagabunden begegnet om Joche drüben und einer Kindsmagd, die gor sehr über dieselben gelogen hat, als sie von deren Freundlichkeit sprach."

Thereſe wankte vom Sinhie und ließ sich ein Glas Wosser reichen. Unsicheren Auges forschte sie nach Jenen, die solche Rede betreffen sollte; ihre erblaßten Lippen bebten und vergebens rang sie noch äußerer Ruhe. Sie wagte es nicht, ihres Vaters Blicken zu begegnen.

„Schenkt ihm" fuhr der Jäuker fort, „schenkt ihm dos Spielzeug, dos Fräulein wird schon erlauben. Es liegt am Ende doch nichts d'ran, ob's in die rechten Händr kommt oder nicht."

„Weg, du Natter", entgegnete ihm streng der graue Schütz, der alles Aufsehen um jeden Preis vermeiden wollte — „du hast den Tag genug verdorben. Trolle dich nach Hause und mucke dich nicht mehr. Das Täschchen ist, wofern ich recht schließe, in den besten Händen."

Ehe er noch vollendet hatte, erblickte er Schaurer, Grim und Krüger vor sich, und blinzelte ihnen freundlich, wie in geheimen Einverständniß zu. Ihevor aber fühlte Muth, sich dem alten Merbold zu naben und ihn mit den Worten anzusprechen:

„Mein Herr! Der Knoten muß gesprengt werden. Die werthlosen Blätter hier sind mein Eigenthum, mir lieb deßhalb, weil sie das Inhaltsverzeichniß aller meiner Augenblicke sind. In der Schlucht unter der Dreibeerenspitze vermißte ich sie zuerst, nachdem sie mir auf dem Jochberge rückwärts dem Vinzgaue zum letzten Male gedient hatten. Was oder diesen Mann da betrifft, so wäre es mir ein Leichtes, seine Aussagen in ganz anderem Lichte erscheinen zu lassen."

Merbold, der Schourers Rede liebevoll ongehört, wandte sich zu Thereſen: „Ich glaubte wirklich, die Mappe sei eben eine Deinige. Jetzt aber haben wir keine Ursoche zu zweifeln, daß der fremde Herr die Wohrheit spricht. Thereſe, entschuldige Dich bei dem Herrn." Und sogleich spann er das eifrigste Gespräch mit seinem alten Kameraden fort.

Während das Mentemaul durchgeklopft entfliehen mußte, Merbold und der graue Schütz aber sich immer mehr in die Vergangenheit senkten, trat Theodor pochenden Herzens zu Thereſen, die sehr überrascht schien; oder ohne dos erste, sich entringende Wort zu erwortrn, wandte dieselbe sich ängstlich und zurückhaltend on Theodor und sprach leise:

„Ich bin Ihnen großen Dank schuldig, daß Sie die Anklagen und Anschuldigungen jenes bösen Mannes nicht einmal wiederholten. Fragen Sie nicht weiter warum? Die Peinlichkeit des Augenblicks gob mir dos erste Wort, das ich sonst jedenfalls streng zurückgehalten hötte. — Mein Herr — wir hotten einst eine Jugendfreundschoft! Vielleicht gibt mir diese Erinnerung ein Recht, die Erfüllung einer Bitte von Ihnen zu hoffen, ob Sie auch jetzt der Fremde sind. — Ihre Mappe wanderte duech's nördliche Tirol, den Vinzgou querüber — nicht wahr?

„So ist's! Und?"

„Nicht mehr — es ist genug. Verzeihen Sie den Sturm des Augenblicks — ich kann nicht *mehr* sagen —; bis morgen nur erlauben Sie, daß diese Blätter in meinen Händen bleiben." Sie schloß mit einem tiefen Seufzer und einem feuchten Blick gegen den Himmel.

„Wie viel Sie verlangen", erwiederte Theodor nachsinnend — „— Sie ermessen es nicht. Was Sie finden wollen, das werden Sie — darf ich oufrichtig reden — in Fülle finden: den Grabessegen über die Vergangenheit. Allein mich drängt es hinweg von dem Gedanken, Sie noch dieser Vergangenheit ringedenk wissen zu sollen. Nein, das sind Sie nicht! Und wie ich mich diesem Räthsel vertrauend hingebe, so wenig kann ich Ihnen die Hingabe dieser Blätter versagen. Nehmen Sie hin. —"

Noch diesen Worten verließ Theodor gesenkten Hauptes die heilige Stelle, auf der er wieder noch vielen Jahren die Worte des geheimsten Orakels vernommen. Thereſe, ungläubig der Wirkungen dieser Worte, sah dem Eilenden über die Blätter der Mappe hinaus mit warmer Theilnohme nach, bis sie ihn im Gewühle verlor. Jetzt weilten ihre sonsten Augen ouf dem Inhalte der Blätter. Wos suchte sie so emsig? Ihre Hände zitterten merklich; — oft broch sie im Lesen ab — dann versenkte sie sich desto tiefer.

Hier las sie:

„In der Gletscherwelt lernt sich Entsagung so leicht. Nicht in sich eisig erstoeren, — nein, im Inneen die Tropfen sammeln, die als Bäche und Flüsse die grünenden Thale der Ferne durchziehen, — diese Wissenschoft läßt sich da erlauschen."

Dort wieder:

„Wie ist Sie selig, nicht mit Schuld dem Vergessen zu fröhnen. Um so mehr habe ich nicht nur Sie, sondeen auch die Unschuld, Ihre Göttin zu lieben." Donn trof sie, mitten in einer Felspartie verzeichnet die Stelle: „Jochberg. Der süße Schlaf des Kindes ohntr nicht die peinigende Angst der Wärterin, das niederdrückende Bewußtsein, umstorrt von den Colossen der Gletscherwelt sich das theuerste Gut eines Mutterherzens onverkannt zu wissen. Habe ich die Arme durch meine tröstenden Wort

gestärkt, soll auch dem Kinde meine kleine Gabe zum Guten werden, — so verdanke ich's nur dem ewigen Gedanken, Therese! an dich." —

Heiße Thränen rollten dem blassen Mädchen, das nun die gesuchte Offenbarung ganz und gar erreicht zu haben schien, in großen Tropfen über die Wangen. Sie konnte sich's nicht verhehlen, sie hatte die Versicherung, daß das hilflose Kind, das sie meinte, sein Ziel erreicht haben müsse. Aber wie schmerzlich war auch diese Gewißheit! Gewaltiger und eingreifender wirkte der Gedanke des Geschiedenseins durch so viele Bergmarken; näher und näher zog in ihrem Innern das Gewitter des mahnenden Gewissens heran und tobte endlich mit seiner vollen furchtbaren Macht. Alle die Herzensleiden einer jüngsten Vergangenheit ergoßen sich schäumend in den einen Augenblick. Und doch, wie durchglänzte all' die Thränenperlen der Sonnenstrahl der heiligsten Liebe! Ein Blick an die blauumflossenen Zinnen der Berge, hinab durch's Thal an die traulichen Behausungen; — die Töne der Abendglocke, die von jenseits des Hügels heraufschallten, — alles predigte ihr von einem unverlorenen, — stets wieder erreichbaren Frieden. Und jetzt oder nie wollte sie sich diesen wieder erobern. Bekenntnißfroh wollte sie sich vor dem, heute so im Innersten erweichten Vater hinwerfen, und vor seinen Augen den einzigen Schleier ihrer Vergangenheit wegziehen. — Sie schlug die Mappe zu und — war entschlossen.

Die Sonne war über die bläulichen Kuppen des „hohen Rösers in Patsch" hinuntergesunken, und kühlere Abendwinde zogen thalauf, thalab.

Da ward denn die heutige Tafelrunde aufgehoben, und man sah den alten Merbold, an seiner Seite Theresen und den grauen Schützen durch die Volksmenge hindurch verschwinden. War es ja, an einer von der Menge nicht mehr erreichten Warte Theodor mit seinen Genossen, welcher mit jedem Blicke den theuren Gestalten folgte. Er sah sie den Seitenweg nach dem Dorfe zu einschlagen. Keine Regung entging seinem forschenden Auge. Hier verschwanden sie hinter Gesträuchen, dort erschienen sie wieder auf einer Anhöhe — jetzt schritten sie einem grünenden Ruheplatze zu. Aber welcher Scene sollte er jetzt Zeuge sein?! Der alte Merbold hatte sich zur Wanderrast niedergelassen; da stürzte sich Therese vor ihm hin, ihr Angesicht in ein weißes Tuch verbergend, — dann die Hände des Vaters küssend — die Arme erhebend und nach Norden weisend. Allem Anscheine mußte da etwas Außerordentliches vorgehen. Der alte Merbold erschien anfangs ganz regungslos — dann heftig bewegt; der graue Schütz zuerst in nachdenklicher Stellung, dann um den Alten beschäftigt — dann bittend, dann sich hochaufrichtend und nach Süden weisend, indem er Kampfbewegungen nachahmte. Jetzt erfolgte unerklärliche Stille; plötzlich reichte, soweit nahm man's deutlich aus, der alte Merbold Theresen die Hand, und sie erhob sich langsam. Der Sturm schien vorübergezogen und wie frohe Botschaften sendend klatschte der graue Schütz zu wiederholten Malen in die Hände. Fortan ging er geschwungenen Fußes neben Vater und Tochter, bis alle Drei in der Nähe des Dorfes verschwanden.

Bald bedeckte eine milde Nacht Thal und Höhen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Liefland.

Von Louis Julius.

(Fortsetzung.)

Im Sommer erlischt das gesellige Leben der Stadt, wer nur irgend kann, zieht aus den engen, talgduftenden Gassen auf's Land, wie man sich hier auszudrücken liebt, in's Grün, oder namentlich der Reichere, an den Strand, wo er Seebäder braucht. — Der Handwerkerstand ist zur Hälfte russisch, zur andern deutsch, die Arbeiten der letztern theuer, sehr theuer, aber solid, die der ersteren billig, doch unhaltbar. Meuble von Russen gefertigt blenden das Auge durch nette, gefällige Façon, doch platzen sie, und fallen auseinander, so daß man in einem Vierteljahre nach dem Ankauf auf und unter Ruinen sitzt. — Wenn ich nicht irre, so vergaß ich, als ich die Caffeehäuser schilderte, der Zeitungslecture zu erwähnen. Ach lieber Gott, sie ist auch nicht allzu erwähnenswerth! die Augsburger Allgemeine, gehörig angeschwärzt; der Artikel: „Rußland" immer und durchaus, der russische Invalide und das Petersburger Journal liegen auf, sonst nichts. Von dem Fortgang des dänischen Krieges erfuhr ich nichts, bis ich die preußische Grenze wieder erreichte. Kartenspiel ist im Café verboten, ebenso das Vorlesen der Blätter, erlaubt dagegen Billard und Domino. Bald nach meiner Ankunft in Riga feierte man ein Volksfest, das alljährlich zum Gedächtniß einer im siebzehnten Jahrhundert stattgehabten Noth stattfindet, und den wenig lustigen Namen: „Hungerkummer" trägt. Am frühen Morgen zog die Regimentsmusik mit klingendem Spiel auf den Exercierplatz, die Festwiese hinaus, wo etwa 50 Zelte und Baraken aufgeschlagen und Kletterbäume errichtet waren. Volk, wie Aristocratie tummeln sich dort bunt durcheinander, hie und da wird musicirt, getanzt, gesungen, Abends illuminirt; doch geht alles still und leise vor sich, kein Jauchzen, Lärmen wird hörbar, und die Polizeipatrouille ist beständig auf den Beinen. Ich habe keinen wahrhaft Lustigen, und doch zahllose Betrunkene gesehen, die — Männer und Weiber — von der Wache seitab gelegt wurden, um den schweren Juselrausch ungestört zu verschnarchen. — Bald hätt' ich da die deutsche Liedertafel zu erwähnen vergessen, und das wäre so undankbar, als unverzeihlich! an ihrem Tische versammelten sich alle vierzehn Tage einmal die Sänger, und sahen auch gar oft den Verehrer deutscher Lieder und tapfern

Tenor, Se. Durchlaucht den Fürsten Suwarow, General-Gouverneur v. Kurland, Esthland, Liefland, in ihrer Mitte. Man erzählte sich, daß ihm dieß in St. Petersburg eben nicht gut geschrieben werde. Mag sein! Mir ist der Fürst das Ideal eines liebenswürdigen, humanen Aristocraten, der, fern von allem Dünkel, den Menschen um deswillen schätzt, was er leistet, und bei all' seiner Herablassung nie seine hohe Würde aus den Augen läßt.

Wenn man, wie ich, Gelegenheit hat, einen russischen Großen, wie den Fürsten Suwarow-Italinski näher kennen zu lernen, so erscheint einem das Elend, in welchem man den gemeinen Soldaten, und noch mehr den Gefangenen, schmachten sieht, nach greller. Der Gouverneur, die Humanität, die Liebenswürdigkeit selbst, und die dan ihm abhängen, in solch' erbärmlicher Lage! man sollte meinen, ein Wink von ihm müsse sie verbessern können, und daß er diesen Wink nicht geben *wolle*, das traut man ihm gar nicht zu. Ich habe oft Soldaten in der Caserne ihr mageres Mittagsmahl verzehren sehen und kann versichern, daß manches deutsche Borstenthier besser servirt ist, als diese Aermsten aller Armen. Im Hofe der Caserne, in den Corridoren stehen hie und da große Fäßer in der Ecke, die ein abscheuliches Getränk enthalten, das der Russe, selbst der Gebildetere liebt, es heißt: „Quaß", und besteht aus Resten von Brot, Gemüse und Knochen, auf die man Wasser gießt, und so einer angenehmen Gährung überläßt; hievon darf der Soldat genießen so viel er will. Seine Parademantur ist alt, abgeschabt durch langen Gebrauch, tausendfältig mit weißem Zwirn von ihm selbst geflickt, der Gewehrlauf, die Beschläge am Helm, die Knöpfe blind und schmutzig, außer dem Dienst trägt er den langen, grauen Rock und gleiche Mütze, selbst im Winter Leinwandbeinkleider, das Schuhwerk oft zerrissen. Welcher Contrast gegen einen deutschen Militär! man kann dreist behaupten, ein deutscher Corporal sieht edelmännischer und eleganter aus als ein russischer Capitain. Daß alle diese Uebelstände beim Gefangenen noch stärker hervortreten, versteht sich von selbst; diese leben indeß en bon camarade mit den sie bewachenden, und stets in großer Anzahl umgebenden Soldaten; ich habe sie oft, wenn sie vom Ufer- oder Schanzbau ruhten, in Compagnie mit ihren Wächtern essen sehen und singen hören; das findet wieder seinen Grund in der großen Gutmüthigkeit des gemeinen Russen. So wird ein Betrunkener von jedem ihm Begegnenden mit Nachsicht geleitet, und außer Gefahr, beschädigt zu werden, gebeacht. Einen gab es unter den Kettensträflingen, es hieß, er sei ein polnischer Graf, der — so lange er die Kette und die zweifarbige Kleidung trug, nicht einen Laut hat lassen über seine Lippen gehen, er kehrte die Straße wie seine Jammergefährten, doch schlug er nie das Auge auf, ich glaube er hat den Himmel, der ihm grollte, nicht mehr gesehen, seit er verurtheilt ward zur Schmach. — Eines Tages trieb sich ein gelbbraungesichtiger Kerl in fremdländischer Tracht in den Gassen bettelnd und jammernd umher, man fragte ihn aus, doch konnte er Niemand Antwort geben, endlich traf einer sein Idiom, und nun erfuhr man, es sei ein Tscherkesse, Leibdiener eines russischen Generals, der vom Kaukasus gekommen und nach Petersburg gereist. Er sei dem Herrn, der ihn soweit von seiner Heimat mitgeschleppt, endlich überlästig geworden, und hier habe er ihn gut oder übel auf der Straße abgesetzt und sei weiter gefahren. „Auch ein hörtlicher Charakter!" würde Mr. Kladderadatsch sich ausdrücken. Das öffentliche Mitleid erbielt den Armen einige Tage, dann ward er, weil man sonst nichts mit ihm anzufangen wußte, unter's Militär gesteckt.

Die Domkirche in Riga ist alt, in schlechtem, verworrenem Styl gebaut, und dem evangelisch-lutherischen Ritus geweiht; die Römisch-katholische ist etwas besser, auch bedeutend jünger, die griechischen Kirchen aber sind prachtvoll ausgestattet, namentlich die der Citadelle, und letztere besitzt in ihrem Protopopen eine Baßstimme, wie ich sie noch nirgends fand.

(Schluß folgt.)

Notiz.

— Leroy de St. Arnaud war am 20. August 1801 in Paris geboren, und unter der Restauration begann er seine militärische Laufbahn. Am 16. Decembee 1818 trat er in die Gardes du Corps, wurde bald daeauf Unterlieutenant und diente in diesem Grade hintereinander in der Departemental-Legion von Corsica und von den Rhonmündungen so wie im 49sten Linien-Regimente. Der lange Frieden sagte ihm aber nicht zu, er nahm freiwillig seinen Abschied, und erst im Jahre 1831 teat er in die Aemee wieder ein, und zwar, noch immer als Unterlieutenant, in das 64ste Linienregiment. Von da an aber rückte er rasch vor. Im December 1831 war er bereits Lieutenant, wurde im Jahre 1836 zur Fremdenlegion versetzt und ward 1837 Hauptmann; einige Monate später folgte seine Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion. Ee diente seitdem in Afrika weiter. Im Jahre 1840 finden wir ihn als Bataillonschef im 18ten leichten Infanterie-Regimente und im folgenden Jahre in derselben Eigenschaft im Zuavencorps; in demselben Jahre noch erhielt er das Officierkreuz der Ehrenlegion. Im Jahre 1842 war er Oberstlieutenant im 33sten Linienregimente, im Jahre 1844 Oberst oem 32sten Linien-Regimente, und im Jahre 1847 eückte er zum Generalmajor auf. Im Jahre 1850 wurde ihm das Commando der Division von Constantine übergeben, und er war es, der im Jahre 1851 die Expedition gegen Kabylien leitete, welche mit der Unterwerfung aller Stämme zwischen Dschidscheli und Setif endigte; zum Lohne erhielt er den Grad eines Divisionsgenerals; noch im Juli desselben Jahres wurde er zum Commando dee zweiten Division der Armee von Paris berufen, und wenige Manate darauf trat er als Kriegsminister in das Cabinet vom 26. October; man erinnert sich noch des Armeebefehls, den er sofort nach seiner Ernennung erließ. Sein Antheil an den Ereignissen vom 2. December und seine spätere Thätigkeit ist noch in frischem Angedenken.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 85. Klagenfurt, Dienstag, den 24. October. 1854.

Schlacht- und Herzenshelden.

Novelle.

3. Capitel.

(Fortsetzung.)

Swer verholne sorge trage
Der gedenke an goutiu wîp: er wirt erlost:
und gedenke an liehte tage.
die gedanke wären ie min bester trost.

(Walther v. d. V.)

Die Zeit, da die Sonne den höchsten Punct des Lagers siegreich erklimmt hat und ihre heißesten Strahlen die besten Kräfte der Erde hervorgelockt haben, die Zeit der Sonnenwende war den Völkern aller Zeiten ein unvertilgbares Fest. Wie ganz Preußen beim Frühlingsfeste des Newruf auffauchzte, so zog bei unsern Vorvätern die Frühlingsgöttin Ostara, längst gelockt durch die sehnsuchtinnige Julfeier, durch die verjüngten Thale. Und wenn erst alle Sonnenhoffnung erfüllt ist! Ist da nicht eine feuerliche Zeit gekommen? — Den äußeren Anhaltspunct gibt bei uns der Tag Johannis. Hinweisend genug sind es lodernde Flammen auf den Bergen, welche die Bedeutsamkeit der Zeit ausdrücken, einer Zeit, die selbst der Glühwurm im dunklen Tann freudigglühend begeht. Und auch „wir sind so hold den sanften Tagen." —

In dem Thale, in das sich der Leser schon heimisch versenkt hat, sehen wir an diesen Abend die „sunnawend-scheibn" aufbereiten. Es werden nämlich kleine dünne Rädchen der Reihe nach von einem jungen, harzigen Baumstamme abgesägt, in der Mitte durchlöchert und dieselben mittelst einer durchgesädelten Gerte auf eine vorspringende Höhe getragen. Auf dieser wird ein kleines Feuer aufgeblasen, darin die Rädchen angezündet und mittelst eines durch den Mittelpunct gesteckten Stabes über ein schiefgestelltes Brett hinabgerollt, so, daß die glühenden Rädchen im Schwunge zur Tiefe kreisen. Diese Sitte heißt „sunnawend-scheibn schlagn."

Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!

(Göthe.)

Das enge Thal bot einen herrlichen Anblick und war belebt bis über Mitternacht hinaus; am Himmel träumte ein beständiger Uebergang von Abenddämmerung zu Morgendämmerung, und der lindeste Hauch durchzog die Gesträuche. Noch lange stand Theodor sinnend am „Holzgang" des gezimmerten Hauses, das einen seiner Angehörigen eigen war. Ob auch seine Sonne heute den höchsten Stand gewonnen? Er konnte da nicht entscheiden; nur fühlte er sein ganzes Herz brennen wie eine verzehrende Opferflamme. Welcher Giebel deckte das köstliche Gut, dem all' seine Gedanken frönten? — stand wohl der Genius des Schlafes an ihrem Ruhebette? — oder kam aus Ihrem Kämmerlein das Licht, das geheimnißvoll von der Ferne des Dorfes heelohte? — Mit solchen Fragen verließ Theodor den umdunkelten Gang, um sich dem Schlummer zu überlassen. —

Nächsten Tages zu „fruomësse zit" stand Theodor mit seinen Freunden gerade unter dem Holzgeschnitze des Hausthores, als der ganze Schütz reisefertig heranschritt. Mit treuherziger Miene versuchte Theodor ihn aufzuhalten:

„Ihr allein könnt mir meine Ruhe wieder geben. Ihr scheint mit dem ehrenwerthen Merbold sehr verfeindet. War es gestern ein Zwist mit seiner Tochter, der —"

„Laßt das. Wir sind alte Kriegskameraden und müssen vorsichtig Stillschweigen einhalten. — Ihr hättet das gar nicht sehen sollen."

„Nein, glaubt nicht — die alltägliche Neugierde eines Fremden zu finden. Seit Jahren kannte ich Merbolden und — um es zu bekennen — dessen Familie. Aber gestern mußt ich mir gestehen, daß mir noch gar Vieles — vielleicht zu Vieles unbekannt geblieben ist. — Ihr habt Merbold's Tochter meine Mappe übergeben; sie schauderte vor den Reden jenes boshaften Burschen — und was mir den größten Stoß gibt, — sie sprach mich selbst um die mir entwendeten Blätter an, aufgeregt und sorgenvoll — und zum Schlusse noch das, dessen Mitwissen Ihr mir selber genügt habet. Wie soll ich mir endlich das erklären, daß Ihr, noch jüngst für ein längeres Verweilen entschlossen, schon heute wieder diesen Bergen Lebewohl sagt?

„Mein Lieber, Ihr thut wohl, alle diese Zweifel nebeneinander zu stellen; denn sie gehören alle zu einem Ganzen, das vor der Hand nur in dieser Brust hausen kann. Aber, weil ich Euch einmal gut bin, so will ich's nicht verschweigen, daß ich nur gehe, um meinen biedern

Waffengefährten ein Liebes zu thun, und daß ich in zwei oder drei Tagen wieder hieher komme. Denkt, was ich Euch von Aichbergers Theres gesagt habe. Lebt wohl."

Jetzt wußte Theodor wahrlich nimmer, wer ihn über all' die Zustände, die ihn staunenerregend umgaben, aufklären sollte. Der graue Schütz wäre ja der einzige Mitrisomann gewesen. — Plötzlich fühlte er sich am Arme fortgezogen, es waren seine Genossen, die ihn mit sich zum Kirchengange fortrißen.

„Weißt du, Theodor," sprach Krüger — „du hast dem Meßner in die Augen gestochen, und weil ich ihm eröffnete, daß Orgelspielen deine Freude sei, so mußt du heute das Organum ertönnen lassen. Wir ziehen die Bälge und deine Anverwandten läuten."

Theodor, ohnedieß feierlich gestimmt, sagte zu, und man begab sich in die Kirche, auf deren Chore der kichernde Meßner dem Fremden bereitwillig den Orgelstuhl einräumte. Erhaben und getragen in schwellenden Tönen schollen die Accorde durch die hohen Räume der einzigen Kirche dieses langgestreckten Thales. Die, solcher Kraft ungewohnten Beter unten im Schiffe der Kirche konnten sich eines öfters Zurückspähens nicht enthalten — und als die Menge nach geendeter Andacht hinaus in's Freie strömte, konnte man hie und dort die unmaßgebliche Meinung aussprechen hören, „Jacobs sun" habe viel „stärker und feiner Orgel geschlagen" als der Meßner selber. Die drei Genossen im Kreise sich ansammelnder Verwandten spähten nach den Schnüren auf den Filzhüten der Dörflerinen; es ist nämlich nur der Jungfer erlaubt, eine rothe Schnur um den Hut *) zu tragen, sowie an dem mit Goldborden besetzten Busenkleid. — Wie ein erfüllter Traum wallte jetzt blaßen Angesichts Therese aus den Hallen der Kirche, in den Händen nur die Mappe tragend. So wie sie Theodors ansichtig ward, überflog ihre Wangen eine leichte Röthe, und zweifelnden Schrittes kam sie näher. Schnell gefaßt eilte ihr Theodor zu und begann:

„Sie haben gefunden? — Nun mag Ihnen die Sache wieder werthlos sein. Ich bitte Sie um das, was ich nicht länger in Ihren Händen sehen kann."

Therese zögerte.

„Nein", fuhr Theodor fort, „Sie beleidigen mich nicht wenn Ihnen kein Wort des Dankes entfährt. Doch, was spreche ich? Ich muß danken, wofern Sie mir Vorwürfe machen; — sprechen Sie, verdiene ich welche?

Gesenkten Blickes und leise erwiederte Therese: „Ja — Vorwürfe".

„Und warum?"

„Daß Sie *allein* zu trauern vermeinen."

„Wie verstehe ich das. Ich mißachte meine Trauer. —"

„Nein, das thun Sie nicht —; mit Recht. Aber fremde Trauer scheinen Sie undenkbar zu halten."

„O, ich ahne; — ich hätte den Werth Ihres Schmerzes mißkannt? Nein, nein; — würden Sie mir erlauben, Ihres Lebens Geheimnisse mit todten Worten auszusprechen, — ich würde mich erkühnen, Sie laut mein Ideal in der Heiligkeit des Schmerzes zu nennen. Jetzt fühle ich die Fesseln so ganz, Ihnen nicht einmal sagen zu können, daß ich von der Tugend der Entsagung in der innersten Regung meiner Seele gekettet bin. — Ich fürchte mit diesen Worten angedeutet zu haben, was das Gefühl der Achtung von Ihnen in der nächsten Minute verfluchen wird.

„Sie sagten vielleicht zuviel, weil Sie mich mißverstanden haben; Sie konnten mich mißverstehen aber nur weil Sie Ihre eigene Tugend zu gering anschlagen. Und *das* nenne ich Ihre Tugend, daß Sie denjenigen, der errang, wornach Sie strebten, — Freund blieben. — Freund bleiben! — o Sie sind beseligter in Ihrer Trauer, als — Ihre Jugendfreundin."

„Gott, wohin treffen Sie?! Möge immerhin irgend ein Wort dieser Blätter Ihnen unheilvolle Erinnerungen erster Jugendzeit heraufbeschworen haben, Mag es auch meine Sehnsucht wünschen. — Der Geist des Rechtes, der in mir wohnt, stellt jenes schwächliche Gefühl zu Schanden und ruft laut gebietend: Es *darf* nicht sein."

„Und doch" erwiederte Therese wehmüthig — „und doch! — Ist Ihnen nun auch fremde Trauer denkbar? —"

Theodor schwieg, im Innersten erschüttert. Ruperta vollendete.

„Sie sehen mich im schwarzen Kleide. Einst ist mir an diesem Haupte der Verlobungskranz abgewelkt — nun ist die Zeit der Blumen dahin. Die Welt erlaubt mir kein Gefühl mehr; allein meine Liebe zu dem Verblichenen dürstet nach einer ebenbürtigen Kraft der Seele, — die man *Bewunderung* nennt".

„Was Sie bewundern irgend können, muß in Ihrer Seele liegen. Sie finden nichts fremdes."

„Sie haben Recht — Theodor — — es liegt in der Seele. O Sie sind edel — indem Sie sich lossagen von diesem Verdienste. Sie wollten des Menschen theuersten Schatz, die Jugenderinnerung an die Zeit verrathen; — bloß um nie mein Glück zu stören. Aber was Sie aufbauten, stürzte ein höherer Rathschluß; ich mußte unglücklich, namenlos unglücklich werden. Und in diesem Unglücke gaben Sie mir ein Unterpfand, das mit einem Zauberschlage Gegenwart und Vergangenheit verband, Todtes und Lebendes vereinte. Mag es Ihnen gar nichts gelten, wenn ich an diesen Gedanken meine heißesten Thränen verschwende, so nehmen Sie wenigstens in all' Ihr

*) Fast geformt wie Hermes Hut.

folgendes Leben diesen Nachruf mit: Ich bewundere Sie.“

Bei diesen, mehr hervorgeweinten als gesprochenen Worten drückte Therese die Mappe in Theodors Hand und riß sich los und verschwand eiligst.

Theodor fühlte das Herz in seinem Busen schmelzen vor glühenden Schmerzen unnennbarer Seligkeit. Sprachlos starrte er der Verschwindenden nach, maß dann die Entfernung von dem in so beglückenden Gesprächen verlassenen Dorfe und warf sich auf den Rasen nieder und weinte. — Thränen am Morgen fallen immer schwerer oder verschwiegener als am Abend; auch hat das Bewußtsein des fortschreitenden Tages etwas Tröstendes, besonders für sonnenhafte Organismen. Theodor mochte nicht begreifen, welches Unterpfand er Theresen so ausdrücklich gegeben habe, er sann nach, was die holde Sprecherin etwa so bezeichnend in den losen Blättern gefunden haben könnte; er schlug die Mappe auf, die ihm jetzt so geweiht, so gesegnet schien. Da fiel sein Blick auf die Zeichnung der Felspartie vom Jochberge und auf die sonderbar angebrachte Inschrift. So sprach er zu sich selbst:

„Ha! — wenn es gar wäre? — wie ich's nicht ahnte Ich will es tiefer nehmen. — Ja — ein Jahr ist's, seit jenen Kämpfen. Therese, die Verehrerin des Vaterlandes, begleitete den ihr anverlobten Helden; mehr erfuhr ich nicht. Er fiel. Therese kehrte erst jüngst in die Heimat, — ein blasses, trauerndes Mädchen. O Doppelschmerz! — ich wage es nicht, mich in Theresens Lage zu denken. Aber meine Seele drängt mir hervor aus den armseligen Schranken, und zittert lieber dem Gedanken des Nichtseins entgegen, als solchen Schmerz fassen zu müssen. Nun ist's mir klar, — welch' wahrhafter Thor ich bin; Sie ist mir irdisch unverloren, und ich will ein Held der Entsagung erscheinen? Schöne Benamsung für glänzende Selbsttäuschung! Wo noch des Lebens sanftes Licht herrscht, da haben alle Tugenden etwas Begreiflichres; aber Tugenden einer Idee gegenüber, — das ist das Große in der Welt. Und Therese hat diese Größe. Und hier — hier ist der Wendepunct; zu wissen, daß diese Größe nicht durch die Nebel dahingerollter Jahrhunderte unseres Geistes Augen entrückt ist, sondern lebensfrisch unter uns wandelnd zur Nachfolge auffmuntert. Therese, — ich folge. Ausgesöhnt hab' ich mich mit den Geistern des Jenseits, und denkbarer wird mir der Gedanke: Ich liebe dich — ich liebe dich noch — ich liebe dich wieder.“ (Fortsetzung folgt.)

Aus Liefland.

Von Louis Julius.

(Schluß.)

Von Riga nach Mitau, der Hauptstadt Kurlands, sind's 70 Werst, die Post fährt sie in etwa 6 Stunden und hält nur eine Station, St. Otol, wo man, selten genug! gut essen und trinken kann. Rechts von der Chaussée vor dem Thore Mitaus liegt das weitläufige, doch geschmack- und schmucklos gebaute Schloß, einst die Residenz der Herzoge von Kurland, die ein mächtiger Wille ausstrich aus der Liste unserer Souveräne. Hier lebte, wenn auch nur kurze Zeit, der Marschall von Sachsen, und hier besuchte ihn seine schöne Freundin, die von der Muse aus dem Grabe erweckte Tragödin Adrienne Lecouvreur. — Mitau ist groß und hat breite Straßen, weite Plätze, doch keinen Verkehr, es ist öde und todt. Hier leben viele Juden, denen in Riga und überhaupt in Liefland der Aufenthalt nicht gestattet ist, und von Mitau südwärts durch ganz Kurland und Lithauen ist der Same des Erzvaters reichlich aufgegangen. Eine Winterreise durch das Land gehört aber nicht zu den Süßigkeiten des Daseins, ich habe sie gemacht, und man darf der Versicherung glauben, ich möchte sie nimmer wiederholen! Etwa viermal in 24 Stunden hält die Post, um ihre sechs Pferde zu wechseln. Der dirigirende Conducteur war ein lustiger Kauz, der allwöchentlich die Tour von Petersburg bis Tauroggen, der Grenzstadt gegen Preußen, macht; in jeder Station hielt er sich ungebührlich lange auf, aß, trank was immer möglich war, nahm die Balalaika, die in den Passagierzimmern hängt, vor, spielte mit Fertigkeit darauf, und tanzte zur Ergötzlichkeit seiner Passagiere. Brach er endlich auf, so war viel Zeit verstrichen, und er drängte den armen Iswoschtschik (Postillon) im Galopp zu fahren; ja eines Nachts, als ihm der Branntwein besonders zu Kopf gestiegen war, tractirte er den armen Kerl mit scharfen Säbelhieben, die ihn endlich aus dem Sattel warfen. Nun wandte sich aber das Blatt, der Bursche, auf's Aeußerste gebracht, gebrauchte seine lange Peitsche, und schlug wacker auf seinen Dränger los, was wir ihm alle vom Herzen gönnten, da uns seine Bestialität schon lange empört hatte; nur war es schlimm, daß ich und ein anderer Passagier, die wir mit dem Conducteur im Coupé saßen, so manchen, seinen bestimmten, Hieb auf uns nehmen mußten Endlich spannte Chapelou gar die Pferde aus, und machte sich bereit davon zu reiten, und uns alle unserm Schicksale zu überlassen, was in diesen wolfreichen Wäldern sehr tragisch hätte enden können. Nach langem Zureden aber legte er sich zum Ziel, und fuhr uns zur nächsten Station: „Schaul“, einem gräulichen Judennester. Hier ward er klagbar beim Postmeister, und alle Passagiere unterzeichneten und bestätigten seine Klage. Ich strich aus Langweile in dem Posthaltereigebäude umher, kam aus einem Zimmer in's andere, sah fast in jedem Menschen beiderlei Geschlechts, meistens mosaischer Abkunft, in Betten oder auf Streu liegen, und endlich in einem Hinterzimmer eine Gesellschaft littauischer Studenten, die seit vier Tagen schon auf Postpferde warteten, die sie weiter bra-

Digitized by Google

fördern sollten. Die Beklagenswerthen hatten keine Podorojschnr (kaiserl. Befehl, den Reisenden mit frischen Pferden zu versehen), nnd mußten nun allen damit Versehenen, sowie der großen Post nachstehen und warten, bis auch ihre Erlösungsstunde schlagen würde. Ich setzte mich zu ihnen, trank ihren Wodka mit, und fand ganz angenehme Gesellschafter. Alle waren von der Lust beseelt, deutsche Universitäten zu besuchen, was ihnen aber der weise Czaar verbietet. Sie klagten mir, daß die Edelleute, die man seit der 48ger Erhebung in Polen entwaffnet, unter dem Schaden, den ihnen das Wild an den Feldfrüchten, die Wölfe an den Heerden thäten, gewaltig leiden müßten, und daß man sich Nachts im Winter nicht vor die Thür wagen dürfe, wollte man nicht Gefahr laufen, zerrissen zu werden. Ich glaubte ihnen gern, und um so bereitwilliger, als ich erst in dieser Nacht das Geheul der Bestien mit eigenen Ohren im Walde vernommen. Sie ferne zu halten, ist der Conducteur mit zwei Pistolen bewaffnet, die er in Intervallen blind abfeuert wenn solch' Concert beginnt, und wodurch es stets auf einige Zeit verstummt; aus gleicher Ursache tragen die Postpferde hellönende Glocken am Halse, was für ihre Erhaltung sehr nöthig sein mag, dem Reisenden aber durch das endlose Gebimmel unerträglich wird, und sinkt er ja durch Erschöpfung in einen leichten Schlummer, bumms! weckt ihn ein Schuß des Conducteurs wieder auf, und er singt im Stillen mit Jean te Ponts: „Welche Lust gewährt das Reisen!" In Schaul, dem mir unvergeßlichen, tranken wir wie überall und immer Thee; alle Tischgenossen fanden ihn von sonderbarem Geschmack, und als der Kessel endlich leer, erblickten wir auf seinem Grunde einen alten Cigarrenstummel, den einer unserer Vorgänger aus Nachlässigkeit oder Muthwille hineingeworfen, und den die Köchin nicht nöthig gefunden zu entfernen.

Ich dankte meinem Heiland, als ich Tauroggen erreicht, und bald darauf den russischen Grenzpfahl hinter mir sah. Aus lauter Freude darüber schenkte ich dem Kosaken, der uns bis an den preußischen Schlagbaum begleitete, all' meine Kupfermünze die ich noch in den Taschen vorfand. — Bald war ich auf vaterländischem Boden, und fühlte mich fast versucht ihn zu küssen, wie Wilhelm Tell, als er der Gewalt des bösen Landvogtes entronnen war.

Notizen.

— (Die Eisgrotte am Großglockner.) Wie aus Lienz vom 8. d. M. geschrieben wird, ist bei einer jüngst vorgenommenen Besteigung des Glockners an dessen Südwestabhange eine Eisgrotte entdeckt worden, welche allem Vermuthen zufolge noch kein menschliches Auge geschaut, kein menschlicher Fuß je betreten hat. Die Grotte befindet sich am Rande einer mächtigen Gletscherspalte, und der Eingang ist gerade breit genug, daß man mit umgürteten Stricke einige Schritte weit vordringen kann. „Welch' ein Anblick hat sich hier dar!" schreibt der Reisende. „Der Schimmer der am Mittag stehenden Sonne, welche den hohen Eisbogen durchdrang, war gerade hinreichend, den Glanz der Crystallwände zu wecken, und bot ein Gemälde dar, an dem das Auge des Beschauers starr haftet, während sein Geist von lebhafter Phantasie umstrickt wird. Die Längenausdehnung dieser Spalte betrug ungefähr 15—17 Klafter; die Höhe war gewiß 16 Klafter, die Breite 5—6 Klafter. Das blendende Weiß des Marmors schien mit dem Krystallglanze des Saphir und des Smaragdes einen Wettkampf eingegangen zu sein. In der Tiefe lagen regellos mächtige Eisblöcke, von dem feinsten hellflimmernden Schnee an den obern Kanten bedeckt, gleich den Marmorblöcken in der Werkstätte eines Bildhauers oder den Grabsteinen auf einem Friedhofe zur Winterszeit. Mannigfaltige Figuren von demselben Materiale schienen gerade von der Hand des Meisters hervorgegangen zu sein und standen an den Vorsprüngen der Eiswände herrlich gruppirt. Da hob ein Schwan stolz sein Haupt und schien sein Bild in der Spiegelfläche der Krystallwände zu betrachten, während ein zweiter ergeben seinen schlanken Hals über den Rücken des ersten legt, als hätte er eben sein letztes Lied gesungen. Dahinten erblickte man die grinsende Fratze eines tückischen Gnomen, welcher mit mächtigem Arme einen Block in die Tiefe schleuderte; hier eine Winterlandschaft, wo hochragende Tannen unter der Last des Winters ihre Aeste beugten, dort den vordern Theil eines Löwen, der gewächlich seine ezernen Glieder streckte. Ueberall die schönste Reinheit, die größte Symmetrie. An den Wänden, vor allem aber an der Decke der Spalte, ragte gleich Krystallen in stalaktitischen Formen das Eis und gab ihr ein scheoffes Ansehen. Da wo diese Formen fehlten, sah man das Eis wie nach Jahrgängen geschichtet und wetteifernd mit der Farbe des lichten Smaragdes. Uebrigens herrschte die tiefste Ruhe in diesem Heiligthume der Natur."

— Nach einem in Triest eingelaufenen Schreiben des hochwürdigen Herrn Klechner vom 27. August l. J. ist die Missionsgesellschaft für Central-Afrika in Assuan glücklich eingetroffen, schickte sich eben an, den ersten Nilkatarakt zu Lande zu umreiten und dann die Nilreise bis Karasko fortzusetzen, wo die Wüste anfängt. Sie hoffen bis Mitte October mit Gottes Hilfe in Chartum zu sein.

— Das gelehrte Italien hat einen seiner namhaftesten Vertreter durch den Tod verloren: Cardinal Angelo Mai, berühmt als philologischer Forscher, besonders als Herausgeber zahlreicher Palimpseste, ist, 72 Jahre alt, gestorben. Er war in der Gegend von Bergamo geboren; seine Erhebung zum Cardinal erfolgte 1838.

— Der auf der Punta d'Ostra an der Mündung des Meerbusens von Cattaro unter 42° 23' 28" n. B. und 16° 11' 49" östl. L. Pariser Meridian neuerlich errichtete Leuchtthurm mit fixem Lichte ist am 21. v. M. zum erstenmale angezündet worden. Die Sichtweite desselben beträgt 22 geographische Meilen bei heiterem Wetter.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Fred. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 86. Klagenfurt, Sonnabend, den 28. October. 1854.

Schlacht- und Herzenshelden.

Novelle.

4. Capitel.

(Fortsetzung.)

Für's Leben neu gewonnen Alte er dem Dorfe zu und fand dort seine Freunde, die eben berathschlagten, ob sie, um des Thales Gebräuche kennen zu lernen, der öffentlichen Versteigerung einer Hube im Gemeindehause beiwohnen sollten. Man begab sich dorthin. Der Schauplatz war in einer Schenke. Um den Ausrufer standen einige Kauflustige, die schon allerhand Familienscenen hineinträumten in das unerkaufte Gut. Kaufunlustige Neugierige besetzten die nächsten Tische und ließen sich Tirolerweines reichen. An einem solchen Triclinium breiteten sich auch die drei Verbündeten aus. „Die Cither klingt und zieht das Herz mit in die Luft hinein." Da konnte man nippen vom Heilungstranke für die neuere Poesie, vom Volksliede. Da sang ein Bursche:

In mein schâzl sei' herzal ischt a kranzl umhá
Öa iacbt so achten grü'en âls wie's lâb in sumá.

'Sch diendl hóat gsâgt, und wóas ischt fer oandá
won's kúo frischer niht ischt, ischt 'mr licbr kóanda.

Won i af'sch fensterl gö, gö i a dôn,
do tróagi mei hakl zen fenschterl auftôn.

Won's schúen a moal heasicht, öa hóat in verschmoacht:
won i drei schriet von fenschterl hin, schreit's ma schuen nóach.

Diendl dn junks, o du lampl du frum'a
dn woalgal du kloins, gö her, tonz a moal oans.

Bin i kloin, hischtu kloin, âft heirat ma's zom:
b'kim i a kloins weihl und du oan kloin mon.

'Sch diendl ischt lutharisch, woas ischt denn noachá
I wer mar' ach schuen selbr katholisch mâcha.

Diandl dei liab dei liah kost' mi schon drei karlîn
du hóascht mi in'sch gelt brâcht und in verdâcht.

Drob'n auf der heach is a gams u a reach
und a jâger dâbei hoat koa pulfer und plei.

Hell um und um auf ischt mei morgengebêt,
und mei erschter gedânken, wo 'sch diendl umagêt.

Oan sprung übers wazerl, oan jûchaza drauf
und oan schnâggler bei'n fenschterl, schiens diandl schteh auf.

Hierauf nahm ein gemüthlicher Alter, dem seine Pfeife seine Welt war, das Wort und erzählte, wie es gerade gestern in der Laaker-Alm in der Hütte jenseits der Wildbachbrücke wieder gespuckt und „geherrt" hätte. Da sei das Vieh furchtsam umhergerannt, da seien alle Lichter der Mägde verlöscht und die Decken von den Betten gezogen worden. Dem bösen Menschen, setzte er hinzu, der so boshaften Zauber anstellt, möchte er gleich den Kopf abreißen.

Ein Anderer wies auf die Wassergeister hin, die in dem See zu höchst auf der Laaker-Alm nächst dem beschneiten Weißenspitz wohnen. Er hob dann rühmend die Aussicht hervor, die sich von dieser Höhe biete; namentlich sei kein zweiter Berg in ganz Tirol, der so hoch und so prächtig wäre als der „Glockner in Kals *)."

Ein dritter erzählte mit Vorliebe vom König von Sachsen. Dieser hohe Reisende sei vor nicht langer Zeit, bloß von einem Kammerdiener begleitet zu Fuß durch's Thal gewandert. Seine Stiefel seien nicht mehr gar in Ordnung gewesen. „Da hat er in dieser Schenke sich einen Käse geben lassen. Darnach fragt' er das Mädel um die Schuldigkeit. Einen Groschen, antwortete sie. Der König legte ein Goldstück hin. Darauf könne sie nicht herausgeben. Der König legte einen Groschen hin, und das Mädel gab einen halben Kreuzer heraus." — Der König habe gelächelt und dann die Reise nach Brunneck hinaus fortgesetzt.

*) Das Kalserthal lehnt sich unmittelbar an die Grundvesten des deutschen Gebirgskönigs, den die Tiroler als den ihren betrachten. Aber das deutsche Gebirgskönigthum hat uns unser Mank, — Schlagintweit restaurirt.

Vom Erzherzog Johann durfte eine Mähre nicht fehlen. Einmal habe er ein Scheibenschießen bei Schönna gegeben — und aus der Tracht bloß jedem Tiroler gesagt, aus welchem Thale er sei. — —

Beim Sprudel dieser Volksgeschichten verfaßen die Drei einen guten Theil des Tages, und tranken und schmausten mit den ehrenhaften Erzähiern, aufmerksam wie Sultan Schachriar bei den Märchen Scheherasadens. — So neigte sich denn der Tag dem Abend zu.

Draußen am Sand war es schon den ganzen Tag lustig zugegangen. Wieder dasselbe Regen und Gähren wie in den verflossenen Tagen. Man denke etwa an Gauermanns: „Ein Tiroler Scheibenschießen", welches dem Volke am nächsten abgelauscht scheint. Ehe wir unsere Heiden wieder in dieser Scene treffen, wollen wir Theresen und den alten Merbold in ihrer Behausung aufsuchen. Seit jenem Bekenntnißfalle herrschte eine Unmittelbarkeit des Gedankenaustausches zwischen Vater und Tochter, die beiden um so wohlthuender war, je drückender sie bisher deren Entbehrung gefühlt hatten. Der alte Mann war so versöhnungsfähig wie in seiner Jugend, in die ihn der Verkehr mit dem grauen Schützen so lebendig hineingesetzt hatte. Er erkannte, daß keine Tugend rein wie das Ideal sein könne; ihm selbst war das Andenken des gefallenen Verlobten lieb und theuer, und er gedachte nicht in die rechtelnde Posaune der Welt mitzublasen und seiner Tochter Schimpf anzuhängen. Er freuir sich — — seines Enkels.

Therese aber wandelte, als blühe um ihr lockiges Haupt auf's Neue der rosige Brautkranz auf und die Sonne der Freude, die in ihrer Seele aufstieg sandte auf die bleichen Wangen die vorverkündende Morgenröthe. Friedensglocken klangen in ihrem Busen, und ihr war's beständig, als sehe sie all' die streitenden Lichtbilder der Vergangenheit ineinander fließen, und Theodor war es, dessen lebensfrische Gestalt neben dem geisterhaft schönen Schatten ihres Verlobten sich ihr beständig wieder stellte. So trat sie aus ihrem ländlichen Hause und ging vor dem Vater auf die Schießstätte zu. Merbold selbst war noch nicht zu sehen.

Das Geschick, das über Liebende wacht, führte Theodor und Theresen gerade an jenem umschatteten Orte zusammen, wo gestern der Bekenntnißfall vor sich gegangen. Dießmal kannte Theodor geradezu die Fortsetzung der abgerissenen Bekenntnisse verlangen; deßhalb sprach er nach herzlicher Begrüßung ohne Umschweife zu Therese:

„Es war nicht gut, mich in einen Abgrund der Seligkeit zu stürzen. Ich kann Ihnen kein Recht auf eine solche That zugestehen. Jedenfalls beurtheilen Sie auch mich nur in Ihrer gewohnten Güte."

„Abermals Zweifel" — lispelte Therese, sich selbst bekämpfend.

„O vollenden Sie. Warum so voll Rückhalt."

Therese wagte es ihre Blicke zu erheben, aber scheu erröthend schlug sie dieselben wieder nieder und schwieg.

„Vielleicht", nahm Theodor von Neuem das Wort, „vielleicht gelingt es mir, das Siegel Ihres Wesens durch ein Wort zu erbrechen. Ich will denn sagen: Therese, können Sie aufrichtig sein?"

Bei diesen Worten ward Theodors Auge von einem feuchten Blicke seiner Jugendfreundin getroffen, und er faßte vollen Muth:

„Können Sie mir meines Lebens größtes, weil einziges, Räthsel lösen und mir es begreiflich machen, wie ich in mir jetzt das Bewußtsein Ihrer Unnahbarkeit so leichtsinnig darnieder drücken gekannt; — warum ich nicht diese Stunde noch entfliehe, um Ihr geisterhaftes Verhältniß nicht zu trüben, warum ich Sie selbst nicht unseren gemeinsamen Erinnerungen zürnend finde?"

„Wohl mag Ihnen" begann Therese — „auch das Leuchten des Abendsternes geheimnißvoll erscheinen; allein es ist derselbe Stern der vor der aufsteigenden und nach der versunkenen Sonne leuchtet, leuchtet in deren Strahlen. Das soll bedeuten unsere erste Jugendzeit, — mein Glück in dem Verlobten — und diese Gegenwart. Können Sie mich verdammen?"

„O Therese. Sie sind groß! — und stehen so fern von mir, so hoch über mir. Wie klein muß Ihnen die Welt erscheinen.

„Wer könnte das sagen? Ich liebe es, in der Größe der Welt zu verschwinden. Wer achtet auch mein?"

„Umsonst schließe ich länger den siedenden Strom in meinem Busen ein. In diesem Augenblicke gebe ich all' die Sophisterei von unterbarer Entsagung fort; ich glaube nicht daran, daß sich die echte Liebe aus dem Herzen rotten lassen kann, wie das nächste Unkraut; daß man das eingangflehende Heer der Erinnerungen theuniisch zurückverfluchen kann, wie eine Schaar niederer Dirnen. Warum sollte man sich von den Geistern quälen lassen, die unsre treusten und liebsten Freunde sind? All' des kecken Stolzes baar, sehen Sie mich jetzt vor sich, — einen freimüthig Bekennenden. Und ob auch in diesem Augenblick unsere Bahnen auf immer sich scheiden, ich will lieber erkannt als unerkannt von Ihnen verstoßen sein."

„O Gott, Theodor — Sie gehen zu weit. Sie denken der Jahre nicht, die zwischen unserm letzten Wort und zwischen dieser Stunde liegen. Das ist es, dessentwillen mir die Nähe des Freundes so bitter wird. — Theodor, haben Sie nichts, das Sie an ein fremdes Herz bindet?"

„Dieß verneinen zu können, ist nicht mein Verdienst."

„Kein Geheimniß, dessen Mitwisserin ich nie sein dürfte?"

„Keines."

„Ich betone es, daß ich nur vergleiche. Hoffen Sie das gleiche Bekenntniß auch von mir, die ich —

Digitized by Google

O laſſen Sie mich ſchweigen; unmöglich geht das Wort mir über die Lippen. Und eben deßhalb iſt uns die Möglichkeit jeglicher Annäherung verſagt. Und doch hinwiederum ſollte ich Ihnen ſo grenzenlos dankbar ſein für — — o! daß die böſe Welt an meiner ſtatt zu Ihnen ſpräche und Sie aufklärte, daß Sie wüßten wie viel Sie mir zu verzeihen haben."

Ungläubig lauſchend hatte bisher Theodor dageſtanden.

„Unmöglich" verſetzte er jetzt — „unmöglich; fühl' ich nicht den Segen Ihrer Nähe? Umſchwebte mich nicht ſchon, fern von dieſen Bergen, beſeligend Ihr Bild? Thereſe, erſchrecken Sie nicht wenn Ihnen all' meine Gluth entgegenſtrahlt in den Worten: Ich liebe Sie endlos — unendlich." Hiemit drückte er einen heißen Kuß auf ihre Wange. Aber Thereſe, weit entfernt von der Macht der Liebe beſiegt zu ſein, wand ſich aus Theodors Armen und ſprach mit feſter Stimme:

„Weil Sie das thaten, muß ich ſogleich Abſchied nehmen. Forſchen Sie nicht weiter. Ich muß es thun, um Sie nicht wieder bewundern zu müſſen. — Sie haben eine Unwürdige umarmt. — Leben Sie wohl. Ich verzweifle daran, Sie wieder zu ſehen, denn des Vaters Entſchluß kann uns ſchon morgen vielleicht trennen.

Morgen, o dieſer inhaltsſchwere Tag. Theodor, denken Sie mein und verlaſſen Sie mich jetzt. — Der Vater wird ſchon oben an der Schießſtätte ſein, ich darf ihn nicht allein laſſen. Leben Sie recht wohl" — und hiemit reichte Thereſe dem ſchmerzlich Ueberraſchten die ſchöne Hand. —

Der alte Merkald aber kam eben den Fußpfad durch das Geſträuche heran, als ſich Theodor in erſter Verwirrung zurückzog. An der Schießſtätte hatte man ſchon das „Lichtlſchießen" begonnen. Das Mentemaul erſchien wieder. Es hatte ſich ein Gewehr verſchafft, und wollte heute auch mitkalten. Man verbat es ſich — und wollte den Unliebſamen mit guten Worten hinausſchieben. Allein da war es gleich geſchehen. Der Raufbold hub alsbald an herumzukauen und zu fluchen, und ſchien am meiſten beleidigt dadurch, daß man ihm das baldige Ankommen des ehrenfeſten und wohlverdienten weiland Adjutanten vor die Seele ſchob mit dem Bedeuten, derſelbe habe ſchon letzthin ſeine Vagabundenſtreiche ſehen müſſen. Dieſer Vorwurf zündete im ſchwarzen Herzen des Böſewichts. Er ward plötzlich unerklärlich gelaſſen und erklärte, er wolle den Alten jetzt um Verzeihung bitten gehen, wie ein ungezogener Schulbube ſeinen Lehrer. Er verließ die Schießſtätte und ſchlich den Seitenpfad hinab, wo hinaus er geſtern Merbalden ſammt den grauen Schützen hatte verſchwinden ſehen.

„Was geh' denn dieſem dürren Baume ich an" ſprach er zu ſich ſelbſt. — „Wenn mir nur der Fuchs in's Eiſen liefe; — er könnte was vom heißen Blei koſten und ſelbſt meine Scheibe ſein, da er mir die da oben nicht vergönnt. Elendes Gepäck das; werd' euch lernen unter uns herum zu ſtatziren; — Halt — dort hinkt er ja daher. Mein Seel; ich möchte 'mal Einen mit zwei Stelzfüßen geh'n ſehen." Hiemit ſpannte er den Hahn; aber noch glaubte er nicht ſicher genug zu treffen und ſchlüpfte verſtohlen durch das Geſträuch herab bis zum grünenden Ruheplatz. Jetzt kam der entſcheidende Augenblick; der alte Merbald hatte ſich ganz genähert; das Mentemaul, ſich unbelauſcht vermeinend, ſetzte an, aber in demſelben Augenblicke ſchlug Theodor, der aus ſeinem Verſtecke alle Schliche des Böſewichts genau aber nichts Böſes ahnend bemerkt hatte, ihm den Lauf in die Höhe, und der Schuß ging in die Luft, von den Bergen zurückkrachend. Theodor aber rang mit dem fluchenden Mentemaul im Geſträuche, und ſuchte ihm zuerſt das Gewehr zu entreißen, und dann ihn ſelbſt zu knebeln. Aber nur das Erſtere gelang ihm; der Abenteurer entwiſchte und ſchwur ſich bei nächſter Gelegenheit an den grauen Schützen zu machen. — Merbold hatte ſeine Lebensgefahr gar wohl eingeſehen und eilte hinan, um einige Schützen herbeizurufen. Indeß erſchien aber oben ſchon Theodor und übergab das Gewehr, welches man augenblicklich als das des Mentemaul erkannte. Die Schützen brachten alsbald mit inniger Freude Trinkſprüche auf das Wohl Merbalds aus, der zuerſt ſeine Tochter umarmte. Aber als man um den unerwarteten Retter fragte, wußte man nur anzugeben, daß es „Jucoba ſun" geweſen ſei; wohin er aber verſchwunden, war Keinem bekannt. Die Feierlichkeit der Stimmung machte dem Scheibenſchießen ein frühes Ende.

(Schluß folgt.).

Ein Neger.

Gegenwärtig, wo der gefeierte Mime, Ira Aldridge, in Klagenfurt uns die Charakteriſtik der Neger in vollendeter Natürlichkeit vorführete, dürfte es nicht unintereſſant ſein, die Schilderung eines Individuums dieſer großen Völkerfamilie zu leſen, wie ſie uns der dritte Jahresbericht des Marienvereines Seite 12 und 13 gibt. Sie lautet wörtlich:

Ein junger Mann, vom Stamme der Berl, Namens Moga, der gegen den Herrn Präfecten den Wunſch ausgeſprochen, das Land der Weißen mit eigenen Augen ſehen zu können, war deſſen Begleiter.

Schon die Anſtalt in Chartum hatte auf den Neger einen tiefen Eindruck gemacht. Bei Hrn. Knoblechers Abreiſe nach Aegypten wollte er nicht zurückbleiben. Auf die Bemerkung: die Reiſe ſei beſchwerlich, er des Reitens auf Kamehlen nicht kundig, erwiederte Moga, dieſes in zwei Tagen erlernen zu wollen, dafern er nur mitgehen dürfe. Wirklich hielt er ſich tapfer an dem Sattelknopf des Thieres, und erwies ſich während der ganzen Reiſe

Digitized by Google

wohl aufgelegt. Kein Gegenstand längs des Weges entging seinen nach allen Seiten spähenden Augen; alles bewunderte er, über alles verlangte er Aufschluß und unterhielt durch seine naiven, dem kindlichen Negerverstande eigenthümlichen, oft sehr richtigen Bemerkungen sämmtliche Mitreisende vortrefflich. Als bei der Annäherung an Cairo die Kuppeln und Minarete der stolzen Moschee Muhamed Ali's im herrlichsten Glanze der aufsteigenden Sonne sich erhoben, hierauf die Windmühlen von Alt-Cairo näher rückten, endlich die alte Kalifenstadt mit den Neubauten von Bulack und der Insel Roda in ihrer weiten Ausdehnung sich zeigte, wußte er über den ganz fremden Anblick keine Rechenschaft sich zu geben. Wie ihm dann gesagt wurde, diese großen, seinem Ausdrucke nach zu hohen Berge gehäuften Steinmassen seien Wohnungen, von Menschenhänden für Menschen geschaffen, rief er verwundert: „Sähe ich es nicht mit meinen eigenen Augen, niemals hätte ich geglaubt, daß auf der Erde ein so großes Dorf zu finden wäre.“ Die zahlreiche, in den mannigfaltigsten Trachten dreier Welttheile bunt durcheinander wogende Bevölkerung zeigte ihm die weite Verschiedenheit zwischen seinen und den übrigen Menschenstämmen. Das freundliche Entgegenkommen, die theilnahmsvolle Aufmerksamkeit der Bekannten des Herrn Knoblechee rührte ihn, sowie diese an dem offenen Auftreten des niemals durch das Joch der Sclaverei gebeugten Negers großen Gefallen hatten.

Als Moga das Dampfschiff nach Alexandrien bestieg, grüßte er alsbald mit der größten Unbefangenheit sämmtliche Passagiere und die ganze Schiffsmannschaft, und bemühte sich, mit kindlicher Zutraulichkeit ihnen auseinander zu setzen, wie er von weit her gekommen sei, um ihr Land zu sehen, welches ihm ausnehmend wohlgefalle. Von dem Altan des österr. General-Consulates zu Alexandria in das Meer hinausblickend, gerieth er in eine Art Verzückung, von der er lange nicht sich erholen konnte. Hier und bei allen Merkwürdigen was er sah, bedauerte er hoch, daß nicht seine sämmtlichen Landsleute mitgekommen wären, um dieses Außerordentliche zu sehen. So gewährte er Freude, bereitete aber zugleich Kummer dem Hrn. Provicar; jene bei der Wahrnehmung, wie alles Großartige, Kunstvolle, Menschenfreundliche ihn tief ergriff; diesen in der Beobachtung, wie leicht er (Folge seines einseitig entwickelten Verstandes) von andern Schwarzen, Freigelassenen oder Sclaven, sich irre leiten ließ, sobald er ohne Begleitung mit solchen zusammen traf. Große Aufmerksamkeit war daher nothwendig. Herr Knoblecher aber gewann die Ueberzeugung, daß die Naturkinder des innern Afrikas nur mit der größten Vorsicht, und erst durch eine gründliche Erziehung vorbereitet, in den Verkehr mit der übrigen Welt dürfen eingeführt werden.

Ueber diesen immerhin höchst beachtenswerthen Mann können wir aus einer späteren Mittheilung des Herrn Lucas Jerau Folgendes noch beifügen: „Moga gehört dem Stamme der Beri an, von demjenigen der Bari wohl zu unterscheiden. Großen, schlanken Körperbaues ist er auch an den Lippen schwarz, die sonst bei andern Negern roth sind, mit schneeweißen etwas vorwärts ragenden Zähnen und verhältnißmäßig kleinen Augen. Sein Gang ist stolz, demjenigen eines Magyaren ähnlich, seine Haltung frei und ungezwungen, seine Gemüthsart heiter, zu Scherzen aufgelegt. Ueber einem weißen Unterkleide trägt er eine rothe Tunika, mit einer Binde gegürtet. Die Füße sind bloß, der Kopf ist gleichfalls rasirt, bis auf einem Büschel am Scheitel an welchem ein Busch von Straußfedern befestiget ist. An Händen, Fingern, Beinen, trägt er bei hundert Ringe, die immer des Nachts, wenn er sich blos rührt, einen schellenden Lärm verursachen. Mit einer ziemlich scharfen Urtheilskraft, einem Herzen voll Liebe und Dankbarkeit, verbindet er ein schwaches Auffassungsvermögen, so daß es schwer ist, ihm etwas beizubringen, und er das Arabische niemals gut aussprach, es selbst einige Mühe kostete, ihm das Kreuzeszeichen begreiflich zu machen. Daß er an unserm Tisch genommen ward, während er sonst mit den Matrosen speiste, schmeichelte ihm. Im Genuß der Speisen erwies er sich sehr mäßig, und fühlte es gleich heraus, ob etwas ihm schädlich sein könne, wo er dann zu dessen Genuß sich nicht bereden ließ, besonders nachdem er von einem Fieber berührt worden. Wußte er am Tische sich in etwas nicht zu schicken, dann beobachtete er erst die andern, machte es dann nach. Sein liebstes Getränk war eine Art arabischen Bieres, Buza genannt. Oft bat er mich um einige Kreuzer, um solches sich verschaffen zu können. Mehr zu geben wäre nicht rathsam gewesen, denn zu einer großen Kanne hätte er sämmtliche Schiffsleute eingeladen und sie nicht fortgelassen, ohne dieselbe geleert zu haben. Mitten in der Kajüte wurde ihm eine Art von Bett aufgeschlagen, auf dem er unablässig sang und jubelte, bis er einschlief, oft beim Erwachen mitten in der Nacht, immer aber am frühen Morgen. Erwies man ihm eine Gefälligkeit, so war Gesang der Ausdruck seiner Dankbarkeit. Ungemein war diese gegen den Herrn Provikar; kam zuweilen dessen Schiff nicht alsbald nach, so zeigte sich Moga, in Furcht, es möchte demselben etwas widerfahren sein, niedergeschlagen. In meiner Krankheit bewährte er sein Mitleid mit mir auf eine rührende Weise. Unter mancherlei abergläubischen Mitteln bot er mir auch manchen vernünftigen Rath, z. B. in Bezeichnung der Speisen, die ich zu nehmen oder zu meiden hätte. Kühlende Sachen, wie Durmilch, wurden mir trotz heißen Verlangens danach ganz vorenthalten. Eines Morgens nun, da meine Kräfte bereits sehr geschwunden waren, stand der Schwarze mit einer Halben Milch in der Hand, die er eigens für mich aufgestöbert hatte, vor mir, und drang beinahe mit Gewalt darauf, daß ich sie trinke. Da die Natur gleichfalls dazu antrieb, nahm ich das Gefäß, nippte ein wenig, in etlichen Minuten war es leer, und bereits fühlte ich mich gestärket. Keine Viertelstunde verging, und der dienstfertige Neger stand mit einer zweiten Flasche vor mir. Diese Labung lieh mir so viel Kraft, um in das gastfreundliche Haus eines Griechen mich zu begeben, indeß die Gefährten durch eine fünf Viertelstunden lange Wüste weiter zogen. Aber beinahe täglich durchwanderte Moga dieselbe schon am frühesten Morgen um wieder Milch für mich aufzutreiben, die mir am ersten Tage so gut gethan hatte. Sagte man ihm dann, es gehe mir besser, so erwies er sich munter; hörte er das Gegentheil, so wendete er sich mit dem Ausdrucke der tiefsten Niedergeschlagenheit gegen die Wand.“

So mag Moga als Typus eines großen Theiles seiner Landsleute gelten. Daran aber ist nicht zu zweifeln, daß dessen Reise durch die Mittheilungen an seine Landsleute am Bazar-el-abid der Mission zu großer Förderung dienen werde.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 87. Klagenfurt, Dienstag, den 31. October. 1854.

Schlacht- und Herzenshelden.

Novelle.

5. Capitel.

(Schluß.)

„Es stritten Gott Amor und Hymen sich sehr,
Zwei feurige blühende Knaben."

Oehlenschläger.

Uns Allen ist es kein Geheimniß mehr, zu welches Gutes Wiedererwerbung der graue Schütz ausgezogen. Dem alten Waffenbruder zuliebe hatte er das grünende Thal verlassen, hatte er den Alpenstock von Neuem in die Eisschollen des „Felber" eingesetzt, war niedergestiegen in den schönen Pinzgau, um hinwieder die Zinnen des Jochbergs zu erklimmen und jenseits desselben unter Oberhausers wirklichem Dache Einkehr zu halten. Denn dieser hatte, wie wir wissen, unlängst das der Heimatlosigkeit verfallene Kind aufgenommen, nachdem es seit dem Tode seines Vaters von einem Thale Tirols in das andere in die Verborgenheit gerettet werden mußte vor den schadenfrohen Nachstellungen der Feindinnen Theresens. Wer irgend weiß, wie schaudervoll zersetzende Zerrüttungen in einer Familie oft herrschen können, wird dieses schwarze Bild unglaublich aber nicht unmöglich finden. — Jetzt aber war Alles zum Guten gewendet. Der graue Schütz, nachdem sein Ruf jegliche Zweifel verscheucht hatte, brach mit der Wärterin und dem Kinde zur frohen Heimatsfahrt auf, mit Saumrossen und Führern und überwand glücklich im Vertrauen seiner tapferen That alle Gefahren. So bewegte sich die kleine Caravane bereits dem schluchtigen Eingang in das Tefferggen-Thal zu.

War das nicht ein herrlicher Tag, der sich dem alten Merbold bieten sollte? Mußte er sich nicht wie neugeboren fühlen: die Tochter wiedergefunden, — an der Pforte des Todes dem Leben wiedergeschenkt, das Enkelchen in Aussicht — der Kampfgefährte zurückerwartet — wahrlich, zur Freude genug. Aber in Theresens Herz ging ein Größeres vor sich. Seit sie den sehnsüchtig nach ihr strebenden Jugendfreund zugleich den Retter ihres Vaters wußte, war in ihrem Busen kein Widerstreiten mehr, was ihr „zu lieben tauge." Dießmal war es im weiblichen Herzen die Bewunderung, die sich zum Gefühle der Liebe steigerte, wie im männlichen die Tugend der Entsagung geradezu in das Grundgefühl der Liebe umschlug. Theodor, erfreut seiner guten That aber dem Danke abhold, hatte sich hinausgeflüchtet in des Haines hellgrüne Nacht, um den rückkehrenden Schützen freundlichst zu empfangen und ihm von Neuem an die Seele zu sprechen. Wie schwer geharrte er seiner Ankunft! Verlassen, und allein mit seinen Gedanken war er unter dem rauschenden Blätterdache und suchte eine einladende Stelle zur Ruhe. Durch den Waldgrund lagen Steinblöcke zerstreut, umflochten von scharlachrothen Kryptogamen, die einen angenehmen Veilchenduft verbreiten; daher Veilchensteine genannt. Auf eine so anmutige Schlummerlehne stützte er sein Haupt und mochte wol sinnen:

Im engen Kreis die Waldesfülle,
Zu meinem Fuß der Felsenbach —
Hier ist es gut, hier es stille,
Mir kann die weite Welt nicht nach.

(Ludw. v. Schwanthaler.)

Jezuweilen hörte er ein Rascheln von fernen Gesträuchen her, als flöze ein Reh durch das Dickicht; dann ward es wieder ruhig; dann vermeinte er wieder eine unheimliche Gestalt zu erblicken, die ihn in großen Kreisen umzog. Hier fühlte er sich so recht heimatlos. Er wünschte, sein Vater wäre nie ausgezogen aus diesem engen Thalesleben. Seine schweizer Heimat schien ihm finster und herzlos wie eine Stiefmutter; das Andenken an die Zeiten kärntischer Umgebung war ihm bitterschmeckender Wermuttrank und nur die Gegenwart pries er sich als den Kern aller schönsten Hoffnungen. Hätte er nur den Nibelungenhort — das Herz Theresens sich errungen, dann wollte er gern in die Fremde hinausziehen, um sich eine neue Stätte zu gründen. Aber die besten Träume glaubte er nimmerwiederkehrend zerfließen zu sehen.

Am Pfade nächst dem Abgrunde bewegte sich jezt ein Saumroß, aber, eine weibliche Gestalt mit einem Kinde, tragend. Theodor ward aufmerksam und verließ seinen Ruheplatz. Gleich darnach erkannte er den grauen Schützen, der in Gedanken versunken hinterherschritt. Da kollerte von der Höhe, über welche hin der enge Pfad führte, eine Menge abgebröckelter Felssteine herab; das Saumroß ward scheu und drohte im ersten Anlaufe durchzugehen und seine Bürde in den zackigen Abgrund zu schleudern. Gleichzeitig sprang von der Höhe herab ein Bursche und rannte geradezu auf den grauen Schützen los, der in sei-

Digitized by Google

nem Feinde sogleich das Mentemaul aus St. Veit erkannte. Im Augenblicke eilte Theodor, das Schreckliche der Gefahr erkennend, dem Saumrosse entgegen und hielt es, als das Mentemaul noch einen Lärmschuß abgefeuert hatte, schon so fest am Zügel, daß das Mädchen mit dem Kinde gesichert schien. Nicht so unblutig ging es bei dem grauen Schützen ab. Nach längerem Ringen gedachte das Mentemaul sein Heil in der Flucht zu suchen, allein der Ast, an dem sich festhaltend er sich hinwegschwingen wollte, brach, und der Bäse stürzte in den Abgrund, um nie wieder das Tageslicht zu erblicken. —

Lange stand der graue Schütz an der Stelle, wo den Verbrecher seine Strafe ereilt hatte, das furchterliche des Abgrundes hohnlächelte allen Rettungsgedanken.

Er eilte hinweg zu seinen Schutzbefohlenen.

Welches Staunen, als er dieselben von Theodor bewacht fand! Die Beiden bewillkammten sich treuherzig und tauschten sich die Geschichte der jüngsten Tage aus. Dem grauen Schützen ging das Verenden des losen Burschen nicht ein. Aber bedeutungsvoll fand er die Fügung des Schicksals immerhin. Er berichtete seinem Begleiter, der von der Strafe Ereilte sei der Sohn eines verschmitzten Bauers, der vor vierzig Jahren eine Verrätherrolle gespielt und bei der Zerstörung von Wallners Haus mitgewirkt habe. Nicht nur sei derselbe selbst vom Blitze erschlagen, sondern jetzt sogar in seinen Kindern bestraft worden. Man brach auf und erreichte noch bei voller Tageshelle das Dorf, das heute die Beglücktesten vereint sehen sollte. Der graue Schütz bestand darauf, daß Theodor ohne alle Umschweife als Glied der Caravane vor Merbold erscheine; denn er habe ausschließlich das Verdienst für sich, zwei Menschenleben errettet und ein drittes beschützt zu haben. Theodor willigte ein.

In dem Gärtchen vor Merbolds Wohnhaus fand die frohe Scene des Wiedersehens statt. Therese begrüßte laut und unverhohlen das Kind als das ihrige, und der alte Merbold küßte und herzte dasselbe mit inniger Rührung. Darauf erzählte der graue Schütz den ganzen Verlauf der Reise, und forderte seinen Waffengenossen auf, Theodoren für seinen Muth zu danken. Merbold aber, der bisher vor Sehnsucht geglüht hatte seinen Retter kennen zu lernen, umarmte den erstaunten Wanderer, und sprach heftig bewegt:

„Für Ihre großen Thaten finde ich in meinem engen Bereiche keinen Lohn. Für Einen, der mir lieb war, hatte ich noch meinen höchsten Schatz bereit, für Sie könnte ich in aller Welt keinen ausfindig machen. Seien Sie mein Freund, und ein jeglicher Ihrer Wünsche soll auch der meine sein."

Laut pochte es im Herzen Theodors. Er schwieg.

Hastig aber überreichte der graue Schütz das Kleinod des todten Kampfgefährten der sehnsüchtig erwartenden Therese. Sie erkannte es sogleich als das Eigen Moritzens, sie durchsuchte die Fächer, hob ein versiegeltes Schreiben heraus, eröffnete und las, indeß Merbold, Theodoren noch immer fest die Hand drückend, lauschte:

„Storo, den 12. Mai 1848. Seit ich von Dir, meine Therese, geschieden, hat auch das Glück und jede frohe Ahnung mich verlassen. Mir ist's, als sei ich, Deiner schützenden Nähe entzogen, bloßgestellt dem dämonisch waltenden Schicksal. Aber auch Dich weiß ich allein! Mich überkommt es, Dir deine ersten Jugenderinnerungen empfehlend zuzuführen. Dein Herz ist stark genug, ein großes Lebensräthsel zu lösen. Sollte ich nicht wiederkehren, wie möchte im Laufe der Welt Dir ein Ersatz werden für dein Liebesgefühl, dem ich das Vaterlandsgefühl entgegensetzte? Ich habe das Bewußtsein, Dir nicht gelahnt zu haben; aber ich finde Ruhe in dem Gedanken, Dich mit deiner Vergangenheit zu versöhnen. Stoße die Erinnerungen nicht von Dir, und Jenen erkenne als meinen Freund — als mich selbst, der Dich und mich zugleich liebte, Dich und mich zugleich liebt. — In der Nähe des Todes übersehen wir all' die Fahrten und Irrfahrten des Lebens klärer, und in solchen Augenblicken ist es mir tröstend wie ein Gebet, mit Dir, Therese, zu sprechen. —"

Therese lehnte sich, vom Schmerze überwältigt, an ihren Vater, der starr in Theodors Angesicht blickte, um alle Trauer aus den Mienen abzuspähen. Therese hatte mit zitternden Lippen zu lesen aufgehört und blickte mit thränenhellen Augen, wie fragend, bald Theodoren bald den Vater an. — Niemand wagte es, ein Wort auszusprechen. Therese erhob den Brief wieder und vollendete:

„Darum aber erhöre mich. Deine Jugend, deine edle Seele ist nur des Alleredelsten werth. Scheide ich, so sollst Du an meinem Grabe blühen wie eine Blume, und der Edelste trauere mit Dir um den Verlarnen. — Lebe wohl und sei beglückt. — Moriz."

Jetzt widerstand Therese dem innersten Drange nicht länger, und sank, Trost und Verklärung des Schmerzes suchend, in Theodors Arme. Stumm, gerührt standen Merbold und der graue Schütz, bis Theodar mit heldenhafter Sicherheit, des Alten Rechte ergreifend, sprach:

„Die Vorsehung hat mir Gelegenheit gegeben, zu vollbringen, was meine Seele erfreute, was mir edler Männer Freundschaft erwarb. Der Dank, nach dem ich nie zu streben gewagt hätte, wird mir durch Thereſens Freundschaft, durch Thereſens Liebe gezollt. Ich fühle die Kraft in mir (und die Welt versagt den Baden meines Wirkens nicht), einen häuslichen Herd für Thereſen zu gründen. Das Vaterland ist's, dem ich meine Kräfte zu danken habe, das Vaterland ist's, dem ich sie dankbar wieder widme, ich kann unmöglich scheitern. Hier steh' ich — in einem Augenblicke der Beglückteste — im nächs-

ſten vielleicht der Unglücklichſte, wenn ein ſtrenger Vater aus meinem erſt erworbenen Freunde wird; hier der Wanderer am Ziele ſeiner Fahrten — oder vielleicht ein heimatloſer Flüchtling, wenn der Held aus Tirols Thälern den Augenblick verkennt, auf den ihn längſt geiſterhaft ſeines Führer's Töchterchen — Wallners Thereſe hingewieſen."

Ein heiliges Schaudern durchrieſelte die Glieder des grauen Schützen, und wie er ſich der Hellſeherin erinnerte, beſtärkte ſich in ihm der Glaube an den herangebrochenen Augenblick. Wie im Abendlichte lag nochmals all' ſein Leben und Streben vor ihm ausgebreitet, und dieſe Stunde ſchien der Gipfelpunct. Beſchwörend wandte er ſich daher an Merbold, und legte die Hand der Tochter ſeines Waffengefährten in die ſeines Rettungsgenoſſen. Merbold ſprach ſeinen Segen über die Vereinten und küßte beide herzlich. In dieſen Kreis der Glücklichen kamen Grim und Krüger, und ſahen erſtaunt ihren ſonſt ſo eintönigen Freund im Wirbel der Freude. „Das Glück" ſo ſprach er zu den Anlommenden — „das mein Vater in fremden Landen ſuchte, iſt doch nur an die wahrſte Heimat gefeſſelt. Der Vater ſuchte es in der Weite und — fand es nicht, der Sohn wallte wieder zurück, von wo jener ausgegangen, und ſieh'! lächelnd kommt ihm das Glück entgegen und winkt ihm, trotz aller Welt, hier zu bleiben." Sie erkannten das Kind wieder, das flüchtig den flüchtigen Wandereen dereinſt begegnet auf abendlicher Höhe, und prieſen vor allem Thereſen im Strahle ihrer Anmuth. Theodor aber drückte einen duftenden Kranz friſcher Feldblumen auf das Haupt des Kindes. Der graue Schütz, von einer überwältigenden Stimme in die Einſamkeit fortgetrieben und zu leiſem Dankgebete gemahnt, reichte jedem Einzelnen ſeine nervigte Hand, und ſprach in Beſonderem zu Theodor:

„Lebt wohl! Den Schatz, den der für's Vaterland Sterbende Euch übergeben, verwendet wieder für's Vaterland. Das Gute gedeiht von Stamm zu Stamm, und aus der Vergangenheit blüht die friſche Blume in die Gegenwart herein. Gedenkt mein.

Der graue Schütz verſchwand. Willſt du ihn Aug' in Aug' ſehen — lieber Leſer, ſo wand're nach Tirol. Er iſt dein Zeitgenoſſe, er ſchafft im Stillen und kümmert ſich nicht, ob Du ſeinen Namen weißt.

Friedrich Pichler.

Engliſche Publiciſtik.

Wenn man über den Printing Square in der City nahe bei Blackfriars-bridge geht und einen Blick in die Buchdruckerei der „Times" wirft, wird Einem Angſt und bange. Rechts ſind die Säle für die Armee der Setzer und links glaubt man in die Hölle zu blicken. Doch dieſe finſtere Stube, aus der ein ſo geheimnißvolles Geräuſch der Maſchine tönt, iſt nicht die Hölle ſondern blos die Dampfpreſſe der „Times", deren großartige Einrichtung ſchon oft genug beſchrieben worden iſt. Was ein engliſches Journal iſt, davon kann man ſich auf dem Continente ſchlechterdings keine Vorſtellung machen. In Paris, Wien, Berlin weiß man, welche Perſönlichkeit jedes Journal vertrete, in England iſt jedes Journal eine anonyme, unausſprechbare, ungreifbare Macht. Keiner der Redacteure, keiner der Herausgeber, keiner der Eigenthümer iſt dem Publikum bekannt. Ich hatte Geſchäftsverbindungen mit mehreren großen engliſchen Blättern, allein es ging mir wie jedem Andern, ich konnte nie den Namen des „Editor" erfahren. Ich komme in das Bureau eines Journals und ſage, daß ich mit dem Editor ſprechen möchte. Die Beamten lächeln über meine continentale Naivität und mit Mühe gelingt es mir, auch nur den Manager oder Denjenigen, welchem die materielle Direction obliegt, aufzufinden. Ich theile demſelben das mit, was ich dem Editor zu ſagen hatte, er hört mich ruhig bis zu Ende an und ſagt dann: Dies geht mich nichts an, ſchreiben Sie dem Editor, und wenn er es für gut findet, wird er zu Ihnen kommen. Der Editor eines ſolchen Journals zu mir kommen! Ich wende ein, daß ich ihm nicht dieſe Mühe geben möchte. Keine Antwort. Ich errathe, daß man nicht haben wolle, daß ich zu ihm gehe, weil ich ſonſt erfahren könnte, wie er heiße. Ich ſchreibe alſo an den Editor und nach einigen Tagen erhalte ich wirklich ſeinen Beſuch. Er kündigt ſich mit den Worten an: I am the Editor of the — —. Im Geſpräch bin ich ſo unverſchämt nach ſeinem Namen zu fragen, er überhört meine Frage und verſchwindet nach einer Weile wie ein Geſpenſt. Man behauptet im Publicum, daß der Editor ſelbſt nicht einmal alle Verfaſſer der Leitartikel oder mit andern Worten die Redacteure ſeines Blattes kenne und daß ihm viele Artikel von den Eigenthümern des Blattes zugeſtellt werden, ohne daß er die Verfaſſer kennt. Jedenfalls iſt es gewiß, daß das Publikum keinen einzigen der Publiciſten kennt, die für daſſelbe ſchreiben. Ein engliſches Journal will in gar keine Berührung mit dem Publikum treten, es hat nicht einmal ein Redactionsbureau, ja kein Abonnementsbureau, ſondern blos eine Druckerei und ſeine einzigen Beamten befinden ſich im Locale in dem geſetzt und gedruckt wird. Kein einziges engliſches Blatt nimmt Abonnements an, jedes derſelben druckt eine beſtimmte Anzahl von Exemplaren und verkauft dieſelben an die Newsmen, welche ſie wieder an das Publikum verlaufen. Der Verkauf findet nummerweiſe ſtatt, doch kann man mit einem Newsmen das Uebereinkommen treffen, daß er jeden Tag dieſes oder jenes Journal in's Haus ſchicken ſoll und man kann ihm eine beſtimmte Anzahl von Exemplaren voraus bezahlen. Die Journale ſelbſt expediren auch nicht in die Provinz oder ins Ausland,

Digitized by Google

auch dieſen Abſatz beſorgen die Zeitungsverläufer. Da auf dieſe Art die Journale völlig vom Publicum abgeſchloſſen ſind, ſo kennt man ſelbſt in London nur wenig deren inneren Organismus, und dennoch iſt nichts ſo ſeltſam, als dieſe innere Oeconomie der britiſchen Journale, die ſo ſehr von den continentalen Gebräuchen abweicht. In England iſt ein Journal wirklich der Ausdruck des Tages, es gibt wirklich die letzten Eindrücke und letzten Nachrichten, während dieß in Frankreich und Deutſchland bei keinem einzigen Journale der Fall iſt. Laſſen Sie ſich erzählen, wie ein engliſches Journal entſteht, bei welcher Erzählung man freilich nicht vergeſſen darf, wie groß die Anzahl der Setzer eines Blattes iſt und wie ſchnell geſetzt wird. Wenn man um die Mitte der Tageszeit in die Werkſtätte eines großen engliſchen Journals tritt, ſo iſt es gerade ſo, als ob man in den Zwiſchenraum zwiſchen einer Schöpfung und der andern treten würde. Sie betreten eine enge ſchmutzige Stiege, häßlicher als der Eingang eines Kohlenbrenners. Alles iſt ſtill. Höchſtens ſieht man einen Aufwärter, der einen Pot Ale vor ſich hat, und ganz erſtaunt iſt, was man um dieſe Zeit hier ſucht. Im Arbeitszimmer ſelbſt liegen noch die Manuſcripte der letzten Nummer, eine Vergangenheit, die ſchon längſt vergeſſen iſt. Um dieſe Zeit mag der Editor vier Meilen von London in ſeinem Landhauſe ſein Frühſtück nehmen, und ſein Journal betrachten, um zu ſehen, wie es ſich gedruckt ausnehme. Um 4 Uhr Nachmittags verſammeln ſich gewöhnlich die Eigenthümer des Blattes bei dem Editor, weiße Cravaten tragende Männer. Wenn dieſelben hauptſächlich auf die Größe der Dividende ſehen, ſo finden ſie das Penny-a-line book (Buch in dem die Neuigkeitsberichte, die nach der Zeile bezahlt werden, verzeichnet ſind) zu groß, oder ſie wollen einen Correſpondenten in irgend einer Stadt unterdrücken, oder einen Berichterſtatter in London wegfallen laſſen. Wenn es ſich darum handelt, einen berühmten Schriftſteller für das Blatt zu gewinnen, ſo iſt ihre erſte Frage, ob hiedurch der Abſatz zunehmen werde. Wenn das Blatt noch keine Dividende abwirft, ſo kann ſich der arme Editor darauf gefaßt machen, daß man den Styl des Blattes abſcheulich finden werde. Es iſt ein Glück für den Editor, wenn das Journal reiche Eigenthümer hat, welche das Blatt blos unterſtützen, um ein Princip zu vertheidigen. Einige ſchlagende Artikel und Lobhudelei am rechten Platze erhält dieſelben bei guter Laune. Die großen Blätter haben außer dem Editor auch noch einen Manager oder Geſchäftsführer, welcher mit der Adminiſtration des Blattes beauftragt iſt, gewöhnlich in der Nähe der Druckerei des Journals wohnt, und zu dem ſich die Eigenthümer bisweilen begeben, wenn ſie den Editor verlaſſen. Kaum haben die Eigenthümer den Editor verlaſſen, ſo fangen die Beſuche der fixen Mitarbeiter bei ihm an. Dieſelben erhalten gewöhnlich fünf Guineen die Woche und bisweilen noch mehr Honorar für eine ſehr ſpärliche Thätigkeit, und ſind daher befliſſen, den Editor den Hof zu machen. Laſſen wir nun den Editor ſein Diner einnehmen, da wir ihn erſt um neun Uhr wieder zu ſehen bekommen werden, und begeben wir uns in die Werkſtätte des Journals, wo nun nach fünf Uhr Nachmittags das Leben beginnt. Einige Tagesberichte, Briefe von Correſpondenten, Packete der penny-a-liners u. dgl. haben bereits ihren Weg hieher gefunden, und wenn der Sub-Editor zwiſchen 7 und 8 Uhr ſich einfindet, beginnt eigentlich oft der Satz des Rieſen-Journals, das bis den andern Morgen redigirt, geſetzt und gedruckt ſein muß. Der Sub-Editor iſt gewöhnlich ein blaſſer, abgenutzter Mann, der ein eigenthümliches Leben führt, da er jede Nacht von 7 Uhr Abends bis vier Uhr Morgens in der Buchdruckerei beſchäftigt iſt. Er iſt gut bezahlt, aber welch' eine Arbeit laſtet auch auf ihm! Alles Manuſcript, das eingelaufen iſt, befindet ſich auf ſeinem Tiſche. Die Hälfte hievon — Berichte von Gerichtshöfen oder Einſendungen bekannter und accreditirter Perſonen — gibt er den Setzern ohne dieſelben zu beſichtigen. Doch welche Mühe geben ihm die penny-a-liners, welche die Tagesneuigkeiten zu je ein Penny die Linie liefern. Da dieſe Herren nach der Elle bezahlt werden, ſo liegt es in ihrem Intereſſe das Maß auszudehnen. Sie könnten dies thun, indem ſie Details erfinden, allein obſchon ſehr arm, ſind dieſe Leute doch zu gewiſſenhaft, um Thatſachen zu erdichten. Ihre Ausſchmückung beſteht gewöhnlich blos in pathetiſchen Sentenzen, in geſuchten Beiwörtern und in humoriſtiſchen Schlußfolgerungen. Viele derſelben haben vielleicht ſchon ſeit zehn Jahren einem Blatte Neuigkeiten geliefert, ohne daß ein einziges Mal ihr Pathos, ihr Humor und ihre Beiwörter gedruckt worden wären; die Feder des Sub-Editors iſt unbarmherzig. Der Sub-Editor, der oft dieſelbe Nachricht von mehreren Berichterſtattern erhält, wählt natürlich jene Faſſung aus, die am kürzeſten redigirt iſt und ihm die geringſte Mühe macht. Aber nichts kann die Beredtſamkeit dieſer Herren hemmen, dieſelben Seufzer bei einem Schiffbruch, dieſelbe Entrüſtung bei einem Mord, dieſelben erhabenen Ausdrücke, die einem Milton Ehre machen würden, finden ſich in dem Berichte der localen Neuigkeiten. Welch' ein Heroismus des Genies gehört dazu, das ganze Jahr hindurch auf dieſe Art mit dem Sub-Editor zu kämpfen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierunddreißigster Jahrgang.)

№. 88. Klagenfurt, Sonnabend, den 4. November. 1854.

Eine Nacht auf dem Dampfschiffe.

Ich ging, eh' ich mich zur Fahrt nach Venedig auf dem Vapor einschreiben ließ, gedankenvoll in den Straßen der Stadt Triest herum, denn, ohne Scheu sei es gesagt, ich dachte nicht ohne Anwandlung von einiger Angst an das Sprichwort der Juden: Das Wasser hat keine Balken. Wenn ich auch erwog, daß schon Tausende und Tausende diese Fahrt gemacht hatten, so war mein Gedächtniß doch um ein Erkleckliches treuer in der Wiederholung und Ausschmückung der zur See vorgefallenen Unfälle. Mit etwas miltzsüchtigem Spleen stellte ich mir das Meer ordentlich im Bunde vor mit Sturm und Wetter, Springen des Dampfkessels, Seekrankheit, Scorbut u. s. w. gegen mein unschuldiges Leben. Zudem war die Zeit der Herbst-Aequinoctien nahe, was meine Bedenken nicht verminderte. Allein diese Feigheit ward überwunden von der Scheu, bei meiner Zurückkehr von meinen Freunden, die diese Reise schon öfters gemacht hatten, zuerst bemitleidet und dann ausgelacht zu werden. Ich trat somit muthig in das Büreau des Lloyd und nahm eine Karte für einen Platz zweiten Ranges. Bett oder Hängematte, wofür noch besonders bezahlt werden muß, nahm ich nicht, und hab' es später auch nie bereut. Der Theergeruch der Cajüte, die Ueberfüllung derselben mit Menschen und Gegenständen, die bleichen leidenden Gesichter der an der Seekrankheit schon Leidenden beschleunigen mehr oder minder den Ausbruch dieser Letztern.

Die letzte Zeit brachte ich im Caffé Tomasso zu. Eine Musikgesellschaft spielte, schöne Damen saßen oder lustwandelten in der Allee vor dem Casserhause, zwei deutsche Maler, die sich zu mir setzten, sprachen von derselben Reise, die ich vor hatte, und doch war mir ganz katzenjämmerlich zu Muthe. Um 9 Uhr verkündete ein Kanonenschuß die Sperrung des Hafens für fremde Schiffe. Noch eine Stunde, dachte ich mir, dann „Land lebe wohl." Endlich schlug es $^3/_4$10 und ich ging zu Schiffe. Am Ufer stand eine Menge, theils Neugieriger theils Theilnehmender, welche dem Auferlichten zusahen und glückliche Reise wünschten. Auch mich begleitete ein Bekannter, den ich von der Heimat her kannte. Wir gingen oft kalt und kaum grüßend aneinander vorüber als wir zu Hause waren, aber die Ferne äußerte ihre verbindende Kraft auf uns, und mir war es, als schied' ich von meinem einzigen und besten Freunde.

Wir waren auf offener See. Der Vollmond stand am Himmel, das Meer mit seinem ruhigen Glanze beleuchtend. Ich ging traurig auf dem Verdecke herum, bald den Capitän beobachtend, der hie und da dem Steuermanne einige Commandoworte zurief, bald vorne an das Bugspriet tretend, denn ich wollte durchaus aus den Meereswogen eine Gestalt auftauchen sehen, die mir durch ein Märchen, das sie von den abgrundlosen Tiefen erzählte, die Zeit vertreiben sollte, denn sie wurde mir lang, sehr lang. Mir däuchte, ich sei schon Tage lang zu Schiffe, obwohl ich kaum erst den Leuchtthurm aus dem Auge verloren hatte. Dazu kam noch, daß Alle so schweigend und theilnahmlos da saßen, als wären es nicht lebende Menschen, sondern ihren Grüften entstiegene Mumien. Ich versank in ein tiefes Sinnen, in Träume von entschwundenen Zeiten, von theuren Menschen, die ich für diesseits auf ewig verloren. Plötzlich hörte ich eine leise, süße Stimme rufen: „Romano!" In dem Klang dieser Stimme lag ein Paradies, das ich verloren hatte.

Ich sah mich um. „Himmel! Sie sind es, gnädige Frau."

„Ich heiße Giulietta."

Ich setzte mich zu ihren Füßen, um, in das süße Licht ihrer Augen emporschauend, den schönen Roman derselben auswendig zu lernen. Es stand eine rührende Geschichte in ihnen geschrieben, denn als ich kaum eine Viertelstunde darin gelesen hatte, fing ich an zu weinen.

Darauf brachte eine Magd ihren fünfjährigen Knaben heran. Sie zog ihn an den Mund, und mir kam es vor, als tränke das schönste Elfenkind den Thau einer frisch aufgebrochenen Rose. Er schlang dann den kleinen Arm um ihren Nacken und kümmerte sich wenig um mich.

Sie aber sagte: Erzähle mir noch einmal die Geschichte, wie Du ihn zuerst sahst.

Als ich am 15. Mai des Jahres 1836 um das Glacis der Stadt X. spazieren ging, begegnete mir eine Magd mit einem Kinde, das mir zulaufen wollte. Allein es kam auf den Füßen noch nicht recht fort und wäre gefallen, wenn ich es nicht zu gleicher Zeit zu mir aufgehoben hätte. Es that sehr bekannt mit mir und griff nach der Schnur, an der ich eine Locke deines Haares

Digitized by Google

in einem Medaillon trug. Wie heißt der Engel? fragte ich die Magd.

Wilhelm.

Und seine Aeltern.

Sie nannte mir den Namen deines Gatten.

Und was thatest Du da, fragte Giulietta.

Ich gab dem Kinde einen Kuß mit dem Wunsche, daß es glücklicher werden möge als ich, und rannte fort. Zu Hause angelangt, stürzte mir ein Strom von Thränen aus den Augen.

Giulietta hatte mir aufmerksam zugehört und fragte mich dann, bist Du denn nicht glücklich, indem sie ihr Haupt vorwärts beugte, so daß ihre Locken mein Antlitz beschatteten, ihre Lippen meine Stirne berührten.

Da trat ein Mensch, den seine submisse Haltung als einen Domestiken bezeichnete, zu mir, und überreichte mir eine Karte, von einem Schreiben begleitet.

Die Karte wies den englischen Namen William Lovell, das Schreiben lautete:

Mein Herr,

ich ersuche Sie, die Dame neben Ihnen leidenschaftloser oder gar nicht zu küssen, da mich das von Ihnen bisher beobachtete Gegentheil zu sehr genirt.

Ihr ergebener

W. L.

Das ist engländische Ungebundenheit, um nicht zu sagen Unverschämtheit, mir fiel Winckelmanns Benennung der Engländer „Steinkohlenseelen aus Bengelland" ein, und ich wollte eben in einem ähnlichen Lakonismus antworten, als abermals eine Unterbrechung statt fand. Nämlich ein großer, athletisch gebauter, überladen vornehm gekleideter Mann legte mit Ungebundenheit seine Hand auf meine Rechte, die schon einen Bleistift hielt, um die Kehrseite des erhaltenen Schreibens mit einem ähnlichen anzufüllen, und sagte:

Ich bitte, mein Herr, nicht zu erschrecken, denn mein Löwe wird gleich brüllen.

Wo bin ich denn eigentlich? Bin ich am Bord eines Lloyd'schen Dampfschiffes oder in der Wüste Saharra?

Jedenfalls das erstere, aber ich habe vergessen, mich Ihnen als Inhaber einer sehenswerthen Menagerie, die sich am Bord befindet, vorzustellen.

Gut denn, lassen Sie Ihren Löwen brüllen, so oft und stark er will, was kümmert's mich?

Ich wollte Sie nur prävenirem, sagte er, und ging fort. (Schluß folgt.)

Englische Publicistik.

(Schluß.)

Der Foreign-Editor erscheint gegen 8½ Uhr; er hat nur eine geringe Arbeit vor sich. Die Thätigkeit von „our own correspondent" enthebt ihn der Mühe, Journalauszüge zu machen. Hie und da übersetzt er irgend eine Nachricht aus spanischen, deutschen und italienischen Blättern. Mehr Mühe geben ihm die Blätter aus den Grafschaften, von denen ein Berg vor ihm aufgehäuft liegt. Dieselben sind gewöhnlich so leer und interesselos, daß er mit Mühe irgend eine Notiz herausschneiden kann. Indessen haben die parlamentarischen Berichterstatter angefangen, ihre stenografirten Berichte zu schicken, was freilich in diesem Augenblicke, wo keine Sitzung stattfindet, nicht der Fall ist. Gegen 9½ Uhr erscheint der Editor selbst. Es ist selten, daß nach dieser Zeit noch irgend eine wichtige Neuigkeit oder eine Debatte, die einen besondern Artikel verlangt, eintrifft. Er kann also den Stoff sichten und den Gegenstand für einen oder zwei Leitartikel in Bezug auf die neuesten Ereignisse angeben. Doch trifft es sich bisweilen, daß er noch in einer spätern Stunde einen Leitartikel über irgend eine Debatte oder irgend eine Nachricht braucht, und hier kann man den Tact des englischen Geistes, das rechte Ding zum rechten Mann zu fordern, bewundern. Die Leitartikel der Continental-Journale sind fast stets den Tag zuvor geschrieben, weil ihre Redacteure selten den electrischen Schlag des ersten Eindrucks irgend einer Nachricht in ihren Artikeln empfinden. Ein Pariser Journal vom Dienstag ist Montag Mittags zur Hälfte redigirt, geschrieben, gesetzt und zum Theil sogar schon gedruckt, während dem eine englische Zeitung um diese Zeit noch ihr Redactionslocal geschlossen und die Buchdruckerei desselben noch kein Manuscript erhalten hat. Viele der besten englischen Leitartikel sind in dieser Hast und Eile geschrieben, und dies gibt ihnen einen eigenthümlichen Reiz. Gewöhnlich hat sich der Editor zuerst in die Stube des Sub-Editors begeben, um von ihm den Scandal des Tages zu vernehmen, und hierauf steigt er in sein Arbeitszimmer hinab, um die ungeheure Menge von Briefen, die ihn hier erwarten, zu durchfliegen. In jedem englischen Blatte findet man eine zahlreiche Correspondenz von zufälligen Mitarbeitern, welche Briefe an den Editor richten, um ihm dieses oder jenes Factum, oder diesen oder jenen Eindruck mitzutheilen. Was würde man aber sagen, wenn man die Menge von Briefen, welche der Editor unbenützt bei Seite legt, sehen könnte? Wie viele Tausende kleine Thatsachen, Launen, Einfälle, Rathschläge, Beistimmungen, Hoffnungen, Befürchtungen, Anklagen, Angaben von Mißbräuchen, welch' eine Welt von dem buntesten Mischmasch von Stoffen und Curiositäten liegt in diesen Briefen: to the Editor of de Times, oder of the Morning Advertiser etc. Die „Times" hat einen eigenthümlichen Reiz durch die vielen Briefe, welche sie jeden Tag auf diese Art erhält und von denen sie viele veröffentlicht. Alle diese Briefe haben einen thatsächlichen Inhalt, greifen gewöhnlich öffentliche Mißbräuche an und äußern oft einen sehr wohlthätigen Einfluß Die Correspondenz der

Digitized by Google

andern Journale rührt dagegen meistens von Clubrednern her und enthält mehr Ansichten über Tagsereignisse als thatsächliche Mittheilungen. Wenn diese Kategorie abgemacht ist und die Neuigkeiten und Leitartikel des Tages nicht genügend sind, so sucht der Editor noch literarische und andere Artikel aus, welche mit dem übrigen Stoffe contrastiren. Die „Times" ist auch hierin ausgezeichnet, weil alle ihre nicht-politischen Artikel von besonderen Fachmännern herrühren und ihr Styl ein ganz eigenthümlicher ist. Jedes Blatt hat übrigens in seinem nicht-politischen Theile einen besondern Charakter; die „Morning-Post" ist heiter, malerisch und beschreibend, die „Daily-News" statistisch und national-ökonomisch, der „Morning Advertiser" beschäftigt sich in diesem Theile mit kleinen Mißbräuchen. Die politischen Redacteure können doch noch mitunter sich Zeit lassen, die theatralischen und musicalischen Berichterstatter dagegen müssen in London stets mit der Schnelligkeit einer Locomotive ihre Artikel schreiben.

Um 12½ Uhr Nachts langen gewöhnlich ihre Artikel unmittelbar nach der Aufführung des Stückes an. Jules Janin oder Berlioz oder Theophile Gauthier u. s. w., die stets eine ganze Woche für ihren dramaturgischen und musikalischen Bericht vor sich haben, würden erschrecken, wenn sie auch nur ein einziges Mal unmittelbar nach der Aufführung eine Kritik zu schreiben hätten, währenddem der Londoner Kritiker in einer Taverne bei dem Theater, mit einem Glase Brandy-and-Water auf dem Tische, rasch seinen Artikel abfaßt. Uebrigens ist es auch wahr, daß die dramatische Kritik in Paris weit geistreicher abgefaßt ist als in London. Es ist 1 Uhr Nachts, und das Journal beginnt Gestalt anzunehmen. Der Buchdrucker findet sich jeden Augenblick in dem Zimmer des Sub-Editors ein und begehrt neue „Copy," d. h. neues Manuscript. Die kurzen Einsprüche zwischen dem Buchdrucker und dem Sub-Editor sind oft sehr amusant. „Dieser Artikel kann nicht mehr hinein!" „Er muß hinein" — „Sehr wohl Herr," und ohne daß ein anderer Artikel weggenommen wird, kommt der verlangte Artikel in das Blatt. Der Leser weiß nicht, wie viel er dem „master-printer" verdankt, wie er es ist, der durch seine kluge typografische Einrichtung Geist und Ordnung in diese Riesenblätter bringt. Um diese Zeit nimmt Alles in der Buchdruckerei eine ermüdete Fisiognomie an, die Arbeit von 6 Stunden beginnt ihre Wirkung fühlen zu lassen. Im Zimmer des Sub-Editors stehen einige leere Flaschen; man sieht corrigirte Bürstenabzüge, zerschnittene Zeitungen und beschmutztes Manuscript. Endlich, zwei Stunden, nachdem der letzte Berichterstatter sein Manuscript geliefert, drei Stunden, nachdem der Kritiker eine Primadonna gelobt hat, ist der Editor bereits in seinem Cab auf dem Wege nach seinem Landgute, und der Sub-Editor auf dem Wege zu seiner benachbarten Wohnung. Eine neue Arbeit, die des Druckes, beginnt, und in früher Morgenstunde sind bereits 20,000 Exemplare in den Händen der News-Agents. (Lloyd.)

Notizen.

— Die Redaction des vom österreichischen Lloyd in Triest herausgegebenen Illustrirten Familienbuches hat abermals eine Preisausschreibung erlassen, und zwar diesmal für die zwei besten naturwissenschaftlichen Original-Aufsätze, welche von der strengen Form der Wissenschaft sich frei machend, Darstellungen aus der gesammten theoretischen und angewandten Naturwissenschaften mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen enthalten sollen und auf den Raum von höchstens anderthalb Druckbogen in Quart bemessen sind. Die drei Preisrichter sind: V. Kollar, Director des k. k. Naturalieneabinetes und Prof. Dr. L. Redtenbacher in Wien, und Professor E. A. Roßmäßler in Leipzig. Der Einsendungstermin der Manuscripte an eine der beiden Hauptagenturen des österreichischen Lloyd, in Wien oder in Leipzig, währt bis zum 30. April 1855, und die beiden Preise betragen, außer dem üblichen Honorar, resp. 25 und 15 Dukaten in Gold. Hinsichtlich der näheren Bestimmungen verweisen wir auf die ausführliche officielle Anzeige dieser Preisausschreibung, welche bei dem gegenwärtig allgemein verbreiteten Interesse für die Naturwissenschaften gewiß nicht verfehlen wird, bei dem schriftstellernden, wie bei dem lesenden Publikum einen gleich günstigen Eindruck zu machen.

— In Heidelberg starb Gottlieb Wilhelm Bischof, Professor der Botanik und Director des dortigen botanischen Gartens. Er war 1797 zu Dürkheim an der Haardt geboren; seine hauptsächlichsten Werke sind: „Die kryptogamischen Gewächse" (1828), „Unterricht in der medizinischen Botanik" (1831), „Lehrbuch der Botanik" (in 3 Bdn., 1834—39) und „Handbuch der botanischen Terminologie und Systemkunde" (1833—44). Auch nahm er in frühern Jahren an dem großen Pflanzenwerke Theil, welches der berühmte Reisende von Martius über Brasilien herausgab. — Aus Paris werden ebenfalls zwei bemerkenswerthe Todesfälle gemeldet: nämlich von Ancelot und Ladvocat. Ersterer war ein beliebter Vaudevillist; sein bekanntestes, auch in Deutschland vielgegebenes Stück ist der „Gnomin de Paris". Ladvocat war in der Periode von 1820—30 der berühmteste Buchhändler von Paris; die späterhin so beliebten Luxusausgaben wurden durch ihn zuerst in Frankreich eingeführt. Als infolge der Julirevolution und zum Theil auch seiner Verschwendung sein Geschäft in's Stocken gerieth, vereinigten sich die angesehensten der damaligen Pariser Schriftsteller zu seinen Gunsten, indem sie ihm das bekannte „Livre des Cent-et-un" zum Geschenk machten. Der Erfolg des Buchs war außerordentlich, aber doch nicht hinreichend, die verwickelten Verhältnisse des Verlegers in Ordnung zu bringen. In den letzten Jahren war er Geschäftsführer einer großen Pariser Modehandlung; er starb im Hospital.

— Am 22. v. M. ist der unter dem Namen Jeremias Gotthelf bekannte Schriftsteller Bitzius, Pfarrer zu Lützelflüh in Emmenthal gestorben. Er war 1797 in Murten geboren, genoß den ersten wissenschaftlichen Unter-

Digitized by Google

richt in Bern, ſtudirte dort, und ſpäter in Göttingen Theologie, und lebte ſeit 1832 in Lützelflüh als Pfarrer. Sein erſtes Werk „der Bauernſpiegel" erſchien 1840, und erregte im In- und Ausland großes Aufſehen.

— Das Denkmal für Oken, das in Jena errichtet werden ſoll, iſt vollendet, kann aber nicht aufgeſtellt werden, weil die Väter der Stadt ſich weigern, den dazu erforderlichen Platz herzugeben. Das Denkmal ſoll nun ſeine Stelle vor oder innerhalb des neuen Univerſitätsgebäudes erhalten, das man zu erbauen beabſichtigt; einſtweilen iſt es der Bibliothek zur Aufbewahrung übergeben worden.

— In Frankfurt bildet ſich eine „Actien-Geſellſchaft zur Förderung der Kunſt" mit einem Capitale von 30.000 Gulden. Die Geſellſchaft wird eine permanente Ausſtellung von Gemälden, Kupferſtichen und plaſtiſchen Werken veranſtalten, welche dem Fremden gegen den Preis von 30 kr. Eintritt, der zugleich den Preis eines Looſes einſchließt, geöffnet wird. Für 5 Gulden werden Jahresbillets abgegeben, welche zugleich Anrecht auf ein unter den Mitgliedern dieſer Claſſe beſonders zu verlaſſendes Kunſtwerk geben. Die Actionäre, die den Actienfonds erſchaffen, verzichten auf jeden anderen Nutzen über 4 Procent Zinſen.

— Unter den Eroberungen auf aſiatiſchem Gebiete, welche der engliſchen Herrſchaft in Indien am meiſten Ehre machen, gehört unſtreitig in erſter Reihe die Abſchaffung der Suttées oder Witwenverbrennung. Dieſe Maßregel, welche ſich an die Verwaltungsperiode des Lord William Bentink in Indien knüpft, iſt eine der wichtigſten, welche die Regierung der oſtindiſchen Compagnie getroffen hat, da ſie den Vorurtheilen und Gebräuchen ihrer indiſchen Unterthanen offen entgegentrat.

Das Geſetz, welches den Selbſtmord der Witwen verbietet und als Mitſchuldigen am Morde Jeden beſtraft, der durch Rath oder That zu dem Menſchenopfer beträgt, iſt vom vollſtändigſten Erfolge gekrönt worden. Wenn ja hie und da jetzt noch einzelne Witwenverbrennungen vorfallen, ſo ſind ſolche Fälle ſo äußerſt ſelten, daß man dieſen unmenſchlichen Brauch als aus den Sitten der Indier gänzlich ausgerottet betrachten kann. Noch vor wenigen Jahren aber war es anders, und die vielen Tempel, auf welche man an den Flußufern Indiens bei jedem Schritte ſtößt und die den Witwen geweiht wurden, welche auf dem Scheiterhaufen geſtorben ſind, geben eine richtige Idee von dem Dienſt, der durch die Präventiv-Maßregel des Lord Bentink den Indiern erzeigt worden iſt.

Im Jahre 1829 ſtand Oberſt Sleemann an der Spitze der Verwaltung des Diſtrictes von Jubbulpore; er erhielt von den Häuptern einer unter den Brahmas ſehr einflußreichen Familie eine Petition, in welcher die Bitte um die Erlaubniß zur Verbrennung der Witwe mit der Leiche eines erſt kürzlich geſtorbenen Verwandten geſtellt wurde; der Oberſt verweigerte dies auf ganz beſtimmte Weiſe und traf polizeiliche Maßregeln, um dieſes Menſchenopfer zu hindern. Die Leiche des Mannes wurde in Mitten Tauſender von Zuſehern, die das projectirte Suttée herbeigezogen hatte, an den Ufern des Nerbudda verbrannt.

Nachdem die Ceremonie vollzogen war und Alles ſich verlaufen hatte, blieb nur die Witwe, eine bejahrte Frau von 65 Jahren, mit ihren Verwandten zurück, von denen ſich Einige zu Oberſt Sleemann begaben und die Bitte um die Erlaubniß zur Verbrennung der Witwe erneuerten.

Seit 48 Stunden war der Gatte geſtorben und ſeine Witwe weigerte ſich, irgend eine Nahrung zu ſich zu nehmen, als ſie plötzlich ſich den rothen Turban aufſetzte und ihre Armbänder zerbrach; eine Ceremonie, die nach indiſchen Geſetzen den bürgerlichen Tod nach ſich zieht, das betreffende Individuum aus ſeiner Kaſte ausſchließt und zugleich den unerſchütterlichen Entſchluß der Witwe andeuten ſoll. Das Verbot der Suttées war damals noch nicht zum Geſetz erhoben und der Oberſt Sleemann, in der Ueberzeugung, daß ſich die alte Frau erhungern würde, wenn er ihren Bitten nicht nachgäbe, hielt ſich nicht für ermächtigt auf ſeinem Verbote zu beharren. Demnach wollte er noch einen Verſuch machen; er begab ſich perſönlich zu dem freiwilligen Opfer des allerthörichtſten Aberglaubens. Die Frau ſaß noch immer am Flußufer, das Haupt mit dem rothen Turban bedeckt, in jeder Hand eine Kakasnuß haltend, vor ihr ſtand ein mit Reis und Blumen gefüllter, kupferner Teller.

Der Oberſt verſchwendete fruchtlos alle Argumente, um ſie von ihrem Entſchluſſe abzubringen. „Mein Puls", antwortete ſie auf ſeine Vorſtellungen, „hat bereits ſeit langer Zeit zu ſchlagen aufgehört, meine Seele hat mich ſchon verlaſſen. Ich bin nur mehr ein Häufchen Erde, das ich mit der Aſche meines Mannes zu vereinigen wünſche. Das Feuer wird meinem Körper keinen Schmerz mehr verurſachen; wenn Sie daran zweifeln, ſo laſſen Sie ein Kohlenbecken bringen, und Sie werden ſehen, daß es meinen Arm verzehren wird, ohne daß ich einen Klagelaut ausſtoßen werde."

Der Oberſt verzweifelte an der Beſiegung eines ſo blinden Fanatismus, und gab die erbetene Erlaubniß, jedoch nur unter der Bedingung, daß ſich die Verwandten der Witwe ſchriftlich verpflichten ſollen, in ihrer Familie kein Suttée abzuhalten. Der Witwe wurde kaum dieſer Entſchluß des Oberſten mitgetheilt, als ſie durch Worte und Geberde die lebhafteſte Freude bezeigte; ohne Zeit zu verlieren, vollzog ſie die Ceremonie des dreimaligen Badens, während man in einer Entfernung von 150 Schritten den Scheiterhaufen anrichtete. Nach dem Bade verlangte ſie Betel, erhob ſich und ſchritt auf den Scheiterhaufen zu, an beiden Seiten von ihrem Sohne und Neffen unterſtützt. Das an die brennbaren Stoffe gelegte Feuer ſchlug zur hellen Flamme auf, und blendete ihre Augen, war aber nicht im Stande, der Heiterkeit in ihrem Antlitze und dem Stolze ihres Ganges Eintrag zu machen. Ein einziges Mal während der Annäherung an den brennenden Herd hielte ſie inne und murmelte: „Ach mein Gemal, warum haben ſie mich fünf Tage von dir fern gehalten?" Wenige Schritte vom Scheiterhaufen machte ſie ſich von ihren Begleitern los, und ging majeſtätiſch allein auf den Flammenherd zu. Vor demſelben blieb ſie ſtehen, warf die Blumen nebſt ihrem Arm- und Halsgehänge in die Flammen, murmelte ein kurzes Gebet, und ſtürzte ſich mit einer Kaltblütigkeit, die ſich keinen Augenblick verläugnete, in die Glut, die ſie verzehrte, ohne daß ſie ein Geſchrei oder eine Klage vernehmen ließ. In den letzten vier Tagen hatte ſie blos vom Betelkauen gelebt. (Moniteur.)

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Frd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 89. Klagenfurt, Dienstag, den 7. November. 1854.

Eine Nacht auf dem Dampfschiffe.

(Schluß.)

„Schwer liegt der Himmel in Madrid auf mir" hörte ich dann deklamiren, ich sah hin, es war ein junger Mann von nicht enträthselbaren Aeußern, wahrscheinlich ein Dichter, der den Don Carlos laut las. Dagegen ließ sich nichts einwenden, wohl aber gegen seine unselige Wuth, die ganze Schiffsgesellschaft zu seinem Auditorium zu machen. Er grüßte mich mit beleidigender Höflichkeit und both mir den andern Theil des Trauerspiels an.

Ich lese nie Trauerspiele.

Hier ist Lyrisches.

Danke.

Hier Novellen.

Ich machte blos eine abwehrende Handbewegung.

Hier ist Beides gemischt, nämlich ein Almanach.

Ich lese auch nicht Almanache.

So sind Sie ein Freund mehr ernster und wissenschaftlicher Lektüre. Auch damit kann ich dienen, und hier zog er Werke über Philosophie, Philologie, Geschichte, Alterthumskunde, Physik, Chemie und weiß Gott was noch Alles, eines nach dem andern, bald aus der rechten bald aus der linken Rocktasche, bis eine kleine Bibliothek, etwa Hundert Bände stark, vor uns stand.

Herr! entweder ich bin verrükt, oder Sie sind Peter Schlemihl, der auch einmal ein Perspektiv, ein gesatteltes Reitroß, eine Fahr-Kutsche und ich glaube gar ein Haus aus der Tasche zog.

Das erste ist möglich, was aber den Peter Schlemihl betrifft, so ist sein Verfasser Adalbert Chamisso bereits seit 21. August 1838 todt und liegt auf dem schönen Berliner Kirchhof begraben.

In dem Augenblick fing der Löwe vorausgesagtermaßen zu brüllen an. Es war ein hehrer, majestätischer Ton, der einer gewissen Art musikalischen Wohlklangs nicht entbehrte.

Gut gebrüllt, Löwe! bemerkte der Dichter.

Gut gelaufen, Thisbe! sagte der Menagerie-Inhaber indem er auf Giulietto deutete, die schnell ihren Platz verließ und der Kajütte zueilte.

Gut geschrien, Mond! antiphonirte der Dichter.

Mich umwebten plötzlich all die romantischen Schauer des Shakspear'schen Sommernachtstraumes und ich hätte hier stehen und die Pyramus und Thisbe trennende Wand darstellen mögen, wenn nicht das Weggehn Giuliettas mir auf die Seele gefallen wäre.

Giulietta! Giulietto! wo bist du, schrie ich, durch die so schnell wechselnden Scenen beinahe zum Wahnsinn gebracht.

Hier, mein geliebter Romano! sprach sie, wie aus dem Schiffboden emporschwebend, und augenblicklich verließen mich der Menagerie-Inhaber und der Dichter.

Wir fuhren weiter. Noch immer stand der Vollmond in der träumischen Klarheit seines Lichtes am Himmel, mir kam es vor, als würden wir von einem leichten Kahne mit der sanftesten Schnelligkeit dahin getragen. Das war kein Kampf der Räder mit den aufschäumenden Meereswogen, sondern ein lindes, von kosenden Lüften umspieltes Dahingleiten auf grünem sammtenen Boden.

Mein Glück in der Nähe Giuliettas hatte seinen Gipfelpunct erreicht, als mich der Dolch eines Blickes traf. Mir gegenüber stand eine ältliche, vornehme Dame und sah mich an. Sie glich einer gemeißelten Statue, aber der kalte und vornehme Blick sah wieder eben so strafend auf mich, wie damals, als er die Blumen meines Jugendparadieses versenkt hatte.

Giulietta! stammelte ich, vor Kälte schaudernd, deine Mutter ist da und will uns trennen.

Romano! sagte Giulietta mit einem unaussprechlich-süssen Augenaufschlag und dabei doch so unendlich traurig, wie eine Rose im Herbst, warum sprichst du von der Vergangenheit? Meine Mutter ist ja schon seit vier Jahren todt, und du selbst hast bei Gelegenheit ihres Todesfalls ein Gedicht geschrieben, das lautet:

„Da modert in Staub zerfallen
Ein Mensch, den ich oft betrübt,
Und den ich doch gerne vor allen,
Vor allen hätte geliebt.

Dräng' jetzt durch die erdigen Schollen
Zu dir meine Rede hinab,
Ich fragte dich wohl, ob dein Grollen
Du mitgenommen ins Grab.

Aber dort hinter dir steht sie so und sieht mir wieder mit jener Kälte ins Gesicht, wie sonst immer, wenn ich

Digitized by Google

zu deinen Füßen saß und in einem Liederbuche blätterte um dir das schönste daraus vorzulesen.

Ich muß deinen Blick entzaubern, entgegnete sie, und küßte mich auf das Auge. Mir entfuhr, als ich aufsah, ein Seufzer des Entzückens, die Gespenster der Nacht waren verschwunden, die Glorien der aufgehenden Sonne, ein weiter, brennendrother Glanz lag über das Meer ausgegossen.

Venedig, Venedig! rief es hinter, neben und vor mir. Die Markuskirche! Das Kampanile! Ich wußte nicht, wo ich hinsehen sollte, zudem war ich ganz schwindelig. Der Schiffkoch erschien und präsentirte schwarzen Kaffee mit Rhum.

Ehe wir in den Lanoungsplatz einliefen, umschwamm uns eine Menge schwarzer Gondeln, die sich anboten, uns auf die Sanità zu fahren. Emanuel J und ich stiegen in eine, und nach abgethanenem Geschäfte auf der Sanità nahmen wir unser Quartier in dem Hôtel a la Luna.

Nach einem Bade und zweistündiger Ruhe im Bette traten wir dann, geführt vom deutschen Cicerone Nicola Bulgari, unsere Wahlfahrt zu den Tempeln der Kunst an.

—.

Reisebriefe*).

Von Bernhard Cotta.

I. Von Wien nach Pesth.

Wien lag bald hinter uns, auch die Vorstadtgärten mit ihren vielen Ziehbrunnen und die letzten Ausläufer des Prater entschwanden schnell unsern Blicken. Ein kleiner Kanaldampfer führte uns auf der wiener Donau dem großen im Hauptarm des Flußes vor Anker liegenden zu; in zehn Minuten war die Ueberfiedlung beendet und wir schwammen auf dem mächtigen Hauptstrome hinab. Die Ufer sind flach, nur 10—20 Fuß hoch und bestehen aus horizontal angeschwemmten Schichten von blauem Thon, Kies und Lehm; so ist das ganze Marchfeld zusammengesetzt, dieser horizontale Boden des wiener Donanbeckens, auf dem schon mancher Tropfen Blut in heißer Schlacht vergossen wurde. Bei Hainburg, wo die nördöstlichen Ausläufer der Alpen den südwestlichen der Karpaten die Hand reichen, schließt sich das Becken, der inselreiche Strom sammelt seine Arme, um mit vereinter Kraft die Bergreihe zu durchbrechen, die ihn in grauer Vorzeit zum See aufgestaut hat. Die verfallene Veste Theben thront auf dem letzten schroffen, inselartigen Felsüberrest des gewaltigen Damms, so liegt Ruine auf Ruine; zuerst hat die Natur diese Schranke durchbrochen, die noch lange eine befestigte Staatengrenze blieb, dann hat auch die Geschichte sie überwunden und das Deutschthum breitet sich siegreich durch die geöffnete Pforte nach Osten aus. Hinter Preßburg folgt die Donau wieder ihrer alten Gewohnheit, sie spaltet sich in unzählige Arme, so daß es schwer wird, zwischen den vielen flachen Inseln noch einen Hauptfluß zu unterscheiden. Es beginnt hier die eigenthümliche Landschaft der großen und der kleinen Schütt. Bis Gran hinab wieder nur der ebene Ablagerungsboden eines uralten Landsees. Die einsamen Ufer sind mit niederm Wald oder mit Weideland bedeckt; hie und da erblickt man eine Herde der schlank und breit gehörnten Rinder der muntern braunen Pferde oder der borstigen Schweine, die alle für Ungarn so charakteristisch sind. Auf den Sandbänken des Flusses halten graue Reiher oder schwarze Enten Wacht, die sich beim Herannahen des Dampfers schwerfällig erheben, noch eine zeitlang den Wasserspiegel mit ihrem ungeschickten Flügelschlag berührend, während schlanke Möven geschäftig umherschwärmen. Aus den Büschen schaut ausnahmsweise ein niederes Hüttendach hervor, beinahe noch seltener begegnet man einem Lastschiffe oder einigen Fischerbooten, in denen kräftige Männergestalten durch ihre kurzen unterrockähnlichen weiten Leinwandbeinkleider und das darüberhängende, riemenumgürtete Hemd, das Ueberschreiten einer nationalen Abgrenzung erkennen lassen. Den sparsamen Anzug vollendet ein breitkrämpiger schwarzer Hut unter dem das braune Gesicht mit zierlichen Schnurbart hervorschaut. Daraus besteht jetzt das ganze Leben der großen östlichen Verkehrsader Europas, aber Oesterreichs Schwert wird hoffentlich bald den unnatürlichen Verband durchschneiden, in den ihre Mündung eingezwängt ist. Nur die vielen Schiffmühlen habe ich noch zu erwähnen vergessen, die längs der Ufer hin an allen stärker strömenden Stellen gruppenweise vertheilt sind; da sie numerirt sind, so wird ihre Zählung leicht; ich sah bei der Station Almas, etwas unter Komorn, Nr. 500. Die berühmte und noch unbesiegte Festung Komorn liegt so unscheinbar in dem Winkel, den die Waag mit der Donau bildet, daß man leicht vorüberfahren könnte ohne sie zu bemerken. Unterhalb Komorn werden die Ufer etwas belebter. Die kleinen Dörfer bestehen aus kleinen schilfgedeckten Hütten, ihre Erdwände sind weiß getüncht, aber der Rauch sucht sich gewöhnlich selbst seinen Ausweg, und ich vermuthe deshalb, daß es an den häuslichen Herden dieser Wohnungen nicht ganz so behaglich aussieht als an dem Ihrigen. Zwischen diesen Hütten liegen große Strohhaufen ungeordnet umher, auch einige Obstbäume scheinen angepflanzt zu sein.

Unser Dampfschiff ist nach und nach immer magyarischer bevölkert worden. Die bärtigen Männergestalten liegen im Hemd, im langen weißen Mantel, in der buntgestickten Cuba von weißem Tuch, oder trotz der heißen Augustsonne in die zottige Bunda gehüllt, nachlässig auf dem Verdeck umher. Minder national ist die Kleidung der Frauen, unter denen viele hübsche Formen sichtbar

*) Aus Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd."

Digitized by Google

ſind. Inſeln und Sandbänke hören jenſeit Komorn faſt ganz auf, die Ufer werden höher, ergelmäßiger und zeigen nicht mehr ſo viele Spuren ſteten Wechſels; die ausgewaſchenen Baumſtämme liegen nicht mehr Gerippen ähnlich auf den öden Sandbänken umher; auch die Reisbündel und eingerammten Bäume, zur Bezeichnung des Fahrwaſſers, ſind verſchwunden. Schon weit vor Gran dringen die Vorhügel des Bakonywaldes bis zum rechten Ufer vor, mit ihnen ändert ſich die Culturſcene; zuerſt ſieht man regelmäßigen Feldbau, dann auch Weingärten, die Dörfer werden anſehnlicher, die Häuſer wohnlicher, bis endlich die hohen ſäulengetragenen Kuppeln von Gran Alles überragen. Es wird kein Zufall ſein, auf Berghaus' ethnografiſcher Karte der öſterreichiſchen Monarchie hier die Farbe der deutſchen Nation zu finden. Dieſelbe Erſcheinung kehrt in dieſen Ländern überall ähnlich wieder.

Den Bakonywald durchſchneidet die Donau in mehreren ſtarken Windungen. Die maleriſchen Gehänge ſind mit Wald und einigen Weinbergen bedeckt, aus denen hie und da ein ſchrofferer Baſaltfels hervorragt. Dicht neben dem Fluſſe zieht hier auf der linken Seite die Eiſenbahn hin und durch ſie ſcheinen manche intereſſante Lagerungsverhältniſſe zwiſchen Baſalt, Phonolit und Tuffgeſteinen aufgeſchloſſen zu ſein. Auch hier einige Ruinen, am ſchönſten der Plintenberg.

Bei Waitzen öffnet ſich endlich das große ungariſche Hauptdonaubecken, über deſſen ebenen Pußtenboden Sie mich vielleicht ſpäter begleiten werden. Am rechten Ufer bleiben dagegen die ſchönen Vorberge des Bakonywaldes der Donau treu bis nach Oſten hinab oder vielmehr ſie bleibt ihnen treu, denn nur ſie hat die freie Wahl des Wegs gehabt. Da wachſen die Weine, die unter dem umfaſſenden Namen Ofner bekannt ſind. Erſt gegen 8 Uhr Abends langten wir zwiſchen Peſth und Ofen an. Vor uns lag die geziöſeſte aller Kettenbrücken, rechts das langgedehnte Ofen mit ſeinen hohen Befeſtigungen und dem Alles überragenden Schloß, links, ſchon im Abendnebel, das ſtolze Peſth. Dieſe Städtelage gehört zu den ſchönſten die ich kenne, beſonders wenn man von den hohen Schloßterraſſen herabblickt. Aber weder die Vegetation noch die Bauweiſe erinnern hier daran, daß man nicht mehr in Deutſchland iſt, höchſtens einige plumpe Frachtſchiffe tragen morgenländiſchen Charakter an ſich, ſonſt iſt nichts ſpecifiſch Südliches oder Morgenländiſches zu ſehen, auch das Leben der ſtädtiſchen Bevölkerung iſt ganz deutſch, nur das verkehrende Landvolk zeigt fremdartige Trachten, Stellungen und Verkehrsmittel. Jeder Gutgekleidete kann Ihnen auf Deutſch Rede ſtehen, man fühlt ſich überall wie daheim und kann hier ſtolz darauf werden, ein Deutſcher zu ſein, denn das herrſchende iſt hier in der fremden Hauptſtadt das deutſche Element.

II. Von Peſth nach Großwardein.

Wie lange werden wir fahren von Peſth über die Pußten nach Großwardein? — Wenn es gutes Wetter bleibt zwei Tage, wenn ein anhaltender Regen kommt acht, auch wol vierzehn Tage. Bis Szolnok brachte uns der Dampfwagen in wenigen Stunden. Dieſer bedeutende Theil der ungariſchen Steppen iſt bereits durch Dampfkraft überwunden; der Unterbau iſt fertig bis Großwardein, wenn erſt die Schienen darauf liegen, dann wird die ganze Reiſe ein Spiel ſein; die Eigenthümlichkeiten der Pußten wird man aber, an ihnen vorüberfliegend, kaum noch beobachten können. Der gewöhnliche Straßenbau durch dieſen Landſtrich gehörte beinahe zu den Unmöglichkeiten, da es auf der ganzen langen Strecke weit und breit nirgends einen feſten Stein gibt von der Größe einer Haſelnuß; nichts als Sand, Schlamm, Thon und Sumpf, die ruhigen Ablagerungsproducte eines großen Landſees, keine andere Erhöhung als einige alte Grabhügel (tumuli.) Die Wohlthat der erratiſchen Blöcke, aus denen man in den norddeutſchen Ebenen Straßen und Häuſer baut, fehlt hier ganz.

Sobald man in Szolnok den Bahnhof verlaſſen hat, befindet man ſich unter fremdartigen Erſcheinungen, das deutſche Wort findet nur ſelten eine Antwort. Ungarn im zottigen Pelz, in der buntgeſtickten weißen Cuba, mit in Säcke verwandelten, zugebundenen Aermeln, im weißen Hemd und ähnlich weiten kurzen Pantalon, in der nationalen Schnurenjacke und engem Beinkleid, im breitkrämpigen Hut oder hoher Pelzmütze; braune Zigeuner in langen Hemden oder mit dunklem Ueberwurf, lauter maleriſche, aber fremdartige Geſtalten umgeben uns. Szolnok prangt auf jeder Karte als Stadt, aber wer erkennt in dieſer Verſammlung elender Erdhäuſer eine ſolche! Auch der Gaſthof „Zum grünen Baum" macht davon keine Ausnahme; ein zweites Stockwerk ſucht man überall vergeblich, nur die Kirche ragt empor. Wir beſteigen den Wiener Eilwagen; es iſt ein langer Leiterwagen mit fünf eingehängten Sitzen und feſt überſpannter Lederdecke. Hinten daran noch ein ungeheures, mit einem Kettennetz überzogenes Koffermagazin. Dieſe lange Maſchine wird jetzt mit fünf oder ſechs Pferden beſpannt, da aber der Fuhrmann unzählige Schnallen, Riemen und Stricke erſt löſen, ordnen und wieder befeſtigen muß, ſo vergeht nach dem Einſitzen noch ziemlich eine Viertelſtunde. Endlich ſetzen wir uns in Bewegung, plötzlich mit großer Haſt, dann wieder wegen irgend eines Hemmniſſes mit äußerſter Langſamkeit. Welcher Mathematiker könnte die Bahngeſchwindigkeit und die Störungen dieſes Himmelskörpers im voraus berechnen oder aus den gegebenen Bahnelementen die Natur der Störungen ermitteln! Es kann ein Loch im Wege (wenn man die unbeſchränkte beſte Fahrbahn überhaupt ſo nennen darf), eine verſchobene Schnalle,

Digitized by Google

eine dichte Ochsenheerde oder auch nur eine Laune des Fuhrmanns gewesen sein.

Nach Ueberschreitung der Theiß und ihrer wenig erhöhten Ufer liegt die Pußta endlos vor uns, ganz in der Ferne sieht man schon den Thurm der nächsten Station Török St.-Miklos. So geht das fort bei schneller Fahrt zwei volle Tage lang, man sieht den Himmel über der völlig ebenen Steppe und in der Ferne den Thurm der Station. Sie werden fragen, was es von einer solchen Reise überhaupt zu erzählen geben kann? Und ich dagegen muß fürchten, noch gar Vieles übersehen zu haben oder wenigstens nicht die geeigneten Worte zu finden, um Ihnen das Fremdartige dieser einsömigen Landschaft klar vorzuführen. Ich werde mich dabei nicht an die chronologische oder geografische Reihenfolge der Beobachtungen binden, weil auf diese hier in der That nichts ankommt, sondern die Dinge besprechen, wie sie sich eben meiner Erinnerung aufdrängen.

Der Boden dieser Ebene ist größtentheils unergründlich fruchtbar, die Räder sinken bei nassem Wetter bis zur Achse ein. Nur gewisse Strecken sind mehr sandig und einige sumpfig. Letzteres meist nur in der Nähe der langsam dahinschleichenden Flüsse. Da aber ihre Betten immerhin etwas eingeschnitten sind, so erscheint Austrocknung durch Gräben oder geschickte Drainirung nicht unmöglich. Deutsche Betriebsamkeit würde das längst versucht haben. Der Anbau besteht vorherrschend nur in Mais (Kukurutz) und zunächst um die Orte in Gemüsegärten, Obstbäumen und Akazienpflanzungen. Erst in neuerer Zeit sind dazu einige Weingärten und kleine Waldanlagen gekommen. Der größere Theil der Oberfläche ist endlose freier Weideraum. Auf diesem treiben sich obdachlos die großen Heerden der Rinder, Pferde, Schweine und Schafe umher, alle von ungarischer, nationaler Race, wie hier Alles noch das Gepräge bestimmter Nationalität an sich trägt. Sie sind bewacht von berittenen Hirten und von vielen zottigen Hunden, die ein Mittelding zwischen Spitz und Wolf zu sein scheinen, gefährlich dem einsamen Fußwanderer, der sich sogleich niedersetzen muß, um ihre Angriffe zu neutralisiren, denn den stehenden Menschen greift kein Hund an. Fußwanderer sieht man hier freilich überhaupt fast gar nicht. Alles fährt oder reitet.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— Oft genug erreicht der Genius eine frühe Reife und einen frühen Tod. Raffael, Mozart, Schiller sind dazu die Belege; sie erfuhren nicht was man Alter nennt. Noch öfter jedoch war es dem Genie vergönnt, die volle Kraft- und Machtentfaltung im hohen Alter zu erleben. Die antike Welt liefert hierzu die meisten Belege. Für Harmonie an Leib und Seele, mithin für eine lange Gemeinschaft beider, für ein gesundes hohes Alter sorgte bei den Hellenen die Gymnastik, welche den Körper stark, die Seele frisch erhielt. Phidias vollendete als achtzigjähriger Greis seinem Jupiter von Olympia. Anakreon sang mit weißem Gelock, aber frische Blumen im Haar, seine Lieder, die von Lust und Liebe schäumten. Pindar machte im höchsten Alter ein Preisgedicht auf seinen Liebling und entschlief in dessen Armen. Sophokles las den Richtern zur Widerlegung der Anklage, er sei kindisch, und könne sein Hab und Gut nicht mehr verwalten, den neugeschaffenen Oedipus in Kolonos vor. Platon schrieb seine bedeutendsten Werke am Ziele eines erfahrungsreichen Lebens. — Auch in der Neuzeit kommen Beispiele eines gleich edlen Segens vor. Michel Angelo schuf als Greis das kühnste und größte seiner Werke, das jüngste Gericht in der Sixtina zu Rom. Tizian malte noch mit zitternder Hand, und starb 99 Jahre alt. Wie diesen Goethe anreihen, eine antike Natur in der Harmonie von Leib und Seele. Er erlebte seine innigste Liebe als Greis, er schuf 60 Jahre alt seine Wahlverwandtschaften.

— In London wurde der vierte von den Riesen-Cylindern gegossen, der das neue Dampfschiff-Ungeheuer der Eastern Steam Navigation Company in Bewegung setzen soll. Es sind dies die größten Dampfcylinder der Welt; jeder derselben wiegt, fertig gebohrt 62,720 Pfund und entspricht den Größenverhältnissen des Dampfers, für den sie bestimmt sind. Dieser Dampfer, dessen Länge 675 Fuß betragen wird (das größte engl. Linienschiff ist nicht über 272 Fuß lang), ist ganz aus Eisen gebaut und besteht aus mehreren, vollkommen von einander abschließbaren wasserdichten Abtheilungen. Der Bau dieses Schiffes verschlingt 30,000 Eisenplatten von $^3/_4$ bis 1 Zoll Dicke und einem Totalgewicht von 200,000 Centner, nebst 3 Millionen Nietnägeln zur Aneinanderfügung der Platten. Der Tiefgang im Wasser ist 30' berechnet und bis zu dieser Höhe bekömmt das Fahrzeug eine von einander getrennte innere und äußere Bekleidung, deren Abstände 3 Fuß betragen; durch diese Construction wird die Gefahr des Leckwerdens bei etwaigen Collisionen beträchtlich vermindert und statt des Ballastes kann dieser Zwischenraum beliebig mit Wasser bis zu 40,000 Ctn. gefüllt werden. Die eben gegossenen Cylinder dienen zur Bewegung der Schaufelräder, welche 60 Fuß im Durchmesser haben und von einer Maschine dirigirt werden, die 1000 Pferdekraft haben und durch 40 Oefen geheizt werden. Getrennt von diesem kolossalen Dampfapparate bekömmt das Schiff noch eine Schraube mit einer Maschine von 1500 Pferdekraft und 60 Oefen. Um diese zu speisen wird das Ungeheuer 240,000 Ctnr. Kohlen an Bord nehmen, genug um damit eine Reise um die Welt zu machen, wird großartige Räume für Frachtgüter und Cabinen für 600 Passagiere erster, für 2000 Passagiere zweiter und dritter Classe enthalten. Im kommenden Sommer soll es fertig sein.

— In den Vereinigten Staaten macht man jetzt Papier aus Immortellen, die in der Union und den Canadas in ungeheurer Menge wachsen. Die Zweige geben eine gröbere, die Blumen eine feinere Sorte von Schreibpapier, das stark sein, trefflich die Dinte annehmen und nicht durchschlagen, also alle wichtigen Eigenschaften des Schreibpapiers haben soll.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 90. Klagenfurt, Sonnabend, den 11. November. 1854.

Versuch
einer kurzgefaßten Geschichte des am 20. Juli 1854 aufgelösten Oberlandes- frühern Appellationsgerichtes zu Klagenfurt.

Von J. F. Z.

Bis Ende Juni 1782 ging der Appellationszug in Justizsachen aus sämmtlichen i. ö. Ländern *) an die kaiserliche Regierung in Graz; mit dem Hofdecrete vom 8. April 1782 aber hatte Kaiser Josef II. die Errichtung eines selbstständigen Appellationsgerichtes zu Klagenfurt nicht nur für die i. ö. Länder, sondern auch für Tirol und Vorarlberg, damals auch Oberösterreich genannt, verordnet, und am 1. Juli 1782 begann dieser neu errichtete Gerichtshof seine Amtswirksamkeit in den ihm zugewiesenen Localitäten der ständischen Burg. Das Amtspersonale bestand systemmäßig aus einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten, vierzehn Räthen, drei Secretären, drei Rathsprotokollisten, einem Registrator mit vier Registranten, einem Einreichungsprotokollisten und dessen Adjuncten, einem Expeditor mit zehn Kanzelisten, fünf Gerichtsdienern und einem Heitzer, im Ganzen also aus 46 Personen mit einem Besoldungsstande von jährlich 50.300 fl. Mit dem Hofdecrete vom 29. December 1785 wurde dieser Personalstand der sich häufenden Geschäfte wegen um zwei Räthe, und mit dem Hofdecrete vom 23. März 1787 wieder um einen Rath vermehrt; allein bald nach dem viel zu frühen Hinscheiden des unvergeßlichen Kaisers wurde durch das Hofdecret vom 20. August 1790 die Errichtung eines eigenen Appellationsgerichtes zu Innsbruck für Tirol und Vorarlberg anbefohlen, und am 1. Mai 1791 trat dasselbe, bestehend aus einem Präsidenten und sechs Räthen mit dem entsprechenden Hilfspersonale in Wirksamkeit, während das zu Klagenfurt nur mehr für Innerösterreich verbleibende Appellationsgericht auf einen Präsidenten mit zwölf Räthen reducirt wurde.

Der erste Appellationsgerichts-Präsident zu Klagenfurt war der Reichsgraf Carl Thomas v. Brenner, und der erste Vicepräsident der Reichsgraf Franz v. Enzenberg, welcher letztere im Jahre 1790 zum Präsidenten des neu errichteten o. ö. Appellationsgerichtes zu Innsbruck bestimmt, nach der am 17. Jänner 1791 erfolgten Jubilirung des Grafen v. Brenner zu dessen Nachfolger ernannt wurde, und am 14. Februar 1791 das Präsidium übernahm, welche eben so schwierige als hohe Stellung er — eine dreijährige Unterbrechung, während welcher er das Präsidium des Appellationsgerichtes zu Venedig führte, ausgenommen — bis zu seinem am 24. Juli 1821 erfolgtem Tode, besonders während der zweimaligen Invasion der Franzosen, auf eine so glänzende und erfolgreiche Weise behauptete, daß er sich dadurch in der Geschichte Kärntens ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat.

Am 22. September 1791 bezog das Appellationsgericht den ihm mit dem Hofdecrete vom 3. Mai desselben Jahres zum Amtslocale angewiesenen sogenannten Vietringerhof.

Als am 21. März 1797 Klagenfurt zum ersten Male von den Franzosen besetzt, und dadurch die Wirksamkeit des Appellationsgerichtes gehemmt wurde, löste sich das Gremium auf; allein schon mit dem Hofdecrete vom 9. Mai 1797 wurde nach dem Abschlusse der Friedenspräliminarien zu Leoben die Wiedervereinigung desselben, und die Fortsetzung der Amtsgeschäfte anbefahlen, worauf nach dem am 24. Mai 1797 erfolgten Abzuge des Feindes die Functionen des Gerichtshofes wieder ihren ungestörten Fortgang nahmen.

Mit dem Hofdecrete vom 23. März 1803 wurde Graf Enzenberg, wie schon früher erwähnt, zum Präsidenten des Appellationsgerichtes in Venedig, und an dessen Stelle Max Christof Graf v. Waldmannsdorf zum Präsidenten des Appellationsgerichtes in Klagenfurt ernannt, welcher jedoch schon am 22. August 1806 jubilirt, und wieder durch den Grafen Enzenberg ersetzt wurde.

Mit dem Hofdecrete vom 13. Juni 1806 wurde die bisher dem Triester Stadt- und Landrechte zugestandene zweite Instanz in Mercantilsachen dem i. ö. Appellationsgerichte übertragen.

Am 24. September 1807 erfreute Kaiser Franz Klagenfurt mit seiner Allerhöchsten Anwesenheit, und am folgenden Tage beehrte Hochderselbe das Appellationsgericht mit einem Besuche, sowie Abends die Soirée bei dem Grafen Enzenberg. Am 26. empfing der Kaiser alle Mitglieder des Appellationsgerichtes in feierlicher Audienz,

*) Steiermark, Kärnten, Krain, Görz und Gradisca, ein Theil von Istrien mit der Stadt Triest.

worauf dem Präsidenten und allen Räthen die hohe Ehre zu Theil wurde, zur kaiserlichen Tafel gezogen zu werden.

Durch das Hofdecret vom 30. December 1807 wurde das vom Königreiche Italien an Oesterreich abgetretene Gebiet von Monfalcone dem l. ö. Appellationsgerichte zugewiesen, wogegen der ganze am rechten Ufer des Isonzo gelegene Theil der Grafschaft Görz dem neuen Königreiche Italien einverleibt wurde.

Aus Anlaß der zweiten feindlichen Invasion der Franzosen im Jahre 1809 wurde in Klagenfurt eine Landesadministration gebildet, welcher über Ersuchen des vorsitzenden damaligen Kreishauptmannes v. Fradenegg mehrere Appellationsgerichtsbeamte beigegeben wurden. Nachdem am 19. Mai 1809 Abends die Franzosen in Klagenfurt eingerückt waren, wurde am 1. November die Administration in eine Landescommission verwandelt und der Vorsitz bei derselben dem Appellationsrathe v. Taicher anvertraut.

Durch den am 14. October 1809 zu Wien abgeschlossenen Frieden verkleinerte sich der Sprengel des l. ö. Appellationsgerichtes um ein Bedeutendes, indem die Grafschaft Görz, das Gebiet Monfalcone, die Stadt Triest mit Istrien, das Herzogthum Krain und der Villacherkreis Kärntens durch diesen Friedensschluß an Frankreich abgetreten wurden.

Nachdem am 11. Jänner 1810 die Franzosen von Klagenfurt abgezogen waren, wurde mit dem Hofdecrete vom 8. Juni 1810 der Personalstand des l. ö. Appellationsgerichtes auf einen Präsidenten, eilf Räthe, zwei Secretäre, drei Rathsprotokollisten, einen Registrator mit zwei Registranten, einen Einreichungsprotokollisten und einen Expeditor mit acht Kanzelisten festgesetzt und mit dem Hofdecrete vom 18. Mai 1811 wurde die Zahl der Räthe auf zehn reducirt.

In diesem Stande blieb das l. ö. Appellationsgericht bis zur Reoccupation der durch den Friedensschluß vom 14. October 1809 verlorenen Länder, nämlich bis zum Jahre 1814, wo durch das Hofdecret vom 24. September 1814 die Wirksamkeit desselben wieder über Görz, Triest, Krain und den Villacherkreis ausgedehnt wurde, nachdem ihm Istrien und der Fiumanerkreis bereits durch das Hofdecret vom 7. Juni 1814 einverleibt worden waren.

Der Personalstand wurde durch das Hofdecret vom 19. November 1814 nun wieder auf einen Präsidenten, einen Vicepräsidenten, zwanzig Räthe, vier Secretäre, vier Rathsprotokollisten, einen Registrator mit vier Registranten, einen Einreichungsprotokollisten mit zwei Adjuncten, einen Expeditor mit einem Adjuncten und vierzehn Kanzelisten, sechs Gerichtsbediente und einen Heitzer festgesetzt.

Vom 1. Jänner 1815 angefangen wurde der Sprengel des Appellationsgerichtes durch das Hofdecret vom 20. December 1814 auch über die mit Istrien vereinigten dalmatinischen Inseln Veglia, Cherso und Lußin ausgedehnt; allein schon im Jahre 1817 fand wieder eine Trennung statt, indem durch das Hofdecret vom 25. Juni 1817 für das ganze Gebiet des küstenländischen Guberniums und den Carlstädterkreis ein eigenes küstenländisches Appellationsgericht zu Fiume mit einem Präsidenten, zehn Räthen, vier Assessoren, zwei Secretären und zwei Rathsprotokollisten mit dem entsprechenden Kanzlei- und Dienerpersonale errichtet, und das l. ö. Appellationsgericht für Steiermark, Kärnten und Krain auf einen Präsidenten, zwölf Räthe, zwei Secretäre, drei Rathsprotokollisten, einen Registraturdirector mit drei Registranten, einen Einreichungsprotokolls-Director mit einem Adjuncten, einen Expeditsdirector mit acht Kanzelisten, drei Gerichtsbedienten und einen Heitzer reducirt wurde. Durch das Hofdecret vom 2. Jänner 1818 wurden dann noch ein dreizehnter, und zwei überzählige Räthe bewilligt.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebriefe.

Von Bernhard Cotta.

(Fortsetzung.)

Unter den Pflanzen des Weidelandes ist eine kleine strauchartige Distel besonders charakteristisch, sie bedeckt oft große Strecken fast allein, die Sümpfe sind mit Rohrdickichten bedeckt; der bezeichnendste Pußtenvogel ist ein gehaubter Kibitz; Krähen, wilde Enten, Störche und Schnepfen sind seltenere Erscheinungen.

Die Orte sind meist sehr groß und stadtartig zusammengebaut, wie in den meisten ebenen Gegenden, dafür liegen sie weit auseinander und zwischen ihnen nur zuweilen eine vereinzelte Weidestation oder eine Art von Wirthshaus, daneben ein Ziehbrunnen. Andere Brunnen gibt es überhaupt nicht, ihr Wasser ist schlecht und der Versuch, besseres durch Bohrlöcher aus tiefern Schichten hervorzulocken, ist, so viel ich weiß, noch nicht gemacht worden; sein Gelingen würde unendliche Vortheile bieten. Die stets nur einstöckigen Häuser stehen reihenweise geordnet, dazwischen breite, lange Gassen. An der Peripherie der Städte oder Dörfer liegen sie in Gemüsegärten, unter Obstbäumen und Akazien versteckt, näher der stets hochgethürmten und centralen Kirche stehen sie dichter beisammen, nur durch Gehöfte von einander getrennt, die von zierlichen Schilfzäunen umgeben sind. Form und Einrichtung der Häuser scheint überall ungefähr dieselbe zu sein, nur die Größe verschieden. Gewöhnlich ziehen vier niedere Erd- oder Luftziegelwände ein langes schmales Viereck ein, nach der Straße zu liegt das Wohn- und Schlafzimmer, dahinter die Hausflur mit dem Herd und dem Eingang nach der Hofseite. Hinter dieser der Stall

oder noch ein Wohnraum vor ihm. Das dicke, aber zierliche Schilfdach springt auf der Hofseite etwas vor und wird von Holz- oder Backsteinsäulen getragen; erstere gehören, wie alles Holzwerk in dem baumlosen Lande, schon zu den Luxusartikeln. Bei einigen Häusern liegt wohl auch die Thür hinter einer Art Säulenhalle in einer breiten Nische des Hauses. Neben der Thür Bänke, die Wände womöglich weiß getüncht Der Hof enthält noch einige leichte Ueberdachungen, Wagenschuppen, kleinere Ställe oder dergleichen Nebengebäude, den Ziehbrunnen und große Haufen von Maisstroh, die zugleich nebst dem Stallmist das Hauptbrennmaterial bilden. Etwas größer sind die Gasthäuser und an einem großen Säulendach für die Wagen kenntlich; bequeme Hotels darf man aber auf dem ganzen Wege zwischen Pesth und Großwardein nicht erwarten. Paprikahühner, Kulolschfleisch, Caffee und leichter Wein sind in den meisten leidlich zu haben, oft auch Wassermelonen und Sauerbrunnen statt des schlechten Ziehbrunnenwassers. Besonders auffallende Erscheinungen sind noch große Pferdemühlen, deren jeder Ort einige enthält; das runde spitze Schilfdach mit einseitigem Anhang läßt sie von weitem erkennen. Die unsichere Kraft des Windes wird in einem Lande verschmäht, wo die der Thiere noch so billig und überflüssig vorhanden ist. Es gibt Dörfer dieser Art, deren Hausnummer über 2000 steigt; begreiflicherweise nehmen sie einen sehr großen Flächenraum ein. Mich erinnerten diese aus Erde und Schilf zusammengesetzten Gehöfte stets an die Abbildungen der bessern Indianerdörfer in illustrirten Reisewerken und die eigenthümliche Erscheinung der nationalen Bewohner stört diese Illusion gar nicht.

Bei einem der einsamen Wirthshäuser stießen wir auf einen der vielen Militärtransporte, die jetzt ununterbrochen gegen Osten ziehen. Der Ziehbrunnen war seit einer Stunde in steter Thätigkeit und bereits ganz erschöpft, um die staubbedeckte Mannschaft und ihre Pferde zu erquicken; begierig stürzten sich die Leute des Nachbars auf den hervorsteigenden Eimer, so schlecht auch sein Inhalt, während die weiterziehenden Wagen, Kanonen und Truppen schon eine unübersehbare Reihe gegen die nächste Station hin bildeten. Hier war es auch, wo wir in der heißen Mittagsglut das überraschende Schauspiel einer Fata morgana genossen. Unser letzter Stationsort, die ihn umgebenden wenigen niedern Bäume, einzelne Strohhaufen, Alles erschien über den Horizont gerückt und dazwischen sahen wir die täuschende Nachahmung eines theils ruhigen, theils bewegten Wasserspiegels.

Am frühen Morgen des dritten Tags erreichten wir Großwardein; hier enden die Pußten, man sieht wieder Berge dicht vor sich. Die Stadt zeigt nicht mehr den fremdartigen Charakter der Pußtenorte, die Mehrzahl der Bewohner versteht wieder Deutsch, viele derselben sind Deutsche oder Juden.

Was für ein gesegneter, reicher Landstrich kann aus diesen Pußten werden, wenn die Bevölkerung derselben so entwickelungsfähig ist, wie es den Anschein hat; die Magyaren sind für den Fortschritt der Civilisation offenbar weit zugänglicher als die östlich angrenzenden Walachen. Die Vollendung der Eisenbahn wird hier Wunder thun, sie wird den Fortschritt beflügeln und nöthigenfalls erzwingen, denn, wenn es die Bewohner des Landes nicht selbst thun, so werden deutsche Ansiedler kommen und nach und nach von Station zu Station sich ausbreiten, sie werden Sümpfe austrocknen, Wälder von Akazien, Eichen und Maulbeeren anpflanzen, den Boden umpflügen, Wege bauen und durch Bohrlöcher nach besserm Wasser, auch wohl nach fossilem Brennmaterial suchen. Aus der Steppe kann dann ein Garten werden.

III. Von Großwardein nach Bistritz.

Kaum hatten wir die weitläufigen Vorstädte von Großwardein verlassen, so kamen uns auch schon Erscheinungen neuer Art zu Gesicht. Die walachische Bevölkerung beginnt hier die herrschende zu werden; die nobeln Gestalten der Magyaren verschwinden, wir begegnen zahlreichen Karren beladen mit Steinen, Bretern und den spanischen Alcorozas ähnlichen Wasserkrügen, bespannt mit Pferden, breitgehörnten Ochsen oder häßlichen schwarzen Büffeln; gelenkt von gebräunten Männern oder Frauen mit oft in Zöpfen geflochtenem Haar, schlecht cultivirtem, struppigem Bart, in schmutzigem, aber meist buntgesticktem Hemd, längerer und engerer Hose als die der Ungarn, an den Füßen Sandalen aus einem viereckigen Stück Leder bestehend, welches mit vielen dünnen Riemen unter den Fuß gebunden ist und zugleich eine Anzahl alte Lappen an Strumpfesstelle festhält. Die Häuser der zerstreuter gebauten Dörfer sind nur elende Hütten. Vier Erdwände mit ganz kleinen Fensterlöchern tragen ein hohes vierseitiges, aber etwas unregelmäßiges dickes Dach aus Schilf, Maisstroh oder auch wohl mit Reisig untermischt, für den Rauch ist irgendwo ein kleines Loch durch das-selbe gebohrt, und in seine Oberfläche hat das ablaufende Regenwasser auch wohl kleine Thalfurchen eingewaschen. Den unregelmäßigen Hofraum umgibt ein aus Reisig geflochtener Zaun, in ihm stehen einige dem Wohnhaus ganz ähnliche Stroh- und Düngerhaufen und ein oder zwei ebenfalls überdachte hüttenähnliche Körbe zu Aufbewahrung der Maiskolben. Hie und da sieht man einen auf großen Schlittenkufen stehenden Schweinestall, in welchem die vierbeinigen genäsleten Bewohner während der Winterszeit zur Stadt geführt werden. Manches Dorf dieser Art sieht von weitem nur wie eine Ansammlung von alten Stroh- und Düngerhaufen aus, besonders in der Mezőség, östlich von Klausenburg, wo auch jede Spur eines Obstbaums, so man kann sagen jedes Anzeichen menschlicher Civilisation den Dörfern fehlt. Der Mensch und sein Vieh sie leben hier noch in innigster

Digitized by Google

Gemeinschaft. Sie verstehen sich untereinander viel besser als wir sie oder sie uns verstehen. Pferde, Ochsen oder Büffel scheinen der einzige Stolz dieser Walachen zu sein; sie spannen so viel sie nur besitzen auch vor den leichtesten Wagen, und man sieht häufig Züge von sechs oder acht Ochsen, die nur durch das Wort gelenkt werden, jeder Zügel fehlt, der Fuhrmann sitzt auf seinem Karren und plaudert ununterbrochen mit seinen Thieren. Den Pferden folgen gewöhnlich einige Fohlen.

Gegen Abend erreichten wir den Kirai Hao (Königshügel), das war der erste Berg, mit dem wir seit Ofen in unmittelbare Berührung kamen. Er besteht aus grauem Kalkstein, dessen Schichten stark geneigt sind, aber bis zu einem Niveau von wenigstens 1200 Fuß über dem Meere ist er ganz mit Geschieben und andern Ablagerungen neuester Periode bedeckt. Mit frohem Gefühl verließen wir den unbequemen Wagen, um über den Berg hinweg und bis zur nächsten Station Feketele zu Fuß zu gehen; dort beginnt zugleich die Grenze von Siebenbürgen. In finsterer Nacht unter Donner und Blitz erreichten wir die elende Kneipe, in der nur schwierig ein Nachtessen zu erlangen war. Ich habe dann bis Großkapus geschlafen, wo es wieder vieler walachischer Flüche bedurfte, um ein Frühstück zu gewinnen. Gegen 10 Uhr Vormittags erreichten wir endlich Klausenburg und damit das Ende der Biacini'schen Eilwagenleiden. Kolosvar, Klausenburg oder Klasj (der Walachen) ist eine recht freundliche Stadt, jetzt war sie überfüllt mit Truppen und Kriegsmaterial, alle Preise auf's Doppelte oder Dreifache gestiegen, besonders in dem besten, aber doch schlechten Gasthofe des Herrn Biacini. Wir fuhren Nachmittag schon weiter nach der Herrschaft Berkenes in der Mezöseg. Ein kleines Gewitter überraschte uns, und obwohl es nur etwa eine Viertelstunde lang regnete, so waren doch davon die Wege schon so grundlos und schlüpfrig geworden, daß wir eine Viertelmeile vor dem Reiseziel unsern Zweispänner im Stiche lassen, vorausgehen und ihm vier Ochsen zur Hilfe schicken mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— Am 1. d. M. starb nach kurzem Krankenlager der Maler Hr. Mathias Ranftl im Alter von 50 Jahren. M. Ranftl hat sich durch seine künstlerische Wirksamkeit als Thier- und Genremaler eine geachtete Stellung unter den österreichischen Künstlern erworben.

— Die Statuen von Yorck und Gneisenau, die nach den Modellen von Rauch in Berlin errichtet werden sollen, sind jetzt im Guß vollendet und man ist bereits mit den Vorarbeiten zu ihrer Aufstellung beschäftigt; sie werden auf dem Opernplatz zunächst der Blücher-Statue zu stehen kommen. Noch ein anderes Denkmal preußischen Kriegsruhms ist kürzlich vollendet worden, nämlich eine aus Zink gegossene 12 Fuß hohe Victoria, die auf dem Schlachtfelde von Leuthen aufgestellt werden soll.

— Dem in Näfels im Canton St.-Gallen verstorbenen Schelling soll auf dem dortigen Kirchhof ein Denkmal auf Kosten des Cantons errichtet werden; ein anderes großartiges Denkmal soll der König Max von Baiern seinem dahingeschiedenen Lehrer zu errichten die Absicht haben. Auch Josef von Radowitz' Grab auf dem Kirchhofe zu Erfurt wird soeben durch ein Denkmal geschmückt, das der König von Preußen ihm errichten läßt.

— Vielleicht denken wenige Leser daran, wenn sie von Sebastopol und Balaklava lesen, daß diese Orte durch Sage und Poesie geweiht sind. Ganz in der Nähe von Balaklava, und zwar an der Stelle, wo heute das St. Georgskloster sich befindet, stand der Tempel der Diana, in welchem Iphigenia das Amt der Priesterin verwaltete. Dicht dabei springt die Küste weit in das Meer hinaus bis zu einer Spitze; diese ist das Cap Partbenon (das Vorgebirge der Jungfrau), und das Ganze ist durchaus und vollkommen die Bühne der „Iphigenia auf Tauris." Alles darin, selbst Kleinigkeiten, stimmt mit der Wirklichkeit überein. Hinter dem Vorgebirge sind die Felsen, bei denen Orestes und Pylades sich versteckten und von den Scythen entdeckt wurden. Da zum Meer hinab führt der Hain der Diana, eben so der Weg am Brunnen vorbei, den Iphigenia wandelte, um der Göttin Bild zu das Meer zu tragen. Hinten der Weg aus der Steppe, den Aekas und Thoas aus der Gegend von Baktschisarai kamen. Die Aehnlichkeit ist groß und die Gegenwart gleicht noch so sehr der fernen Vergangenheit, „daß ich", sagt ein Reisender, „in beständiger Spannung umherwanderte an den bewaldeten Abhängen und mich gar nicht gewundert haben würde, wenn die Jungfrau, die Priesterin, „die werthe, vielgeehrte", selber aus einem der Häuser hervorgetreten wäre. Ich trat dann hinaus in den Schatten der Bäume.

„Des alten, heiligen, dichtbelaubten Haines",

und mit Entzücken wandelte ich hinab an das Ufer, wo sie lange Tage stand.

„Das Land der Griechen mit der Seele suchend."

Der Franzose Dubois de Montperreux in der umfassenden Beschreibung seiner „Reise um den Kaukasus" glaubt hier die Stelle gefunden zu haben, welche Homer im 10. Gesange seiner Odyssee V. 87 f. schildert. Und in der That, wenn man, mit diesem Buche in der Hand, den Hafen von Balaklava besucht, möchte man auch fast meinen, daß der Sänger die Umgegend mit eigenen Augen erschaut habe. Es ist nämlich die Gegend, wo Odysseus in das Land und zwar zunächst in den Hafen der Lästrigonen kommt, welchen der große Dichter also schildert:

„Als zu dem trefflichen Port wir gelangten, welchem der Felsen
Ringsumher aufstarrend an jeglicher Seit' emporstrigt,
Aber die vorgestreckten Geklüfte sich gegen einander
Vornhin dreh'n an der Mündung; ein enggeschlossener Eingang:
Lenkten hinein sie alle die zwiefach rudernden Schiffe.
Sie nun lagen im Raum des umhügelten Portes befestigt,
Nahe gereiht, denn nie stieg eine Well' in den innern,
Weder groß noch klein. Rings schimmerte heitres Gewässer."

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierunvierzigster Jahrgang.)

№ 91. Klagenfurt, Dienstag, den 14. November. 1854.

Versuch

einer kurzgefaßten Geschichte des am 20. Juli 1854 aufgelösten Oberlandes- frühern Appellationsgerichtes zu Klagenfurt.

Von J. F. Z.

(Fortsetzung.)

Am 8. Mai 1821 feierte das Apellationsgericht zu Klagenfurt ein seltenes Fest, nämlich das dreifache Jubelfest des 50. Dienstjahres und der goldenen Hochzeit seines hochverehrten Präsidenten, des Grafen Enzenberg, so wie des 40. Jahres seit seiner Ernennung zum Vicepräsidenten des Gerichtshofes. Auf vier und siebzig ereignißschwere Lebensjahre blickte der Gefeierte an diesem Tage zurück, und wie nur selten im menschlichen Leben umglänzte den Scheitel des ehrwürdigen Greises das lieblichste Abendroth, ein freundlicher Vorbothe des ewigen Lichtes, in welchem er bald, ach! nur zu bald wandeln sollte. Es war ein Fest der ganzen Stadt! Schon am Vorabende brachten sämmtliche Dikasterien dem Gefeierten ihre Glückwünsche dar, und ein von dem damaligen Stadt- und Landrechts-Präsidenten Josef Camillo Freiherrn v. Schmidburg in der ständischen Burg unter Mitwirkung vieler Musikfreunde veranstaltetes Concert, bei welchem eine von der begabten Dichterin Antonia v. Nell verfaßte, vom Grafen Ferdinand Egger in Musik gesetzte Cantate abgesungen wurde, und mehreren wahlgelungenen um die Büste des Jubelgreises gereihte Tableau's des kommenden Tages Bedeutung versinnlichten, bereitete die Gemüther der zahlreichen Gesellschaft auf die tiefe Rührung vor, von welcher am Festtage selbst wohl jedes sich ergriffen fühlen mußte.

An diesem Tage Vormittag um 10 Uhr wurde der Jubelgreis unter Trompeten- und Pankenschall in die Domkirche geleitet, wo das k. k. Militär Spalier machte. Dem vom hochwürdigen Dompropste Jacob Paullisch celebrirten Hochamte, bei welchem wieder alle Musikfreunde der Stadt am Chore mitwirkten, und eine passende Festhymne gesungen wurde, wohnten nebst Sr. hochfürstlichen Eminenz dem gleich dem Grafen Enzenberg unvergeßlichen Kardinale Salm und der gesammten Geistlichkeit alle Civil- und Militärbehörden, und viele Bewohner der Stadt bei. Nach dem Hochamte fanden sich wieder alle Behörden und hohen Herrschaften in der Wohnung des Jubelgreises ein, und eine vom damaligen Appellationsrathe Freiherrn v. Sterneck im Namen des Gremiums gehaltene treffliche Rede lockte so wie die liebevolle Erwiderung des tief ergriffenen Präsidenten Thränen der Rührung in Aller Augen.

Um 1 Uhr gaben die Herren Appellationsräthe im großen Wappensaale des Landhauses, wo unmittelbar neben der Büste des Kaisers das neugemalte Wappenschild des Gefeierten prangte, eine Tafel von 70 Gedecken, und Kanonenschüße trugen den Nachhall der vielen sinnigen Toaste durch das ganze Thal von Klagenfurt.

Am Abende beschloß dieses schöne Fest eine glänzende Beleuchtung des Viertingerhofes, wo neben den wahlgetroffenen Bildnissen des geliebten Präsidenten und seiner treuen Lebensgefährtin transparente Inschriften die wichtigsten Momente seines thatenreichen Lebens in's Gedächtniß riefen. Und wie allgemein die freudige Theilnahme an diesem Feste war, davon lieferte den rührendsten Beweis, daß ohne alle Verabredung plötzlich die Fenster der ganzen Stadt sich erhellten, und die Beleuchtung samt eine allgemeine wurde.

So wie Klagenfurt übergaben auch die Nachbarstädte Graz und Laibach durch eigene Deputationen dem Jubelgreise die Diplome als Ehrenbürger, und die Bürgerschaft von Klagenfurt errichtete zum Andenken an diesen Tag, und an die vielen Verdienste, welche der Gefeierte besonders während der zwei feindlichen Invasionen nicht nur um Klagenfurt, sondern um ganz Kärnten sich erworben, eine beträchtliche Stiftung für verarmte Bürger, deren Präsentationsrecht anzunehmen der edle Graf gebeten wurde.

Se. Majestät der Kaiser selbst, die seltenen Verdienste seines vieljährigen treuen Dieners ehrend, hatte zu diesem Feste in der Person des Gesandten und bevollmächtigten Ministers am k. würtembergischen Hofe des Herrn Georg Grafen v. Thurn-Valsaßina einen eigenen Hofcammissär abzuordnen geruht, welcher jedoch erst dem schönen Familienfeste, welches der Jubelgreis am 16. Juli desselben Jahres auf seiner Herrschaft Singen in Schwaben im Kreise seiner Kinder und Enkel feierte, beiwohnte, und dasselbe mit einer würdevollen, die hohen Verdienste des Grafen einerseits, und die demselben hiefür zu Theil gewordenen Beweise der allerhöchsten Huld anderseits schil-

Digitized by Google

dernden Anrede eröffnete, worauf er dem Gefeierten ein kaiſerliches Handſchreiben mit den Inſignien des Großkreuzes des Leopoldordens überreichte. Von einer vorhergegangenen langwierigen Krankheit noch zu ſehr entkräftet, konnte der edle Graf dieſer Feierlichkeit nur im Bette liegend beiwohnen, und vermochte nur in wenigen, aber geiſtvollen Worten ſeinen tiefgefühlten Dank für die ſeltene Huld ſeines kaiſerlichen Herrn an den Tag zu legen. Tiefe innige Rührung hatte in dieſem Momente alle Anweſenden ergriffen — es war leider der letzte Strahl der Sonne am Abende eines ſchönen thatenreichen Lebens; denn ſchon am 24. desſelben Monats entſchlief der Graf im Kreiſe ſeiner Familie, ohne die Stadt wieder zu ſehen, deren Mitbürger er durch einen vierzigjährigen Aufenthalt geworden war. Die tiefſte Trauer über dieſen eben ſo ſchweren als unvermutheten Verluſt gab ſich allenthalben in allen Claſſen der Bevölkerung kund, und der Name „Enzenberg“ wird in Klagenfurt fortleben, ſo lange ein Stein der Stadt auf dem andern ſteht.

Wir haben dieſe Epiſode etwas weiter ausgeführt, als die Aufſchrift dieſer Geſchichte zu geſtatten ſcheint, allein der Gegenſtand rieß uns unwiderſtehlich hin, und ſo viel iſt gewiß, daß das beſchriebene Jubelfeſt der Glanzpunct des leider vielleicht für immer aus unſern Mauern geſchiedenen Appellationsgerichtes geweſen iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſebriefe.

Von Bernhard Cotta.

(Fortſetzung.)

Die ganze Mezöſeg beſteht aus teritären Ablagerungen von Mergel und Sand. Unregelmäßige Thäler ſind 3 — 400 Fuß tief in das Plateauland eingeſchnitten. Die ſanften Abhänge und die ebenen Böden der Thäler ſind ungemein fruchtbar, die ſteilern Höhen dagegen äußerſt ſteril, weil entwaldet. Der letztere Umſtand hat zugleich einen ſehr ungünſtigen Einfluß auf die Quellenbildung. Nach einem Raſttag bei dem Bruder meiner beiden Reiſebegleiter war unſer nächſtes Nachtquartier Dees. Das iſt wieder eine ganz ungariſche Stadt zwiſchen walachiſcher Bevölkerung. Hier vereinigt ſich die kleine Szamos mit der großen; die Verbindung dieſer breiten Thäler bildet eine beckenförmige Depreſſion, in ſie hinein aber ragt eine breite erhöhte Bergzunge, welche das ganze Becken beherrſcht und ſich vortrefflich zur Befeſtigung eignen würde. Der ganze Norden Siebenbürgens wäre dadurch gedeckt.

Es iſt auffallend, wie nicht nur in Ungarn, ſondern auch in Siebenbürgen die Magyaren vorzugsweiſe die Niederungen bewohnen, in den bergigen Gegenden herrſchen die Walachen und Szekler. Sachſen und Armenier nehmen nur einige Diſtricte ein, Juden und Zigeuner treiben ſich überall umher. Wir kamen vor Dees bei der ganz armeniſchen Stadt Szamos vorüber, ihre Bewohner haben aber auf eigene Koſten die Straße außerhalb der Stadt vorbei gebaut, um ſich möglichſt gegen Fremde abzuſchließen und namentlich auch Einquartirungen zu vermeiden. Letzteres läßt ſich freilich nicht durchführen und ſchon jetzt wird dieſes Vorrecht nicht mehr beachtet.

Die Miſchung und Sonderung der verſchiedenen Bevölkerungselemente iſt in Siebenbürgen eine ganz eigenthümliche, wenn auch noch nicht in dem Grade verwickelt als in der angrenzenden Bukawina. Der romaniſche Völkerſtamm der Walachen, die in Sprache und Sitte noch manche Spuren ihrer Stammväter, der alten Römer erkennen laſſen, ſcheint dem Fortſchritt der Civiliſation am wenigſten zugänglich. Sie wohnen faſt ausſchließlich in elenden Hüttendörfern; es gibt in der ganzen öſterreichiſchen Monarchie nur eine einzige walachiſche Stadt, das iſt Blasz (Balasfalva), und von den mehr als zwei Millionen walachiſcher Romanen hat ſich kaum ein Einziger zu einer hohen Stellung oder zu beſonderem Anſehen emporgeſchwungen. Die Magyaren haben dagegen von je her viele bedeutende Männer geliefert und ihre Geſammtheit war ſtets ein heldenmüthiges Volk.

Die Sachſen Siebenbürgens, aus Niederſachſen abſtammend, gelten allgemein, langſam in Sprache und Geſinnung, für mißtrauiſch und kleinlich egoiſtiſch, als Bauern ſind ſie aber doch viel mehr werth als die Walachen. Die Juden ſind hier wie überall das handelnde und wandelnde Volk, man hält ſie für eine unvermeidliche Landplage, doch gibt es in Siebenbürgen auch ein paar Judendörfer, z. B. Iklad bei Klauſenburg, in denen allerdings Branntweinbrennerei ihre Hauptbeſchäftigung ſein ſoll. Die Zigeuner leben meiſt noch nomadiſch in Zelten, zu Biſtritz findet man ſie aber neben Walachen in einer Vorſtadt feſt angeſiedelt, Muſikmachen und Schmieden ſind ihre officiellen Haupterwerbsquellen, nebenbei treiben ſie Pferdehandel und Diebſtahl. Man zeigte mir zu Biſtritz eine ihrer ſchönſten, jetzt aber verblühten Töchter, die ſich den Beinamen Preciosa erworben hat.

Die ungleichen Sprachen der Bevölkerung haben auch drei bis vierfache Benennungen der Orte veranlaßt, ſo heißt z. B. Klauſenburg, ungariſch Kolosvar, walachiſch Kluſch; Biſtritz, ungariſch Baſterze, walachiſch Biſtriza und ſächſiſch, d. h. plattdeutſch, Neſen; Hermannſtadt ungariſch Szeben, walachiſch Sibi und ſächſiſch Selben; Kronſtadt ungariſch Brascho, walachiſch Braſſen und ſächſiſch Krun. Die gemeinen Leute kennen oft nur den Namen ihrer Sprache.

Kurz vor Biſtritz kamen wir durch zwei Sachſendörfer, der Anbau iſt ſogleich ein viel ſorgfältigerer und mannigfaltigerer; ſtatt der elenden Erdhütten ſieht man große nette Häuſer regelmäßig in Reihen geordnet, wie das für plötzlich entſtandene Colonien ſo charakteriſtiſch iſt. Die innere Einrichtung ſcheint bei allen ähnlich zu ſein. Der

Digitized by Google

Giebel ist gegen die Straße gekehrt, von ihr aus tritt man unmittelbar in das saubere Wohnzimmer mit großem Kachelofen. An den Wänden sind bunte Teller und andere Geschirre auf Leisten aufgestellt, auf einigen Stangen hängt eine möglichst große Zahl bunt gestickter serviettenähnlicher Tücher, die wesentlich nur zur Verzierung dienen, höchstens wenn Gäste kommen benutzt werden. Hinter der Wohnstube folgt zunächst die Küche, dann Ställe und Scheuern, Alles unter einem langen Dach, ähnlich wie noch jetzt in vielen Gegenden Westfalens, aber jeder Raum durch eine Scheidewand abgetrennt.

Auch Bistritz erinnert durch seine Bauart ungemein an viele norddeutsche Städte, besonders die Ringmauern, die Thürme und die Thore mit ihren Zwingern. Wir fanden es voll militärischen Lebens, da der Erzherzog Albrecht hier sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

So sonderbare Mischung der Volksstämme, wie sie in Siebenbürgen der Zufall der Ereignisse zusammengehäuft hat, ist schwerlich eine Wohlthat für das Land. Deutscher Einwanderung könnte es unter den jetzigen politischen Verhältnissen nach und nach gelingen, die Oberherrschaft zu gewinnen; die alten Sachsen sind dazu ungeeignet, es fehlt ihnen an Unternehmungsgeist.

Aber wenn der gewaltige Auswanderungsstrom, der etwas unvorsichtig nur über den westlichen Ocean gerichtet ist, einen Arm in diese östlichen Provinzen senden wollte, so könnte Oesterreichs wie Deutschlands Macht dadurch nur gewinnen.

IV. Ein Ritt in den Urwald.

Sie haben mich bis an die Grenzen der Bukowina*) begleitet, folgen Sie mir nun auch auf einem der Ausflüge in die Urwälder des Landes. An einem warmen Septembertage brachen wir von Jakobeni auf, um die dicht bewaldeten Gebirge an der Südgrenze der Herrschaft Kimpolung gegen Siebenbürgen zu durchstreifen. Als wir aus dem engen Thale der goldenen Bistritz in das weitere der Dorna einfuhren, sahen wir an den nahen Bergen der Moldau schon dunkle Wetterwolken angehäuft, und ehe wir Bojana Stampi erreichten, wohin die Reitpferde vorausgeschickt waren, fing es tüchtig an zu blitzen und zu donnern. Der Ausflug war aber einmal beschlossen und wurde umsoweniger aufgegeben, als am nächsten Morgen das Wetter sich wieder günstiger zu gestalten schien. Meine Begleiter waren: ein etwas staeker, aber kräftiger alter Herr, zwei jugendliche Söhne des Besitzers von Jakobeni, ein Oberförster und noch vier mit Schießgewehren und Beilen bewaffnete kräftige Männer in braunen Sumans, die zu unserer Bequemlichkeit und auch zum Schutz dienen sollten, da in den vorliegenden Bergen Siebenbürgens nicht nur Wölfe und Bären, sondern auch Räuber hausen sollen, welche Letztern sich schon seit einem halben Jahre allen Nachforschungen der Gensd'armerie und der Grenzwache zu entziehen gewußt haben; nur drei davon hat man erst kürzlich gefangen und in Moroschena aufgehängt.

Gegen unsere Gewohnheit saßen wir Punkt 6 Uhr schon Alle im Sattel und auch das Packpferd war mit den nöthigen Nahrungsstoffen beladen. Wir kamen nur noch bei zwei einzelnen walachischen Hütten vorüber und befanden uns dann bald ohne Weg im Flußbette der Dorna, mitten zwischen echten Urwäldern. Der Fluß hat bei einem Wolkenbruch im Jahre 1851 unglaubliche Verwüstungen angerichtet. Seine Ufer bestehen in beinahe ununterbrochener Reihe aus bunt zusammengehäuften Holzstößen, die durch 70—80 Fuß lange Baumstämme und ihre Fragmente gebildet werden, und theilweise eine massive Höhe von 30 Fuß erreichen, während einzelne aufgerichtete Stämme diese um das Doppelte überragen. Solche natürliche Barrikaden beschränken den Reitweg größtentheils auf das eigentliche Flußbett, nur an einzelnen Stellen sind sie unterbrochen oder durchbrochen, indem die Wassermassen sich zeitweise einen neuen Weg durch den auf dem linken Ufer ziemlich ebenen Wald gebahnt haben. Aber auch da wieder sind ähnliche Uferbarrikaden gebildet, die ein verlassenes Flußbett von 50 — 100 Fuß Breite einhegen. Das alte und echte Flußbett liegt schon im untern Theile seines Laufes, wo sein rechtes Ufer aus flachgeneigten Schichten von Sandstein, Schieferthon und Kalkstein besteht, ganz voll abgerundeter Steine der verschiedensten Art, aber diese Steine nehmen gegen oben, wo jene Schichten von unzähligen basaltischen und trachytischen Gängen durchsetzt sind, an Größe, Dichtigkeit und Unform mehr und mehr zu, so daß es zuletzt nur noch aus Felsblöcken gebildet wird, zwischen denen sich vielfach im Bett selbst mächtige Baumstämme festgesetzt haben. Da das Wasser jetzt klein war, so blieb uns gewöhnlich noch Platz genug, um daneben zu reiten, aber die wechselnde Laune, mit der es sein Sommerbett gewählt hat, nöthigte uns wohl fünfzig Mal, seine Fluthen zu durchschneiden. Auf minder sichern Pferden, als die kleinen sind, die man hier im Gebirge zu reiten pflegt, würde das Fortkommen unmöglich sein. Diese aber wissen überall sich selbst zu helfen, mit unglaublicher Gewandtheit winden sie sich zwischen Felsmassen, Steinen und Baumstämmen hindurch oder überklettern dieselben. Auf dem zehnstündigen Ritte ist nur ein einziges Mal Einer von uns mit dem Pferde gestürzt, zwar anscheinend gefährlich, im Erfolg aber glücklich. (Schluß folgt.)

*) Die Bukowina ist der südöstliche Theil Gallziens und wird von 300,000 Einwohnern, vorzugsweise Moldauern, bewohnt. Professor Cotta bereiste diesen Theil Oesterreichs vorzugsweise im Interesse der für den Bergbau außerordentlich ergiebigen Gebirgsbeschaffenheit des Landes die bisher noch nicht hinlänglich gewürdigt ist.

Bericht
über das naturhistorische Landes-Museum von Kärnten.

Die naturwissenschaftlichen Sammlungen.

Seit der Zeit der letzten Berichterstattung hat das Museum eine so bedeutende Vermehrung seiner Sammlungen erhalten, daß größere neue Aufstellungen theils schon gemacht werden konnten, theils eben im Zuge sind. Es war in dieser Zeit die höchst erfreuliche Erfahrung zu machen, daß das öffentliche Interesse für das Institut nie abgenommen, vielmehr fortwährend zugenommen hat. Seit der kurzen Zeit seines Bestehens haben sich die Sammlungen geradezu verdreifacht, und die schöne Hoffnung steht offen, daß sie bei gleicher Andauer der Freundschaft und Unterstützung jedes Naturfreundes im Lande rasch jene Vollständigkeit erreichen werden, in der sie geeignet sind, das Studium der für Kärnten wichtigsten Zweige der Naturwissenschaft recht wirksam zu unterstützen, und auf den Laien einen wahrhaft anregenden und belehrenden Einfluß zu nehmen. Der Ausschuß des Museums, dem die ehrenvolle Aufgabe wurde, bei Anlegung der Sammlungen dieses Ziel stets im Auge zu behalten, fühlt es, welche wesentliche Erleichterung ihm in der Erfüllung dieser Aufgabe durch die von so vielen Seiten bereitwilligst gewährte Unterstützung wurde. Er kommt einer angenehmen Pflicht nach, indem er die zu diesem Zwecke gewordenen Schenkungen und die Namen ihrer Widmer veröffentlicht, den Dank des Museums darbringt und an sie und alle Freunde der Naturkunde im Lande die Bitte richtet, auch fernerhin in unveränderter Freundschaft zu dem Museum zu stehen.

Verzeichniß der Schenkungen.

I. Für das zoologische Cabinet.

a) Sammlung der Säugethiere.

Ein ausgezeichnetes Exemplar eines Kohlfuchses von Hrn. Baron v. Longo; ein schönes Exemplar eines gewöhnlichen Fuchses und eine seltene Varietät eines Eichhörnchens von Hrn. Baron Paul Herbert; ein Concrement aus dem Magen einer Gemse, s. g. Gemskugel, von Hrn. G. Lindner, gräflich v. Dietrichstein'scher Förster zu Waldisch; ein Edelmarder (Mustela Martes) von einem Jäger aus Reichenau.

Die durch das historische Interesse des Thieres werthvollste Widmung wurde dem Museum vom hochlöblichen k. k. Commando des vaterländischen Regimentes zu Theil, das seinen berühmt gewordenen Regimentshund „Prohaska" sammt Biographie desselben einsendete, zu welchem in der Folge Hr. Oberstwachtmeister Hoyer die lithografische Abbildung sammt Beschreibung widmete.

b) Die ornithologische Sammlung.

Eine sehr ansehnliche Bereicherung erhielt diese theils mit ganz neuen darin bisher nicht vertretenen Vögelarten, theils mit Varietäten und sehr schön erhaltenen Exemplaren der bereits vertretenen Arten. Unter diesen Schenkungen müssen besonders hervorgehoben werden:

Ein ausgezeichnetes Exemplar eines Seeadlers (Haliaëtos albicilla) von Hrn. Taute in Prevali eingesendet. Er ist unweit der Lieschakirche bei Prevali von dem gewerkschaftlichen Förster Hrn. Jacob Pernikarz erlegt worden. Eine sehr seltene Art des Raubfußadlers (Aquila nnevio) von Hrn. Messiner, Handelsmann in Bleiburg, eingesendet. Er ward am 4. November v. J. in der Gegend von Bleiburg von Hrn A. Messiner erlegt. Ein sehr schönes Exemplar eines Steinadlers (Aquila chrysaëtos) im Wald der Gemeinde Leywald im Lavantthale durch den Förster Hrn. Anton Painsi im Juli d. J. geschossen, und von der Frau Gräfin Henkel-Donnersmark dem Museum gewidmet. Ein weißer Storch (Ciconia alba) im schönsten Prachtkleide von Hrn. Mayer, Gutsbesitzer in Wozalu. Ein schönes Exemplar des hier seltenen Kranichs (Grus cineren) von Hrn. Baron v. Dickmann. Ein makelloses Exemplar des sehr seltenen Seidenreihers (Ardea garzetta) von Hrn. Kaufmann Ledl. Zwei Höckerschwäne (Cygnus olor) von Hrn. Franz v. Moro. Ein Eissectaucher (Eudytes glacialis) und ein Cormoran (Pelicanus Carbo) von Hrn. Baron Longo. Ein Eissectaucher von Hrn. Anton Ritter v. Gallenstein

(Fortsetzung folgt)

Notiz.

— Die kaiserl. brasilianische Gesandtschaft am kaiserlichen Hofe in Wien nimmt von den in Deutschland befindlichen Künstlern Zeichnungen und Modelle behufs der Ausführung eines Monuments entgegen, dessen Errichtung in Rio de Janeiro zur Erinnerung an weiland Se. Majestät den Kaiser Dom Pedro I. nach folgendem Programm stattfinden soll:

1. Der Kaiser soll zu Pferde in dem Momente dargestellt werden, in welchem er die Unabhängigkeit Brasiliens proklamirt.

2. Das Piedestal soll mit Basreliefs verziert sein. (Brasilianische Allegorien.)

3. Die in diesem Sinne im Kleinen entworfenen Zeichnungen oder Modelle müssen der erwähnten Gesandtschaft in Wien bis 1. Februar 1855 übergeben sein.

4. Diesen Zeichnungen und Modellen muß unter Couvert die Angabe des Namens und des Zeichens oder Monogrammes beigefügt sein, dessen sich der Künstler bei seiner Zeichnung oder seinem Modell bedient.

5. Für jede von den drei besten im Kleinen oder im Relief ausgeführten Zeichnungen oder Modellen wird, abgesehen von dem besondern Preise, den die Commission zu Rio de Janeiro dem von ihr gewählten Modell (oder Zeichnung) zuerkennt, eine Prämie von 1000 — 1200 fl. bewilligt.

Jene Zeichnungen oder Modelle, für die keine Prämie zuerkannt wird, werden ihren Einsendern zurückgestellt.

Die kaiserl. Gesandtschaft wird den Künstlern ferner jede zu dem erwähnten Behufe dienende Auskunft geben und auch eine Zeichnung des Platzes vorlegen, auf welchem die Reiterstatue aufgestellt werden soll.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 92. Klagenfurt, Sonnabend, den 18. November. 1854.

Versuch

einer kurzgefaßten Geschichte des am 20. Juli 1854 aufgelösten Oberlandes- frühern Appellationsgerichtes zu Klagenfurt.

Von J. F. Z.

(Fortsetzung.)

Wir kehren nun wieder zur Hauptgeschichte zurück, und kommen darauf zu sprechen, daß die im Jahre 1817 getrennten Appellationsgerichte in dem angegebenen Stande nur bis zum letzten August 1822 verblieben; denn am 1. September desselben Jahres begann die Wirksamkeit des in Folge Hof-Decrets vom 22. Juli 1822 wieder vereinigten l. ö. küstenl. Appellations-Gerichtes, welches nun unverändert bis incl. 23. April 1850 bestand, mit der Modification jedoch, daß von dem Sprengel des aufgelösten küstenl. Appellations-Gerichtes zu Fiume der Karlstädterkreis und das ungarische Küstenland mit Ungarn vereiniget wurden.

In Folge der durch die Ereignisse des Jahres 1848 im ganzen Kaiserreiche in das Leben gerufenen allgemeinen Justizreform wurde das l. ö. küstenl. Appellations-Gericht in drei Oberlandes-Gerichte getheilt, und in Klagenfurt blieb nur jenes für Kärnten und Krain, während in Gratz eines für Steiermark, und in Triest eines für das deutsche Küstenland und die Grafschaft Görz errichtet wurde.

Am 24. April 1850 wurde das kärnt.-krain. Oberlandes-Gericht durch den damaligen Herrn Justiz-Minister Ritter v. Schmerling in eigener Person installirt. Diese Feierlichkeit war eine in jeder Beziehung sehr bedeutungsvolle, unvergeßlich für Jeden, der daran theilzunehmen so glücklich war; denn an diesem Tage begann für die Justizpflege in Kärnten eine neue vielversprechende Aera, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Strafprozeßes mit dem Anklageprinzipe, und viele andere wichtige Reformen traten zugleich mit selbstständigen kaiserlichen Gerichten in das Leben, Oesterreich's von jeher in hoher Achtung stehende Justiz durfte von nun an sich kühn jeder andern an die Seite stellen, und der Richterstand selbst blickte im Gefühle seines hohen Berufes und seiner unabhängigen Stellung voll Muth und Hoffnung in eine schöne Zukunft.

Für Klagenfurt selbst aber war die Abtrennung der beiden Sprengel von Graz und Triest, da der Personalstand des neuen Oberlandes-Gerichtes nur mehr einen Präsidenten, neun Räthe, einen Secretär und sechs Kanzelisten umfaßte, in pekuniärer Hinsicht ein harter Schlag.

Es kam aber auch bald die Zeit, wo Klagenfurt den so lange in seinen Mauern beherbergten Gerichtshof ganz verlieren sollte; denn schon im Jahre 1852 wurde allerhöchsten Orts eine allgemeine zeitgemäßere Reorganisirung der Justiz-Verwaltung anbefohlen, und demzufolge das Klagenfurter Oberlandes-Gericht mit jenem zu Graz vereinigt, dessen Sprengel nun Steiermark, Kärnten und Krain umfaßt.

Am 20. Juli 1854 schloßen sich die Hallen des Victringerhofes, in welchen die Gerechtigkeit durch so viele Jahre mit unerschütterlicher Strenge und Unparteilichkeit gehandhabt worden war, und aus welchen so mancher jetzt noch hochgestellte Priester der Themis hervorgegangen ist.

Wir glauben diese kurzgefaßte Geschichte nicht füglicher schließen zu können, als mit einem chronologischen Verzeichnisse sämmtlicher Präsidenten, Vice-Präsidenten und Räthe des hohen Gerichtshofes, und bemerken hiezu, daß wir die Daten von 1782 bis incl. 1829 einer vom kärntn. Geschichtsvereine zur Verfügung gestellten, mit vielem Fleiße gearbeiteten Handschrift des gewesenen k. k. Appellations-Gerichts-Secretärs Josef Anton Ritter von Wolf, die jüngern Daten aber theils der Wagner'schen Zeitschrift, theils den Schematismen und Zeitungsblättern entnommen, und Alles aufgezeichnet haben, was wir von dem fernern Schicksale der Mitglieder des Gerichtshofes in Erfahrung zu bringen im Stande waren.

Chronologische Reihenfolge

sämmtlicher Präsidenten, Vice-Präsidenten und Räthe des k. k. Appellations- nachherigen Oberlandes-Gerichtes in Klagenfurt.

Präsidenten:

1782. Karl Thomas Reichsgraf v. Breuner. 1791 pensionirt.

1791. Franz Reichsgraf v. Enzenberg. 1803 Appellations-Gerichts-Präsident in Venedig, 1806 wieder Präsident in Klagenfurt.

Digitized by Google

1803. Max Christof Freiherr v. Waldmansdorf. 1806 jubilirt.

1806. Franz Reichsgraf v. Enzenberg. 1808 Commandeur des St. Stefan-Ordens, 1815 Großkreuz desselben Ordens, 1821 Großkreuz des Leopold-Ordens, † den 24. Juli 1821.

1822. Josef Freiherr v. Krusk. † 1826.

1826. Hyronimus Maria Graf v. Platz. † 1834.

1834. Josef Freiherr Daublebsky v. Sterneck und Ehrenstein. 1842 pensionirt. † 1848.

1842. Dr. Franz Unterrichter Freiherr v. Rechtenthal auf Salegg. 1850 pensionirt.

1850. Carl Freiherr v. Buffa zu Castelalto. 1853 pens. und Ritter des St. Stefan-Ordens.

Vice-Präsidenten:

1782. Franz Reichsgraf v. Enzenberg. 1791 Präsident.

1806. Johann v. Martini zu Wasserberg. † 1807.

1815. Raphael Nell v. Nellenburg. 1821 Freiherr, 1822 Landrechts-Präsident in Laibach, dann wieder Vice-Präsident in Klagenfurt, 1826 dasselbe in Prag, 1830 jubilirt, † 1839.

1826. Josef Ritter v. Heufler zu Rasen. † 1834.

1836. Dr. Franz Unterrichter Edler v. Rechtenthal auf Salegg. 1841 Freiherr, 1842 Präsident.

1842. Dr. Vinzenz Raleich. 1850 pensionirt.

Appellations- und Oberlandes-Gerichtsräthe.

1782. Johann Bapt. Freiherr v. Wenkheim. 1790 jubilirt.

Johann Nep. Edler v. Erler. † 1796.

Franz Hieronymus Freiherr v. Triangi. 1790 in gleicher Eigenschaft nach Innsbruck.

Franz Anton v. Faber. 1790 detto.

Leopold v. Schouppe. † 1787.

Josef Victor Edler v. Högen. 1807 Titular-Hofrath. † 1808.

Dr Josef Ferdinand Edler v. Wolf. † 1806 im 84sten Lebens- und 53sten Dienstjahre.

Valentin v. Modesti. † 1800.

Anton Peregrin Edler v. Carneri. 1790 in gleicher Eigenschaft nach Innsbruck.

Franz Edler v. Romani. 1803 Stadt- und Landrechts-Präses in Görz.

Johann v. Payer. 1784 zum Landrecht in Innsbruck übersetzt.

Felix Anton v. Longo. 1790 in gleicher Eigenschaft nach Innsbruck.

Aldobrand Michael Edler v. Stanchina. † 1787.

Josef Edler v. Pitreich. 1796 Justiz-Hofrath in Wien.

1784. Michael Josef Freiherr v. Conforti. 1787 Justiz-Hofrath in Wien.

1786. Josef v. Demel. 1792 jubilirt.

Adam Dionys v. Gebler. 1791 Hofkanzlei-Rath in Wien.

1787. Josef Edler v. Bosek. 1790 in gleicher Eigenschaft nach Innsbruck, 1797 wieder nach Klagenfurt, 1803 Merkantil- und Wechselgerichts-Präses in Triest, 1807 wieder Appellations-Rath in Klagenfurt, dann in gleicher Eigenschaft nach Prag.

Josef Locatelli Edler v. Gibellini. † 1797.

Dr. Josef Edler v. Potoschnigg. 1801 Merkantil- und Wechselgerichts-Präses in Triest.

Johann Nep. Edler v. Schragl. † 1792.

1789. Johann de Lama. 1790 in gleicher Eigenschaft nach Innsbruck.

1790. Johann Georg Edler v. Stöger. 1807 Justiz-Hofrath in Wien.

1791. Aloys v. Ronner. 1792 in gleicher Eigenschaft nach Innsbruck.

Johann Edler v. Berscheni. 1807 jubilirt.

1792. Karl Pompejus Edler v. Sardagna. 1807 jubilirt.

1793. Anton v. Blasitsch. 1803 in gleicher Eigenschaft nach Venedig, dann nach Brünn, 1807 wieder nach Klagenfurt, 1808 Titular-Hofrath, 1814 Justiz-Hofrath in Wien, dann Stadt- und Landrechts-Präsident in Laibach, 1815 Appellationsgerichts-Präsident in Venedig.

Anton Edler v. Födransberg. 1821 Präsidenten-Stellvertreter, 1823 Titular-Hofrath, † 1824.

1797. Josef Fröhlich Edler v. Fröhlichsthal. † 1801.

Peter Edler v. Flamio. 1803 in gleicher Eigenschaft nach Venedig.

1800. Dr. Johann Michael Steffn. 1824 Edler von, †.

1801 Dr Johann Friedrich Kastelliz. † 1808.

Dr. Johann Franz Frainich. 1803 in gleicher Eigenschaft nach Venedig, 1806 wieder nach Klagenfurt, 1814 Justiz-Hofrath in Wien, 1819 Appellations-Gerichts-Präsident in Venedig.

1803. Karl Ritter v. Conti. 1814 Justiz-Hofrath in Wien, 1837 Freiherr von und zu Trés.

Ferdinand Freiherr v. Ulm, Hofrath. 1807 Stadt- und Landrechts-Präsident in Klagenfurt, 1818 zweiter Vice-Präsident der obersten Justizstelle in Wien, dann erster geheimer Rath, Commandeur des Leopold- und des Stefan-Ordens, Civil-Ehrenkreuz, und Ehrenritter des Maltheser-Ordens, † 1829.

Kaspar Edler v. Hellinger. 1804 resignirt.

Dr. Anton Gollmayer. detto.

Anton Freiherr v. Longo. 1814 Landrechts-Präses in Görz.

Hieronymus Anton Freiherr v. Buffa. † 1810.

Dr. Aldobrand Daicher. † 1811.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Reisebriefe.

Von Bernhard Cotta.

(Schluß.)

Sie kennen wohl Unger's vorweltliche Landschaften, wenigstens durch die optisch-geologischen Darstellungen, die danach eingerichtet und auch in Dresden von Sigmund und Rabe producirt worden sind. Darunter befindet sich eine Darstellung aus der Steinkohlenbildungszeit, die gewiß sehr wild aussieht; das ist aber noch gar nichts gegen die wälderverwüstende Kraft, deren Folgen hier wirklich und nach heute vorliegen. Solche Berge von Holz mit aufragenden Mastspitzen fehlen auf Unger's Bild, und ebenso die gewaltigen Felsblöcke zwischen ihnen.

Dringt man durch eine der Lucken in den nachbarlichen Wald ein, der nur aus Fichten besteht, so sieht es darin in einer andern Art fast ebenso wild und vorweltlich aus. Den Boden bedecken frische, halb und ganz verweste, dicht von Moos überzogene Baumstämme. Zwischen den noch aufrechtstehenden sieht man überall schon gleichsam die fallenden in schräger Richtung angelehnt an ihre Nachbarn. Grünes und Dürres, Leben und Tod bunt durcheinander. So ein Wald macht den Eindruck eines nie gekämmten Hauptes, ich mußte dabei unwillkürlich an das Titelbild des berühmten Struwwelpeter denken.

Aber nicht nur die freien Elemente zehren an diesen dem stolzen Beherrscher der Erde noch nutzlosen Productionen der Natur. Die Gefahren, die der Mensch, wo er die wilde Natur gezähmt hat, abzuwenden aber doch zu mindern versteht, zeigen sich hier in ihrer ungebrochenen Macht. Ungeheure Waldstrecken hat der Borkenkäfer angenagt und zum Theil schon getödtet; dieses Ungeziefer des Waldes, welches ein guter deutscher Forstmann eben so haßt als irgend ein Anderes auf seinem eigenen Haupte. Die Stämme stehen oft noch, aber verdorrt, entnadelt und entrindet, später auch ohne Aeste, zuletzt fallen sie. Der Wurm hat ihr Herz zernagt.

Ein zweiter Feind sind die Waldbrände, in diesen Gegenden veranlaßt und nur selten verhindert durch den Menschen. Im Dornathale zeigen sie sich indessen minder verderblich als anderwärts in der südlichen Bukowina, wohl deßhalb, weil hier auch die einheimischen Walachen zu selten in das Innere des Waldes eindringen. Nur an den Uferbarrikaden haben sie zu nagen angefangen, lange Strecken derselben sind halb verkohlt, doch auch die verkohlten Bäume bilden noch schwarze Wälle. Es müssen zuweilen einige Bergleute und einige Grenzer dieses Thal mühsam durchstreifen, diesen und den Räubern, die hier hausen, mögen jene gewaltigen Verkehrshemmnisse gar oft lästig sein, zugleich erfreut sich ja überall der einsame Wanderer an der lodernden Flamme. Die Zipser sagen: Wo ein Mensch ist, soll auch ein Feuer sein. So hat man denn an zahlreichen Stellen die Zerstörung durch Feuer versucht, aber fast nirgends ist sie hier bis in den wirklichen Wald vorgedrungen, sei es, daß das Holz theilweise schon zu verwest, oder daß die Witterung zu ungünstig war.

Die beiden genannten Hauptfeinde der Wälder in ihrem Urzustande sind übrigens auf der andern Seite zugleich ihre Freunde; sie bringen, da sie in der Regel nur altes Holz ergreifen, ähnliche örtliche und periodische Verjüngungen hervor, wie sie bei uns zu Lande der geschulte Forstmann durch regelmäßige Schlagführung erzeugt. Große Strecken fallen zugleich und verjüngen sich zugleich. Auf der Asche und dem Moder der Alten wachsen kräftig die Jungen. Das erklärt auch, warum man so häufig in diesen Nadelholzurwäldern große Bestände von ganz gleichmäßigem Alter vorfindet

Auf unserm Wege zeigte man mir einmal im feuchten Sande Fährten, die von einem Wolf herrühren sollten, da ich aber nie früher dergleichen gesehen habe, so kann ich auch nicht weiter darüber urtheilen. Die Bärenspuren, die ich früher hier einigemal sah, sind leichter und sicherer zu erkennen. Im Allgemeinen fanden wir unsere lange Wegstrecke völlig unbelebt und das trägt nicht wenig dazu bei, das Besondere des Eindrucks zu steigern.

Gegen Mittag erreichten wir in dem von der Dorna abgezweigten Tihutthale die Stelle, die das Ziel des Tages bildete. Man hat hier einen zinnoberhaltigen Kalkspathgang im Basalt erschurft, den wir näher untersuchten. Bald belebte ein großes Feuer die einsame Waldschlucht, deren Nachbarberge bis 600 Fuß hoch aufsteigen, das mitgebrachte Weinfäßchen wurde passend aufgestellt, ein tüchtiger Lendenbraten schmorte am Holzspieß und während wir dann um das Feuer gelagert unser köstliches Mahl hielten und aus langen Tschibuks türkischen Taback schmauchten, trieben sich die Pferde ungebunden in der Nähe umher, um ihr dürftiges Futter sich selbst zu suchen.

Wir hatten beim Steineklopfen uns etwas verspätet, und als wir zurückritten, bemerkten wir auf halbem Wege, daß der Tag sich seinem Ende zuneigte, der Himmel war wieder dicht bewölkt und unter Blitz und Donner fing es stark zu regnen an. Unger's Steinkohlenlandschaft wurde dadurch noch vollständiger. Da die letzte Wegstrecke das Flußbett verläßt und quer durch Wald und Wiesen führt, so mußten wir fürchten, im Dunkeln uns zu verirren. Wo nur irgend das natürliche Steinpflaster es erlaubte, wurde scharf zugeritten, dennoch überraschte uns die Nacht, als wir eben vom Wasserlauf in den dunkeln Wald einbogen. Glücklicherweise glänzte der hier etwas betretene Pfad durch die Nässe, sein Sil-

Digitized by Google

berband ward unser Ariadnefaden. Immer schneller jagend und einigemal lief in Sumpflöchern versinkend, erreichten wir endlich, trotz der dicken Mäntel völlig durchweicht, unser gastliches Obdach. Ein tüchtiger Grog hat uns bald restaurirt, aber leider mußten wir den für die folgenden Tage beabsichtigten weitern Ausflug noch Holzi für diesmal aufgeben, da der Regen nicht aufhörte.

Sie könnten sich leicht ein ganz falsches Bild von dem Lande Bukowina machen, wenn ich mit dieser Regenscene im Urwalde schließen wollte. Nach 2½stündiger Fahrt waren wir heute wieder hier in Jakobeni, wo gegen 2000 deutsche Berg- und Hüttenleute aus der Zips einen großen freundlichen Ort bewohnen. In seiner Mitte steht neben Hochöfen und Hammerwerken ein mächtiges Gebäude, und in demselben können Sie sich in jede beliebige Hauptstadt Deutschlands versetzt denken. Auch die „Unterhaltungen am häuslichen Heerd" fehlen nicht auf dem Lesetisch der jungen Damen. So breitet sich deutsche Bildung immer weiter über die östlichen Grenzen Germaniens aus.

Bericht
über das naturhistorische Landes-Museum von Kärnten.

(Fortsetzung.)

Die zahlreichsten Schenkungen wurden für die ornithologische Sammlung durch die Herren: Paul Baron v. Herbert, Baron v. Egger, v. Görgey, Weißenhof, Apotheker und Bürgermeister in St. Veit, und Baron v. Longo gemacht.

Vom Herrn Paul Baron v. Herbert: Ein Wespenbussard (Pernis apivarus), ein Teich-Wasserläufer (Totanus stagnatilis), ein Nachtreiher (Ardea nycticorax), eine Sammtente (Anas fusca), eine Pfeifente (Anas penelope), eine Knäkente (An. querquedula), außerdem zwei schöne Stockenten, drei Holztauben, zwei Rebhühner im schönsten Gefieder.

Vom Herrn Baron v. Egger: Eine kleine Sammlung von Hrn. Blasius Honf vortrefflich ausgestopfter Vögel, darunter: ein Grünspecht (Picus viridis), ein Birkwaldhuhn (Schildhahn) (Tetrao tetrix), ein Wachtelpaar und ein Sumpfhuhn (Crex porzana).

Von Hrn. v. Görgey: ein Mäusebussard (Buteo vulgaris), ein Sperber (Astur nisus), ein Guckguck, drei Widehopf, ein Staar, eine Nebelkrähe (Corvus cornix), ein großer und ein kleiner Rohrdamel (Arden stellaris und minuta), eine Stockente, eine Knäk-Ente, ein sehr schönes Exemplar des kleinen Sumpfhuhnes (Crex pusilla) und eine Seeschwalbe (Sterna leucopiera).

Von Hrn. Weissenhof in St. Veit: Ein ganz makelloses Exemplar des Merlin-Falken (falco aesalon) und des rauchfüßigen Kauzes (strix dasypus), ein prächtiges Exemplar einer Spießente (an acuta) und eines kleinen Sägetauchers (Mergus albellus), ferner eine Mandelkrähe (Coracias garrula), ein Grünspecht und ein Habicht.

Herr Baron v. Longo sendete ein: Eine kleine Ohr-Eule (strix Scops), einen rauchfüßigen Kauz (strix dasypus), einen punktirten Wasserläufer (Totanus ochropus), den schon erwähnten Eisseetaucher und Cormoran.

Vom Hrn. Thomas R. v. Mora erhielt das Museum ein Prachtexemplar einer Elster (Corvus pica), ein makelloses Exemplar eines Wendehals (Yunx torquilla), einen Zwergrohrdommel und einen Goldregenpfeifer (Charadrius pluvialis).

Herr Krippel, Handelsmann, übersendete einen sehr schönen Hollenreiher (ardea comata) nebst zwei Zwergrohrdommeln, einen rothfüßigen Falken (falco rufipes) und ein sehr wohlerhaltenes Exemplar einer Wasserratte (Rattus aquaticus).

Herr Rüßler, Goldarbeiter, übersendete einen Habicht, einen Bussard (Buteo vulgaris) einen Würger (Lanius Excubitor) und eine Nebelkrähe.

Außerdem kamen dem Museum zu: Der seltene Mornellregenpfeifer (Charadrius morinellus), ein Sperber und ein Goldregenpfeifer von Hrn. v. Wolf; ein kleiner Sägetaucher und eine weißäugige Ente (anas leucophthalmos) von Herrn Dr. Bitterl v. Tessenberg; eine Wasserrolle und ein Steißfuß (Podiceps cristatus) von Hrn. Kaufmann Stoßier; ein prächtiges Exemplar eines Bergfinken (fringilla montana) von Hrn. Blasius Honf, von ihm selbst ausgestopft; eine Schneedohle (Pyrrhocorax alpinus) und eine Mauerklette (Tichodroma Muraria) von Hrn. Marx, Verweser in Waldisch; ein Bussard und ein Rothfußfalke (f. rufipes) von Hrn. k. k. Oberlieutenant-Auditor Scheller; ein Grauspecht und zwei Thurmfalken von Hrn. Valentitsch, Schuldmeister; zwei Lerchenfalken von Hrn. Pretitz, Krämer in Steuerberg; eine Mauerschwalbe von Hrn. v. Platzer in Obervellach; eine Nachtschwalbe (caprimulgus europaeus) von Hrn. Dr. Burgee; ein kleines Sumpfhuhn (Crex pusilla) von Hrn. Leop. R. v. Moro; eine Waldohr-Eule ((Strix Otus) von Hrn. Seelrithner, Realitätenbesitzer in St. Veit; ein falco trinunculoides von Hrn. Baron v. Kommeter; ein Goldregenpfeifer von Hrn. Dr. v. Socher; eine sonderbare Varietät einer Haustaube von Hrn. Kellner, Hausbesitzer; eine Blaudrossel (turdus cyaneus) und die Nester einer Nachtschwalbe, eines Zaunkönigs und eines Bläßhuhns von Hrn. Professor v. Gallenstein; eine Wasseramsel (Cinclus aquaticus) von Hrn. Mor. R. v. Moro; eine besondere Varietät einer Haustaube von Hrn. J. Zeppitz; eine Kohlmeise vom Studirenden Hrn. Mich. Birner; ein Strißfuß vom Jäger des Herrn Baron v. Seenuß; ein gesprengeltes Sumpfhuhn (Crex porzana) von Hrn. J. Moyer; ein Birkhuhn (Tetrao tetrix) von Hrn. Naggler, Floßmeister; ein Rothspecht (Picus major) von Hrn. Kattwitz, Realitätenbesitzer; ein Fischreiher, M., von Hrn. Komploier; ein Fischreiher, W., von Hrn. Josef Schmid, Gastgeber und Hausbesitzer; eine Mauerschwalbe von Frl. Wh. v. Rosthorn; ein Papagei von Hrn. Luschan.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Viernndvierzigster Jahrgang.)

№ 93. Klagenfurt, Dienstag, den 21. November. 1854.

Versuch

einer kurzgefaßten Geschichte des am 20. Juli 1854 aufgelösten Oberlandes- frühern Appellationsgerichtes zu Klagenfurt.

Von J. F. B.

(Schluß.)

Chronologische Reihenfolge sämmtlicher Räthe des k. k. Appellations- nachherigen Oberlandes-Gerichtes in Klagenfurt.

1804. Matthäus Rath. 1819 Edler von, 1826 in gl. Eigenschaft nach Wien, † 1828.

Josef Joachim Edler v. Sonnenberg. † 1819.

1807. Josef Karl v. Bonelli. 1815 Landrechts-Präses in Trient.

Alois v. Brunner. 1810 in gl. Eigenschaft nach Brünn, 1814 wieder nach Klagenfurt, 1816 Landrechts-Präses in Fiume.

Josef v. Sardagna. 1810 in gl. Eigenschaft nach Brünn, 1814 wieder nach Klagenfurt, dann Just.-Hofrath in Wien, 1825 Landrechts-Präsident in Wien. 1840 jubilirt u. Ritter der eis. Krone I. Classe.

Johann v. Apperger. † 1809.

1808. Franz Xaver v. Brenner. 1810 in gl. Eigenschaft nach Prag.

Dr. Franz Dirnbeck. 1810 zum Landrechte in Graz, 1814 wieder nach Klagenfurt, 1826 Edler von, 1831 mit Hofrathstitel pensionirt.

1811. Josef Kussian. 1823 pensionirt.

1814. Dr. Franz Ritter v. Wolf. 1835 Hofrathstitel, †.

Dr. Johann Bapt. Morak. 1814 Just.-Hofrath in Wien. † 1837.

Jacob Bertoldi. 1814 in gl. Eigenschaft nach Venedig.

Franz degli Orefici. 1814 in gl. Eigenschaft nach Venedig, dann Appellations-Gerichts-Vicepräsident, 1828 Appellations-Gerichts-Präsident allort, 1830 geheimer Rath, 1838 Commandeur des Leopold-Ordens, 1839 Freiherr und Vice-Präsident des lombard.-venet. Senats der obersten Justizstelle.

1815. Erasmus Graf v. Lichtenberg. 1816 Landrechts-Präsident in Laibach, dann Staats- und Conferenzrath, 1829 zweiter Vice-Präsident der obersten Justizstelle in Wien.

Alois v. Thinfeld. 1817 in gl. Eigenschaft nach Fiume, 1820 Landrechts-Präses in Görz, 1823 Stadt- u. Landrechts-Präsident in Klagenfurt. † 1827.

Josef Freiherr v. Sterneck. 1817 in gl. Eigenschaft nach Fiume, 1820 wieder nach Klagenfurt, 1823 Landrechts-Präsident in Laibach, 1827 dasselbe in Klagenfurt, 1836 Appellations-Gerichts-Präsident.

Johann Freiherr v. Aichelburg. Jubilirt † 1844.

Karl Edler v. Wagersbach. † 1823.

Dr. Alois Gelußig. 1816 Justiz-Hofrath in Verona.

Dr. Mathias Rupert. 1817 in gl. Eigenschaft nach Fiume, 1822 zum Laibacher-Landrechte.

1816. Johann Camillo Freiherr v. Schmidburg. 1817 Justiz-Hofrath in Verona, 1819 Stadt- und Landrechts-Präsident in Klagenfurt, 1822 Gouverneur in Laibach. †.

Johann Wohlfahrtsstätter, 1818 zum Salzburger-Landrechte. † 1820.

Georg Sedlmayer. †.

Hyronimus Maria Graf v. Platz. 1817 in gl. Eigenschaft nach Fiume, 1818 Landrechts-Präsident in Salzburg, 1826 Appellations-Gerichts-Präsident in Klagenfurt, geheimer Rath.

Dr. Johann Bapt. Pilgram. 1817 in gl. Eigenschaft nach Mailand, später Justiz-Hofrath, 1834 Staats- und Conferenzrath, 1840 Ritter des St. Stefan-Ordens und Freiherr.

Jacob Posch. 1817 in gl. Eigenschaft nach Fiume, 1822 wieder nach Klagenfurt, 1827 Landrechts-Präses in Görz. †.

Andreas Buzzi. 1818 Justiz-Hofrath in Wien, 1828 Landrechts-Präsident in Laibach, 1830 Ritter, 1835 Stadt- und Landrechts-Präsident in Klagenfurt, 1846 Ritter des Leopold-Ordens, 1850 pensionirt.

Dr. Vincenz Raicich. 1817 in gl. Eigenschaft nach Mailand, dann Justiz-Hofrath in Verona, 1831 Stadt- und Landrechts-Präsident in Triest, 1835 dasselbe in Laibach, 1842 Appellations-Gerichts-Vice-Präsident in Klagenfurt.

1818. Franz Edler v. Eisank-Marienfels. 1828 Justiz-Hofrath in Wien.
Dr. Josef Edler v. Emperger. † 1818.
Josef v. Enzensdorfer. 1818 in gl. Eigenschaft nach Fiume.
Leonhard Scherauß. 1837 Titularhofrath, † 1843.
Franz Schnitzer. 1831 Justiz-Hofrath in Wien, 1844 Edler v. Lindenstamm.
Josef Pammer. 1829 Tribunal-Präses in Sondrio, 1831 Justiz-Hofrath in Verona, 1836 Landrechts-Präsident in Graz, 1841 Ritter.
Johann Nep. v. Miller zu Aichholz.

1822. Dr. Ignaz Beidl. 1824 in gl. Eigenschaft nach Brünn.
Dr. Karl Josef Weinbeck. 1835 Landrechts-Präses in Rovigno.
Josef Müller.
Dr. Josef Vogou. 1829 Merkantil- und Wechselgerichts-Präses in Triest. †.

1823. Anton Gogola Edler v. Leesthal, 1832 Landrechts-Präses in Rovigno, 1835 Stadt- und Landrechts-Präsident in Triest, 1849 Senats-Präsident beim Oberlandesgerichte in Wien.
Dr. Josef Edler v. Verhovitz. 1826 in gl. Eigenschaft nach Wien, 1836 Stadt- und Landrechts-Präsident in Salzburg, 1854 Vice-Präsident des Wiener-Oberlandesgerichtes, Ritter des Leopold-Ordens.
Dr. Josef Tausch. 1837 Merkantil- und Wechsel-Gerichts-Präses in Triest.

1824. Josef Aler Steiner.
Johann Nep. Edler v. Benedict. † 1826.
Josef Haag, pensionirt.

1825. Sigmund v. Gandin-Lilienstein. †.

1827. Josef Gironcoli. 1836 Justiz-Hofrath in Wien.
Dr. Johann Rosmann. † 1837.
Rudolf Graf v. Tannenberg. 1828 in gl. Eigenschaft nach Wien, 1837 Landrechts-Präsident in Brünn, 1842 Appellations-Gerichts-Präsident in Prag.

1828. Franz Ranter. † 1850.
Leopold Frisch. Jubilirt, † 1853.
Peter v. Burio. 1841 Merkantil- und Wechselgerichts-Präsident in Triest, 1844 Stadt- und Landrechts-Präsident alldort, 1847 Appellations-Gerichts-Präsident in Zara, 1849 Oberlandes-Gerichts-Präsident in Triest, † 1853.

1829. Dr. Peter Buzzi. † 1852.
Jakob Stöckl. 1849 Landes-Gerichts-Präsident in Klagenfurt, 1854 Ritter der eisernen Krone.
Alois Edler v. Bitteri-Teffenberg. 1849 Oberlandes-Gerichtsrath in Klagenfurt, 1853 bis zur Auflösung am 20. Juli 1854 Präsidiums-Verweser, dann in gl. Eigenschaft nach Graz, jubilirt und Ritter der eisernen Krone.

1831. Josef Minichreiter. † 1848.
Alois Pederzani. 1839 Justiz-Hofrath in Wien, 1850 Senats-Präsident beim obersten Gerichts- und Cassationshofe, † 1854.

1833. Dr. Ferdinand Heußler. 1842 Justiz-Hofrath in Wien, 1851 Sections-Chef im Justiz-Ministerium, 1854 Senats-Präsident des obersten Gerichts- und Cassationshofes, Ritter der eisernen Krone II. Classe.

1834. Karl Ritter v. Crollolanza. 1836 Justiz-Hofrath in Verona.
Dr. Thaddäus Veithner, Ritter v. Lichtenfels. 1841 Justiz-Hofrath in Wien, 1849 Ritter des St. Stephan-Ordens, 1850 General-Procurator beim obersten Gerichts- und Cassationshofe, 1852 Freiherr und Sections-Chef im Justiz-Ministerium, 1853 geheimer Rath.

1836. Karl Freiherr v. Buffa zu Castelalto. 1843 Landrechts-Präses in Görz, 1847 Stadt- und Landrechts-Präsident in Triest, 1849 Appellations-Gerichts-Präsident in Klagenfurt.
Constantin Villefort. 1849 Senats-Präsident beim Grazer Landesgerichte, 1850 Justiz-Hofrath in Wien.

1838. Adalbert Bochata. 1849 Oberlandes-Gerichtsrath in Gratz.
Dr. Lukas Luschan. 1849 Oberlandes-Gerichtsrath in Klagenfurt, 1854 in gl. Eigenschaft nach Gratz.
Eduard Josch. 1849 Senats-Präsident beim Klagenfurter Landes-Gerichte, 1854 Ritter der eisernen Krone und Landesgerichts-Präsident in Laibach.
Krisostomus Snoy. 1849 Oberlandes-Gerichtsrath in Gratz, 1853 pensionirt.

1839. Dr. Michael Kopp. Justiz-Hofrath in Wien.
Dr. Franz Auffetz. 1849 Handels- und Wechselgerichts-Präsident in Triest, 1854 Landesgerichts-Präsident alldort.
Dr. Karl Gumer v. Engelsburg. Collegial-Gerichts-Präses in Roveredo, 1849 Landesgerichts-Präsident in Innsbruck.

1841. Josef Strobl. 1850 pensionirt.
Bernhard v. Riccabona-Reichenfels. 1847 Landrechts-Präsident in Görz, 1849 Landesgerichts-Präsident alldort, 1854 Vice-Präsident des Triester Landesgerichts und Präsident des Handels- und Seegerichts alldort.
Vinzenz Ritter v. Piteich. 1850 Rath des obersten Gerichts- und Cassationshofes.

1842. Anton Tschopp. 1849 Oberlandes-Gerichtsrath in Gratz.

Josef Egon Landgraf v. Fürstenberg. 1846 Stadt- und Landrechts-Präsident in Salzburg, 1849 Oberlandes-Gerichts-Präsident in Linz, 1854 dasselbe in Brünn.

1843. Felix Anton Freiherr v. Longo-Liebenstein. 1849 Oberlandes-Gerichtsrath, 1854 in gl. Eigenschaft nach Gratz.

Johann Bapt. Resti-Ferari. 1849 Senats-Präsident beim Triester Landesgerichte, 1850 Rath des obersten Gerichts- und Cassationshofes.

1846. Alois Chlmani. 1849 Oberlandes-Gerichtsrath in Gratz, 1851 Senats-Präsident alldort.

Josef Rack. 1849 Landesgerichts-Präsident in Cilli.

1847. Rudolf v. Pflügl. 1849 Oberlandes-Gerichtsrath in Gratz.

Dr. Anton Zima. 1849 Landesgerichts-Präsident in Rovigno, 1851 Senats-Präsident in Triest, 1854 Kreisgerichts-Präses in Görz.

1849. Johann de Pretis von Cognoda. 1853 pensionirt.

Michael Kostek. 1854 in gl. Eigenschaft nach Gratz.

Karl v. Coppini. 1854 zum Klagenfurter Landes-Gerichte.

Adolf Ritter v. Tschabuschnigg. 1854 in gl Eigenschaft nach Gratz.

Mathias Freiherr v. Cresseri. 1854 detto nach Innsbruck.

Paul Freiherr v. Egger. 1854 detto nach Gratz.

Bericht
über das naturhistorische Landes-Museum von Kärnten.

(Fortsetzung.)

c. Reptilien-Sammlung.

Für diese wurden eingesendet:

Zwei kleine Sumpfschildkröten, M. u. W., von Hrn. Rüßler. Ein sehr junges Exemplar einer Sumpfschildkröte von Fräulein Marie Freiin v. Herbert. Eine Coronella augusta von der Insel Hayti durch den Consul Hrn. B. Bauer eingesendet. Eine große schwarze Viper (Vipera Prester) auf der Ortaza erlegt und eingesendet von Hrn. Adler. Zwei Eier der Culber natrix und einen Embrio derselben vom Kutscher des Hrn. v. Rosthorn, Franz Merdonig.

Hr. Prof. v. Gallenstein vervollständigte die Sammlung der kärnt. Amphybien und brachte sie zur Aufstellung.

d. Insekten-Sammlung.

Die Sammlung der kärntnerischen Coleopteren vervollständigte Hr. Fr. Kokeil und brachte sie in Aufstellung.

Eine Suite von 30 Arten Lepidopteren, in der Umgebung von Klagenfurt gefangen, wurde vom Hrn. k. k. Oberarzte Hayder geschenkt.

e. Mollusken-Sammlung.

Die Conchylien-Sammlung wurde ansehnlich vermehrt durch die Schenkungen der Herren: v. Kirchberg, k. k. Platzhauptmann in Zara; Prof. v. Gallenstein; Weissenhof, Apotheker in St. Veit; Rüßler, Goldarbeiter hier, und aus der Verlassenschaft des Hrn. J. v. Rainer zu Haarbach. Hr. Lorber schickte von Kalifornien eine echte Perle ein.

f. Skeletten-Sammlung.

Hr. Prof. v. Gallenstein übergab das von ihm präparirte Skelett des Pseudopus Ophelii.

Der Custos: den Schädel eines Affen und eines Seehundes.

Herbarium.

Fr. Deschmann überzab 2 Baumwollenknospen und 2 Jerichorosen.

Hr. Ministerialrath R. v. Häufler widmete 80 Exemplare getrockneter Pflanzen.

Der Museums-Custos widmete Querschnitte von 100 Holzarten, von Prof. Dr. Nördlinger zusammengestellt.

Mineraliensammlung.

Die größte Bereicherung gewährten von allen Schenkungen die des Hrn. Marquis Carlo Strozzi in Florenz, und die aus der Verlassenschaft des Hrn. v. Rainer-Harbach. Aus der ersteren Schenkung sind besonders hervorzuheben: Gypse, Cölestine und Aufstbole von Sicilien, Arragonite und Serpentine von Toscana, Feldspäthe von Piemont und der Insel Elba, prächtige Eisenglanze und Schwefelkiese nebst Lievriten von der letztgenannten Insel, Zeolithe, Glimmer und Pyrokolithe vom Vesuv.

In der Sammlung des Hrn. v. Rainer befunden sich recht hübsche Exemplare von Flußspath, Grünbiel, Kupferlasur, Rhätizit, Apofilit, Harmotom, Quarze und Eisenerze.

Hr. F. Fortschnig war stets bemüht, die Sammlung der Mineralien von Lölling und der Saualpe durch sehr ausgezeichnete Stücke aller Art zu vermehren.

Hr. Fr. Reichsritter v. Jacomini hat eine sehr interessante Zusammenstellung von Monolithen und Kristalgruppen von Bleiberger Kalkspäthen nebst einigen anderen Bleiberger-Mineralien gewidmet. Es gewähret diese Sammlung eine reichhaltige Uebersicht über die Mannigfaltigkeit der Combinationen, in welchen sich Kalkspath in den Bleiberger Erzbergen vorfindet.

Zur Vermehrung der Sammlung der Bleiberger-Mineralien haben ferner die Herren Professor v. Gallenstein, v. Best, k. k. Hüttenschaffer, Neubauer, k. k. Bergcommissär, und J. Virker, Wodleyscher Berg- und Hüttenwerksleiter, sehr schätzenswerthe Beiträge geleistet.

Hr. Prof. v. Gallenstein widmete außerdem einen schön kristallisieten Gyps von Bleiberg und einen stänglichen Kalkspath vom Dobratz.

Hr. v. Webern, Bergverwalter in Prevali, überschickte neu aufgefundene Gelbbleierze mit Gyps vorkommend im Bleibergbau Junkouz und Belegstücke der in den Kohlengruben der Liescha bisher aufgefundenen Harze.

Hr. Karnitschnig, Bleigewerk: einen Gyps und strahligen Schwerspath von Schwarzenbach.

Hr. Pisterl, Fürst Dietrichstein'scher Hüttenschaffer, schickte einige neu aufgefundene Mineralien von Mähren ein, darunter einen Beryll, einen Mallakolith und einen Zirkon.

Außerdem sendeten ein: Frl. Clementine v. Rainer: einen Chrisolith in trachitischer Wake von Gleichenberg. Hr. v. Plazer: ein Sprödglaserz von Schemnitz, einen Epidot von Seetbal, einen Gyps vom Rochartopf und

Asbest von der Weißgarber-Alpe. He. Florintschitz, Verweser in Feelach: einen fasrigen Rotheisenstein aus Schlesien. Hr. Niedermist, k. k. Bergamtwalter in Raibl, schenkte ein schön kristallisirtes Weißbleierz von Mantevechia, und ein sehr schönes Vitriolbleierz neuen Vorkommens von Mantepani in Saedinien. He. v. Rasthaen einen Andalusit von der Saualpe. He. Leop. v. Huber übergab Stücke von den in Fonsdorf vorkommenden Braunkohlenarten.

Geognostische Sammlung.

Zur Vermehrung derselben dienten die vom Museum aus vorgenommenen geognostischen Erhebungen; außerdem aber viele und darunter sehr werthvolle Schenkungen, die von mehreren Seiten dem Museum gemacht wurden.

Ueber die Kreide und Eocenschichten von Althofen, Sonnberg und Guttaring übergab Hr. Bartholomäus Keonig, Hutmann am Sannberg, eine Suite Versteinerungen aus den Hangendschichten und Zwischenlagern der dortigen Braunkohle. Hr. De. Buegee Hypuritenstücke und Korallenreefe vom Kalvarienberg bei Althofen. Hr. F. Fartschnig ein vollständiges Exemplar eines Hypuriten und mehrere Echinus Die geognostischen Belegstücke über diese Formationen wurden vom Custos eingesammelt.

Ueber das Braunkohlen Vorkommen von Prevali wurden von Frl. Rosa v. Webeen ganz wohlerhaltene Versteinerungen und Pflanzenabdrücke der Hangendschiefer, und von Hrn. Bergverwalter v. Webeen mehrere Pflanzenabdrücke und Kohlenvarietäten eingesendet.

Für die Sammlung über die geognostischen Verhältnisse des Bleierz Vorkommens in Kärnten übergaben: Hr. Bergverwalter Niederist ausgezeichnete Fischabdrücke der Hangendschiefer von Raibl.

Hr. Ve. v. Gallenstein einen Amonites floridus aus dem Lagerschiefer von D. Bleiberg. He. Obersteiner einen kleinen Amonites floridus aus dem Hangendschiefer von Windisch Bleiberg.

He. Potziarek, k. k. Bergschaffer in Kreuth, einige geognostische Stücke mit ausgezeichneten Amoniten und anderen Versteinerungen aus dem Lagerschiefer von Kreuth.

Hr. Striner, Bleigewerk in Spitzkl, He. v. West, k. k. Hüttenschafer in Kreuth und Hr. Pr. v. Gallenstein übergaben ausgezeichnete Versteinerungen der Grauwakenschiefer aus dem windischen Graben; der Custos sammelte ferner die geognostischen Belegstücke dieser Gegend ein.

He. Rohrer, Realitäten-Besitzer zu Lind, übergab eine vollständige Zusammenstellung über die geognostischen Verhältniße des Galdvorkommens in Lind und des Antimonerz-Vorkommens im Radlberg; außerdem noch Bleierze von Pirkach, Kupferlasur und Malachite mit Bleierzen von Dellach und einige geognostische Stücke in den Centralalpen gesammelt.

He. v. Rosthorn übergab geognostische Belegstücke über die Eisenoolith-Formation von Krain, über den Basalt von Kollnitz, über das Granit- und Phorphyr-Vorkommen von Prevali Hr. Kaenitschnig, Bleigewerk, schickte einen verkohlten Baumschwam ein, aus der Braunkohle von Schiefling. Hr. v. Ruthner widmete eine vollständige Zusammenstellung über die geognostischen Verhältniße des Quecksilber Vorkommens von Joria nebst den geognostischen Querdurchschnitten, Grund und Aufrießen des Bergbaues, und geognostische Belegstücke über das silberhältige Antiman-Bleierz von der Camendator-Alpe. Aus der Schenkung des Herrn Marquis Carlo Strozzi müssen hier noch erwähnt werden einige vulkonische und plutonische Felsarten von Italien, und einige Exemplare des Nemertilites Strozzii.

Hr. Baumeister Cargnelutti übergab drei Kalkausscheidungen rübenartige aus dem Tufkalk von Wasserhofen. He. Loebee schickte von Californien ein: einen Goldsand, Gold im Quarz und einige dort vorkommende Felsarten.

Für die Hüttenmännische Sammlung übergab: He. Michael Pauletz, gräfl. Christallnigg'scher Beamter in St. Johann am Beückl, eine Haueschlacke, entstanden beim Abstich eines gegebenen Hochofens in Treibach. He. v. Ruthner eine Zusammenstellung der verschiedenen Arten des in Idria bereiteten Zinnobers, und einen Bleispath im Schmelzraum eines Bleiflammofens erzeugt. He. Pacher, Hütten-Verwalter zu Prevali, ein im Gestell eines Hochofens in Lölling gebildetes Mineral.

(Schluß folgt)

Notizen.

— Man schreibt der „A. A. Z." aus Berlin; Eine sonderbare Brochure ist von der Mormonensecte erschienen, die nicht verfehlen wird, in Deutschland einiges Aufsehen zu machen. Unser König hatte sich durch den preußischen Gesandten in Washington, der sich deshalb an das Gangeßmitglied der Mormonen wandte, alle auf das Mormonenwesen bezüglichen Schriften einsenden lassen. Ritter Bunsen besorgte die andern, die in Liverpool dem englischen Stationsorte der Secte gedruckt werden. Dies schien den Vorstehern der Salzseegemeinde von glücklicher Vorbedeutung für eine in Preußen zu versuchende Propaganda zu sein. Eine Deputation begab sich deshalb nach Berlin, und bat um eine Audienz bei dem König. Statt dessen wurden die Apostel des neuen Evangeliums vor den Polizeirichter gefordert, der ein Verhör mit ihnen anstellte. Dasselbe ist in dem Schriftchen wörtlich angeführt und höchst unterhaltend. Man fragte sie, ob sie Katholiken oder Protestanten wären, und als sie sich als Apostel des neuen Evangeliums Jesu Christi zu erkennen gaben, wurde die weitere Frage an sie gerichtet: Wer ist Jesus Christus und wer ist Joël Smith, der Stifter der Secte)? Das ganze Verhör kam den Leuten höchst sonderbar vor, so wie auch die mit Ober- und Untergewehr Bewaffneten, von denen sie an der Eisenbahn in Empfang genommen wurden. Das Ergebniß war, daß sie die Weisung erhielten, am andern Tage mit dem ersten Morgenzug Berlin zu verlassen. Um sich von der Sprachweise der Mormonen eine Vorstellung zu machen, erwähne ich aus der Brochure des Gleichnisses von einem kleinen Finger, der seit 1848 so dick geworden sei wie ein Daumen.

— Auf der Pariser Sternwarte sind in den letzten Tagen des verflossenen Monats zwei neue Planeten entdeckt worden. Herr Goldschmied fand daselbst in der Nacht vom 27ten auf den 28. October den 32sten, Chacornac in der darauffolgenden Nacht den 33sten der kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter. Ersterem hat der Entdecker den Namen „Pomona" gegeben.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 94. Klagenfurt, Sonnabend, den 25. November. 1854.

Der menschliche Schmuck. *)

Culturgeschichtliche Skizzen von Dr. Gustav Klemm.

I. Gold und Edelsteine.

Unter diejenigen Merkmale, welche den Menschen vor seinen übrigen Mitgeschöpfen, den Thieren, auszeichnen, ist auch das Bestreben zu rechnen, seinen Körper durch Hinzufügung anderweiter Gegenstände größer, stärker und schöner zu machen und dadurch bei seines Gleichen die Gefühle der Furcht, Hochachtung und Liebe zu erwecken. Kein Thier legt Schmuck an, und wenn wir sagen, unsere Katzen, Enten, Hühner und andere Vögel putzen sich, so legen wir denselben eine ihnen fremdartige Absicht unter, denn indem sie ihren Haaren und Federn eine besondere Sorgfalt zuwenden, bezwecken sie doch nur, das unbehagliche, die Haut stärende Gefühl zu entfernen, welches eine Unordnung in diesen Körpertheilen hervorbringt. Den Menschen finden wir dagegen schon auf den niedrigsten Anfängen der Cultur bei besondern Anlässen, namentlich wenn die stürmischen Anforderungen des Magens genügend befriedigt sind, beschäftigt, seine Haut zu bemalen, sein Haar durch Federn und Blumen zu schmücken und die einzelnen Glieder seines Körpers durch mancherlei daran befestigte Steine, Pflanzen und Thiertheile zu verzieren. Es ist dies eine Erscheinung, die uns auf den niedern wie auf den höhern Culturstufen der Völker begegnet. Der Buschmann in den südafrikanischen Steinwüsten, der amerikanische Waldindier wie der Eskimo und der Neger, der kriegerische Germane wie der betriebsame, anständige Aegypter und Chinese, der ernste Römer wie der frivole gentilhomme de la cour de Louis XIV., ein Jeder thut sein Möglichstes, durch mannigfachen Schmuck seinen Genossen die vortheilhafteste Meinung von sich beizubringen und ihnen schöner, wohlhabender und muthiger zu erscheinen, als dies in der That der Fall ist.

Wie nun Kleidung, Waffen, Wohnung, so ist auch der Schmuck des Menschen ein öffentliches Zeichen, das er von seinem Wesen und von seiner Gesinnung abgibt, eine Art von testimonium morum, das er sich selbst ausstellt. Die rohen Küstenbewohner Australiens, die wilden Jäger der amerikanischen Steppen, die wüsten Neger wie die trübseligen Fischer der Polarzone deuten die niedrige Stellung, die sie ihren Frauen anweisen, schon dadurch an, daß bei ihnen der Mann der vorzügliche Inhaber des Schmuckes ist, die Araber, Chinesen, Kaukasier, Griechen und die romanischen und germanischen Völker Europas dagegen ehren das weibliche Geschlecht auch dadurch, daß sie demselben vorzugsweise den Schmuck überlassen und schon dadurch die würdigere Stellung anderten, die dasselbe auf den höhern Stufen der Cultur einzunehmen berechtigt ist. So sind denn die Schmucksachen, die ihrer Natur nach gesehen sein wollen und sich gleich dem Lichte zur Erscheinung vordrängen, vor allem geeignet, uns eine Erkenntniß des Culturzustandes ihrer Träger zu gewähren, sei dies nun an einzelnen Menschen oder an ganzen Völkerschaften. Das alte Sparta, das republikanische ernste Rom legten in ihren Ansichten über den Schmuck ebenso wohl ein Zeugniß über ihre ganze Gesinnung und Richtung ab wie die Zeloten, die in dem letzten Drittheil des 16. Jahrhunderts nicht weniger als fünfundvierzig Teufel entdeckt hatten, welche sich bestrebten, den Menschen zu verderben. Wir finden unter ihnen nächst dem Hoffahrtsteufel auch den Kleiderpluder-, Faust- und Kraustenfel, deren specielle Betrachtung sich der schneebergische Prediger Johann Strauß zur Aufgabe gestellt hatte. Schon insofern gehört also der menschliche Schmuck zu einem vollständigen Bilde des gesellschaftlichen Zustandes der Völker. Demnächst ist er aber auch ein bedeutender Hebel des Völkerverkehrs selbst. Tausende von Menschen fanden und finden ihren Lebensunterhalt in der Aufsuchung, Bearbeitung und Zusammenstellung der zum Schmuck dienlichen Naturstoffe und Kunstproducte; Tausende beschäftigen sich mit dem Verkaufe derselben; und von diesem Standpuncte aus betrachtet erscheinen manche an sich werthlose Dinge von großer Bedeutung. Die venetianischen Glasperlen z. B. werden zu Schiffe nach den Häfen der nordafrikanischen Küste geführt, von dort aus wandern sie auf Kameelen nach der Oasenstadt Tombuktu, hier werden sie von den Sorakalets oder Negerkaufleuten erworben und auf dem Kopfe bis zu den Negern von Benguela im neunten Grade südlicher Breite, ja bis zu den Gallasvölkern im tropischen Ostafrika getragen. Bedenken wir endlich, wie sogar die Wissenschaft durch das Bestreben, neue Gegenstände des Schmuckes aufzufinden, manche

*) Aus Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd."

Digitized by Google

werthvolle Bereicherung erfahren hat, wie die Kenntniß der Färbestoffe, der Edelsteine, der Perlen, Käfer, Schmetterlinge und der tropischen Prachtvögel vorzugsweise durch jenes Bestreben erweitert worden ist, so erscheint uns der menschliche Schmuck wohl als ein Gegenstand, der würdig ist, zur nähern Betrachtung gezogen zu werden.

Bevor wir uns in einer Reihe von Artikeln in diesen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" zur Betrachtung des Schmuckes selbst wenden, dünkte es nothwendig sein, denjenigen Natur- und Kunststoffen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche der Mensch für den angedeuteten Zweck vorzugsweise zu benutzen pflegt.

Die unendliche Fülle der Natur hat der Mensch auch für seinen Schmuck nicht minder in Anspruch genommen als für die Befriedigung seiner übrigen Bedürfnisse. Er hat die Tiefen der See wie die Landgewässer, die Klüfte der Gebirge, den Sand der Steppen und die Geschiebelager der Küsten und Ufer durchforscht, um das scheinbarste Material für die Verzierung seiner Gestalt zu gewinnen und überall hat er einen großen Vorrath gefunden, der, soviel er auch davon hinwegnimmt, doch immer wieder ergänzt wird.

Unter diesen Naturproducten sind zunächst die farbigen Erden, Metalloxyde und Steine zu nennen, von denen vor allen der kostbare Diamant gesucht wird. Demnächst erscheinen die Metalle und namentlich das Gold als Verzierung des menschlichen Körpers. Das Pflanzenreich bietet eine überaus große Fülle von Blumen, Beeren, Bohnen und Schalen; aus dem Thierreich entnimmt der Mensch die Korallen, die Muschelschalen, die Perlen, die Flügeldecken der Käfer, der Schmetterlinge, dann aber besonders die Federn der Vögel, sowie Zähne, Klauen und Gehörn der Thiere, und verwendet sie für seine kosmetischen Zwecke.

Die Producte des Mineralreichs bieten zuvörderst in den farbigen, namentlich weißen und rothen Metalloxyden, wie sie Blei und Eisen liefern, und den durch sie gefärbten Erden, besonders Bolus und Ocker, dem Menschen einen Stoff, womit er seine Hautfarbe verändert. Die Australier bemalen sich mit der weißen Erde Brust und Gesicht und mit der rothen färben sie das Haar. Ebenso machen es die Neger seit Jahrtausenden. Die Orientalen benutzen das Spießglas, das sie Kohl nennen, ihren Augen einen lebhaften Ausdruck zu geben.

Bei weitem wichtiger sind jedoch die farbigen Steinarten. Der Serpentin, Marmor, Alabaster, der rothe und grüne Porphyr, die vielfarbigen Quarze, Jaspis, Jade, Feuerstein und Obsidian kommen an den Ufern der Flüsse und an der Seeküste als abgeglättete und runde, kegelförmige und cylindrische Geschiebe so häufig vor, daß sie schon auf niedern Culturstufen ihrer Farbe oder regelmäßigen Gestalt wegen bemerkt und gesammelt, und als zierendes Anhängsel benutzt werden.

Unter allen Zonen sucht man sorgfältig die Krystalle des Kieselgeschlechts auf, die sich durch schöne Färbung oder hellen Glanz auszeichnen. Vor allem aber liefert Asien, namentlich Indien seit uralter Zeit die herrlichsten Rubine, Saphire, Topase und Smaragden, von denen ich nur die kostbaren rothen Rubine erwähnen will, welche der französische Juwelir Tavernier beschreibt, der im 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vierzig Jahre lang den Orient und besonders auch Persien und Indien bereiste. Auch unser deutsches Vaterland liefert Edelsteine; so findet man am Rhein schöne Achate und Chalcedone, in Sachsen Topase, Amethyste, weiße Kiesel, in Schlesien Chrysoprase und in Böhmen und Tirol Granaten, Karneole. Nur der Türkis ist dem Orient eigen, der sich vorzugsweise in den Türkisgruben von Meschid in Persien findet. Das Aufsuchen, Schleifen, Fassen und Durchbohren dieser Edelsteine macht einen bedeutenden Erwerbzweig aus, und der Handel damit setzt den fernsten Osten mit dem Occident in Verührung. Vorzugsweise sind es die Armenier, welche in Bokhara, Jekateeinburg, Nishnij-Nowgorod und Leipzig die kostbaren Steine zum Verkauf bringen, und in ihren unscheinbaren Kleidern oft sehr bedeutende Schätze bergen.

Die Bearbeitung der Edelsteine zu Schmucksachen hat auch die Kunst in Anspruch genommen und Werke hervorgebracht, die sich namentlich durch ihre Dauerhaftigkeit empfehlen. Schon die Culturvölker der alten Welt, Aegypter und Babylonier und Perser, vor allen aber Griechen und Römer, bearbeiteten die Edelsteine zur weitern Verzierung des Goldschmuckes aller Art, und es ist noch eine reiche Anzahl der reizendsten Kunstwerke des Alterthums in Edelstein erhalten; man verwendete die Edelsteine vorzüglich für Fingerringe, und mit solchen gelangten sie dann in das christliche Mittelalter und auf die neue Zeit. Da man im Mittelalter sich wenig um die Bedeutung der auf den Gemmen dargestellten Gegenstände bekümmerte, oder ihnen wol gar eine christliche Auslegung gab, findet man an Reliquienkästen, Monstranzen und Kirchenbechern, sogar an Waffenstücken, oftmals antike Gemmen zur Verzierung angebracht. So sah man z. B. an dem berühmten Sarkophage der heiligen Elisabeth zu Marburg nicht weniger als 824 Edelsteine, Saphire, Smaragden, Amethyste, Hyacinthen, Onyxe, Karneole und Chalcedone, worunter eine große Anzahl der trefflichsten Gemmen und Kameen, von zierlicher römischer und orientalischer Arbeit.*) Auf diese Art wurden viele Gemmen den Kunstfreunden erhalten, wie denn allein die königlich preußische Gemmen-Sammlung zu Berlin gegen 5000 antiker geschnittener Steine besitzt.**)

Der kostbarste Schmuck, den der Mensch zu seinem Schmucke aufsucht, ist der Diamant oder der concentrirte reine Kohlenstoff, der, wenn er ganz farblos, dennoch in allen Farben schimmert, am gesuchtesten ist. Er findet sich, wenn auch nur in kleinem Format, in aufgeschwemmten Land, in Schichten von eisenflüssigem Thon und Sand, unter Geröllen, an Abhängen und in Schluchten der Sandsteingebirge, im Sande der Ebenen und Flüsse. In Golkonda hat man Diamantgruben, wo der Stein in erdigen Schichten vorkommt, welche das Gebirge durchziehen;

*) Fr. Creuzer, „Zur Gemmenkunde antiker geschnittener Steine vom Grabmale der heil. Elisabeth in Marburg" (Leipzig und Darmstadt 1834).

**) E. H. Toelken, „Erklärendes Verzeichniß der antiken vertieft geschnittenen Steine der königlich preußischen Gemmensammlung" (Berlin 1835).

Digitized by Google

in Sukodono auf Borneo wird er am Flußufer, ja durch Taucher aus dem Flusse selbst heraufgeholt. In den Ebenen der brasilischen Provinz Capitania Minaß Geraes werden die Diamanten durch Negersclaven aus dem Sande gewaschen. Der Handel mit den Diamanten an Ort und Stelle, wo sie gefunden werden, findet in Borneo, in Häusern auf eine ganz eigenthümliche Weise statt. Die Kaufleute, die oft nur mit einem Hüftgürtel bekleidet sind, zeigen sich die Steine und stecken dann ihre Hände unter ein Tuch. Durch Erfassen der vollen Hand oder fünf Finger, einzelner Finger und Fingerglieder, werden die Zahlen ausgedrückt, welche den Preis des Steins enthalten. Und so fordern, bieten und handeln die Kaufleute einer mit dem andern, ohne daß ein Wort gesprochen wird, und ohne daß die daneben stehende dritte Person den Preis des erkauften Edelsteins erfahren hätte.

Der Diamant erscheint in den Lagerstätten theils als Krystall von der Form einer doppelten, drei- oder vierseitigen Pyramide, theils als sechsseitige Säule oder aber, wenn er schon lange durch das Wasser mit anderen Geröllestücken geschliffen worden, als Geschiebe, welches von einer rauhen, farbigen Schale umschlossen ist. Die Kunst gibt ihm dann mit Hilfe des Diamantbrotes oder des von zerstoßenen Diamanten gewonnenen Pulvers seine Gestalt als Brillant, Rosette, Rautenstein, Tafelstein und Deckstein und verwendet denselben für den Schmuck der goldenen Arm- und Fingerreife, Ohr- und Halsgehänge, zur Kopfzierde, zur Verzierung der Kleider und Waffen. Da der Diamant nur selten in größerm Format vorkommt, so kennt man auch die größten Diamanten, die sich auf Erden befinden.

Der größte befand sich im Schatze des Großmoguls, wog 279 1/8 Karat und sein Werth wurde auf sechs Millionen Gulden geschätzt. Es ist der als Kohinur, Lichtberg, bekannte Stein, der gegenwärtig in England sich befindet. Ihm folgte der Diamant im großherzoglich toskanischen Schatze, welcher um die Hälfte kleiner, doch noch über eine Million Gulden werth war. Kaiserin Katharina II. kaufte den Diamanten, der im Thronsessel des Nadir-Schah sich befunden hatte und da den dritten Rang einnahm. Diesem folgte im Werthe der sogenannte Regent der französischen Krone, welcher 106 Karat hatte. Es waren dies sämmtlich orientalische Steine. Der portugiesische Diamant von 215 Karat stammt dagegen aus Brasilien. Bekannt ist ferner der Diamant, den Dr. Beireis in Helmstädt besaß und dessen Größe nur von dem des Großmoguls übertroffen worden sein soll. Seinen Werth schätzte der Besitzer auf zwei Millionen, er fand sich jedoch nach seinem Tode in dessen Nachlasse nicht vor, und man zweifelt daher an der Existenz dieses Steins, den auch Goethe, als er den seltsamen Gelehrten besuchte, nur als einen schönen Kiesel anerkannte.

Nächst den Steinen werden dann auch die Metalle seit uralter Zeit zum Schmucke verwendet, und vor allen das kostbarste und schönste, das nie vom Roste berührte Gold. Schon die Neger, die seit Jahrtausenden, solange die Geschichte sie kennt, auf derselben niedern Culturstufe standhaft beharren, waschen das Gold aus dem Sande ihrer Flüsseufer aus, theils um es auf ihre mit Fett bestrichene Haut zu streuen, theils um allerlei Dinge daraus zu fertigen.

Das Gold kommt theils gediegen, in Geschieben, die oft noch die krystallinische Form zeigen, theils eingesprengt und anhaftend in Quarz und andern Gesteinen vor, und gibt sich dem Menschen durch seine Farbe kund. Es ist nach dem Blei das weichste der Metalle, dabei aber auch das zäheste, wie denn eine Unze Gold zu einem Faden von 1,095,000 Faden Länge, oder mehr als tausend vierzigzölligen Blättchen ausgedehnt werden kann; dabei ist es so fest, daß, um einen linienstarken Goldfaden zu zerreißen, eine Kraft von 16 Pfund angewendet werden muß.

Alle diese Eigenschaften machen das Gold zu einem Stoffe, der sich vorzüglich zur Verwendung als Schmuck eignet. So tritt den das Gold unter den Negern von Afrika, bei den Culturvölkern Amerikas, namentlich bei den Otolteken und den Peruanern, bei den Hindu und Chinesen, den Aegyptern, Persern, Griechen und Römern, den Celten und Germanen und allen europäischen Völkern von der ältesten Zeit an bis in die neueste auf. Es erscheint nicht allein als ein selbstständiger Schmuck, besonders als Ring in der verschiedenartigsten Gestalt, sondern es wird auch, eben wegen seiner großen Dehnbarkeit, zur Veredelung und Verschönerung anderweiten Schmuckes, der aus geringerm Stoffe gefertigt ist, angewendet. Die Völker des alten Amerikas wie der alten Welt kannten schon früh die Kunst der Vergoldung auf anderm Metalle, Holz, Leder, Linnen, Stein, ja die alten Aegypter vergoldeten sogar die Gesichter und andere Körpertheile der Mumien vornehmer und reicher Personen.

Man begnügte sich in der Urzeit, das auf der Erdoberfläche in Körnern und größern Geschieben zerstreute Gold aufzusammeln; dann suchte man, wie noch heute die Neger, im Sande der Flüsse und gelangte, dem Laufe derselben entgegengehend, in die Gebirge, aus denen die Gewässer den Goldsand herausbringen. Schon die alten Aegypter hatten einen sehr künstlichen Goldbergbau, sie gruben Stollen ins Gebirge und suchten die goldhaltigen Gänge auf, brachten die Erze zutage, zerkleinerten sie und wuschen das edle Metall heraus, daß sie dann in Schmelztiegeln reinigten. Die Bearbeitung dieser Goldgruben wurde durch Verbrecher besorgt, deren Loos mit den Arbeitern in den sibirischen Bergwerken auf gleicher Stufe gestanden zu haben scheint (s. „Diodor von Sicilien", Bd. III, S. 11).

Das Silber ward ebenfalls schon in früherer Zeit als Stoff zu Schmucksachen verwendet, ebenso das Kupfer und Zinn. Am seltensten bedient man sich des Eisens und des Bleis zu diesem Zwecke, doch finden sich in Oberäthiopien mehrere Volksstämme, namentlich die Elliabs und Barys, deren Arm- und Fußringe aus Eisen bestehen.

(Ein zweiter Artikel: Schmuck aus dem Pflanzen- und Thierreich, in nächster Nummer.)

Tycho de Brahe.

Hoch auf dem Wartelthurm zu Prag,
Da lehnt der Astronom,
Und schaut, wie in der Liebsten Aug',
Tief in den Himmelsdom.
Das ist ein Funkeln, Flimmern rings,
Ein ewig goldnes Glüh'n,
Als sollte all' die Herrlichkeit
Der Weltennacht erblüh'n.

Doch unten durch die Straße zwängt
Sich ein verwegnes Paar;
Dem sprüht zu hell der Sterne Schein,
Dem ist die Nacht zu klar.

Digitized by Google

Der Eine reißt mit nerv'ger Hand
Die Thüre aus dem Schloß,
Der And're stürmt den Wendeisteg
Mit manchem derben Stoß.

Zur Warte eilen sie hinan:
Sie sind dem Schlupfloch hold,
Der Hohlweg ist ihr Lieblingspfad —
Es gilt ja Gold, ja Gold.
Schon dröhnt ihr Schritt im Saal zuhöchst.
Der weite Raum scheint leer,
Nur aus der Ecke, regungslos,
Strahlt es so gülden her

Auf diesen Schein mit schneller Hand
Tappt froh der Gaudieb zu.
Er faßt's — er hält's — er zieht's an sich —
Doch läßt er's los im Nu.
Es fähret dem Kämpen durch den Leib
Wie Donnerschlag ein Graus,
Denn aus der Ecke stürzt ein Mann
Gebietrisch-kühn heraus:

„Laß los, du Schurke! Sonsten muß
Mein Schwert gezücket sein;
Denn was du hältst, ist nicht für dich,
Das ist die Nase mein.
Die goldne Nase, die ich mir
In meinen Tiegeln briet,
Seit mir die wahre vom Gesicht
Ein tapfer Degen schnitt."

Die Diebe flieh'n erschrecket hinweg —
Der Brahe athmet auf,
Und spricht, das Auge zugewandt
Dem ruh'gen Sternenlauf:
Dort oben Du! Trug ich zu hoch
Die eigne Nase je,
Dir sei's gedankt, daß ich annoch
Mit Lust die goldne seh'. F. V.

Bericht
über das naturhistorische Landes-Museum von Kärnten.

(Fortsetzung)

Bibliothek.

Für diese langten ein: Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. 3.—5. Bd., von der Direction dieser Gesellschaft. — Fortschritte der Physik. V.—VII. J., von der physikalischen Gesellschaft zu Berlin. — Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 9. Bd., von der gen. Gesellschaft. — Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westphalens, von dem gen. Vereine. — Berichte der oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. I.—III. H., von der genannten Gesellschaft. — Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogthume Nassau. 1.—9. Bd., von diesem Vereine. — Correspondenzblatt. 1.—7. Jahrg., und Abhandlungen des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg. 1.—3. H., von diesem Vereine. — Berichte des naturforschenden Vereins zu Bamberg I. u. II., durch Hrn. Dr. Funk. — Denkschriften der k. botanischen Gesellschaft zu Regensburg, von dieser Gesellschaft. — I. u. II. Jahresbericht des Wiener-Vereins, eingesendet von der Direction des Vereins. — Das Berg- und Hüttenmann'sche Jahrbuch der Montan-Lehr-Anstalt von Leoben, I. — III. Jahrgang, und das Jahrbuch für den österreichischen Berg- und Hüttenmann. II. — VI Jahrg., vom Hrn. Dir. Tunner. — Jahrbuch der geologischen Reichs-Anstalt, durch die k. k. kärntnerische Landwirthschafts-Gesellschaft. — Zeitschrift des Ferdinandeums. 1.—3. Heft, vom Museum für Tirol und Vorarlberg. — 13. u. 14. Bericht des Museums Francisco-Carolinum in Linz, nebst zwei Abhandlungen über die geognostischen Verhältnisse Oberösterreichs, vom Hrn. Custos Ehrlich. — Verhandlungen des zoologisch-botan. Vereins in Wien. I.—III. B., vom gen. Vereine. — Lotos II. und III. Jahrg. vom naturforschenden Verein „Lotos" in Prag. — Zwei Exemplare des Jahresberichtes über die steiermärkisch-ständische Ober-Realschule 1853, des 42 Jahresberichts des Joanneums und des Programms der ständisch-technischen Lehranstalten zu Graz $1853/_{54}$, von der Direction des Joanneums. — Die geognostische Karte von Tirol, von der Direction des geognostischen Vereins von Tirol. — Berichte des inneröster.-geognostischen Vereins. I.—V., von Morlot. Erläuterungen zur geolog. Bearbeitung der VIII. Section der Karte von Steiermark und Illirien, und sechs Abhandlungen von demselben Verfasser, aus dem Jahrbuch der geologischen Reichsanstalt; und Ehrlichs geognostische Wanderungen im Gebiete der nordöstlichen Alpen, vom geognostischen Verein von Steiermark. — II. u. III. Programm des k. k. Gymnasiums von Klagenfurt, von der Direction. — I. u. II. Jahresbericht, der k. k. Unter-Realschule von Klagenfurt, von der Direction. — I. u. II Jahresbericht; Bericht über die Eisenindustrie Kärntens, und zwei Berichte über die Dran von der kärntn. Handels- und Gewerbe-Kommer. — Liebig's Handwörterbuch der Chemie. 5. Bd, von Hrn. Dr. Burger. — Poggendorf Annalen der Physik und Chemie, 1852 u. 1853, von Hrn. Joh. Prettner. — Agricola. 12 Bücher vom Bergwerk. Basel, 1557; Lazari-Erkers Erz-Probir-Buch, Frankfurt, 1672; Fr. Kapf: Beiträge zur Geschichte des Kobolts; Beschreibung des Gebirges und Bergbaues bei Przibram; Partsch: Das k. k. Hof-Naturalien-Cabinet in Wien, von Hrn. Verweser Sebastian Kopfer. — V. Stresleur, über die Natur und die Wirkungen der Wildbäche, orogeaphisch-hydrographische Studien und Abhandlung über Wasserstands-Beobachtungen, vom Hrn. Verfasser — V. Portsch, Katalog der Bibliothek des k. k. Hof-Mineralien-Cabinetes, vom Hrn. Verfasser. — J. Schabus, kristallographische Abhandlungen, und J. J. Pohl. J Schabus, Tafeln zur Vergleichung und Reduction der Barometerstände, vom Hrn. Verfasser. — Carlo Strozzi, Geografia numismatica, vom Hrn. Verfasser. — Oesterreichisches botanisches Wochenblatt, II. u. III. Jahrg., vom Redacteur desselben, Hrn. Alex Skofitsch. — Panorama vom Dobratsch, von Hrn. Preschern, k. k. Landesgerichtsrath. — Generalkarte vom lob.-venet. Königreiche, und zwei Abhandlungen über Cretinismus, aus den medicin. Jahrbüchern des österr. Staates, von Dr. Fr. v. Aichelburg. — R. v. Hauer, über die Gliederungen der Trias-, Lias- und Juragebilde in den östlichen Alpen, vom Hrn. Verfasser. — Massalongo, Monografia dell Dombeyacee fossili, von Hrn. Ritter v. Hänfler, k. k. Ministerialrathe. (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Feed. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 95. Klagenfurt, Dienstag, den 28. November. 1854.

Der menschliche Schmuck.

Culturgeschichtliche Skizzen von Dr. Gustav Klemm.

(Fortsetzung.)

II. Schmuck aus der Pflanzenwelt und dem Thierreich.

Die Pflanzenwelt bietet dem Menschen einen großen Reichthum an Schmuckstoffen dar, der freilich seiner Natur nach bei weitem vergänglicher ist als Stein und Metall, sich aber nicht minder durch glänzende Farben, Wohlgeruch und meist durch schöne, gefällige Form empfiehlt, während die Metalle fast immer formlos dem Menschen sich darbieten. Allgemein beliebt waren stets und überall die zarten Kinder der Flora, die mannichfach schimmernden und duftenden Blüten und Blumen, vom zarten Haideblümchen dem Veilchen, der Nelke bis zur Orangenblüte, Rose und der prachtvollen Kamelie. Der Mensch ist nicht zufrieden mit dem Schönen, was seinen heimatlichen Fluren entblüht, er verpflanzt auch die Gewächse der fernsten Zonen in seine Gärten. So kam die Rose und Nelke aus Persien, die Kamelie aus Japan, die Georgine aus Nordamerika zu uns, um die Locken unserer Damen zu schmücken. Die Blumen werden theils einzeln, theils in Büschen und Kränzen, besonders zur Verzierung des Hauptes angewendet, eine Sitte, die wir schon bei den Naturkindern der Südsee finden, die selten anders als mit Kränzen im Haar und um den Hals oder mit Blumen in den Ohren den Blicken des Europäers sich darstellen.

Nächst Blumen und Blüten benutzt man seit uralter Zeit auch die Blätter, Rinden und andere Pflanzentheile zum menschlichen Schmuck. So finden wir schon bei den alten Griechen und Römern die Blattzweige des Lorber und der Eiche als schönsten, ehrenvollen Schmuck für die Sieger bei den öffentlichen Wettkämpfen und die siegreichen Heerführer und Kriegshelden, wie die feinblättrige Myrte der Ehrenschmuck unserer Bräute ist, sei es nun daß sie zum Brautaltar schreiten oder daß sie zur Gruft getragen werden. Die bohnenartigen Früchte, Beeren und Fruchtkerne wie Coix lacrima, abrus precatorius, die Beeren der Ebereesche u. a. werden auf Schnüren gereiht und um Kopf, Hals und Arme getragen. Aus den harten Schalen der Cocosnuß, aus harten Höhern und Wurzeln schnitzt man Ringe, Knöpfe und Kugeln.

Nicht minder werden die mannichfaltigen Harze, welche die Pflanzen enthalten und die sich gleich den Blumen durch Wohlgeruch empfehlen, zum Schmuck benutzt, indem man sie zu Kugeln dreht und Fruchtkerne nachahmend durchbohrt und auf Fäden gereiht anwendet. So fertigen die Kaffern aus dem Harze einer Euphorbie schwarze, glänzende Perlen und die Südamerikaner, namentlich die Karaiben benutzen das Kautschuk zu gleichem Zwecke, zu welchem auch die Araber das Harz anwenden, indem sie Ringe daraus fertigen, womit sie das Haupt umgeben.

Von besonderer Wichtigkeit aber ist das fossile Harz oder der Bernstein, der seit uralter Zeit den Asiaten wie den Griechen ein sehr beliebter Schmuckstoff war. Der Bernstein oder Agtstein, das gelbe Ambra kommt in großer Menge an den Ufern der Ostsee, namentlich in Preußen von Pillau bis an die Kurische Nehrung vor; die übrige deutsche Nord- und Ostseeküste, dann die Mündung des Glaretto in Sicilien bringen ebenfalls Bernstein, wovon sich in der Mineraliengalerie des königlich sächsischen naturhistorischen Museums eine reiche und belehrende Sammlung findet. Ferner hat man im aufgeschwemmten Lande der sächsischen Lausitz und des ehemaligen Kurkreises ansehnliche, faustgroße Stücke Bernsteins entdeckt und gemeiniglich in der Nähe der Braunkohlenlager gefunden. Das größte Stück Bernstein, welches man je gefunden hat, soll 17 Pfund gewogen und von der Größe eines Menschenkopfs gewesen sein; indessen gehören schon Stücke von einem Pfund Gewicht und reiner Beschaffenheit zu den großen Seltenheiten und man ist froh, wenn die Sortimentstücke, daß heißt die zur Bearbeitung geeigneten, nur nicht unter sechs Loth haben; Tonnensteine nennt man die minder reinen Knöbel; die unregelmäßigen Firnißstein und Schlich diejenigen, welche nur zur Bereitung des Bernsteinfirnisses und des Räucherpulvers benutzt werden können. Der Bernstein wird bei heftigem Sturm von der See an die Küste getrieben und dort mit Netzen gefischt.

Für uns Deutsche hat der Bernstein eine besondere Bedeutung, indem er dasjenige vaterländische Naturproduct war, welches dem Orient und den um den Spiegel des Mittelmeeres gereihten Culturvölkern der alten Welt den ersten Gruß aus Norden brachte. Phönizische und griechische Kaufleute reisten nach den Bernsteinküsten und gaben heimkehrend ihren Landsleuten Nachrichten über das Land und dessen Bewohner, wie z. B. Pytheas zur Zeit Alexander's des Großen. Die Griechen brachten das schöne

Naturproduct mit der Sage vom Phaethon in Verbindung und bezeichnen dasselbe als die Thränen, welche die Schwestern des unglücklichen Sonnenwagenlenkers über dessen frühen Tod vergossen. Der Bernstein ist vielleicht der älteste Handelsartikel, der aus dem Norden nach Süden geführt wird, da er bei allen Culturvölkern der alten Welt ein sehr beliebter und gesuchter Schmuckgegenstand war. *) Die germanischen Völker verbrauchten selbst viel von dem kostbaren Stoffe zu allerlei Anhängseln, die wir daher auch häufig in den Grabhügeln antreffen, welche der Ostsee zunächst liegen und die Vorliebe zu diesem Schmucke hat sich bis heute im Volke erhalten, wie denn z. B. in Westfalen zum Schmucke der Braut eine Halsschnur aus Bernstein gehört, die gemeiniglich als Inventarium auf dem Hofe verbleibt und deren manche seit Jahrhunderten die Beäute geschmückt hat, welche in diesen Hof eingezogen sind.

Das Thierreich bietet dem Menschen nicht minder wichtige Gegenstände des Schmucks dar und es ist kaum eine Classe desselben, die er nicht dazu benutzt hätte. Zuvörderst zu nennen sind die Korallen, namentlich die Blutkorallen, (Isis nobilis), die sich am schönsten und reinsten im Mittelmeere bei einer Tiefe von 12—150 Klaftern finden und daselbst einen rothen fingerdicken, etwa fußlangen Stamm bilden, der zart gestreift ist. Die Koralle wächst meist in Höhlen der unterseeischen Felsen, welche nach der Südseite geöffnet sind. An den Balearischen Inseln, an den Küsten der Provence, Siciliens und Afrikas, in der Nähe von Baeneo und dem Cap Negro, findet man oft ganze Korallenwälder, welche die Fischer aufsuchen, abernten und die in einigen Jahrzehnden wiederum neu emporwachsen. Die Fischer haben Netze an Kreuzstangen, die man an langen Seilen in die Tiefe läßt und in die Höhlen zu bringen sucht. **) Die rothe Koralle wird namentlich nach Asien und vorzugsweise nach Indien und China versandt. Wir sehen auf den chinesischen Vasenbildern sehr häufig auf den Tischen der Damen rothe Korallenzweige in zierlichen Porzellanvasen aufgestellt, oft von Blumen und von Pfauenfedern umgeben. Man wendet sie ferner zur Verzierung der Säbelgriffe und Stöcke an; außerdem wird sie wie in Europa zu Hals- und Armschnüren verarbeitet und größere Stücke in der Weise der Cameen erhaben geschnitten; in Neapel, Livorno und Genua findet man solche Koralleameen in großen Lagern aufgehäuft und sie werden zur Verzierung der Gürtel, Brustbefte und Armspangen verwendet. Kleinere, unregelmäßigere Stücke reiht man auf Schnüren und trägt sie um Hals und Arm.

Die schwarze Koralle (Gorgonia antipathes) findet sich nur in Ostindien und wird daselbst zu Hals- und Armschmuck verarbeitet. Ebenso verarbeitet man auch eine weiße Koralle (Inin hippuris oder Accnerbanium album), die indessen mehr als Gegengift denn als Schmuck benutzt wird.

Besonders beliebten Stoff zur Verzierung liefern die zahlreichen Muscheln und Schnecken, die sich durch die schöne, glatte Form, lebhafte Färbung und die herrlich glänzende Oberfläche auszeichnen. Auf Halsbänder reiht man besonders die kleinen Walzenschnecken oder Voluten, sowie die kleinern Oliven und Cypräen, vor allem die Kaurimuschel, die in Ostindien wie an der tropischen Westküste von Afrika als Geld benutzt wird. *) An den südlichen Seeküsten werden auch die Zahnröhren (Dentalium) auf Schnüren gereiht und als Schmuck getragen.

Größere Muscheln, namentlich das Buccinum werden theils zu Armbändern ausgeschnitten, theils in der Weise der Cameen und Korallen zu kleinen Reliefs verarbeitet, wozu sich ihre faserigen übereinander geschichteten Lagen vorzüglich eignen.

Einen kostbaren, ja nächst dem Diamant den kostbarsten Stoff, den der Mensch zur Verschönerung seiner Person anwendet, bieten die Perlenmuscheln in den Perlen. Wie der Diamant in den Drusen der Gebirgsgänge in tiefster Dunkelheit sich zu dem lichterfüllten Krystalle gestaltet, so wächst die edle Perle in der Tiefe der See in der Schale der Muschel nicht minder geheimnißvoll und ungesehen. Die schönste und kostbarste Perle enthält die erste Perlenmuschel Mytilus margaritiferus, eine ziemlich runde, über eine Hand große Muschel, deren Thier noch nicht genau bekannt ist und sich nur in den ost- und westindischen Seen aufhält. Die berühmtesten Perlenbänke Asiens sind Ormus im Persischen Meerbusen, bei dem Städtchen Maranon auf Ceylan und an der japanesischen Insel Hainom. In Amerika werden Perlen gesucht bei den Inseln Cubagua, Margarita, Santamaria, sowie auch an den Küsten von Mexico. An diesen Orten kommen die Perlenmuscheln auf Bänken in großer Anzahl vor und werden durch Taucher zu gewissen Jahreszeiten aus der Tiefe heraufgeholt. Die Araber an den Piratenküsten und an der Küste von Oman beschäftigen sich alljährlich vom Juni bis September mit der Perlenfischerei und es versammeln sich dann wohl 4300 Boote zu diesem Zwecke daselbst, welche etwa 30,000 Menschen enthalten, die für 400,000 Pfd. Sterling Perlen gewinnen. Den Tauchern werden die Polypen oft gefährlich, ebenso die Sägefische. Der Taucher befindet sich in einem mit 8—40 Mann besetzten Boote, aus welchem er mit einem Kaebe sich auf einem Stein ins Wasser läßt, an welchem der Strick befestigt ist, womit er nach 1 – 1½ Minute aus der

*) S. mein „Handbuch der germanischen Alterthumskunde", S. 20.

**) S. Oken's „Lehrbuch der Naturgeschichte", Thierreich, Bd. I, S. 100 fg.

*) S. Buse's „Vollständiges Handbuch der Waarenkunde", Bd. IV, S. 469.

5—15 Faden tiefen Flut wieder heraufgezogen wird *) Die Araberstämme der Küste treiben diesen Erwerb auf gemeinschaftlichen Gewinn und theilen am Ende der Arbeit den Erlös. In Amerika wurde die Perlenfischerei ehedem durch schwarze Sclaven getrieben. Nächst der See enthalten aber auch manche Flüsse Perlenmuscheln, die Mya margaritiferа, mehre Flüsse und Bäche in Böhmen, Franken und Hessen, namentlich die voigtländische Elster in Sachsen enthalten oft sehr große Muschelperlen. **)

Die Perle schätzt man nach ihrer Größe, regelmäßigen Gestalt und Farbe. Die seltensten und daher theuersten sind die kugelrunden, die Stück-, Zahl- und Nettperlen, deren Werth zunächst nach dem Gewicht, nach Gran und Karat bestimmt wird. Samen- oder Lothperlen nennt man die kleinen, unvollkommenen. Nach der Gestalt benennt man die ungestalteten Kropf-, Break-, Kanten-, Pauken- und Monstreperlen. Die schönsten Perlen müssen eine silberhelle Farbe haben, deren Nüancen, wie beim Diamant, nach dem Glanze oder Wasser berechnet werden. Die Seeperlen sind stets die besten und unter diesen behaupten die orientalischen den ersten Rang; unter den Flußperlen sind die schlechtesten die russischen, die namentlich im Dniepr gefunden werden und wenig besser als Krebsaugen sind. Bemerkenswerth ist, daß die Perlen, besonders die amerikanischen und die Flußperlen, allmälig ihre Schönheit, namentlich den Glanz verlieren. Man schätzte schon im Alterthum die Perlen als Schmuck und bezahlte sie mit außerordentlichen Summen, wie denn die Perle, welche Kleopatra in Essig auflöst dem Antonius vorsetzte, 300,000 Thaler werth war. Papst Leo X. kaufte von einem venetianischen Juwelier eine Perle für 88,000 Thaler und Tavernier sah ein Perle, die aus Ormus stammte, deren Werth 400,000 Thaler war. ***)

Die kleinern Perlen trägt man seit langer Zeit besonders als Hals- und Armband oder auch als Haarschnur. Größere werden in Gold gefaßt und so besonders in den Ohren oder auch mit andern Goldschmucke verbunden als Diadem und Spange angewendet.

Nächstdem wird aber auch die Schale der Perlenmuschel zu vielfachem Schmucke verwendet, indem man damit metallene Spangen und Ringe mehrfach verziert.

Selbst die Insecten müssen dem Menschen zur Verschönerung dienen. Aus der südlichen Provinz werden alljährlich eine Menge sehr großer und schöner Schmetterlinge nach China eingeführet und dort zum weiblichen Kopfputz verwendet (s. Hyakinth, „Die Mongolei", S. 109) Der Juwelenkäfer Brasiliens (Entimus imperialis), der gegen einen Zoll lang wird und dessen schwarz und goldgrün gestreifter Körper wie mit Brillanten übersäet ist *), während die Füsse wie Goldfranzen schimmern, wird wie ein Edelstein in den Haaren, den Ohrgehängen und Halsketten von den Damen seiner Heimat getragen. Die goldgrünen, mit Wellenfurchen gestreiften Flügeldecken des Buprestis gigantеus tragen die Eingebornen von Surinam, Jamaica und Guinea in den Ohrgehängen.

Die Fische bieten dagegen, wenn wir manche Fischschuppen ausnehmen, die zur Anfertigung unechter Perlen benutzt werden und die Zähne des Brassen, die man als Verzierung von Fingerringen in Malta anwendet, keinen besonderen Schmuck des Menschen dar.

Dagegen bietet unter den Amphibien die Schildkröte, namentlich Chelonia imbricata in ihrer Decke einen Stoff, der ähnlich der Muschel verwendet wird. Eine Schildkröte, die wohl anderthalb bis acht Centner schwer ist, liefert nur dreizehn Blätter Schildpatt, die zusammen nur drei bis acht Pfund wiegen. Der Fang der Thiere, die Bearbeitung und Verhandlung des Materiales gewähren vielen Menschen Beschäftigung. **)

Die schöngefärbten Federn der Vögel werden gleich den Blumen unter allen Zonen zum menschlichen Schmucke verwendet. Schon auf den niedern Culturstufen finden wir als den vorzüglichsten Kopfputz der Krieger einzeln oder zu mannichfach gestalteten Büschen und Hauben zusammengeordnete Federn, namentlich der großen Raubvögel. In der Südsee werden die bunten Federn der Papageien zu Schnüren, Halsbändern, Perücken, Hauben, ja ganzen Schurzen und Mänteln verarbeitet, indem man die Federn auf ein aus Pflanzenfasern gefertigtes Netz befestigt. Ferner fertigt man in Brasilien aus Federn künstlicher Blumen, welche die Damen als Schmuck tragen, die ihre Ohren und Haargeflechten oftmals mit einem ganzen goldschimmernden Colibri verzieren, sowie ja auch europäische Damen einen ganzen Paradiesvogel ins Haar befestigen. In Südamerika fertigt man aus den Federn des Pfefferfressers, der Papageien und Kakadu farbenreiche Halskragen. Als Kopfputz verwendet man auch in Europa die Federn der Reiher, Marabuts oder Riesenstörche, des Kranichs und des Strauses, welchem letztern deshalb in den afrikanischen Steppen emsig nachgestellt wird. Die Pfauenfedern werden namentlich in China und Ostindien zu mancherlei Schmuck, besonders zu Anfertigung von Sonnenschirmen und Luftwedeln benutzt. Auf den niedern Culturstufen werden auch Schnäbel und Klauen der Vögel zur Verzierung des Armes und Halses angewendet, wie denn z. B. die Neu-

*) S. meine „Culturgeschichte", Bd. IV, S. 143; Oken's „Lehrbuch der Naturgeschichte", Thierreich, Bd. I, S. 360.

**) S. Oken's „Lehrbuch der Naturgeschichte", Thierreich, Bd. I, S. 321.

***) S. Oken's „Lehrbuch der Naturgeschichte", Thierreich, Bd. I, S. 365 fg.; Buse's „Vollständiges Handbuch der Waarenkunde", Bd. IV, S. 480.

*) S. Oken a. a. O., 1642.

**) S. Buse's „Vollständiges Handbuch der Waarenkunde", Bd. IV, S. 513.

Digitized by Google

seländer ganze lebendige Vögel in ihre weit ausgedehnten Ohrlappen zu stecken pflegen.

Die Säugethiere gewähren dem Menschen verhältnißmäßig den wenigsten Stoff zu Verzierungen, am meisten noch in ihren festen Theilen, den Stacheln, Gehörnen und Zähnen. Die Kiele des Stachelschweins trägt der Neger als Nadel im Wollenhaar, während der Amerikaner sie spaltet, färbt und seine Lederkleider und Jagdtaschen damit zierlich ausnäht. Die Zähne der Affen, Tiger, Unzen, Löwen, Schakale, Wölfe, die Klauen der Bären reihen die wilden Stämme in Amerika wie in Afrika und Borneo auf Fäden und tragen sie sowohl zur Zier wie zum Schutz gegen böse Geister an Hals und Arm. Die kostbarsten Zähne sind unstreitig die der Elefanten, sowohl der afrikanischen als auch jene fossilen Elfenbeinzähne, welche seit uralter Zeit aus dem Boden Sibiriens ausgegraben werden. Das afrikanische Elfenbein wird dem indischen, der weißen dauernden Farbe wegen, vorgezogen. Die ostafrikanischen Völker fertigen seit uralter Zeit aus dem Elfenbein Armringe, welche schon in ihren Darstellungen auf den altägyptischen Monumenten sich abgebildet finden und die daselbst ganz denjenigen gleichen, welche neuere Reisende am weißen Nil, 4° n. Br., gefunden haben. In China, Persien und Europa verwendet man das Elfenbein zu künstlichen Ketten, zur Verzierung der Waffen und Geräthe, während es auch in der höhern Kunst ein Material liefert, das man vergleichungsweise den animalischen Maemor nennen könnte.

Andere feste Theile der Säugethiere, wie die Klauen und Haare, verwendet man als Schmuck, als Arm- und Halsring und Kopfzierath, so namentlich den Roßschweif, der zu allen Zeiten ein Schmuck der Krieger war, bei den alten Griechen wie bei den Cirassiern der Napoleonschen Garde und deren Gegnern, den preußischen und braunschweigischen schwarzen Reitern. Benutzen doch selbst die Neger und die wilden Steppenjäger Nordamerikas den Roßschweif als eine Verzierung, die sie in getreuer Nachahmung der Natur am Hintertheile des Körpers befestigen. Endlich werden auch aus den Knochen der Thiere theils selbstständige Schmucksachen, z. B. Stäbchen gefertigt, die man in der Nasenscheidewand oder in den Ohren trägt, theils werden sie zur Nachahmung von Elfenbeinschmuck angewendet.

So hätten wir denn eine kurze Uebersicht über diejenigen Naturproducte, welche der Mensch auf den verschiedenen Stufen der Cultur zum Schmucke seines Körpers anwendet. Allein er begnügt sich nicht damit, sondern schafft sich neue Stoffe, die indessen größtentheils eine Nachahmung der Naturproducte, namentlich der kostbaren und seltenern sind. Von ihnen in einem nächsten Artikel. (Ein dritter Artikel demnächst.)

Bericht
über das naturhistorische Landes-Museum von Kärnten.

(Schluß.)

Außer den im Jahrbuch des Museums aufgezählten regelmäßigen Beiträgen der Mitglieder und Theilnehmer des Museums sind hier hervorzuheben: der Jahresbeitrag von 50 fl. von Hrn. L. Prettner, Bleigewerk zu St. Leonhard bei Villach, und ein außerordentlicher Beitrag von 150 fl. zu Anfang des Jahres von dem Vorstand des Museums Hrn. Paul Fr. v. Herbert gewidmet. Die wirksamste Unterstützung wurde dem Institute abermals durch die Großmuth des h. Landtags-Ausschußes, der einen außerordentlichen Beitrag von 500 fl. zur Deckung der Kosten für die Herausgabe des Museums-Jahrbuches und der Erweiterung der Aufstellungen widmete.

Durch all diese von so vielen Seiten dem Museum zugekommenen Spenden für seine Sammlungen und zur Deckung der Kosten seiner Erhaltung war es im Stande, einen neuen Theil seiner bei der Gründung des Institutes vorgezeichneten Bestimmung zu verwirklichen. Es wurde damals schon als ein sehr geeignetes und höchst wünschenswerthes Mittel für Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und Bestrebungen anerkannt, die im Lande befindlichen Lehranstalten mit den dem Studium der Naturgeschichte unentbehrlichen Sammlungen zu versehen. Das Museum nahm es mit in seine Aufgabe, nach Möglichkeit den ihm in dieser Beziehung bekannten Mangel abzuhelfen. Daß es diese Wirksamkeit bereits im vorigen Jahre beginnen konnte, verdankt es seinen zahlreichen Wohlthätern. Es gingen vom Museum aus:

1. Eine oenitkologische Sammlung zur Vertretung der wichtigsten Gattungen in 30 Stücken an das k. k. Staats-Gymnasium zu Klagenfurt;

2. eine eben solche an die k.k. Unterrealschule in Klagenfurt;

3. eine eben solche an die k. k. Unterrealschule in Villach;

4. eine um einige Arten kleinere an das Unter-Gymnasium zu St. Paul;

5. eine Mineraliensammlung von 449 Exemplaren an die k. k. Unterrealschule in Klagenfurt;

6. eine etwas kleinere Sammlung von Mineralien und den wichtigsten Felsarten an die k. k. Unterrealschule in Villach;

7. eine Zusammenstellung einiger dem Gymnasium zu St. Paul fehlenden Mineralien an das hochw. Stift St. Paul;

8. eine geognost. Sammlung von fünfzig Felsarten an das k. k. Gymnasium zu Klagenfurt, und

9. eine geognostische Sammlung der wichtigsten Felsarten an die Privatbergschule zu Bleiberg.

Das Jahrbuch des Museums ist mit dem 3. Jahrgang eben im Druck und enthält Abhandlungen der Hrn. E. Josch, k. k. Landrechts-Präsident, Schaschl, V. Kohlmayer, Pfarrer, L. v. Hueber, Secretär der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft zu Salzburg, J. Prettner, und vom Museums-Custos nebst einigen kurzen Mittheilungen.

Die naturwissenschaftlichen Abendversammlungen wurden wie jedes Jahr während der Wintermonate fortgesetzt, und es betheiligten sich außer dem Custos die Hrn. J. Prettner, Dr. Heinrich und v. Ruthner mit Vorträgen naturwissenschaftlichen Inhalts. Durch seine Lehrkräfte: J. Prettner, Dr. Heinrich und den Custos hat das Museum ferner unentgeldlich sich bei dem vor 2 Jahren in's Leben getretenen Mädchen-Institute mit Vorträgen über Naturlehre, Naturgeschichte und Ethnologie betheiligt, und über Geognosie wurden am Museum selbst durch den Custos regelmäßige Vorträge während der Wintermonate gehalten. Außerdem wurden die geognostischen Forschungen im Lande fortgesetzt und die Resultate dieser Erhebungen werden in den nächsten Jahrbüchern bekannt gegeben werden. Möchte es mit dem Geschehenen Jenen, welchen die Wirksamkeit der Anstalt anvertraut wurde, gelungen sein, den in sie gesetzten Erwartungen entsprochen, und dem Museum die Freundschaft und Unterstützung erhalten zu haben, die ihm bisher in höchst erfreulich zunehmendem Grade von allen Seiten zu Theil geworden ist.

Klagenfurt, am 22. October 1854.

Das Museums-Comité.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 96. Klagenfurt, Sonnabend, den 2. December. 1854.

Literarisches.

„Die Industriellen." Roman von Adolf Ritter v. Tschabuschnigg. Zwickau, 1854. Verlag von Gebrüder Thost. 1. Band 243, 2. Band 183 Seiten stark.

Obwohl die geehrten Leser der Carinthia vor beiläufig einem Jahre mit Aufmerksamkeit und steigender Spannung den ziemlich vollständig mitgetheilten Auszug aus obigem Romane in dem genannten Blatte gelesen haben, halten wir es doch für unsere Pflicht, da nun das Werk im Druck erschienen ist, ein Wort der Anerkennung darüber auszusprechen, nicht weil Tschabuschnigg unser Landsmann ist, sondern weil des Buches edle Tendenz:

„Ehre der Arbeit"

mit so haarscharfen, naturgetreuen Zügen ausgeführt wird, daß man an die besten Muster der deutschen Romanliteratur des jetzigen Decenniums erinnert wird.

Wie der geehrte Herr Verfasser in der Vorrede selbst sagt, steht der vorliegende Roman mit seinem frühern Romane: „Der moderne Eulenspiegel", nur insofern im Zusammenhange, daß er dieselbe Weltauffassung, die dort an Künstlern und Frauen dargelegt wird, an den Industriellen zur Anschauung bringen will. Es bildet somit dieses Buch ein abgesondertes, von jenem ganz unabhängiges Ganze

Als Hauptpersonen, die in das Thatsächliche des Romans eingreifen, treten aus dem Rahmen des Gemäldes hervor die Fabrikanten Absolon, Adam und Korvinus, Katharine, Absolons Haushälterin, und das Arbeiterpaar Marianne und Siegfried.

Das glückliche, nur vorübergehend getrübte Liebesverhältniß zwischen Emmeline, der Tochter Christofs, und Oswald, seinem Ingenieur, wird mehr episodisch behandelt.

Wünschenswerth wäre es allerdings, daß der besonnene und intelligente Fabrikant Christof mehr in den Vordergrund heraustrete, allein die mit Umsicht angelegte Oeconomie der Handlung scheint dies nicht zu gestatten.

Mit all' der Liebe einer edlen Begeisterung für das Schöne, es mag in den höchsten oder untersten Schichten der Gesellschaft vorkommen, ist das treue, bis in den Tod bewährte Paar Siegfried und Mariannr hingestellt. Arme, schöne Proletarierin, getragen vom elastischen Gefühle des Stolzes, weißt du all' den Verlockungen und Versuchungen der gleißnerischen Schlange Absolon zu widerstehen, um dein reines Herz mit seinem Frühling voll Rosen dem aus dem Zuchthaus zurückkehrenden, aber schuldlosen Arbeiter Siegfried zuzutragen.

Als einer der größeren Schönheiten des Buches müssen wir die Seite 73 u. f. w. 1. Bandes erzählte Geschichte Adams erwähnen. Sie verräth ein tiefes, psychologisches Studium des unergründlichen Menschenherzens, und geht mit lindem, aber sicheren anatomischen Messer in die Schwächen desselben ein. „Er hatte", heißt es mit schlagender Kürze, „seine Jugend in trockenen Geschäften aufgezehrt, jetzt überkam ihn im gereiften Alter der dunkle Drang, die Schwermuth und all der rastlose Ungestüm der Jugend. So rächte sich die unvermeidliche Göttin an ihrem Verächter."

Sehr beherzigenswerth ist ferner die aus dem Leben gegriffene Schilderung des Zustandes unserer Volksschullehrer, so wie des Verfassers Vorschläge zur Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Reichthum und Armuth, Capital und Arbeit.

Auch an Zügen markigen, lebensfrischen Humors fehlt es nicht. Wir rechnen unter andern hieher das mit eben so viel Laune als Geschick erzählte Jagdabenteuer des jungen Grafen Habicht.

An der Gräfin Mutter Habicht ist die gesammte Sippschaft des nichts besitzenden, retrospectiven Adels, der Alles verloren, und nichts gelernt, repräsentirt. Wir wurden mit Heiterkeit an Kotzebue's Don Ranudos de Colibrados erinnert.

Wie es denn nichts Vollkommenes unter der Sonne gibt, so hat auch dieses Buch seine Schattenseiten, und von uns, die wir in freundschaftlichen Beziehungen zu dem Herrn Verfasser stehen, würde es nur parteiisch sein, wollten wir dieselben verschweigen. Wir übergehen den Umstand, daß uns das von Absolon veranlaßte Erscheinen Katharinens, seiner Haushälterin, Mitwisserin und Mitgenossin seines an Mariannen begangenen Verbrechens, bei der Preisvertheilung für Arbeiter nur ungenügend motivirt erscheint, und wenden uns zum Schlusse des Buches. Der Roman hat mit dem 5. Capitel des 2. Bandes seinen Gipfelpunct und Ende erreicht.

Mit erschüttertem Herzen, mit naßen Augen sehen wir Mariannen in dem Augenblick, wo die Nachtluft den Papierstreifen über das Feld verweht, der sie zur Erbin

des von Adam hinterlassenen beträchtlichen Vermögens einsetzt. — immerhin, wozu brauchte sie noch irgend ein Glück auf Erden, seit ihr geliebter Siegfried beim Aufstand von den Landjägern getödtet, im grünen Walde, in der schönen Einsamkeit der Natur, wo er selbst ein Grab sich gewünscht hatte, von ihren Händen verscharrt, begraben liegt. Das ist der teuflische, aber natürliche Schluß dieses Romans. — Daß uns aber im sechsten wie hinzu geleimten Capitel der insipide Fabrikant Korvinus noch einmal begegnet, daß uns die gemeine Denunziantenseele des Arbeiters Spatz noch einmal zwischen die Füße läuft, das stört uns. — Und nun vollends der zu weit getriebene Hohn mit Alba Rosa's Gebeinen. Laßt die Todten rub'n!

Exemplare dieses Buches sind in allen hiesigen Buchhandlungen zu haben. P. R...

Der menschliche Schmuck.

Culturgeschichtliche Skizzen von Dr. Gustav Klemm.

(Fortsetzung.)

III. Kunsterzeugnisse.

Der plastische Thon gehört zu denjenigen Naturproducten, deren sich der Mensch schon auf den frühesten Stufen bemächtigt, um sich Gefäße, Geräthe und andere Dinge für seine Zwecke zu fertigen, welche die Natur entweder nicht so, wie er sie braucht, oder doch nicht in hinreichender Anzahl, Gestalt und Größe liefert. Der plastische Thon findet sich überall und lader durch die Leichtigkeit, womit er sich bearbeiten läßt, zur Benutzung ein. Schon auf sehr tiefen Culturstufen finden wir thönerne Schalen und Töpfe und thönerne Schmuckfachen. Auf den Pelewinseln treffen wir Arm- und Halsschnüre aus gebranntem Thon, ebenso in den Urnen der alten Urbewohner von Deutschland an, letztere zum Theil mit Farbe bemalt. Bei weiterm Fortschritt der Töpferkunst kommt die Erfindung der Glasur auch diesem Thonschmuck zu Gute, und so finden wir unter andern in den Grabstätten Aegyptens jene unendliche Menge von glasirtem Thonschmuck, der in den ägyptischen Museen Europas aufbewahrt wird. Es sind dies theils kleine Kugeln oder Perlen, theils Cylinder, theils auch andere Gebilde, welche eine mythologische Bedeutung haben.

Vor allem aber hat die Nachahmung der Edelsteine in Glas seit uralter Zeit wie noch heutigen Tags einen wesentlichen Bestandtheil des menschlichen Schmucks gebildet. Aus den Glasfabriken von Phönizien und Aegypten, China und Ostindien, von Venedig wie von Böhmen wurden alle Lande der Erde mit den verschieden gestalteten und gefärbten Perlen, Cylindern, Tropfen, Kugeln, Würfeln und ähnlichen Körpern versorgt, die nicht allein den edeln Diamant und Rubin, sondern auch alle übrigen Edelsteine nachbilden. Noch heute beschäftigt die Herstellung dieses Glasschmucks Tausende von fleißigen Menschen. In Venedig befinden sich Glasfabriken, welche jährlich 100,000, ja eine halbe Million Pfund Glasflüsse in Scheiben von vier bis fünf Fuß Durchmesser und ½—¾ Linien Dicke absetzen; man fertigt einfarbige, gestreifte und gemusterte Perlen, die bis in das Innere von Afrika, bis Surinam, ja bis an die Südsee ausgeführt werden. Während sie in jenen fernen Landen, dann unter den Landleuten namentlich des südlichen und östlichen Europa auf Schnüre gereiht um Hals und Arm getragen werden, fertigen die europäischen Damen aus diesem Stoff zierliche Strick- und Stickarbeiten.

Das Glas verwendet man ferner zur Nachahmung der theuern und seltenen echten Perlen, indem man dasselbe zu Kugeln bläst, deren Innenseite auf eben so mühsame wie sinnreiche Art dergestalt bemalt wird, daß die unechte Perle den eigenthümlichen Glanz der echten ziemlich täuschend nachahmt. Diese künstliche Färbung bewerkstelligt man durch eine sogenannte Perlenessenz, die aus den Schuppen des Weißfisches (Cyprinus alburnus) gewonnen wird. Um ein Pfund dieser Essenz zu erhalten, bedarf man sieben Pfund Schuppen, wozu indessen nicht weniger als 20,000 Fische erforderlich sind. Diese Art Perlen werden in Böhmen, Frankreich und der Schweiz gefertigt. Unterschieden davon sind die römischen Perlen, welche aus Alabaster bestehen, den man in Wachsmasse taucht, auf welchen eine ähnliche Perlenessenz aufgetragen wird (s. Prechtl's „Technische Encyklopädie", Bd. XL, S. 76).

Sowie man nun die Edelsteine aus andern, minder kostbaren Mineralien nachahmt, so werden auch die edeln Metalle durch Kunst nachgebildet. Vor allem hat der Mensch schon in den frühesten Zeiten das Gold nachgeahmt und daher namentlich eine Mischung von Kupfer und Zinn gewählt, die noch mit andern Metallen wie Silber, Zink, Blei u. s. w. versetzt wird, um eine anderweite Färbung, Biegsamkeit oder Härte zu erzielen. Wir finden die Bronze und den daraus gefertigten Schmuck bei den alten Aegyptern, Griechen, Römern, Celten, Germanen, Tschuden und im Orient, sowie auch bei den Culturvölkern des alten Amerika, den Tolteken, Azteken und Peruanern, ja er hat sich von diesen sogar auf die Caraiben vererbt, obschon diese denselben gegenwärtig nicht mehr herzustellen vermögen. Im modernen Europa, namentlich in Frankreich und den Rheinlanden beschäftigt die Anfertigung und der Betrieb des Bronzeschmucks tausende von Menschen; dieser Gewerbszweig hat sich besonders gehoben, seitdem die vermehrten Ausgrabungen der alterthümlichen Grab- und Wohnstätten in

Digitized by Google

Italien und Deutschland eine Menge geschmackvoller Schmucksachen an das Tageslicht gefördert haben.

Endlich bietet die Nachahmung der Blumen in Papier, Seide, Linnen und Baumwollenstoff für die Bevölkerung der großen Städte Europas einen wichtigen Erwerbszweig dar. Schon im Mittelalter kam man darauf, aus den genannten Stoffen die so leicht vergänglichen Blumen nachzubilden, da es Sitte war, bei fröhlichen, gesellschaftlichen Zusammenkünften Kränze, Schapel genannt, in den Haaren zu tragen, welche oftmals durch Gold und Edelsteine sehr kostbar gemacht wurden. Die neuere Blumenfabrikation begnügt sich nicht damit, die von der Natur gegebenen Formen und Farben getreulich nachzubilden, sie erfindet ganz neue Gestalten, die man Fantasieblumen zu nennen pflegt.

Dies wären denn die vorzüglichsten Naturproducte und Kunststoffe, welche die Menschen zum Schmucke verwenden. Gehen wir nächstens zu der Betrachtung der Schmucksachen selbst und zur Kunst des Schmückens über.

(Ein vierter Artikel demnächst.)

Mittheilungen
des historischen Vereines für Kärnten.

Seit unserer letzten Mittheilung in diesen Blättern ist der historische Verein wieder mit mehreren nahmhaften Geschenken gütigst bedacht worden, welche wir den P. T. Mitgliedern und Freunden des Vereines bekannt zu geben uns beeilen.

a) Herr Anton Graf v. Goëß, der vielfach bewährte großmüthige Gönner des historischen Vereines, hat demselben einen neuen Beweis seiner unermüdeten, hochherzigen, patriotischen Theilnahme gegeben, indem er ihm einen schönen, wohlerhaltenen Flügelaltar aus dem 16. Jahrhunderte mit Holzschnitzarbeit und Gemälden, sammt Mensa, zum Geschenke gab.

b) Von den Herren Gebrüdern Wanggo zu Villach erhielt der Verein eine vorzüglich werthvolle interessante Gabe in einer antiken Fibula aus Silber*). Dieses seltene Prachtstück wurde sammt drei antiken Bronce-Münzen (Divus Augustus, Marc. Aurelius Antonin, und Crispina), welche der Verein gleichfalls als Geschenk empfing, vor 10 Jahren beim Baue des Wanggaschen Hauses am linken Dranufer zu Villach aufgefunden. — Die Fibula wiegt 10½ Loth.

Hiebei beschenkten die großmüthigen Geber den Verein noch mit dem Original-Lehenbriefe von Kaiser Josef II. über zwei dem Josef Wanggo, Färbermeister zu Villach, am 8. Mai 1783 zu Lehen verliehene Hofstätte.

c) Herr Paul Freiherr v. Herbert übergab dem historischen Vereine als Vermächtniß seines Herrn Bruders, Edmund Freiherrn v. Herbert, eine Summe von 50 fl. CM., mit der großmüthigen Erklärung, die Leistung des von dem hochgeehrten Verstorbenen als Mitglied dem Vereine gewidmeten Jahresbeitrages für die Hinkunft auf Sich nehmen zu wollen.

d) Aus dem Nachlasse der zu Ferlach verblichenen Freiin Antonie v. Silbernagl, welche schon bei Lebzeiten dem Vereine in der „Deutschen Encyclopädie aller Künste und Wissenschaften" (Frankfurt a. M. 1778—1807, 24 Foliobände) ein werthvolles Geschenk gegeben hatte, empfing derselbe eine weitere Büchersammlung von 188 Bänden verschiedenen Inhalts.

Wir finden uns angenehmst verpflichtet, den edlen großmüthigen Geschenkgebern den innigsten, hochachtungsvollen Dank im Namen des so reich beschenkten historischen Vereines hiemit öffentlich auszusprechen.

Klagenfurt, am 19. November 1854.

Vom Ausschusse des historischen Vereines für Kärnten.

*) Fibeln (Fibula, Haft zur Befestigung der Kleidungsstücke) aus Gold und Silber, wurden auszeichnungsweise den römischen Soldaten als Belohnungen gegeben.

Notizen.

— In der Kunst, zerrissene Stoffe derart wieder zusammenzusetzen, daß auch keine Spur des Schadens ersichtlich bleibt, scheint ein Hr. Bancelo, der seine Fertigkeit gegenwärtig in Mailand producirt und auch Unterricht in derselben ertheilt, die höchste Stufe erreicht zu haben; er verbindet aber auch das Angenehme mit dem Nützlichen, und in seinem Atelier kann man, wie die „Gazz. di Milano" berichtet, mehrere „Stoffmosaiken" bewundern, die eine Zusammensetzung der kleinsten Lappen und Fasern sind, und täuschend die schönsten Gemälde und selbst Porträte darstellen.

— Scribe hat mit Cherubini, Meyerbeer, Boieldieu, Rossini, Herold, Auber, Halevy und Carafa über eine Million verdient; allein diese Million ist nur eine geringe Entschädigung für alle die Qualen, welche jene Herren den Dichter haben ausstehen lassen. Scribe — so erzählen die „Signale" — sagte einmal sehr naiv von Meyerbeer: „Der Mann macht aus mir einen Trogsel." Alle seine Haare sind bei jener merkwürdigen Arbeit grau geworden, wo er zehn Mal die Sache schreibt und umschreibt. Einmal bringt Meyerbeer ein Libretto zu Scribe und zeigt ihm eine Stelle, wo er eine Romanze einschieben will. „Gut," sagt Scribe, „welchen Rhythmus wünschen Sie?" — „Ich will achtsylbige Verse, wohlgesetzte Poem" — Scribe beeilt sich, die Romanze zu schreiben, und sendet sie an Meyerbeer, der sie ihm sofort mit der Bemerkung zurückschickt, daß die gewählte Form ganz abgeschmackt sei, und er wünsche zehnsylbige Verse. Es handelte sich um eine große Arbeit, und da Scribe nach dem Maße arbeitete, so mußte er sich fügen. Er arbeitete also die Romanze um, und so ging es wohl zehn Mal in einer Woche, bis endlich Meyerbeer das Blatt zerriß und meinte: „Wir zum Teufel konnten Sie behaupten,

Digitized by Google

daß dies Stoff zu einer Romanze sei?" — „Ich habe es ja auch nicht behauptet, sondern Sie!" entgegnete Scribe. — „Wirklich?" sagte Meyerbeer, „nun, so haben wir uns geirrt." — Ein anderes Mal begegnete Meyerbeer Hrn. Scribe auf den Boulevards, und indem er ihn beim Arme nimmt, sagte er ihm geheimnißvoll: „Gestern Abend ist mir eine vortreffliche Idee eingefallen." — „Für unsere Oper?" — „Für unsere Oper." — „Welche Idee denn? — „Ich möchte im vierten Acte alle Personen zugleich auftreten lassen, um ein Septuor zu haben." — „Das ist ja rein unmöglich!" rief Scribe; „die ersten drei Acte sind fertig, und wenn man eine solche Situation will, so muß man sie gleich von vornherein vorbereiten." — „Ohne Zweifel, ich gebe das gern zu. Aber ein Septuor! Bedenken Sie doch, ein Septuor!" — „Nun gut, ich werde das arrangiren", seufzte Scribe, arbeitete sechs Wochen lang an der Aenderung; Meyerbeer nahm das Manuscript, behielt es drei Jahre lang und sagte dann eines Tages zu Scribe: „Nachdem ich reiflich über die Sache nachgedacht habe, sehe ich, daß unser Septuor nicht gehen wird, ich möchte lieber einen Monolog haben." Noch einmal wieder galt es, das ganze Stück umzuschreiben. An jenem Tage hatte Scribe sicherlich Gedanken von Selbstmord im Kopfe. Die Lebensweise Scribes ist seit dreißig Jahren stets dieselbe. Sommer wie Winter steht er Früh um 5 Uhr auf und arbeitet an einem Stehpulte bis Mittag, dann frühstückt er, geht in die Proben oder schmiedet neue Projecte. Und so geht es einen Tag wie den andern. Er hat eine vollständige Liste seiner Theaterstücke, und zwar in alphabetischer Ordnung, angelegt. Als er bemerkte, daß die Buchstaben K, Y und X fehlten, machte er sofort die „Kiasque" für die komische Oper, „Yelva" für das Gymnase und „La Xacarilla" für die große Oper. Das Alphabet ist also heute complet. Die Liste weist 345 Stücke oder 897 Acte auf.

— Vom König von Preußen wurde im Jahre 1843 zum Gedächtniß der tausendjährigen Jubelfeier des Vertrags von Verdun ein Preis für das beste historische Werk gestiftet, das von fünf zu fünf Jahren in deutscher Sprache erscheinen würde. Dieser Preis, bestehend in tausend Thalern Gold und einer goldenen Denkmünze, ist kürzlich zum zweiten Male zur Vertheilung gekommen und zwar hat ihn Oberst von Höpfner für sein bekanntes Werk über den Krieg von 1806 und 1807 erhalten; als Mitbewerber um den Preis fallen Pertz mit dem „Leben Stein's" und Droysen mit dem „Leben York's" vorgeschlagen gewesen sein. — Eine andere Preisausschreibung ist minder erfolgreich ausgefallen. Mitte vorigen Jahres wurde von der Kanitz'schen Buchhandlung in Gera im Auftrage eines ungenannten „Freundes der Tonkunst" ein Preis von 200 Thlrn. auf den besten Operntext ausgesetzt, der bis zum 1. December vorigen Jahres bei ihr eingereicht sein würde; das Preisrichteramt hatten Franz Liszt und Eduard Genast in Weimar und Karl Gutzkow in Dresden übernommen. Wie die gedachte Buchhandlung jetzt bekannt macht, sind nicht weniger als 119 Texte eingelaufen, von denen jedoch die Preisrichter keinen einzigen des Preises würdig befunden haben, so daß letzterer nunmehr ganz zurückgenommen worden ist.

— Professor Kiß in Berlin hat daselbst das Thonmodell einer kolossalen Reitergruppe: „der Kampf des guten Princips mit dem bösen", ausgestellt, an der man ebenso sehr die Kühnheit der Composition, als die Genialität der Ausführung bewundert. — Dem schwäbischen Dichter Hebel, bekanntlich einer der ersten Volksschriftsteller die wir besitzen, soll auf dem Kirchhof zu Schwetzingen, wo er seit 1826 begraben liegt, ein Denkmal errichtet werden; ein anderes wurde ihm bald nach seinem Tode auf der Promenade zu Carlsruhe errichtet. Auch die Holländer wollen einen ihrer berühmtesten Männer, den Mitbegründer ihrer Freiheit, durch ein zu Dordrecht zu errichtendes Denkmal ehren, nämlich den berühmten Filipp van Marnix, den Urheber des berühmten Compromiß von 1565, auch als einer der frühesten holländischen Schriftsteller bekannt; Fischart ahmte ihm seinen „Brentach" nach, und auch das classische Lied von „Willem van Nassouwen" wird ihm zugeschrieben.

— Wir haben bereits den Tod des unter dem Namen Jeremias Gotthelf berühmt gewordenen Pfarrers Bitzius zu Lützelflüh im Schweizer Emmenthale gemeldet. Er starb 57 Jahre alt. Zu Murten geboren, studirte er zu Bern und Göttingen Theologie; seit 1832 lebte er als Pfarrer in Lützelflüh. Kurz darauf trat er auch als Schriftsteller auf. Seine ersten Versuche, wie die ersten Bände der „Bilder und Sagen aus der Schweiz", tragen zum Theil noch ein altromantisches Gepräge; bald jedoch ging er zur socialen Schilderung, insbesondere zur Dorfnovelle über, die er mit tiefster Kenntniß der Zustände und bewundernswerther, wenn auch roher Plastik behandelte. In den letzten Jahren, namentlich seit der Katastrofe von 1848, that er seinem Talent durch forcirte Theilnahme in einseitiger Richtung großen Schaden; Schriften jedoch, wie die in Deutschland wenig gekannten „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", deren erste Hälfte vielleicht das Beste ist, was er überhaupt geschrieben, ferner „Uli der Knecht", „der Geldtag" ꝛc., sowie auch viele seiner kleinern Erzählungen sichern ihm für alle Zeit einen Ehrenplatz in unserer Literatur, auf die er in seltenem Grade eingewirkt hat.

— Beim Pariser Tribunal erster Instanz kam neulich folgender richterlicher Fall vor. Der Director des Café-Concert des Arts, auf dem Boulevard du Temple, hatte eine Künstlerin für 45 Frs. per Woche engagirt, um in seinem Etablissement spanisch und italienisch zu singen, „graziöse Stellungen zu machen" und Castagnetten zu spielen. Eines Abends findet der Director, daß die Castagnetten zu schläfrig gespielt werden, und daß die Stellungen der Grazie entbehren. Er holt also einen Huissier und läßt das Factum zu Protokoll nehmen. Der Huissier, offenbar ein Mann, der sich auf dergleichen Dinge versteht, erklärte in seinem Protokoll: „Ich habe bemerkt, daß genannte Dame sich in ziemlich steifer Manier präsentirt, daß sie diese Haltung während der ganzen Dauer ihres Gesanges beibehalten, ferner auch eine wegwerfende Miene angenommen, kurz, gar nicht gesucht hat, dem Publikum zu gefallen. Und über alles dies habe ich gegenwärtiges Protokoll aufgenommen. „Dieses Protokoll nun ist die Grundlage eines Processes geworden, welchen der Director gegen die Sängerin angestellt hat. Der Richter hat denn auch das Betragen der Verklagten streng getadelt, „in Betracht jedoch, daß der Director in seinem Zorne ihr den unentgeldlichen Genuß von Bier und Caffee, auf welchen alle Künstler Anspruch haben, verweigert hat" weist er beide Parteien ab.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. a. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 97. Klagenfurt, Dienstag, den 5. December. 1854.

Kärntens Betheiligung
bei der Münchner Industrie-Ausstellung und den dabei erfolgten Auszeichnungen.

Es ist bekannt welch ehrenvollen Rang die Industrie Oesterreichs bei der allgemeinen deutschen Industrie-Ausstellung zu München im l. J. behauptet hat, und es muß jeden Oesterreicher erfreuen, zu hören, daß von den 1477 Ausstellern, welche von unserm Kaiserstaate aus München beschickt haben, fast die Hälfte nämlich 668 mit Auszeichnungen von der königl. Ausstellungs-Commission betheilt worden ist.

Auch Kärntens Industriellen haben zu den Ruhm beigetragen, den Oesterreich bei dieser Ausstellung errungen hat, und es wird wohl bei jedem Vaterlandsfreunde lebhaften Anklang finden, wenn das Verhältniß näher gewürdigt wird, in welchem unser Gebirgsland an der Münchner Ausstellung und den Auszeichnungen bei derselben Theil genommen hat.

Aus der unten folgenden Zusammenstellung sind jene kärntnerischen Industriellen zu ersehen, welche nach der Wiener Zeitung mit Auszeichnungen betheilt worden sind. Diese Ereugenschaften gewinnen an Bedeutung, wenn sie mit der Zahl der von Kärnten gemachten Ausstellungen im Verhältnisse zu jener der übrigen Länder in Vergleich gezogen werden.

Von den XII Gruppen, in welche die mannigfaltigen Producte des Gewerbsfleißes bei der Ausstellung eingetheilt wurden, war Kärnten zufolge der Eigenthümlichkeit seiner industriellen Verhältnisse nur bei den Gruppen

I. Mineralien und Beennstoffe u. z.
   1. Eisenerze, Eisen, Stahl, Blech, Draht, roher Eisenguß, durch 17;

III. Chemisch-pharmaceutische Stoffe und Producte, dann Farbwaaren duech 7;

VI. Instrumente durch 1;

VII. Webe- und Wirkwaaren, Leder- und Bekleidungsgegenstände durch 2;

VIII. Metallwaaren und Waffen durch 12; endlich

XII. Leistungen der bildenden Künste durch eine, zusammen daher durch 39 Einsendungen vertreten, welche von 35, Kärnten angehörigen Ausstellern geliefert woeden waren.

Von diesen Gruppen sind alle bis auf die VI. mit Auszeichnungen betheilt worden, und von der Gesammtzahl der kärntnerischen 36 Aussteller ist die Hälfte, nämlich 18 unter den Ausgezeichneten; und zwar wurden zu Theil

die große Denkmünze 4,
die Ehrenmünze 1,
belobende Erwähnung 12,
ehrenvolle Erwähnung 1.

Das Gewicht dieser Auszeichnungen fällt aber noch bedeutender in die Wage, wenn ein Blick auf die übrigen Betheilungen österreichischer Industriellen in den bezüglichen Gruppen geworfen wird.

So entfallen auf die Gruppe I. 1. für Oesterreich nur 3 große Denkmünzen, von denen der kärntnerischen Eisenindustrie allein 2 zuerkannt wurden, so ist in der VII. Gruppe, welche an 550 Oesterreichern, und darunter nur von 2 Kärntnern beschickt wurde, gleichfalls die große Denkmünze auf Kärnten entfallen, und von der Gruppe III, zu welcher im Ganzen 297 Aussteller und davon 66 aus Oesterreich concurirten, während Kärnten darunter nur 7 zählte, entfiel auf die heimatliche Industrie die große Denkmünze und die Ehrenmünze, so sind endlich in der Gruppe VIII, welche von 300 Oesterreichern, davon nur 12 aus Kärnten sich befanden, beschickt ward, 3 Auszeichnungen auf unser Heimatland entfallen. Die Zahl dieser Auszeichnungen wäre überdies, wie wir gerechten Grund haben zu vermuthen, in der Gruppe VII Lederwaaren noch um Eine vermehrt worden, wenn nicht die verspätete Einsendung der allseitig rühmlich anerkannten und bereits bei früheren Ausstellungen mit Auszeichnung betheilten Fabrikate des hiesigen Ausstellers Hrn. Christof Reunee veranlaßt hätte, daß seine Producte von der königl. Commission der Beurtheilung nicht unteezogen werden konnten.

Genug an dem, Kärntens Industrie kann stolz sein auf diese Erfolge.

Verzeichniß der Industriellen Kärntens, welche bei der Industrie-Ausstellung in München wegen ihrer hervorragenden Leistungen Auszeichnungen erhalten haben.

I. Gruppe, Mineralien und Brennstoffe.

1. Eisenerz, Eisen, Stahl, Blech, Draht, roher Eisenguß.

Rosthoen et Dickmann, Eisenpuddlings- und Walzwerksbesitzer in Prevali: Große Denkmünze

wegen Großartigkeit des Betriebes, Vorzüglichkeit des ausgestellten Stabeisens und Priorität in der Eisenfabrication durch Braunkohlen.

Egger Ferdinand Graf v., Besitzer von Walzwerken in Feistritz und Lippitzbach: Große Denkmünze wegen seiner wichtigen Fortschritte in der Bearbeitung des Eisens, Erreichung der höchsten Stufe in Ersparung des Brennmateriols und Vervollkommnung der Erzeugung des Eisendrahtes.

Buchschaidner Eisengewerks-Gesellschaft in Buchschaiden: belobende Erwähnung wegen Verwendung des Torfes beim Eisenfrischproceß.

Gurk, Domstift, Stahlfabrikbesitzer zu Gurk, St. Magdaleno und Pölling, in Klagenfurt: belobende Erwähnung wegen besonderer Güte der ausgestellten Stahlsorten.

Habtmann Anna Maria, Firma: Joh. Nep. Riener's Gewerkschaften in Villach: belobende Erwähnung wegen besonderer Güte ihrer Stahlsorten.

Gustav Graf Egger'sche Werk- und Güterdirection Treibach, dann Gußstahl-, Schmelz- und Hammerwerk, Mairhöfel bei Villach: belobende Erwähnung wegen Güte der ausgestellten Stahlsorten.

Carl Graf v. Christallnigg'sche Güter- und Gewerkschaften-Sequestrations-Verwaltung in Klagenfurt: belobende Erwähnung wegen Vervollkommnung des Betriebes bei der Roheisen-Erzeugung.

2. Gold, Silber, Quecksilber, Blei, Zink, Zinn.

K. k. Beegamt Bleiberg, k. k. Bergamt Raibl: belobende Erwähnung wegen geregelten und verbesserten Betriebes ihrer Bleiwerke und vorzüglicher Qualität des Fabrikates.

Reichsritter Franz Jacomini Holzapfel-Waasen, Firma: Franz Reichsritter Jacominische Hauptgewerkschaft Bleiberg: belobende Erwähnung wegen notorisch vorzüglicher Qualität seines Bleies.

Hollenias Franz Erben, Bleiberg: belobende Erwähnung wegen bekannter vorzüglicher Beschaffenheit ihres Bleies.

III. Gruppe.

Chemische und pharmaceutischr Producte und Farbwaaren und hieher gehörige Vorrichtungen und Maschinen.

1. Chemikalien.

Tscheligi Richard & Comp. in Villach: Ehrenmünze wegen schwunghaften Betriebes der Erzeugung von Bleioxyden und vorzüglicher Qualität derselben.

2. Farben.

Paul und Edmund Freih. v. Herbert, Firma: Franz Paul Herbert in Klagenfurt: Große Denkmünze wegen großartigen Betriebes ihrer seit fast 100 Jahren in vorzüglichem Rufe stehenden Bleiweißfabrication und der Vorzüglichkeit ihrer Producte.

Diez Ernest, Fabrikant in St. Johann bei Villach: belobende Erwähnung für sein Bleiweiß, von guter Qualität bei großem Betrieb.

VII. Gruppe, Webe- und Wirkwaaren, Leder- und Bekleidungsgegenstände.

3. Streichgarnspinnerei, Tuch- und Buckskingfabrication.

Gebrüder Mora in Klagenfurt: Große Denkmünze, vorzüglich schöne, feine, farbige Officierstuche.

VIII. Gruppe, Metallwaaren und Waffen.

6. Waffen aller Art.

Dasch Zacharias, Büchsenmacher und Graveur in Klagenfurt: belobende Erwähnung wegen Ciselirung und Schaftung der ausgestellten Gewehre von billigen Preisen.

Just Ignaz in Ferlach: belobende Erwähnung wegen bedeutenden Gewerbsbetriebes und eigener Erzeugung von complelen Gewehren und Pistolen und großer Billigkeit der theilweise gut und fleißig gearbeiteten Fabrikate.

Pobehelm, Büchsenmacher in Ferlach: belobende Erwähnung wegen der von Jul. Freiherr v. Silbernagel ausgestellten, höchst elegant und fleißig gearbeiteten, reich verzierten und gravirten Gewehre.

XII. Gruppe, Leistungen der bildenden Künste.

1. Plastische Gegenstände.

Gasser H., Bildhauer in Wien (Kärntner), ehrenvolle Erwähnung wegen guter Ausführung seines Modells zu Wielands-Statue.

Der menschliche Schmuck.

Culturgeschichtliche Skizzen von Dr. Gustav Klemm.

(Fortsetzung.)

IV Zur Kunst des Schmückens.

Der schönste Schmuck nach europäischen Begriffen ist die Reinlichkeit; ich sage, nach europäischen Begriffen, denn es gibt noch heute Millionen Menschen auf Erden, deren Körper niemals absichtlich und der Reinhaltung wegen vom Wasser benetzt wird. Die sämmtlichen Bewohner der Polarzone, die Eskimos, Grönländer, Lappen, Samojeden, Tungusen u. s. w., scheuen das Wasser als ein kältendes Element und bleiben lieber in ihren warmen Feder- und Fellpelzen von der natürlichen Fettatmosphäre umgeben. Die mongolischen Horden in den mittelasiatischen Steppen, zum Theil auch die Beduinen in den arabischen und nordafrikanischen Steinwüsten kennen das Wasser kaum als Getränk für ihre Thiere, die ihnen Milch liefern, und würden es für den strafbarsten Luxus halten, wenn sie dasselbe zur Ent-

Digitized by Google

fernung des Schmuzes an ihren Händen und Geſichtern verbrauchen ſollten. Sie erſetzen dieſen Mangel zum Theil durch Butter.

Nur in der heißen Zone, und zwar in den Urwäldern Amerikas, an der Seeküſte und in der gemäßigten Zone bei den Völkern höherer Cultur, wird das Waſſer als Reinigungsmittel allgemein angewandt und durch verſchiedenartige Seifen noch wirkſamer gemacht. Die Botocuden und andere braſilianiſche Stämme, die Mexicaner und Peruaner, die Neger der weſtlichen Seeküſte, die Inſulaner der Südſee und der indiſchen Meere baden ſich täglich, ja mehrmals des Tags, beſonders auch, um ihren Körper abzukühlen und zu erfriſchen. Ueberaus reinlich ſind die Chineſen und Japaneſen, ſowie die Hindu, Perſer und Türken, wie es auch bei den alten Aegyptiern, den Juden, den Griechen und Römern, den alten Germanen und den altamerikaniſchen Culturvölkern der Fall war. Die Geſetzgeber jener Nationen hatten die Reinhaltung des Körpers mit dem religiöſen Cultus in Verbindung gebracht und dadurch die Beobachtung derſelben geſichert.

Die Erhaltung und Erhöhung der natürlichen Hautfarbe hat den Menſchen aber auch noch auf andere als die bloße Waſchung geleitet. Die Bewohner der weſtafrikaniſchen Tropenlande und die Inſulaner der Südſee ſuchen die dunkle Farbe ihrer Haut in der Weiſe zu erhöhen, wie wir unſer Hausgeräth durch den Lack glänzend erhalten. Sie bedienen ſich dazu eines Oels, das ſie aus den Fruchtkernen verſchiedener Palmen, vorzüglich der Cocospalme, zu bereiten verſtehen. Sie reiben damit die Haut ein und erhalten ſie dadurch glänzend und geſchmeidig, machen ſie auch ebenſo dadurch den Biſſen der Inſekten weniger zugänglich.

Die Hottentotten, Kaffern und andere Völker von Südafrika erſetzen das Oel ſowie das Waſſer durch Talg und Fett, worüber ſie ſodann Ocher, Bolüs und gepulverte Kräuter ſtreuen. Die zweckmäßigſte Art, einen derartigen Panzer darzuſtellen, haben unſtreitig die Hottentotten, welche die Haut mit Ruß, Schaftalg und anderen Unſauberkeiten ſorgfältig einreiben und ihr dadurch eine bronzeartige, gelbbraune Farbe verſchaffen. Den reinlichen holländiſchen Coloniſtenfrauen mußte dieſe Art der Kosmetik allerdings ein wahrer Gräuel ſein und ſie ließen daher ihre Hottentottenmägde reinſcheuern; allein ſie überzeugten ſich gar bald, daß eine Hottentottenhaut, die jenes Anſtrichs entbehre, doch nachläſſig und unſauber, wie ein ungeputzter Stiefel, ausſehe (ſ. meine „Culturgeſchichte", Bd. III, S. 246).

Die eigentliche Bemalung finden wir bei mehreren Völkern der Erde, ja bei den meiſten, welche noch auf tiefern Stufen der Cultur ſtehen. Die ſämmtlichen Negervölker der tropiſchen Zone Weſtafricas bemalen ſich mit rother und weißer Erde und die Negerinnen der Siera Leonaküſte kaufen, um ihrem Geſichte mehr Reiz zu geben, noch dazu Berlinerblau von den Europäern. Sie malen mit einem Holzſtäbchen Drei- und Viereckе, Striche und Ringe und andere Figuren auf Stirn und Wangen (ſ. meine „Culturgeſchichte", Bd. III, S. 247). Die Amerikaner in den Urwäldern erſetzen durch die Bemalung zum Theil ſogar die Kleidung, welche ihnen das Klima zur Laſt machen würde, und Viele malen ſich Weſten und Beinkleider auf die Haut. Die Acowaken malen ſich mit Orleans rothe Stiefletten und Handſchuhe, und wenn ſie einen Kriegszug vorhaben, wird der ganze Körper ſchwarz, das Haupthaar aber roth angeſtrichen. Merkwürdig iſt es, daß bei den Eingeborenen von Amerika dieſe Malerei einen Maßſtab für den Stand ihrer Cultur abgibt. So finden wir die Völker am Orinoco bei weitem kunſtfertiger als ihre in den Urwäldern lebenden Stammgenoſſen. Sie haben eine Bemalung, die an die buntſcheckigen franzöſiſchen Trachten des 13. und 14. Jahrhunderts erinnert und große Mannichfaltigkeit der Färbung entwickelt. Sie malen einen Schenkel roth, den andern gelb, eine Wade weiß, die andere blau, die Füße kohlſchwarz und gelb. Ueberdem wird noch beſondere Sorgfalt auf die Bemalung des Geſichts verwendet, die Naſe blau, die Wangen grün, das Kinn weiß und um die Augen ein ſchwarzer Ring gemacht. Die Reiſenden, namentlich Pater Ochs, Heckewelder und Prinz Maximilian von Wied berichten die ergötzlichſten Einzelheiten über dieſe Malerei, welche hier alle mitzutheilen zu weit führen würde (ſ. meine „Culturgeſchichte", Bd. II, S. 37). Bei dieſen amerikaniſchen Jägervölkern verwenden die Männer bei weitem mehr Zeit und Stoff auf ihren Schmuck als die Frauen. Anders iſt es im Orient und in Europa. So war es ſchon im Alterthum, wo ſich z. B. in Aegypten nur die Frauen Hände und Füße mit Henna gelb färbten, während ſie zur Verſchönerung der Augen mit Spießglanz, den man noch jetzt im Orient Kohl nennt, die Augenlider färbten. In China und Europa iſt die Bemalung oder die Schminke nur zu Verſchönerung der natürlichen Hautfarbe angewendet, roth und weiß ſind die einzigen üblichen Farben. In den Tagen der Könige Ludwig XIV. und Ludwig XV. malten die Damen der Ariſtokratie überdem zarte blaue Adern auf Hals und Schläfe und ſuchten das natürliche oder künſtliche Weiß ihrer Haut durch aufgeklebte ſchwarze Schönpflaſterchen zu heben.

Nach der Bemalung iſt eine Sitte zu erwähnen, die wir auf allen niedern Stufen der Cultur, in der Polarzone wie in den Tropenländern und in der gemäßigten Zone aller Erdtheile bemerken. Die Tatowirung finden wir bei den Auſtraliern und den Negern auf den unterſten Anfängen. Dieſe Völker ſchneiden ſich Wunden

Digitized by Google

in die fleischigen Theile des Körpers und sorgen dafür, daß sie eine bleibende, über die Hautfläche vortretende Narbe bilden. Diese Narben erscheinen bald als einzelne Linien, bald stehen deren mehrere parallel nebeneinander. Die Polynesier haben eine andere Methode; sie durchziehen die Haut auf den Wangen, an der Stirn, auf dem Vorderarm mit einem in eine Nadel gefädelten geschwärzten Sehnenzwirn, dessen schwarze Farbe in der Wunde zurückbleibt und bläulich durch die Haut schimmert. Die Urbewohner von Amerika geben noch weiter; sie stechen mit spitzigen Stäbchen eine große Zahl Löcher in die Haut, welche dann, mit Kohle eingerieben, verheilen und zeitlebens allerlei Figuren, Räder, Blumen, Sterne, Thiere u. dgl. darstellen. Dieser Schmuck ist Männern wie Frauen eigen und hängt mit der Namengebung zusammen. So erzählt Heckewelder (S. 342) von dem tapfern Krieger Wawundschoeiend, daß dieser seinen Namen ändern wollte und sich deshalb eine Wassereidechse oberhalb des Kians einpunctiren ließ, wonach er fortan Twakabschowsu genannt wurde. Bei den Indern und andern nordamerikanischen Stämmen war es Sitte, daß jeder Krieger sich gewisse Figuren auf die Haut tatowiren ließ, sobald er irgend eine bedeutende Heldenthat verrichtet hatte, und daß er so sein Testimonium morum zeitlebens mit sich herumtrug.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— Milton konnte nur dichten, wenn er den Kopf soweit als möglich nach rückwärts richtete, und starr in die Höhe blickte. Guido Reni konnte nur in prächtigen Kleidern sich begeistern. Haydn componirte nie, ohne den Ring anzustecken, den Friedrich II. ihm geschenkt hatte. Der Dichter Mothurin, ein Engländer, klebte sich bei seinem Schaffen eine Oblate zwischen die Augenbrauen, theils um seine Einbildungskraft anzuregen, theils als Zeichen für die Dienstboten, ihn durch keine Frage zu stören. Paesiello componirte unter Bettdecken begraben. Cimarosa fand seine heiteren Motive im lebhaften Geräusch der Menge. Glover dichtete eine Ballade, während er die Tulpenanlage seiner Freundin Lady Temple mit Stockschlägen vernichtete. Der Geschichtschreiber Mézeray schrieb auch am Tage nur bei Kerzenlicht. Rousseau fand seine besten Gedanken, wenn er in voller Sonne botanische Excursionen machte. Racine pflegte zu sagen: „Mein Werk ist fertig; ich brauche es nur noch niederzuschreiben!“ Descartes war am tiefsinnigsten, wenn er unbeweglich liegen blieb, während Ampère nur aufrechtstehend und in Bewegung denken konnte. Addison erzählt als Augenzeuge von einem bedeutenden Advocaten, der nur dann hinreißend sprechen konnte, wenn er den Daumen seiner linken Hand durch einen Bindfaden fest zusammengeschnürt hatte. Ampère schrieb nur dann geistreich, wenn er wahrhaft riesig große Buchstaben machte, und ein anderer berühmter Akademiker sendete ihm eine Einladung zum Mittagessen, die in dem ersten Buchstaben von Ampère's Unterschrift angebracht war.

Alle diese Eigenthümlichkeiten sind uns durch Arago's Anführung verbürgt.

— Die berühmte Reisende, Frau Ida Pfeiffer, geborne Reyer, ist vor einigen Tagen aus Newyork in London eingetroffen, war jedoch im Begriffe, wieder nach San Miguel (Azoren?) abzureisen.

— Untersuchungen, die an Ort und Stelle veranstaltet worden, sollen ergeben haben, daß das Projekt der englischen Atlantic Pacific Junction Company: einen schleusenfreien Schiffahrtskanal zwischen der Caledonia-Bai, am atlantischen, und dem Busen von San Miguel im stillen Meere anzulegen, unausführbar sei. Die Wasserscheide zwischen den beiden Meeren in der angegebenen Richtung wird nämlich, was man bisher nicht wußte oder vielmehr nicht glauben wollte, durch eine Cordillere gebildet, welche sich zu einer Höhe von nicht weniger als 1173 Meter erhebt. Für eher möglich hält man die Anlage eines Schiffahrtskanals in der schon von Alexander v. Humboldt empfohlenen Richtung der sogenannten Atrato-Route, welche eine andere englische Gesellschaft, die Inter-oceanic Canal Company, im Auge hat, der erst im vorigen Jahre von der Regierung von Neu-Granada eine Concession ertheilt worden ist. Man ist der Meinung, daß zur Anlage dieses Kanals auch der Rio Napipi, der zwischen dem sechsten und siebenten Grade N. B. in den Atrato fällt, mit benutzt werden könne. In der nächsten Zeit wird indessen schwerlich an die Ausführung zu denken sein, weil der Bürgerkrieg in Neu-Granada alle friedlichen Unternehmungen unterbrochen hat.

— Da es sich leicht fügen könnte, daß die Alliirten einen Winter auf dem Plateau von Balaklava zubringen müssen, so werden folgende meteorologische Notizen von Interesse sein. Nach Herrn v. Humbold (Kleinere Schriften Bd. 1 Taf. IV) beträgt die mittlere Jahrestemperatur von Sebastopol 11,7°-des hundertheiligen Thermometers. Es steht diese Stadt daher genau auf der Isotherme von Turin und sie ist ungleich günstiger gelegen als das nur wenig von ihr entfernte Simferopol (9,6° d. h. Th.). Zum Vergleich erinnern wir noch an Paris, welches einer mittlern Temperatur von 10,8° sich erfreut. Allein die mittlere Jahrestemperatur ist für uns weniger von Werth als die mittlere Temperatur des Winters, die bei Sebastopol 2,3° beträgt. Es liegt daher auf der Isothermen Linie mit Mailand, Pavia, Washington, günstiger als Genf (0,5°) und Lausanne (0,5°), aber ungünstiger als Paris (3,3°). Die mittlere Temperatur des kältesten Monats (Jänner beträgt 1,4° bei Turin —0,6° (Jänner), bei Paris 1,9° (Jänner), bei Bologne 1,2°, bei Genf —0,6°. Diese Werthverhältnisse erklären vollkommen, daß an der Südostküste der Krim Feigen und Oliven im Freien gedeihen. Was die Belagerer betrifft, so muß man sich indessen sagen, daß ihnen die obigen Temperaturwerthe zwar günstig sind, daß aber noch mehr davon obhängt, ob sie viel stille oder viel stürmische Tage zu erdulden haben. Wenn die Luftmassen in raschere Bewegung gerathen, vermögen sie natürlichem animalischen Leben viel mehr Wärme zu entziehen, als wenn sie sich nur langsam bewegen (Windstille).

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 98. Klagenfurt, Sonnabend, den 9. December. 1854.

Der menschliche Schmuck.

Culturgeschichtliche Skizzen von Dr. Gustav Klemm.

(Fortsetzung.)

IV. Zur Kunst des Schmückens.

Am allermeisten ausgebildet finden wir die Tatowirung bei den Nationen der Südsee und wir verdanken den Beobachtungen des verdienten Tilesius, welche Langsdorff in seiner Reise bekannt machte, sehr genaue Nachrichten darüber. Die Tatowirung beginnt dort mit den Jahren der Mannbarkeit und dauert bei den Mitgliedern der activen und herrschenden Race bis zum Tode fort. Sie enthält gewißermassen eine Censur, während sie bei der passiven Race eine Art Stempel ist und den Herrn des Individuums nachweist. Bei ältern Personen ist zuweilen der ganze Körper mit Linien bedeckt (s. meine „Culturgeschichte", Bd. IV, S. 280).

Wie nun bei allen Völkern auf dem Kopfe die meisten Ornamente sich concentriren, so finden wir denn auch unter allen Völkern der Erde dem Haupthaar eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Bemerkenswerth ist dabei, daß die Männer den Kopf vorzugsweise durch Abschneiden und Verkürzen des Haares zu verherrlichen suchen und es nirgends ganz lang tragen, während die Frauen die Schönheit des Haars in der Länge desselben finden.

Die Eskimos der nordöstlichen Küste von Asien so wie die Botocuden in den brasilianischen Urwäldern und die alten Tupinambas scheren den Kopf dergestalt, daß sie nur einen Kranz von Haaren, wie etwa die Kapuziner, um denselben stehen lassen. Die alten Aegypter rasirten den ganzen Schädel und bedeckten sodann denselben entweder mit leinenen, in der Gestalt dem Fez der jetzigen Türken ähnlichen Kappen oder auch mit söemlichen Perücken, dergleichen noch mehrere in den ägyptischen Museen von Leyden, Berlin und andern Orten aufbewahrt werden. Sämmtliche Mittelasiaten, die Türken, Tataren, Mongolen und Chinesen rasiren oder verkürzen ihr Haupthaar und lassen nur auf dem Scheitel einen Schopf stehen. Auch die Neger rasieen einen Theil ihres Haupthaares, lassen jedoch einzelne Particen unberührt, welche sodann als Hahnenkamm oder knopfartige Haarbüschel erscheinen. Die nordamerikanischen Jägernationen scheren meist das Hinterhaupt und lassen das lange Haar über Stirn und Gesicht herabhängen, nachdem sie mancherlei Federn und Eichhornschwänzchen hineingeflochten oder geklebt haben.

Die alten Griechen und Germanen trugen das Haar lang, die Römer schnitten dasselbe kurz. Im ganzen Mittelalter trugen Fürsten und höhere Standespersonen stets langes Haar und nur Knechte und Leibeigene schoren dasselbe ab. Seit dem Zeitalter Ludwig's XIV. ersetzte man spärlichen Haarwuchs duech Perücken, die allgemach zu colossaler Größe anwuchsen und, wie ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts mit großem Wohlgefallen bemerkt, dem Menschen das ehrwürdige Ansehen eines Löwen gaben. Ihr Gebrauch erhielt sich bis in den Anfang dieses Jahrhunderts, und noch jetzt gehören sie zur feierlichen Amtstracht englischer hoher Staatsbeamter. Cook und seine Genossen waren nicht wenig erstaunt, bei ihrer Ankunft in Otaheiti unter der herrschenden Bevölkerung den Gebrauch der Perücken zu finden. Gleichzeitig mit den Perücken tritt in Europa der Zopf auf, der seit dem Ende des 17. Jahrhunderts sogar in den Kriegsheeren eingeführt wurde, und ein wesentliches Stück der Armatur der Napoleon'schen Garde war.

Die seltsame Sitte, das natürliche oder künstliche Haupthaar mit einem farbigen Staube zu bestreuen oder den Gebrauch des Puders, der in Europa sich fast 200 Jahre lang erhielt, finden wir schon in den niedern Culturzuständen; die Australier bestreuen ihr mit Harz in Klümpchen zusammengeklebtes Haar mit rothem Ocker, was wir auch bei den ost- und westafrikanischen Negern schon seit uralter Zeit finden. Die Bewohner von Tahiti und andern Südseeinseln bedienen sich zu gleichem Zwecke des gebrannten und gepulverten Kalkes, der bei fortgesetztem Gebrauch dem Haar eine lichtere Färbung verschafft. Den kostbarsten Puder haben unstreitig die westafrikanischen Neger, namentlich die Könige der Goldküste, welche ihr dickes, gekräuseltes Haar, ja zuweilen sogar den ganzen, vorher mit Talg eingesalbten Körper mit Goldstaub bestreuen, ein Schmuck, der ihrer durch Branntwein gesteigerten Seele die Ueberzeugung gibt, daß sie nur wenig geringer seien als ihre Gottheit. Bemerkenswerth ist es aber, daß in den Zeiten des größern Sittenverfalls im alten Rom, unter Caligula und Caracalla, ein ähnlicher Luxus erscheint.

Digitized by Google

Der Kopfputz der Frauen besteht bei allen Völkern in der reichen Fülle des Haars, dessen Wuchs man durch Oele und Fette und anderweite sorgsame Pflege möglichst zu fördern sucht. Selbst die Negerinen suchen der Wolle, welche ihre Schädel dicht bedeckt, durch Abschneiden, Salben und andere Mittel eine größere Länge zu geben, während die Frauen anderer Nationen durch Einflechten fremder Haare, Bänder und Schnüre ihre Haarfülle zu vermehren streben.

Die Frauen der amerikanischen Jägerstämme, dann die Mongolinnen, Tatarinnen, Russinnen, Finnländerinnen flechten ihr Haar in lange Zöpfe, die mit Glasperlen, Metallplättchen, farbigen Bändern und andern Zierathen möglichst stark und scheinbar gemacht werden und den Rücken herabhängen. Dieselbe Sitte finden wir in mehreren Gauen von Süddeutschland und der Schweiz. Dabei ist bemerkenswerth, daß sich die Frauen vor den Mädchen durch bestimmte Zierathen auszuzeichnen suchen.

Die Frauen der Südseeinseln, der Hindu, der Chinesen und Japaner, der alten Griechen, Römer und Germanen, sowie der heutigen Italiener, Spanier und Franzosen und der höhern Stände der übrigen europäischen Nationen tragen das Haar ebenfalls lang, allein sie winden und flechten dasselbe in einen Knoten, den sie auf dem Hinterkopfe durch Nadeln oder Kämme, Reifen oder Bänder festzuhalten suchen, und sodann durch Blumen, Federn, Kränze, Schleier, Bänder, Schleifen u. dgl. anderweit verzieren; eine Sitte, die theilweise auch bei den alten Aegyptern vorkommt, wenigstens bei den Tänzerinen, während die Damen dort das Haar ungeflochten über Schultern und Nacken wallen ließen.

In den Gräbern der alten Griechen, Römer, Celten und der germanischen Völker finden wir silberne und eherne, selten elfenbeinerne und knöcherne Nadeln von 3—11 Zoll Länge, welche an einem Ende mit einem Knaufe versehen sind, der bald als Perle, Kugel, Halbkugel, bald als Scheibe, Rad, Spirale, kurz in den mannichfaltigsten Gestalten erscheint. Auch unter den ägyptischen Alterthümern hat man ähnliche Nadeln gefunden, welche doch wohl den Zweck hatten, den Schleier auf dem Haupte festzuhalten. Die einfachsten Haarnadeln finden wir bei den mittelafrikanischen Negern; sie bestehen aus dem natürlichen Stachelschweinkiel. In China fertigt man aus Elfenbein und Holz sehr künstlich geschnitzte Haarnadeln.

Der Kamm erscheint nicht minder in mannichfaltigen Gestalten. Die Neger schnitzen denselben ziemlich roh aus Holz, verzieren jedoch auch den Bügel oder Griff mit mancherlei Quadraten, Dreiecken und Parallellinien; an der Südsee fertigt man Kämme aus feinen Rohrstäbchen, welche man oben durch feine Cocosfasern oder durch Menschenhaare zierlich zusammenflicht, so daß niedliche Muster entstehen. Im alten Aegypten wie bei den griechischen, römischen und germanischen Völkern finden wir Kämme aus Elfenbein, sehr zierlich geschnitzt, auch mit Gold und Edelsteinen verziert oder auch ganz aus Bronce. Im heutigen Europa wie in China wird zu den feinern Kämmen Schildpatt und Elfenbein, zu den gewöhnlichen Büffel- und Rinderhorn verwendet, denen man durch Kunst das Ansehen von Schildpatt zu geben versteht, und deren Werth man noch durch Perlen und kostbare Steine erhöht.

Im skandinavischen und finnischen Norden, dann in den an originellen Erscheinungen so reichen Saterlande und Holland umgibt man theils die Stirn, theils das Hinterhaupt mit einem metallenen Diadem, das oft aus edelm Metall gefertigt und reich verziert ist. In altfinnischen Gräbern hat man metallene Reifen gefunden, von denen Metallblättchen auf die Stirn und den Nacken herabreichten. Im Skiwteiche bei Senftenberg fand man vor etwa 18 Jahren *) ein einfaches Band aus geschlagenem Golde, das die Stirn irgend einer germanischen Fürstin des heidnischen Zeitalters verziert hatte. In ähnlicher Art tragen noch jetzt die wohlhabenden Mongolinnen Stirnbänder, die freilich nur aus Leder bestehen und mit Glasperlen gestickt sind. Im Mittelalter, namentlich vom 13. bis zum 16. Jahrhundert, trugen Männer wie Frauen zu festlichem Schmuck Kränze aus Metall, natürlichen und künstlichen Blumen und Blättern mit echten und unechten Steinen besetzt, aus Perlen mit angehängten Kleinodien. Auch kommt in der Fortsetzung des „Tristan" „des Linden-Laubes ein Schapel" vor, im Nibelungenliede aber von Rosen oder anderm Stoff.

Sie trugen auf ihrem Haupte von Golde lichte Band,
Das waren Schapel reiche, daß ihnen ihr schönes Haar
Zerführten nicht die Winde. („Nibelungenlied", 6622.)

Seit dem 16. Jahrhundert behielten nur noch die Damen den Kranz als Schmuck bei, der allgemach die wunderlichsten Gestalten annahm. Zuvörderst wurde der Scheitel mit einem Miniaturhute ausgeschmückt, dann aber gruppirten sich hier eine so ungeheure Menge von falschen Haaren, Puder, Blumen, Federn, Spitzen, Tressen und andern Stoffen, daß es unbegreiflich ist, wie zarte Damen diese Last ertrugen und sich darunter bewegen konnten. Nur die gänzliche Entfernung von der Natur, welche die Zeit charakterisirt, die der französischen Revolution unmittelbar vorausging, macht die Monstrositäten erklärbar.

Schon auf den Anfängen der Cultur begegnen wir der Sitte, die Ohrlappen zu durchbohren und allerlei Blumen, Hölzer, Muscheln, Knochen und Metallstücke darin zu befestigen. Die Botokuden dehnen diese Oeffnungen dergestalt aus, daß sie Holzklötze von drei Zoll Durch-

*) S. mein „Handbuch der germanischen Alterthumskunde", S. 337.

meſſer einſtecken können, und die Bewohner der Radartinſeln hängen zuſammengerollte Blätter von gleichem Durchmeſſer ein. Die Nordamerikaner gehen oft noch weiter und löſen den ganzen Ohrrand ab, umflechten denſelben mit Draht und hängen die fremdartigſten Gegenſtände daran. Die Neger tragen Metallringe, oft vier bis ſechs Stück in einem Ohr, an die ſie Glasperlen und andern Schmuck befeſtigen. Es gibt überhaupt kein Volk auf Erden, dem dieſe Sitte fremd wäre, und keinen Schmuckſtoff, der dazu nicht verwendet worden wäre; Gold und andere Metalle, Edelſteine und deren Nachbildungen, Blumen, Federn, ja ganze Vögel, Käferflügel, Schildkrotſchale, Perlmutter, Perlen, das Alles wird zum Ohrſchmuck bereitet. Die Frauen der alten Aegypter und Perſer, der Griechen, Germanen und Finnen, der Hindu wie der Türken, ſowie die Damen Europas vom 5. bis zum 19. Jahrhundert, ſie alle tragen die verſchiedenartigſt geſtalteten Ohrgehänge, die bald als Ring, bald als Knopf, bald als Kette, bald als Tropfen erſcheinen.

Gleichermaßen verbreitet iſt, mit Ausnahme von Europa, die Sitte, die Naſenſcheidewand oder die Naſenflügel zu durchbohren und allerlei Ringe und Gehänge anzubringen. Die Eskimo nehmen dazu knopfartige Steine, die Amerikaner Federn, Zähne wilder Thiere Die alten Azteken brauchten für dieſen Zweck Edelſteine, und die alten Peruaner Gold- und Silberblättchen, welche die Geſtalt eines Halbmonds hatten. Die Hindu hängen metallene, meiſt goldene Ringe ein. Bei fortſchreitender Cultur wird dieſe Sitte aufgegeben, die wir dann daher auch bei keinem der alten und neuen Völker von China und Europa anteeffen. Ein Gleiches iſt es mit der Durchbohrung der Unterlippen, in welche z. B. die Botokuden große Holzklötze, die Eskimos Steine einhängen; ſelbſt die alten Azteken hatten dieſe Sitte beibehalten. Sogar die Könige von Mexico trugen einen goldenen, mit einem Smaragd verzierten Ring in der Lippe. Als der vom Uſurpator Morlatan gefangene König Tajatzin von Mexico von ſeinem Verwandten Nezahualkojotl Abſchied nahm, ſchenkte er ihm ſeinen goldenen Lippenring zum Andenken. Dieſer Smaragd wurde beim Leichenbegängniß der Könige nebſt der Aſche und den Zähnen ſorgſam beigeſetzt. (Vergleiche meine „Culturgeſchichte“, Bd. V, S. 251.)

Ferner iſt hier noch der Verzierung der menſchlichen Zähne zu gedenken, die wir bei verſchiedenen tiefſtehenden Völkern antreffen. Die wilden Stämme Auſtraliens ſchlagen den Jünglingen, ſobald dieſe in's mannbare Alter treten, einen Vorderzahn aus, nachdem ſie ihnen den Naſenknorpel durchbohrt. (Vergleiche „Culturgeſchichte“, Bd. I, S. 291.) Die Negervölker der Weſtküſte feilen ihre herrlich weißen Zähne auf verſchiedene Art aus, und zwar meiſt ſo, daß zwiſchen jedem Zahn ein Zwiſchenraum entſteht, während die Mitte jedes Schneidezahns vertieft, ausgefüllt und geſchärft wird. Die meiſten Malaien dagegen färben ihre Zähne glänzend ſchwarz, eine Sitte, welche die ſpaniſchen Conquiſtadoren auch bei einigen mittelamerikaniſchen Stämmen fanden. (Vergl. „Allgemeine Hiſtorie der R.“, Bd. XV, S. 11.) Auf Celebes dagegen färben die Perſonen der höhern Stände ihre Zähne roth oder grün, nachdem ſie dieſelben vorher mit Citronenſaft gebeizt und zur dauernden Aufnahme des Farbeſtoffs vorbereitet. (Vergl. „Allgemeine Hiſtorie der R.“, Bd. XI, S. 487.)

Endlich iſt noch des Bartes zu gedenken, in deſſen Pflege die größte Mannichfaltigkeit unter den verſchiedenen Völkern herrſcht. Die alten Aegypter und Mexicaner entfernten jede Spur des Bartes ſorgfältigſt, während die alten Griechen und Orientalen denſelben nicht minder ſorgfältig pflegten und in ſeiner Fülle einen weſentlichen Theil männlicher Würde und Schönheit fanden. Die Mongolen, Tataren und Chineſen tragen nur den Schnurbart. In Europa iſt der Bart ſeit dem 4. Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung ebenſo ſehr Sclave der ewig wechſelnden Mode geworden wie die übrigen zur Bekleidung und zum Schmuck gehörigen Gegenſtände, und man hat ſich zu verſchiedenen Zeiten bald über Diejenigen luſtig gemacht, welche den Bart raſirten, wie man die Inhaber eines vollen Bartes zu anderer Zeit beſpöttelte oder auch ſchön und liebenswürdig fand, bis ſich das Auge der Zuſchauer an die neue Erſcheinung endlich gewöhnt hatte.

Nächſt dem Kopfe iſt der Hals der wichtigſte Gegenſtand und Träger der Verzierung. Wir finden bei allen Nationen Halsſchmuck, der auf den niedern Culturſtufen zugleich dazu dient, die nothwendigſten Werkzeuge, die man immer zur Hand haben muß, wie Meſſer, Nadel, Angelhaken u. dgl., feſtzuhalten. Die Auſtraller, Buſchmänner und Peſcheräh ſchlingen gemeiniglich die Gedärme von Opoſſums, Vögeln und Fiſchen naß um den Hals, wo ſie allgemach trocknen, und an dieſe hängen ſie dann ihre Meſſer oder was ſie ſonſt an Kleinigkeiten, wie Muſchelſchalen, Zähne u. dgl. finden, die ihnen werthvoll, merkwürdig oder nützlich zu ſein ſcheinen. Dieſelbe Sitte finden wir in den Urwäldern von Amerika. Bei weiterm Fortſchritt tritt der eigentliche Zweck des Halsbandes, der Schmuck deutlicher hervor. So reihen die Kaffern gelbe Getreidekörner, dann Kugeln, die ſie ſich aus dem ſogenannten Klippharz drehen, Muſcheln, namentlich Kauris und Glasperlen, die ſie aus Norden erhalten, auf Schnüre und tragen ſie um den Hals. In Nordamerika finden wir zunächſt bei den Eskimofrauen Halsſchnüre von Därmen, auf welche Steine, Glasperlen, dann aber auch Alles, was jenen Leuten werthvoll ſcheint, angehängt iſt. Der engliſche Lieutenant Breſey fand dort auch den Bernſtein an Halsketten; auf der Chamiſſoinſel ein Mädchen,

Digitized by Google

das an ihrem Halse eine eiserne Kinnkette trug, die ehedem zu einem Stangengebisse gehört hatte. Ein anderes Mädchen hatte seinen Hals mit einem alten Flintenhahn geschmückt, den sie so werth hielt, daß sie die nähern Betrachtungen durchaus nicht gestatten wollte (s. „Culturgeschichte", Bd. II, S. 253). Halsbänder aus den Klauen der weißen Bären fand Mackenzie und O. v. Kotzebue und seine Gefährten hatten bei den Eskimos der Nordwestküste Amerikas große Gefahr für die blanken Knöpfe ihrer Uniformen zu bestehen, welche ihnen die Frauen theils heimlich abdrehten, theils durch ihre Kinder abreißen ließen.

Bei den amerikanischen Jägerstämmen kommen Halsbänder aus allerlei Thierzähnen, Bärenklauen, Eichhornschwänzchen, Federn, Muscheln, Glasperlen, Speckstein und ähnlichen Stoffen vor. In den Gräbern der alten Völker des Nordens erscheint neben den Thon-, Glas- und Bernsteinkorallen Halsschmuck aus Metall, namentlich aus Bronze, der theils in massiven, gleich einem zusammengedrehten Strick geformten Ringen, theils in allerlei glatten und mannichfach gemusterten Hohlringen besteht, theils aber aus einzelnen Bronzeperlen, Reifchen oder Ketten zusammengesetzt ist.

Der Halsschmuck der alten Aegypter, Griechen und Römer war schon mehr gegliedert. Er bestand meist aus mehreren Reihen Glasperlen, Steinen oder echter Perlen; ferner aus bronzenen oder goldenen Kettchen, zwischen denen Edelsteine, Gemmen, Cameen und Perlen, die auf der Brust sich prachtvoll ausnahmen und von denen Tropfen u. dgl. herabhingen

(Schluß folgt.)

Notizen.

— Peter v. Cornelius hat in einem Briefe aus Rom, der in den letzten Tagen in Berlin eintraf, seine Geneigtheit ausgesprochen, mit seinen Kartonen für die Freskomalereien der Königsgräber die Pariser Ausstellung im künftigen Jahre zu beschicken. Es ist also jetzt gewiß, daß Cornelius und Kaulbach in Paris sich bei der großen Concurrenz der modernen Kunst und Industrie betheiligen werden.

— Einem Schreiben der Frau Ida Pfeiffer aus New-York entnimmt die „Triest. Ztg." vom 9. November Folgendes:

„Von Quinto nach Guajaquil hatte ich eine eben so fürchterliche Reise wie nach Quito. Die Regenzeit war noch nicht zu Ende, es ging durch Schlamm und Morast bis an die Brust, die Ströme waren überall hoch angeschwollen und nirgends eine Brücke. Zehn Tage ging es zu Maulthier und zwei im Kanoe. Als ich in's Kanot kam, glaubte ich mich aller Gefahren ledig; aber da erst kam ich dem Tode nahe; ich fiel nämlich in den Strom. Zum Glück verlor ich meine Kaltblütigkeit nicht und die war meine Retterin. Denn ich erinnerte mich sogleich, daß mich das Wasser zwei Mal heben müsse, und daß mir die Leute alle zu Hilfe eilen würden, um so mehr, da sie alle wie Fische schwimmen. Als mich das Wasser das erste Mal hob, brachte ich den Kopf gerade über die Fläche hinaus, und konnte das Boot in der Entfernung von etwa hundert Schritten sehen; die Leute sahen mich, und schauten zu. Nun war ich nur auf Gott und mich selbst angewiesen. Schwimmen kann ich nicht und machte daher die Tempos nach, die ich früher bei Schwimmern sah und zwar gegen das Kanot, denn das Land war viel weiter. Die Kleider hatten sich mir um die Füße geschlagen, daß ich gar nichts damit machen konnte; als mich das Wasser zum zweiten Male gehoben hatte, war ich noch bei Besinnung und dem Boote so nahe, daß ich es fassen konnte; nichtsdestoweniger bedachten sich die Leute, mir zu helfen. Aber ich ließ nicht los, bis mir Einer die Hand reichte und mich in den Kahn hob. Als ich dies Abenteuer in Guajaquil erzählte, versicherte man mich, ich wäre sehr glücklich, nicht von den Leuten zurückgestoßen worden zu sein, um, wäre ich ertrunken, meine Habe zu theilen. Auch ist der Fluß so voll von Kaimans, daß ich wirklich von mehrfachem Glücke sagen kann, davongekommen zu sein. Von Guajaquil ging ich nach Panama, dann über den Isthmus nach Aspinwall, von da über den mexicanischen Golf nach New-Orleans. Das gelbe Fieber ließ mich auch ungeschoren, und so machte ich mich auf den Weg, den ganzen Mississippi zu durchschiffen. Ich kam bis an seine Fälle (2800 engl. Meilen), die eben nicht imposant sind, so wenig als die Ufer. Auch die großen Binnenseen Nordamerikas sind nur der Größe wegen, nicht der schönen Umgebungen halber interessant. Ich besuchte alle die Seen, als den Michigan, Superior, Huron, Erie, Ontario. Ich hielt mich 5 Tage am Niagara auf, der mich so entzückte, daß ich so viele Wochen ohne Ermüdung an seinen Gestaden gesessen hätte. In Canada ging ich bis Quebeck, dann zurück nach den vereinigten Staaten und zwar nach Boston, wo mir sehr große Ehren erwiesen wurden, und nach New-York."

— Aus Rio de Janeiro berichtet ein Privatbrief über ein Concert, welches als Beispiel von der dortigen Pflege und Wirkung deutscher Musik nicht ohne Interesse ist. Das Concert wurde am 7. October zum Besten des deutschen Hilfscomités im „Trater San Pedro d'Alcantara" gegeben. Eine deutsche Sängerin, Madame Jacobson (früher bei der „italienischen Oper" angestellt) und eine Madame Gastrup, Tochter eines Musikdirectors aus Dresden, jetzt mit einem hiesigen Deutschen verheirathet, hatten dasselbe durch ihre unentgeldliche Mitwirkung möglich gemacht. Der Pastor Winkler, ein sehr tüchtiger Clavierspieler, und noch ein anderer junger Deutscher trugen Concertstücke auf dem Pianoforte vor; der erste Geiger bei der italienischen Oper, auch ein Deutscher, concertirte auf der Violine und das Orchester führte die Ouverturen zur „Zauberflöte" und zum „Wasserträger" auf. Daneben war für die Brasilianer besonders anziehend ein Chor von dreißig jungen Deutschen, welche vierstimmige Lieder, vorzüglich von Mendelssohn, sangen. Auch Se. Majestät der Kaiser war eingeladen und erschienen; das Concert war sehr besucht und gefiel ungemein, namentlich die Chöre, und trotz der enormen Kosten hoffte man doch ungefähr 2 Contos de Reis (1600 Thlr.) Nettogewinn für die Vereinscasse zu machen.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Feed. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№. 99. Klagenfurt, Dienstag, den 12. December. 1854.

Der menschliche Schmuck.

Culturgeschichtliche Skizzen von Dr. Gustav Klemm.

(Schluß.)

IV. Zur Kunst des Schmückens.

Die alten Egypter fertigten ihre Halsgehänge oft aus bunten Glasperlen, die in ihrer Farbenpracht den bunten Federkragen der Mittelamerikaner nachgebildet scheinen und auf die Vermuthung führen, daß man am Nil in frühester Zeit die bunten Federn zu derartigem Schmuck verarbeitet habe. Nächst den Egyptern finden wir besonders reichen Brust- und Halsschmuck bei den alten Etruskern. Im Mittelalter kommt der eigentliche Halsschmuck weniger selbstständig vor und erscheint meist als goldene Kette, deren Werth in dem dazu verwendeten Metall und in der künstlichen Arbeit lag. Bekannt ist, wie die Feinde des Königs Heinrich denselben durch ein Halsband zu erdrosseln suchten, das sie ihm bei einem Schmied anfertigen ließen, (vergl. Ditmar, S. 6); denn es war schon im 10. Jahrhundert gewöhnlich, daß Fürsten Männer, welche sie ehren wollten, mit Ehrenketten beschenkten, eine Sitte, die sich bis in das 17. Jahrhundert erhalten hat. Es bestanden darüber eigene Gesetze (z. B. „Reichspolizeiordnung vom Jahre 1530" Nr. 14), wodurch Luxus und Anmaßung beschränkt wurden.

Bemerkenswerth ist, daß bei allen Völkern am Halsbande alle jene Amulete befestigt werden, wodurch man sich vor dem Einfluß der bösen Geister zu schützen sucht. Der Neger hängt den Knochen, Stein, Thierzahn und jeden der unzählbaren Gegenstände, die ihm schützende Kraft zu enthalten scheinen, an seinen Hals; ebendaselbst tragen die Mongolen die kleinen Lederkäckchen und Blechkapseln, welche Gebotsformeln und Zaubersprüche, sowie Götterbilder und Reliquien vom Dalai-Lama enthalten, eine Sitte, die wir auch bei den Russen und Neapolitanern antreffen, wie sie schon im römischen, ja im egyptischen Alterthum gleichermaßen, wie im deutschen Mittelalter, vorkommt. Am Halsband tragen ferner die Neuseeländer die kleinen Nephritstatuen, welche ihre Anverwandten und Vorfahren darstellen, so wie der egyptische Obergerichtspräsident beim Beginn der Sitzung das Bild der Tmau oder der Göttin der Gerechtigkeit um den Hals hing und wie ja auch noch in unsern Tagen Porträts und Haarlocken geliebter Personen am Halse getragen werden.

Eine Fortsetzung und Ergänzung des Halsschmuck sind die Hafte, welche ursprünglich den Zweck haben, die Gewänder über der Brust zusammenzuhalten. Wir finden sie als Fibula in den Gräbern der alteuropäischen Welt und als Broche ist sie in unsern Tagen wieder zu neuer Ehre gekommen. Die Fibula der Alten, Griechen, Etrusker, Römer, Celten und Germanen kommt in Gold, vorzüglich aber in Bronze, seltener in Silber als Nadel, Schlange, Spirale, als Bogen und in andern Gestalten sehr häufig vor, zuweilen mit echten oder nachgebildeten Steinen und Perlen besetzt. Im Mittelalter, namentlich im 11. —15. Jahrhundert, wo der Mantel eines der wesentlichsten Staatskleidungsstücke war, erscheint die Mantelspange oft als eine ansehnliche Platte, auf welcher größere und kleinere Edelsteine, Emaillirungen, Perlen angebracht sind. So sehen wir die thüringischen Fürsten und ihre Gemalinen in den aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammenden Statuen im naumburger Dom mit stattlichen Mantelspangen geschmückt, eine Erscheinung, die auch die Grabsteine geistlicher wie weltlicher Fürsten und Herren sowie die Bilder der Handschriften gar häufig darbieten. Als man den Sarkophag des Kaisers Friedrich II. in der Domkirche zu Palermo eröffnete, fand man den Leichnam mit einem hellrothen Seidenmantel bekleidet, der auf der Brust von einer kastbaren, ovalen goldenen Spange zusammengehalten wurde, in deren Mitte sich ein Amethyst befand, der von 20 kleinen Smaragden und einer großen Perle umgeben war (s. m „Italica", S. 349). Da das ganze Mittelalter hindurch den Edelsteinen Wunderkräfte zugeschrieben wurden, so ist diese Zusammenstellung nicht ohne Bedeutung. Vom Amethyst glaubte man, daß, wer denselben des Morgens ansehe, an diesem Tage nicht ertrinken würde, fröhlichen Gemüths bleibe, nicht trunken werde, vor übeln Gedanken geschützt und bei allen Menschen beliebt werde. Der Smaragd macht seinen Besitzer beredt, wohlhabend und bewahrt ihn vor mancherlei Krankheitszufällen. Die Perlen aber stärkten und kräftigten den Geist. Der Glaube an die Kraft der Edelsteine herrschte das ganze Mittelalter hindurch und war mit den Edelsteinen aus dem Orient gekommen. Man glaubte, daß die besten im Euphrat und Tigris, bei dem Paradies gefunden würden. Das „Liet von Troye" (V. 8484.

Digitized by Google

sagt: Die Steine, die das Paradies in seine Wasser treibt. Die Zwerge wurden als Hüter und Förderer der Edelsteine angesehen und in den Heldengedichten des Marcus Aurelius werden die merkwürdigsten Geschichten von der Wundeskraft der edlen Steine bei den Kämpfen mit Riesen, Drachen und andern Ungeheuern erzählt. Einer der größten Gelehrten des 13. Jahrhunderts, Albertus Magnus, schrieb ein Werk über die Edelsteine, worin er deren wunderbare Kräfte sorgfältig aufzählt: zwei deutsche Gedichte des 15. Jahrhunderts von Josef und Meyenberger behandeln denselben Gegenstand, der übrigens in keiner naturhistorischen und medicinischen Encyklopädie des 15. und 16. Jahrhunderts übergangen ist, wie z. B. im Hortus Sanitatis (1491), und Bartholomäus anglicus de proprietatibus rerum (1492).

Nächst dem Halsschmuck ist auch der Gürtel unter den Schmucksachen zu nennen; wir finden zwar schon bei den Südseeinsulanern und den Hindu den Gürtel, namentlich bei den Neuseeländern zierlich geflochten und gemustert, allein seine höchste Ausbildung erlangte er im Orient bei den Persern und Arabern, und kam mit den Kreuzzügen nach Europa. Ursprünglich ist der Gürtel ein kriegerischer Schmuck und ein wesentlicher Bestandtheil der Rüstung, um daran Säbel und Schwert, Patagan und Dolch, Bogen und Pfeilköcher und vorzugsweise letztern daran zu befestigen. In altdeutschen Gräbern hat man nur wenige Spuren von ehernen Gürtelbeschlägen gefunden; in den altschudischen Gräbern des Altai dagegen ist dieser Schmuck der nach Ostasien ziehenden Kaukasier sehr häufig und besteht aus ovalen Bronzeblechen, die auf das zollbreite Leder befestigt sind. Die Gürtel des Orients bestehen ebenfalls aus Leder, auf welchem bronzene, goldene oder silberne Ornamente befestigt sind; das Türkenzelt des Dresdener königlichen historischen Museums bietet mehrere Prachtexemplare dar.

Im deutschen Mittelalter erscheint der Gürtel aber auch bei der Frauentracht, ja bei der geistlichen Amtstracht. So wirkte die Gemalin Kaiser Heinrich's II. ihrem geistlichen Freunde, dem heiligen Gotthart, Abt zu Nieder-Altaich, einen daumenbreiten Gürtel, auf welchem die Worte Solus fides sich zwölf Mal wiederholten. Die Grabsteine und Bilder der Handschriften zeigen uns ebenfalls diese Gürtel an Frauen und Geistlichen, meist schön gestickt, mit Steinen und Perlen besetzt und vorn mit dem einen Ende lang herabhängend. In den epischen Gedichten des Mittelalters werden diese Gürtel mit großer Liebhaberei oft sorgfältig beschrieben, so z. B. im „Vigalois" (V. 770):

Ein Gürtel den die Maget trug
das was ein Bote gut genug
von edelem Gesteine,
groß und nicht zu kleine.
aus einem Smaragde was
recht grüne als ein Gras
die reinste (Schnalle) wohl ergraben
von Golde ein Ar darauf erhaben
mit Geschmelz harte Währ (zierlich).
Das Werk das war spähr (kunstreich)
das die Spängel sollten seyn
das waren thier goldein
gewürkt mit großem Fleiße,
die zwischen Perlen weiße
waren gestecket.
So war er bedecket,
mit edelem Gesteine.
— — — —
auch war ein edel Rubin
durch seinen wonniglichen Schein
In den Gürtel vorgeleit.
Wenn kein schwaches Leid
Trübet ihr Gemüthe
so benahm des Steines Güte
mit süßem Schein ihr Ungemach
so sie sein' Farbe recht ersah
an seiner Tugend war er nicht schwach.

In Eyel's „Hofhaltung", Nr. 20, heißt es:

Ihr Leib der war umfangen
mit einem Gürtel klein
darauf manch goldne Spangen
und je darnach ein Stein.

Wenn auch bei den der Mode huldigenden Nationen des heutigen Europa der Gürtel in seiner alten Herrlichkeit nicht mehr anzutreffen, so hat sich derselbe doch bei den finnischen Nationen, namentlich den Lappen, dann bei den Polen und Russen, wo er Poß genannt und reich mit Messingschmuck verziert ist, dann bei den Kaukasiern und Persern, ferner bei den europäischen Gebirgsvölkern erhalten. Letztere, namentlich Tiroler und Norweger, tragen Ledergürtel, die mit Pfauenfedern oft sehr geschmackvoll verziert sind.

Zum Schmuck des Armes und Handgelenkes tragen fast alle Nationen der Erde Ringe, welche nach ihrem Stoff wie nach ihrer Gestalt ein Zeugniß für den höhern oder tiefern Culturzustand derselben abgeben. So haben die wilden Fischer- oder Jägerstämme von Australien und Südafrika Gedärme um die Handwurzel gewunden und daran trocknen lassen, wodurch sie zugleich der Faust einigen Schutz gegen die rückschlagende Bogensehne gewähren, was überhaupt den Gebrauch der Armringe in's Leben gerufen zu haben scheint. Andere Nationen verzieren den Arm mit Schnüren, an welche Muschelschalen, Glasperlen und andere Kleinigkeiten angereiht sind. Einen festern Standpunct gewähren die größern Muscheln, Knochen und Thierzähne, welche man eigens für diesen Zweck bearbeitet. In den Pelewinseln fertigt man Armringe aus großen Muschelschalen, die Kaffern und Nubier

Digitized by Google

aus Elefantenzähnen. Die Bewohner von Tama an der Südsee tragen am linken Oberarm ein Band aus Schildkrötenschale, das oft schön geschnitzt, stets aber sorgfältig polirt ist. Die meisten dieser Stoffe verdrängt bei fortschreitender Cultur das Metall. So finden wir bei den Negern, den Kaffern, den Lappländern und den Arabern der Wüste, Abyssiniern und Nubiern eiserne und kupferne oder messingene Armringe, meist von sehr einfacher Form. Bei diesen Nationen, vornehmlich den Negern, dient übrigens der Armring als Träger von Amuleten; ein Armring der Barys ist von Eisen und an demselben ein gewaltiger Eberzahn befestigt, der als Schutzmittel wider allerlei böse Geister betrachtet wird; auch die Ringe derselben Nation, an denen eine Art Schelle ansitzt, haben einen gleichen Zweck. Die Armringe der alten Aegypter, Griechen, Etrusker, Römer und der nordischen Nationen zeigen schon mehr Mannichfaltigkeit in den Formen und Verzierungen. Eine namentlich im ägyptischen und im classischen Alterthum sehr beliebte Form war die einer den Arm umgebenden Schlange, deren Augen an den goldenen Armringen oftmals aus eingesetzten Rubinen bestanden. Wir finden in den Grabstätten platte, bandartige massive Armringe, deren Außenfläche mit mannichfaltigen Spiralen, triangularen und andern Linien oder Punctirungen, gewissermassen tatowirt ist; wir finden ovale und kreisrunde Hohlringe sowie Spirale von 3—18 zusammenhängenden Ringen aus Bronze, die noch heute ihre volle Federkraft haben. Alle diese Ringe trug man auf dem bloßen Arme. In Deutschland erhielt sich dieser Schmuck auch noch, als man die Arme bekleidet trug und wir sehen auf den Denkmalen und in den Handschriften Armringe über den Aermeln noch im 10. und 12. Jahrhundert, am Oberarm wie an der Handwurzel, bei Männern wie Frauen. Seit dem 14. Jahrhundert verschwindet dieser Schmuck aus den Monumenten und kehrt erst gegen den Anfang des 18. Jahrhunderts als Bracelet wieder; eigentlich metallene Armringe sind erst seit den letzten dreißig Jahren, namentlich seitdem man die Gräber Italiens und Deutschlands untersuchend die Armringe der alten Welt näher kennen lernte, wieder aufgekommen. Seit dieser Zeit hat man jene Antiken in unedelm und edelm Metall vielfach nachgeahmt und die dort gegebenen Formen weiter ausgebildet.

Der Gebrauch der Fingerringe reicht nicht so weit in die frühern Stufen der Cultur hinauf. Wir finden zwar bei einigen nordamerikanischen Stämmen Fingerringe, doch sind dies meist solche Nationen, die mit den Europäern in näherm Verkehr stehen. Dagegen führen die Aegypter und die alten Culturvölker des Orients, sowie auch Griechen und Römer Fingerringe, deren Zweck durchgehends und wohl ursprünglich der war, das Sinnbild, Wappen und Namen des Besitzers zu bewahren. Die ägyptischen Ringe, aus Bronze oder Porzellan, sind durchgehends mit Namen versehen, ebenso die der Römer. Steigender Luxus machte auch den Fingerring zum bloßen Schmuck und gab ihm durch kostbaren Stoff, kunstreiche Arbeit, namentlich in Gold und Edelsteinen höhern Werth. So war es im Mittelalter, so ist es heute noch. Der Ring ward nächstdem ein Symbol der Würde, wie der Ring des heiligen Petrus, den der heilige Vater trägt, und die Investitur der Bischöfe durch den Ring. Vermälte sich doch alljährlich der Doge von Venedig mit dem Adriatischen Meere durch den Ring, den er vom Bucentaurus hineinwarf. Seit alter Zeit schon ist der Ring am Finger das Zeichen des verheiratheten Standes seines Trägers und der Austausch der Ringe eine von der Kirche geweihte Ceremonie bei Einsegnung der Ehe.

Die einfachsten Fingerringe finden wir in den Gräbern der alten Germanen; es sind flache Reifen von Bronzeblech; dabei kommen wol auch kleine Ringe vor, die aus mehrern oder wenigern Spiralgängen bestehen. Ihnen zunächst stehen die einfachen Ringe oder Reifen aus ägyptischem Porzellan. Die Ringe kommen in diesen einfachen Formen auch von Gold vor. Die goldenen und ehernen Ringe der Aegypter- und altitalischen Völker sind meist mit einer Gemme versehen, die den Namen, das Sinnbild ihres Besitzers oder irgend auch eine mythologische Darstellung enthält. Im Mittelalter behielt man diese Ringe bei, führte aber auch nebenbei nur glattgeschliffene Steine, wie z. B. der Ring der heiligen Elisabeth ist, der zu Marburg aufbewahrt wird.

Den Gebrauch der Fußringe finden wir bei allen den Völkern, die ohne eigentliche dichte Fußbekleidung sind und nur leichte Sandalen tragen. Ursprünglich haben sie wohl den Zweck, die Fußknöchel gegen Verletzungen zu schützen. Australier und Hottentotten winden Kängurub- und Schafdärme frisch um die Knöchel, wo sie allgemach erhärten. Die Neger tragen einen und mehre Ringe um die Füße von Eisen oder auch von Gold. Die Fußringe der Araberfrauen sind meist von Silber und geben beim Gehen einen Klang von sich. Auch die alten Germanen, doch bei diesen wol nur das weibliche Geschlecht, trugen eherne Fußringe. Bei den Völkern, die um das Mittelmeer wohnten, finden wir Fußringe vornehmlich bei den Tänzerinnen (vergl. Böttiger „Sabina", S. 360.)

Dies wären den die vornehmsten Anhängsel und Ornamente, welche die Menschen zur Verschönerung ihres Körpers gebrauchen. Außer demselben sind jedoch immer noch einige Gegenstände zu erwähnen, welche, aus dem Bedürfniß ursprünglich hervorgegangen, allgemach zum Zierath und der umgestaltenden Mode zutheil geworden sind. Ich nenne zuvörderst diejenigen Kästchen und Gefäße, in denen die Frauen ihre Schmuckgegenstände aufbewahren und die wir schon auf den meisten Inseln der Südsee antreffen. In Neuseeland bestehen diese Kästchen aus einem Stück hartem, dunkelrothen Casuarinaholz, dem man meist eine langgedehnte rüdrmige Gestalt gibt, deren beide Enden in groteske Gesichter mit großen Perlmutteraugen auslaufen. Der Körper des Gefäßes ist mit mannigfaltigem, zierlichen Flechtwerk oder Bänder nachahmenden Mustern sehr bestimmt und scharf ausgeschnitzt. Der Deckel wird eingelegt und schließt meist sehr genau. Auf den Peliwinseln sowie auf den Tongainseln schnitzt man ebenfalls ähnliche Schmuckkästchen, die gleichermaßen

mit Perlmutter und Schildpatt ausgeschmückt sind. Die Aramaken und andere Südamerikaner fertigen aus Rohr und Gräsern zierliche Körbchen, in denen wir geschmackvolle und genau ausgeführte Muster meist à la gracque finden. Sie gleichen in der Form meist unseren Cigarrentaschen. Minder zierlich sind die Schmuckkästchen der Neger, die aus einer Cyperusart dauerhaft geflochten die Form der Wagenschmierbüchsen haben. Die Nordamerikaner und Polarvölker sowie die asiatischen Nomaden ziehen für diesen Zweck die Ledertaschen vor, deren Oberseite mit gefärbtem Leder, Stachelschwein- und Federkielen, Lederfransen, Metallplättchen reich verziert wird. Im Orient, Aegypten und bei den Griechen fertigte man schöne Schmuckkästchen aus Elfenbein und kostbarem Holz, die meist mit halberhabenen Figuren geschmückt waren. Die altitalischen Natianen hatten derartige Kästchen aus Bronce oder Silber. Im Jahre 1794 wurde in einem alten Gewölbe von Rom ein solcher Toilettenkasten entdeckt, der 2 Fuß lang, 1½ Fuß breit und 1 Fuß hoch und mit reichem Bildwerk bedeckt war. Er gehörte einer Dame der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts an und ist aus der umständlichen Beschreibung in Böttiger's „Sabina" (S. 57 fg., nebst Abbildung) genugsam bekannt. Im Mittelalter waren derartige Schmuckkästchen vornehmlich aus Elfenbein und werden auch in den Gedichten mehrfach erwähnt, z. B. „Lied von Trave" (V. 593):

sie ging in ein schone Gaden
und nam ir helfenbeinern laden
da ir zirde inne war.

Es sind auch mehrere solche elfenbeinerne Laden vorhanden, z. B. zwei derselben im Archiv des Palazzo reale zu Palermo, dann ein Kästchen, welches die Geschichte des zweibeweibten Grafen Ludwig von Gleichen darstellt (vergl. „Curios.", Bd. III, S. 15, Tf. 2), das sich in der Blumenbach'schen Sammlung zu Göttingen befindet. Das königliche historische Museum in Dresden enthält mehrere kostbare, aus Ebenholz geschnitzte und reich mit Silber verzierte Schmuckkästchen, die seit dem 15. Jahrhundert immer ansehnlicher werden und aus denen dann seit dem 16. und 17. Jahrhundert ganze Toilettentische erwachsen sind.

Ein wesentliches Stück der Toilette aber ist der Spiegel, den wir schon auf den niederen Culturstufen antreffen. Die südamerikanischen Uquitos fertigen sich kleine Handspiegel aus einem schwarzen, fleißig polirten Harze. Die nordamerikanischen Jägerstämme kaufen begierig von den europäischen Handelsleuten kleine Handspiegel, die sie sich in einen Holzrahmen fassen, den sie mit Farbe, Schnitzwerk und Messingzwecken sauberhaft verzieren (s. „Culturgeschichte", Bd. II, S. 55). Die alten Azteken und Peruaner schliffen den schwarzen Obsidian zu runden kleinen Spiegeln zu. In der altasiatischen, ägyptischen und alteuropäischen Welt dienten runde Scheiben aus Metall, Bronce oder Silber als Spiegel, die mit einem plastisch verzierten Stiel versehen waren und deren noch manche in den Museen vorhanden sind. Seit dem 13. Jahrhundert erscheinen die Glasspiegel ziemlich häufig in den deutschen Gedichten und zwar wie es scheint als französisches Fabrikat. So heißt es im „Willehalm" (67, 12):

Deiner Jugend Schein
war der franzoiser Spiegelglas.

Auch in „Tristan" kommt der Spiegel häufig vor, und es heißt von Isalde: Sie war der Schönheit ein Spiegelglas. Dies scheinen jedoch nur Handspiegel gewesen zu sein. Erst seit dem 16. Jahrhundert erscheinen die Spiegel aufgehängt in den Zimmern; sie bestehen aber meist noch in kleinen runden oder ovalen Scheiben, denen durch einen Rahmen ein größerer Umfang verschafft wird. Der Fortschritt in der Glasfabrikation, namentlich seitdem auch Frankreich, Holland und Deutschland mit Venedig in Concurrenz traten, brachte die großen Prachtspiegel hervor, welche seit dem 17. Jahrhundert in den Boudoirs der Damen und den Gesellschaftszimmern erscheinen.

Der Fächer ist ebenfalls eins der Geräthe, welches den Menschen von den frühern Culturstufen an begleitet und über alle Theile der heißen und gemäßigten Zone verbreitet ist. So finden wir den Fächer aus dem Schwanze oder Flügel der Adler, Schwäne, Eulen und anderer Raubvögel bestehen, der an einem hölzernen Handgriffe befestigt und mit Leder und buntem Tuche besetzt ist (s. „Culturgeschichte", Bd. II, S. 55). In der heißen Zone, z. B. auf Ceylan, bedient man sich der großen Blätter z. B. des Talipotbaums zur Abwehr der Sonnenstrahlen oder zur Bewegung der Luft. In China faßt man die großen Blätter der Musa in einen Fischbeinrahmen und einen Stiel von Pfefferholz, eine Form, die auch auf griechischen Vasenbildern und pompejanischen Wandgemälden erscheint. Außerdem hat man auch Fächer aus bunten Federn, namentlich Pfauenfedern, die in einen Stiel halbkreisförmig gefaßt sind und die auch auf den altägyptischen Wandgemälden und Reliefs erscheinen. In China faßt man einzelne schmale Blättchen Elfenbein, Sandelholz, Schildpatt zu einer halbkreisförmigen Scheibe zusammen, die durch Schnitzwerk, eingelegte Arbeit und Malerei mannigfaltig verziert werden. Von China aus gelangten diese Fächer durch die Portugiesen und die französischen Jesuitenmissionäre mit so manchen andern Dingen nach Europa, welche die merkwürdige Veränderung im Geschmacke bewirkten und das sogenannte Rococo des 17. Jahrhunderts von Frankreich aus über ganz Europa verbreitete. Der Fächer ist im nördlichen Europa ausschließlich ein Geräth der Frauenwelt geblieben.

Der Stock ist Eigenthum der Männerwelt und in seiner höchsten Blüte als Scepter das Zeichen höchster Gewalt. Der Stock als Zierde findet sich schon bei den alten Babyloniern, in Europa aber erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts. Außer dem natürlichsten Stoff: Holz, Rohr, Rebe, werden auch animalische Stoffe, namentlich die Haut des Nilpferdes und Nashorns, sowie Fischbein dazu verwendet. Wie sich nun auf dem Haupte des Menschen der meiste Schmuck concentrirt, so wird auch auf den Kopf oder Knopf des Stocks die größte Sorgfalt verwendet und Horn, Elfenbein, Porzellan, Achat, Krystall, Korallen, sowie Gold und Silber in mannichfaltigster Gestalt und Fassung daselbst angebracht. Die Mode tyrannisirt selbst den Stock, der doch zur Herrschaft geboren, und gibt ihm bald scharfe Kanten, bald rundet sie ihn ab; sie verlängert oder verkürzt denselben und dehnt ihn ebenso in spindelartiger Dünne lang aus, als sie ihn zum kurzen Prügel erniedrigt, wie ihn die pariser Elegants zur Zeit des Consulats trugen.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch diejenigen Gegenstände näher betrachten, die, dem ernsten Gebrauch gewidmet, dann den Menschen zum Schmuck umgestaltet worden sind, wie Waffen und andere Werkzeuge.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Fero. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 100. Klagenfurt, Sonnabend, den 16. December. 1854.

Der Auerhahn. *)

Von Carl Müller.

Wenn auch mit dem Vorrücken der Cultur ein gutes Stück Naturromantik aus unserm Vaterlande verschwand, wenn mit der Entwaldung der Ebenen und Gebirge gleichzeitig manche schöne Blume, manches sonderbare Thier auf engere Grenzen beschränkt wurde, so ist doch noch immer ein gut Theil Natur übrig geblieben; die uns die Urzeit unseres Vaterlandes in die Seele zurückruft. Auerochse, Elenthier und Wolf sind zwar nach dem hohen Norden zurückgewichen, Bär, Luchs und wilde Katze haben fast nur die Schluchten und Urwälder unserer Alpen bezogen, Damhirsch und Schwarzwild leben nur noch in künstlichen Gehegen fort; dagegen sind Fuchs und Dachs, Reh und Hirsch nebst vielen andern aus dem Reichr der Säugethierwelt zurückgeblieben. Treue waren die Vögel der Urzeit. Wenn auch sehr beschränkt, durchirrt doch noch immer, eine Erinnerung an den Strauß der Wüste, der herrlicht Trappe unsere grünen Saatfelder, und verschiedene Hühnerarten, welche die Vorzeit in ungleich größerer Verbreitung kannte, durchwandern die Wälder unserer höheren Gebirge. Zu ihnen gehören als die verbreitetsten: das Haselhuhn (Tetrao bonasia), das Birkhuhn (T. tetrix) und der Auerhahn (T. urogullus), von dem Schneehuhn (T. alpinus) der Alpen, welche weit weniger in ihrer Natur verändert wurden, zu schweigen. Von diesen vier Hühnerarten ist der Auerhahn jedenfalls das edelste Wild, dessen Leben zugleich ein Spiegelbild seiner Verwandten ist.

Schon sein Name, der freilich richtiger Urhahn klingen würde, bezeichnet den Vogel besser, als irgend eine andere seiner Benennungen, die man hier und da als Ohrhahn, Waldhahn, Bergfasan, Krugel- oder Gugelhahn, Alphahn, Spillhahn, Federhahn und wilden Hahn kennt. Schon hinsichtlich seiner Wahnstätten verdient er seinen Namen. Wohin er sich zurückgezogen, daselbst darf man noch sicher ein Stück Urnatur erwarten, wo in tiefster Waldesstille die Seele dem tiefen Walten der Natur doppelt näher zu sein glaubt. Auf den Kämmen der Gebirge, wo dämmerlichte Buchendome neben knorrigen, bemoosten Eichen, düstere Nadelwälder neben lichten Birkenwaldungen rauschen, wo grüne, von klaren Quellen und frischen Bächen belebte Wiesen mit Haideplätzen lieblich wechseln und so gern sich der düstergraue Heidelbeerstrauch neben seinem hehreren, myrthenblättrigen Verwandten, dem Preiselbeerstrauche niedergelassen, an solchen Stellen, welche die Strahlen der Morgensonne am frühesten bescheinen und die Morgennebel am ehesten verlassen, wo der Thau auf weichen Moospolstern und lieblichen Farnkräutern demanten funkelt, da ist der Auerhahn der wachsame Sohn des Gebirges, welcher wie sein indischer Vetter, der Haushahn, die Poesie des Morgens zu würdigen weiß. So in unseren niederen Gebirgen, wie Thüringen, Harz u. s. w. Nicht anders nach den Schilderungen Fr. v. Tschudi in den Alpen. Das sind aber gerade die Stellen, wo uns die ganze, mährchenhafte Romantik des Waldlebens am unverfälschtesten entgegentritt, wo uns nach Waldesfrieden und Waldesschauer am ausgeprägtesten anmuthen, wo auch das Birkhuhn, weniger das Haselhuhn, an die Hochebenen Skandinaviens erinnert, wo Geier und Adler mit mächtigem Flügelschlage über Felsen und Wiesen schweben, wo uns die stolze Gestalt des Edelhirsches noch in ihrer ganzen Urkraft einmal aus dem Gebüsch entgegentritt und selbst dem Waldmanne in solchen Augenblicken das Herz wonnig erbebt, wo der Uhu am liebsten seine nächtigen Raubzüge unternimmt, wo überhaupt Alles an Urwald und Urnatur erinnert, in welcher der Urhahn seine würdige Stelle fand.

Aber auch seinem Ansehen nach verdient derselbe seinen Namen. Wie in dem Urachsen der Bjelowjeser Waldeinöde sich noch die ganze Urkraft der Vorzeit unseres Vaterlandes erhielt, so hat auch der Auerhahn etwas so Urfeisches in seiner ganzen Gestalt, daß es uns unwillkürlich in die Urzeit zurückversetzt. Die düstere und doch glänzende Färbung seines Gefieders trägt nicht wenig dazu bei, diese Urfrische zu erhöhen. Nach den vorgenommenen Messungen erreicht ein ausgewachsener Hahn im Allgemeinen eine Länge von 40 Zoll, eine Flügelbreite von 60 Zoll, und eine Schwere, welche bis gegen 20 Pfund betragen kann. Das Weibchen ist um ein Drittheil kleiner. Beide besitzen einen ziemlich kräftigen, hakenförmig gekrümmten, gelblichen Schnabel, schwarzbefiederte, daher versteckte Nasenlöcher, eine schwarzbärtige Kehle, dunkelbraune Augeneinge, welche mit einer kahlen, hochrothen und drüsigen Haut umgeben sind, einen beden-

*) Aus der Zeitschrift „die Natur."

tend abgerundeten, etwas keilförmigen Schwanz, kahle, braune, lappenlose Zehen, von denen die mittelste gegen 3⅞ Zoll mißt, endlich sporenlose und gänzlich befiederte Läufe. Dagegen weicht die Färbung Beider etwas ab. Obschon Beide mit weißen Achseln gezeichnet sind, so besitzt doch der Hahn eine schwärzlichere Färbung, welche sich vom Kopfe über die Brust und den Schwanz verbreitet. Diese düstere Farbe wird jedoch dadurch bedeutend gemildert, daß der Kopf in's Grüne, die Brust in's Violette schillert, der Schwanz mit großen weißen Puncten und gelben Einfassungen durchsetzt ist. Noch lebendiger wird die Färbung der Flügeldecken und Hosen. Sie fällt in's braune und weißgesprenkelte, wie sie den meisten Hühnerarten, z. B. dem Rebhuhn, eigenthümlich und durch schwarze Wellenlinien queergestreift ist, während die Schwungfedern an der Seite weiße Streifen besitzen. Dagegen nimmt die Henne eine mehr rostfarbene, schwarz und weiß gefleckte Färbung in allen ihren Theilen an, wodurch sie, wie es fast durchgehends in der Reihe der Vögel der Fall, als Weibchen zurücksteht, und das Männchen zugleich das starke und schöne Geschlecht ist. Auch unter den Birkhühnern bewährt sich dieses Verhältniß; die Birkhenne ähnelt selbst in ihrer Zeichnung auffallend der Auerhenne.

Merkwürdig genug, daß diese schöne Art des Hühnergeschlechts, welche eine so hohe Zierde unserer Gebirgswälder ist, sich so wenig mit dem Menschen befreundete, daß sie Haus und Hof ihrer menschlichen Landsleute lieber an den Truthahn Nordamerika's (Meleagris gallopavo) und an den calcuttischen Hahn (Gallus bankiva) Nordindiens überließ. Wenn auch hier und da ein einzelnes Thier, jung ergriffen, gezähmt wurde, so hat man doch noch von keinem größeren Versuche gehört, den Auerhahn an das Haus zu fesseln. Er ist eines der freiheitsliebendsten Geschöpfe, welches lieber, wie der Büffel Amerikas, das von der Cultur eingenommene Gebiet meidet und sich in die höchsten und dichtesten Wälder zurückzieht.

Es gehört schon ein glücklicher Zufall, aber ein wiederhaltes Besteigen der Gebirgskämme dazu, ihn hier zu belauschen, wenn er im gravitätischen Gange, aber mit großer Vorsicht, das Gebüsch verläßt, sich im Strahle der warmen Morgensonne auf den Haldekräutern erwärmt, oder wenn er sein Morgenfutter in würzigen Heidelbeeren, Preiselbeeren, Bromberren, Blätteeknospen, Eicheln, allerlei anderen Samen, Gebirgsschnecken, selbst Insecten u. s. w. sucht. Noch viel schwieriger ist es, ihn zu belauschen, wenn er in phlegmatischer Ruhe, doch mit scharfem Ohr dem geringsten Geräusche zugewendet, in den Wipfeln majestätischer Tannen, Eichen oder Buchen thront und damit zugleich seinen am Boden weilenden Hennen ein treuer Wächter ist. Jedenfalls ist es ein äußerst poetisches Familienbild, wenn der stolze, freiheitsliebende und doch klug prüfende Vogel in Mitten seiner Hennen, von tiefster Waldesstille umgeben, den Sultan im Harem spielt, und darin das Spiegelbild des eingebürgerten Hausbahnes in der jungfräulichen Natur unserer Gebirge wird. Mit diesen Eigenschaften paart sich auch eine ebenso große Heimatsliebe. Nicht leicht verläßt der Auerhahn sein Revier, in welchem er, wenigstens in der Balzzeit, gleich dem Birkhahn, den Alleinherrscher spielt, keinen andern seines Gleichen neben sich duldet, wenn er als Sieger aus wüthendem Kampfe gegen den Gleichen hervorging. Nur der Winter mit seiner Noth allein kann ihn zu einem kurzen Wanderleben bewegen, wenn ihm tiefer Schnee selbst das Nothwendigste versagen sollte. Doch findet er sonst überall seine Mahlzeit in den Knospen des Herbstes oder zur Balzzeit in frischen Tannennadeln, die freilich sein Fleisch, das man im Ganzen nicht besonders rühmt, nicht sehr würzen. Ja, man versichert, daß er sogar denselben Baum, eine hohe Tanne oder Buche, Jahr für Jahr, zum Standquartier beibehalte, wenn ihn Nichts davon vertreibt.

Bald jedoch erscheint ihm der Frühling, und mit ihm die schöne Zeit der feurigsten Liebe wieder. Sie beginnt ihm schon im März und April, wenn die Rothbuche ihr Laub entfaltet. In dieser Zeit ist es, wo er seinen lockenden Ruf an seinen Harem erschallen läßt. Der Auerhahn balzt oder falzt, sagt dann der Waidmann, den es jetzt hinaus treibt, den stolzen Herrscher mit seinen eigenen Waffen zu überlisten und der Küche zu überliefern. Ohne ihn würden wie überhaupt eine der seltsamsten Eigenthümlichkeiten des Auerhahns nicht wissen. Schon früh am Morgen, wenn kaum die Sonne den Horizont röthet, steht er bereits auf seinem Platze, des lockenden Rufes harrend. Vorsichtig schleicht er sich auf ein Paar hundert Schritt heran; aufmerksam lauscht er auf die einzelnen Töne seiner Liebessprache, von welcher er genau drei Abtheilungen unterscheidet: das Klappen, das eigentliche Balzen oder den Hauptschlag und das Schleifen. Jeder dieser Schläge ist ein eigenthümliches Gurren, welches nur des Waidmann's Stimmorgan wiederzugeben vermag. „Langsam und einzeln — schildert uns Fr. v. Tschudi diese Töne — dann immer schneller und anhaltender läßt er theils schnalzende, theils klappende Töne hören, bis am Ende ein sehr starker Schlag, der sogenannte Hauptschlag erfolgt, an welchen sich nun eine Menge zischender, dem Wetzen der Sense ähnlicher Töne reihen, die das Schleifen heißen und mit einem gezogenen Laute enden, wobei der Hahn gewöhnlich die Augen in seligem Behagen schließt." Sowie das Schleifen mit seiner darauf folgenden Verzückung eintritt, springt der kundige Jäger soweit als möglich an das Standquartier des Vogels heran, um ihn hier zum sicheren Schusse zu bekommen. Das geringste Geräusch jedoch vor und nach dem Schleifen würde ihm seine Beute für den ganzen Tag

Digitized by Google

entreißen. Iſt es ihm jedoch gelungen, ſich unbemerkt heranzuſchleichen, dann findet er den Hahn in jener ſeltſamen Verzückung, die Flügel ſchlaff herunterhängend, den Schwanz radförmig erhoben, während die lauſchenden Hennen mit einem ſanften bak! bak!, ihrem gewöhnlichen Rufe, aus nächſter Nähe ſüße Antwort und Verheißung geben. Dieſe Verzückung, ſagt man, geht ſo weit, daß der jetzt völlig taube Hahn ſelbſt einen Fehlſchuß überhört.

Dieſes ganze Gebahren, in welchem der Auerhahn die Brunſt ſeiner Liebe kund thut, ſteht nicht mehr allein in der Vogelwelt da, ſeitdem uns der deutſche Reiſende Robert Schomburgk von dem ähnlichen Liebestanze des prächtigen Felſenhähnchens (Rupicola elegans), eines Singvogels des engliſchen Guyana's, berichtete. Wie der Auerhahn in ſein Concert, ebenſo iſt dieſes liebliche Vögelchen in ſeinen Tanz auf ſorgfältig gewähltem Platze und im Kreiſe der aufmerkſam zuſchauenden Weibchen ſo ſehr vertieft, daß der Jäger wohl einige Stück aus ihrer Reihe wegſchießen darf, ehe es die Uebrigen bemerken und furchtſam davonfliegen. Auch der Birkhahn, der aber den Auerhahn an Schlauheit noch weit übertreffen ſoll, lockt durch ähnliche Töne und lächerliche Geberden ſeine Hennen zu ſich heran, während das Haſelhuhn nur ein helles Pfeifen ertönen läßt, ſonſt aber nur mit einem Weibchen in friedlicher Ehe lebt. Ueberhaupt beſitzt jede verwandte Art dieſes Geſchlechts, wie wohl die meiſten Vögel, ihre eigene Balzſtimme und ihre eigenen Liebesgeberden, unter denen jedoch, wie es ſcheint, die des Auerhahns die ſeltſamſten ſind.

Iſt nun ſein Liebesbund ohne weitere Gefahr geknüpft, dann bauen die treuen Hühner ihr Neſt im niederen Graſe und Gebüſch. Jede Henne legt 6—16 große roſtgelbe und braungefleckte Eier von der Größe der Hühnereier und brütet ſie binnen 30 Tagen aus, worauf ſie die junge Nachkommenſchaft aus dem, mit Geniſt und dürrem Laube leichthin gefertigten Neſte in die haldereichen jungen Schläge und dichten Schonungen entführt, wo ſelbſt ihr wachſamſter Sinn genug zu thun hat, ſie gegen vielfache Feinde, beſonders Füchſe, Marder u. ſ. w. zu ſchützen. Jedenfalls ſind die Jungen und Hühner ein delicater Biſſen, um ſo mehr, je mehr ſie ſich der Tannennadeln enthalten und leichtere, würzigere Speiſen vorziehen.

Doch haben wir noch nicht zu fürchten, daß uns auch dieſe ſchöne Erinnerung an eine waldreichere Vergangenheit durch die Cultur ſo bald entriſſen werden wird. Noch durchirren zahlreiche Gruppen beſonders die lieblichen Gefilde des Thüringer Waldes und die groteskern des Ober- und Unterharzes, obſchon ſie den ſüdeuropäiſchen Alpen bereits weit fremder geworden ſein ſollen. Nur die ſkandinaviſchen, überhaupt die nordiſchen Gebirge Europa's und Aſien's, in ſo vielfacher Beziehung noch heute mit der Vorzeit Deutſchlands verwandt, bergen in Menge, was einſt auch in unſerm Vaterlande in Fülle die Wälder zierte. Jedenfalls gehört es zu den intereſſanteſten Erinnerungen einer Gebirgsreiſe, mit dem kundigen Waidmanne die Stellen durchſtrichen zu haben, wo er in früher Morgenſtunde ſich an dem ſeltſamen Thierleben der Gebirgskämme weidete und nicht feetig werden kann, uns von Auerhahn, Birkhahn, Edelhirſch, Uhu und den übrigen Zierden ſeines Revier's zu erzählen, auf die wir zuletzt ſelbſt mit ihm ſo ſtolz werden.

Trübe Tage.

Es weckt kein Sonnenſtrahl mich auf dem Lager,
Ich wache auf mit ſchweren dumpfen Sinnen,
Der Spiegel zeigt mein Antlitz bleich und hager,
Mit mattem Aug' und trüb erſchlafften Mienen.

Verdrießlich an das Treibwerk meiner Tage
Schlepp' ich den matten Leib, und tret' und trete,
Ein ſtummes Antlitz ohne Wunſch und Frage
Giebt mich das Leben an, und weiſt die Kette.

Kein Sonnenſtrahl, kein leuchtender Gedanke
Durchbricht des Himmels ſchwere Nebeldecke.
O wär' ein Gärtchen mein mit enger Schranke!
Mein iſt der Wüſte ſchrankenloſe Strecke.

Ich meß' die Zeit nicht nach des Herzens Schlägen,
Was Sand der Uhr, ſind Worte nicht dem Munde,
Den Mittag kündet mir des Magens Regen,
Das müde Aug' mahnt, daß es Schlafens Stunde.

Selbſt meine Liebſte kann mich nicht erfreuen,
Der Schnupfen plagt ſie, und mich plagt ihr Schmollen,
Der trübe Tag macht's, daß wir uns entzweien,
Ich ziehe fort mit ſchlecht verhehltem Grollen.

Und Abends ſind Laternen angezündet,
Der Nebel deckt ſie, und ſie glüh'n vergebens;
Ich tritt in's Schauſpielhaus — mein Aug erblindet,
O Lampenlicht — du Sonne meines Lebens!

Dann in das Bett und in den Schlaf geſunken,
Da träume ich von ſchönen gold'nen Tagen,
Und ſehe Licht! und ſehe freudetrunken
Die ſtolzen Berge auf zur Sonne ragen!

O Sonnentag, du helle Himmelsbläue
O Saatengrün, ihr ſüße Blumendüfte,
Ihr Frühlingswunder alle, kehrt auf's Neue,
Umrauſcht, belebet mich ihr Zauberlüfte!

—l—

Notizen.

— Der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften iſt kürzlich Mittheilung von einer neuen Erfindung gemacht worden, welche zum Zweck hat, dem Zuſammenſtoß von Eiſenbahnzügen vorzubeugen. Herr Warin, von dem dieſe Erfindung ausgeht, glaubt damit ein unfehlbares Mittel auserſonnen zu haben, Wagenzüge, die ſich auf deſſelben Bahn begegnen, ſei es, daß ſie einander entgegenkommen oder einander folgen, am Zuſammenſtoß zu verhindern. Es ſoll nämlich die rechtzeitige Warnung, damit die Züge von den Locomotivführern gehemmt werden können, durch Pfeifen der Locomotive ſelbſt, die einem andern Zuge begegnet, gegeben werden, und zwar würde dieſes Pfeifen mittelſt des von dem Erfinder vorgelegten Planes durch die bloße Annäherung eines anderen Zuges von ſelbſt her-

Digitized by Google

vorgebracht werden. Die das Pfeifen erzeugende Wirkung soll, nach der angegebenen Berechnung, mindestens schon bei einer Entfernung von 2 Kilometer (ungefähr eine deutsche Viertelmeile) eintreten, zuweilen sogar, wenn die Züge noch 3 Kilometer von einander entfernt sind. Wenn also z. B. ein Zug unterweges durch irgend einen Anlaß aufgehalten oder verzögert worden wäre, und ein anderer Zug folgte auf derselben Bahn, so würde, wenn der letztere von dem erstern nur noch 2 Kilometer entfernt wäre, von der Locomotive des zweiten ein Pfeifen ausgehen und der Conducteur auf diese Weise zeitig genug gewarnt sein, um den Zug hemmen und jede Gefahr eines Zusammenstoßes vermeiden zu können. Würde der vordere Zug nicht angehalten, sondern nur in langsamern Gang gebracht, so würde das Pfeifen des nachfolgenden Zuges sich wiederholen, wenn derselbe nur noch 1 Kilometer von dem ersten entfernt wäre. Aus der Zeit, welche zwischen dem ersten und zweiten Pfeifen verflossen wäre, würde der Conducteur des nachfolgenden Zuges die Geschwindigkeit des vorangehenden zu berechnen und darnach die Bewegung seines eigenen Zuges zu regeln im Stande sein. Dieselben Verhältnisse sollen auch stattfinden, wenn die Züge sich entgegenkommen.

— „Mariposa Chronicle", ein Californier Blatt, bringt folgende Mittheilung über die Entdeckung eines Natur-Tunnels in der Sierra Nevada:

„Im Jahre 1851 machte ich einen Zug gegen die Indianer mit und beobachtete, daß einige derselben, welche wir verfolgten, in der Nähe eines gewissen Punctes am Anfange eines Thales verschwanden, und obgleich wir jeden Busch und Felsen in der Nachbarschaft untersuchten, so waren wir doch außer Stande, irgend Aufschluß über ihren Schlupfwinkel zu entdecken. Nach unserer Rückkehr wurde vom Major Summer einer geräumigen Höhle am Anfange des Yo-Semity-Thales Erwähnung gethan, und ich schloß alsbald, daß diese der geheime Aufenthalt der Indianer sei und richtete deßhalb meine Aufmerksamkeit auf jenen Punkt. Nachdem wir drei Tage lang gesucht hatten, ohne daß unsere Bemühungen ein Erfolg krönte, beschloß ich einen andern Weg zum Ziele einzuschlagen; der Zufall oder das Glück verschaffte uns jedoch was auf keine andere Art hätte erreicht werden können. Durch das Klettern unter verwitterten und bemoosten Felsen am Fuße einer hohen Klippe war ich so staubig geworden, daß mir ein Bad sehr noth that. Da ich in dem benachbarten Wasserfall oder Sturzbach, der an Höhe den berühmten Wasserfall des Himalaya übertrifft, Gelegenheit hatte ein Schauerbad zu nehmen, so begab ich mich dorthin.

Gewöhnlich kann man der Hauptmasse des fallenden Wassers nicht näher als auf 100 Yards kommen, wegen des Wasserdunstes der über und um den Kessel hängt; allein es wehte zur erwähnten Zeit ein starker Wind das Thal herauf und trieb den Gischt zur Seite, der meine Annäherung verhinderte. Ich stand im Begriff mich zu entkleiden, als ein Windstoß, stärker als irgend ein vorhergehender, vor meinen erstaunten und freudigen Blicken die lange gesuchte Höhle entschleierte. Ich vergaß die mir so nöthige Waschung, eilte zu meinen Begleitern zurück und machte sie mit der wunderbaren und glücklichen Entdeckung bekannt. Der Rest des Tages wurde auf Vorbereitung der Fackeln verwendet und nach einem saftigen Frühstück am andern Morgen begannen wir unsere Erforschung der Höhle.

Wir fanden keine Schwierigkeit in dieselbe einzutreten, obwohl uns der Wassersturz tüchtig durchnäßte, hinter welchem sich, geschützt durch einen Felsenvorsprung, ein nach der Höhle führender offener Raum zeigte. Ich habe keine Worte, um das Gefühl der Ehrfurcht zu beschreiben, die mich ergriff, als ich die Hallen dieses großartigen und wunderbaren Bauwerkes betrat, das nicht von sterblichen Händen aufgeführt ward. Alles was ich als Knabe in Romanen gelesen hatte, alles, was eine lebhafte Phantasie von einer unterirdischen Welt sich vorgemalt hatte, war zahm und gewöhnlicher Art, im Vergleich mit diesem hehren, staunenswerthen Werk der Natur.

Nach weiter! Mit brennenden Fackeln begannen wir vorsichtig unsern Marsch und bewunderten die eisigen Tropfsteingebilde, welche das Licht unserer Fackeln vervielfältig wiederstrahlten. Nur eine kurze Strecke waren wir vorwärts gedrungen, als uns im Felsen und auf einer mit Staub bedeckten Fläche Indianerspuren auffließen. Anfänglich erschracken wir über diese Entdeckung, allein nach einiger Ueberlegung nahmen wir an, daß Spuren an solchem Orte jahrelang frisch bleiben könnten, und außerdem ermunterte uns noch der Gedanke, daß die Spuren unsere Forschung erleichtern würden.

Dieses erwies sich als richtig; denn wären wir nicht der Indianerfährte gefolgt, so würden wir uns zuletzt in mehr als egyptischer Finsterniß befunden haben. Durch die Hoffnung ermuthigt, bald wieder Tageslicht zu erblicken, setzten wir unsern Marsch fort. Von Einem waren wir überzeugt, nämlich, daß die Höhle sowohl einen Ausgang wie einen Eingang haben müsse, denn ein starker Luftzug strömte uns immer entgegen, und unsere Fackeln brannten flackernd und rasch hinweg; zu rasch, denn unser Vorrath an Kienholz verschwand sehr schnell. Ich dachte daran durch Mike einen frischen Vorrath holen zu lassen, als wir, um eine scharfe Ecke des Durchganges biegend, zwei hohen kräftigen Indianergestalten von Angesicht zu Angesicht gegenüber standen. Es ist unmöglich, die Verwunderung und Wuth, welche aus ihren Gesichtern sprach, mit Worten zu schildern, und hätte es in ihrer Macht gestanden, so wären wir einem unvermeidlichen Untergange anheimgefallen. Aber nach einer Weile bemerkte ich, daß der Eine etwas spanisch sprach, und mit einiger Schwierigkeit gab ich ihnen zu verstehen, daß uns der „große Geist" durch den geheimnißvollen Weg geleitet habe. Darauf sagten sie mir in gebrochenem Spanisch, daß wir kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt hätten, daß etwas weiter voran ein ungeheurer Abgrund sei, den jedoch die Indianer mit Baumstämmen überbrückt hätten, welche wie nachher erforschten, und daß es noch andere Passagen gebe, die zu Seen und Flüssen führten, aber keinen bekannten Ausgang hätten. Sie erzählten, daß dieser Paß nur ihrem Stamme und uns bekannt sei; sie hätten zwar davon zu Major Summer gesprochen, aber ihm den Paß niemals gezeigt; sie seien die angesehensten Heilkünstler ihres Stammes und kehrten von einem Besuche des weißen Indianerstammes am östlichen Ende des Passes zurück. Sie gaben uns darauf einige ihrer Fackeln, sagten uns Lebewohl und schieden von uns. Erfreut über unser gutes Glück, setzten wir unsern Weg frohen Muthes fort. Wir fanden bald den furchtbar gähnenden Abgrund, in welchen wohl manches Opfer wilder Grausamkeit geworfen worden war; denn auf dem Boden entdeckten wir mit Hilfe einer hinabgeworfenen Fackel die Gebeine vieler menschlichen Wesen. Wir fanden auf unserm Wege keine weitern Hindernisse als einige massive Steinblöcke, die wir überklommen und am Morgen des vierten Tages gelangten wir in das Dorf der sogenannten „weißen Indianer" am östlichen Abhange der Sierra Nevada."

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Feed. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 101. Klagenfurt, Dienstag, den 19. December. 1854.

Der Pfeffer-Matthes.

Zum Advent. Von Carl Gutzkow.*)

Unter Führung eines Arztes, der an einer unserer berühmtesten Irrenanstalten wirkt, lernt' ich, an ihm empfohlen, kürzlich eine Menge jener traurigen Vorstellungen kennen, die den menschlichen Geist mit jener ausschließlichen Alleinherrschaft einnehmen, die wir Wahnsinn nennen. Blödsinn, Raserei sind die Folgen mehr oder weniger physischer Zustände; fixe Ideen aber, die mit der gesundesten Beschaffenheit des Körpers verbunden sind, drücken eine gleichsam nur auf Einen Punct zusammengedrängte Geisteskraft aus und flößen uns durch die Folgerichtigkeit des falschen Denkens, durch die Voraussetzung sich von selbst verstehender Natürlichkeit der Behauptungen und den damit verbundenen doch regelmäßigen Verlauf aller übrigen Lebensfunctionen, der sich nicht im mindesten auch von dem Aufenthalte an einem solchen Heilorte beirren und von seinen Gedanken abbringen läßt, das unheimlichste Grauen ein.

Unter vielen solchen Opfern der räthselhaften Bildung unserer Vorstellungen und der geheimnißvollen Bedingungen des Seelenlebens durch die Einwirkungen der Materie fiel mir beim Eintritt in einen von mehreren stillen Zimmergenossen bewohnten freundlichen und in auffallender Ordnung erhaltenen Raum ein sonderbares, mit keineswegs anziehenden, eher ängstlichen als in sich zufriedenen Mienen sich ankündigendes Männchen auf, das fröstelnd und zusammengekauert in einer Ecke saß und rings um sich her einen wunderlich durcheinandergeworfenen Apparat von Holzschnitzereien, Tannenbüscheln, Bändern, Nüssen, Goldpapierschnitzeln u. dergl. ausgebreitet hatte.

Das ist der Weihnachtmann! sagte der Arzt halblaut zu mir und machte mich auf die Arbeit des Irren, der sich nicht stören ließ, aufmerksam. Unverkennbar war das verhutzelte Männchen mit einer Weihnachtbescherung beschäftigt. Ein Messer hatte es in der Hand, mit dem es an kleinen Holzstäben schälte, von denen einige schon auf einem Bret zu einer Figur zusammengesetzt waren, die etwa einer sogenannten Pyramide gleichkommen mochte. Andere solcher schon fertigen Pyramiden, umwunden mit verwelkten gelben Tannenzweigen, standen neben ihm zu seinen Füßen. Die Aepfel waren verdorrt, die Nüsse halb verschimmelt, es schien eine ziemlich alte Bescherung zu sein, die der Irrsinnige hier noch immer wie eine erst in der Vorbereitung begriffene behandelte.

Ich sah eine Weile dem Treiben des Greises zu. Sein Schädel war kahl, das wenige Haar gebleicht, das dunkle Auge blinzelte einigemal scheu zu uns empor, es hatte einen stechenden Ausdruck, die Wangen und Hände waren faltenreich wie die neben ihm liegenden gedörrten Zwetschen, die er wie Edelsteine zu behandeln schien, so vorsichtig legte er eine neben die andere, gleichsam um sich nicht zu verwirren und im Hundertsten das Tausendste zu verwechseln. Seine zwei Mitbewohner, die wiederum auch ihren Sparren hatten, lachten. Doch waren sie in der ihnen beschiedenen Narrheit (der Eine trug von Papier alle Orden der Welt, der Andere war reicher als Rothschild, er machte sich ein Papiergeld selbst, das in allen Staaten der Welt einen weit über pari gehenden Cours hatte) so gutmüthig, daß sie mit dem wie es schien reizbaren Alten, dem Weihnachtmanne, wie ihn der Arzt genannt hatte, sich in aller Friedfertigkeit vertrugen.

Der zusammengeknöpfte Hausoberrock, die fröstelnden Bewegungen des Alten, die mit dem lachenden Sonnenscheln, der durch die Fenster fiel, in einem Widerspruche standen, der mir mehr rührend als komisch war, veranlaßten den Begleiter zu fragen: Macht's kalt?

Eine fröstelnd sich schüttelnde Bewegung war des Narren Antwort.

Was schreiben wir heute für ein Datum? fuhr mein Begleiter fort, weniger um auf die Consequenzen der Manie des Armen einzugehen, als um mir einen vollern Einblick in sie zu gestatten.

Bald Weihnachten, Weihnachten! war die Antwort.

Die beiden Mitbewohner, der mit Orden geschmückte und der Krösus, verzogen wieder die Miene und machten mit aller Vernunft geltend, daß wir uns heute noch in der schönsten Jahreszeit befänden, weit entfernt vom 18. Jänner, dem großen preußischen Ordens- und Krönungstage, wo Jener wiederum einen Adlerorden irgend einer neuen Classe zu bekommen hoffte, weit entfernt noch vom 1. October sogar, wo die Dividenden der unzähligen Anleihen ausgezahlt wurden, die die Fürsten Europas bei dem Andern aufgenommen hatten. Der Alte blieb dabei, die Weihnachtzeit wäre nahe im Anzuge und ein guter

*) Aus den „Unterhaltungen am häuslichen Herd."

Hausvater müſſe ſich rüſten, den Seinigen Freude zu bereiten. Er unterließ nicht, auf nähere Erkundigungen des Arztes alle die Perſonen zu nennen, für welche er die Weihnachtbäume, die ſchon fertig, ebenſo beſtimmt hätte wie die, die er erſt noch herrichten und ſchmücken wollte. Ein Theil dieſer Perſonen, flüſterte mir mein Begleiter zu, iſt todt; aber ſie leben in ſeiner Erinnerung; es ſind ſeine Kinder, ſeine Dienſtleute, ſeine Verwandten. Er iſt reich und kann hier nach Wunſch gehalten werden. Sein Zuſtand iſt die Folge des Geizes. Ich bin ſelbſt Zeuge geweſen, wie ſeine Manie entſtanden iſt. . . Und da immer noch das Klappern der Zähne des Alten, ſein Fröſteln und Reiben der Hände nicht endigen wollte, ſagte der Arzt: Sie machen's zu arg, Herr Matthes. Wir ſind erſt im September und Ihnen geht ſchon die ſchöne herrliche Weihnachtzeit auf. Laſſen Sie ſich doch bedeuten! Wir haben noch volle ſechs Wochen bis Martini und für Ihre Weihnachtbäume gehören ſich doch friſche Nüſſe. Die ſind dies Jahr noch gar nicht geſchüttelt worden. Aengſtigen Sie ſich nicht. Chriſtkindchen läßt Ihnen Zeit, diesmal mehr herauszurücken als gewöhnlich, Herr Matthes!

Der Alte ſchnitt ein ſauerlächelndes Geſicht. Unverkennbar war der Geiz in ſeinen Mienen abgeprägt. Er antwortete nicht, ſondern fuhr in ſeinem Bau von Weihnachtbäumchen fort und mein Gefährte ſagte einfach: Gehen wir weiter! Im Hinaustreten fügte er hinzu: Manchmal nehmen wir ihm den Kram fort, weil er ſich zu ſehr aufhäuft und den beiden Andern den Raum benimmt, ihre Ordensbänder und Staatspapiere auszubreiten; aber wie ein Biber bauen muß, weil er nicht anders kann, ſo muß der Alte Weihnachtbäume machen. Die Furcht vor dem Chriſtkind iſt eben ſein ſtiller Wahn. Pfeffer-Matthes nannten ihn die Leute in der kleinen Stadt, wo er lange Jahre hindurch eine einträgliche Spezerei- und Materialwaarenhandlung führte.

Neue Eindrücke unſerer traurigen Wanderung ließen den eben empfangenen in den Hintergrund treten, und ich wäre ſchwerlich dazu gekommen, den freundlichen Führer um die Geſchichte des Pfeffer-Matthes anzugehen, wenn mich nicht der Anblick ſeiner lieblichen und fröhlich ſich tummelnden Kinder darauf gebracht hätte. Ihr Vater war, als wir die Pforte des trauervollen Aſyls der Geiſteskranken hinter uns zufallen hörten, ſo freundlich mir anzubieten, mich auf der lieblichgelegenen Veranda ſeiner nahen Wohnung auszuruhen. Die Zurüſtungen des Kaffertiſches lockten traulich zu dem dichten Weinlaubdache hinüber, das ſich an die vom freundlichſten Abendſonnenlichte vergoldete Wohnung lehnte. Das berühmte Irrenhaus lag entfernt von der Stadt in anmuthiger bergiger Gegend, die Wohnung des Directors in ihm ſelbſt und der Aſſiſtenzarzt tauſchte vollends ſchwerlich mit einem Andern, ſo im Grünen und Heitern lag das kleine Häuschen, das er bewohnte mit ſeiner reizenden Fernſicht auf ferne blaue Berge und einen nahen, zierlich ſich ſchlängelnden, immer belebten Strom.

Gattin und Kinder boten einen freundlichen Empfang. Die Bruſt athmete mir auf von dem beklemmenden Druck des eben Erlebten und Geſehenen. Das humoriſtiſche „Man gewöhnt's" des Arztes milderte nicht ſogleich die Schauer, die noch nachbebten. Es wurde manches Wort über die Urſachen der Geiſtesſtörungen überhaupt geſprochen, über die Zunahme an Geiſteskranken in unſerer Zeit, über die Urſachen, die dafür wohl eben in der Zeit ſelbſt liegen mögen, über die veränderten Behandlungs- und Heilungsmethoden, die man jetzt befolgt, und Aehnliches. Das Gefühl, ſeiner eigenen fünf Sinne mächtig zu ſein, wirkt dabei in der That ſo troſtreich, daß man ſich bald ſelbſt in die wunderlichſten Erſcheinungen findet. So diente nun der Hinblick auf die Hausfrau, die eine glückliche Mutter war, auf die Kinder, die heiter und froh um uns her ſprangen und kletterten, mit einem großen Hunde ſpielten und auf der Teraſſe, die ſich den Berg hinunter abwärts abdachte, manche halsbrechende Kunſtſtücke aufführten, als Uebergang zu den Weihnachtfreuden und zu jenem närriſchen Alten, der ſo lediglich und ausſchließlich nur mit dem einzigen Tage im Jahre beſchäftigt ſchien, auf den der Glaube und die Liebe ſoviel Reize des Glückes und der Poeſie ausgeſchüttet haben.

Ja, der Pfeffer-Matthes, ſagte der Doctor. Das will ich Ihnen erzählen und kann es aus beſter Quelle, da ich beim Urſprung dieſer Narrheit zugegen war und mein Weibchen da wird wol auch nichts dagegen haben, wenn ich davon plaudere. Wenn man ſechs Jahre verheiratet iſt, kommt man nicht alle Tage auf die ſchöne Zeit des Brautſtandes zurück.

Die Gattin machte mit dem Zeigefinger eine jener drohenden Geberden, die nur Der verſtehen kann, der ſelbſt verheiratet iſt. Wer es noch nicht iſt oder wer überhaupt nicht heiraten will, dem ſagen wir nur, daß dieſe kleine Geberde etwa ſoviel ſagen will, als: Die Ehe iſt jener merkwürdige Lebensſtand, wo zwei Menſchen ſo nahe aneinandergerückt ſind, daß ſie gar nicht anders können, als ewig aneinander vorüberzuſtreifen und manchmal recht unſanft ſich zu berühren, aber auch der Stand wieder, wo man ſo nahe aneinandergerückt iſt, daß man ſich nichts nachtragen kann und auf eine Verſtimmung immer wieder ein Dutzend Gelegenheit hat, ſich einen herzlichen Kuß zu geben und ohne alles Nachtragen zu ſagen: Vergeben und Vergeſſen.

Der Doctor zog ſeine Cigarrentaſche und mich ermunternd, ſeinem Beiſpiele zu folgen, erzählte er folgendes Begebniß aus ſeinem Leben:

Es gab, begann er, vor acht Jahren einen grimmigen Winter, der Froſt war unerhört, der Schnee lag ſchuhhoch und knirſchte unter Fuß und Wagenrad. Das hinderte

Digitized by Google

mich aber nicht, von der großen Residenz, wo ich wohnte und meine Examina machte, zum Weihnachtabend drei Meilen weit in eine kleine Nachbarstadt zu reiten, wohin mich ein Weihnachtbaum zog, den mir schon ins dritte Jahr die liebste Hand auf Erden anzündete, die schöne — sehen Sie, wie zarte — Hand meines guten Weibchens da. Damals war sie meine Braut. Wie viel Mühe sie mir gemacht hat, sie als solche zu erobern, bewies ich unter Anderm dadurch, daß ich regelmäßig zu Weihnachten und gleich auch wieder zu Neujahr, und mochte ein Wetter sein wie da wollte, mich einfand bei der Bescherung und acht Tage darauf beim Punschnapf. Gewöhnlich bediente ich mich, um von in solchen Tagen meist verhinderten Kutschern unabhängig zu sein, eines gemietheten Pferdes. So ritt ich auch jenen Weihnachtabend meinem lieben Städtchen zu und glich, wie schon zweimal, wieder dem Knechte Ruprecht oder dem heiligen Nikolaus. Links und rechts am Sattel waren Bescherungen angebändelt; das rasselte und klingelte und klapperte um mich her von allerlei Blech, das ich den jüngern Geschwistern meiner Braut mitnahm. Hinten am Rücken des Kleppers quer über die Kruppe lag ein Gegenstand festgebunden, der mich zwang, sehr langsam zu reiten, ein Ungethüm mit vier Beinen in die Luft ragend, einfach ein Nähtisch von Mahagony. Wer den Reiter so in der grimmen Winternacht im Zwielicht fern hintrotten sah, hätte unsere Gesammterscheinung für irgend eine fabulose Species aus Raff's Naturgeschichte halten müssen. Im Mantel, hinten und vorn, waren noch packweise Thorner und Nürnberger Lebkuchen versteckt, kurz ich war ein berittener Weihnachtmarkt und hätte jedem Abällino, der mich vielleicht auf der einsamen Landstraße anzufallen die Winterlaune gehabt hätte, sicher wenigstens für seine hoffnungsvollen Kinder einen vortheilhaften Fang abgegeben. So kam ich langsam und wohlgemuth, zuletzt freilich trotz der Pelzstiefeln mit abgefrorenen Füßen und mit kläglich durchfriebbelten Händen in die Nähe des kleinen Städtchens, wo meine Gattin (ohne Kleinstädterin zu sein) das Glück gehabt hat, für mich geboren und erzogen zu werden. Mit einbrechender Dämmerung nahm der Frost immer zu, mein Athem thaute den Reif nicht mehr vom Barte weg, die Mähne meines Gauls war wie versilbert, und als die Nacht einbrach, standen die Sterne so glitzernd kalt am Himmel, so funkelnd lockend und doch so aller belebenden Wärme bar wie die schönen Augen einer herzlosen Kokette.

Meine Gattin mahnt aber, mich nicht bei poetischen Beschreibungen aufzuhalten. Also zur Sache.

Dicht an dem Städtchen liegt der Kirchhof, an dem ich vorüber mußte. Ich kann nicht verschweigen, daß das Läuten der Weihnachtsglocken vom Städtchen her mich innig ergriff. Ich ritt meinem Liebchen entgegen! Alles war so still in winterlicher Nähe um mich her und mein Herz so voll Sehnsucht und Kindheitserinnerung. Ich blickte voll von Rührung auf den schon in tiefnächtlichem Dunkel daliegenden Friedhof auf die stillen kleinen Schneehügel, die verschneiten Kreuze und Grabsteine, ich gedachte der Freuden, die da kommen und gehen, und wäre die sich dazwischen drängende Sehnsucht nach eurem warmen Ofen, eurem warmen Thee und gewissen noch wärmeren Küssen nicht gewesen, ich hätte Muße und Stimmung gehabt zu einigen recht dicktröpfelnden Thränen. Der Mensch ist nun einmal so. Was zu schön ist und zu reich, das macht uns weich u. s. w., u. s. w.

Schäme dich, daß du deiner Thränen spottest, unterbrach die Doctorin.

Er spottet ihrer nicht, vertheidigte ich den Erzähler, im neunzehnten Jahrhundert ist es eben Mode, von seinen Thränen nicht anders als nur scheelstlich oder gebrucht zu sprechen.

Lassen Sie ihn weinen! Er thut's nur in der Erinnerung.

Also der Kirchhof! wiederhohlte der Erzähler . . . . Wie ich so den sanften Glockenklängen über den leuchtenden Schnee hinüberlauschte seh' ich im Dunkeln unter den Gräbern und Kreuzen eine wandelnde Laterne. Lieber Gott, dacht' ich, da doch über den Friedhof nicht ein allgemeiner Weg geht, was ich sonst wohl leiden mag, weil es den Lustigsten manchmal erinnern muß, unwillkührlich an den Tod zu denken, so ist das gewiß ein armes liebendes vereinsamtes Herz, dem kürzlich irgend ein theures Angehöriges starb. Das denkt da nun im Schnee an der Weihnachtfreude der ganzen Welt, die ihm zu theilen nicht beschieden ist. Es hat's hinausgezogen in die kalte Winternacht und vom Grabe seines Theuern schaufelt's nun da den Schnee weg, um wohl einen Kranz darauf zu legen. Und wie gedacht, so war es fast. Wenigstens stand die Laterne still, mitten auf dem Friedhofe stand sie still. Einen Durchgang gab's hier nicht, ich kannte ja, gelt Malwina, ich kannte alle Wege in eurem Nest, die offenen und die geheimen ganz besonders. Also es war ein Trauernder. Natürlich ritt ich weiter, ritt ins Thor, ritt die Straße hinauf zu Liebchens Hause, pochte und kam just zu rechter Zeit zum Weihnachtbaum, den ich selbst noch schmücken wollte und der schon weit mehr für mich geschmückt war, — wie immer! Mein Gaul war im Stalle des Vaters, die Bescherung war vorüber, wir saßen schon traulich am warmen Ofen eines Nebenzimmers, verzehrten die kaum vom Ofen gekommenen Weihnachtstollen und wärmten uns an der Spende einer kräftig dampfenden Bowle, während die kleinere Welt nebenan den dunkelgewordenen Christbaum nicht mehr ansah voe Interesse an den Einzelnheiten der Bescherung, einem Interesse, das von Bewunderung, wie auch wohl sonst im Leben, zur Zertrümmerung überzugehen pflegt, — als wie plötzlich auf der Straße es laut

werden hörten. Stimmen sprachen durcheinander, Klingeln von einem Schlitten vernahm man und bald auch wurde heftig die Hausglocke gezogen. Mein Schwiegervater war, was auch ich werden wollte, Arzt. Ein Kranker oder Verunglückter! hieß es. Wir sprangen aus unserm traulichen Kreise auf und in der That begehrte man die Hilfe des Vaters. Eine Anzahl Menschen stand vor dem Hause und theilte sich die Thatsache mit. Auf dem Kirchhof ist Einer erfroren! hieß es. Es ist der Pfeffer-Matthes!

Mein Schwiegervater war schon in den Kleidern, mein Liebchen da hatte ihm schon den Pelz übergeworfen. Noch war die Möglichkeit, wie und wo der Pfeffer-Matthes, ein wie ich sogleich erfuhr, allgemein bekannter Mann, ein Wohlhabender der Stadt, dem man zum Spott einen Namen gegeben hatte, der von seinem Gewerbe kam, erfroren sein konnte, nicht erörtert, als ich mich schon dem Vater angeschlossen hatte. Bei der Nachricht, man hätte Herrn Matthes erfroren auf dem Kirchhofe gefunden, mußte mein Interesse nur wachsen. Schon im Gehen auf der Straße erzählte ich von dem Lichte, das ich auf dem Friedhofe gesehen. Indem waren wir bereits in das Haus des Verunglückten getreten, das eins der stattlichsten am Markte war.

Die Menschen, die die plötzliche Unruhe in der so stillen und nur von Kindertrompeten und Trommeln heute etwas alarmirten Stadt und die Neugier auf die Straße trieb, nahmen, sah ich wohl mit Befremden, zu dem Vorfall eine eigene Miene an. Wie ein Lauffeuer ging durch alle Anwesende, die uns begleiteten und sich in's Haus, in das man den Pfeffer-Matthes schon getragen hatte, mit eindrängten, eine Allen gemeinsame Auffassung des Vorfalls. Hat er's nun weg, der Geizhals? hieß es. Straft ihn seine Frau nun Lügen? Muß er nun wenigstens zu seinem Begräbniß herausrücken, der Heimtücker!

Eine Aufklärung dieser Bemerkungen zu bekommen war für mich nicht möglich, da ich mit dem Vater beschäftigt war, den Erstarrten in's Leben zurückzurufen. Man hatte ihn in sein Schlafzimmer gebracht, dies schnell geheizt, ihn dicht mit wollenen Decken umhüllt, unter denen man den Halbentkleideten mit herbeigeholtem Schnee, mit Spiritus und flüchtigen Salzen rieb. Die Dienstboten, die Ladendiener mußten zu diesem Hilfswerk angefeuert werden, ihre Freude an der Wiederkehr der Lebenszeichen war erst allmälig aufrichtig, erst der Erfolg ermunterte sie. Zu lange konnte der wie man sah nicht beliebte Mann nicht im Zustande der Erstarrung gelegen haben. Seine Kleider waren von der umgestürzten Laterne verbrannt. Man hatte vom Wege die Flamme gesehen, die den alten grauen Mantel ergriffen hatte, und so war die Hilfe von zufällig Vorübergehenden beschleunigt worden.

Unsern angestrengten Bemühungen gelang es, bis gegen Mitternacht die entschiedensten Zeichen des rückkehrenden Lebens zu gewinnen. Wir konnten ein leichtes Einflößen von heißem Thee verordnen und uns mit der Hoffnung entfernen, daß die gesteigerte Bettwärme bis zum Morgen das Werk der Wiederbelebung würde vollendet haben. Es war eine grimmig eisige Nacht, als wir erschöpft über die nun wieder todtstillen Straßen selbst die Ruhe und unser warmes Lager zu gewinnen eilten.

(Schluß folgt.)

Notizen.

— Man schreibt aus Thorn: Das angebliche Meteorsteinlager bei der Wolfsmühle nimmt fortwährend die Aufmerksamkeit auswärtiger Gelehrter und Naturforscher in Anspruch. Das neuerlich bekannt gewordene Urtheil eines namhaften Gelehrten, des Dr. Phöbus, Professors der Medicin in Gießen, über die angebliche Meteorsteinmasse wird daher interessiren, weil dasselbe den meteorischen Ursprung der Masse entschieden verneint. Zur Untersuchung war dem genannten Gelehrten von hier aus ein Fäßchen mit mehreren Stücken der angeblichen Meteorsteinmasse befreundeterseits überschickt worden. Seine Ansicht lautet: „Mein erster Gedanke nach dem Besichtigen des gesammten Inhalts des Fäßchens war, daß Alles rhrliche Schlacken seien, und man sich nur wundern müsse, daß ein so ausgezeichneter Mineralog, Geognost und Eisenhüttenmann, wie sel. Karsten, der Verfasser eines classischen Werkes über Eisenhüttenkunde, dies auch nur einen Augenblick habe verkennen und an Meteoriten denken können, — daß er noch mehr hätte stutzig werden müssen, wie die Analyse die Abwesenheit des Nickels ergab, welches im Meteoreisen nur selten und ausnahmsweise fehlt u. s. w. Mein College Ettling, Professor der Oryktognosie, welcher mich bald darauf besuchte, war ganz derselben Ansicht. Gestern Abends (das Schreiben ist vom 7. v. M. datirt) zeigte ich ein Paar Stücke in der oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde vor, wo auch einige in dergleichen Dingen nicht fremde Männer zugegen waren. Mein College Diefenbach, Professor der Geognosie, meinte, es wäre denkbar, daß es Eisenerze gebe, welche im äußern Wesen große Aehnlichkeit mit Schlacken hätten. Ich halte dies allerdings für ganz denkbar, da es ja andere, schlackenähnliche Fossilien gibt, z. B. das Hyalomelan, bezweifle jedoch, ob es Jemand gelingen wird, in dem vorliegenden Falle den Beweis zu führen, daß so etwas wirklich stattfinde."

— Nach englischen Journalberichten theilen die „Hamb. literarischen und kritischen Blätter" einige neue Entdeckungen in Bezug auf die assyrische Geschichte mit. Die Ausgrabungen des Herrn Taylor zu Umgheyer haben den architectonischen Plan der babylonischen und chaldäischen Tempel befriedigend erhärtet und den Beweis geliefert, daß sie Stock auf Stock gebaut gewesen sind, oben auf dem Gipfel mit einem einzigen Gemache als Sacristei — in Wahrheit völlig der Beschreibung entsprechend, die Herodot von dem Tempel des Belus gegeben hat. Ferner meldet Oberst Rawlinson in neueren Briefen, daß er den Namen Semiramis auf einer Statue des Gottes Nebo, die aus den Ruinen des Pallastes von Nimrod ausgegraben worden, gelesen hat. Semiramis scheint, nach einer Legende auf der Statue, in der That die Gemalin Pul's, des Königs von Assyrien, gewesen zu sein, desselben, dessen in dem Buche der Könige als Zeitgenossen Menahems, des Königs von Israel, erwähnt wird. Dieses würde die Semiramis 150 Jahre vor Nebukadnezar stellen, was eine merkwürdige Bestätigung der von Herodot erwähnten Tradition wäre, daß die Königin fünf Generationen, was 150 Jahren gleichkommt, vor Nitokris existirt habe. Aber die neueste und wichtigste Entdeckung in historischer und geografischer Hinsicht ist die eines neuen Obelisken im südöstlichen Winkel des großen Erdhügels zu Nimrod, aufgerichtet durch Schamasyhul. Dieser Obelisk enthält nämlich eine umfängliche Inschrift, worin der König Schamasyhul die Kriegsthaten schildert, mittelst deren vorerst er eine Empörung seines Bruders unterdrückte und sodann seinem Reiche neue Provinzen hinzufügte.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 102. Klagenfurt, Sonnabend, den 23. December. 1854.

Der Pfeffer-Matthes.

Zum Advent. Von Carl Gutzkow.

(Schluß.)

In aller Frühe war der Vater schon wieder am Markte bei dem Pfeffer-Matthes. Ich erfuhr gerüchtweise, daß der Gerettete schon aufgestanden war und hatte inzwischen mancherlei Anderes, was mich in Anspruch nahm. Zu Mittag, als der Mutter fast die köstliche Gans zu lange am Feuer stand, weil Papa nicht endlich heimkam, erfuhren wir, daß es mit dem Pfeffer-Matthes nicht so gut aussah, als man anfangs geglaubt hatte. Zwar hatte ihn der Vater schon auf und im rührigen Zustande gefunden, aber der Unfall hatte, wie seine Reden, sein Gebahren und Thun bezeugte, seine Geisteskräfte angegriffen. Gleich nachdem er aus dem Bette sich erhaben und kaum angezogen, war er in den Laden hinuntergegangen, hatte alle Kästen aufgezogen, hatte Rosinen, Mandeln, Backpflaumen zu kleinen Haufen gethürmt und wollte aller Welt bescheren. Seine Dienstleute staunten. Jedem versprach er goldene Berge und als der Vater zu ihm gekommen war, hatte er auch Dem versichert, daß er zu Weihnachten auf ihn rechnen könne, und daß Weihnachten noch gar nicht angebrochen wäre. Herr Matthes, Herr Matthes, hatte der Vater gesagt, hören Sie denn nicht nebenan in der Kirche singen? Es ist ja schon heute der zweite Gottesdienst. Matthes hörte auf keine Widerlegung, schüttelte den Kopf und versicherte, seine Frau hätte ihm die bittersten Vorwürfe gemacht, daß er den Kindern nichts gäbe, den Hausleuten nichts gäbe, die Ladenbursche auf das neue Jahr vertröstete und ähnliche Versäumnisse sich zu Schulden kommen ließ. Auf seine Bedeutung, daß Frau und Kind ihm ja längst gestorben wären, hatte ein offenbarer Irrsinn geantwortet. Die Nacht auf dem Friedhofe war nicht überwunden; das physische Wohl war da, aber der Frost hatte das Gehirnleben zerstört.

Der Zustand änderte sich nicht. Die Erben ließen nicht auf sich warten. Sie beantragten, den Zustand des Pfeffer-Matthes zu constatiren und dessen möglichen Folgen gerichtlich vorzubeugen. Man verwaltet sein bedeutendes Vermögen und läßt ihn nun hier auf der Landesirrenanstalt unter bequemen und ganz angenehmen Verhältnissen sein Wesen forttreiben. Er hat die Manie des Bescherenwollens, er schnitzelt und zimmert Christbäumchen, er schmückt sie und vergoldet Aepfel und Nüsse und holt nach, was er wohl an zwanzig Jahre seines Lebens versäumt hat. Denn der Pfeffer-Matthes war so geizig gewesen, daß er jede nothwendige Ausgabe auf ihr Minimum reducirte, jede, die er überflüssig nannte, ganz beseitigte. Wer ihn zu Gevatter bat, dem sagte er, es wäre merkwürdig, alle Kinder, denen er Pathe gestanden, stürben ihm. Wer ihn zur Hochzeit lud, dem erzählte er Geschichten über Geschichten, daß jede Ehe, wo er dem Jaworte beigewohnt, in Unfrieden geendigt hätte. Und weil er die Bescherung zur Christzeit, diesen ihm besonders fatalen Luxus, nicht vermeiden konnte und die üble Nachrede fürchtete, so schützte er, um die Weihnachtgeschenke zu vermeiden, den einst allerdings in die Weihnachtzeit gefallenen Tod seiner Frau und seiner Kinder vor, um sich von dem allgemeinen Feste der Freude dispensiren zu können. Seit Jahren hatte er eingeführt, daß bei ihm von einer Weihnachtzeit nicht die Rede sein durfte. Schon manche Dienstmagd hatte ihn deshalb verlassen, schon mancher Hausknecht, mancher Laufbursche und Ladendiener hatten die wahren Motive der traurigen und düstern Weihnachten in Pfeffer-Matthes Hause in Umlauf gebracht; er ließ sich nicht irre machen, er behauptete, seinem gefühlvollen Herzen, seiner nur dem schmerzlichsten Andenken gewidmeten Feiertagszeit dürfe kein Mensch mit Bescherung und ähnlichen Lustbarkeiten kommen. Um dann die Ausrede seines liebevollen Herzens zu Gunsten seines Geldbeutels auch ganz wahrscheinlich zu machen, ging er regelmäßig an jedem Weihnachtabend an das Grab seiner theuern Verblichenen, behauptete, daselbst, während Alle sich freuten, eine Stunde der schmerzlichsten Erinnerung zu weihen, und trieb diese Verstellung Jahr ein Jahr aus so consequent, bis einmal bei 20 Graden Kälte seine Pelzstiefeln und der alte große Mantel ihren Dienst versagten und der Wucherer mit seiner Lüge einschlief und erfror.

Zu Ende der Mittheilung des Arztes hatten sich die Kinder wieder eingefunden und der ernstkomische Eindruck, den die Erzählung hervorbrachte, war von der Kleinen harmlosem Sinne bald wieder verwischt. Dennoch konnt' ich nicht umhin, als ich dankend und zum Gehen mich anschickend mich erhob, zu bemerken: Diese Neuestes hat

Methode. Was zwanzig Jahre in dem ſtarren Geiſte als eine Lüge unterdrückt wurde, bricht zuletzt unbewußt mit der ganzen Kraft der niedergehaltenen Springfeder empor und macht ſich nun wie von ſelber geltend. Schade, daß dem Alten die bewußte Reue fehlt.

Wer weiß! bemerkte die Hausfrau. Ich kannte die Familie des Pfeffer-Matthes nicht, ich war zu jung; aber ich hörte, daß ſeine Frau eine brave und gute Seele war und daß der Geizhals ſchon ſeine Kinder regelmäßig um die Weihnachtzeit betrogen hat. Ich muß mir immer denken, daß ihm in jeder Weihnacht, wo er auf dem Kirchhofe an ihrem Grabe hockte und die Ausgaben berechnete, die er durch eine Lüge erſparte, dieſe gute Mutter ihm erſchienen iſt und ihm zugerufen hat: Du herzloſer Matthes, ich ſtarb dir ja keineswegs am heiligen Abend, und wenn auch, wie könnteſt du denn mein Andenken beſſer feiern, als indem du Andere glücklich machſt? Was mußt du denn mit der Trauer über mich auch Andere traurig machen? Und da hat ſie ihm denn gewiß in der Nacht, wo er erſtarrte und ſchon die Geiſterſtimmen hörte, befahlen, Alles wieder gut zu machen, was er am Chriſtkindchen je verbrach. So emſig würde er da oben nun nicht ſitzen und ſeine vergeſſenen Weihnachtbäume ſchnitzeln, wenn er nicht die ſchrecklichſte Furcht hätte. Das bleibt gewiß! Die Weihnachtzeit gehört den Frauen und den Kindern. Wehe Dem, der den Weihnachtmann, und wenn's bei der bitterſten Armuth wäre, nicht irgendwie in Nahrung ſetzt.

Da ſehen Sie, ſagte der Doctor beim Abſchied, ſo eine Frau weiß doch Alles zu ihrem Vortheil herumzukriegen. Der Alte da oben koſtet mir jährlich eine ganz hübſche Summe Geld! Red' ich das ganze Jahr meinem Weibchen von ſchlechten Zeiten, von Krieg, von Steuern, von Einſchränkungen und allen Plagen der traurigen Situation, in der ſich Europa gegenwärtig befindet, ſo bin ich das ganze Jahr damit auch am Platze und bekomme immer Recht. Zu Weihnachten aber, da erhalt' ich regelmäßig auf alle dieſe ſonſt ſo vernünftigen und höchſt gebilligten Klagen keine andere Antwort als die: Geh! Geh! Nimm dich in Acht, oder das Chriſtkindchen macht aus dir — auch ſo einen Pfeffer-Matthes!

Um die Nutzanwendung dieſes Stückleins allgemein zu machen, erzählt' ich es den Leſern der „Unterhaltungen“ noch zur rechten Zeit, zum Advent, wo man über das Weihnachtkurzet noch immer einen guten Entſchluß faſſen kann.

Zuruf.

Was jugendlich du immer magſt erſehnen,
Das beut das Alter dir in reicher Fülle;
Doch deiner Wünſche Kern wird and're Hülle
Umſchließen, als du thöricht mochteſt wähnen.

Zwar warm und rein bewahreſt du dein Hoffen,
Die ſchönen gold'nen Jugendideale;
Doch haſt du ſelbſt in reichſter Lebens Halle
Der Träume edles Urbild nie getroffen.

Was dir erglänzte in dem Rath der Freude,
Es trägt das trübe Grau der Tagesſorgen,
Die Fantaſie wird keinen Glanz mehr borgen
Und Freude kehrt ſich bald zu tiefem Leide.

Der Edelſtein um den du warbſt voll Liebe,
Er zeigt ſich bald als ausgeglühte Kohle,
Und überdrüſſig deiner Lebensrolle
Verſenkſt du dich in Alltagliebens Trübe.

Wenn du mit freud'ger ſtarker Kraft nicht immer
Geſtrebt nach dem bewährten Wahren, Schönen,
Das ſtets gefeiert ward in heil'gen Tönen
Und ewig rein uns ſtrahlt in hehrem Schimmer.

Albert Tonitz.

Frau Ida Pfeiffer's zweite Reiſe um die Welt.*)

Unter den weiblichen Perſonen, die, den ſeltenen Meteoren gleich, in der geografiſchen Welt aufgetaucht ſind, ſteht Frau Ida Pfeiffer, die berühmte Wienerin, in ihrer Art unübertroffen da. Sie iſt es, von der ein Carl Ritter das Urtheil fällte: „daß ſie als einzelne Frau unſtreitig, dem Umfange ihrer Pilgerfahrten nach, wohl die weitgereiſteſte ihres Geſchlechtes ſei; daß ſie in dieſer Beziehung in der That alle früherhin berühmteſten reiſenden Männer des Mittelalters, einen Venetianer Marco Polo, einen Moslemin Ibn Batuta, bei weitem übertreffe, denn ſie habe nicht nur wie dieſe drei Erdtheile der alten Welt nach den verſchiedenſten Richtungen durchwandert, ſondern auch die neuen Welten Amerika und Auſtralien beſucht und alle Oceane durchſchifft.“ So ſprach der große Reiſe-Hiſtoriker, nach ehe die kühne Pilgerin ihre letzte weite Reiſe vollbracht. Wir haben nun ſo eben die Freude gehabt, aus einem Briefe von ihr zu erſehen, daß ſie dieſelbe, ihre zweite Reiſe um die Welt, glücklich beendigt hat und nach einer Abweſenheit von 3 1/2 Jahren vor einigen Tagen in London angelangt iſt.

Indem wir aus den ſeit Jahr und Tag an uns gerichteten Brief der Frau Ida Pfeiffer eine gedrängte Ueberſicht der Richtung ihrer zweiten Weltreiſe zu geben wünſchen und uns vorbehalten auf die geografiſchen Ergebniſſe dieſer Reiſe zurückzukommen, wird es für diejenigen ihrer deutſchen Landsleute, denen ihre Perſönlichkeit und ihre mannigfaltigen Wanderungen noch unbekannt

*) Von Herrn A. Petermann in Gotha der „Wiener Zeitung“ eingeſendet.

sino, nicht überflüssig sein, folgendes zu bemerken. Außerhalb Deutschland ist ihr Ruf schon weitverbreitet und ihr Name zu den populärsten geworden.

In dem Vorwortr eines ihrer Reiseberichte erzählt uns Ida Pfeiffer, daß van Kindheit an sie einen leidenschaftlichen Trieb zur Wanderung gefühlt, welchem zu folgen ihre Familienverhältnisse lange nicht erlaubt hätten. Nachdem aber ihre zwei Söhne herangewachsen und als Kaufleute etablirt, sie selbst durch den Tod ihres Mannes unabhängig geworden war, erwachte ihr frühester Jugendtraum: „die Wunder der Schöpfung in allen Zonen des Erdballs sich zu eigener Anschauung zu bringen", mit größter Lebhaftigkeit. Da sie dem Alter nach schon dem vorigen Jahrhundert angehöre, also als einzelne Frau ohne Anstoß reisen könne, ihre Pflichten als Mutter erfüllt habe, ihre Söhne versorgt und glücklich sehe, kein anderer Beruf sie zurückhalte, so glaube sie, die Zeit sei gekommen, wo sie, ohne Vermessenheit gegen Gottes Güte zu handeln und bei dem Bewußtsein völligen Freiseins von Ruhmsucht und Eitelkeit, in der Verfolgung ihres Reisedranges sich in Bewegung setzen könne. Beschwerden, Gefahren, selbst den Tod fürchte sie nicht; sogar, wenn dieser sie auf der Wanderung ereilen sollte, würde sie ihm ruhig entgegen sehen und Gott innig danken für die schönen Stunden, die sie in Beschauung seiner Wunder verlebt habe. Mit dieser Gesinnung bittet sie den Leser, den Schein der Extravaganzen ihrer Reisen ihr nicht zur Last zu legen und sie nicht mit dem gemeinen Maße zu messen, daß ein solches Leben für eine Frau sich nicht ziemte.

„Und in der That", sagt Carl Ritter, „muß man ihrer Eigenthümlichkeit, als einer in ihrer Natur begründeten, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie setzt ihren frommen, ganz anspruchlosen Pilgerzuge durch die ganze Welt, zur Befriedigung ihres eigenen Herzens, und wie sie selbst davon überzeugt ist, ihrer Gefühle. Es bestätigt sich auch hier, daß die geistige Natur immer unendlich reicher ist in ihren Bildungen, als der künstliche Rahmen, in den der theoretisirende Mensch sie einzuzwängen sucht."

Ida Pfeiffer sparte alle ihre in einer langen Reihe von Jahren gemachten Ersparnisse zusammen und unternahm ihre erste Wanderung, die Pilgerfahrt nach Jerusalem und dem heiligen Lande. „Denn sie habe", sagte sie, „lange von dem unbeschreiblichen Glücke geträumt, jene Orte zu betreten, die unser Heiland durch seine Gegenwart geheiligt." Sie kehrte mit Entzücken über das Gesehene und ganz beglückt zurück.

Die gemachte Erfahrung, mit ihren mäßigen Geldmitteln, aber körperlich rüstigen Kräften weit mehr unternehmen zu können, drängte sie sehr bald zu einer zweiten Reise, und diesmal wählte sie im Jahre 1845 Skandinavien und die Insel Island zum Ziel, einer Reise, deren Beschreibung, wie ihre erste nach Palästina, auch im Druck erschienen ist.

Aber nun erst schienen ihr die Flügel zu einer Weltreise gewachsen zu sein, die sie in den drei folgenden Jahren, 1846 bis 1848 zurücklegte. Sie reiste über Amerika und Brasilien, fuhr um das Cap Horn, durchwanderte Chili, besuchte Otahaiti, segelte von da nach China und gelangte endlich nach Ostindien. Sie schiffte den Tigris hinauf zu den Ruinen von Babylon und Ninive und wanderte von hier aus durch die Mitte der sanft gefahrvollsten Länderstriche, durch das Kurdenland und Persien, überstieg den Kaukasus und durchwanderte das südliche Rußland. Von da kehrte sie über Constantinopel und Griechenland in die Heimat, „zum lieben Stefansthurm" zurück, voll der reichsten Erlebnisse und Erfahrungen, die sie in sehr einfach gehaltenen, aber anziehenden und höchst getreuen Schilderungen in einem Bericht niedergelegt hat, der zu Wien 1850 in 3 Bändchen erschienen ist.

„Sie, die einsame, waffenlose, schon bejahrte unscheinbare Frau, konnte ganz friedlich, meist wohlwollend, oft gastlich aufgenommen, die Mitte der rohesten Völkerhorden durchschreiten, durch Chinesen, Malayen, Hindu, durch Perser, Araber, Turkmanen, Kurden, Beduinen, Türken unangetastet hindurch. Sie wendete sich zunächst an die Frauen, trat mit ihnen in ihre niedrigste Hütte, nahm wie eine ihres Gleichen mit dem einfachsten Mahle vorlieb, gab kleine Hilfsleistungen, spendete den Kindern unbedeutende Gaben, lehrte sie manche nützliche Fertigkeiten, Reinlichkeit, erfreuliche Spiele, gab manche gute Lehre und Rath über häusliche Einrichtungen und gewann so auch die Duldung der rohesten Männer. Die wildesten Barbaren ließen die arme Pilgerin, von der sie nichts zu gewinnen hatten, nur mit ihrem Stabe in der Hand weiter durch die Einöde, oder von Hütte zu Hütte ziehen und größtentheils konnte sie, auch bei den ärmsten und niedrigsten Barbaren, auf die gastlichste Aufnahme rechnen.

Noch aber war ihre Reiselust, unzähliger Beschwerlichkeiten ungeachtet, nicht erschöpft; vieles war ihr noch zu sehen übrig, manche Länderstrecken unseres Planeten zu durchwandern und zu erforschen. Sie kam im Frühjahr des Jahres 1851 zu einer neuen Wanderung nach London, wo wir sie persönlich kennen lernten und zu einem möglichst umfassenden und mannigfaltigen Reiseplan zu ihrer zweiten Weltreise mitzurathen hatten.

Am 22. Mai 1851 reiste sie von London ab, und zwar zuerst nach dem Cap der guten Hoffnung, welches sie auf einem gewöhnlichen Segelschiffe, wo sie die einzige Passagierin war, am 11. August erreichte. Dem Reiseplan gemäß, wollte sie von hier aus in's Innere Afrikas vordringen, aber dieses erlaubte ihr geringer Reise-

Digitized by Google

fand nicht. „Ich sage", schrieb sie, „bezüglich der Reisen in das Innere des Landes schon manche Erkundigungen ein; man sagte mir allgemein, daß die Eingebornen überall sehr gut seien, daß ich als Frau gewiß viel weiter vordringen würde als jeder Mann, und man riet mir sehr, die Reise bis an die unbekannten Seen und auch noch weiter zu unternehmen. Und sammt all' den schönen Aussichten und Hoffnungen werde ich kein Land weniger bereisen als gerade dieses. Hier heißt es gleich: Wagen, Ochsen, Pferde, Esel kaufen, theure Führer miethen u. s. w., u. s. w., wie weit würde ich da wohl mit meinen 100 Pfund Sterling (ihre ganze Barschaft zu einer Weltreise von 3½ Jahren!) reichen.

Noch diesen Monat will ich eine kleine Reise mit holländischen Bauern nach Klein-Williams machen und diese Reise soll der Anfang und Schluß in diesem Lande sein." (Schluß folgt.)

Notizen.

— Man schreibt dem „K. v. u. s. D." vom Fuße des Fichtelgebirges: Von der königl. Grubenverwaltung zu Branshalz (im Landgerichtsbezirke Berneck gelegen und zum k. Bergamt Wunsiedel gehörig) wurde in diesen Tagen eine Quantität gediegenen Goldes in Form eines Kuchens, 6 Zoll im Durchmesser und einen reichlichen Zoll dick, über 5 Mark schwer, im Werth von circa 2000 fl., an die königl. General-Bergwerks- und Salinen-Administration zu München abgeliefert. Es ist dies das erste und erfreuliche Resultat des erst in neuester Zeit wieder in's Leben gerufenen Betriebs des dortigen Bergwerks auf Gold. Die in den dortigen Gruben reichlich und nachhaltig vorkommenden goldhaltigen Kiese berechtigen zu den besten Hoffnungen für die Zukunft und man glaubt mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß schon die nächstjährige Ausbeute das 10- und 12fache der eben erwähnten betragen wird.

— (Ein von der Wasserscheu befallener Cretin wird plötzlich klug.) Eine interessante Curiosität ist der Fall, den wir jetzt der „Gazette medicale" von Paris nacherzählen wollen. Niepce, ärztlicher Inspector der Bäder von Allevard, berichtet von einem Fall von plötzlicher Entwicklung von Intelligenz bei einem Cretin tieferen Grades während der Wasserscheu. Chauvet, so hieß der unglückliche Cretin, trug alle traurigen Symptome des Cretinismus klar an sich. Körperlich verunstaltet, war er auch geistig beinahe gar nicht entwickelt und zeigte in gemüthlicher Hinsicht nur etwas Zuneigung zu seiner Mutter; gefräßig, träge in allen Bewegungen, nicht wählerisch in seiner Nahrung, vegetirte er bis in sein 17. Jahr fort. In diesem Alter ward er von einem tollen Hunde gebissen. Die gewöhnlichsten Maßregeln wurden getroffen, aber 5 Wochen nach dem erlittenen Bisse trat dennoch die Wuthkrankheit — Wasserscheu — ein. Bei Eintritt der Aufregung, der Wuth fing der Cretin plötzlich zu sprechen an, mit einer Geläufigkeit und Besonnenheit, die seine ganze Umgebung in Erstaunen setzte. Er sprach über seine Leiden, sagte der Mutter und dem Bruder (ebenfalls ein Cretin), wie sehr er sie liebe, bat sie, ihn nicht mehr allein zu lassen, wollte den Ortspfarrer sehen, beklagte sich mit Thränen, daß er nie im Stande war, den Katechismus zu erlernen, gab an, daß das Licht ihm starke Kopfschmerzen mache, verspach der Umgebung, er werde sie nicht beißen. Als später ein heftiges Delirium eintrat, erzählte er Dinge, die sich vor mehreren Jahren zugetragen hatten und die ihn damals gar nicht zu interessiren schienen. Nach 5 Tagen starb er. Es ist noch hervorzuheben, daß bei einem eingetretenen Nachlassen der Aufregung auch die Intelligenz schwächer wurde. Dieser Fall erinnert sehr an jene Irre, welche in der Zeit der Aufregung ihre sonst langsame, wortarme Sprache in geläufiger, mit blumenreicher Eloquenz dahinströmen lassen, welche, früher anscheinend tief prosaisch, nun in poetischer Form und Art sich ohne Unterlaß ausdrücken, und welche oft treffende Urtheile über Dinge abgeben, welche in ihrem gesunden Zustande anscheinend hoch über ihrem geistigen Haeizonte standen. Jedoch ist nichts schwerer, als in das Innere eines Menschen einzublicken, und was bei höherer geistiger Erregung an's Tageslicht kommt, arbeitete oft, der ganzen Umgebung verborgen, lange schon im Gefunden, abgesehen davon, daß bei höherer Reizempfänglichkeit der Nerven und des Gehirns auch zahllose Vibrationen in diesen geistigen Sphären hervorgerufen werden, Anregungen zu Vorstellungen und Ideen, die bei geringerer Reizempfindung nicht erzeugt werden konnten. Aus dem hier Gesagten dürfte manches zur Erklärung des obigen Falles dienen.

— (Stummwerden als Folge einer erschütternden Gemüthsbewegung.) Ein interessanter Fall ist jener, den das Centralblatt für Naturwissenschaft und Anthropologie der Medicin, Zeitung Rußlands nacherzählt, über eine durch heftigen geistigen Eindruck entstandene Stummheit bei einem Bauer im Gouvernement Kiew. Derselbe ist jetzt 52 Jahre alt. Vor 25 Jahren nun kam er einst in betrunkenem Zustande nach Hause. Sein erzürnter Vater schimpfte ihn aus und sagte: „Daß Du stumm werden mögest!" Diese Worte machten auf Tholenka, so hieß der junge Bauer, einen heftigen Eindruck. Er legte sich schlafen und als er erwachte, hatte er seine Stimme verloren. Wie er versicherte, war seine Zungenspitze kürzer geworden, so daß er dieselbe zwischen den Zähnen nicht ausstrecken konnte (Krampf??). Alle übrigen geistigen Fähigkeiten waren ungestört. In diesem traurigen Zustande verlebte Tholenka volle 25 Jahre. Im Alter von 50 Jahren, am 18. November 1852, legte er sich schlafen. Durch qualvolle Träume beunruhigt schrie er im Schlafe heftig auf und erwachte. Als seine Frau ihn fragte: „Was ist mit Dir?" so kam es ihm vor, als ob plötzlich seine Zunge sich gelöst hätte, und die Stimme war zurückgekehrt. Er ward hierauf ärztlich untersucht und außer Unbedeutendem noch das gefunden, daß seine Sprache zwar unbehindert sei, bei häufigem Sprechen jedoch die letzten Worte mit sichtbarer Anstrengung und kaum merkbarem Stottern herauskommen. — Es sind solche Erzählungen auf jeden Fall nur dann zu berücksichtigen, wenn sie genau und unbefangen beobachtet und wissenschaftlich untersucht sind. Die gegebene hat Mehreres in sich, was die Unwahrscheinlichkeit mehr ausschließt, als bei vielen andern der gleichen Art.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(Vierundvierzigster Jahrgang.)

№ 103. Klagenfurt, Sonnabend, den 30. December. 1854.

Beitrag zur literarischen Thätigkeit Kärntens.

In den, der Wiener Zeitung seit dem Jahre 1853 wöchentlich beigegebenen „österreichischen Blättern für Literatur und Kunst" ist, neuester Zeit, eine statistisch bibliographische Uebersicht der Literatur der österreichischen Monarchie für den Zeitraum vom 1. September 1852 bis Ende December 1853 enthalten.

Dieselbe ist basirt auf die allwöchentlich in eben diesen Blättern eingerückten, und nach Fächern gruppirten Uebersichten der sämmtlichen literarischen Erscheinungen im ganzen Umfange des Kaiserstaates; und aus ihrer gedrängten und zum größeren Theile kritisch zusammengefaßten Darstellung wird ein klares und übersichtliches Bild der literarischen Thätigkeit nicht nur des gesammten Kaiserstaates, sondern auch der dabei betheiligten einzelnen Kronländer erhalten; das noch vervollständiget werden wird, durch später beizugebende statistische Tabellen u. z. 25 nach den einzelnen Wissenschaften und 15 nach den Kronländern.

Der Beitrag, welchen unser Land Kärnten zu den während des obbezeichneten Zeitraumes erschienenen 6874 (davon 2787 deutsch und 659 slavisch) Druckschriften geliefert hat, ist freilich nur ein sehr unbedeutender zu nennen. So finden wir Kärnten nur bei den Fächern in den Gruppen II. Theologie, Kirchengeschichte und Kirchenstatistik; III. Erbauungsschriften, Predigten; VIII. Unterrichts- und Jugendschriften und Gruppe XVIII. Schöne Literatur im Allgemeinen, wohin auch belletristische Zeitschriften gerechnet wurden, durch vereinzelte Erscheinungen vertreten; und namentlich in dieser letzten Richtung ward dem belletristischen Beiblatte Carinthia, was ihren Inhalt betrifft, sehr ehrenvolle Anerkennung zu Theil (Blatt 50. pag. 340.)

So wohlthuend für uns das gespendete Lob gerade in dieser Abtheilung ist, welche, was die im Allgemeinen verfolgte Richtung betrifft, nicht mit Unrecht scharf getadelt wird, so müssen wir doch sehr bedauern, daß bei den Gruppen VI. Naturwissenschaften und XVII. Haus- und Landwirthschaft, von gar keinen literarischen Erscheinungen in Kärnten, Erwähnung geschah; vielmehr dieses Land als ausnahmsweise hierin gar nicht repräsentirt aufgeführt erscheint; und doch haben wir allen Grund, die literarischen Leistungen gerade in diesen Wissenschaften zu den keineswegs unbedeutenden zu zählen.

Wir verweisen, was die Naturwissenschaften betrifft, nur auf das Jahrbuch des naturhistorischen Landes-Museums II. Jahrgang; herausgegeben von J. L. Canaval, gedruckt bei Frd. v. Kleinmayr 1853; das gewiß einen reichlichen Inhalt an durchgehends Original-Aufsätzen aufzuweisen hat, nämlich:

1. Die Reptilien von Kärnten.
2. Beitrag zur Flora des Lavantthales.
3. Ueber die Käfer der Umgebung von Sagritz und Heiligenblut.
4. Die Flora von Kärnten; deren Fortsetzung und Schluß in dem 1854 erschienenen III. Jahrgange dieses Jahrbuches enthalten ist.
5. Beiträge zur Mineralogie und Geognosie von Kärnten.
6. Entstehung und Wirksamkeit des naturhistorischen Museums von Kärnten.

Die Land- und Hauswirthschaft, sowie die Industrie hat ihre Vertretung in den monatlich bereits im 12. Jahrgange erscheinenden „Mittheilungen", herausgegeben von der k. k. kärnt. Ackerbaugesellschaft und dem kärntnerischen Industrie-Vereine, gedruckt bei Leon. — Und dieses Blatt bringt gleichfalls außer den Verhandlungen der beiden Gesellschaften, ziemlich zahlreiche auf selbstständige Beobachtungen und Erfahrungen gegründete Original-Abhandlungen über viele in unserm Gebirgslande heimische Zweige der Landwirthschaft und Industrie.

Diese beiden Druckschriften sind in der Periode erschienen, von welcher die besprochene bibliographische Uebersicht handelt und haben auch im laufenden Jahre ihre Fortsetzung erfahren, während das „Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten II. Band 3. Heft, die Jahre 785 bis 976 enthaltend, von Gottfried Freiherrn v. Ankershofen herausgegeben (Druck bei Leon 1854) unserem Kronlande eine ebenso ehrenvolle Vertretung in den Leistungen der Geschichtswissenschafe, wenigstens für die nächstfolgend bibliographische Uebersicht zusichert, die noch gewinnen würde; wenn das mit dem zweiten Jahrgange ins Stocken gerathene „Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, herausgegeben vom historischen Vereine für Kärnten (1851 bei Leon) die erwünschte Fortsetzung erhielt.

Digitized by Google

Wir wissen nicht, welchem Zufalle oder Uebersehen wir das Ignoriren dieser literarischen Erscheinungen zuzuschreiben haben; wir fühlen uns aber gedrungen, im Interesse des Landes die Aufmerksamkeit hierauf zu richten, damit der Antheil Kärntens an den zu so hoher Bedeutung herangewachsenen literarischen Bestrebungen Oesterreichs seine gerechte Würdigung erhalte. —inr—

Frau Ida Pfeiffer's zweite Reise um die Welt.

(Schluß.)

Von der Capstadt ging Ida Pfeiffer zunächst nach Singapore, um den Archipel der Sunda-Inseln gründlich zu durchwandern und wählte die größte und schönste der Inseln, Borneo, als ihr erstes Feld. Sie ging nach der an der Nordküste gelegenen englischen Ansiedlung Sacawak um von da aus durch das Gebiet der gefährlichen Dayaks nach den holländischen Besitzungen im Innern und an der Westseite der Insel zu gelangen. Man hatte ihr gesagt, daß es unter den Dayaks noch Stämme gäbe, die Menschenfleisch essen, aber das schreckte sie nicht ab. Sie fuhr den Strom Starran 70 englische Meilen aufwärts und dann 100 Meilen weiter auf dem Flusse Lupa, bis an das Gebirge Schamil. Ungefähr 20 Meilen vor dem Gebirge kam ihnen ein Kanot mit 4 Dayaks in größter Eile entgegen, sie schrien den Leuten auf den Prahn der Frau Pfeiffer zu, augenblicklich umzukehren, der nächste Stamm sei im Kriege begriffen und lasse Niemanden durch, auch sie seien auf der Flucht.

Frau Pfeiffer hielt mit ihren Leuten (sämmtlich Dayaks), von denen Einer etwas englisch sprach, Rath, und alle, Einer ausgenommen, wollten umkehren. Dieser Eine war voll Muthes und behauptete, diesseits des Gebirges unter den Flaggen des Rajah Brooke durch alle Dayaks-Stämme zu kommen, sein Herr sei unter ihnen zu beliebt, um einem seiner Diener zu schaden. Frau Pfeiffer stimmte dieser Meinung bei, die Flagge wurde aufgezogen und die Reise fortgesetzt. Nach Kurzem hörte man schon ein Geschrei in Begleitung des Tam-Tam und als man schnell um eine Ecke im Fluß bog, zeigte sich ein Bild, was wohl den beherztesten Mann hätte zittern machen können. Ein ganzer Stamm Dayaks, Männer, Weiber und Kinder, war auf einem niedern Hügel am Flusse versammelt. Als man des Prahns der Frau Pfeiffer ansichtig wurde, verdoppelte sich das Geheul (wahrscheinlich eine Art Kriegsgesang), die Musik und die Mimik. Im Vordergrunde waren einige 3 Fuß hohe Bretter aufgestellt und hinter diesen standen die nackten Wilden, bewaffnet mit ihren Parangs *). In der Mitte des Flusses, diesem Hügel gegenüber, lag eine kleine Sandbank. An dieser legte man an, und der muthige Rathgeber sprang in Begleitung einiger Bootsleute an's Land. Auch sie waren Alle mit Parangs bewaffnet. Nun begannen die Unterhandlungen, während welchen die Männer plötzlich sich in den Strom warfen und in großer Anzahl das Prahe umzingelten und in dasselbe einstiegen. Frau Pfeiffer wußte nicht, ob die Leute als Freunde oder Feinde gekommen, in welchem letztern Falle weder sie noch ihre Gefährten den Kopf auf dem Rumpfe würden behalten haben. Glücklicherweise währte die Ungewißheit nicht lange. Einer der Dayaks nahte sich der Reisenden, reichte ihr die Hand, half ihr aus dem Boote an's Land und führte sie in ein Zelt. Es war der Rajah des Stammes. Hier wurde sie gastfreundschaftlich empfangen und mußte sich in Gesellschaft der Weiber auf den Boden kauern und von verschiedenen aus Reis und Maismehl bereiteten Gerichten genießen, die alle sehr schlecht waren.

Nachdem sie sich unter diesem Stamm aufgehalten und ihre Sitten und Gebräuche kennen gelernt, wurde sie zum nächsten Stamme geleitet, und in dieser Weise gelangte sie tief in das Innere von Borneo, nach Sintang, welches gerade unter dem Aequator und in 111° 28' östl. L. von Greenwich liegt, von der Westküste etwa 140 englische Meilen entfernt. In Sintang, bis wohin noch wenig Europäer vorgedrungen, wurden sie vom Sultan auf das freundschaftlichste empfangen und späterhin auf einem seiner eigenen Boote auf dem großen Flusse Kapuas bis zur holländischen Stadt Pontianak gebracht, eine Reise von mindestens 250 englischen Meilen.

Eine zweite Reise machte Frau Pfeiffer nach den berühmten Gold- und Diamantenminen von Landak, bei welcher sie von der holländischen Residentschaft auf's Beste unterstützt wurde.

Von Borneo aus, wo die Reisende, wie sie schreibt, viel des Interessanten gesehen und regelmäßig in ihrem Tagebuche verzeichnet, ging sie nach Java und von da nach Sumatra. Hier unternahm sie zu Pferde eine Reise in das Gebiet der wilden Bataker und hatte sich den großen See Ager Tau als Ziel gesteckt. Ihr Weg führte aber durch Waldungen und Wüsteneien von solcher Beschaffenheit, daß sie sich genöthigt sah, das Pferd im Anfang dieser Tour zurückzulassen. Sie mußte durch sechs Fuß hohes Alang-alang (Savannengras) und durch reißende Ströme und Sümpfe, Alles ohne Fußbekleidung, welche gleich im Anfang stecken blieb. Nach einigen Tagen großer Beschwerden und Gefahren erreichte sie die ersten Dörfer der Bataker. Die Erscheinung eines europäischen Wesens in den freien Bataker-Ländern gehört unter die größten Seltenheiten, besonders seit dem Jahre 1835, in welchem sie zwei Missionäre getödtet und aufgefressen hatten. Auch unsere Reisende wurde mit schreck-

*) Parangs sind eine Art kurzer, breiter Schwerter.

lichen Geberden und Drohungen empfangen. Die Ruhe aber und das Vertrauen, welches sie zeigte, wirkten so auf die Wilden ein, daß sie sie nicht blos ruhig ziehen ließen, sondern sie überall freundlich behandelten. Durch ein volkreiches Land gelangte sie endlich in das herrliche Thal Silindong, das größte und fruchtbarste, was sie auf Sumatra gesehen, aber den großen See zu erreichen war ihr nicht möglich, da die daselbst wohnenden Stämme gerade Krieg führten. Sie war jedoch tiefer in das Battacker-Land vorgedrungen, als es bisher einem Europäer gelungen.

Von Sumatra aus besuchte Ida Pfeiffer die Molucken und beabsichtigte nach Neu-Guinea vorzudringen und dann nach Australien zu gehen, aber an der Ausführung beider Projekte wurde sie gehindert. Die Entdeckung des Goldes, der europäische Heißhunger nach demselben, und die daraus folgende Theuerung im Lande waren die Ursache, daß sie letzteres nicht besuchte. Dennoch kam sie in ein anderes „solch' verwünschtes Goldland", nämlich nach Californien.

Ein Amerikaner hatte ihr eine freie Ueberfahrt angeboten, und dieses Anerbieten nahm sie an. Obwohl sie 60 Tage nichts als Himmel und Wasser gesehen, so machte die Küste von Californien doch keinen freundlichen Eindruck auf sie. Die Stadt Francisco schildert sie als ein Wunderwerk, was im Ganzen wenig Einladendes hat. Der Luxus in Einrichtung, im Leben ist so groß, wie er nur immer in Paris und London sein kann; dabei herrscht ein Schmutz, eine Unsauberkeit auf den Straßen, daß jene von Constantinopel als Muster von Nettigkeit aufgestellt werden könne. Eine dicke Staub- und Sandlage decke den Boden, aller Unrath wird auf die Straßen geworfen, Kisten, Fässer, Reife und Flaschen, Kleider, Wäsche und Schuhwerk, todte Hunde und Ratten, liegen wir Kraut und Rüben durcheinander. Ein Gang in der Stadt sei eine Buße, ein Gang außerhalb derselben eine wahre Höllenpein, denn der Fuß müsse sich im tiefen Sand ermüden, das Auge nicht minder an dem kahlen leblosen Einerlei.

Nach verschiedenen Wanderungen in Californien schiffte sie der amerikanischen Westküste entlang nach Lima, durchwanderte einen Theil von Peru, besuchte die Quellgegenden des Amazonenstromes, reiste nach Quito in Ecuador und bis zum Chimborasso und Cotorari, von dort zurück nach Guayaquil, überschritt die Landenge von Panama, und fuhr von da nach Neu-Orleans. Daraus fuhr sie den ganzen Mississippi hinauf bis zu den St. Anthony-Fällen, von da auf Kreuz- und Querwegen zum Niagarafall, und endlich über Quebek nach Boston und New-York. Von hier schiffte sie sich wieder nach England ein und langte daselbst im Laufe vergangenen Monats an.

„Oh daß ich doch nur 10 Jahre jünger wäre", so schrieb die unermüdliche Reisende von Californien aus, „wie möchte ich die Reise noch mehr ausdehnen! Ueberall kommt man mir so hilfreich entgegen, daß ich weniger noch wie früher gebrauche, um recht viel zu sehen"!

Frau Ida Pfeiffer ist jetzt beschäftigt mit der Bearbeitung ihres Reise-Journals behufs der Veröffentlichung. Die Titel ihrer früheren anspruchlosen aber schätzbaren Reiseberichte sind:

1. Reise einer Wienerin in das heilige Land, im Jahre 1842. 2 Bände. Wien 1845.

2. Ida Pfeiffer, Reise nach dem Skandinavischen Norden und die Insel Island, im Jahre 1845. 2 Bände. Pesth 1846.

3. Ida Pfeiffer, eine Frauenfahrt um die Welt, 1846—1848. 3 Bände. Wien 1850.

Schlußworte.

Das Ueberkommene zu bewahren, es treu und unverkümmert den Nachkommen zu übergeben, ist eine heilige Pflicht, und nur das Gebot der Nothwendigkeit kann uns von derselben lossagen. Wenn der dermalige Redacteur der Carinthia, am Schlusse des vierundvierzigsten Jahrganges, die Schlußworte derselben schreibt, ohne auf den kommenden Jahrgang hinweisen zu können, so fühlt er die Pflicht, über die Beweggründe der Auflassung des Blattes Rechenschaft zu geben. Oder wäre dies vielleicht überflüssig, würde durch das Aufhören des Blattes nur einem allgemeinen Wunsche entsprochen? Wir glauben: ja! und nein!

Wir vernahmen von verschiedenen Seiten den aufrichtigen Ausdruck des Bedauerns über das Aufhören der Carinthia, sind jedoch weit entfernt, darin etwas Schmeichelhaftes für unsere Leitung des Blattes zu erkennen, da wir sehr gut wissen, daß dieses Bedauern nur dem Institute als solchen, das für eine bessere Zukunft gerettet werden sollte, nicht aber der zufälligen Gestalt der gegenwärtigen Carinthia galt. Gestehen wir es uns nur aufrichtig: Die Carinthia zehrte schon lange von ihrer Vergangenheit, von der Achtung und Theilnahme, die sie sich in früheren Jahren errungen hatte. Wir sagten: schon lange, und bei aller Bescheidenheit uns ermahnigen Selbstkenntniß müssen wir doch bemerken, daß die unleugbare sehr ehrenvolle und wohlverdiente Werthschätzung der Carinthia schon zu erlöschen begann, als sie sich noch in den Händen ihrer ursprünglichen Leiter befand. Wir führen dies nur an, um daraus hinzuweisen, daß nicht in der Leitung selbst, sondern in den veränderten Zeitumständen die Ursache des beginnenden und fortschreitenden Verfalles lag.

Die Carinthia wurde im Jahre 1811 gegründet. Es war die Zeit der Freiheitskriege. Mächtig erwachte das Selbstgefühl der Deutschen, die ihre Existenz als Nation erkämpften. Der Heimat wendete sich mit Vorliebe die Thätigkeit zu. Gleich nach ihrer Gründung bemächtigte sich diese Gedankenströmung der Carinthia, hier finden

Digitized by Google

wir den Namen Dr. Kumpf als rüstigen Vorkämpfer für heimatlicher Ehre, später — doch wie schreiben keine Geschichte der Carinthia. Es kam der Friede, und die Welt begann wieder sich wohnlich mit frischer Thätigkeit einzurichten. Die neu angefachte Heimatsliebe schaute mit dem Blicke der Liebe in die Vorwelt zurück, die ihr, früher vergessen von dem überlärmenden Kriegsgetriebe und einer vorwärtsstürmenden Geistesrichtung, mit dem Reize der Neuheit entgegenblickte. Da erstand vor dem forschenden Auge das Mittelalter, und die zerfallenen Burgen gewannen im „Mondenscheine der Romantik" neues Leben. Daneben aber baute der Sohn des neunzehnten Jahrhunderttes seine Felder, errichtete die auf Gewinn berechneten Fabriken, und — die Carinthia spiegelte in ihren historischen Forschungen, ihren novellistischen Dichtungen, ihren landwirthschaftlichen und technologischen Aufsätzen diese Richtung getreu wieder. Das war die Glanzperiode der Carinthia, und dieselbe ist enge verbunden mit dem Namen ihres vieljährigen Redacteurs: Simon Martin Mayr, der die Carinthia vom Jahre 1816 bis Juli 1850 „eine kaum viermonatliche verunglückte Unterbrechung abgerechnet" (siehe Nr. 52 der Carinthia vom Jahre 1850) somit durch mehr als vierundvierzig Jahre ehrenvoll und erfolgreich leitete. Unser sehr geehrter Freund und Vorsänger in der Redaction bedarf wahrlich unserer Anerkennung nicht — in der Culturgeschichte Kärntens ist sein Name verzeichnet — aber das Wort eines Fachgenossen dürfte denn doch Beachtung finden, wenn er erwähnt, welch' ein Fond von geistiger Kraft, Charakterstärke und glühender Liebe für den Zweck dazu gehöre, um die Leitung eines Blattes, unbeirrt von unvermeidlichen Unannehmlichkeiten, durch eine so lange Reihe von Jahren zu führen. Dornen hat das Lager eines Redacteurs genug, der Rosen wenig.

Diese Zeit des einstimmigen Zusammenwirkens aller patriotischen Kräfte ging jedoch auch ihrem Ende entgegen. Es kamen die dreißiger Jahre unseres Jahrhundertes, die wieder das politische Interesse in den Vordergrund stellten; dies Interesse fand zwar allerdings in den damaligen Zuständen der Journalistik nicht seinen Ausdruck, aber es absorbirte die geistige Thätigkeit der Schreibenden, die eben nicht mehr schrieben, und die Lesenden wendeten ihr vorwiegendes Interesse dem politischen Theile zu. Hiezu kam noch ein anderer durch die fortschreitende Entwicklung nothwendig herbeigeführter Umstand. In den früheren Zeiten fanden die historischen, schöngeistigen, landwirthschaftlichen und technischen Aufsätze in der kleinen Carinthia, ohne sich zu beengen, Raum genug sich zu entfalten, und es gewährte einen rührenden Anblick, wenn man neben liebegluhenden Gasteln hartau einen Aufsatz über Stallfütterung las; wie jedoch die einzelnen Richtungen erstarkten, fühlten sie sich beengt, und suchten ein ungehemmtes Sonderleben zu gründen. So entstanden die landwirthschaftlichen Mittheilungen, das Archiv des historischen Vereines, wobei noch zu bemerken ist, daß unsere bedeutendsten historischen Kräfte, Freiherr v. Ankershofen und Hr. Heinrich Herrmann, sich nach vieljährigen Vorarbeiten zu dem beinahe alle ihre Thätigkeit in Anspruch nehmenden Handbuch der Geschichte Kärntens vereinigten. Bei dieser Zersplitterung der Kräfte mußte das Interesse an der Carinthia ermatten, und sie sah sich, vereinzelte spaesame Mittheilungen abgerechnet, beinahe ausschließend auf das belletristische Gebiet angewiesen. In diese Zustände nun fiel das Jahr 1848 mit seiner ungeheueren Erschütterung und Erregung der Geister. Auch in das Gebiet der Carinthia fiel die Politik ein, und man versuchte ihren Namen dadurch zu retten, daß in diesem Blatte eben heimische Politik getrieben wurde.

Dies erwies sich jedoch als unhaltbar, da die Klagenfurter Zeitung, eben auch ein heimisches Blatt, alle politischen auch die Heimat betreffenden Artikel wieder an sich zog. Und so ward die Carinthia die unbequemste Beigabe, ein wahres Kreuz des Redacteurs.

Als der Gefertigte — doch lassen wir die langweilige Umschreibung — als ich am 1. Juli 1851 die Redaction der Klagenfurter Zeitung und Carinthia übernahm, machte ich mir keine Täuschung über die bedenkliche ja unhaltbare Stellung der Carinthia als Beigabe des politischen Blattes. Die politische Aufregung war allerdings erloschen, aber das politische Leben erstarkt, daneben nach und nach wieder der Sinn für jede andere menschliche Thätigkeit erwacht. Aber die vorwiegende Richtung blieb immer die politische. Ich hatte hierüber eigenthümliche Erfahrungen gemacht. Um den Namen Carinthia nicht als Ironie über einem Blatte stehen zu lassen, das nichts Carinthisches an sich hatte, versuchte ich manchmal Aufsätze, die Kärntens Gegenwart betrafen, und nicht streng politischen Inhaltes waren, der Carinthia einzuverleiben, und — die Verfasser fanden darin eine Art Zurücksetzung. Ein bedeutsamer Wink! Es gelang mir Aufsätze historischen Inhaltes über Kärnten zu erwerben. Die alte Theilnahme fehlte. Die Naturwissenschaften haben neuere Zeit ihren Einzug in alle populäre Unterhaltungsschriften gefeiert, ich öffnete ihnen mit Freuden die Spalten der Carinthia — da hieß es, es sei nichts Vaterländisches; es gelang mir naturwissenschaftliche Aufsätze mit besonderer Berücksichtigung Kärntens zu erhalten, ich erinnere hier nur an die musterhaften Aufsätze über die Witterung in Kärnten, von J. Prettner, sie gingen in bedeutende ausländische Zeitungen über, aber hier — doch darüber wollen wir schweigen, und nur bemerken, daß nicht der laute Erfolg der maßgebende ist.

Erzählungen, Novellen! war das Losungswort! Werden ja doch so viele interessante Erzählungen in Deutschland gedruckt, sollte es so schwierig sein, eine kluge Auswahl zu treffen? Ganz recht! nur bitte ich zu bemerken, daß der systematische Nachdruck verboten, und höchst unerfreulich ist. Es blieb demnach nur der Versuch übrig, mit heimischen Kräften die Lesefust zu befriedigen. Er wurde gemacht, und nicht mir, sondern dem Publikum steht das Urtheil zu.

Doch was mir nicht gelang, vielleicht wäre es einen Andern gelungen? Vielleicht! Nur Eines bitte ich zu bemerken, daß den größten Theil der Thätigkeit des Redacteurs nothwendig der politische Theil in Anspruch nimmt. Nun so möge die Carinthia einen eigenen Redacteur haben! Gut — die nothwendige einheitliche Leitung könnte zwar Schwierigkeiten bereiten, aber es wäre doch möglich, nur — und jetzt kommen wir zu dem Hauptpunkte: Sowie die Zeitung täglich erscheint, muß die Carinthia aufhören, sie muß sich aus einem selbstständigen Blatte in ein angehängtes Feuilleton verwandeln, denn sonst würde sie die Zeitung unnöthig verthuren.

Auf Wiedersehen im Feuilleton.

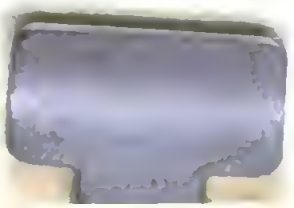
Vinzenz Rizzi.

Verantwortlicher Redacteur: Vinzenz Rizzi. — Verlegee: Fred. v. Kleinmayr.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.



Digitized by Google